

Vol VIII.

REALLEXIKON
DER VORGESCHICHTE

ACHTER BAND

Vol VIII

In. H. 20.781

81635

03/3202

Reallexikon der Vorgeschichte

UNTER MITWIRKUNG
ZAHLEICHER FACHGELEHRTER

HERAUSGEGEBEN VON

MAX EBERT
ORD. PROFESSOR AN DER UNIVERSITÄT BERLIN

ACHTER BAND
MALTAJA—NOPPENRING

MIT 196 TAFELN

VIII

74416



Berlin 1927

VERLAG WALTER DE GRUYTER & CO.

VORMALS G. J. GÖSCHEN'SCHE VERLAGSHANDLUNG — J. GUTTENTAG, VERLAGS-
BUCHHANDLUNG — GEORG REIMER — KARL J. TRÜBNER — VEIT & COMP.

M

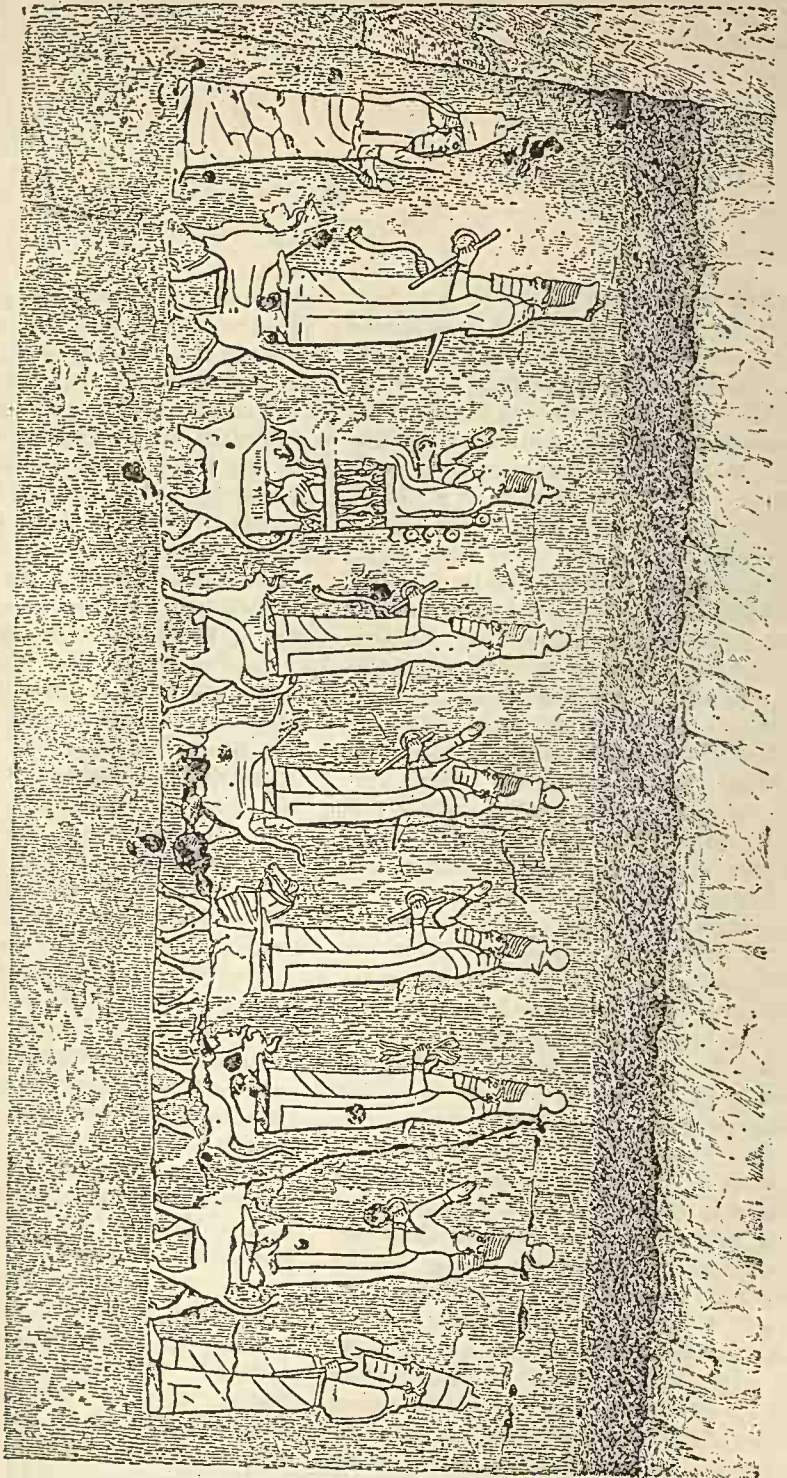
(Fortsetzung)

Maltaja und Bawian (Tf. 1—3). § 1. Maltaja, heiliger Ort in der Nähe n. von Ninive mit 4 Felsenreliefs, die von Rouet, Place, C. F. Lehmann-Haupt, zuletzt von Thureau Danguin, Dhorme und Nasse 1923 aufgenommen wurden. An einer n. gerichteten, 300 m l. Felswand, von links nach rechts bzw. O nach W gezählt, ist Relief A, in 3,50 m Entfernung Relief B (Tf. 1), mit 1 m Zwischenraum Relief C und 60 m weiter Relief D gelegen. Jedes Relief ist 3,50 m l. und stellt 7 assyr. Götter auf ihren heiligen Tieren stehend bzw. sitzend dar, linkshin gewendet und von dem assyr. König angebetet, dessen Figur vor ihnen und im Gegensinne hinter ihnen steht. Da Inschriften bisher nicht entdeckt sind und nur kleine Photographien der Reliefs vorliegen, ist nur die Bestimmung auf die Zeit der Sargoniden (7. Jh.) gesichert. Die Götter sind mit Ausnahme der weiblichen mit dem Schwert bewaffnet.

§ 2. Man unterscheidet 1. Ašur (s. A-usar) auf dem gehörnten, geflügelten Löwen mit Adlerhinterbeinen sowie auf dem Mušruššu (s. Mischwesen) stehend, Ring und Stab in der Linken, das Schwirrholtz (*šibirru* [?]) mit dem Tierkopfe abwärts in der Rechten haltend. Er ist gefolgt von der (2.) Bêlit (Ninlil), sitzend auf einem hohen Thron, den ein Löwe trägt. Der Thron, an dessen Rückseite 4 Scheiben befestigt sind, auf der Lehne eine fünfte, ist reich verziert: Auf einem Postament über dem Rücken des Löwen sind 2 Mischwesen, eine geflügelte weibliche Löwensphinx (?) und ein sog. geflügelter Skorpionmensch, linkshin schreitend; als hinteres Stuhlbein ein bärtiger Gott oder „Wilder Mann“, wohl mit einer Vase vor der Brust. Die zweite Reihe oben darüber (die Seitenlehne) enthält 5 Gestalten, dreimal den betenden König und 2 Stiermensen, mit erhobenen Händen die Lehne

stützend. 3. Gott auf geflügeltem, gehörnten Löwen und mit denselben Symbolen in den Händen, wie Ašur, ist darum ein Götterfürst, und zwar, wie schon C. Frank (LSS 2, 2 S. 14) vermutet hat und durch sein Symbol erwiesen wird (s. § 3), Sin (s. d.), dem in Assyrien als Stadtgott von Harran (s. d.) eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet ist. Die Vermutung Thureau Danguins (a. a. O. S. 194) für Enlil ist unwahrscheinlich, da ihm der Mušruššu oder der Schakal als Symboltiere beigegeben werden. 4. Der vierte Gott mit Ring und Stab in der Linken auf dem Mušruššu ist Nabu (s. Nabû), da Ašur durch den zweiten Mušruššu den höheren Marduk mit verkörpert. Für diesen Götterfürsten wäre auch das Schwirrholtz unerlässlich. 5. Gott mit Ring und Stab auf gezäumtem Roß ist Šamaš (s. d.), der Sonnengott, dem die Antike noch das Pferd beigibt. 6. Der Wettergott Adad (s. d.), mit flammendem, oben und unten gespitzten Dolchstab in der Linken und einem zweiflammigen Blitz in der Rechten, steht auf dem Stier und dem gehörnten, geflügelten Löwen. 7. Ištar (s. d.) auf dem Löwen, nur den Ring in der Linken, macht den Beschluß der Götterprozession, die seitlich vom anbetenden König eingefaßt ist. Der König steht links auf einer schiefen, den Göttern zu sich senkenden Ebene. Die Rechte umschließt einen Becher (?), wie Asarhaddon auf seiner Stele von Sam'al (s. d.) oder am Nahr-el-Kelb (s. d.), die Linke hält die Herrscherkeule (*palû*).

§ 3. Der gehörnte geflügelte Löwe ist dreimal, bei 1, 3 und 6, als Symboltier verwendet, der Mušruššu zweimal, bei 1 und 4, der Löwe zweimal, bei 2 und 7, das Pferd einmal, bei 5, und der Stier einmal, bei 6. Die Kronen (s. d. B) sind hohe, hörnergeschmückte Polos, oben mit Federrand. Als oberste Bekrönung hat Ašur (1) und Bêlit (2)



- 1
- 2
- 3
- 4
- 5
- 6
- 7

Maltaja und Bawian

Maltaja. Relief B. — 1. Asur; 2. Belt; 3. Sin; 4. Nabu; 5. Šamas; 6. Adad; 7. Istar. — Nach Rev. d'Assyr. 21.



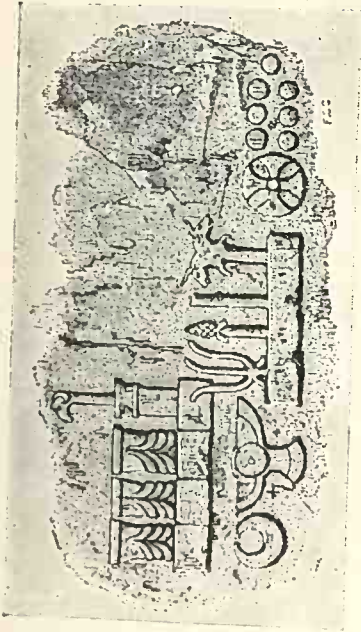
a



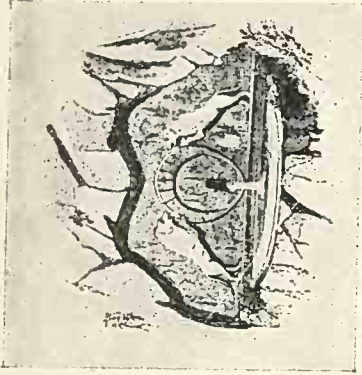
b

Maltaja-Bawian

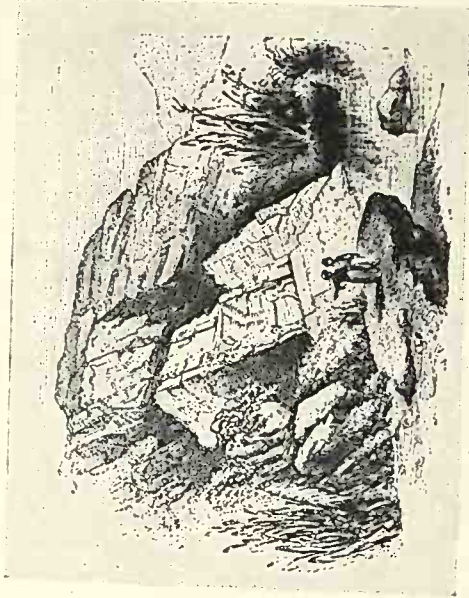
a. Relief von Ašur und Ninlil am Felsen von Bawian von König Sanherib (700) angebetet. Nach Meissner. — b. Relief der assyr. Götter von Maltaja, von Asarhaddon oder Assurbanipal angebetet. Nach Lehmann-Haupt *Armenien einst und jetzt* II 371.



a



b



c



d

Maltaja-Bawian

Pawian: a. Göttersymbole. Nach Frank. — b. Quelle mit Löwenreliefs. — c. Wilder Mann und Stierkolosse. — d. Relief mit Reiter, Götterprozession. Nach Layard.

die königliche Kegelspitze, Sin (3) den Halbmond in der Scheibe ([?] s. Thureau-Dangin Tf. 1), Nabu (4) eine flammende Scheibe (a. a. O. Tf. 3), Šamaš (5) die geflügelte Sonnenscheibe (a. a. O. Tf. 3, 4 rechts), Adad (6) eine flammende Scheibe (a. a. O. Tf. 3) und Ištar (7) einen sieben(?)strahligen Stern (a. a. O. Tf. 3). S. a. Götterbild E I, Göttersymbol E I, Mischwesen.

§ 4. Bawian, Felsreliefs, 36° 45' N und 43° 30' O Gr. gelegen, in einer Bergschlucht des Gomel-Baches. Sie wurden von Rouet und A. H. Layard (*Nineveh und Babylon*, dtsh. von Zenker, S. 155 [207] ff.) besucht und bilden das zweite Felsheiligtum Assyriens, durch Inschriften auf Sanherib (702—681) datiert. Die Felskulpturen sind folgende: 1. Kolossalrelief (Sachau S. 119) von etwa 10 m H. und Br. mit der Darstellung von 4 Figuren; König Sanherib betet zu den auf Tieren stehenden Gottheiten Ašur und seiner Gemahlin Bêlit (Ninlil), die Gestalt des betenden Königs ist symmetrisch hinter den Göttern wiederholt (Tf. 2 a). Das Relief ist durch Verwitterung und durch eingehauene Grabhöhlen teilweise stark verletzt (Layard *Monuments* II Tf. 51). — 2. Links davon (Tf. 3 d) ist ein Reiter in vollem Galopp dargestellt; hinter ihm steht eine Gottheit mit dem gehörnten Polos, gegenüber der anbetende König. Im oberen niedrigen Friese sind drei kleinere Göttergestalten, wie in M. auf Tieren stehend, gezeichnet. — 3—13. 11 Reliefs mit abgerundeter oberer Kante, den betenden König in Lebensgröße darstellend nach der Art der sonstigen Königsstelen. Über dem Kopfe des Königs befinden sich die Göttersymbole (Tf. 3 a). Drei Stelen sind mit einer Inschrift versehen (Rawlinson *Cuneiform Inscriptions of Western Asia* III 14). — 14. Felsrelief von etwa 8 m H. von zwei geflügelten Stierkentauren, die einander den Rücken zuwenden; zwischen ihnen der den Löwen würgende „Wilde Mann“ (Tf. 3 c). Oberhalb ist ein Fries mit dem Könige, der zwischen zwei Dämonen steht, mit Adlerkopf, Körper und Vorderfüßen des Löwen, sowie Adlerhinterfüßen, hoch aufgerichtet. — 15. Quellfassung mit zwei springenden Löwen in Relief, mit Becken davor (Tf. 3 b), von wo aus das Wasser durch eine Rinne in ein anderes

und mehrere weitere geleitet wurde. Außer diesen Skulpturen entdeckte Layard auch noch Reste von Gebäuden aus gut behauenen Steinen. Eine Aufnahme aller Altertümer ist von L. W. King 1913—14 gemacht, aber bisher noch nicht veröffentlicht worden.

Maltaja: Journ. Asiatic 4. Serie 7 S. 280f. Rouet; V. Place *Ninive et l'Assyrie* 1867 Tf. 45; Abh. Gött. Ges. Phil.-hist. Kl. 1907 C. F. Lehmann-Haupt; Thureau-Dangin *Les sculptures rupestres de Malta* Rev. d'Assyr. 21 (1924) S. 185ff. — Bawian: A. H. Layard *Nineveh und Babylon*, dtsh. von Zenker, S. 155 (207) ff.; A. H. Layard *Monuments* II Tf. 51; Sachau *Am Euphrat und Tigris* 1900 Abb. 25 S. 119. Eckhard Unger

Maiz (Vorderasien). Die Malzbereitung war im Zweistromlande wohl seit den ältesten Zeiten bekannt. Jedenfalls sind uns Rezepte zur Bereitung des Bieres, bei der das M. ein notwendiges Ingredienz war, bereits aus vorsargon. Zeit (ca. 2800 v. C.) erhalten. (F. Hrozný *Das Getreide in Babylonien* 1913 S. 154ff.; OLZ 19 [1916] S. 102.) S. a. Rauschtrank. B. Meissner

Mammut s. Diluvialfauna § 3, 4, 6; Jagd A § 1, 4, 5.

Mámoa. So heißen in Portugal und Galicien (Pyrenäenhalbinsel) die Tumuli, die die präh. Gräber decken. Es gibt eine große Anzahl von Varianten dieses Namens, wie z. B. *mamba*, *mamunha*, *madorra* usw. Wenn es sich um kleine Hügel handelt, sagt man *mamoinhas*. Alle diese Worte haben ihre Wurzel in *manma* (Busen, Brust), und der Grund für diese Bezeichnung liegt in der Ähnlichkeit der Form dieser kleinen, runden Hügel mit einer Brust. Alle Megalithgräber waren von *mámoas* bedeckt, viele davon sind heute durch Einwirkungen der Atmosphäre oder der Menschen verschwunden. Ihre Größe hängt von dem Grab ab, das sie bedecken. Sie sind fast immer kreisförmig, auch wenn das Grab eine längliche Form hat. Außer M. mit megal. Gräbern sind solche mit bronzezeitl. und eisenzeitl. Bestattungen bekannt.

Leite de Vasconcellos *Religioses da Lusitania* I (1897). J. de C. Serra-Ráfols

Mana.

A. Religion. Das melanes. Wort *mana* in der Bedeutung „Macht“, „ungewöhnliche Kraft“ ist ein religionsgeschichtlicher Terminus geworden und

bezeichnet eine an Menschen, auch Tiere oder Dinge, wie Nahrung, Werkzeuge und Waffen, gebundene Kraft, die sich gelegentlich in diesen Wesen und Dingen offenbart. Der Mana-Vorstellung liegt der Glaube an ein Bewunderung und Furcht erweckendes Etwas zugrunde, das aber keineswegs als ein persönliches Wesen, wohl nur bisweilen als eine Seele gedacht wird. So weit entfernt aber auch diese Vorstellung von der Idee eines höchsten Wesens ist — dem immer noch nicht ganz aufgegebenen Urmonotheismus —, so bewegt sie sich doch entschieden in Richtung auf das echt Religiöse. Da man eine nützliche und schädliche Eigenschaft des M. unterscheidet, so ruft diese Macht ein kompliziertes System von Verhaltensmaßregeln — rituellen Vorschriften — beim Menschen hervor, und sobald der Mensch die Mana-Objekte anthropomorphisiert, werden sie zu Wesen, denen er Gebete und Opfer widmet. So kommt der Mana-Vorstellung eine wichtige religionsgeschichtliche Bedeutung zu. Je nach dem Verhalten des Menschen dem M. gegenüber treten nun aber neben die Riten, d. h. das religiös-kultische Verhalten, Zaubermanipulationen, und so sehen wir auch hier wieder ein enges Verquicktsein von Religion (s. d. A) und Magie (s. d. A). Verwandt mit dem melanes. *mana* ist das *orenda* der Irokesen und das *manitu* der Algonkin-Indianer.

Literatur s. u. Tabu A.

Max Löhr

B. Soziologie.

§ 1. Voraussetzungen des Mana-Gedankens. — § 2. M. und böse Geister (Gefahr). — § 3. M. und Schutzgeister (erfolgreiche Betätigung). — § 4. Kraft und Erfolg. — § 5. Vom Menschen nicht überwachbare Feuerwirkung. — § 6. M. und Großhäuptlingsschaft. — § 7. Die Wirkung des Unpersönlichen. — § 8. Künstlich erworbenes M. — § 9. M. als Restzauber und seine praktische Anwendung. — § 10. M. in Verbindung mit anderen Ideen. — § 11. Auswirkungen des M. — § 12. M. und Fluch.

§ 1. Bei den meisten Ausdrücken, die dem Vorstellungskreis eines bestimmten Naturvolkes entlehnt sind, von der modernen ethnol. Forschung aber aufgenommen und verallgemeinert wurden, kommt es für die Feststellung der Bedeutung nur nebenher darauf an, was das Wort bei dem Stamm bedeutet, dem es entlehnt wurde. Wohl aber ist eine

Zusammenstellung der verschiedenen ähnlichen Vorstellungen wichtig, auf die von der Forschung mit dem betreffenden Ausdruck Bezug genommen wird. Nur so kann der Inhalt der in Frage kommenden Gedanken geklärt werden. Dies gilt von den Ausdrücken: Klan, Gens, Totem, Tabu usw. ebenso wie für M.

Die Bedeutung dieses Ausdrucks ist besonders durch R. R. Marett dadurch bedeutungsvoll geworden, daß sie von ihm als „Mindestgehalt für eine Religion“ gefordert wurde.

Ist diese Formulierung richtig?

Read (S. 121, 193) lenkte die Aufmerksamkeit darauf, daß man die Vorstellung des „außerordentlich Wirkungsvollen“ nicht bei den niedrigsten Naturvölkern findet, und daß man diese Gedanken daher nicht als Quelle der Ideen vom Übernatürlichen ansehen kann.

In der Tat scheinen die Mana-Vorstellungen und verwandte Gedankengänge erst in höheren Kulturen Boden zu finden. Man hat den Eindruck, daß sich erst an die Staffelung der Gesellschaft der Gedanke einer Staffelung verschiedener geistiger Kräfte knüpft, daß also die dahin zielenden Unterscheidungen und die dadurch bedingten Verfeinerungen des Denkens auch höhere politische Formen, komplizierte Unterscheidungen unter den Menschen selbst, die miteinander zusammen leben, zur Voraussetzung haben.

Man muß sich zunächst die Vorstellungen von anderen „Kräften“ ähnlicher Art klarmachen. Der südastral. Hexenmeister „wirft seinen bösen Zauber“ (*joias*) unsichtbar „wie der Wind“. Das Opfer konnte zunächst gar nicht wissen, wie es getroffen wurde, nur vor seinem Tode vermochte es zu sagen, wer der Urheber war. Eine solche Zaubermacht wirkt auf Entfernung wie ein Geschloß, nach der Analogie eines Speerwurfs. Hierbei handelt es sich um „Kräfte“, die dank ihrer besonderen Meisterung durch bestimmte Personen beherrscht werden. Das persönliche Moment, oder wenigstens die persönliche Kenntnis gewisser Kunstgriffe, steht im Vordergrund. — Hier haben wir Gedankengänge, die gewissermaßen „Vor-Mana“-Charakter tragen (Howitt S. 371).

Manchmal indessen geht die geheimnisvolle Kraft unmittelbar von den Dingen aus, wie die Hitze vom Feuer oder der Geruch vom Leichnam. So werden von den n. Stämmen des mittleren Australiens zwei Steine erwähnt, die einen Platz kennzeichnen, auf dem ein alter Mann und zwei Frauen starben, weil sie das Heiratsverbot brachen. Diese Steine gelten als so geladen mit gefährlichen Kräften, daß sie alle töten, die ihnen nahe kommen, außer alten Männern. Hier und da geht ein alter Mann heran und wirft Steine und Reiser auf den Platz, um die bösen Mächte dadurch niederzuhalten (Spencer und Gillen S. 472). Sie machen das so, als wenn sie ein Feuer oder einen Leichnam bedecken würden. Diese Gedankengänge kommen denen sehr nahe, die sonst, z. B. in Steinen, besondere Kräfte gebannt sehen (vgl. Lehmann S. 45 ff.). Geheimnisvolle Kräfte können aber auch in verschiedenen anderen Erscheinungen ruhen, wie z. B. in der Finsternis, in der Hitze, der Kälte, in Seuchen, in ruhelosem Umherziehen eines Stammes u. dgl. (Read S. 121). So erzählt Haddon (V 361) von den w. Inseln der Torres-Straße, daß Mißgeschick im allg. als Unglückszeichen von allg. Tragweite aufgefaßt wird. Ein Fischer, der sonst guten Fang machte, war verzweifelt, weil er einmal kein Glück hatte. Er dachte, daß er sich irgend etwas hatte zuschulden kommen lassen. Nachdem aber dann zwei Frauen in seinem Dorfe starben, war er getötet. Zweifellos hatten diese nämlich nach seiner Meinung etwas auf dem Kerbholz und waren der Rache der gefährlichen Mächte anheimgefallen, und sein Mißgeschick war gewissermaßen nur eine nebenhergehende Auswirkung. — Strömungen dieser geheimnisvollen Kräfte werden auch in Flut und Ebbe, im Wachsen und Schwinden des Mondes und im Wechsel der Jahreszeiten erblickt. Diese Naturerscheinungen können günstig oder ungünstig einwirken, je nachdem man glaubt, egozentrische Kausalbeziehungen aufstellen zu können.

§ 2. Der Ausbruch einer epidemischen Krankheit hatte unter den Eingeborenen eines gewissen Teils des w. Neu-Guinea Schrecken hervorgerufen. Mehrere be-

freundete Siedlungen pflegten daher von Zeit zu Zeit zur Vertreibung der bösen Mächte, der *Kugi*, große Zeremonien zu veranstalten, die sich in der Regel auf über zwei Tage erstreckten, während derer sämtliche benachbarten Siedlungen aufgesucht wurden, um die bösen Mächte zu vertreiben. Nachdem sich Männer und Frauen geschmückt hatten, nachdem gesungen und getanzt worden war, begab man sich singend und heulend gleich einem Heuschreckenschwarm den Bergabhang hinunter zu einer anderen Siedlung, wo Schweine abgeschlachtet werden sollten. Alle paar Schritte bleibt der Menschenknäuel stehen, stimmt einen neuen Gesang an und tanzt eine Weile. Die geschmückten Mädchen, die jeweils dem Zuge vorangehen, bleiben gleichfalls stehen und wiegen sich, die beblätterten Zweige schüttelnd, in den Hüften. Die bewaffneten Männer aber laufen in wilder Erregung hin und her, schwingen den Speer und drohen, die Pfeile abzuschließen. Von Zeit zu Zeit schießen sie auch in der Tat einen Pfeil in die Luft. Lautes Geheul folgt dem, und weiter gehts in rasendem Tempo singend und schreiend den Abhang hinab. So wiederholt sich einige Male dasselbe Schauspiel, aber immer wilder und erregter als zuvor. Manchmal macht der ganze Haufen halt und läuft schnell einige Schritte zurück und wieder den Berg hinauf. Dann schwirren unter lautem Geheul Hunderte von Pfeilen zugleich durch die Luft, um die bösen Geister, die *Kugi*, zu vertreiben, die hinten nachschleichen könnten usw. (Wirz S. 55 ff.). — Von den *Kugi* spricht man ohne nähere Definierung oder Unterscheidung und versteht darunter übernatürliche, mächtige und verderbliche Kräfte, die von mehr oder weniger menschlich gedachten Wesen ausgehen. Auch die Verstorbenen gehören hierher. Alles, was mit den *Kugi* irgendwie zusammenhängt, wird selbst so benannt, da ihre Kraft übertragbar ist. Insbesondere werden die Krankheiten, welche die *Kugi* hervorrufen, gleichfalls so bezeichnet. Indessen auch die vom Medizinmann angewandte Heilmethode. Selbst Krankheiten, die als Folge von Felddiebstahl oder Entwenden von Baumfrüchten

ausbrechen, also übernatürliche Bestrafungen geheimnisvoller Mächte, werden als *Kugi* bezeichnet. Doch ruft auch der Genuß des Totem-Tieres Krankheiten hervor (Wirz S. 59f.).

Auch unter den Bewohnern der Andamanen-Inseln gibt es Leute, denen besondere Kräfte zugeschrieben werden, „Medizinmänner“, die man als *oko-jumu* „Träumer“ oder als „einen, der von seinen Träumen her spricht“, bezeichnet (s. a. Häuptling). Obgleich auch Frauen diese besondere Kraft besitzen können, tritt sie doch bei Männern häufiger auf. Es ist bezeichnend, daß, während der größte Teil der alten „Traum-Männer“ jetzt tot ist, die jüngeren Leute, die Anspruch auf diese Stellung machen, sich nicht mehr durchsetzen können, weil infolge der Berührung mit den Europäern ein gewisser Skeptizismus Platz gegriffen hat. Die alten „Träumer“ konnten ihre Kräfte nur durch übernatürliche Mittel erlangen, nämlich durch Verkehr mit den Geistern. Ein Weg, um mit den Geistern in Verbindung zu treten, ist der Tod. Stirbt nämlich ein Mann, und kommt er zurück zum Leben, so ist er mit der Kraft ausgerüstet, um ein „Medizinmann“ zu werden. So scheint es, daß ein bestimmter Mann unter dem Aka-kora-Stamm seine Kraft in der Weise erlangte, daß er während einer schweren Krankheit ungefähr 12 Stunden lang bewußtlos war, und seine Freunde dachten, er sei gestorben. — Von einem Mann des A-pučikwar-Stammes wurde erzählt, daß er dreimal gestorben und wieder zum Leben kam. — Von einem anderen ist es wahrscheinlich, daß er an epileptischen Anfällen litt. — Einige wieder hatten Erscheinungen. So traf einer Geister im Urwald-Dickicht und soll auf diese Weise die besonderen Kräfte erlangt haben. Von Zeit zu Zeit begab er sich in den Wald, um sich mit den Geistern zu unterhalten, mit denen er befreundet war. Von einem solchen Besuch war er einst mit einem Schmuck von zerfaserten Palmwedeln zurückgekehrt, die ihm angeblich die Geister gegeben hatten. Dieser Mann stand im Rufe eines besonders mächtigen „Träumers“. — In geringerem Maß wurde die erwähnte Fähigkeit unmittelbar durch

Träume erlangt. Insbesondere kann einer in den Ruf eines solchen „Medizinmannes“ gelangen, wenn er in seinen Träumen Geister sieht oder Gespenster von Toten, die er kannte, als sie lebten, oder von anderen Wald- oder Wassergeistern. — Ein Mann kann auch gewisse zauberische Kräfte für sich in Anspruch nehmen, ohne daß dies von seinen Genossen anerkannt wird. Hat sich einer aber einmal damit durchgesetzt, so wird er von den übrigen respektiert, was ihm persönlich zugute kommt. Denn ein jeder sucht mit dem auf gutem Fuß zu stehen, von dem er glaubt, daß er im Besitz außerordentlicher Kräfte sei. So erhält z. B. ein anerkannter „Träumer“ einen guten Anteil an der Jagdbeute und allerlei Geschenke von denen, die sein Wohlwollen suchen. — Seine Kräfte hat der „Träumer“ besonders bei der Heilung von Krankheit und im Heranzaubern des gewünschten Wetters zu beweisen (Brown S. 176ff.). — Der Einfluß der Geister ist nicht notwendigerweise immer böse, und die Geister greifen nicht nur schädigend, sondern auch helfend in das Leben der Menschen ein. Wenn der Medizinmann Krankheit verursacht oder heilt, Regenstürme erregt oder besänftigt, so tut er es vermöge seiner besonderen „Kraft“, die er dank seiner Berührung mit der Geisterwelt erlangt hat (Brown S. 301f.).

§ 3. Um uns die Vorstellung von besonders wirkungsvollen Kräften klarzumachen, sei auf die Untersuchung an dem Stamm der Winnebago-Indianer von Wisconsin, einem Stamm der Sioux, verwiesen. In der Sprache der Winnebago sind die 4 Worte, die gewöhnlich gebraucht werden, wenn man von Geistern spricht: *Wak'an*, *wak' a' ndja*, *xop*, *waxop'i'ni*. Der erste dieser Ausdrücke scheint unserem Wort für „heilig“ gleichzukommen, während *wak' a' ndja*, der dem Omaha-Wort *wakonda* entspricht, „Donnervogel“ bedeutet, ein Ausdruck, der ursprünglich wahrscheinlich „den, der heilig ist“, bezeichnet. Das Wort *wak'an* heißt auch „Schlange“, denn die Schlange gilt unter den Winnebago als heiliges Tier und Geisterbote. Der Ausdruck *xop* scheint im Sinne von „Entsetzen“ oder „Selbstvergessenheit“ zu

verstehen zu sein und wird bei den Zeremonien angewendet, bei denen die handelnden Personen den Tanz zu einem Gipfelpunkt der Erregung steigern. Das letzte Wort endlich dürfte am besten mit „der oder das heilige“ übersetzt werden. Es ist ein Ausdruck, der vor allem auf Geister angewendet wird. Auch das Wort *wak' a' ndja* gebraucht man für individualisierte Geister. Alles, was irgendwie mit den Geistern zusammenhängt, wird als *wak'an* oder *xop* bezeichnet. Trifft ein Winnebago-Mann irgendeinen ungewöhnlich geformten Gegenstand, so bietet er ihm Tabak an. Fragt man ihn, warum er das tut, so wird er antworten, daß der Gegenstand *wak'an* ist. Damit meint er, daß er „heilig“ ist und wohl auch die Macht besitzt, eine besonders erfolgreiche Wirkung auf ihn auszuüben, also ähnlich wie ein Geist, ein *waxop'i'ni*. Solche „heiligen“ Gegenstände werden als Erscheinungsform eines Geistes gedeutet, vermöge einer Veränderung, die er eingegangen war, oder als ein Ort, in dem er Wohnung nahm. Wenn ein Winnebago einen Fluß oder einen See durchschreitet, so wirft er Tabak in das Wasser als Entgelt für die Benutzung und pflegt Gebete dabei auszustößen, damit keine Stürme sich erheben und er auch sonst nicht zu Schaden kommen möge. Wasser, Berge, Seen usw. spenden Segen (s. d.) oder gewähren Schutz in ihrem Bereich. Die darin wirksamen Kräfte befinden sich in der Hand nur einiger weniger Geister. Manchmal besitzen aber verschiedene Geister die gleichen Kräfte. Von besonderer Bedeutung sind dabei die Schutzgeister. Während theoretisch ein jeder Winnebago seinen eigenen Schutzgeist besitzt, besteht doch eine deutliche Tendenz, diesen zu vererben. Namentlich erscheint die Ausübung bestimmter Kräfte, wie z. B. Erfolg in der Jagd oder beim Fischen, verbunden mit gewissen Geistern. Der Junge, der ein erfolgreicher Jäger oder Krieger wird, erlangt diese Eigenschaft dadurch, daß er das tut, was seine Eltern ihn lehren, gewisse Übungen verrichtet, namentlich fastet und den Geistern Opfer darbringt (Radin S. 281 ff.). — Aus diesen Auffassungen ergibt sich, daß hier die „wirkungs-

vollen Kräfte“ vollständig losgelöst von dem Menschen und den Dingen aufgefaßt werden, als etwas „Transzendentes“ oder „Metaphysisches“: die Welt ist dualistisch gespalten, ein beständiges Hin und Her zwischen Menschen und Dingen einerseits und den Geistern andererseits beherrscht alles.

Das M. ist letzten Endes auf die Gloriole des Erfolges zurückzuleiten, insbesondere aber auf die Reflexionen, die angestellt werden, wenn jemand etwas Ungewöhnliches oder unmöglich Erscheinendes erfolgreich durchgeführt hat. Aus diesem Grunde verlor ein Großhäuptling der Maori, wenn er vom Feinde gefangen wurde, sein M. Den Gedanken eines übertragbaren „Fluidum“, das im allg. mit körperlicher Berührung, mit allerlei Absonderungen und Resten zusammengebracht wurde, lernen wir in dem Artikel *Idol* (A I § 2) kennen. Seine Steigerung erhielt dieser Gedanke zweifellos durch die Überschichtung mit kulturreicheren und begabteren Stämmen. Es ist darum kein Zufall, daß gerade unter den Polynesiern diese Vorstellung besonders in Blüte schoß. Ein Geranke von Gedanken knüpfte sich daran. Aber auch im polynesischen Gebiet ist die Vorstellung nicht auf Menschen beschränkt, sondern bezieht sich noch auf Gegenstände besonderer Art, wie z. B. auf Steine oder Geistererscheinungen. Ohne diese soziale Verknüpfung finden sich ähnliche Gedankengänge, z. B. bei den Krähen-Indianern in der Form des *maxpé* und bei den Eкои als *njomn* (Lowie S. 76).

§ 4. Nach A. R. Browns Ansicht (S. 264 ff.) wird auf den Andamanen-Inseln allen denjenigen Gegenständen eine schützende Kraft gegen Übel zugeschrieben, „die zum Wohl der Gesellschaft beitragen“. Die Stärke ihrer Schutzkraft hänge von der Bedeutung ab, die sie tatsächlich für die Gesellschaft haben, und die Art ihres Schutzes stehe mit der Art von Dienst in Zusammenhang, den sie der Gesellschaft erweisen. Wenn z. B. eine Lehm-Art, genannt *odu*, dazu verwendet wird, den Körper eines Trauernden zu bemalen und dieses Bemalen auch ein äußerliches Zeichen der Trauer darstellt, wenn dieser

Lehm weiterhin bei gewissen Zeremonien der Jünglingsweihe verwendet wird und auch sonst dazu, um bestimmte Muster (*erapuli*) auf den Körper zu zeichnen, wie das nach dem Genuß gewisser Speisen, insbesondere von Schweine- und Schildkrötenfleisch, üblich ist, so findet das statt, um Gefahren zu begegnen. Bei diesen verschiedenen Gelegenheiten nämlich, sagen die Leute, wird man „heiß“ (*ot-kimi*). Damit aber deutet man etwas Besonderes an: der Körper soll nämlich gemäß der Ansicht der Eingeborenen nach dem Genuß von Dugong-, Schweine-, Schildkrötenfleisch usw. einen „Geruch“ ausströmen, der die Geister des Urwaldes oder der See „anzieht“. Um das zu vermeiden, bemalt man sich mit Lehm. Aber auch unter „Geruch“ ist etwas Besonderes zu verstehen. Denn der Lehm beseitigt in Wirklichkeit nicht den Geruch des Körpers völlig. Bei „Geruch“ denken die Andamanesen vielmehr an eine gewisse aktive Zauberkraft. Wenn die Eingeborenen gewisse Fasern (von *Anadendron paniculatum*) dadurch bearbeiten, daß sie sie auf ihren Oberschenkeln schaben, so „zieht sich der Geruch“ der Pflanze in die Oberschenkel und verursacht Rheumatismus. Würde sich einer nun nicht mit Erde bemalen, nachdem er Schweine- oder Schildkrötenfleisch genossen hat, so würde er nach Ansicht der Eingeborenen krank werden. Man ist also berechtigt, anzunehmen, daß die Leute glauben, in gewissen Speisen stecke eine besondere Kraft, die es gefährlich macht, sie zu genießen. Darum müssen gewisse Vorsichtsmaßnahmen ergriffen werden. Weil nun die Krankheiten angeblich durch die Geister des Urwaldes und der See herbeigeführt werden, so wird derselbe Zusammenhang auch beim Genuß von Speisen vermutet, und Geister werden für die von dem Fleischgenuß drohenden Gefahren verantwortlich gemacht. Das Wort „heiß“ (*ot-kimi*) dürfte also nichts weiter als „Erregung infolge von Angst und Gefahr“ oder „Angustzustände“ überhaupt bedeuten. — Indessen werden nicht alle Speisen gleich gefährlich geachtet. Am gefährlichsten gilt der Dugong, dann ein Fisch mit Namen *Komar*, danach einige Schlangen, weiter-

hin das Nieren- und Eingeweidefett vom Schwein, von der Schildkröte, von der Monitor-Eidechse und von *Paradoxurus*, die Leber der Haifische, Stachelrochen und Plutosus und schließlich Honig. Diesen gefährlichsten Speisen folgen andere, wie das Fleisch vom Schwein, von der Schildkröte, von der Eidechse usw. Als am wenigsten gefährlich gelten Mollusken, gewöhnliche Fische und vegetabilische Speisen. — Brown glaubt nun, daß diejenigen Nahrungsmittel für besonders „gefährlich“ gehalten werden, deren Beschaffung schwierig oder beschwerlich ist, wie z. B. bei Schlangen oder Haifischen, beim Stachelrochen, beim bewaffneten Plutosus und beim *Komar*-Fisch mit seinen mächtigen Stacheln am Kopf, durch die er gefährliche Wunden zufügen kann. Außerdem gelten aber wohlschmeckende Speisen als gefährlicher denn andere. Das Fett an den inneren Organen der Tiere wird als Delikatesse betrachtet und nimmt daher einen hohen Rang in bezug auf seine „besondere Wirkung“ ein. Aus diesem Grunde werden auch der Honig, die eßbaren Würmer und fetten Engerlinge in die Klasse der „wirkungsvollen und erfolgreichen Speisen“ eingereiht. Der Dugong ist schwierig und gefährlich zu jagen und gilt als sehr wohlschmeckend; darum steht er an der Spitze der Skala. — Nach Brown hängt die Sitte der Körperbemalung nach dem Genuß von Speise mit dieser Bewertungsskala zusammen. Er geht von der Tatsache aus, daß in diesen Jäger- und Sammlergemeinden die Beschaffung von Nahrung im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit und Tätigkeit der Mitglieder der Gemeinde steht und die Hauptquelle für die Schwankungen des Wohlbefindens bildet, wodurch das emotionelle Leben der Gesellschaft beeinflusst wird. Am höchsten geachtet ist der geschickte und erfolgreiche Jäger, der auch an die anderen von seiner Jagdbeute etwas verteilen kann. Die Art der Jagdbeute ist auch von sehr verschiedener Bedeutung für die Gemeinschaft. Ein Dugong bietet z. B. reichen Vorrat an schmackhafter Kost. Schon aus diesem Grunde werden Speisen oder Tiere, die als Leckerbissen Bedeutung haben, sorgfältig und aufmerksam be-

handelt. Daraus ergeben sich herkömmliche Vorsichtsmaßregeln, Riten und Zeremonien. Umsicht muß angewandt werden, um möglichen Gefahren zu begegnen. Unter diesem Gesichtspunkt greift man zur Bemalung des Körpers nach dem Genuß der besonderen Speise. Denn es packt einen Angst und Schauer, wenn er die Schwierigkeit bei der Beschaffung des Leckerbissens fühlt und den ganzen Wert der Speise „erlebt“. — Da verschiedene Nahrungen auch unterschiedlich bewertet werden, folgt, daß man ihnen auch rituell verschieden zu begegnen hat. — Im allg. herrscht überhaupt eine Neigung dazu, Nahrung mit ritueller Vorsicht zu beschaffen. So bestehen Vorschriften darüber, wie eine Schildkröte oder ein Schwein getötet werden muß, usw. — In ähnlicher Weise ist nun das Verhalten anderen Dingen gegenüber zu erklären, die Schutz gegen Gefahren bieten, wie z. B. Feuer oder Waffen. Damit hängen wieder Gedankengänge zusammen, welche die erfolgreiche Wirkungsfähigkeit anderer Objekte bedingen. So gilt die Faser von *Anadendron paniculatum*, die für Bogensehnen und ähnliche Zwecke verwendet wird, als mit einer besonderen Kraft ausgestattet gegen Gefahren des Meeres, wie z. B. gegen Haifische. Diese selbe „Kraft“ kann jedoch üble Wirkungen haben, wenn die Pflanze ohne die nötige Sorgfalt behandelt wird. Befindet sich ein Stück grüner Ranke oder ein Mensch, der eine solche kürzlich in der Hand gehabt hat, in einem Kanu, so kann man von dem Kanu nicht Schildkröten fangen, weil sie durch den „Geruch“ der Pflanze vertrieben werden. Verbrennt man ein Stück dieser Ranke im Feuer, so entsteht ein großer Sturm, oder nach einer Version werden alle Schildkröten aus der Nachbarschaft vertrieben. Schildkrötenfleisch, das zufälligerweise mit der Pflanze in Berührung kommt, ist gefährlich und darf darum nicht gegessen werden. — Während diese Pflanze sonst, wenn richtig behandelt, wichtig und nützlich ist, sowohl materiell technisch für Waffen als geistig zum Schutz gegen Übel, wird sie eine gefahrbringende Kraft, wenn man ihr nicht mit der nötigen Achtung und Vorsicht begegnet. — In ähnlichem Sinne gewähren

auch Speisen Schutz gegen Böses. Ein wesentlicher Bestandteil in der Behandlung von Krankheiten bildet der Gebrauch gewisser Speisen: von Yams, Honig, Fett, von Schildkröte und Dugong u. dgl. m. Am deutlichsten tritt dies im Tragen von Knochen verzehrter Tiere als Schmuckzutage (s. Idol A 1). Diesen Schmuckgegenständen wird die gleiche Schutzkraft zugeschrieben wie menschlichen Gebeinen; sie gelten aber dem Jäger besonders viel, wenn er sich im Urwald oder auf der See befindet. Und zwar werden hauptsächlich die Knochen solcher Tiere dazu verwendet, deren Erbeutung und Genuß als gefährlich gilt (s. a. Nahrung A 1), solcher Tiere also, die, wie wir gesehen haben, auch gefährlich zu jagen und zu töten sind, und mit denen man auf jeden Fall vorsichtig umgehen muß. Der Besitz dieser Knochen ist ein Zeichen dafür, daß dank richtigem Verhalten und Vorgehen einmal ein Erfolg herbeigeführt worden ist. Dieser einmalige Erfolg, der gewissermaßen „in dem Knochen steckt“, zieht als „Vorbildzauber“ den nächsten Erfolg nach sich (s. Zauber A). — Eine eigenartige Rolle spielen dabei die Köpfe, insbesondere von Schweinen, Schildkröten und Dugong. Diese Trophäen wirken sowohl auf das Jagdergebnis durch die vorbildlich zwingende Wiederholung des Erfolges, als auch zum Schutz des Jägers. Der Glaube der Andamanesen an die Kraft der tierischen Knochen wurzelt in den gleichen Gedankengängen wie ihr Glaube an die Kraft von Waffen, Geräten u. dgl. Man kann sagen, daß alle Dinge des Waldes und der See, die irgendwie als Nahrung oder Geräte Verwendung finden, als „gefährlich“ behandelt werden und entsprechenden vorsichtigen Umgang notwendig machen. So können sie die Quelle von Kraft und Wohlfahrt werden und zum Schutz gegen Gefahren dienen, während eine unrichtige Behandlung ihre latenten Kräfte in die entgegengesetzte Richtung drängt (s. a. Meidung).

§ 5. Eine wertvolle Schilderung dessen, was unter M. verstanden wurde, ist auf einen im J. 1921 71—72 Jahre zählenden alten angesehenen Maori namens

Tikao (*Ngai-tahu*) zurückzuführen. Nach seiner Beschreibung (Beattie S. 16ff.) ist M. ein Begriff, „der unaustilgbar ist“. Der Maori meint: „man könnte sagen, es war Gott, dessen Macht nicht beschränkt ist, etwa die Allmacht Gottes“, im Sinne der Europäer. Für den alten Maori bildete den „Ausgangspunkt des Mana-Begriffes das heilige Feuer, das niemand löschen oder beherrschen konnte, und zwar das Feuer des Blitzes. Dreierlei Blitze werden unterschieden: *ura* = der einschlagende Blitz, *kohara* = der Blitz, der über den Himmel in Zickzacklinie dahinfährt, und *kapo* = der Blitz, der über den ganzen Horizont wetterleuchtet, bis er an einem Punkt am stärksten wird und von dort her ein Gewittersturm losbraust. Da ziehen sich die *kapo* von den anderen Seiten zurück, und dieser siegreiche *kapo*, der von einem Punkt daherstürmt, ist das M. Es ist ein Feuer, das seit Anbeginn der Welt auftritt. Es kann nicht beseitigt werden. Auch das Erdbeben ist Feuer, man kann es nicht sehen, sondern nur die Erschütterung fühlen; und wenn es durch die Oberfläche der Erde bricht, so ist es Feuer. M. existiert überall auf der Erde, und *Tawhiri-Matea* (die Windgötter), *Ruai-Moko* (die Erdbebengötter) und *Mau* (der sog. Kulturbringer) und noch andere befinden sich im Mittelpunkt des Weltkreises, bemächtigen sich dieses M., lenken die Elemente und machen das Wetter. Die Leute der *Hine*-Familie beherrschen die Winde durch M. Niemand kann gegen das M. aufkommen. *Mau* ist nicht tot, sondern die Göttin der Unterwelt (*Hine-nui-o-te-po*) bemächtigte sich seines M., und es existiert noch. Diese genannten Götter stehen mit den Rücken zusammen und lenken das Schicksal der Welt, im Guten und Bösen, und sie verrichten es durch das M., gegen das niemand aufkommen kann. Es dauert vom Beginn bis zum Ende der Welt und erhellt ihr Leben. — Etwas anderes ist das persönliche M. Dieses kann bewältigt und vernichtet werden; nicht so das M. der Götter. Das M. des Maori-Volkes bestand im heiligen Feuer, und das M. verschiedener heiliger Plätze und Häuser, namentlich auch der großen Zauber-Schule (*wharewananga*), bestand im heiligen Feuer, das dort von dem

Vortragenden in zeremonieller Weise angezündet wurde (s. Meidung). — Gewöhnliches Feuer besaß kein M., nur das heilige Feuer. — Das M. des Maori-Volkes, das dieses erhielt, und ohne das es niemals in den Kanus die Meere hätte durchkreuzen können, lag in den Stammbäumen (*whakapapa*), in der Kraft der Ahnen, die das M. in die Welt brachten. — Davon leitet sich auch das persönliche M. her. Aus diesem Grunde darf nach der Geburt die Placenta nicht verbrannt werden. Denn das ginge gegen das M. des Kindes und würde seine Seele (*mauri*) zerstören. Verbrennt man dagegen einen Leichnam, so zerstört es sein M. nicht, da dessen Seele (*mauri*) ihn bereits verlassen hat. — Als die Missionare kamen und von den Maori verlangten, daß sie ihre Bindungen und Meidungen (*tapu*) brechen und die alten Sitten nicht mehr befolgen sollten, verließ das M. die Maori. Dadurch, daß diese *tapu* abgeschafft wurden, verschwand das M. des Maori-Volkes. Sonst wäre es noch so stark wie früher“. Ein Maori meinte, daß Hypnotismus, geistige Telepathie usw. Folge von M. wären (s. a. Meidung, Rausch).

§ 6. Hocart (Nr. 79) lenkt die Aufmerksamkeit darauf, daß in dem ersten Teil von *Mahavansa* (in der Mitte des 5. Jh. n. C.) dem Singhalesischen König Dutthagamani (ca. 100 v. C.) eine „wunderbare Kraft“, *iddhi*, zugeschrieben wird. Auch andere Herrscher Ceylons werden mit dieser Kraft ausgestattet angesehen. In welcher Weise diese Kraft von einem entsprechenden Verhalten gegenüber den übermenschlichen Mächten in Abhängigkeit gebracht wird, geht aus folgender Betrachtung hervor: Ein König, der sich richtig verhält, bekommt auch Regen in der entsprechenden Jahreszeit. Es ist eine Strafe der „Götter“, wenn der Regen nicht in der gewöhnlichen Weise fällt. Die Beziehungen zwischen den Menschen und den übernatürlichen Mächten zeigen hier überdies schon eine gewisse Loslösung von dem rein formalen Verhalten des „richtigen Opfers“, sie tragen bereits eine moralische Färbung. In der buddhistischen Literatur erscheint *iddhi* hauptsächlich als ein Attribut des Buddha als geistiger Herrscher. Der Ausdruck *iddhi* selbst leitet

sich von *ṛddhi* = „Erfolg“, „Prosperität“, „übernatürliche Kraft“ ab. Der Erfolg und das Sichdurchsetzen, die Überlegenheit werden, ebenso wie in der Südsee, als Ausfluß wunderbaren Vermögens und eines guten Einvernehmens mit den übermenschlichen Mächten gedeutet. Damit hängt auch die Macht der Häuptlinge und des Adels zusammen (s. Häuptling), wie auch Codrington (S. 46, 52) bestätigt. — Da sich die Vorstellung des M. im W bis Madagaskar erstreckt, in der Malaiischen Welt als *Manah* lebt, im Sanskrit *manas* = Geist (engl. *mind*) bedeutet, so ist ein Zusammenhang dieses Ausdruckkomplexes und sein Ursprung vermutlich in Indien zu suchen. — Hocart (Man 1914 Nr. 76 und *Chieftainship in the Pacific* Amer. Anthrop. 1915 S. 631) vertritt die Meinung, die auch ich unterstützen möchte, daß die Idee des M. ihren Ausgangspunkt von dem Häuptlingtum genommen habe. — Die Anerkennung des Häuptlingtums selbst ist auf eine gewisse Überlegenheit zurückzuführen, die einzelnen Personen oder Personengruppen zugeschrieben wird. Vor allem dürfte das dort der Fall gewesen sein, wo ethnische Gruppen von starker Verschiedenheit, namentlich solche mit reichem Kulturbesitz und stärkerer Begabung, auf inferiore Stämme stießen. Da ergab sich leicht eine willige Anerkennung dieser Überlegenheit der anderen infolge ihrer besseren Meisterung der Dinge und tieferen Einsicht in die Zusammenhänge. Diese überlegenen Menschen wurden darum als „stärker“ und mit den übermenschlichen Mächten gewissermaßen auf besserem Fuße stehend angesehen. Auch hier wie überall in menschlichen Dingen war der Erfolg ausschlaggebend. Angeregt durch diese persönliche „erfolgreiche Überlegenheit“, ist später die ganze Mana-Philosophie ausgebildet worden. Auch gewisse Naturerscheinungen, wie Blitz und Erdbeben usw., wurden als Ausfluß ähnlicher übermächtiger Kräfte in sie einbezogen. — Hocart weist darauf hin, wie in der Bibel in ähnlicher Weise von Gott gesprochen wird: z. B. Genesis 38, 2ff.: „Der Herr war mit Joseph, und er war erfolgreich.“ — Andererseits hat der Gedanke des M. der

Häuptlinge und Könige in besonderer Weise fortgewirkt und die politische Geschichte in nicht geringem Maße beeinflusst (s. Despotie, Häuptling, Politische Entwicklung).

In welcher Weise der Charakter einer besonderen erfolgreichen Kraft mit der Großhäuptlingschaft zusammenhängt, tritt auch bei den südafrik. Ba-ronga zutage. Der Glanz dieser Fürsten liegt nicht, wie Junod (I 355ff.) betont, in einer großen Entfaltung von Reichtum und äußerem Glanz, sondern in dem mystischen Gedanken, daß das Leben des Stammes von seinem Fürsten ausgeht, gerade so, wie die Nahrung des Körpers von seinem Kopfe aufgenommen wird. Dies wird nicht mit abstrakten Worten erklärt, sondern durch packende Bilder geschildert: „Der Fürst ist die Erde. Er ist der Hahn, dessen Hühnerhof sein Land ist. Er ist der Stier, ohne den die Kühe nicht kalben. Ohne ihn ist das Land wie eine Frau ohne ihren Gatten. Er ist der Mensch im Dorf. Was nützt es, wenn ein Hund bellt und kein Mensch da ist, der wagt aus der Hütte zu gehen und der Gefahr, die droht, begegnet, um die Hyäne wegzujagen! Ein Klan ohne seinen Fürsten hat jeden Sinn verloren. Er ist dann tot. Denn wer will ihn zu den Waffen rufen? Da gibt es kein Heer mehr! Der Fürst ist unser großer Vorkämpfer, hinter den wir uns stecken, und von dem wir die Richtschnur unseres Handelns verlangen.“ — Der Fürst nimmt seine Mahlzeit gewöhnlich allein oder nur mit wenigen Bevorzugten ein. In der Hauptstadt Tembe nahen sich ihm die Leute auf Knien und rufen ihm „Löwe“ zu. Der Fürst gilt als zauberisches Wesen, das auch nicht berührt werden darf (s. a. Häuptling). Er gilt als gefährlich und im Besitz besonderer „Medizinen“, mit denen er seinen Körper einreibt oder die er verschluckt. „Wenn er mit dem Finger auf dich weist, so bist du ein toter Mann.“ Vermöge der Zaubergewalt, mit der er den Körper eingerieben hatte, machte es *Maphunga*, der Fürst von *Nondwane*, unmöglich, wenn er amtliche Angelegenheiten erörterte, ihm zu widerstehen oder auch nur zu erwidern, und zwar auch Europäern gegenüber. Um ihr Ansehen zu erhöhen,

griffen die Fürsten auch noch zu Zauberkünsten, nämlich dazu, für eine Zeitlang zu verschwinden: „Gerade so wie eine große Raupe, um sich zu verpuppen. Wenn sie dann aus dem Boden kommt, ist es ein Schmetterling.“ Auch große Hexenmeister übten das gleiche Kunststück. Der Name des Fürsten darf unter keinen Umständen ausgesprochen werden. Kommt dieser Name als Bestandteil eines anderen Wortes vor, so muß die Bezeichnung des betreffenden Gegenstandes geändert werden. So wurde z. B. der Name einer Antilope (*ntibu*, *ntibyane* in *nguya*) umgeändert, weil er den Schlußbestandteil eines Fürstennamens (*Nwamanitbyane*) bildete. Die Sitte, durch Meidung (s. d.) des Namens Respekt zu erweisen, wird selbst auf andere Leute von großem Ansehen ausgedehnt. Auch die Namen großer Fürsten, die schon verstorben sind, werden noch gemieden (s. a. Häuptling).

§ 7. In besonderer Weise ist das Leben der Leute der Andamanen-Insel von den verschiedenen Jahreszeiten abhängig. Nicht nur, daß Stürme gelegentlich den Wald auf weite Strecken verwüsten, sondern das ganze Tier- und Pflanzenleben wird bezüglich der Nahrungsausbeute von den Jahreszeiten betroffen. Während nach dem Übergang von der kühleren zur wärmeren Jahreszeit die Vegetabilien, die Wurzeln und Früchte, reichlich vorhanden sind, ist es mit den Landtieren während dieser Zeit schlecht bestellt. Die heiße Jahreszeit ist vor allem die des Honigs, während in der Regenzeit Fleischnahrung und Fische reichlich vorhanden sind usw. Die Haupt-Monsune (NO und SW) werden in einem gewissen Sinne personifiziert. Von *Biliku*, dem NO-Monsun, sagt man, daß er sich über das Ausgraben der Yamwurzeln und das Schmelzen von Bienenwachs ärgert. *Biliku* soll das Feuer entdeckt haben, obgleich es andere Legenden über den Ursprung des Feuers gibt, in denen *Biliku* nicht vorkommt. *Biliku* wird weiblich aufgefaßt. Es ist der Wind, der beim Übergang von der kalten zur warmen Jahreszeit weht, während der SW-Monsun, *Tarai* genannt, ziemlich beständig die Regenzeit beherrscht.

Diese Naturkräfte sind die Namen von mythologischen Personen. Vermöge ihres Abwechselns wird das Jahr in zwei wenig ungleiche Hälften zerlegt, deren jede von einer dieser beiden „Kräfte“ beherrscht wird, die wieder weiterhin mit verschiedenen anderen atmosphärischen Erscheinungen in Zusammenhang gebracht werden (Brown S. 351 ff., 397 ff.).

Ähnlich steht es mit dem Mond. Der Mond ermöglicht den Leuten der Andamanen-Insel das Fischen, insbesondere die wertvollen Schildkröten und den Dugong bei Nacht zu fangen. Den Erscheinungen des Mondes während seiner verschiedenen Phasen legen sie ihre eigenartige Bedeutung bei. Wenn der Mond rot und geschwollen aufgeht, so sagt man, er sei böse, und zwar deshalb, weil noch Sonnenlicht da ist, während der Mond aufgeht. Denn der Mond gilt als eifersüchtig auf Licht. Das geht so weit, daß künstliche Lichter, Fackeln während des Mondscheins nicht gern angezündet werden, weil sich der Mond sonst sofort (hinter einer Wolke) versteckt und sein Licht den Menschen entzieht (Brown S. 340f.).

In bezug auf die besondere „Kraft“, die der Dunkelheit zugeschrieben wird, macht Brown (S. 331 ff.) darauf aufmerksam, daß viele Kinder keine Furcht vor der Dunkelheit zeigen. Er meint, vielleicht nicht mit Unrecht, daß diese Furcht eine sekundäre Erscheinung sei, die vor allem auf die Schwierigkeiten des geselligen Verkehrs während der Nacht zurückzuführen sei, auf die Schwierigkeit der Mitteilung, um die Aufmerksamkeit und Hilfe der anderen herbeizuführen. Aus dieser gesellschaftlichen Unsicherheit entspringen rituelle Verbote verschiedener Art. Mit Recht wird die komplexe Art der Eindrücke betont, z. B. daß das Pfeifen der Zikaden und die Nacht gewissermaßen nur zwei Seiten desselben Phänomens sind. Da man die Dunkelheit als solche gewissermaßen nicht anfassen kann, sucht man sich einer Seite dieser Erscheinung und Kraft zu bemächtigen, nämlich der Zikade, um von diesem Punkt aus Einfluß zu gewinnen. Daraus folgt aber wiederum, daß man die Zikade, die als Teil einer solchen „Kraft“ der Finsternis

erscheint, mit großer Vorsicht anfassen muß.

Bei den Pima-Indianern wird von gewissen heiligen Felszeichnungen berichtet, und auch von großen „Erdzeichnungen“, die dadurch hergerichtet wurden, daß man Steine in gewisser Weise gruppierte. Einige Plätze, an denen Medizinmänner beerdigt sind, gelten als „heilig“, „kräftig“, sowie auch andere ähnliche Begräbnisplätze (Swanton S. 254ff.).

§ 8. Als eine besondere Abart des *tapu* der Maori (s. Meidung) ist das sog. *tapa* zu betrachten, das in der Übertragung persönlicher Heiligkeit auf ein („unbeseeltes“) Objekt bestand, das dann nach einem Teil der betreffenden Person benannt wurde. So sagte z. B. ein Großhäuptling: „Dieser Berg ist mein Rückgrat“ oder „Dieses Kanu ist mein Kopf“. Berg oder Kanu erwarben in einem solchen Fall die Heiligkeit des benannten Teiles des Betreffenden. Manchmal wurde ein Berg oder ein Fluß auch nach einem Ahnen benannt, wurde dadurch *tapa*, geheiligt (Tregear S. 201).

Im allg. wurde unter den Pima-Indianern die „Zauberkräft“ vom Vater auf den Sohn vererbt. Aber es gab auch noch einen anderen Weg zur Erwerbung dieser Kräfte. Wer nämlich von dem Biß der Klapperschlange an der Hand oder in der Herzgegend sich erholte, konnte ohne weiteres ein „Medizinmann“ oder eine „Medizinfrau“ werden (vgl. § 2). Der dritte Weg bestand in Träumen oder Trans-Zuständen. Solche Träume wurden nicht durch Fasten herbeigeführt oder durch sonst ungewöhnliche Bedingungen oder Absperrungen. Der Vorgang, der zur Erlangung solcher persönlicher Macht als Medizinmann führte, hieß *va'ikiita* = „Macht erlangen“ und war mit verschiedenen Zeremonien verknüpft (Swanton S. 257). Diese besonderen „Kräfte“ wurden wieder praktisch ausgenutzt für die Herbeiführung guter Ernte oder zur Heilung von Krankheiten.

§ 9. Erst der Gedanke von einer besonderen Kraft, die auch noch in den Resten eines Wesens wohnen kann (s. § 4), machte es begreiflich, daß in Verfolgung dieses Gedankens Knochen zum Erraten und Bestimmen der Zukunft verwendet werden können, wie unter den Ba-ronga Süd-

afrikas. Diese Knochen werden wirklich verehrt. Die meisten dieser Knochen sind Hand- und Fußgelenkknochen, und zwar von verschiedenen Tieren: von Antilopenarten, vom Löwen, von der Hyäne, vom Leoparden, vom Ameisenbär, vom Ochsen, von der Ziege usw. Bei manchen von diesen spielt das Geschlecht der betreffenden Tiere eine Rolle, bei anderen nicht. Um sie zu befragen, werden von jedem Tier immer nur zwei Knochen genommen und in einen Korb getan. Nachdem der Zauberer eine wohlriechende Wurzel gekaut hat, bespuckt er den Knochen, den er befragen will, um ihn zu „erwecken“ oder „sehend zu machen“, und wirft dann alle auf eine Matte. Jedem dieser Tierknochen werden bestimmte Bedeutungen beigemessen; außerdem wird noch die Lage, wie die Knöchel fallen, und die Stellung, in der sie zueinander zu liegen kommen, beachtet. Diese Weissagung beruht auf der Auffassung, daß die Knochen als Teile für das Ganze, mit dem sie zusammenhängen, aufzufassen sind, und daß wiederum die betreffenden Tiere in bestimmter Weise zu den menschlichen Personen, Handlungen und Orten in herkömmlicher Beziehung stehen. Ja, das Tier hat gewissermaßen eine tiefere Intuition von der menschlichen Natur als wir. Die Knöchel einer Ziege stellen z. B. die Dorfbewohner deshalb vor, weil dieses Tier dort lebt: „es kennt uns und es weiß, was in uns verborgen ist“ (Junod S. 493ff.). — Diese Gedankengänge sind zweifellos historisch sehr alt. Das griechische Orakel des Herakles bediente sich der Astragalomantik. Auch vorgesch. Steine und Knöchel, die gefunden wurden, können wohl nicht mit Unrecht im Sinne einer Knöchelweissagekunst und von mit dieser zusammenhängenden Gedankengängen gedeutet werden. Somit wird man Vorstellungen, wie sie oben geschildert wurden, ihrem Ursprung nach weit in die menschliche Vergangenheit zurückdatieren dürfen.

§ 10. Eine Art M. ist das *jok* der nilotischen Lango Ostafrikas. Es wird als bewegte Luft (*bala yamo muwoto*) vorgestellt. Als sichtbar erscheint es in Wirbelwinden. Doch ist es in gewisser

Weise allgegenwärtig, wie Luft oder Wind; obgleich diese Gegenwart gehört und empfunden werden kann. Das eigentliche *jok* selbst ist aber niemals von jemand gesehen worden. — Hier haben wir es also mit der Vorstellung von einer okkulten Kraft zu tun, die wohl in gewissen Erscheinungen zutage tritt, selbst aber durchaus geistig gedacht wird. Sie wohnt in Bäumen, in Felsen oder Hügeln, in Quellen oder Weihern. Auch zum Regenmachen kann sie verwendet werden. Sind in einem Dorf viele Todesfälle vorgekommen, so sagt man: das Dorf befindet sich auf dem Pfade des *jok*. — Unter den Dinka wird der gleiche Ausdruck für Totengeister gebraucht, hauptsächlich jedoch nur für schon lange Verstorbene und besonders mächtige Ahnen. *Jok* kann Krankheit und Unglück schicken, wenn es zürnt, ist aber sonst der Schutzgeist des Hauses und des Klans. — Bei den Shilluk ist *Juok* ein hoher Gott, der angerufen wird, um Regen zu senden. — Es gibt bei den Lango eine große Anzahl verschiedener *jok*-Manifestationen. Außer in Bergen und Bäumen als Verbreiter von Krankheiten ist z. B. *jok orongo* auch der Geist, der den Scher erleuchtet, auf den aber auch das Kind in der Mutter zurückzuführen ist oder die Schönheit einer Person. Auch heute treten noch verschiedene Manifestationen des *jok* auf. So soll im März 1918 während der großen Dürre ein Mann in der Nähe des Flusses Moroto vom Himmel gefallen sein, der einen Sack mit Geld, das Bein einer Kuh und 4 Soldaten mit sich brachte. Er war schwarz und sprach Lango mit einem fremden Akzent und sagte, obwohl er von einem Ort komme, wo es unzähliges Vieh gäbe und großen Reichtum, habe er sich doch entschlossen, hier auf der Erde zu leben. Über die Ursache der Dürre befragt, äußerte sich der vom Himmel gefallene Mann dahin, daß ein gewisser *Jok* Ehebruch mit dem Weib eines anderen *Jok* begangen habe und sich weigere, die entsprechende Entschädigung zu zahlen. In seinem Zorn darüber hätte der beleidigte *Jok* den Regen aufgehalten. Erst nachdem die Zahlung der Entschädigung herbeigeführt worden war, fiel im Juni Regen. Diese Geschichte wurde von den Lango-

Leuten ernstlich geglaubt. — *Jok* wird aber auch als der Schöpfer der beiden Welten, der diesseitigen und der jenseitigen, angesehen (Driberg S. 216ff.). In der *Jok*-Vorstellung gehen offenbar mehrere Gedankenreihen verschiedenen Ursprungs durcheinander, vor allem eine Gottesvorstellung mit einer solchen von einer zauberischen Kraft, ähnlich dem M.

§ 11. Die Auffassung, daß in bestimmten Wesen, Gegenständen oder Örtlichkeiten u. dgl. etwas außerordentlich Wirkungsvolles ruht, scheint den Anlaß dazu gegeben zu haben, daß an die Meidung (s. d.) und Respektierung, die diesen Personen und Gegenständen entgegengebracht wurde, im Leben des Alltags oder bei bestimmten Gelegenheiten oder zu gewissen Zeiten der Gedanke geknüpft wurde, Streitigkeiten oder Kämpfe in ihrer Nähe oder unter der Voraussetzung ihrer Berührung ruhen zu lassen. Das „Asylrecht“ (s. Asyl) und der damit zusammenhängende „Frieden“ (s. Friede, Gastfreundschaft) knüpft bei höheren Völkern offenbar an die gekennzeichneten Vorstellungen an. Als Beispiel sei die *Bessa* in Albanien und bei den kaukasischen Bergvölkern erwähnt. Gewisse adlige Familien haben bei den Kabardinern ein ausgesprochenes Recht, Schutz auszuüben, und zwar die Angehörigen der Familie *Kugenet(-ow)* und *Anso(-ow)*. In Albanien wird die *Bessa* auf gewisse Örtlichkeiten und Zeiten ausgedehnt. *Bessa* genießt jeder, der in Begleitung oder Gesellschaft eines weiblichen Wesens ist, die Hirten auf der Weide, die Leute, die an einer Wasserleitung arbeiten oder einen Weg ausbessern. Aber auch gewisse Wege genießen dort (ähnlich auch bei den Osseten) sowie Quellen und Unterkunftsorte den Friedensbann. Bei der Ernte oder zu einzelnen Festen wird *Bessa* erklärt. Auch Priester besitzen sie (s. Kaste A, Meidung). — Die Gastfreundschaft (s. d.) und das Schutzverhältnis bei den Arabern trägt ähnlichen Charakter (Dirr S. 46ff.).

§ 12. Als eine Art Umkehrung des M., der erfolgreichen Kraft (s. a. Segen), kann man die Auffassung vom *Thahu* oder *Ngahu* bei den Kikuju Ostafrikas hinstellen. Wird nämlich ein Mensch das Opfer ge-

wisser Umstände oder eigener Handlungen, die ihn ins Unglück stürzen oder einen Fluch (s. d. A) auf ihn laden, so wird dieser Zustand als *Thahu* bezeichnet. In einem solchen Fall werden weitere Unglücksfälle dadurch bedingt. Der Betreffende läuft dann Gefahr, zu sterben. Verursacht wird er durch die Geister der Ahnen. — Ein Fluchbeladener kann einem ganzen Dorf Unglück bringen, dadurch, daß er einen Kochtopf zerbricht, oder durch ähnliche „gefährliche“ Handlungen (Hobley S. 428ff.).

S. a. Eid A, Fluch A, Gelübde A, Idol A1, Meidung, Schwur, Segen, Zauber A.

Beattie *Mana*, described by Mr. Tikao (Ngai-Tahu) Journ. Polynesian Society 30 (1921); Beth *Religion und Magie bei den Kulturvölkern* 1914; Brown *The Andaman Islanders* 1922; Codrington *The Melanians* 1891; Dirr *Aus den Gewohnheitsrechten der kaukasischen Bergvölker* Zivgl. RW. 41 (1925); Driberg *The Lango* 1923; Haddon *Reports of the Cambridge Expedition to Torres Straits V*; Hobley *Kikuyu Customs and Belief* Journ. anthr. inst. 40 (1910); Hocart *Mana* Man 14 (1914) Nr. 46; ders. *Mana again* Man 1922 Nr. 79; Howitt *The Native Tribes of S.-E.-Australia* 1904; Jacobi *Die Ekstase der alttestamentlichen Propheten* 1920; Junod *The Life of a South African Tribe* 1912; Lehmann *Mana* 1922; Lowie *Primitive Religion* 1924; Radin *The Winnebago Tribe* 37. Ann. Rep. Bur. Am. Ethnol. 1923; Read *The Origin of Man and of his Superstitions* 1920; Röhr *Das Wesen des Mana* Anthropos 14—15 (1919—20); Spencer und Gillen *Northern Tribes of Central Australia* 1904; Swanton *The Pima Indians* Smithsonian. Inst. Bur. Am. Ethnol. Bulletin 43 (1911); Tregear *The Maori-Race* 1904; Wirz *Anthropologische und Ethnologische Ergebnisse der Central-Neu-Guinea-Expedition 1921—22* Nova Guinea 16/1 (1924).

Thurnwald

Manching (B.-A. Ingolstadt, Bayern). Mitten in der Ebene, sich an ein altes Donaubett und die Paar anlehnend, liegt am „Steinbichl“ mitten in Sumpf und Moor auf sandiger Fläche eine ovale Wallburg von 7 km L. mit 6—8 m h. Erdwällen und mehreren Toren. Im Innern sind keine Zwischenwälle festgestellt, aber eine Anzahl Hüttenstellen. Etwa 3—400 m von der Verschanzung entfernt, liegt auf einer Düne ein größeres Reihengräberfeld der LTZ 3, welcher zweifelsohne auch der Wall angehört. Es ist ein oppidum der Vindeliker, ähnlich wie Tarodunum bei Zarten (s. d.) der Helvetier oder Rauriker.

Beiträge z. Anthr. u. Urg. Bayerns 11 (1895) S. 34f., 16 (1907) S. 19f., 55f. Birkner-F. Weber; Altbayer. Monatsschr. 9 (1909) S. 115f. F. Weber; *AuhV* 5 S. 288f.; R. G. Korr.-Bl. 4 (1911) S. 21f. P. Reinecke. K. Schumacher

Manda-Horden. M.-H., *ummân Manda*, nennen die assyr. Keilinschriften die im 8. Jh. gegen Vorderasien vordringenden idg. Völker. Zu ihnen gehören u. a. die Kimmerier (*Gimirrai*), die Skythen (*Ašgázai* und die *Saparda*).

In den babyl. Inschriften *Nabunâ'id's* und *Kyros I.* sind darunter die Meder (*Madai*) gemeint, die kurz vor 606 die Skythenherrschaft abgelöst hatten; so heißt Astyages: *Ištumegu šar amēlummân-Manda*; *Kyros I.* schreibt sich die Unterwerfung des „Landes *Kâtû*, der Gesamtheit der M.-H.“ zu.

Literatur s. u. Kimmerier und Skythen in Vorderasien. O. Schroeder

Mandäisch s. Altkleinasiatische Sprachen § 16.

Mandelförmige Feuersteingeräte. S. a. *Acheuléen*, *Chelléen*. — (Nordische; Tf. 4.) § 1. Ziemlich große, grob zugehauene, nicht geschliffene, elliptische oder spitzovale Geräte aus Flint, oft mit Kanten, die durch Retuschen angeschärft sind. Sie sind in Norddeutschland (hier hauptsächlich auf Rügen), in Dänemark, Schonen, Westschweden (besonders Bohuslän) und im sw. Norwegen gefunden. Da zulänglich genaue Fundangaben über sie fehlen, ist ihre Bedeutung und Chronologie umstritten. Zwar hatte man sie schon früher für Vorarbeiten von Dolchen oder Speerspitzen gehalten, aber gewisse Momente, besonders die Retuschierung der Kanten, hatte O. Montelius veranlaßt, zumindestens die typischeren von ihnen als fertige Geräte zu erklären.

§ 2. Er vergleicht sie mit ähnlichen Stücken aus dem *Solutrén* (s. d.) Westeuropas, und da eines der M. F. nach seiner Aufschrift im Torf unter dem *Järavall*, dem Strandwall des *Litorina-Meer*s längs der Süd- und Westküste Schonen, gefunden sein sollte (Tf. 4 a), während sichere Funde solcher Stücke, nach der Meinung von Montelius, fehlen, so hielt er diese Stücke für hinreichende Dokumente der Anwesenheit des Menschen in Skandinavien bereits während der *Solutré-Stufe*. H. Shetelig u. a. sind ihm hierin beigetreten. Dagegen stellt J. Bayer

sie mit Formen der „Askalon-Kultur“ (s. Palästina-Syrien A § 5) in Parallele, die zeitlich dem Campignien und der Kökkenmöddinger-Per. entspricht. Die meisten Forscher, die sich mit dieser Frage beschäftigt haben, vor allem H. Gjessing, C. A. Nordman und J. Alin, halten es jedoch für das wahrscheinlichste, daß sie Vorarbeiten zu Geräten aus der letzten Stufe der StZ sind. Nordman weist darauf hin, daß auch die Vorarbeiten der Flintsägen Kantenretuschen haben, und was das Stück vom Järavall betrifft, so hebt er hervor, daß unter diesem Torf aus der Ancylus- und Litorina-Zeit lagert. Die übrigen FU sprechen am ehesten für eine späte Datierung der Stücke.

§ 3. H. Gjessing weist auf zwei Funde von Rogaland (Norwegen) hin; einer, von Ullandhaug bei Stavanger, enthielt ein M. F., das u. a. zusammenlag mit zwei Feuersteinarbeiten (Gjessing a. a. O. Tf. Abb. 228), die Montelius für grob zugeschlagene Werkzeuge der ä. StZ hielt, während Gjessing zeigt, daß sie Vorarbeiten zu spitzovalen Äxten des jüngeren Typus (Gjessing a. a. O. Tf. Abb. 49) aus der Übergangszeit zwischen Ganggräber- und Steinkistenzeit sind. Der andere Fund stammt von einem Wohnplatz am Tengsfluß am Egersund (Tf. 4c; früheste Ganggräberzeit, Span Pfeile vom Garnes-Typus). Nordman nennt außerdem Funde von Tegneby, Ksp. Bohuslän, und Gilbjerghoved bei Gilleleje, Seeland. Der erstere enthielt Vorarbeiten zu Feuersteinsägen ohne Retuschen, die auch nach Montelius einer späteren Zeit zugeschrieben werden können, der letztere ein M. F. mit Retuschen, zusammen mit Feuersteinsägen und Vorarbeiten von diesen. Alin hat zwei Funde vorgelegt, der eine von Önnaröd (Tf. 4d), Ksp. Björlanda auf Hisingen, der andere von Hästekärr, Ksp. Vallda, Halland, wo solche Geräte weit unterhalb der höchsten Strandlinie des Tapes-Meeress und nahe der Erdoberfläche ohne Abrollungsspuren durch die Meereswogen angetroffen sind. Die Niveauverhältnisse weisen auf früheste Ganggräberzeit. Auch von A. Björn sind Einwendungen gegen die hohe Datierung dieser Artefakte gemacht worden. Auf dem Fundplatz in Vallda sind Geräte der

Steinkistenzeit gefunden. Endlich kennen wir durch E. Olsson ähnliche Stücke aus Quarzit von einem Wohnplatz bei Vängel, Ångermanland (s. d.), die aus der Steinkistenzeit stammen. S. a. Nordischer Kreis A § 1.

Ant. Tidskr. 20, 6 (1918) Montelius; H. Gjessing *Rogalands stenalder* 1920 S. 70ff.; Mannus 13 (1921) S. 1ff. J. Bayer; Finskt Museum 28 (1921) S. 65ff. C. A. Nordman; H. Shtelig *Primitive tider i Norge* 1922 S. 36ff.; G. Sarauw und J. Alin *Götaåksområdets forminnen* 1923 S. 68ff.; Kristiania Vid. Selsk. Skrifter 2. Ser. 1924 Nr. 5 A. Björn.
†Torsten Runstedt

Mandhøj (Ksp. Ibsker, Bornholm). Wichtiges Gräberfeld aus der vorröm. EZ. S. Bornholm C § 6.

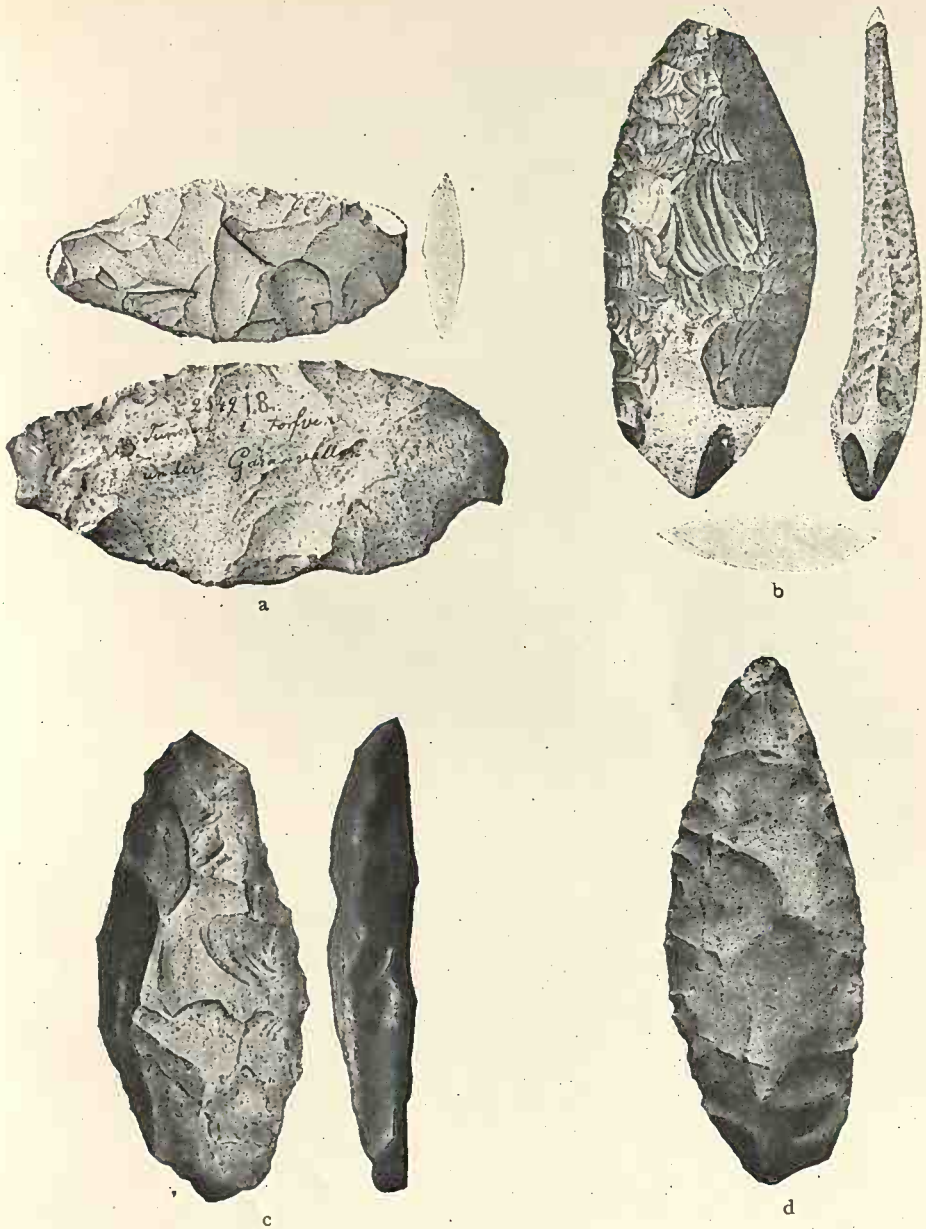
E. Vedel *Bornholms Oldtidsminder og Oldsager* 1886 S. 277ff., 326ff. Hanna Rydh

Mané-er-Hroék (Band IV Tf. 47 b, 48 c). Megalithgrab auf dem Gemeindegebiet von Locmariaquer (Dép. Morbihan), im Innern eines ovalen, 100 m l., 60 m br. und 10 m h. Hügels. Das Grab besitzt die Form einer gedeckten Galerie; einer der Tragsteine nächst dem Eingange weist schematische, schwer entzifferbare Gravierungen auf.

Der Grabinhalt war im Zeitpunkte der Ausgrabung (1863) intakt und außerordentlich reich. Er bestand aus einer Jadeitaxt von 468 mm L., welche auf einem Diskusring aus demselben Mineral ruhte, aus 104 Fibrolit- oder Jadeitaxten von verschiedenster Größe, teilweise von den oben angegebenen Dimensionen, und aus einer ansehnlichen Menge von Callais-Perlen (s. Callais), darunter mehrere von seltener Größe. Außerdem kamen Silexgeräte, viele Kohlenreste und einige Topfscherben zutage. Das Bauwerk ist wohl der Übergangszeit zum Bronzealter einzugliedern. S. Frankreich B III.

Bull. Soc. polym. Morbihan 8 (1863) S. 18ff. R. Galle; Le Rouzic und Ch. Keller *La Table des Marchands, ses signes sculptés et ceux de la pierre gravée du Dolmen de Mané-er-H'Roék, Locmariaquer Nancy 1910; Déchelette Manuel I 392.*
J. de C. Serra-Ráfols

Mané-Lud. Grabtumulus bei Locmariaquer (frz. Dép. Morbihan). Dieser Hügel, eines der interessantesten Megalith-Monumente der Bretagne, ist rund 80 m l., 50 m



Mandelförmige Feuersteingeräte

a. Unter dem Jära-Wall, Schonen (Nach Zeichnung und Photographie). $\frac{1}{4}$ und $\frac{1}{3}$ n. Gr. Nach Montelius. — b. Bäckebohl auf Hisingen, an der Mündung des Göta-Flusses. $\frac{1}{3}$ n. Gr. Nach Montelius — c. Tengs, Egersund, Norwegen. $\frac{3}{8}$ n. Gr. Nach H. Gjessing. — d. Önneröd, Ksp. Björlanda, Bohuslän. ca. $\frac{1}{3}$ n. Gr. Nach Sarauw-Alin.

br. und 5,50 m h. In geringem Abstände von seinem Ostrande, jedoch bereits in seinem Innern, stieß man zunächst auf zwei Reihen vertikal gestellter, 40—50 cm h. Steinplatten; sie endeten in einem niederen Menhir-Halbkreise, bestehend aus 5 Stelen, deren jede einen Pferdeschädel trug. Weiter w. war der gewachsene Boden, auf welchem der Tumulus aufgehäuft ruht, mit Steinplatten belegt, unter welchen Tierknochen zum Vorschein kamen. Im Mittelpunkt des Hügels befand sich eine kleine Kammer, von 2 m L., 1,25 m Br. und 1,10 m H., abgedeckt mit einer Art falscher Kuppel. In dieser Krypta kamen die Reste von zwei Skeletten zutage sowie Silexgeräte und die Bruchstücke roher Töpferware. Endlich stand im äußersten Westsektor noch eine gedeckte Galerie mit erweiterter Kammer, die bereits seit langer Zeit ausgeplündert war.

Revue Anthropologique 2 (1864) S. 356 René Galles; Bull. Soc. polym. Morbihan 1864 S. 79 René Galles und Alph. Mauricet.

J. de C. Serra-Ráfols

Manetho. Der griech. gebildete Priester M. von Sebennytos (Unterägypten) schrieb um 280 v. C. unter Ptolemaios II. Philadelphos in drei Büchern eine Geschichte Ägyptens, von denen uns nur wenig in mittelbarer Überlieferung erhalten ist. Josephus (Contra Apionem) hat in seine Verteidigungsschrift der Juden einige Zitate aufgenommen. Eine aus M. ausgezogene Königsliste ist in die christlichen Chronographen S. Julius Africanus und Eusebius übergegangen. Durch diese Überlieferung sind die Angaben des M. so entstellt, daß sie weder in den Lesungen noch in den Zahlen mit Vertrauen benutzt werden dürfen, wenn nicht irgend eine Kontrolle vorliegt. Näheres mit Literatur bei Ed. Meyer *Ägypt. Chronologie* 1904 S. 69—103; ders. *G. d. A.* 2 § 151.

M. hat die Einteilung der Könige Ä. in Dyn. vorgenommen, die bis heute gültig geblieben ist, soweit wir uns nicht der modernen Gruppen „Altes, Mittleres, Neues Reich“ usw. bedienen. M. läßt die Urzeit beiseite und setzt Menes als ersten König an; von ihm bis zur Eroberung des Landes durch Artaxerxes III. von Persien stellt er 30 Dyn. her. Seine Einteilung ist meist

richtig und hat den Ägyptologen seit Champollion die Möglichkeit gegeben, die inschriftlich gefundenen Könige in den Gang der Geschichte einzuordnen. Allerdings sind dem M. viele Irrtümer untergelaufen, von denen manche sich durch den Königspapyrus (s. d.) von Turin berichtigen lassen, der uns aus älterer Zeit eine äg. Königsliste nach einheimischen Quellen gibt; s. Ägypten B VI. Roeder

Manios-Fibel s. Fibel B § 4, Italiker B § 5, Praeneste.

Mannbarkeit.

§ 1. Charakter der Mannbarkeitsweihen. — § 2. Gefahren der M. — § 3. Mannbarkeitsfeier in der Form von Trachtenwechsel. — § 4. Vorbereitung für Ehe und Nachkommenschaft. — § 5. Verbindung mit religiösen Gedankengängen.

§ 1. Der Gedanke, der den Pubertätsweihen zugrunde liegt, ist ein Nachhilfenzauber, wie er auch sonst Naturerscheinungen gegenüber betätigt wird. Das egozentrische Selbstgefühl, namentlich der Leiter der Gemeinwesen, der Alten und der Zauberer, strebt oft dahin, den anderen glaubhaft zu machen, daß etwa der Wechsel des Jahres, der Winde, der Regen- und Trockenzeiten, der Phasen des Mondes usw. von ihrer Kunst abhängt. Eine ähnliche Deutung wird auch dem biologischen Ablauf des Menschenlebens, insbesondere dem so wichtigen Eintritt der Reifezeit, aber z. B. auch dem Eintritt von Krankheit oder Tod, gegeben. Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß diese Interpretation ursprünglich zu wohlüberlegten und beabsichtigten Machtzwecken erfunden wurde. Man wird vielmehr anzunehmen haben, daß die Riten, die bei einer so starken Veränderung der Persönlichkeit vorgenommen werden, wie sie der Eintritt der Pubertät mit sich bringt, zunächst einem Unsicherheitsgefühl entsprangen und vor allem die Gemeinschaft vor Gefahren schützen sollen. Später ergab sich aber die Möglichkeit, sie rationalistisch zu verwerten.

Die Methode, die bei den Jünglingen und bei den Mädchen eingeschlagen wird, ist nicht gleichartig, obgleich es sich zumeist um eine Vorbereitung für das Geschlechtsleben handelt. Im Falle der jungen Männer tritt der Gedanke in den Vordergrund, daß der Kandidat Mitglied der Ge-

meinschaft der Männer wird und später an der hergebrachten Tätigkeit der übrigen Männer teilnehmen, vor allem, daß er Mitglied der politischen Gemeinschaft werden und zum Schutze derselben beitragen soll. Die vielfach betonten „Wiedergeburtzeremonien“ und Beschneidungsriten stellen nur einige der verschiedenen Formen der Jünglingsweihe vor. Ihnen kann daher nicht diese verallgemeinernde Bedeutung beigemessen werden, wie das häufig geschieht (Man 1923 Nr. 96 Róheim).

Einen besonderen Charakter tragen die Mädchenweihen (s. d.), die vielfach eine Vorbereitung für die Ehe sein sollen und manchmal von den Heiratszeremonien kaum abzutrennen sind.

§ 2. Ihrem Sinne nach sind die Mannbarkeitszeremonien vor allem als „zauberische“ Zeremonien und Vorkehrungen gegen die Gefahren des Liebesgenusses zu betrachten. Über diese Gefahren herrschen die bizarrsten Ansichten, wie sie z. B. in dem Sagenkreis vom „Giftmädchen“ lebendig zutage treten. Daraus leiten sich auch weiterhin die verschiedenen Vorsichtsmaßregeln bei den Hochzeitsfeierlichkeiten usw. ab. Dahin gehört auch die Defloration durch einen Alten, wie z. B. bei den Bánaro, oder durch Priester, wie in Hinterindien, oder durch einen Angehörigen einer mit besonderen Fähigkeiten ausgestatteten Adelsschicht usw. (Herz S. 115, 123ff.).

Ihren Ausläufer haben diese Ansichten in allerlei Sagen gefunden, die schließlich im Hexenglauben mündeten.

§ 3. Eine eigenartige Reifeweihung wird von der Insel Mangaia in der Landschaft Keia, Neuseeland, berichtet, die dort ähnlich ist wie in Birma, Siam und Indo-China. Man läßt nämlich in bestimmten Familien das heranwachsenden Knaben zunächst das Haar lang wachsen wie den Mädchen. Während dieser Zeit trägt der Knabe auch Mädchenkleider, und zwar bis zum Eintritt der Reifezeit. Dann werden an einem bestimmten Tage Schweine und Hühner geschlachtet und Verwandte und Nachbarn geladen. In der Mitte des Dorfplatzes sitzt der Junge, dem sieben Haarlocken oder Zöpfe zurechtgemacht sind, und sieben Verwandte nähern sich der Reihe nach dem Knaben, beschenken ihn und scheren einer

nach dem anderen eine Locke ab, bis alle sieben weg sind. Während der Zeremonie trägt der Jüngling einen feinen Mantel mit besonderen Zeichnungen über dem Rücken (Journ. Polynes. Soc. 29 [1920]).

§ 4. Bei einigen Sippschaften in Afegame am Agu unter den Kpando von Togo, Westafrika, werden die Mädchen nach Eintritt der Pubertät sechs Tage in einem Hause eingesperrt. Während dieser Zeit erhält das Mädchen ein reiches, ausgesuchtes Essen (vermutlich als Mastkur), zu dem die ganze Verwandtschaft beitragen muß. Die Altersgenossen dürfen die Abgeschlossene währenddem nicht sehen, nur eine alte Frau besorgt das Mädchen und leitet das Zeremoniell. Sie legt eine Matte auf den Boden des Zimmers, auf der das Mädchen sitzen oder liegen muß. Unter die Matte legt die Alte eine Pfefferart (*alaku* und *ala*) und die jungen Triebe von einer Ölpalme, wie sie zu Fetischzwecken gebraucht werden. In einem Gehöfte nahe bei der Wohnung der Abgeschlossenen versammeln sich morgens und abends die jüngeren Mädchen und singen Lieder. Am siebenten Tage kommt die alte Frau zu dem Entlassungszeremoniell in das Zimmer. Sie faßt das Mädchen, legt es auf die Matte nieder und spricht: „Was die Großväter taten, das tue ich jetzt für dich, gebier Kinder eins nach dem andern, gebier viele Kinder!“ Sodann läßt die Alte das Mädchen auf einer Bank niedersitzen und legt ihr ein Stück *fufu* vor die Füße, heißt es aufstehen und zur Tür hinausgehen. Bald danach wird das Mädchen von der Frau zu dem Manne, dem es schon lange versprochen ist, geführt. Bei diesem Besuche schert der Mann dem Mädchen die Kopfhare. Darauf wird es geschmückt und der Verwandtschaft gezeigt. Am Abend desselben Tages holt das Mädchen einen Topf Wasser und bringt ihn ihrem Manne usw. (Witte S. 983).

§ 5. Die Verknüpfung der Reifeweihen mit religiösen Vorstellungen tritt bei höheren Naturvölkern und unter dem Einfluß von ausgebauten Kulturen stark in Erscheinung. Dazu gehört z. B. die Abschließung der Mädchen vom Licht der Sonne, wie das auf dem Balkan üblich war. Die Mädchen scheinen hier vom Eintritt der Reifezeit an

bis zu ihrer Verheiratung in einer Art Käfig gehalten worden zu sein, der sie vor Sonne und Mond abschloß. Möglicherweise lagen diesem Verfahren Gedankengänge zugrunde, die eine Konzeption durch den Einfluß der Sonne annahmen, wie sie auch sonst im Mittelmeerbecken verbreitet gewesen sein dürften (Durham Nr. 61).

S. a. Altersstufen, Geheime Gesellschaft, Jünglingsweihe, Mädchenweihe, Männerbund.

M. Edith Durham *The Seclusion of Maidens from the Light of the Sun and a further Note on the Bird Tradition in the Balkan Man* 1923 Nr. 61; Herz *Die Sage vom Giftmädchen* Abh. Bayr. Ak. philosoph.-philolog. Klasse 20/1 (1894); Witte *Beiträge zur Ethnographie von Togo* Anthropos 14/15 (1919/20). Thurnwald

Männerbund.

§ 1. M. und Altersstufen; M. als politische Organisation. — § 2. Der M. und Masken. — § 3. Verschiedene Beziehungen und Arten des M. — § 4. Der religiöse Charakter des M.

§ 1. Man kann von M. nicht sprechen, ohne zu den weitverbreiteten Ansichten, die Heinrich Schurz in seinem 1902 erschienenen Werk *Altersklassen und Männerbünde, eine Darstellung der Grundformen der Gesellschaft* vertritt, Stellung zu nehmen. Darin wurde gewissen Charakteristiken einiger Indianerstämme der großen Ebene grundsätzliche und allgemeine Bedeutung beigemessen (s. a. Altersstufen). Hutton Webster knüpfte in seinem *Primitive Secret Societies* (1908) daran den Gedanken, daß die M. aus den Zeremonien bei der Jünglingsweihe (s. d.) hervorgegangen seien. Beide Auffassungen stellen einseitige Verallgemeinerungen dar. Die umfangreichen und eingehenden Forschungen, die von der Leitung des New Yorker „American Museum of Natural History“ angestellt wurden und in dessen „Anthropological Papers“ Band II (1912/16) zusammengestellt sind, haben ganz andere Eigenschaften dieser M. in den Vordergrund gerückt. Am hervorstechendsten sind dabei die polizeilichen und militärischen Funktionen der genannten Bünde. Die Bünde hängen also mit der politischen Organisation zusammen. Die erwähnten Funktionen sind nahezu allg. zutreffend, scheinen also das eigentliche Wesen

dieser Bünde darzustellen. Im übrigen sind mannigfache Verschiedenheiten vorhanden. Der Zusammenhang mit einer Altersstaffelung dürfte erst eine spätere und nur vereinzelt auftretende Variante des M. sein. Gemeinschaftlichkeit des Alters findet andererseits verschiedenen sozialen Ausdruck, obgleich nicht zu leugnen ist, daß sie hier und da zu Altersgesellschaften führt. Unter den Indianern der großen Ebene gibt es indessen keine Altersklassen, welche die gesamte Gemeinschaft in drei Schichten zerlegen würden. Die zahlreichen Altersbünde, die hier auftreten, sind eine ziemlich vereinzelt erscheinung und unterscheiden sich völlig von denen der Omaha-Indianer und von anderen (Lowie S. 156f., 975f., 983ff.). — Bemerkenswert ist der Umstand, daß die Tänze, die von den Bünden veranstaltet werden, käuflich sind, so wie wir es auch in der Südsee und in Afrika finden (s. Geheime Gesellschaft, Lohn). Als Käufer treten in Amerika nicht Dörfer, sondern die betreffenden Bünde auf, um die sich das soziale und politische Leben in erheblichem Maße dreht.

§ 2. Die M. tragen vielfach geheimen Charakter. Das Geheimnis ist aber vielfach nur gegen die Kinder, oft auch noch gegen das weibliche Geschlecht umgrenzt, so daß der M. in der Tat alle erwachsenen Mitglieder der Gemeinschaft umschließt, welche durch die Jünglingsweihe gegangen sind. M. solcher Art bilden nicht einen Staat im Staate, sondern sie vereinigen alle Träger der politischen Macht im Gemeinwesen, also ganz anders, als das im Zusammenhang mit verfallenden Aristokratien, etwa in Westafrika oder auf den Neuen Hebriden, der Fall ist (s. Geheime Gesellschaft). Charakteristischen Ausdruck finden die eben gekennzeichneten M. in Nordamerika, wo sie gewöhnlich Masken anwenden. Die maskierten Personen erscheinen nicht als Menschen, sondern stellen irgendwelche Geistererscheinungen vor. Kroeber (S. 366) sagt mit Recht, daß die Masken und die M. dieselbe Sache, von verschiedenen Gesichtspunkten gesehen, darstellen, obgleich sie nicht notwendigerweise unzertrennlich sind. So benutzen z. B. die Eskimo-Stämme Masken, doch haben sie keine geheimen

Gesellschaften oder M., während es in der großen amerik. Ebene und auch sonst noch Bünde gibt, die keine Masken verwenden. Vermutlich haben die Eskimos, die mit der M.-Maskenkultur in Verbindung traten, nur die Masken übernommen, während die ganze Art ihres Zusammenlebens in verhältnismäßig kleinen Gemeinschaften nicht dazu angetan war, daß eine Absonderung der erwachsenen Männer von der übrigen Bevölkerung Anklang bei ihnen fand.

§ 3. Der Charakter der M. selber ist wieder verschieden, indem z. B. unter den Pueblo-Indianern alle erwachsenen Männer durch eine Jünglingsweihe, bei der sie geprügelt werden, Eingang in den Bund finden und später Masken tragen, die Geister darstellen, welche im Gemeinschaftsinteresse tanzend erscheinen. — Es ist durchaus möglich, wie mir scheint, daß gerade in dieser stark mütterrechtlichen Gegend mit außerordentlicher Betonung des weiblichen Einflusses (s. Frau A, Fraueneinfluß, Mutterrecht A) diese Bünde von den Männern benutzt und ausgebaut wurden, um die Interessen ihres Geschlechts zur Geltung zu bringen. — Außerdem spielt in die M. die Anwendung zauberischer Fertigkeiten hinein, die sie den geheimen Gesellschaften annähert. So kommen z. B. bei den Pueblo-Indianern neben dem die Gesamtheit der erwachsenen Männer umfassenden Bund noch besondere, kleinere Gesellschaften mit geheimen Riten vor, die nur Krankheiten heilen und sich aus der Zahl der Geheilten ergänzen, ohne Masken zu gebrauchen.

§ 4. Häufig tritt in Verbindung mit den Bündeln und Tänzen der nordamerik. Indianer noch das „Schwitzhaus“ auf (Lowie 1924 S. 23f.). Ein kuppelartiges Holzgebäude aus Weiden wird z. B. bei den Krähen-Indianern in zeremonieller Weise errichtet, dann erhitzt man außerhalb des Baues Steine, die in eine Grube in der Mitte des Hauses gelegt werden. Das Haus hüllt man hierauf mit Decken so ein, daß es drinnen stockfinster ist. Die im Hause befindlichen nackten Leute lassen ihren Schweiß auf die heißen Steine tropfen. Nach einigen Minuten werden plötzlich die Decken entfernt, damit sich die Schwitzenden etwas abkühlen. Viermal werden die Decken auf

das Haus gelegt und jedesmal immer länger daraufgelassen. Jedesmal spricht man auch gewisse Zaubergebete. Dieses Schwitzen ist mit Visionen verbunden, die wieder in herkömmlicher Weise ausgelegt werden. Manchmal werden die Träume den anderen verkündigt, während die Decken noch darauf sind, manchmal, nachdem sie entfernt wurden. In ähnlicher Weise wird auch das Tabakrauchen in Hütten von den Tabakbünden dazu verwendet, um Visionen herbeizuführen. Besonders wichtig sind die Visionen bei den Sonnentänzen. Bei den ö. Dakota erhofft der Mann, der fastet, betet und den Kreistanz aufführt, vor dem Kriegszug eine Vision der Feinde zu haben, die er wird töten können (Lowie 1913 S. 128).

S. a. Altersstufen, Geheime Gesellschaft, Jünglingsweihe, Mannbarkeit, Politische Entwicklung, Soziale Entwicklung.

Kroeber *Anthropology* 1923; *Anthrop. Papers Am. Mus. Nat. Hist.* 11 (1912/16) Lowie; ders. *Minor Ceremonies of the Crow-Indians* *Anthrop. Papers Am. Mus. Nat. Hist.* 21/5 (1924); ders. *Primitive Religion* 1924. Thurnwald

Männerhaus.

§ 1. Besondere Orte. — § 2. Bedeutung und Weihe eines M. — § 3. Häuserarten. — § 4. Königshallen und Tempel. — § 5. Sippenhäuser.

§ 1. Schon bei Jäger- und Sammlerstämmen, wie z. B. bei den Bergdama Südwestafrikas, gibt es besondere Stellen im Lager, die für die erwachsenen Männer, die Führer der Sippe, reserviert sind. In diesem Fall ist es der Platz am heiligen Feuer (Vedder S. 16). Bei gewissen Stämmen Neu-Guineas, welche, wie z. B. am oberen Augusta-Fluß und seinen Nebenläufen, gemeinsame Sippenhäuser bewohnen, gibt es besondere Festplätze mit einem rohen Gestell und vertikal aufgestellten Schlitztrommeln aus Holz unter einem Baum. Das Betreten dieser Festplätze ist Frauen und Kindern verboten; sie sind den Männern vorbehalten.

§ 2. Bei Hackbauerstämmen, die sesshaft sind und dem Hausbau größere Aufmerksamkeit zugewendet haben, ist eine Differenzierung der Bauweise eingetreten. In der Landschaft Buin an der Südspitze von Bougainville (Salomo-Inseln, Südsee) be-

finden sich z. B. die Schlafhäuser auf besonderen, von den üblichen Pfaden abgelegenen Plätzen, gewöhnlich ein, zwei oder drei Häuser auf einer Rodung. Diese Schlafhäuser sind auf 5—10 m h. Pfählen erbaut. Jeder Sippenhäuptling errichtet aber eine Männerhalle, die gewöhnlich mitten auf dem Wege erbaut wird. Diese besteht aus nichts weiter als einem großen Dach, das auf starken Pfeilern ruht. Es ist also ebenerdig; kein Pfahlhaus. Hier tritt die Eigentümlichkeit hinzu, daß jede dieser Hallen einen bestimmten symbolischen Namen führt, der irgendwie eine zauberische Drohung enthält. Z. B. wenn die Halle „Krokodil“ genannt wird, soll damit angedeutet werden, daß sie, wie dieses, den unwillkommenen Besucher tötet. Heißt sie „Libelle“, so kommt damit zum Ausdruck, daß der fremde Besucher, der sich in das Haus setzt, wie die Libelle auf einen dargebotenen Stock, ebenso leicht mit der Hand ergriffen und getötet werden kann. Mit dem Namen „die Waldbanane“, die als Köder für den Vogelfang dient, wird angedeutet, daß die Halle wie ein Köder auf fremde Gäste wirkt. Die Bezeichnung „der Taubstumme“ oder „der Tolle“ enthalten die Drohung, daß der Herr der Halle den ungebetenen Gast ohne zu hören und zu reden oder wie ein Rasender, ein Toller, tötet usw. (ZfEthn. 1910 S. 318 Thurnwald; ders. *Ermittlungen* usw. S. 114f.; ders. *Forschungen* usw. III 50ff.). — Jede Halle hat ihren besonderen Geist (*bolibai*), der manchmal geschnitzt als Hauptpfosten oder neben diesem aufgestellt ist. Wenn ein Fremder in einer solchen Halle etwas verzehrt, so „zürnt ihm dieser Geist“. In der Halle sind vor allem die großen und verschieden abgestimmten Holztrommeln aufgestellt, und links vom Eingang befinden sich die erbeuteten Schädel. Unter den Dachbalken werden Keulen und Speere, mit denen Feinde getötet wurden, aufbewahrt, nachdem man sie den Geistern der Ahnen dadurch geweiht hatte, daß man Schweinefleisch verbrannte, und in dessen Rauch die siegreiche Waffe hielt. Die Weihe der Halle ist mit einem Menschenopfer (s. d. C) verbunden; das Opfer ist gewöhnlich ein Sklave eines befreundeten Häuptlings, der ihm abgekauft

wurde. Der betreffende Mann wird meuchlings überfallen und getötet, man schneidet ihm den Kopf, die Beine und Arme ab und hängt diese Teile an Pfosten, die mit Pfeilen und Speeren beschossen werden. Damit erhalten die betreffenden Waffen die Weihe zum Kampfe, d. h. vermöge des Vorbildzaubers nimmt man an, daß die Waffe, die einmal getroffen hat, auch später wieder treffen wird. Der Schädel des Opfers wird dann auf die Keule gesteckt, die das Opfer tötete, und vor dem Mittelpfeiler aufgepflanzt. Dieser ist mit bestimmten Pflanzen umwunden, und davor setzen sich die Personen, die den Mann erschlagen hatten, und kauen Betelnuß. Die Milch von einer Kokosnuß wird vor dem Schädel auf den Boden gegossen und auf einer Topfscherbe das geschabte Fleisch der Nuß zusammen mit Mandeln und Früchten verbrannt. Ein Schmaus von Schweinefleisch, Kuskus und auch von Fischen beschließt die umständliche, hier nur angedeutete Weihezeremonie des M. (Thurnwald 1912 S. 51ff.).

§ 3. Außer den Familienhäusern und Männerhallen gibt es in Buin noch Vorratschuppen, die auf den Rodungen der Schlafhäuser errichtet werden, und Kochhütten, die neben den Männerhallen erbaut sind. Auf den benachbarten Inseln, wie auf Choiseul, findet man noch große Bootschuppen.

Auf den Karolinen-Inseln ist die Zahl der Hausarten für bestimmte Zwecke noch mannigfaltiger. Die komplizierte soziale Rangstaffelung bringt es dort mit sich, daß zu jedem Familienhaus mehrere Kochplätze gehören, da die gemeinsame Zubereitung von Speisen für Angehörige verschiedener Rangstufen (*yegum*) nach der dortigen Auffassung nicht möglich ist. Für den Familienvater muß besonders gekocht werden, und seine Feuerstelle befindet sich gewöhnlich im Familienhause. Oft aber hat er auch noch ein Kochhaus für sich allein. Die Frauen kochen in besonderen Hütten. Daneben befinden sich noch Speicher zur Aufbewahrung von Nüssen, Netzen, Brennholz usw. Leben auch noch verheiratete Kinder mit in der Familie, so bewohnen diese ein kleineres Nebengebäude, manchmal auch ein Kochhaus. — Außer der Beratungshalle (*pä-vai*) baut man noch sog. Klubhäuser

(*jälü*) in einem etwas anderen Stil. Außerdem besitzt jedes Dorf noch einen oder mehrere heilige Plätze. Für die Kanus werden ebenfalls besondere Schuppen errichtet. — Der Hausbau findet unter großen Zeremonien statt (Müller I 145ff.). Abseits vom Dorf befinden sich noch besondere Hütten für die Menstruation der Frauen. Endlich werden auf heiligen Plätzen und an Gräbern Geisterhäuschen errichtet. — Die Versammlungshalle (*pä-var*) wird gewöhnlich an einem Knotenpunkt der Dorfpfade und an dem Hauptwege des Dorfes oder Dorfteiles erbaut. Diese sog. Klubhäuser (*jälü*) dienen als gemeinsame Wohnstätten der Männer gleichen Alters, vor allem der unverheirateten Jünglinge, und liegen gewöhnlich am Strande (Müller I 133ff.).

In ähnlicher Weise werden auch, z. B. auf Kusae (Karolinen-Inseln), verschiedene Hausarten für die mannigfaltigsten Zwecke und Zeremonien erbaut (Sarfert I 232ff.).

§ 4. Dort, wo in Afrika das despotische Königtum Eingang gefunden hat, wie z. B. unter den ostafrik. Kiziba, haben sich besondere Königssiedlungen mit verschiedenen Kategorien von Häusern, für den König, die Königinmutter, die Hofjäger, die Wache, für die Königsfrauen, für die Küche, für die Brüder und Verwandten des Königs, für die Musiker und die Dienerschaft, für die Schmiede, für die Rindenstoffarbeiter, für die verschiedenen Geister, den Erdgeist, den Meergeist, und endlich für das Vieh verselbständigt, während das gewöhnliche Volk wieder in andersartigen Häusern lebt (Rehse S. 8ff.).

Im allgemeinen wird man die Tendenz beobachten können, daß die M. zu Lokalheiligtümern, zu Tempeln (vgl. Preuss S. 1075), werden. Das oben angeführte Beispiel von Buin birgt aber noch die andere Möglichkeit, nämlich den Übergang vom M. zum Königspalast, wie das z. B. in den polynes. Gegenden beobachtet werden kann.

§ 5. Von den Männerhallen müssen wir die Sippen- oder Siedlungshäuser unterscheiden, die als einziges Haus die gesamte Sippe oder Siedlung, von manchmal 30–80 Köpfen und darüber hinaus, beherbergen. Diese Art des Siedelns, die von Ostasien her über die

Sunda-Inseln (Giesenhagen, Moszkowski) bis in das Innere von Neu-Guinea reicht (Haddon, Landtmann) und sich im nördlicheren Amerika unter gewissen Abänderungen in den sog. Pueblo-Siedlungen und auch in Südamerika (Koch-Grünberg S. 248) wiederfindet, scheint mit besonderen Kulturströmungen zusammenzuhängen (Webster). Ähnlichen gemeinschaftlichen Wohnstätten begegnen wir in den eigenartigen Höhlenwohnungen von China, in den Oasen der Sahara (Traeger, Karutz), insbesondere in Algier und Tripolis in den teilweise unterirdischen Temben der ostafrik. Wafiom (Baumann S. 177), aber auch unter den Tschermessen, Mordwinen, Esten und Finnen (Heikel).

S. a. Geheime Gesellschaft, Gemeinschaftshaus, Häuptling, Menschenopfer C, Siedlung A, Sippe.

Baumann *Durch Massailand zur Nilquelle* 1894; Giesenhagen *Die Wohnstätten der Malaien auf Java und Sumatra* Münch. Orient.-Ges. in „Asien“ 1904; Haddon *The Houses of New-Guinea* Festschrift tillegnad Edvard Westermarck 1912; Heikel *Die Gebäude der Cermessen, Mordwinen, Esten und Finnen* Journal de la société Finno-Ougrienne 4 (1888); Karutz *Nach den Höhlenstädten Südtunesiens* Globus 92 (1907); Koch-Grünberg *Vom Roroima zum Orinoco* 1911–13; Landtmann *Papuan Magic in the Building of Houses* Acta Acad. Aboensis, Humaniora 1, 5 (1920); Moszkowski *Beiträge zur Entwicklungsgeschichte der Wohnhäuser in Ost-Sumatra* Archiv f. Anthr. NF 9 (1910); Müller-Wismar *Yap* 1917; Preuss *Forschungsreise zu den Kägaba-Indianern in Kolumbien* Anthropos 14–15 (1919–20); Rehse *Kiziba* 1910; Sarfert *Kusae* 1919; ZfEthn. 1910 Thurnwald; ders. *Ermittlungen über Eingeborenenrechte der Südsee* Zfvgl. RW. 23 (1910); ders. *Forschungen auf den Salomo-Inseln und dem Bismarck-Archipel* III (1912); Traeger *Die Troglodyten des Matmata (Tunis)* ZfEthn. 38 (1906); Vedder *Die Bergdama* 1923; Webster *Primitive Secret Societies. A Study in Early Politics and Religion* 1908. Thurnwald

Männerkindebett.

§ 1. Im Zusammenhang mit anderen Erscheinungen, Meidungen und Zeremonien. — § 2. Südsee. — § 3. Amerika. — § 4. Abarten und Ausläufer.

§ 1. Eine uns bizarr anmutende Erscheinung ist das M. Es wird aus vielen Gegenden berichtet, z. B. in dem frühmittelalterlichen frz. Epos von „Aucassin und Nicolette“, es ist von den Basken (s. d.), von den

Pikten Schottlands, von irischen Gegenden usw. bekannt geworden. Vermutlich handelt es sich um Reste von Einrichtungen einer vorkelt. Bevölkerung (s. Britische Urbevölkerung). Auch auf den Balearen, auf Korsika, sowie bei den alten Tibarenern Kleinasiens bestanden ähnliche Sitten.

Die Frage wurde aufgeworfen, wie diese merkwürdige Gewohnheit zu erklären sei. Eine Untersuchung ähnlicher Verhaltensweisen bei den Naturvölkern wird uns zur Aufhellung behilflich sein. Denn auch unter den Naturvölkern, z. B. der Südsee und Amerikas, finden wir die *Cowade*.

Das M. dürfen wir nicht als eine isolierte Erscheinung ansehen, sondern wir müssen sie in den Zusammenhang des sonstigen Verhaltens und Denkens bringen. Wir finden bei den Naturvölkern die plastische Anpassung an die jeweiligen Erfordernisse des Körpers und der äußeren Umstände verhältnismäßig wenig ausgebildet. Die besondere Lebenslage, die durch das Alter, die Zugehörigkeit zu einer Gruppe, durch bestimmte Umstände oder Beziehungen entsteht, enthält den Grund für ein starres und herkömmliches Verhalten. So kommt es z. B. in der Regel nicht darauf an, wie sich etwa die junge Mutter nach der Geburt persönlich fühlt, sondern ganz unabhängig davon, wie es ihr individuell geht, hat sie sich der Sitte zu fügen, die eine bestimmte Ruhezeit nach der Geburt vorschreibt oder auch nicht.

Dieses Verhalten steht wieder unter dem Einfluß traditioneller Gedankengänge. Insbesondere wird z. B. Essen oder eine gewisse Betätigung der Mutter mit dem Schicksal des Kindes in Verbindung gebracht. Aber nicht in der Weise, wie wir das heute tun, sondern in der Form des Vorbild- und Vormachezaubers (s. Zauber A).

Diese Gedankengänge einer mystischen Beeinflussungsmöglichkeit des Lebens und Schicksals des Kindes wurden, offenbar „später“, vom Vater sich zu eigen gemacht. Auch hier wird nun eine mystische Beeinflußbarkeit durch ein Vormachen des Verhaltens im Interesse des Kindes konstruiert: der Vater darf sich nicht bewegen, damit das Kind sich nicht bewegt. Und er darf heilige Orte nicht betreten, die auch

das Kind meiden muß, etwa deswegen, weil es noch nicht in die Gemeinschaft aufgenommen ist, usw.

Diese lebhaftige Sorge des Vaters für das Kind hat vor allem die offizielle Anerkennung der Vaterschaft überhaupt zur Voraussetzung. Diese ist zweifellos eine „spätere“ Erscheinung (s. Geburt, Kind). Soziologisch setzt die Sitte des M. ein stärkeres Hervortreten der Männer, patriarchalische Tendenzen, voraus. So ganz unrecht dürfte Bachofen mit seiner Auffassung nicht haben, daß der Vater durch das M. bestrebt war, den Anteil an seinem Kinde vor der Welt dadurch festzustellen, daß er das Wochenbett der Mutter nachahmte. Natürlich ist diese Formulierung reichlich rationalistisch. Auch handelt es sich nicht um ein bloßes „Nachahmen“ des Wochenbettes, vielmehr, wie oben angedeutet, eher um einen Vorbildzauber. Indessen sind die Hypothesen über den Zusammenhang von Kindesseele und Vater erst auf Grund der praktischen Geltendmachung des väterlichen Einflusses im Leben überhaupt verständlich. Erst dadurch konnte die Theorie von der Beteiligung des Vaters am Kind zum Durchbruch und zur allgemeinen Annahme gelangen. Nicht mit Unrecht wird ja die „ältere“ mutterrechtliche Hypothese einer einseitigen Herkunft der Kinder (durch einen Geist) mit dem Totemismus in Zusammenhang gebracht (vgl. Casas).

Es ist sicher kein Zufall, wenn man das M. an der Schwelle des sich geltend machenden Männereinflusses gegenüber einem herrschenden Mutterrecht findet. Dabei ist keineswegs ausgeschlossen, daß gelegentlich auch ein „Mitleiden“ nebenherläuft, das aus einer Erkenntnis seiner „Schuld“ bei dem Manne entstanden ist.

Die verschiedenen Vorsichtsmaßregeln im Interesse des Kindes und die aufgestellten Kausalhypothesen von Verhaltensweisen können nur als Einkleidung aufgefaßt werden, denen die ange deuteten Motive in letzter Instanz zugrunde liegen.

Einige Beispiele, besonders aus der Südsee und von Amerika, mögen diese Ausführungen beleuchten.

§ 2. Das Verhalten des Mannes bei der Geburt (s. d.) ist sehr verschieden. Manchmal muß er sich völlig fernhalten, oft aber ein bestimmtes Verhalten befolgen, von dem man das Schicksal des Kindes mehr oder minder in Abhängigkeit bringt. In Ost-Santo soll der Vater die matrix von den Frauen in Empfang nehmen, sie auf dem offenen Feuer braten und verzehren (Speiser S. 283).

Auf San Cristoval (sö. Salomo-Insel, Südsee) wird nach Codrington (S. 228f.) Couvade gehalten. Und zwar in einer Gegend, in der das Kind dem Vater folgt. Der Vater legt sich nach der Geburt des Kindes hin. — In Saa muß nicht nur die Mutter vor der Geburt in dem, was sie ißt, vorsichtig sein, sondern sich auch der Vater, sowohl vor wie nach der Geburt des Kindes, gewisser Speisen enthalten. Er darf kein Schweinefleisch genießen und soll sich nicht bewegen, weil man fürchtet, daß dadurch die Bewegungen des Kindes beeinflusst werden. Auch harte Arbeit oder das Heben von schweren Sachen oder Fahren auf der See ist ihm verboten; er verhält sich ruhig, damit das Kind sich nicht überanstrengt; damit es nicht um sich schlägt, so wie der Vater im Kanu paddelt. — Auf den Banks-Inseln sind auch beide Eltern vorsichtig in dem, was sie um die Zeit herum, wenn das Kind geboren wird, genießen. Sie nehmen nur das zu sich, was auch das Kind vertragen kann, ohne krank zu werden. Vor der Geburt des ersten Kindes darf die Mutter keinen mit der Angel, dem Netz oder einer Reuse gefangenen Fisch verzehren. Nach der Geburt des ersten Kindes verrichtet der Vater einen Monat lang keine schwere Arbeit. Nach der Geburt weiterer Kinder vermeidet er, heilige Plätze (*tano-rongo*) zu betreten, auf die nämlich auch das Kind sich nicht ohne Gefahr begeben könnte. — In derselben Weise wird auf den Neuen Hebriden verfahren. Auch dort meidet der Vater noch vor der Geburt des Kindes die heiligen Orte (*ute sapuga*) und betritt auch nicht sein eigenes Haus. Nach der Geburt arbeitet er wohl und kümmert sich um Weib und Kind, aber er darf keinen Schellfisch und andere Produkte der See genießen, weil sonst das Kind Geschwüre bekommen

könnte. — Auf der sog. „Aussätzigen-Insel“ (*Lepers-Island*) verhält sich der Vater 10 Tage nach der Geburt sehr vorsichtig: er verrichtet keinerlei Arbeit, er klettert auf keinen Baum und begibt sich beim Baden nicht zu weit in die See hinaus, denn als Folge seiner Anstrengung würde das Kind leiden. Wenn er während dieser Zeit irgendwohin, z. B. an den Strand, geht, so bringt er einen kleinen Stein mit sich zurück, der die Seele des Kindes vorstellt, die ihm gefolgt sei. Daheim angekommen ruft er „komm her!“ und legt den Stein im Hause nieder; nun wartet er, bis das Kind niest, und ruft dann „hier ist sie!“, womit er andeutet, daß die Seele nicht verloren wurde.

Auf den Neuen Hebriden scheint gerade an denjenigen Orten die zeremonielle Betätigung des Vaters für das Kind stärker in den Vordergrund zu treten, wo sich patriarchalische Tendenzen gegenüber mütterrechtlichen geltend machen. Auf der Insel Mota trägt der Vater (nach Coombe S. 84) das Erstgeborene am ersten Tage aus dem Hause. Die beiden werden von den Freunden mit wilden Orangen beworfen, wobei der Vater aufpassen muß, daß das Kind nicht getroffen wird, da dies sonst ein Omen wäre, daß das Kind dereinst einen Pfeilschuß erhält. Nachher muß der Vater kleine Geschenke an die Freunde verteilen, und zwar, wie Codrington (S. 231) bemerkt, an die Angehörigen der Muttersippe, so daß man also daraus mit Recht den Schluß zieht, daß das Kind vom Vater der mütterlichen Sippe abgekauft wird. Bis das Kind gehen kann, wohnt der Vater im Männerhaus und darf mit seiner Frau während dieser Zeit nicht verkehren. Bei der ersten Geburt wohnen alle Altersgenossinnen der gleichen Sippe bei der Mutter; dabei stehlen sie sich das Essen von den Feldern der anderen Sippe. Kann das Kind gehen, und darf der Vater wieder zu seiner Frau zurückkehren, so macht er diesen Frauen Geschenke und veranstaltet ein Festessen, worauf die Frauen sich zurückziehen.

Ähnliches berichtet Rivers (I 146f.) von den Banks-Inseln. Noch vor der Geburt des ersten Kindes gibt dort der Gatte der Frau ein Fest, das mit einem eigenartigen

Ritus, *valugtokwa*, verbunden ist, und das darin besteht, daß der Bruder der Frau 4 männliche Verwandte wählt, von denen er jedem einen halben Faden Muschelgeld gibt. Der Bruder selbst fügt jedem noch einen halben Faden hinzu, so daß es im ganzen 4 Faden sind. Der Vater des Kindes bringt hierauf 8 Faden. Auf einen Yams-Kuchen legt dann der Bruder der Frau 4 Faden so, daß sie von O nach W zu liegen kommen. Hierauf geht er um Wasser aus einer bestimmten Quelle und bringt etwas davon in Taro-Blättern. Nach verschiedenen weiteren Zeremonien, die alle in völliger Stille vor sich gehen müssen und daher während der Nacht veranstaltet werden, legt der Gatte und künftige Vater seine 8 Faden auf den Yams-Kuchen in der Richtung von N nach S. Er nimmt sie sodann wieder weg, übergibt sie seiner Frau und diese ihrem Bruder. Letzterer gießt nun von hinten das Blatt mit dem Wasser über den Kopf der Frau aus, bis es ihr vom Kinn träufelt. Dabei hält die Frau vollkommen still. Daran knüpft sich ein Orakel über das Geschlecht des erwarteten Kindes. — Nach der Geburt darf der Vater 5 Tage lang (bis die Nabelschnur ganz abgetrennt ist) keinerlei Arbeit verrichten und während weiterer 100 Tage sich an schwerer Arbeit nicht beteiligen. Er darf auch keine Speisen von irgendwelchen geheiligten Plätzen genießen und sich selbst nicht auf solche begeben. Ist so etwas trotzdem vorgekommen, so muß er sich gewissen Zeremonien unterziehen, damit vom Kinde Gefahr abgewendet werde. Auch Besucher, die sich von der Küste oder von sonst weit her einfänden, dürfen nicht ohne weiteres gleich das Haus betreten, sondern müssen eine Zeitlang erst außen warten. — Eine Reihe weiterer Zeremonien werden insbesondere mit dem erstgeborenen Kind vorgenommen, namentlich wenn es ein Knabe ist. In diese wird auch noch die ihm zugedachte künftige Frau mit einbezogen.

§ 3. Unter den Uitoto des Orteguasa, eines Zuflusses des Amazonas in Südamerika, beobachten Mann und Frau nach der Niederkunft Ruhe und eine Enthaltbarkeit von Fleisch, und zwar zu dem Zweck, damit das Kind am Leben bleibt.

Kommt die Frau nieder, so wird das Kind mit lauem Wasser gewaschen, der Mann feiert 5 Tage und bleibt solange bei der Frau; letztere arbeitet 14 Tage hindurch nicht. Unterdessen dürfen beide kein Fleisch essen und bemalen sich Hände und Füße rot mit *achiote*. Beobachten sie diese Regel nicht, so würde das Kind sterben (Preuss I 164).

Crévaux (S. 526) erzählt von den Piapoco am unteren Guaviar, einem der oberen linksseitigen Nebenflüsse des Orinoko: die Entbindung findet in einer Hütte statt, wo die Mutter die folgenden 7 Tage verbleibt. Während der gleichen Zeit hält sich ihr Gatte in seiner Hängematte auf. Beide nehmen nur wenig *cassava* (kartoffelähnliche Frucht) und Wasser zu sich (s. a. Nahrung A 1).

Unter den Siusi, einem Stamm der südamerik. Arawak-Indianer an einem der oberen Nebenflüsse des Rio Negro, hält die Mutter 5 Tage Kindbett, und während dieser Zeit darf weder Mann noch Frau arbeiten oder sich waschen, und beide essen nur *cassava*-Kuchen und Pfeffer.

Auf der gleichen Wasserscheide herrschen ähnliche Sitten unter den Tukuya und den Kobéua, die zum Stamm der Betoya gehören. Ö. erstreckt sich die Sitte durch die Landstriche von Guiana, durch Demerara, Surinam, Cayenne und noch weiter über die benachbarten Inseln. — Penard berichtet von den Surinam-Kariben: nachdem die Mutter mit dem Kinde, das sie im Wald geboren und wo sie das Kindbett verbracht hat, zum Hause zurückgekehrt ist und ihre Haushaltspflichten wieder auf sich genommen hat, legt sich der Vater in seine Hängematte, um zu faulenz. Dies findet in der Annahme statt, daß wohl der Leib des Kindes von der Mutter stammt, dessen Geist aber vom Vater, und daß ein mystischer Zusammenhang den Geist des Kindes mit dem des Vaters für einige Wochen nach der Geburt verbindet. (Möglicherweise hängt diese Auffassung mit dem Umstand zusammen, daß bei neugeborenen Kindern die mittlere Schädelnaht noch nicht verwachsen ist und das Gehirn durch die Haut pulsiert.) Aus diesem Grunde nimmt man auch an, daß das Embryo die Nahrung durch das Gehirn und nicht durch

die Nabelschnur empfängt. Solange nun die große Schädelnaht nicht verwachsen und erhärtet ist, glaubt man, daß der Geist des Kindes noch in Verbindung mit dem Vater steht. Darum meint man, daß das Leben des Kindes völlig von dem des Vaters abhängt. Infolgedessen wird dem Vater schwere Arbeit oder Jagen verboten, denn sein Pfeil könnte das Neugeborene treffen. — Wenn der Vater über einen Baumstamm kletterte, so legte er immer zwei kleine Stöcke als eine Art Brücke für den Geist des Kindes, der ihm angeblich stets folgte. Setzte er über einen Fluß oder einen Bach, so diente eine Frucht- oder Kürbisschale dem Geist des Kindes, um über das Wasser zu gelangen. Überall trat er vorsichtig und behutsam auf und vermied dornige Stellen. Traf er zufällig einen Jaguar, so flüchtete er nicht weg, sondern ging mutig auf das Tier zu, denn seines Kindes Leben hing davon ab. Der Geist des kleinen Kindes konnte sonst Angst bekommen, flüchten und im Wald sich verirren. Selbst bei Nacht hatte der Vater für sich zu sorgen, um seinem Kind Schmerz zu sparen. Wenn ihn juckte, so mußte er sich behutsam kratzen, weil seine Nägel dem Kinde sonst Schmerz zufügen könnten. Auch durfte er sich nicht vergessen und zu kräftig nach einer Laus fassen, weil darunter der kahle Kopf seines Kleinen leiden konnte. Aus diesem Grunde waren auch verschiedene Speisen dem Vater verboten; nämlich, um nicht das Kind dadurch zu schädigen. Unter anderem glaubte man, daß gewisses Fleisch Flecken verursache. Darum enthielt er sich dessen sowohl vor wie nach der Geburt des Kindes. Wurde trotz aller Vorsichtsmaßregeln des Vaters das Kind krank, so besuchte der letztere den Zauberer, der die Geister in der üblichen Weise anrief und bald die Ursache des Übels, gewöhnlich in Gestalt eines Fremden, feststellte. War die Ursache ein Schlangengeist (*kanaima*), so mußte der Vater an Brust und Armen sich Einschnitte machen. Das Kind bekam dann das Blut davon, mit Wasser gemischt, zu trinken. Manchmal wurde auch der böse Geist mit Hilfe von Ameisen aus dem Körper des Kindes herausgebissen oder mit Hilfe des *tulala*-Talisman weggezaubert usw. — Penard

(I 159f.) glaubt, daß die Sitte der Couvade als Probe dafür dient, um den Mann in die Lage zu setzen, zu entscheiden, ob das betreffende Kind von ihm stammt. Man meint, daß, wenn der Vater sich nicht an die Regeln der Sitte hält, der Tod des Kindes die Folge ist. Tut er dies aber und bleibt das Kind am Leben, so ist alles in Ordnung; wenn aber nicht, so wird das als Beweis für einen anderweitigen Verkehr der Mutter aufgefaßt. Ein anderer natürlicher Vater hält aber keine Couvade aus berechtigter Angst vor dem Zorn des getäuschten Gatten (Roth S. 695f.).

§ 4. Als eine eigenartige Variante von Vorsichtsmaßregeln, die nach der Geburt von den Eltern ergriffen werden, ist die Sitte der indischen Bashgeli-Kafirs (welche die *Kalasha*-Sprache reden) zu verzeichnen. Wird in einer Familie ein Sohn geboren, so herrscht große Freude, und die Mutter schließt sich für 20 Tage ein; ist das Kind jedoch eine Tochter, so schließt sich der Mann in einem Haus für 20 Tage ein (Leitner S. 148).

Das M. wird auch aus der Landschaft von Ulster (Irland) berichtet und ist wohl als ein Überrest der vorkelt. Bewohner Irlands zu betrachten (Kuno Meyer S. 100).

S. a. Frau A, Geburt, Heirat, Kind, Mana B, Meidung, Totemismus B, Zauber A.

Casas La Covada y el origen del Totemismo 1924; Codrington *The Melanesians* 1891; Coombe *Islands of Enchantment* 1911; Crévaux *Voyage dans l'Amérique du Sud* 1883; Leitner *A Sketch of the Bashgeli Kafirs and their Language (Kalasha)* Journ. of the United Service Institution of India 1881; Kuno Meyer *Aus dem Nachlaß Heinrich Zimmers* Zeitschr. für keltische Philologie 9 (1920); Penard *De Menschetende Aanbidders der Zonneslang* 1907; Preuss *Religion and Mythologie der Uitoto* 1921; Rivers *History of Melanesian Society* 1914; Roth *An introductory study of the arts, crafts and customs of the Guiana Indians* 38. Ann. Rep. Bur. Amer. Ethnology 1924; Speiser *Ethnographische Materialien aus den Neuen Hebriden und den Banks-Inseln* 1923. Thurnwald

Mannersdorf (Niederösterreich). Hier wurden in mehreren Jahren insgesamt 26 Gräber freigelegt, davon 22 bei systematischen Grabungen. Es handelt sich der überwiegenden Mehrzahl nach um Gräber der LTZ-Stufe C, die Schwerter, Ortbänder,

Schwertketten, bandförmige Schildbuckel, Lanzenspitzen, Nußarmringe, Lignitrine und eine gute, typische Keramik ergaben. Zwei von diesen mittellatènezeitl. Gräbern sind Brandbestattungen, alle anderen Skelettbestattungen. Neben den latènezeitl. Funden wurden auch Reste eines jung-bronzezeitl. Gräberfeldes angetroffen, das offenbar durch den kelt. Friedhof zerstört war.

R. v. Serassin und M. Zehenthofer *Das Gräberfeld von Mannersdorf am Leithagebirge* Wien. Präh. Z. 1916 S. 71—91. G. Kyrle

Männertracht s. Kleidung.

Manschettenarmband s. Aunjetitzer Kultur A § 12, Längsgeripptes Armband, Nordischer Kreis B § 1, § 2a.

Mantel s. Kleidung.

Mantik s. Magie A § 3!

Maradda. Altbabyl. Stadt, heute die Ruinenstätte Wonnet Sa'dum (Wanna Sedum) w. des Bahr el Afedsch, 44°45' O Gr. und 32°6' N, wenig besucht und erforscht. M. hat, wie es scheint, eine untergeordnete Rolle gespielt. Nur wenige Denkmäler sind bekannt. Zur Zeit Naram-Sins von Akkad (2700 v. C.) herrschte hier sein Sohn Lipit-ili; Wádarum ist Patesi von M. unter Dungi von Ur (2500 v. C.; Keiser *Patesis of the Ur-dynasty* 1919 S. 22), Lischanum war ebenso Patesi unter der Regierung des Bur-Sin und Ur-Ea z. Z. des Gimil-Sin (Keiser a. a. O.). Nebukadnezar II. erneuerte den Tempel des Gottes Lugal-Maradda, genannt E-igi-kalama, nach mehreren Tonzylindern und Tönnchen. Er nennt Naram Sin von Akkad als Bauherrn (VAB 4, 78). Eine Urkunde stammt aus der Zeit Nabonaid's. 770 v. C. machte Ašurdan III. von Assyrien einen Feldzug gegen M. (MVAG 20 [1915] 3 S. 30 Forrer).

Rev. d'Assyr. 11 S. 88f., 105; Yale Or. Ser. 1 S. 62 (Nr. 44) A. T. Clay; Collections of the Yale University Pamphlet 2 Abb. 1, 3 ders.; E. Unger *Babyl. Schrifttum* 1921 S. 8 Abb. 27; L. Speleers *Un cylindre Néo-Babylonien* Annales de la Soc. roy. d'Archéologie, Mémoires 28 (1919) S. 291f.; Amer. Journ. Sem. Lang. 38 (1921/2) S. 141 W. F. Edgerton; OLZ 1914 S. 110 Clay. Eckhard Unger

Mar'asch s. Marqasi.

Marcenac-Höhle (unweit Cabrerets, Dép. Lot). Mit mehreren paläol. Gravierungen

und Malereien. Entdeckt 1922 von Abbé Lemozi. Unveröffentlicht. S. Kunst A II.

H. Obermaier

Marchet. So werden in Belgien die Steinhügel mit Leichenbestattungen oder Leichenverbrennung genannt. M. bedeutet Steinhäufen, sowohl aus alter wie neuer Zeit. Manchmal lassen sich beide Bestattungsarten im selben M. nachweisen. Früher soll eine riesige Anzahl von M. in Belgien vorhanden gewesen sein, die durch die Landbebauung zum größten Teil zerstört worden sind. Sie finden sich häufig in der Prov. Namur, kommen schon in der StZ vor (so z. B. Franc-Bois bei Fagnolle, Prov. Namur, von wo eine Pfeilspitze aus Feuerstein und eine Bernsteinperle), gehören aber zumeist der BZ (z. B. Han-sur-Lesse), der vorröm. EZ, sogar der RKZ an. S. Belgien B § 7; Band I Tf. 107a.

Comptes Rendus du Congrès d'Archéologie et d'Histoire Dinant 1903, Namur 1904 (Baron de Loë *Les „Marchets“*); Bulletin de la Société d'Anthropologie de Bruxelles 28 (1909) S. 56; Baron de Loë, E. Maillieux, E. Rahir *Fouilles des „marchets“ du Franc-Bois à Fagnolle*; Baron de Loë *Notions d'archéologie préhistorique, protohistorique et belgo-romaine* Brüssel o. J. L. Pericot

Mardelle s. Wohngrube.

Marduk. § 1. M. ist der Spezialgott der Stadt Babylon. Er gewinnt an Bedeutung erst, seitdem durch Hammurapi die Suprematie Babylons im Zweistromlande gesichert ist. Sein Name bedeutet vielleicht Sohn des *Du-ku*. Letzteres ist ein Gemach im Marduk-Tempel *Esagila*, durch das ein kosmischer Ort repräsentiert wird, in dem Schicksale bestimmt wurden (bisher gewöhnlich *Du-azag* gelesen). In der Gestalt des M. sind allmählich die Hauptgötter des Landes aufgegangen, insbesondere hat Enlil (s. d.) seine Attribute an M. abgeben müssen, sogar den Namen, denn M. wird gelegentlich auch Enlil der Götter genannt. Wie Enlil ist er „König der Götter und Könige“, „Herr der Herren“, „König Himmels und der Erde“. Im Epos *Enuma eliš* hat er die Rolle des Drachenbesiegers und Schöpfers an Stelle des Enlil. Ihr entsprechend bestimmt er am Neujahrsfeste feierlich die Geschicke der Welt. Genealogisch wird M. als Sohn zu Ea in Beziehung gesetzt, dem Gotte der Wissenschaft und

der Weisheit. Als solcher ist er Gesetzgeber und vor allen Dingen der Gott der Beschwörungskunst, welcher in den Texten oft genug als Helfer auftreten muß.

§ 2. Sein weltberühmter Tempel in Babylon ist *Esagila*, welcher dem Mythos *Enuma eliš* gemäß beim Abschluß der Schöpfung gebaut wurde. Der siebenstufige Turm dieses Baues, *E-temen-an-ki* „Haus des Fundamentes Himmels und der Erde“, ist, wie jetzt deutlich aus der 6. Tafel des genannten Werkes hervorgeht, das Vorbild für den biblischen „Turm zu Babel“ gewesen. Das Hauptfest der Götter war das Neujahrsfest (*Akitu*; s. Fest D); inwieweit das für dieses Fest aus einem Assur-Text belegte „Leiden und Sterben“ M. schon für die hier besprochene altbabyl. Zeit in Betracht kommt, steht noch nicht fest. Über die Schicksalsbestimmung in *Du-ku* s. o.

§ 3. In späterer assyr. Zeit scheint sich im Marduk-Kultus eine Art Mysterium entwickelt zu haben. Auf jeden Fall ist die Eigenschaft des Erlösers aus Not und Tod bei M. mehr als bei anderen Göttern ausgeprägt. Am Himmel offenbart sich der Gott in dem Planeten Jupiter und in der Morgen- bzw. Frühlingssonne. Sein Symbol ist die Lanze, sein Tier der sog. Drache von Babylon (*mušruššu*). Als seine Gemahlin wird zumeist Šarpānītum genannt, als sein Sohn Nabū (s. d.) von Borsippa. S. a. Götterbild E1 §14, Göttersymbol E1.

KAT³ S. 370ff. H. Zimmern; A. Jeremias *Handbuch der altorientalischen Geisteskultur* 1923 S. 273ff.; Roscher *Lex. s. v. Marduk*; J. Hehn *Hymnen und Gebete an M.* 1906.

Ebeling

Mari (und Hana; Tf. 5). § 1. Alt-babylon. Stadt, *Ma-ri*, *Ma-ri-ki* (Lesung von Hrozný; Wien. Z. Kunde Morg. 1906 S. 289), von noch unbekannter Lage am mittleren Euphrat in der Nähe des Habur-Flusses (s. Habur), im Lande Subartu. Nach alten Königslisten aus dem Ende des 3. Jht. hatte in alter Zeit eine Dynastie (die 10. in der Reihe) von 6 Königen mit 136 Regierungsjahren das „Königtum“ inne (ZDMG 78 [1924] S. 32 H. Zimmern). 1. *AN-SIR*, 30 Jahre; 2. sein Sohn *Lugaltarzi* [17 Jahre]; 3. . . . *lugal*, 30 Jahre; 4. . . . *lū-gal*, 20 Jahre; 5. . . . *bi-im*, 30 Jahre; 6. . . . *bi*(?), 9 Jahre. Es folgte ihr die 3. Dynastie von Kisch mit

Ku-Ba-u, der „Schenkin“ auf dem Throne. Eannatum von Lagasch eroberte neben anderen Städten auch M., vgl. Feldstein A VII 2, VAB I 22. Aus dieser Zeit stammt die sitzende Kalksteinstatuette eines bartlosen Königs im Zottenrock namens *I-dur*(?) - *Babbar* in London (Br. M. Nr. 90828, vgl. King *History of Sumer* Tf. S. 102 r.; CT V 12146). Sargon von Akkad eroberte um 2850 auch M. (Public. Univ. Penns. 4, I S. 222f. A. Poebel); Naram-Sin kämpfte der Sage nach mit einem Könige von M. *Migir-Dagan* (Rev. d'Assyr 16 S. 164, vgl. ZfAssyr. 35 S. 234 B. Landsberger).

§ 2. In der Zeit der Dungi-Dynastie von Ur, um 2400, treten sem. Herren von M. als „Statthalter“ *šakkanakku* auf. In Babylon fand man zwei Dioritstatuen, von denen die ältere (Band VII Tf. 142) inschriftlos ist, die jüngere (Tf. 5) laut Inschrift den *Puzur-Ištar* von M. darstellt, der die Statue, gemäß Inschrift, zu Ehren seines Vaters *Tu-ra-Dagan* aufstellte. Sie sind jetzt in Konstantinopel (Nr. 7813 [mit Inschrift] und 7814). *Tu-ra-Dagan* ist durch Privaturkunden im 5. und 6. Jahr des Königs Amar (Bur)-Sin von Ur bezeugt (Legrain *Le temps des rois d'Ur* Bibl. Hautes Études 199 [1912] Nr. 47, 52, 227, 230 und H. de Genouillac *Trouvaille de Dréhem* 1911 Nr. 27), während *Puzur-Ištar*, seither *Ba-ša-Ištar* gelesen, 20 Jahre später in einer Tafel aus dem 2. Jahre des Ibi-Sin (ca. 2308 v. C.) genannt wird (vgl. Legrain a. a. O. Nr. 342). Die Statue des *Puzur-Ištar*, der ich den Berliner Kopf aufgesetzt habe (Tf. 5), ist die einzige erhaltene Statue dieser Zeit. Sein Nachfolger *Išbi-Irra*, „der nicht sumer. Rasse ist“ (Rev. d'Assyr. 20 [1923] S. 50 Langdon), stürzte Ibi-Sin (2285 v. C.) und gründete das Reich von Isin (s. d.; M. Witzel *Perlen sumer. Poesie* 1925 S. 143 f.).

§ 3. Der älteren Hammurapi-Zeit gehört eine Tontafel an, in der *Zim*-[*ri-Lim*?], Sohn des *Iah*?, als König von M. auftritt, anscheinend hat also M. seine Selbständigkeit inzwischen erlangen können (s. Tirqa). Hammurapi selbst erobert im 35. J. M., wodurch das Statthaltertum erneuert wurde; später, z. Z. des Ammiditana, regiert in M. ein Statthalter *Izi-Dagan* (OLZ 1914 S. 343f. Ungnad), nach dem Siegelabdruck aus



Mari

Statue des Puzur-Istar in Konstantinopel (Nr. 7813) und Berlin (Kopf). Dioit. H. 176 cm.
Nach Photographie.

Assur (WVDOG 39 S. 102f. W. Andrae). In diese Zeit gehört noch der Statthalter *Sin-iqišam* (vgl. MVAG 1901 S. 144f. F. E. Peiser; VAB 6 Nr. 238 A. Ungnad). *Sin-iqišam* war *šapiru* „Gebieter“ von Suhi (s. d.) und besaß M. anscheinend nicht (A. Ungnad a. a. O. Z. 56f.), das damals vermutlich zu Hana gehörte. Dieses Reich wurde bei dem Kassiten-Einfall im 9. Jahre Samsu-ilunas, des Nachfolgers von Hammurapi von Babylon, durch Kassiten besetzt. *Kaštiliaš*, *Sunušrammu*, dessen Sohn *Ammi-bail* und ein König *Hamurapiš* (*Ammurapi*) sind als Herrscher dieser Zeit bekannt (Syria 1924 S. 265f. Thureau-Dangin und Dhorme). Vor diese Periode gehören die Könige *Igit-Lim*, bekannt aus dem Stadtnamen *Dur-Igit-Lim* (A. Clay *Babylonian Records Library* J. P. Morgan IV Nr. 52 S. 52), der dem späteren *Dur-Kit* (I)-*limme* am Habur-Flusse gleichzusetzen ist (PKOM 2 S. 25 E. Unger [= *Dur-e-tulim*]); ZfAssyr. 34 S. 153 S. Horn, ferner *Idin-kakka* und sein Sohn *Išar-Lim*, dessen Person ebenfalls aus dem Stadtnamen *Dur-Išar-Lim* (Clay a. a. O.) und seinem Siegel (Band IV Tf. 160f) erschlossen ist. In einem Kontrakt derselben Zeit aus Hana in Berlin (VASD 8 Nr. 3; E. Lindl *Priester- u. Beamtenum der alibabylon. Kontrakte* Stud. z. Gesch. u. Kult. d. Altert. Ergbd. 2 [1913] Nr. 972 S. 227) ist nach einem König *Naram-Sin* datiert. Auf ihn dürfte sich das gleichzeitige, in Zypern (s. Kypros § 3) gefundene Siegel (Band IV Tf. 163b) beziehen.

§ 4. M. war, wie es scheint, dem assyr. Könige Schamschi-Adad I. untertan (s. Tirqa) und wurde nebst Hana, dem früheren Hanat, späterem Anat, heutigem Ana am Euphrat, von Tukulti-Ninurta I. um 1250 wiedererobert (WVDOG 37 Nr. 60 Z. 69 O. Schröder). *Ilu-iqiša* und sein Sohn *Tukulti-Mēr* (Syria a. a. O.) werden später als Könige von Hana genannt. Im allg. hielt sich M. auch weiter selbständig als babyl. Statthalter, wobei aber die Oberhoheit von Babylonien mehr scheinbar war. Um 900 tritt *Šamaš-rēši-ušur* als Statthalter von M. und Suhi auf (WVDOG 4 Nr. IV S. 9ff. F. H. Weissbach). Suhi steht in enger Verbindung mit M., dessen

Name aber in der folgenden Zeit durch Suhi verdrängt wird. Die von den assyr. Königen genannten Statthalter von Suhi sind die Nachfolger der Statthalter von M. bzw. von M. und Suhi (s. d.).

§ 5. Die Statthalter von Suhi des 9. Jh. leisteten den Königen von Assyrien verschiedentlich Tribut. *Ilu-ibni* im Jahre 884 dem Tukulti-Ninurta II. (Schiffer *Die Aramäer* S. 114), im Jahre 882 brachte er dem Assurnassirpal II. den Tribut nach Ninua (Forrer *Provinzeinteilung des assyr. Reiches* S. 13f.). Sein Nachfolger, namens *Kudur*, stand im Bunde mit Nabu-aplaidina von Babylonien und wurde von Assurnassirpal II. im Jahre 878 zur Tributleistung genötigt (Assurnassirpal *Annalen* III 17–23; *King Annals of the Kings of Assyria* S. 350f.). In einem unbekanntem Jahre — ob 838, wie Forrer a. a. O. S. 14 will, ist nicht wahrscheinlich, sondern schon früher — brachte der Statthalter *Marduk-apla-ušur* von Suhi seinen Tribut dem König Salmanassar III. dar, der dieses Ereignis auf dem schwarzen Obelisk (s. Fremdvölker C; Band IV Tf. 74c) abbildete. Vielmehr ist 838 Suhi dem assyr. Reiche einverleibt worden, und einige Statthalter von Rašappa, wie die assyr. Provinz hieß, sind bekannt: *Nergal-ereš*, Archont im Jahre 803 und 775 (E. Unger *Reliefstele Adadniraris III. aus Saba'a* PKOM 2 S. 20), *Sin-šallimani* im Jahre 747, *Bēl-enurani* 737.

§ 6. Die Altertümer, die aus M. stammen, sind samt und sonders Zufallsfunde, nicht an Ort und Stelle entdeckt. Die Statuette des I-dur(?) - Babbar (s. § 1); die Statuen der Statthalter von M., die aus Babylon stammen (s. § 2); die Reliefstele des Šamaš-rēši-ušur ebendaher (s. § 4; Band IV Tf. 194a). Sie stellt den Fürsten dar im Gebet vor Gott Adad und Göttin Ištar, hinter ihm noch ein anderer unbekannter Gott. Die letzten drei Denkmäler sind vielleicht von Nabopolassar gelegentlich des letzten Kriegszuges gegen Assyrien, als er Suhi vernichtete, nach Babylon gebracht worden (vgl. MVAG 1925, 2 S. 72 J. Lewy).

Eckhard Unger

Mária Család (Kom. Nyitra, Ungarn).
§ 1. Hier fand sich in einer Gußstätte eine rohe männliche Bronzefigur, die mit der einen Hand nach dem Kopfe greift und mit

der anderen Hand an die Genitalien faßt, so daß beide Arme zusammen der Figur des ab- und zunehmenden Mondes ähneln. Die Zeitstellung dieser Figur, die sehr einer Figur aus dem Depotfunde von San Francesco bei Bologna (s. d. § 5) ähnelt (Montelius *Civ. prim.* I Tf. 70 Abb. 50), ist nicht sicher, doch dürfte sie nach ihrem ganzen Habitus der frühen BZ angehören. Sie ist zweifellos im Lande selbst gegossen, da sie unfertig ist und am Rücken noch den Gußzapfen hat.

§ 2. Dieses sehr merkwürdige Schema der Handstellung ist außerordentlich weit verbreitet, nur ist die untere Hand bisweilen statt an die Pudenda auf den Unterleib oder an die Hüfte gelegt. Es findet sich schon bei neol. Figuren von Negadeh in Ägypten (Mus. Berlin) und namentlich sehr häufig bei Tonfiguren des FM und besonders des MM von Kreta (Brit. Mus.). Hier auch noch auf einer Münze mit dem knienden Minotauros, auf deren Revers das Labyrinth in Hakenkreuzform dargestellt ist (Wilke *Religion der Indogermanen* 1923 S. 186 Abb. 245). Es erscheint weiter in Indien, in Persien, im sumer.-babyl. Formenkreise, in den Ostalpen (Gräberfeld von St. Kanzian, Mus. Villach; s. San Canziano), bei einer Bronzefigur aus der Umgebung von Mainz und vor allem ungemein häufig bei hallstattzeitl. Figuren Italiens, hier beispielsweise bei einer gefäßtragenden Figur auf einem Kandelaber von Vetulonia (Hoernes *Urgesch.*² S. 499, 9) und bei Figuren in einer „Sonnen-“ oder „Mondbarke“ mit Vogelprotomen (Kampanien, Basilikata, Suessula; a. a. O. 2, 3, 7). Doch hat es sich in manchen katholischen Gegenden im Sankt-Sebastian-Typus und bei eisernen, zur Erlangung der Fruchtbarkeit in Kapellen deponierten Motivfiguren auch noch bis in die jüngste Zeit erhalten (z. B. eine Motivfigur von Fischau in Niederösterreich; Mus. f. Volksk. in Wien I No. 7876), und ebenso findet es sich bei manchen Naturvölkern (z. B. bei einem Schamanen-Tanz der Eskimos; Mannsbibl. 10 S. 188 Abb. 167a Wilke).

§ 3. Über die Bedeutung dieses sehr auffallenden Gestus, der auch als Märchenmotiv verwendet ist (KHM III 197), gehen die Ansichten auseinander. Salamon Reinach (*L'Anthrop.* 6 S. 309) erblickt

darin lediglich „un des expédients d'un art malhabile et rustique, pour résoudre le problème des bras“, doch dürfte er mit dieser rein technischen Auffassung wohl kaum dieser Darstellungsweise gerecht werden. Dagegen spricht schon die einfache Tatsache, daß dieses Schema besonders bei solchen Figuren angewendet ist, die zweifellos eine ganz bestimmte kultische Bedeutung hatten, ja daß es in diesem Sinne sich sogar noch bis heute erhalten hat (vgl. § 2).

§ 4. Die Erklärung dafür dürfte ein Siegelzylinder von Susa geben, auf dem eine männliche Figur mit dieser Armhaltung, vor der auf Hunden knienden und von einer aufgerichteten Antilope und Mondsichel und Venusstern begleiteten Göttin Ištar stehend, dargestellt ist (*Mém. Dél. Perse* 12 S. 117 Nr. 128). Da ein großer Teil der im religiösen Kult verwendeten und aus ihm ins profane Leben übernommenen Gesten (gleich zahlreichen Bestandteilen der Sprache und vielen Tänzen der Naturvölker [ZfEthn. 1921 S. 113 Preuss]) ursprünglich mimischer Art ist, so haben wir auch in dem hier vorliegenden Gestus eine Nachahmung zu erblicken, und zwar dürfte, wie die eben erwähnte Darstellung von Susa deutlich zeigt, wohl eine Nachahmung der beiden Mondsicheln in Betracht kommen. Dafür sprechen insbesondere auch noch die § 2 erwähnten Figuren in einer Barke mit Vogelprotomen, die nicht, wie Déchelette (*Le culte du soleil aux temps préhist.* Rev. arch. 14 [1909] S. 64 ff.) meint, auf einen Sonnen-, sondern einen Mondkult zu beziehen sind. Ebenso die Minotauros-Figur von Kreta, die zugleich noch einen anderen bei den Naturvölkern und bei antiken Darstellungen (Jeremias *Handbuch der Altorg. Geisteskultur* S. 259 Abb. 164, S. 76 Abb. 50 u. 52) im Mondkult viel verwendeten Gestus zeigt, nämlich das Knien.

Hampel *Bronzezeit* Tf. 69; Wilke *Kulturbez. zwischen Indien, Orient u. Europa*² 1923 S. 55 ff.; Mannus 17 S. 58 f. Wilke. G. Wilke

Maricyn (Gouv. Cherson). Ehemaliges großes Steppengut, ungefähr 10 km sw. von Olbia (Parutino), auf dessen Süden, nahe dem Liman des Bug-Dnjepr, in den J. 1910–1912 ein großer Friedhof hellenisierten Skythen festgestellt und untersucht wurde.

Er reicht vom 6. Jh. v. C. bis in die früh-röm. Zeit. Die Gräber lagen unter niedrigen, z. T. flach eingepflügten Hügeln. In den ältesten Per. bis etwa zum Ende des 5. Jh. v. C. herrscht das tiefe, mit Holzbalkendecken geschlossene Schachtgrab. Die Ausstattung ist hier verhältnismäßig reich (Waffengrab mit Panzer), die Grabsitte barbarisch (Pferdebestattung). Dann erscheinen dafür das flachere Schachtgrab, das Nischengrab und in späthellenistisch-röm. Zeit besonders häufig das Kammergrab, oft mit zwei Toten (Ehegatten?) belegt. Die Ausstattung wird immer ärmlicher. Das Hauptinventar der Gräber ist eine einfache Keramik, z. T. griech., z. T. einheimische Nachbildungen davon. Während des 4. und 3. Jh. v. C. treten in den Gräbern massenhaft griech. Weinamphoren auf, die hier größtenteils als Baumaterial (Verschluß der Nischen) dienen. Waffen verschwinden fast ganz. Das Erscheinen von Fibeln (Spätlatènefibeln vom Mittel-latèneschema, Fibel mit umgeschlagenem Fuß) in den spätesten Gräbern deutet einen starken Einschlag aus dem NW an. Ein antiker Brunnen mit Steineinfassung und Hausfundamente in der Nähe des Gräberfeldes zeigen, daß die Ansiedlung dicht am Liman-Ufer lag. — Über das ganze Terrain des Gutes M. zerstreut waren Kurgane, die Gräber mit Ockerbestattung der Steinkupferzeit enthielten. Die Hockerskelette dieser Gräber ruhten in den meisten Fällen in Steinkisten aus Kalksteinplatten und enthielten kaum irgendwelche Beigaben außer großen Klumpen von Ocker (s. Ockerbestattung).

Präh. Z. 3 (1911) S. 232ff., 5 (1913) S. 1ff. M. Ebert; Baltische Studien Riga 1914 S. 90ff.; ders. *Südrußland im Altertum* 1921 S. 168.

M. Ebert

Marina-Vasen. Von Fimmen (*Kret.-myk. Kultur*² 1924 S. 132ff.) geprägte Bezeichnung für die vormyk. Keramik mit „Urfirnis“ auf dem Festlande, nach der Ansiedlung von H. Marina in Phokis, wo viel solche Keramik gefunden wurde. Die Bezeichnung ist irreführend, da der Ursprung dieser Keramik in Mittelgriechenland keineswegs nachweisbar ist. S. Ägäische Kultur § 11 und Vase B I.

G. Karo

Marino s. Alba longa.

Mark.

§ 1. Neue Auffassung über die M. — § 2. Allmende, Hufe, Manse, Gau. — § 3. Flurzwang, Gemeinbetrieb und Gemeinbesitz. — § 4. Englische Analogien. — § 5. Irische Verhältnisse.

§ 1. Die M. stellt nach älterer Auffassung den ungeteilten Bestand an Weide und Wald dar. Indessen scheint diese Auffassung nicht ganz den Tatsachen zu entsprechen. Nach Dopsch (1921 S. 361ff., 401f.) ist die M., wenigstens der Karolingerzeit, „nicht Überrest eines altgerm. Agrarkommunismus, für den positive und unzweideutige Zeugnisse fehlen, sondern stellt eine Weiterbildung von Verhältnissen dar, die wir bereits in spätröm. Zeit ebenso finden. Sie ist z. T. auch das Ergebnis einer fortgesetzten Aussonderung ursprünglich herrenlosen Wildlandes, dessen Nutzung den angrenzenden Siedlern niemand wehrte, durch die immer kräftiger vordringenden Grundherrschaften oder auch freier (unabhängiger) Grundeigner. Letztere verbanden sich aus wirtschaftstechnischen Gründen zum Zwecke der Rodung wohl auch zu gemeinsamer Okkupation (Genossenschaft). Neben den Grundherrschaften behielt die Masse der freien Siedler mit ihren unabhängigen Hufen auch ihre Nutzungsrechte an dem noch nicht zu Sondereigen in die Kultur einbezogenen Wildlande (Wald, Weide, Gewässer). Insofern man die Gesamtheit der an dieser M. Nutzungsberechtigten als Genossen zusammenfaßt, kann man aber nach wie vor doch von einer Markgenossenschaft sprechen“. Damit erklären sich auch die sog. gemischten Marken Maurers, welche die Regel bilden.

Je mehr sich die wirtschaftliche Forschung vertiefte und die praktische Seite der Betriebstechnik in Rücksicht zog, desto weniger vermochte sich die Theorie von der alten Markgenossenschaft zu halten. Jedenfalls müssen schon sehr früh die Freien ihre selbständigen Grundstücke besitzen haben. Neben dieser Einzelwirtschaft bestand auch eine gemeinsame Dorfwirtschaft in beschränktem Umfange. Grundherrschaften waren zur Zeit des Tacitus in Deutschland sicher schon vorhanden, wenn auch nicht allg. verbreitet. Dieser Grundherrschaft entsprach eine

Gefolgschaft. Nach der Stärke des Gefolges wird die Macht eines Fürsten nach Tacitus (c. 13) eingeschätzt. Diese Verhältnisse erschüttern die alte Theorie von einer Urzeit gleichberechtigter Markgenossen (Dopsch 1918 S. 72ff. und 1920 S. 1ff.).

Die Auffassung von Dopsch befindet sich in voller Übereinstimmung mit dem, was von soziologischer Seite auf Grund ethnologischer Vergleiche abgelehnt werden muß: nämlich die Auffassung, als wäre es möglich, daß die germ. Stämme, zur Zeit, als sie in das Licht der Geschichte traten, sich noch in einem „Urzustand“ befunden hätten. Die Vergleiche mit den Naturvölkern fordern im Gegenteil eine herrschaftliche Überschichtung.

§ 2. Während der Begriff der M. im S und im N vieldeutig ist und das abgegrenzte, im Einzelbesitz stehende Gebiet, bald den Dorfbezirk, bald aber auch ein nicht bewohntes und in niemandes Eigen befindliches, aus Wäldern und Ödland bestehendes Grenzgebiet bezeichnet (Dopsch 1921 S. 388), ist die Allmende ein viel schärfer umrissener Begriff. Er ist jedoch erst später ausgebildet worden. Es ist das „allgemeine“ Land, hauptsächlich Weide und Wald der Dörfer, oder, dort, wo Einzelsiedlung vorherrschte, der als Bauernschaft bezeichneten Siedlungsgruppe (s. a. Siedlung A).

Die Hufen stellen im allg. den Privatbesitz an Grund und Boden dar, jedoch ohne an ein bestimmtes Ausmaß gebunden zu sein, nur im Sinne unseres Wortes „Hof“, „Gut“ oder „Landlos“ (s. a. Hufe). Jedenfalls war die Hufe nichts Einheitliches und eine sehr nach Ort und Zeit schwankende Größe (Dopsch 1921 S. 329, 343ff.).

In den Urkunden der letzten Karolinger unterschied man die Mansen von Hufen und erläuterte die letzteren als *Sortes plenas* (Dopsch 1921 S. 348).

Will man den Begriff der M. gegen den Gau (s. d. A) abgrenzen, so hat man nach der germ. Auffassung unter Gau im allg. das Landgebiet eines Dorfes oder einer Siedlungsgesellschaft zu verstehen.

§ 3. Da die Dorfgenossenschaft wie allg. in primitiven Verhältnissen eine Wirtschaftsgenossenschaft darstellte, die, wie wir das bei Naturvölkern häufig finden,

unter Leitung eines Wirtschaftsherrn (s. Häuptling) stand, vollzog sich sowohl die Pflege des Viehes als auch die des Bodens: Weide, Saat und Ernte, nach hergebrachten und gemeinschaftlich geordneten Formen. In ihnen wurzelte das, was man als „Flurzwang“ bezeichnete, und das wieder in bestimmten Rechtssitten sich auswirkte (Kötzschke, Hübner S. 236).

Für die durch Flurzwang zusammengehaltene Feldgemeinschaft lehnt Dopsch (1918 S. 73f.) die Vorstellung der älteren Forschung ab, daß die Feldgemeinschaft aus gleichberechtigten Genossen freien Standes zusammengesetzt gewesen sei und sich am Gemeineigentum betätigte. Es hat sich nach ihm immer deutlicher herausgestellt, daß sie ein Produkt grundherrschaftlichen Zwanges und das Ergebnis grundherrlicher Interessen darstellt.

Von den geschilderten Formen eines Gemeineigentums gewisser Gruppen oder Personen an Grund und Boden oder nur eines Gemeinbetriebes muß man scharf die Entwicklung unterscheiden, welche die Dinge in den slavischen Ländern genommen haben, und die auf dem Balkan zur *Zadruga* mit ihren großen Wirtschaftsgemeinschaften unter einem Oberhaupt führten, in anderer Weise wiederum bei den Russen auf dem Wege über die *derevnja* zum *mir* gelangten (Vinogradoff I 271, 325, 334; s. a. Familienformen, Grundeigentum A, Kommunismus).

§ 4. Die engl. Dorfgemeinden besaßen im 10 Jh. und wahrscheinlich viel früher ihre gemeinsamen Weiden und Felder und auch eine entsprechende Verteilung des Ödlandes. Man nimmt an, daß diese Ordnungen durch die einwandernden Sachsen herbeigeführt wurden. Aber es ist auch möglich, daß sie noch älter sind. Die Tatsache allein, daß kleine Bauern (*virgater*) nur zwei Ochsen besaßen, während vordem Pflug 8 Ochsen gespannt wurden, zeigt, daß wenigstens Bittarbeit in diesem Falle erforderlich war (s. Handwerk A). Daneben bestand das Privateigentum (*holding*) der Großbauern (*ceorls* oder *geneats*). — Die Dörfer wurden in Gruppen von 10 oder 12 untereinander verbunden. Während einem Dorfe etwa 10–12 Großbauern angehörten, bildeten die 10 oder 12 Dörfer zusammen eine

„Hundertschaft“, die wieder zu 10 oder 12 manchmal zu einem *shire* zusammengeschlossen wurden (Peake S. 126ff.). Gewöhnlich erhoben die normannischen Lords später Anspruch auf das Ödland, das von diesen dann an von ihnen abhängige Leute vergeben und nach rationelleren Methoden bewirtschaftet wurde (ebd. S. 159).

§ 5. Die alten Gesetze von Irland anerkennen z. B. eine Reihe von Dingen, die im Gemeineigentum einer *tuath* stehen (s. a. Klan). Unter *tuath* versteht man eine politische Gemeinde, die auf Verwandtschaft beruht, in der Folge aber auch den mit dieser Gemeinde verbundenen Grundbesitz, schließlich die „Landgemeinde“ überhaupt. Die in den genannten irischen Gesetzen aufgezählten Gegenstände des „Gemeinbesitzes“ beziehen sich teils auf Dinge, die überhaupt nicht im Eigentum stehen, wie z. B. das Wasser eines Flusses oder ein einzelner Trunk aus einer Quelle, das einmalige Auflesen von Feuerholz für das Kochen eines Mahles oder das Fällen eines Stammes, um daraus einen Speer herzustellen oder eine Tragbahre für einen Leichnam, das Angespülte der See usw., oder die Benutzung irgendeines fremden Gutes im Falle der Not, z. B. eines Bootes, wenn einer vom Feinde verfolgt wird, u. dgl. Bezüglich des Landes werden darin nur die nicht im Besitz stehenden Wälder und die unbewohnten Berge als gemeinsam für die Angehörigen der *tuath*, den Leuten, die unter einem kleinen Häuptling stehen, erklärt. Nach den alten Landgesetzen trägt die Herrschaft über das Land mehr politischen, mithin öffentlich-rechtlichen, als wirtschaftlichen, privatrechtlichen Charakter. Daraus erklärt sich auch, daß mehrere Herren Anspruch auf ein Land machen können, wenn nämlich der eine dem anderen untergeordnet ist (Mc Neill S. 156, 167ff.).

S. a. Gau A, Grundeigentum A, Klan, Kommunismus, Siedlung A, Sippe.

Braungart *Die Nordgermanen* 1925; Dopsch *Wirtschaftliche und soziale Grundlagen der europ. Kulturentwicklung aus der Zeit von Caesar bis auf Karl den Großen I* (1918), II (1920); ders. *Die Wirtschaftsentwicklung der Karolingerzeit I* (1921); Hübner *Grundzüge des deutschen Privatrechts* 1913; Kötzschke *Grundzüge der deutschen Wirtschaftsgeschichte* 1921; Mac Neill *Celtic Ire-*

land 1921; Peake *The English Village* 1922; Vinogradoff *Outlines of Historical Jurisprudence* 1920. Thurnwald

Marken auf Gefäßen (Ägypten). Auf den Tongefäßen der vorgesch. und frühdyn. Gräber finden sich häufig eingeritzte Zeichen sehr verschiedener Form, die man gewöhnlich als „Töpfermarken“ oder „Topfmarken“ bezeichnet. Sie bestehen teils aus allerlei Strichen und geometrischen Mustern, teils aus Figuren von Tieren (Skorpion, Löwe, Nilpferd, Elefant, Gazellen, Stier, Krokodil, Vögel, Fische), Pflanzen (Palme), Menschen (Petrie-Quibell *Naqada* Tf. 51), ferner aus Schiffen, Bogen u. a., seit der 1. Dyn. auch vielfach aus Zeichen der Hieroglyphenschrift, in denen z. T. Personennamen sich verbergen mögen. Diese Marken sind z. T. vor dem Brennen eingeritzt und werden in diesem Falle als „Fabrikmarken, die das Erzeugnis des einzelnen Töpfers als dessen Eigentum bezeichnen“ bzw. „das Kennzeichen des einzelnen Arbeiters bedeuten, der damit seine Arbeit von der seiner Kollegen der Entlohnung wegen unterscheidet“, angesehen (Junker *Kubanieh-Süd* S. 80). Z. T. sind sie erst nach dem Brennen eingeritzt und dienen dann als Eigentumsmarke des Käufers, soweit nicht — wie bei den sorgfältiger ausgeführten Tierfiguren — die Absicht einer Verzierung vorliegen mag. Über Gefäßtypen, auf denen solche Marken begegnen, vgl. Junker *Turah* S. 44 (dort auch mechanische Reproduktionen der Marken) und Reisner *Naga-ed-Dér* I 122. Von diesen Topfmarken sind die auf Tongefäßen — vor allem Weinkrügen — der 1. Dyn. eingeritzten Schriftzeichen zu trennen, die den Namen des regierenden Königs angeben und den Grabbesitzer dadurch als Untertan des betr. Königs kennzeichnen.

Der Versuch von Petrie (*The Formation of the Alphabet* London 1912), diese äg. Topfmarken mit der Entwicklung des Alphabets in Verbindung zu bringen, dessen älteste Stufe sie darstellen sollten, kann wissenschaftlich nicht ernst genommen werden (Sethe *Der Ursprung des Alphabets* Nachr. Gött. Ges. 1916 H. 2 S. III f.).

Petrie-Quibell *Naqada* S. 11, 21, 43f. Tf. 51 —57; Petrie *Diospolis* Tf. 20—23; ders. *Gerzeh* Tf. 11; Junker *Kubanieh-Süd* S. 80ff.;

ders. *Turah* S. 9 und 44ff.; *Petrie Roy. Tombs* I 29ff. Tf. 44—58, II 47 Tf. 55—55D; *Reisner Nagä-ed-Dér* I 122; *Petrie Tarkhan* I 28 und Tf. 30f., II 12 und Tf. 20f.; *Firth Survey* 08/09 S. 52 Anm.

Ranke

Markkleebergs. Norddeutschland A § 4.

Marköbel s. Wetterau.

Markomannen s. Germanen B § 5.

Markt. A. Soziologie.

§ 1. Markt und Handel. — § 2. Treffpunkte als M. — § 3. Feste als M. — § 4. Besondere Produktionszentren als M. — § 5. Sippen und M.; religiöse Zusammenhänge. — § 6. Markthemmungen. — § 7. Verbreitung des Marktbetriebes. — § 8. Art der Märkte, Saison- und Wochenmarkttypus. — § 9. Marktfrieden. — § 10. M. in der europ. Frühgeschichte; Wirtschaftstheorie und Tatsachen.

§ 1. Die Bedeutung des M. wird gewöhnlich gerade so wie die des Handels für die Zeiten und Völker ärmerer Technik unterschätzt.

Treffpunkte, an denen man tauschte, und an denen sich M. abspielten, wird man mit Recht weit in die „Primitivität“ zurückverlegen dürfen. Als besondere Anziehungskraft wirkten dabei Gegenden, von denen etwas Besonderes zu holen war, wie z. B. Salz. Aber auch Feste boten eine Gelegenheit zum Tausch, religiöse Zeremonien und Opferhandlungen förderten ihn. Zieht man die gelegentlich besonders gesteigerte Besitzgier und das Mißtrauen in Betracht, so wird man die Hemmungen begreifen, unter denen manchmal der Austausch vor sich geht, und der z. B. teilweise zum Depothandel (s. Handel F § 8), teilweise zu den bewaffneten M. (s. unten § 2 und 6) geführt hat. Diese Formen kann man jedoch nicht ohne weiteres als die ältesten und ursprünglichen Formen des Handels oder des Marktbetriebes betrachten. Man wird in ihnen gewisse durch bestimmte Umstände bedingte Sondergestaltungen zu erkennen haben. Andererseits haben sich früh feste Traditionen ausgebildet, die dadurch die Ruhe des M. und des Handels wahrten, daß nur bestimmte Sachen oder Mengen gegeneinander getauscht wurden.

Nicht überall finden wir M.; die Marktlosigkeit ist mehr ein Zeichen einer gewissen Isoliertheit und einer Tendenz zur Abschließung, kann aber nicht eigentlich mit einer bestimmten Wirtschaftsform, ebensowenig wie der Besitz von M., verknüpft werden.

Bei Hackbauern und in Verbindung mit einem Hervortreten der Frau findet man häufig Frauen als Hauptbesucher der „Wochenmärkte“.

Solche alle paar Tage stattfindenden „Wochenmärkte“, auf denen kleiner Handel vor sich geht, muß man von den „Jahrmärkten“ unterscheiden, zu denen oft große Expeditionen zu Wasser oder Land ausgerüstet werden (s. Handel F).

Nicht selten geht bei höheren Naturvölkern der M. auf einem Wohnplatz vor sich. Es ist daher nicht richtig, wie das vielfach geschieht, daß man in Bausch und Bogen die archaische Stadt nur auf Festungen zurückführt und ihr die moderne Stadt entgegenstellt, die nur um einen M. entstand. Zweifellos sind auch archaische Städte in ihrer Entstehung auf M. zurückzuführen.

§ 2. Wiederholt wurde darauf hingewiesen, daß Besuche von Angehörigen fremder Gruppen und Stämme häufig in den Lagern der australischen Eingeborenen beobachtet sind. Einen Anlaß dafür bieten die Feste bei den Reifeweihen. Damit ist stets ein Geschenkaustausch verknüpft. Die Besucher erscheinen mit ihren Spezialitäten an handwerklichen Erzeugnissen (s. Handwerk A) und Rohstoffen, die sie oft in großer Menge mit sich schleppen. Einleitend werden dem gastgebenden Häuptling und den alten persönlichen Handelsfreunden Geschenke übergeben. Nach und nach knüpft sich daran bei diesen Gelegenheiten ein richtiger M. zwischen zwei oder mehreren Gruppen, bei dem man einzeln oder kollektiv seine sämtlichen Waren gegen fremde Produkte austauscht, die entweder zum eigenen Gebrauch bestimmt sind, oder die man selbst wieder weiter verhandelt. Auch die Frauen nehmen an diesen Geschäften teil und tauschen Taschen, Körbe, Netze und Grabstöcke aus, während die Männer in der Hauptsache Waffen, Werkzeuge und Schmucksachen umsetzen (Howitt S. 119, 305f., 714). — Besonders ausgebildet ist dieser Markthandel in den SO-Gebieten und in NW-Queensland. Solche M. finden in den SO-Gebieten auch außerhalb der besuchsweisen Begegnungen statt. Die Handelsboten sind unverletzlich, und an bestimm-

ten Plätzen spielen sich von Zeit zu Zeit M. ab, wie z. B. in Kopperamana an Coopers Creek. In Queensland hält man M. häufig auf Initiative einzelner Häuptlinge ab, wobei durch Boten Abmachungen über Art, Zeit und Handelsware übermittelt werden. Doch kommt es auch vor, daß einzelne sich auf den Weg machen, um auf eigene oder fremde Rechnung Handel zu treiben (eine Art Hausierhandel). Diese Handelsbeziehungen und M. tragen natürlich viel zum Austausch sowohl von materiellen Gütern bei, als auch von Redensarten, Liedern und Tänzen, sowie von Gedanken, Sitten und Einrichtungen (Roth 1897 S. 132, 134; Knabenhans S. 100ff.).

Die Mekeo-Stämme des sö. Neu-Guinea treiben Handel mit ihren Nachbarn, namentlich auch mit den Bergbewohnern. Obgleich es nicht selten zu Kämpfen zwischen *Mekeo*- und *Roro*-sprechenden Stämmen kommt, finden unter diesen doch auch Zwischenheiraten statt, und mit den *Roro*-sprechenden Waima werden M. abgehalten, die in Motura vor sich gehen. Es ist ein für beide gut gelegener, von hohen Bäumen beschatteter Treffpunkt an den Ufern des Oriki-Baches. Zu diesen M. brachten die Mekeo-Leute Bananen und andere Gartenfrüchte, um sie gegen Fische aller Art, insbesondere aber gegen Muscheln zu vertauschen (Seligmann S. 314).

Auch vom mittleren Augusta-Fluß wurden mir Marktplätze namhaft gemacht, die z. B. in der Nähe der Mündung des Töpfer-Flusses in den Augusta-Strom von den Bewohnern von Tjimundo und Angorum besucht werden.

Bekannt sind die regelmäßigen M., die an herkömmlichen Orten unter den Bewohnern der Küstenstämme auf der Gazelle-Halbinsel (Neupommern) im Abstand von je ein paar Tagen immer abgehalten wurden. Ebenso finden besondere M. zwischen den dortigen Küstenbewohnern und den Baining-Leuten der Berge statt.

Der Markthandel vollzieht sich hier, wie auch auf dem mittleren Neu-Mecklenburg, durch Frauen, weil die Feindseligkeit der Männer gefährlich ist. Die Männer begleiten bloß die Frauen bis in die Nähe des M. und warten, im Gebüsch versteckt, bewaffnet (s. a. § 6) auf

die Rückkehr ihrer Frauen vom M. (Hahl S. 313f.).

§ 3. Auch bez. der Papuaner des Binnenlandes im holländ. Teil von Neu-Guinea wird von M., und zwar Schweinemärkten mit anschließendem Fest nebst Schmausereien, berichtet. Der Ankauf von Festschweinen und deren Abzahlung ist mit großem Zeremoniell verknüpft. Bemerkenswert ist dabei einerseits der stark entwickelte Händlergeist der Papuaner, worin die Binnenstämme die Küstenleute eher übertreffen als umgekehrt. Dafür ist das Bestehen eines Wertträgers in Gestalt einer kleinen *Cyprea*-Schnecke, *tingale* genannt, ein Zeichen. Andererseits findet ein lebhafter Verkehr über weite Entfernungen im Innern statt, und selbst 3000 m h. Berge bilden in dieser Beziehung kein Hindernis. Auch fremde Stämme, mit denen man sich nicht verständigen kann, werden aufgesucht (Wirz S. 120ff.).

Auf den neuen Hebriden finden periodisch Versammlungen statt, an denen Schweine und auch andere Werte getauscht werden. Meistens, aber nicht notwendigerweise, sind diese Versammlungen mit Opferfesten verbunden, denn oft müssen Schweine den Besitzer wechseln, ohne daß gerade jemand in der Lage wäre, ein Opferfest zu bestreiten. Diese Zusammenkünfte sind jedenfalls festliche Gelegenheiten, etwa wie auf dem Lande die Markttag, zu denen man geschmückt erscheint, wo man alte Bekannte trifft, neue Bekanntschaften schließt und neue Handelsbeziehungen anknüpfen kann. Es gehört sozusagen zur Bürgerpflicht des Eingeborenen, diesen Zusammenkünften beizuwohnen; und in einer bevölkerten Gegend finden solche etwa alle drei Tage statt. Fast jeder Mann ist indirekt an den Geschäften interessiert, so daß er nicht gern eine solche Versammlung verfehlt. Diese Zusammenkünfte sind daher auch die Brutstätten aller Intrigen, Anschläge und Händel, abgesehen von den Verstimmungen, die beim Tausch entstehen. — Die Opferfeste ihrerseits sind ohne solche „Börse“ nicht zu denken, weil kein Mann die erforderlichen Opfertiere in ihrer Gesamtheit besitzt, sondern sie z. T. von seinen Schuldnern für den Anlaß zurückerhalten,

z. T. sie von anderen erst noch borgen muß. Der Übergang der Schweine von einer Hand in die andere findet vor dem Opfer statt. — In Ost-Santo gehen diese M. nach einem bestimmten herkömmlichen Ritus vor sich. Der Platz ist sorgfältig gereinigt, mit Blumen und Blättern geschmückt. Der Ritus bezieht sich auf das Entleihen und Zurückgeben von Schweinen. Die Transaktionen selbst sind schon lange vorher besprochen und vorbereitet worden. Die Bedeutung der Zeremonien beruht darin, daß vor dem versammelten Volke öffentlich und feierlich die Handänderung vor sich geht. In den dabei gehaltenen Reden und tanzartigen Bewegungen wird der Verzicht bzw. das Rechtsgeschäft zum Ausdruck gebracht. Will ein Mann das Schwein, das ihm zurückgegeben wird, gleich an einen anderen weiterverleihen, so nehmen an der Zeremonie drei Männer teil: der alte Schuldner, der Eigentümer und der neue Schuldner. — Auf diese Weise kann ein Schwein häufig die Hand, in der es sich befindet, vertauschen und von einem Dorfe zum anderen auf der Wanderschaft sein, bis es eines Tages an einem Opferfest sein Leben lassen muß. — Komplizierter werden diese Vorgänge, wenn es sich um Lösung der Verbindlichkeiten handelt. Die Schulden des Toten müssen von seinen Erben (s. Erbe) übernommen werden, nämlich von seinen nächsten Verwandten in der Sippe: seinen Brüdern und den Kindern seiner Schwester. — Bemerkenswert ist, daß es sich bei diesen Zeremonien nie um Kauf, sondern stets um Tausch handelt. Wenn heute Schweine um Geld gekauft werden, so ist die öffentliche Vornahme der Transaktion nicht erforderlich. Der Kauf mit Geld ist eben ein Bestandteil aus einer fremden Kultur, der in die alten Sitten nicht aufgenommen wurde. Hauptsächlich handelt es sich bei diesen „Börsen“ um Tausch von Schweinen gegen Matten. Die erwähnten Festlichkeiten und Zeremonien knüpfen sich vielfach an die gemeinen Gesellschaften (s. d.) der *Suque*, denn der Einkauf in diese Gesellschaften geschieht durch Schweineopfer. — Die „Geldmatten“ werden in hohen Bündeln auf dem Platze aufgeschichtet, sorgsam vom Empfänger gezählt und weggetragen. Auch

werden sie oft anders zusammengelegt und verteilt, je nachdem sie den Besitzer wechseln. Auch sie werden wie die Schweine umtanzt. — Durch die erwähnten Zeremonien („Realkontrakt“) werden die Geschäfte befestigt, als wären sie schriftlich beglaubigt. Ihre Rechtskraft gilt so lange, als ein einflußreicher Mann sie nicht einfach ignoriert (Speiser S. 278ff.).

§ 4. Von den Bewohnern von Guiana in Südamerika sagt W. E. Roth, daß ein jeder „Stamm“ seine Besonderheiten der Produktion hatte, mögen sie sich nun in Rohstoffen oder in Handfertigkeiten darstellen: in Töpfen, besonderen Hölzern, Hunden u. dgl. m. Jeder dieser Stämme stand dafür in besonderem Ruf, so die Otomak-Frauen für ihre Tontöpfe, die Arekuna wegen ihrer Baumwolle und des Blasrohrs, die Makusi wegen des *Curare*-Gifts, die Maionkong und Taruma sowohl wegen ihrer Cassava-Raspeln als wegen ihrer Jagdhunde, die Warrau wegen ihrer gegerbten Häute, die Waiwai wegen ihrer *Tucum*- und *Kuraua*-Fasern, die Guinau wegen ihrer Matten, Cassava-Raspeln, Schürzen und Gürtel aus Menschenhaar, sowie ihres Federschmucks, die Leute vom Oyapok-Fluß wegen ihrer Steinbeilklingen. Alles konnte man brauchen und fand Absatz: sowohl getrocknete Schildkröten, eingelegte Schildkröteneier und Schildkröteneöl, Sklaven, getrockneter, geräucherter und gesalzener Fisch, Hängematten und Grünstein, Schleifstein und Rindenstoffe. Die Akawai, die keine anderen Tauschwaren besaßen, handelten mit dem *Kishi-kishi*-Vogel, einer Art von Tapioka und mit den Wurzeln von *hai-ari* zum Vergiften von Fischen. Um diese Dinge zu verhandeln, wurden oft weite Reisen unternommen, die nicht nur Tage, sondern Monate und manchmal Jahre für die Hin- und Rückreise beanspruchten. Außer daß Ware gegen Ware getauscht wurde, gab es auch Gegenstände, die als Gegenwert besonders beliebt waren. Dabei kamen auch Kreditgeschäfte vor. Der Zwischenhandel spielte eine nicht geringe Rolle. Vielfach gingen die Tauschgeschäfte unter bevorzugten Handelsfreunden vor sich. In Surinam steckte der Käufer ein Kraut als Talisman zwischen die Lippen, um nicht

überteuert zu werden. Damit hingen höchstwahrscheinlich Zeremonien beim Handel zusammen, wie sie z. B. von den Warau berichtet werden. Bei diesen wurden zuerst eine Menge Fragen gestellt und hierauf Getränke gewechselt usw. Indianer der verschiedenen Stämme trafen sich zum Austausch der Waren jährlich auf einem M. am unteren Orinoco. Von weiter wurden dahin Handelsexpeditionen unternommen (Roth 1924 S. 633 ff.).

Künstlich hergestellte Salzsteine (*moyu*), die in grauen bis fast schwarzen und steinharten, unreinen, viereckigen Stücken in den Handel kommen, werden aus einem bestimmten Tal von den dorfansässigen Eingeborenen des inneren Neu-Guinea, wo sich vermutlich Solquellen befinden, geholt und dort eingetauscht (vgl. § 3). In ähnlicher Weise entwickelt sich ein Tauschhandel an den Orten, von denen man Steinbeilklingen bezieht (Wirz S. 126 f.).

Als das Fürstentum Kitara auf der Höhe seiner Macht stand, besaß es zwei wichtige Zentren des Salzhandels, von denen ihm nur Kibero am Ufer des Albert-Sees (Ostafrika) geblieben ist. In diesem Dorfe befindet sich ein offener Schuppen, der als Marktplatz dient, auf dem ein lebhafter Handel entfaltet wird. Von allen Seiten des Landes kommen Leute, um Salz zu kaufen, und bringen als Gegenwert Bohnen, Kartoffeln, Pisang, Erbsen und andere Nahrungsmittel, Koch- und Wassertöpfe, Tiere, Feuerholz und allerlei Dinge, die für Bekleidung, Hausrat und Bauwerk gebraucht werden (Roscoe S. 234).

§ 5. Bei den Wadschagga hat heute noch fast jeder Marktplatz Beziehungen zu einer oder mehreren Sippen, die es deutlich erkennen lassen, daß sie die ersten Einrichter und Herren dieser Tauschplätze gewesen sind. Von manchem M. kann man noch feststellen, daß er im Zusammenhang mit einer Verschiebung des Wohnorts der Sippe verlegt wurde. Nach dem Eindringen der Häuptlingsherrschaft sind den Sippen religiöse Pflichten gegen den Markt geblieben. — Die Markttage müssen regelmäßig besucht werden. Zwingt irgendein Ereignis dazu, einen oder mehrere Markttage verfallen zu lassen, so kann die gestörte Ordnung erst wiederhergestellt

werden, nachdem der Marktplatz entschont ist. Diese Sühne muß von den Riten-Alten der beteiligten Sippen geleistet werden, und zwar in Gemeinschaft mit je einer alten Frau. Zu diesem Zweck opfert man ein Mutterschaf mitten auf dem Marktplatze unter Sühnegebeten an die Ahnen, die den M. einrichteten. Darauf wird der ganze Marktplatz mit dem Blute des Tieres, dem Banseninhalt und dem Sühnewasser besprengt. Die alten Frauen tauschen Ackerfrüchte aus, die sie mitgebracht haben. Erst danach kann der M. wieder ungefährdet besucht werden. Das Opfertier ist von einer der Marktsippen zu stellen. — Diese Marktsippen haben zweifellos ursprünglich auch den Marktzoll erhoben. In einer der beteiligten Sippen vererbte sich das Vorkosteamt auf dem M. Der Vorkoster (*mosuhura*) hatte die Pflicht, sich an jedem Markttage rechtzeitig einzufinden. Ehe er seinen Zoll erhoben hatte, durfte der Tauschhandel nicht eröffnet werden. Er griff in jede Markttasche der Frauen einmal und entnahm ihr eine Handvoll. Dafür hatte jede Frau das Recht, ihn einmal zu knuffen. Mit Hilfe seiner Frau trug er dann den Zoll von dannen. Von einem gut besuchten M. ergab es ganz ansehnliche Lasten. Erhoben wurde der Tribut aber nur an Feldfrüchten, Bananen und Salz. Milch und Butter waren frei. Dies dürfte darauf deuten, daß die Früchte und Salz auf diesem M. ursprünglich waren, während die tierischen Produkte erst später hinzutraten. Dieser Marktzoll hatte vermutlich eine zauberisch-religiöse Bedeutung, indem nämlich Gefahren, die in den ausgetauschten Früchten möglicherweise lauerten, durch die Entnahme des Marktzolles von seiten der den M. leitenden Sippe durch den Vorkoster (s. a. Häuptling) beseitigt wurden. So erklärten einmal Frauen, als ein Vorkoster sein Amt nicht übernehmen wollte, den M. nicht mehr besuchen zu können, weil sie nicht wagten, die unvorgekostete Marktfrucht für ihre Kinder zu kochen. Mit der Marktpolizei hat das Amt des Vorkosters nichts zu tun. Jetzt ist der Schutz über den M. mit vielen anderen sipp-schaftlichen Hoheitsrechten auf den Großhäuptling übergegangen, und heute geht von

diesem vermöge seiner Autorität (s. Mana B) die gleiche Lebenssicherung aus wie vom Vorkoster. — Die Frauen des Häuptlings und der Bezirksvorsteher überwachen die Marktlichkeit und sorgen für eine rasche Sühne aller Marktvergehen. Früher galt der Marktplatz als entweicht, wenn Blut auf ihm vergossen wurde; aber nicht nur im Streit, sondern auch aus Versehen. Jede auf dem Marktplatz beigebrachte blutende Verletzung heischte unmittelbare Sühne. Von einem solchen Augenblick an durfte keine Frau vom Platze weichen, und alles Marktgut war strengster Meidung unterworfen und mußte entschützt werden, ehe es davongetragen und zur Nahrung verwendet werden durfte. Eilig mußte man wenigstens eine Ziege opfern. Eine umfangreichere und ernstere Sühne erforderte es, wenn eine Frau auf dem M. niederkam oder eine Fehlgeburt erlitt. Zur Entschütung bedurfte es hier eines Milchtieres. Außerdem mußte auch das Häuptlingsgehört durch das Opferblut einer Milchkuh entschützt werden. Bezirksweise wurden sämtliche Frauen des Landes mit *Fande* besprengt (Gutmann S. 425 ff.).

§ 6. Vom oberen Benue (Adamaua, zentraler Sudan) berichtet Passarge (S. 360), daß die Mutschi Felle und Fleisch zum Verkauf bringen, während an der verabredeten Stelle auf der anderen Seite des Flusses die Djikum mit Fischen und Korn sich einfinden, und zwar nur Männer. Jeder steht kampfbereit mit Pfeil und Bogen in der Linken, das Spannmesser in seiner Rechten, vor seinen Schätzen da. In jedem Kanu sitzt ein Djikum fertig zum Rudern. Die Handelsgeschäfte pflegen gewöhnlich mit Mord und Totschlag zu enden. Wenn der Kriegslärm ertönt, springt der Mutschi ins Gebüsch, und der Djikum zieht sich in seinem Kanu zurück. Pfeile und Schimpfreden fliegen hin und her. Mit dem Verlust von einigen Toten auf jeder Seite kehrt dann jede Partei nach Hause zurück (s. a. § 2). — Es ist wahrscheinlicher, daß in dieser Sitte nicht so sehr ein Überlebsel aus ältester Zeit zu sehen ist, als daß sie vielmehr das Ergebnis gespannter Beziehungen darstellt.

In Ostafrika spielen die M. eine große Rolle, obgleich sie nicht überall in gleicher

Weise verbreitet sind und z. B. im O von Ruanda ganz zu fehlen scheinen. Wahrscheinlich sind die M. dort als eine alte Einrichtung zu betrachten, die sich im N und W von Ruanda erhielten, in den Batutsi-Provinzen dagegen mit der Eroberung verschwanden, weil die Marktwaren häufig wegen unbezahlter Steuern beschlagnahmt wurden. — In Nduga wurden zwei M. mit Eisenhacken festgestellt, andere, die von Schmieden stark besucht waren. In Njundo finden alltäglich seit alten Zeiten Nahrungsmittelmärkte statt. Die Leute kommen gegen 8 Uhr früh zusammen und gehen zwischen 11 und 12 Uhr mittags auseinander, usw. In den w. Gegenden von Ruanda sind die M. 3—4 Stunden von einander entfernt. Beim Austausch waren in Njundo auch Vermittler, die besondere Gebühren bezogen, tätig. Um die Marktausgaben zu ersparen, wurden in der Nähe des M. auf den Wegen Abmachungen getroffen, so daß man auf den Scheidewegen kleine Nebenmärkte sah (Czekanowski S. 64f.; Kandt S. 294).

In den abessinischen Ländern besaßen die Bazen keinerlei Marktplätze und schlossen sich gegen fremde Handelsleute ab. Nur im N standen sie mit den Barea in Beziehung, von denen sie Honig und Getreide kauften. Sie besuchten den M. von Mogelo, auf dem auch verschiedene andere fremde Händler erschienen. Dieser M. fand jeden Morgen statt und befand sich außerhalb des Dorfes auf einem großen, umzäunten Platz, der als neutraler Boden von allen geachtet wurde. Der M. von Mogelo erfreute sich starken Zulaufs, bis er 1861 von Sadiqs Truppen verbrannt und verwüstet wurde (Munzinger S. 519f.).

§ 7. Im s. Kpelle-Lande (Westafrika) gibt es nirgends M., wohl aber bei den Gbände und Gbunde. Hier wird unter dem mandingo-islamischen Einfluß in der Regel allwöchentlich ein M. abgehalten. Der Marktplatz befindet sich innerhalb der Ortschaft, auch an einer bestimmten Stelle zwischen zwei Dörfern. Die verschiedensten Waren kommen dort zum Verkauf: Palmöl, rohe und gereinigte Baumwolle, Knöpfe aus Messingblech, die statt Glasperlen getragen werden, getrocknete Fische und Krebse, roter Pfeffer, Kola-

Nüsse, Salz, Eisen in Stabform, Palmnüsse in Fruchtfleisch, Süßkartoffeln, Bananen, Reis, Bohnen, Tomaten, Kürbisflaschen, Tabak, Tücher, Töpfe, Matten, Kauri-Schnecken usw. — Die liberianische Regierung hat vor mehreren Jahren die zwangsweise Einführung von M. auch im S versucht, aber in so ungeschickter Weise, daß die Bevölkerung Widerwillen gegen die Neuerung bekam und diese somit scheiterte (Westermann S. 36f.).

Bei den innerafrik. Kaffitscho oder Gongga wird der Kleinhandel ausschließlich auf M. abgewickelt. Er erstreckt sich auf Körnerfrüchte, Kaffee, Bier, Vieh und verschiedene Lebensmittel sowie auf die Erzeugnisse des Handwerks. Die Händler ziehen aus den an der Nordgrenze und Ostgrenze gelegenen Gauen auch auf die M. von Dschimma-Kaka, Konta und Dauro. Der von ihnen mitgeführte Warenvorrat macht gewöhnlich nur eine Kopflast aus. Von ihnen werden hauptsächlich Körnerfrüchte, Hühner und Schafe nach diesen Ländern gebracht und dort in kleinen Mengen oder stückweise verkauft. Für den Großhandel bestehen besondere Messeplätze, die auch von fremden Kaufleuten besucht werden. Solche Händlerstätten wurden den fremden Kaufleuten vom Handelsvogt des Herrschers je nach ihrer Herkunft angewiesen. Dort durfte jeder ein Wohnhaus für sich und einen Speicher für seine Warenvorräte erbauen. Außerdem besaßen diese fremden Kaufleute noch kleine Stücke Land, die sie entweder gekauft oder vom Herrscher zugewiesen erhalten hatten. Der Messeplatz von Gongga war in verschiedene Viertel geteilt, die den Kaufleuten nach ihrer Herkunft zugewiesen wurden. Andere solcher Messeplätze waren nur für Kaufleute bestimmter Herkunft, z. B. die aus Dschimma-Kaka, andere für die aus Gera, andere für die aus Gudru usw. bestimmt. — Der Aufenthalt in den Städten oder in anderen Gemarkungen Kakas war den fremden Kaufleuten verboten. Auch um die Messeplätze zu verlassen, bedurften die Fremden der Erlaubnis des Herrschers. Während ihrer Abwesenheit blieb ihr Haus auf dem Messeplatz verschlossen oder unter der Bewachung eines Dieners oder Sklaven. — Die in den

Messeplätzen ansässigen Kaufleute hatten außer dem Torgeld und dem Zoll keine weiteren Abgaben zu leisten. Doch mußten sie dem Herrscher von allen von ihnen nach Kaka mitgebrachten Waren Geschenke machen. — Der Handel vollzog sich nach bestimmten, hergebrachten Gebräuchen. Bei größeren Geschäften war die Beiziehung von Bürgen oder Zeugen üblich (s. a. Bürgerschaft A). Beim Großhandel fand kein Tausch statt (Bieber S. 425ff.). — Vgl. a. Joyce S. 129 bezügl. Mexiko.

§ 8. Bei den ostafrik. Akikuyu bildet der Austausch der heimischen Erzeugnisse auf den M. einen wichtigen Bestandteil des Lebens. An verschiedenen Orten finden M. statt, die in bevölkerten Distrikten oft nicht weiter als 3—4 km voneinander entfernt liegen. Die Plätze, an denen M. abgehalten werden, sind gewöhnlich offen und auf Hügeln gelegen. Dabei befindet sich ein solcher Ort nicht in unmittelbarer Nachbarschaft eines bestimmten Dorfes, sondern vielmehr so, daß er von verschiedenen Bezirken leicht zu erreichen ist. Zum M. trifft man sich gewöhnlich alle 4 Tage, und die Verabredung wird derart eingerichtet, daß sie ähnliche Zusammenkünfte der Nachbarschaft nicht stört, so daß einer verschiedene M. in der Nähe hintereinander besuchen kann. — Die Pfade, die zu einem großen Marktplatz führen, sind gewöhnlich von 9 Uhr früh mit Männern, Frauen und Kindern erfüllt, die alle dem einen Punkt zustreben und ihre Waren mit sich tragen. Eine Flut von Frauen naht sich z. B. von W, von einem Waldbezirk mit Feuerholz, während von der Gegenseite andere mit Korn und sonstigen Tauschwaren heranstürmen. Am Abend sind die Lasten ausgetauscht. Hirten bringen Vieh zum Verkauf, junge Leute Schmuckgegenstände oder Bier, andere Eisen, andere wieder Holzkohlen usw. Zwischen 11 und 1 Uhr erreicht der M. seinen Höhepunkt. Auf großen M. treffen sich 4—5000 Personen. Marktordner fungieren als Polizei, welche das Mitführen von Waffen auf dem Markt und in seiner Nähe verbieten. Um 4 Uhr fängt die Menge an, sich zu zerstreuen, und bald erscheint der Marktplatz wie eine Wüste voll Abfall und Müll, während die Besucher ihre Heimstätte vor Sonnen-

untergang zu erreichen suchen. — Im J. 1903 gab es noch kein europ. Geld, Glasperlen waren Wertträger und Tauschmittel. Heute (1910) ist der Gebrauch von Geld bereits allg. in Übung, nur auf abgelegenen Plätzen wird die Münze noch zurückgewiesen (Routledge S. 105).

Die M. auf dem ostafrik. Horn unter den Galla-Stämmen sind vielfach uralt und stark besucht. Karawanen ziehen oft weite Wege dahin. Im Somäl- und 'Afar-Lande sind eigentliche Marktplätze selten anzutreffen. Die Hafenplätze an der Küste dienen als Handelszentren. Dagegen gibt es von Räs-Alula bis Maqdischu keine regelmäßig besuchten M. an der Küste. Im Innern des Danakil-Landes ist Aussa, an der Grenze gegen das Oromó-Land sind 5 ständige Marktplätze der 'Afar zu finden, wo aber nur nach abgeschlossener Durra-Ernte Geschäfte gemacht werden. Im Somäl-Land finden M. an den Grenzpunkten gegen das Galla-Land statt. Allerdings machten die politischen Verhältnisse ein Vordringen zu entfernten Punkten oft unmöglich. Ganz besonders ist das Marktwesen in den Galla-Ländern s. von Schoa und in der Stadt Harar entwickelt. An letzterem Ort herrschen arab. Marktbräuche, vermischt mit somäl. und gallanischen. Bei den Somäl und 'Afar sind die M. Saison- oder Jahrmärkte, während die der Oromó als Wochenmärkte in Erscheinung treten und hauptsächlich in der trockenen Zeit abgehalten werden. Die Angehörigen jedes großen oder mehrerer kleinerer Oromó-Stämme besitzen einen Marktplatz erster Ordnung und mehrere unbedeutendere an einzelnen Punkten im Lande. Im Lega-Galla-Gebiet gibt es 5 wichtige Marktplätze, die erst gegen 10 Uhr vormittags in Betrieb kommen und verhältnismäßig früh aufhören, weil die Händler am gleichen Tage an ihrem Wohnort einzutreffen wünschen. In der Umgegend von Harar beginnen an einzelnen Punkten die Marktgeschäfte erst am Nachmittag. Dort gruppieren sich die Händler nach Geschlechtern, was auch eine Gruppierung nach Waren mit sich bringt, weil Frauen und Männer verschiedene Gegenstände am M. feilbieten. Die Ware muß vom Ersterer sofort geborgen und

bezahlt werden. Das schließt indessen Schuldenmachen nicht aus (Paulitschke I 312ff.). Marktdelikte werden nur mit geringen Strafen belegt (ebd. II 153). — Vgl. a. Webster.

§ 9. Bei den Loango-Stämmen an der W-Küste von Afrika steht der Marktfrieden unter besonderem Schutz. Es ist nicht erlaubt, irgend jemand auf dem Marktplatz oder den Marktbesuchern Gewalt anzutun, im Menschengewühl einen Flüchtling oder eine Geisel zu ergreifen. Umpfahlte Erdhaufen, aufrecht stehende Balken oder verflochtene und verwachsene Stangen oder niedrige, großblättrige Feigenbäume mit sperrigem Astwerk und weit ausladenden, flachen Wipfeln gelten als Merkzeichen des Marktfriedens und heißen *nsānda*, der M. wird als *lisāndu* (plur. *māsāndu*) bezeichnet. Unweit des Platzes trifft man auf Erdhaufen, aus denen Schäfte von Gewehren ragen. Niemand soll nämlich mit Buschmessern oder gar mit Schießgewehren zu M. kommen. Der Bewaffnete muß dem Markt ausweichen, sonst hat er dem Marktordner eine harte Buße zu entrichten; wenn er sich herausfordernd benimmt, kann es ihm sogar an den Kragen gehen, mindestens nimmt man ihm die Flinte ab. Diese wird nach Zerstörung des Schlosses zu drei Vierteln eingegraben. Diebstahl, Betrug, Zank oder Schlägereien auf dem M. werden gewöhnlich sofort von den Marktmeistern bestraft. Diese wirken bei Streitigkeiten auch als Schiedsrichter, besänftigen erregte Parteien und beseitigen Berauschte. Indessen ist das Einschreiten dieser Marktpolizei selten notwendig, weil alle Beteiligten, oft viele hundert, ja manchmal mehrere tausend Menschen jeden Alters und Geschlechts selbst auf Ordnung und Ehrlichkeit im Verkehr halten, worüber bereits die ältesten Gewährleute lobend berichten. Der Marktplatz, dessen Frieden arg gestört worden ist, wird bisweilen für längere Zeit gesperrt, unter Umständen sogar verlegt (Pechuël-Lösche S. 231ff.). In Ostafrika spielten in den Küstengegenden M. seit jeher eine große Rolle. Lebensmittel verschiedener Art, Tabak, Matten, Stoffe, Schlachtfleisch, Fische standen auf diesen M. im Vordergrund. Stuhlmann (S. 64) berichtet, daß

der von Emin Pascha eingesetzte arab. Gouverneur eine Art von Marktpolizei aufrichtete, die über Ruhe und darüber zu wachen hatte, „daß die Käufer ihr richtiges Maß bekamen“. Damals dienten Perlen und Perlenschnüre als Wertmesser.

§ 10. Daß der Handelsverkehr und mit ihm zweifellos M. in der europ. Vergangenheit etwas Altes sind, darauf weisen die präh. Funde hin. Sowohl das Gebiet des mittleren Rheins während der ä. BZ als auch das Donau-Tal während der j. BZ in der I. Hälfte des 2. Jht. und der beginnenden Hallstatt-Periode um die Wende des 2. Jht. v. C. stellten Zentren für den Handelsverkehr dar. Während in der älteren Zeit die Verbindungen des Rhein-Handels nach dem O überwogen, treten später die nach der Schweiz und Italien in den Vordergrund. Zu Beginn unserer Zeitrechnung stehen thüring. Stämme in regem Handelsverkehr mit den Römern (Schumacher S. 209, Varges, Dopsch I [1918] S. 274, II [1920] S. 441 ff.). Nicht nur unterhielten die Römer Handelsbeziehungen bis nach Norddeutschland, sondern auch innerhalb der germ. Gebiete hat wohl ein nicht geringer Handelsverkehr stattgefunden. Der Viehhandel nach Italien zu Ende des 5. Jh. n. C. dürfte recht ansehnlich gewesen sein. Der Handel in Germanien bediente sich nicht allein des Tauschverkehrs, sondern benutzte früh die röm. Münzen wahrscheinlich als besonderes Geld in ähnlicher Weise, wie wir das auch sonst bei Naturvölkern finden, die fremdes Geld oder geldartige Wertträger gewöhnlich sehr rasch für ihren Handelsverkehr nützen (s. Geld, Handel, Wirtschaft). Natürlich fehlte es unter diesen Umständen auch nicht an M. — Die Einführung und Verbreitung des Christentums hat dazu beigetragen, die alten Verkehrsbeziehungen mit dem röm. Reich zu erhalten und weiter zu entwickeln. Die Völkerwanderung hat nach Dopsch. (II 446 ff.) nicht nur hemmend auf den alten Handel eingewirkt, sondern auch neue Verbindungen hergestellt. — Die tatsächlich bestehenden Handelsbeziehungen fanden ihren charakteristischen Ausdruck in den Volksrechten des frühen Mittelalters. Das bayr. Recht unterscheidet z. B. zwei Klassen

von Fremden: solche, die zu frommen Zwecken (*propter Deum*), und solche, die durch Geschäfte genötigt (*propter necessitatem*), durchziehen: Pilger und Geschäftsreisende oder Handelsleute. Die Behinderung der öffentlichen Verkehrswege, auch auf Nebenstraßen und Steigen, wird darin ausgesprochen. Es finden sich ausführliche Bestimmungen über Kaufgeschäfte an gestohlenen Sachen, deren Übernahme in Verwahrung, über Pfandsatzung, Aufbewahrung und Verleihung (*commodatum*) gegen Entlohnung (*merces*). Außer von Tieren ist dabei auch von Gold, Silber, Schmuck und anderen Waren die Rede, die zur Aufbewahrung oder zum Verkauf Anderen anvertraut werden. Bestimmungen über die Haftpflicht des Übernehmers beim Untergang dieser Sachen und Leistung von Schadenersatz werden getroffen; es wird verboten, eine Sache, deren Eigentumsverhältnisse strittig sind, zu schenken oder zu verkaufen usw. Die juristischen Voraussetzungen dieser z. T. sehr entwickelten Rechtsnormen müssen im Handel der Zeit begründet gewesen sein. Diese Rechtssatzungen, die also im Wirtschaftsleben wurzeln, bieten den besten Beweis, daß wir es in diesen Zeiten nicht vorwiegend mit einer geschlossenen Hauswirtschaft zu tun haben, wie eine veraltete Theorie es will, sondern daß vielerlei Handelsgeschäfte geschlossen wurden, die sich nicht allein auf Mobilien (Unfreie und Vieh usw.), sondern auch auf Immobilien erstreckt haben.

Zur Zeit König Dagoberts I. (628—638 n. C.) war die Messe des heiligen Dionysius (St. Denis bei Paris) ein berühmter M., zu dem Kaufleute aus N und S von fernher zusammenströmten. Der König förderte diesen Handelsverkehr dadurch, daß er für die Zeit der Messe Zollerleichterungen an die Kaufleute gewährte (Dopsch II [1920] S. 450). Bei den Friesen und Festland-Sachsen, insbesondere aber bei den nach Britannien ausgewanderten Angelsachsen steht der Handelsverkehr seit ältester Zeit in steter Blüte. London ragt als Marktstätte schon zu den Zeiten des Tacitus hervor, aber auch York sowie Bristol und Chester. London war um 685 n. C. der Viehmarkt von Kent. Dementsprechend

gab es auch Ordnungen und Gesetze für Handel und Verkehr.

Die ältere Theorie rückt die Bedeutung der Grundherrschaften in den Vordergrund (s. a. Familienformen, Grundeigentum A), die z. B. königliche Zollprivilegien für die freie Verfrachtung ihrer Produkte und deren Absatz auf dem M. besaßen. Diese Zollfreiheiten waren für den Eigenbedarf der betreffenden geistlichen Institute gedacht. Was darüber hinausging, unterlag der Zollpflicht. Im Zusammenhang damit sind wohl erst die kanonischen Verbote ganz zu verstehen, daß Kleriker um des Erwerbs oder des Gewinnes wegen keinen Handel treiben sollen. Aber selbst geistliche und weltliche Großgrundherrschaften der vor-karolingischen Zeit haben den Erlös aus ihrer Überschußproduktion nicht allein zur Ergänzung ihrer eigenen Erzeugnisse verwendet, sondern auch zum Ankauf von Luxusgegenständen, z. B. von Schmuck und köstlichen Gewändern sowie zur Vergrößerung ihres Grundeigentums selbst. Ja, es kommt sogar vor, daß die Einkünfte aus den Höfen zur Aufspeicherung von Schätzen verwendet werden (Dopsch II 456 ff.). — Dies alles zeigt, daß insbesondere die Auffassung von Carl Bücher (*Die Entstehung der Volkswirtschaft* II [1919] S. 197 ff., III ff.) über die ursprünglich geschlossene Hauswirtschaft und das Fehlen von Handel und M. eine „nationalökonomische Konstruktion“ ist, die sowohl des hist. wie auch des ethnogr. Hintergrundes entbehrt.

Auch hinsichtlich des Altertums, wie z. B. bezüglich Griechenlands, wurde die Bedeutung der sich selbst genügenden, geschlossenen Großbetriebe früher vielfach überschätzt (vgl. Ed. Meyer S. 193 ff.).

S. a. Asyl, Bürgerschaft A, Friede, Geld, Handel, Kauf, Politische Entwicklung, Soziale Entwicklung, Wirtschaft.

Bieber *Kassa* Anthropos-Bibliothek 2, 2 (1920); Czekanowski *Forschungen im Nil-Kongo-Zwischenbecken* 1917; Dopsch *Wirtschaftliche und soziale Grundlagen der europ. Kulturentwicklung aus der Zeit von Caesar bis auf Karl den Großen* I (1918), II (1920); Fülleborn *Das deutsche Njassa- und Ruwuma-Gebiet* 1906; Gutmann *Das Recht der Dschagga* 1926; Hahl *Das mittlere Neu-Mecklenburg* Globus 91 (1907); Howitt *Native Tribes of South-East Australia* 1904; Joyce *Mexican Archaeology* 1914; Kandt

Caput Nili 1904; Knabenhans *Die politische Organisation bei den australischen Eingeborenen* 1919; Ed. Meyer *Kleine Schriften* 1910; Munzinger *Ostafrikanische Studien* 1883; Passarge *Adamaua* 1895; Paulitschke *Ethnographie N.-O.-Afrikas* 1893; Pechuël-Löschke *Volkskunde von Loango* 1907; Roscoe *The Bakilara* 1923; Roth *Ethnological Studies among Queensland Aborigines Nord-Queensland Ethnogr. Bulletin* 8 (1897); ders. *An introductory study of the Arts, Crafts and Customs of the Guiana Indians* 38. Ann. Rep. Bur. Am. Ethn. 1924; Routledge *With a Prehistoric People* 1910; Schulte *Geschichte des mittelalterlichen Handels und Verkehrs zwischen Westdeutschland und Italien I* (1900); Schumacher *Kultur- und Handelsbeziehungen des Mittelrheingebiets und insbesondere Hessens während der Bronzezeit* Westd. Zeitschr. 20 (1901); Seligmann *The Melansians of British New-Guinea* 1916; Speiser *Ethnographische Materialien aus den Neuen Hebriden und den Banks-Inseln* 1923; Stuhlmann *Mit Emin Pascha ins Herz von Afrika* 1894; Vargas *Der deutsche Handel von der Urzeit bis zur Entstehung des Frankenreichs* Programm des Realgymnasium Ruhrort 1903; Webster *Rest Days, a Study in Early Law and Morality* 1910; Westermann *Die Kpelle* 1921; Wirz *Anthropologische und ethnologische Ergebnisse der Central-Neu-Guinea-Expedition 1921-1922* Nova-Guinea 16 Heft 1 (1924). Thurnwald

B. Europa und Naher Orient
s. Geld, Handel, Wirtschaft.

Markučica (an der Vuka, Syrmien).

§ 1. Zwölf km nw. von Vinkovci, bronzzeitl. Depotfund von 5 ganzen Bronzeringen und 7 Bruchstücken von solchen, die sowohl wegen einiger technischer Details wie wegen ihrer Ornamentierung Beachtung verdienen. Die in Endstollen auslaufenden, im Querschnitt halbrunden Bronzeringe sind nämlich ursprünglich als rohe Barren gegossen und erst nachträglich durch Umschmieden zu Ringen verarbeitet worden. Dabei wich die Kante zwischen Innen- und Außenseite seitlich aus, und es entstanden unschöne Auftreibungen, die der Schmied durch Wegnahme eines Randstreifens beseitigte. So erhielten alle Ringe (mit Ausnahme eines einzigen) eine oder zwei, durch stumpfe Kanten vom verzierten Felde abgegrenzte Streifen. Die gleiche Technik kehrt in Ungarn auch sonst noch öfter wieder (Depotfund von Jobbahaza, Kom. Ödenburg, im Naturh. Mus. in Wien; vgl. a. Hampel *Bronzkor* Tf. 116 Abb. 6—10 u. ö.) und findet sich auch in Frankreich (Gußstättenfund von Vernaison, Dép. Rhône;

Chantre *Age du br.* Tf. 28f.) und anderwärts.

§ 2. Das sehr eigentümliche und seltene Ziermuster, das, nur wenig variiert, an einigen technisch gleichartigen Ringen in dem großen Depotfunde von Ispánlaki, Kom. Stuhlweißenburg, wiederkehrt (Hampel a. a. O. Tf. 149, 2—6), ist stilistisch genommen ein palmettenartig auseinanderfallendes Paar von Sichelblättern, zwischen denen oben eine kreisausschnittförmige Zwickelfüllung angebracht ist. Unter den großen Blättern steht dann in verkehrter Richtung wieder je ein Paar von Sichelblättern. Als entferntere Analogien führt M. Hoernes die Verzierung eines geschlossenen Hohlartringes von Aosta (Montelius *Civ. prim.* I Tf. 32 Abb. 13) und namentlich die Schiffsornamente auf einigen jungbronzezeitl. nord. Rasiernessern an, bei denen sich in der Mitte des Schiffs ein Baum erhebt (vgl. Band III Tf. 121a). Doch dürfte die zweifellos bestehende geringe Ähnlichkeit wohl nur eine äußerliche, rein zufällige sein, da das sehr häufig mit symbolischen Zeichen (Sterne, Spiralen usw.) und mythischen Szenen (Drachenkämpfe u. dgl.) kombinierte nord. Schiffsornament offenbar ganz anderen Ursprungs ist, und namentlich die Verbindung des Baumes mit dem Schiff, die in ganz ähnlicher Weise auf einer Felsenzeichnung von Lökeberg in Bohuslän, auf einer Ringplatte von Mochlos und auf der bekannten Exekias-Schale (Dionysos in einem von sieben Delphinen gezogenen Schiff, aus dem sich ein Weinbaum mit sieben Reben erhebt) wiederkehrt, zweifellos in ganz bestimmten, gemeinindogerman. mythischen Vorstellungen wurzelt (G. Wilke *Baum und Schiff* Mannus 11/12 [1919/20] S. 155ff.; ders. *Der Weltenbaum und die beiden kosmischen Vögel in der vorgesch. Kunst* Mannus 14 [1921] S. 91ff.; ders. *Die Religion der Indogermanen* 1923 S. 160, 162).

M. Hoernes *Funde versch. Altersstufen a. d. w. Syrien* Mitt. präh. Kom. 1 S. 279ff.; ders. *Präh. Miscellen* Wien. Präh. Z. 4 (1917) S. 32ff. G. Wilke

Marmor s. Stein.

Marne-Grotten. Im frz. Dép. Marne befindet sich im Tale des Petit-Morin eine

ansehnliche Anzahl künstlicher Aushöhlungen, welche Begräbniszwecken dienen. Sie gleichen nach ihrer Form und Anordnung am ehesten gedeckten Dolmengalerien und weisen bald eine, bald zwei Kammern von rechteckigem Grundriß auf; im letzteren Falle pflegt die kleinere etwa 1,90:2 m, die größere 3,92:3,60 m zu messen. Die Decken nähern sich, obwohl leicht eingewölbt, dem flachen Dache. In der Mehrzahl der Fälle liegt der eigentliche Kammerboden etwas tiefer als der Eingang, mit welchem ihn einige Stufen verbinden; in den Wänden sind Nischen ausgehöhlt, die wohl zur Aufnahme von Opferspenden dienten und manchmal mit Flachreliefs ausgestattet sind. Letztere stellen unbeholfene Menschenfiguren, Äxte oder andere nicht näher bestimmbare Zeichen dar (vgl. Band IV Tf. 14a).

In den kleineren und einfacheren Grotten sind die Bestattungen häufiger und die Leichen in übereinandergelagerten Straten angeordnet; die Grabbeigaben streuen sich in bunter Mischung dazwischen ein. Im Gegensatz hierzu bergen die größeren Kammern nur wenige Beisetzungen, was zu verschiedenen Vermutungen Anlaß gab, so z. B., daß es sich um die Mausoleen hoher Persönlichkeiten handle, oder daß die Räume zu gleicher Zeit als Kapellen für den Totenkult benutzt wurden (Cartailhac-Déchelette). Verschiedene Schädel waren trepaniert (Band IV Tf. 12) und ihre Kapseln, aus rituellen Motiven, speziell mit Kinderknochen und anderweitigen Objekten ausgefüllt.

Die Grabbeigaben umfassen zahlreiche Äxte aus Silex und Jadeit, querschneidige Beile, Klingen, Kratzer, eine große Menge verschiedengestalteter Pfeilspitzen, ferner Schmuckgegenstände, darunter Bernstein- und Callais-Perlen sowie geschnitzte Knochen. Die Keramik ist glattwandig und gut vertreten; obwohl kein Metallgegenstand gefunden wurde, müssen dennoch diese künstlichen Grotten bereits einer vorgeschrittenen Phase des Äneolithikums angegliedert werden. S. a. Frankreich B § 11 ff.

Baron de Baye *Sur les cavernes sépulcrales dans le département de la Marne* Congr. Intern. d'Anthrop. Bruxelles 1872 S. 393ff.; ders. *L'Archéologie Préhistorique*² 1889; Déchelette *Manuel* I 455ff. J. de C. Serra-Ràfols

Marne-Kultur. §1. Unter M.-K. ist die früh- und mittellatènezeitl. Kultur zu verstehen, wie sie uns in den zahlreichen Gräberfeldern der frz. Dép. Marne und Aisne, also in der Champagne, entgegentritt. Die Bezeichnung stammt von Mortillet her, der eine *Période Marnienne* und eine *Période Bewray-sienne* der LTZ schied. Diese alte Einteilung ist zugunsten der späteren (von O. Tischler) in LTZ I—III in Frankreich jetzt überall aufgegeben, aber der Ausdruck *Marnien* begegnet noch häufig.

§2. Die Champagne ist außerordentlich reich an Funden dieser Stufe. Es handelt sich in der Hauptsache um das Dép. Marne. Auf dem verhältnismäßig engen Raum sind bis jetzt 191 Friedhöfe bekannt, davon etwa 20 mit mehr als 100, einige (Les Croncs, Bergères-les-Vertus) mit über 1000 Gräbern. Die Gräberfelder liegen hauptsächlich im nö. Teil des Dép., entlang den Wasserläufen der Suipe, Somme, Tourbe, Vesle und auf den kleinen Ebenen, die durch sanfte, bewaldete Höhen getrennt sind. Auch in der weiten Ebene um Châlons reihen sie sich aneinander, durch die Bergkette Hochberg und Cornillet von dem hügeligen Gebiet der erwähnten Wasserläufe getrennt. Eine sonderliche Fruchtbarkeit besitzt die Champagne nicht, und ich bin nach langem Aufenthalt in der reichsten Fundgegend — um Pont-Faverger — sicher, daß der Grund für die plötzliche starke Häufung der Funde aus der LTZ 1—2 in äußeren Umständen liegt. Die Skelettgräber sind fast alle flach (nur ganz vereinzelt Hügel) und in die weiße, meist ziemlich weiche Kreide eingeschnitten. Die T. beträgt bis zu 2 m, meist jedoch viel weniger. Die Gruben sind mit schwarzer Humuserde angefüllt. Dieser Anlage ist es zuzuschreiben, daß die meisten Gräber nicht durch den Ackerbau vernichtet sind, da die Kreide jedes Tiefergehen der Bodenbearbeitung verbietet. In anderen Gegenden Frankreichs dagegen, besonders in Burgund und der Franche-Comté, liegen die Bestattungen derselben Zeit meist in Grabhügeln, von denen überall viele, oft die meisten, der Bodenkultur zum Opfer fallen. Dazu kommt noch, daß die Marne-Gräber durch die schwarze Füllung leicht zu finden sind. So kann angenommen werden, daß eine sehr

große Zahl von Gräbern durch Raubgräberei zerstört ist. Zur Erklärung der Fundmasse genügt das aber nicht. Schon 1889 schätzte Bertrand die Zahl der aufgedeckten Gräber auf über 6000 (*Archéologie celtique* S. 359 Anm. 1). Ganz so verwunderlich, wie die frz. Quellen diesen Gräberreichtum darstellen, ist das nicht. Man denke an Darzau mit seinen Tausenden von Gräbern; an die Hallstatthügel im rechtsrheinischen Kölner Gebiet zwischen Sieg und Wupper, wo auf beschränktem Raum 20—30 große Hügelfelder mit z. T. 500—1000 Hügeln bis in das Ende des vorigen Jh. erhalten waren. — Der Reichtum der Marne-Gräber an Gefäßen ist so groß, daß wir hier ausnahmsweise auch über die Keramik gut unterrichtet sind.

Die Erforschung, die mehr einer Durchwühlung der Grabfelder zum Zwecke der Anlage großer Privatsammlungen zu vergleichen ist, begann etwa 1860. Von den Sammlungen sind außer den frz. Museen die bedeutendsten die Slg. Morel, die in den Besitz des Britischen Museums überging und zum größten Teil in Morels Werk *La Champagne souterraine* beschrieben ist; dann die Sammlung Caranda (meist aus der Aisne-Gegend), in dem *Album Caranda* veröffentlicht.

§3. Die Gräber sind Flachgräber, sehr selten finden sich Hügel. An diese und an die Steinringe früherer Zeit erinnern kreisförmige Gräben, die bisweilen mehr als ein Grab einschließen (Morel a. a. O. S. 111; Pleurs und Prunay). Solche Gräber kennen wir schon von Hallstattgrabhügeln der niederrheinischen Hügelgruppe in Ostholland, bei Riethoven (s. d.) und De Hamert (s. d.). Bei allen Gräbern des Marne-Gebiets handelt es sich stets um Bestattung; die selteneren Brandgräber sind der LTZ 3 und belgischen Stämmen, den Remern, zuzuweisen. Die Lage der Toten ist nicht immer gleich, doch überwiegt die Ost-Westrichtung. Im Grabinventar fällt die sehr reichliche Beigabe von Nahrungsmitteln, Vierteln vom Rind, Schweinefleisch und Wildschwein, Hasen, Tauben, Enten, Hähnen und Wein, auf. Der Krieger führt seine Waffen, das kurze und lange Schwert (LTZ 1), Speere, Schild mit eisernem Buckel (LTZ 2), und trägt Fibeln,

die Frau den Halsring (Torques), der erst später Kriegerschmuck wurde, und der von 500—300 v. C. ausschließlich den Frauen eigen ist, dann Armringe, Nadeln, in der LTZ 2 die bekannten Gürtelketten.

§ 4. Charakteristisch für diese Gräber ist das Vorkommen von Holzsärgen aus mit Eisennägeln aneinander befestigten Planken. Zu Saint-Etienne-au-Temple sind 20 solcher Särge festgestellt. An jeder Ecke und in der Mitte lagen die 5—6 cm l. Eisennägel in situ. Die Bretter hoben sich noch durch ihre Farbe im Boden ab (Rev. Arch. 1864 II 411). Das erinnert an die etrusk. Gräber von Bologna (Certosa); auch die gall. von Montefortino haben Särge (Mon. Lincei 9 S. 718 Brizio). Weiter ist auffällig das Auftreten von doppelten und mehrfachen Bestattungen. Man denkt an Cäsars Erzählung (Bell. Gall. VI 19), daß bei den Galliern alles, was der Tote geliebt hatte, und vor nicht langer Zeit auch Sklaven und Gefolgsmänner mit verbrannt wurden. Verbrannt sind zwar in unseren Gräbern die Toten nicht — da die Verbrennung erst in der LTZ 3 aufkam —, aber die Funde erhalten so ihre Erklärung. Sie sind nicht häufig, aber überall vertreten. Von den später zu erwähnenden großen Wagengräbern ist das von La Gorge-Meillet (s. d.) ein Doppelgrab. Über dem Haupttoten lag ein zweiter, als Beigabe ein Schwert derselben Zeit (LTZ 1). In Champs-Cugniers lag in einer grabenumzogenen Grube ein Krieger mit seinen Waffen, zur Linken eine Frau mit Torques, ebenso in Marson (Môrel *La Champagne Souterraine* S. 10). In Châlons-sur-Marne lagen 2 Krieger nebeneinander, das rechte Bein des einen mit dem linken des anderen gekreuzt. Einer trug einen Goldring am Finger, beide das Schwert (K. Stjerna *Essays on Beowulf* 1912 S. 169ff.). In Thuizy kommen auf 84 Gräber 28 mit je 2 Skeletten verschiedenen Geschlechtes. Dabei lag das Frauenskelett ausgestreckt, der Mann neben ihr, das Gesicht zum Boden und auf dem der Frau, die Hände oft beim Kopf seiner Gefährtin. Vier Gräber enthielten 3 Skelette. Fourdrignier, dem diese Beobachtungen zu verdanken sind, gibt an, daß es sich um mehrere ganz junge Mädchen handelt; ein drei-

faches Grab enthielt einen Erwachsenen und zwei Knaben oder Jünglinge (Fourdrignier *Sur les sépultures doubles de Thuizy* Bull. Anthrop. 1880 S. 320). Ein Grab bei Beine (Bouverets) barg 4 Skelette ohne Köpfe, die Schultern lagen hart an der Grabenwand (Bosteaux-Paris *Découvertes et fouilles du cimetière gaulois des Bouverets* Assoc. franç. pour d'avanc. d. sciences. Limoges 1890 II 590). — Die Gegend von Beine ist überhaupt sehr reich an Funden der M.-K.; Bétheny, Pont-Faverger, Epoye, Warméville, Beine liegen in demselben Bachtal. Der vorher genannte Befund an kopflösen Leichen erinnert an die Gewohnheit der Kelten, besiegten Feinden die Köpfe abzuschneiden und sie als Trophäe an die Türen zu heften (Diodor V 29, XIV 115; Strabo IV 4, 5; Livius X 26, 11; Pausanias X 22, 3). In den ir. Heldenliedern findet sich dieselbe Sitte noch erwähnt. Auf einer Hädürmünze mit der Umschrift DUBNOCOV-DUBNOREIX hält ein Krieger mit langem Schwert links einen solchen Kopf, rechts Carnyx und Eberfeldzeichen (Blanchet *Traité des monnaies gauloises* I 161 Abb. 12, 13). Hierhin gehört auch ein interessanter Fund, zwar nicht aus dem Marne-Gebiet, aber aus dem benachbarten Aisne-Tal, und derselben Stufe zuzuweisen. Bei Moeuvres (nahe Cambrai) fand sich ein Massengrab, 5 m l., 2 m br., 0,75—1 m t. Mindestens 300 Menschen sind hier bestattet. Sämtliche Schädel fehlen. Dabei Speere, Schwerter, Fibeln, einige Glasperlen mit Knötchen und weißen und gelben Spiralen (LTZ 2), wohl die Opfer einer Schlacht zwischen zwei gall. Stämmen des 3. Jh. v. C.

§ 5. Besonders bekannt sind aus dieser Gegend die Wagengräber (s. d. B 2). Die bekanntesten sind La Gorge-Meillet, Somme-Bionne, Berru, Septsaulx (s. diese Artikel). Von diesen großen und reichen Gräbern zählt Déchelette (*Manuel* II 3 S. 1023) 16 auf, von denen nur wenige gut beobachtet sind. Im ganzen sind über 50 Wagengräber aufgedeckt. Sie finden sich nicht nur in der Marne-Gegend, sondern sind in derselben Zeit von Ostfrankreich bis zum Rhein häufig vertreten.

§ 6. Die Zeitstellung all dieser Gräber der M.-K. ist bekannt genug: LTZ 1 und 2, oder

besser Früh- und Mittellatènezeit, da hier die im Rheinland mögliche Trennung von LTZ I in 2 Unterstufen, also die Vierteilung der LTZ durch Ansetzung einer frühesten Stufe mit Vogelkopf- und Maskenfibeln, Kurzschwertern u. a. m., nicht durchgeführt ist. Durchführbar würde sie auch hier sein, aber diese Fibeln sind selten. Von den Beigaben charakterisieren die ältere Stufe im Tischlerschen Dreistufen-Schema die kurzen und langen Schwerter mit spitzer Klinge, durchbrochenen und kleeblattförmigen Scheidenbeschlägen, Speerspitzen mit breitem Blatt und Fußstübe, Hiebmesser, die sog. gall. Saurotere, dann als Schmuck Halsringe mit Pufferenden, oft gedreht (nur in Frauengräbern), Pufferarmbänder, Fibeln (häufig mit Korallenbelag, oder Blutemail in aufgestifteten Plättchen, letzteres seltener), Helme u. a. Der am Rhein in LTZ I so häufige Wendelring (s. d.; späte Form) fehlt hier völlig, was durch seine Übernahme aus dem germ. Kulturkreis der Spätbronzezeit in den kelt.-nieder-rheinischen Hallstatt-Hügelgräberkreis erklärt wird. In Mittellatène-Gräbern finden sich das Mittellatène-Schwert mit halbrunder Klinge, schwach eingezogenem Schneidende und geschweifeter, kurzer Parierstange, der bekannte gall. Schildbuckel, oben und unten geöffnet, der hier zuerst auftritt, desgleichen die große Eisenschere, dann Wehrgehänge aus Ketten, auch die bekannten Frauengürtel aus Gliederketten in Bronze. Die griech.-ital. Bronzegefäße, Rippenzisten, Stamnoi, Schnabelkannen und die selteneren griech. Gefäße finden sich fast alle nur in der LTZ I. Die Schnabelkannen als Nachfolger der Kannen mit kleeblattförmigem Ausguß des 6. Jh, wie sie am Ende der HZ Frankreichs zuerst auftreten (Pertuis, Vaucluse), sind ungleich häufiger als letztere (s. die oben erwähnten Wagenräber). Ein griech. Bronzestamnos, ähnlich wie der von Weißkirchen (Band IV Tf. 64 Abb. 24), stammt aus dem Grabhügel von La Motte-Saint-Valentin (Haute-Marne), der einen verbrannten Krieger mit Frühlatène-Schwert und eine bestattete Frau mit griech. Metallspiegel barg. Neben dem Stamnos ein bemalter att. Kantharos des 5. Jh. Die Frau trug

Ring, Nadel, Gürtelhaken von Bronze und Lignit-Armbänder. Das Männergrab war in einer besonderen Grube unter der Erdoberfläche untergebracht, was auf die Pozzo-Gräber (s. d.) der oberital. Villanova-Zeit und ähnliche Vorkommnisse im nieder-rheinischen Hallstatt-Hügelkreis hinweist, der seine westlichsten Ausläufer bis Haulzy (s. d.) sendet.

§ 7. Hervorzuheben sind kelt. Röhrenausguß-Kannen. Die bekannteste ist die von Waldalgesheim (s. d.). Zwei stammen von Le Catillon (Marne) und Aussonce (Ardennes). Aussonce liegt dicht an der Grenze des Dép. Marne und gehört zum alten Marne-Gebiet. Das Grabfeld von Aussonce schließt sich mit denen von Bétheny, Pont-Faverger, Epoye, Beine, Berru, Warméville u. a. zu einer Gruppe zusammen.

§ 8. Von besonderem Interesse innerhalb der M.-K. ist die Keramik. Sie ist sehr reich vertreten; oft finden sich bis 15 Gefäße in einem Grabe. In der Mittellatène-stufe tritt sie stark zurück. Die Friedhöfe von Somsois und La Vigne-aux-Morts z. B. haben nur noch in etwa $\frac{1}{3}$ der Gräber Gefäße. Ebenso ist es im Dép. Seine auf den Früh- und Mittellatène-Friedhöfen von Saint-Maur-les-Fossés (s. Band IV Tf. 69). Besonders auffallend sind die scharfkantigen Formen und die hohen, bauchigen Fußgefäße. Die ersteren haben mit dem scharfen Umbruch ihre Vorbilder in oberital. Situlen (s. d. B), von denen auch der Fuß der zweiten Gruppe stammen dürfte. Es kommen von ihnen abgeleitete, hohe Fußgefäße gegen Schluß der HZ später auf der Hochfläche von Ger und in der Dordogne vor. Diese Fußgefäße sind auch sonst weit verbreitet, so z. B. im niederrheinischen Hallstatt-Hügelgräberkreise unter den spätesten Formen; sie gehen von da in die Latène-Hügel über, wo sie sich sehr häufig finden (Hunsrück, Eifel; Mus. Trier). Die im Rheingebiet für die LTZ I charakteristische Latène-Flasche fehlt indes völlig, was von der größten Wichtigkeit ist. Die scharfkantigen Formen, von den Franzosen mit *caréné* bezeichnet, haben dagegen ihre lokalen Vorbilder (s. Haulzy). Sämtliche Gefäße der M.-K. sind Handarbeit. Erst in der LTZ 3 wird die Drehscheibe allg. und verbreitet ihre hohen, schlauchförmigen Ge-

fäße von Frankreich bis Böhmen. Die Typen der LTZ 1—2 sind dagegen lokaler gefärbt.

§ 9. Noch einer Gruppe ist zu gedenken. In Haulzy tritt in den spätesten Hügeln zum erstenmal die bemalte Urne mit weißen Dreieckstrichen auf. Gegen Ende der Frühlatènezeit erscheint die neue, braune und rote, mit dem Pinsel aufgetragene Dekoration (Beine, Prunay). Diese Gefäßmalerei überdauert die Mittellatènezeit und macht am Ende der Spätlatènezeit den späten, geometrisch bemalten, eigenartigen Gefäßen Platz.

§ 10. Bei der Keramik ist eine teilweise Abstammung von lokalen Formen (Haulzy) festzustellen, ferner eine gewisse Verwandtschaft mit Späthallstatt- und ganz frühen Latène-Formen am Rhein. Das Rheingebiet bildet dann in der Frühlatène-Stufe die bekannte Flaschenform aus, die im Marne-Gebiet völlig fehlt, d. h. die Formen um 500 v. C. finden sich in beiden Gegenden, dann gehen sie verschiedene Wege. Eine Erklärung könnte darin liegen, daß um 500 v. C. ein Westwärtsströmen der begabenden Kelten der Mehrerer Stufe aus dem Rhein-Tal unter dem Druck der Germanen stattfand (s. Belgen, Kelten A 1). In der Nähe der Germanengrenze erscheinen nun Brandgräber (ein Teil der rhein. Grabhügelfunde, La Motte-Saint-Valentin [Brand und Bestattung], Cernon-sur-Cooole). Die Ablösung der rein kelt. M.-K. geschah nach einer Siedlungsstörung, anscheinend auch Siedlungslücke am Ende der Mittellatènezeit. Die ablösende Bevölkerung waren Germanen, die die hügellose Brandbestattung aus ihrer Heimat mitbrachten und sich im Laufe der Zeit mit sitzengebliebenen Kelten mischten. Das Produkt dieser Mischung sind neue Volksstämme (Belgen). Ihnen können die früh- und mittellatènezeitl. Grabfelder der M.-K. nicht zugewiesen werden. Sie sind also nicht von den Remern angelegt. — S. a. Frankreich E sowie Band IV Tf. 63—65, 69.

E. Rademacher

Marokko s. Nördliches Afrika (Paläol.) § 6, Tunis.

Marosvásárhely (Siebenbürgen). § 1. Beim Anlegen einer neuen Straße wurden hier Siedlungsreste und Gräber verschie-

dener Per. freigelegt, die in mehrfacher Hinsicht von Bedeutung sind. Noch dem reinen Neol. gehören mehrere Wohngruben an, die neben typischen Steinartefakten (Feuersteinspäne, Schaber, trapezförmige, einseitig gewölbte Steinäxte usw.) eine naturfarbene, meist fein gearbeitete und polierte, graue, rötliche oder schwarze Keramik (Näpfe, Schalen, Fußschalen, Tassen u. dgl.) mit eingetieften Ornamenten, darunter auch Spiralmuster, ergaben. Außerdem fanden sich in den oberen Schichten auch zahlreiche Reste mit bemalter Keramik, die sowohl technisch wie in der Art und Anordnung der Ornamente der von Eröd (s. d.) entspricht. Dies gilt insbesondere auch von einem interessanten Henkelnäpfchen, dessen Verzierung aus netzartig eingeschnittenen Linien besteht, die glatte, stufenartige Bänder einrahmen, ein Motiv, das in Eröd an einem der typischen abgeplatteten Löffelstiele wiederkehrt. Mit dieser Keramik zusammen fand sich auch eine Kupferahle.

§ 2. Dem Ende der BZ oder Beginn der HZ gehört eine wahrscheinlich einem Grabe entstammende, hohe Zylinderhalsurne mit breitem, nach auswärts gelegten Rande und Kannelürenverzierung an, die auch in Hallstatt selbst wiederkehrt und offenbar gleichartigen Bronzegefäßen nachgebildet ist.

§ 3. Besonders bemerkenswert ist an der gleichen Stelle freigelegter skythischer Friedhof (s. Skythen A 3). Die ausschließlich geübte Bestattungsform ist die Körperbestattung in Flachgräbern oder unter ganz niedrigen Hügeln. Die Skelette liegen von W—O, der Kopf im W; die Beine sind gestreckt, die Arme an den Leib gelegt. Die Beigaben beschränken sich in der Hauptsache auf einige neben den Kopf gestellte Gefäße, während Metallgeräte sehr spärlich und dann meist nur in sehr einfachen Formen erscheinen.

§ 4. Die Keramik ist nicht besonders entwickelt. Der Ton ist stark mit Körnchen versetzt. Die Gefäße sind sämtlich ohne Töpferscheibe hergestellt; ihre Wandung ist meist dick, der Brand mangelhaft. Die Oberfläche ist gewöhnlich graubräunlich, doch finden sich auch glänzende, graphitierte Vasen. Eine sehr auffallende Erscheinung bildet die große Weite der meist walzenförmigen, randständigen oder hoch-

stehenden Henkel. Die hauptsächlichsten Gefäßformen sind Villanova-Urnen mit gerade umgelegtem Rande, noch sehr ähnlich dem ebengenannten frühhallstattzeitl. Gefäße, z. T. mit sehr hohem Halse und 4 abwärts gerichteten Griffzapfen an der Umbruchstelle. Daneben erscheinen Näpfe mit einwärtsgelegtem Rande, Henkeltassen mit konvexer oder geschweifeter Wandung und hochgehinkelte Becher mit abgesetztem, eingezogenen Hals. Verzierungen fehlen fast vollständig, und, soweit vorhanden, beschränken sie sich auf einige um den Hals und oberen Bauchteil herumlaufende Furchenlinien, zu denen sich allenfalls noch einige vom Halsansatz über die Gefäßschulter hinablaufende, gleichfalls eingetiefte Winkelbänder gesellen. Als plastische Verzierungen endlich erscheinen kleine, warzenartige Buckel und zapfenförmige Ansätze, die wohl mehr einen praktischen als dekorativen Zweck hatten.

§ 5. Von Schmuck- und sonstigen Geräten fanden sich 5 Bronzeringe mit kegelförmigen Enden von einer auch in Kisekemező (Arch. Ertesitö 17 S. 16f.) und Nagy-Enyed (a. a. O. S. 63), hier auch in Gold, in Begleitung von ausgeprägt skyth. Gegenständen, wiederkehrenden Form. Man hat diese Ringe, die außerdem auch noch aus Gräbern von Geregen, Piski und Galgó — hier ein goldenes Exemplar — bekannt sind, bisher als Armringe angesehen, doch lehrt ihre Lage in den Gräbern von M., daß es sich um Ohrringe oder Lockenhalter handelt, eine Auffassung, die auch durch ähnliche Funde in russ. Skythenkurganen bestätigt wird. Außerdem fanden sich noch in einem Grabe ein Kollier von 400 kleinen, scheibenförmigen Kunstperlen (wie von Piski) und eine in chronol. Beziehung wichtige Bogenfibel von einer in Griechenland und Bosnien weit verbreiteten, in Ungarn in Regöly (s. d.), Fokoru (s. Michalkow), Preßburg, Nákó (Kom. Tolna) und der Hetenyi Pußta (Kom. Somogy) wiederkehrenden Form, die dem 9.—7. Jh. angehört. Von Waffen kam nur eine Bronzespitze von skyth. Typus zum Vorschein, von Gebrauchsgeräten mehrere wenig charakteristische Messer, Feuerzeuge, Mal-Utensilien usw.

§ 6. Die Keramik, die in ganz gleichen Formen und in Verbindung mit sehr typischen skyth. Geräten auch noch in den Gräberfeldern von Kisekemező, Nagy-Enyed und Gyöngyös (Arch. Ertesitö 25 [1904]), sowie auch in Maroscsapó wiederkehrt, erweist sich als eine deutliche Fortsetzung der typischen danub. Hallstattkeramik. Es ist daher anzunehmen, daß die alteingesessene Bevölkerung beim Einbruch der Skythen im Lande verblieben ist, und daß diese von jener die Keramik übernommen haben.

§ 7. Außer den skyth. Gräbern fanden sich auch noch solche der Völkerwanderungszeit, auf die hier jedoch nicht eingegangen wird.

István Kovács *A marosvásárhelyi őskori telep, skytha-és népvándorláskori temető* Dolgozatok az Erdélyi Nemzeti Múzeum Erem-és régiségtárából 1915 S. 226ff. G. Wilke

Marqasi. Ortschaft im Taurusgebirge w. des Euphrat, heute Mar'asch, zur assyr. Zeit (700 v. C.) M. und Marchaschi genannt, war die Hauptstadt des Reiches von Gurgum, die im J. 711 von Sargon II. von Assyrien erobert und seinem Reiche einverleibt wurde. König *Muttallu*, der Sohn des *Tarhulara*, wurde dabei gefangengenommen. M. dürfte identisch sein mit der Stadt *Marhaši*, über die Dungi von Ur (2500) seine Tochter *Ni-²mi-da-šu* als Herrin einsetzte (VAB I 230, 14), und wo z. Z. des Bur-Sin der Patesi *Libanugšabaš* regierte (Keiser *Patesis of Ur-dynasty* 1919 S. 22). Für 682 ist *Nabu-šarri-ušur* als assyr. Statthalter bezeugt. Einheimische Denkmäler sind eine Reihe von Skulpturen mit Personen, die den charakteristischen Syrerbart: Vollbart mit rasierten Lippen, tragen und die hettit. Hieroglyphenschrift (s. Hettiter C) verwendeten. Diese Denkmäler sind danach nicht den echten Hettitern zuzuschreiben, sondern eher einem syr. Volke. Sie gehören dem 9. Jh. v. C. an. Vgl. Band VII Tf. 164 b.

L. Messerschmidt *Corpus Inscriptionum Hettitarum* MVAG 1900, 4 S. 17f. Tf. 21f.; ebd. 1902, 3 S. 15 Tf. 21; ebd. 1906, 5 S. 2 Tf. 22, S. 12 Tf. 52. Eckhard Unger

Marruciner s. Italiker B § 2.

Marschwitzer Typus (Tf. 6). § 1. Die jüngste der neol. Gruppen Schlesiens, benannt nach



a



b



c



d



e



f



g



h



i



k

Marschwitzer Typus

a, b, i, k. Marschwitz, Kreis Ohlau. — c. Nosswitz, Kr. Glogau. — d. Canth, Kr. Neumarkt. — e. Wilkowitz, Kr. Breslau. — f. Alt-Gandau, Kr. Breslau. — g. Klein-Gandau, Kr. Breslau. — h. Peterwitz, Kr. Strehlen. Nach Schlesiens Vorzeit NF 3 und 7.

dem Gräberfelde von Marschwitz, Kr. Ohlau. Die Toten sind in Hockerlage mit an den Leib emporgezogenen Oberschenkeln und spitzwinklig gebeugten Knien in Erdgruben beigesetzt, wobei Gesicht und Beine nach derselben Seite, gewöhnlich nach O, gerichtet sind, das Kopfende aber bald nach S, bald nach N liegt (Tf. 6k). Gleichzeitige Bestattung von zwei oder sogar drei Leichen kommt öfters vor. Als Grabgut dienen ein oder zwei Tongefäße, dicknackige Äxte und kleine Speerspitzen oder Dolche aus Feuerstein, schön gearbeitete Streitäxte vom Zobtener Typus (s. d.), auch Knochengeräte, Spinnwirtel und kleine Schmucksachen aus zinnarmer Bronze. In Männergräbern ist der Axthammer meist die einzige Mitgift.

§ 2. Die Gefäßformen lassen sich auf folgende Typen zurückführen: 1. Mörserbecher, gradwandig (Tf. 6b); 2. geschweifte Becher, oft mit Zapfengriff (Tf. 6g); 3. Henkeltöpfe, Hals von einem Bandhenkel überspannt (Tf. 6a, c); 4. Schlauchkrüge mit kleinem Bandhenkel (Tf. 6d, f); stumpfkantige Krüge, sonst wie 4 (Tf. 6e); Ösentöpfe mit zwei oder vier Schnurösen in der Kehlung (Tf. 6i); Schalen und Näpfe, teils steilwandig, teils gewölbt, oft mit vier lappenartigen Ansätzen unter dem Rande (Tf. 6h), zuweilen auch mit drei oder mehr Stabfüßchen. Der Mündungsrand ist bei allen Formen in der Regel etwas ausgebogen.

§ 3. Die Verzierungen sind meist durch seicht eingeritzte Linien oder durch Schnureindrücke hergestellt und dienen dazu, die Gliederung des Gefäßes durch horizontale Halsumsäumung und von der Schulter herabhängende Fransen und Zickzackbänder stärker zu betonen. Bei den Mörserbechern ist neben der Schnurumwicklung ein den größten Teil der Fläche füllendes Tannenzweigmuster am beliebtesten. Ausfüllung mit weißer Farbe tritt selten auf. Als plastischen Schmuck verwendet man bisweilen aufgeklebte senkrechte Rippen und wulstartige Fortsetzungen der Henkelränder in Ring- oder Hufeisenform (Tf. 6f).

§ 4. Die Entstehung des M. T. ist noch nicht völlig aufgeklärt. Ohne Zweifel haben ältere einheimische und fremde Stilarten dazu beigetragen. Die Grundlage bildete wohl der Nosswitzer Typus (s. d.),

dessen stilistische Verwandtschaft, besonders bei der Ornamentik, in die Augen springt. Doch könnte diese auch auf einem gemeinsamen Ausgangspunkte beruhen. Jedenfalls muß bei der immerhin sehr beträchtlichen Formverschiedenheit mit einem Zeitabstande von mehreren Jh. gerechnet werden. Die Schlauchkrüge lassen sich typol. vielleicht mit den Jordansmühler Henkelkrügen zusammenbringen (s. Jordansmühler Typus; Band VI Tf. 52 e). Dafür spricht, daß die ältesten Typen einen sphärischen Körper und einen weiten, den Hals überspannenden Henkel haben, ferner, daß die böhm. Krüge vom Jordansmühler Typus (s. Böhmen-Mähren B § 8) auch nur einhenklig sind, die Entwicklung also dahin gegangen ist, den zweiten Henkel wegfällen zu lassen. Auch die gelappten Schalen (Tf. 6h) dürften auf den Jordansmühler Typus zurückgehen. Andere Elemente stammen von der „Schnurkeramik an der unteren Oder“ (s. Schnurkeramik). Auf noch fernere Beziehungen deuten die Mörserbecher. Nach Kossinna hätte Schlesien sie durch Wanderzüge von Jütland über Westpreußen und Posen erhalten und nach Galizien weitergegeben. Endlich scheint zwischen dem M. T. und der Glockenbecher-Keramik eine gewisse Wechselwirkung eingetreten zu sein. Die Gleichzeitigkeit beider Gruppen wird außer durch ihnen gemeinsame Gefäßformen auch dadurch bewiesen, daß sich unter den Marschwitzer Beigaben eine schieferne Armschutzplatte befand. S. Glockenbecherkultur.

§ 5. Völlig klar ist der innige Zusammenhang des M. T. mit dem frühbronzezeitl. der Aunjetitzer Kultur (s. d. A § 16, 25). Den Übergang vermittelt eine ziemlich fundreiche, bisher aber noch wenig bekannte Gruppe, deren Gefäßformen im wesentlichen noch den M. T. zeigen, während die Ornamentik schon auf ein Mindestmaß beschränkt und insbesondere die Schnurverzierung gänzlich fallen gelassen ist. Es scheint, daß Böhmen den M. T. erst in dieser abgeschwächten Gestalt von Schlesien erhalten hat, woraus sich erklärt, daß die dortigen Vorgeschichtler ihn als unmittelbare Vorstufe des Aunjetitzers hinstellen und einen Zusammenhang mit der in

Böhmen freilich andersgearteten Schnurkeramik ablehnen. S. a. Böhmen-Mähren C II und Band II Tf. 29a.

Schles. Vorz. NF 3 (1904) S. 27 ff., ebd. 7 (1916) S. 65 ff. Seger; Mannusbibl. Nr. 22 S. 134 ff. A. Winkler. H. Seger

Marseille (Massalia, Massilia). Die bedeutendste Kolonie, die von griech. Seefahrern aus Phokaia in Südfrankreich angelegt wurde. Die Funde auf dem Boden von M. (protokorinthische, schwarz- und rotfigurige Ware) zeigen, daß sich hier vom 7. Jh. ab griech. Siedler aufhielten. Aus einem einfachen, kleinen Anlegeplatz machten um 600 v. C. phokäische Seeleute eine Kolonie, die dank ihrer guten Lage rasch zu großer Bedeutung kam. Von hier aus entstanden dann eine Reihe von Kolonien an der Südküste Frankreichs (z. B. Nizza, Antibes u. a.), und bis Spanien erstreckte sich die Gründertätigkeit massaliotischer Kaufleute (Rhode, Emporion [s. d.]). Der Handel von M. blieb aber zunächst auf den Küstenstrich beschränkt; das Rhône-Tal ist seltsam frei von griech. oder ital. Funden der Frühzeit (7. u. 6. Jh.), so daß wir annehmen müssen, daß durch feindliche (ligur.) Stämme die Verbindung von M. nach dem Inneren Frankreichs damals gesperrt war. Die Hallstatt-Leute Mittel- und Ostfrankreichs erhielten ihren ital. und griech. Import nicht über M., sondern auf dem Wege von der Adria und dem Po, den Tessin aufwärts über die Schweizer Seen und das Rheintal. Erst spät, im 5. oder 4. Jh., öffnete sich der Rhône-Weg durch Ausbreitung der Kelten nach S, und nun spielt M. als Freundin und Handelsgenossin Roms eine bedeutende Rolle. Von ihr aus hat ein großer Handelsstrom sich vom Mittelmeer nach dem Inneren Frankreichs ergossen, dessen erstes Hauptziel von S aus Bibracte (s. d.), der Hauptort der Häduer, war. Hekataios v. Milet (um 500 v. C.) erwähnt in seiner Erdbeschreibung M. als eine Stadt in Ligurien beim Keltenland.

Über die Funde in der näheren Umgebung von M. s. Baou-Roux und Tête-Noire, von denen das eine eine frühe ligur. Ansiedlung, das andere ein Platz der gegen Ende der Frühlatènezeit das Rhône-Tal abwärts dringenden Kelten war.

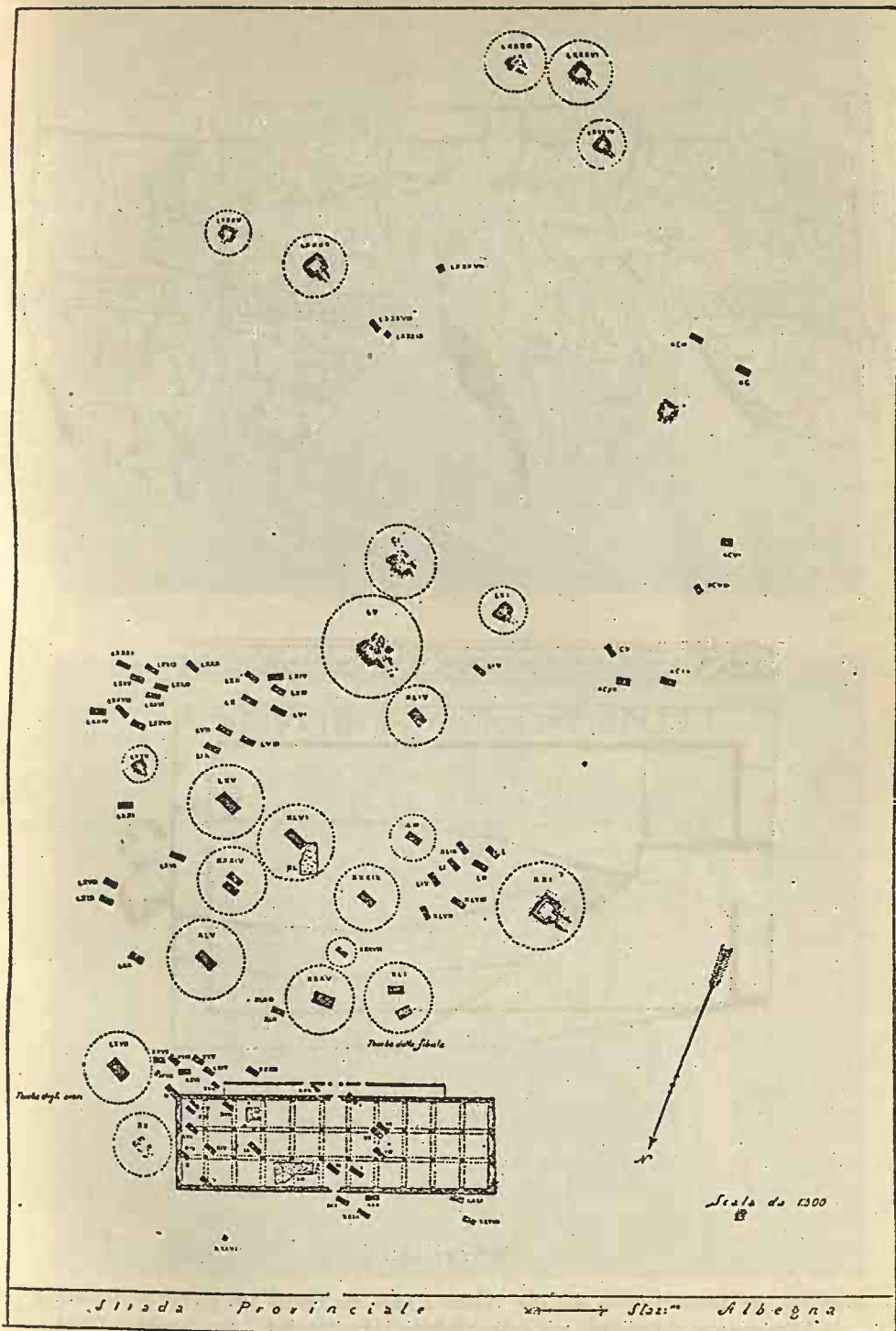
E. Rademacher

Marsen s. Germanen B § 5.

Marser s. Italiker B § 2.

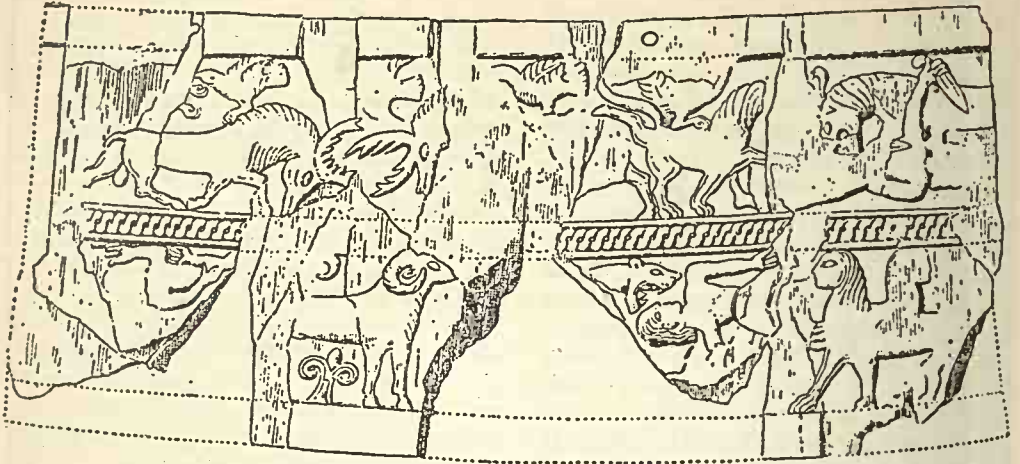
Marsilliana (Tf. 7—11). § 1. Landgut der fürstlichen Familie Corsini, am l. Ufer der Albegna, Etruria maritima. Grabungen des Besitzers von 1893—1916 haben an den Abhängen und in der Flußebene im W des Hügelmassivs, welches die alte Siedlung getragen haben muß, Einzelgräber und ein Gräberfeld (Tf. 7) ergeben, welche Beginn der Ortschaft in voretrusk. Zeit, ihren Hochstand als Etruskerstadt im 8.—7. Jh. erweisen. Dann scheint eine ziemlich jähe Unterbrechung eingetreten zu sein, der eine Fortsetzung auf dem n. Albegna-Ufer in der Stadt Heba und einer etwas weiter meerrwärts gelegenen Siedlung bis in röm. Zeit folgte. Vielleicht war die alte Stadt auf der Marsiliana-Höhe *Caletra*, nach welcher der *Ager Caletranus* hieß, auf den die röm. Bürgerkolonie *Saturnia* deduziert wurde (Liv. XXXI 55), und die nach Plin. III 52 von einer eingegangenen Stadt des Albegna-Tales seinen Namen hatte. Als Hafen dieser Stadt wird Telamon gedient haben.

§ 2. Die ersten Gräber, nur in der Ebene, sind ärmlich ausgestattete Italiker-Gräber (*a pozzello* oder *a buca*), die Brandreste nur noch zweimal in Villanova-Urnen, eine aus Metall, eine aus Ton, meist schon in eiförmigen Impasto-Töpfen geborgen: wenig Tongeschirr, Schlangenfibern, Haar- oder Ohrspiralen aus Bronze, aber in ein paar Gräbern eiserne Lanzen spitzen und Dolche. Also schwerlich Hörige; einige halbmondförmige „Rasiermesser“, nur ihnen eigen; einige Male in Bestattungsgräber etrusk. vornehmerer Genossen hineingesetzt, die Brandgräber nie durch Bestattungsgräber verletzt, also wohl durch Zeichen aus vergänglichem Stoff kenntlich gemacht. — Die Etrusker-Gräber, teils auf denselben Feldern ohne jede Scheidung, teils auf den Abhängen des Hügelmassivs, beginnen wohl ein wenig später, doch gehen die Brandgräber noch neben ihnen her. Sie sind entweder Fossa-Gräber (s. d.) einfacher Art oder von Steinkreisen umgeben und dann vielfach schon mit Ansatz zu kammerartigem Ausbau, sehr an Vetulonia (s. d.) erinnernd. Auch im Reichtum der Ausstattung mit Edelmetallschmuck und Elfenbeindingen, ganz mit Vetulonia, Caere (s. d.), Veii (s. d.),

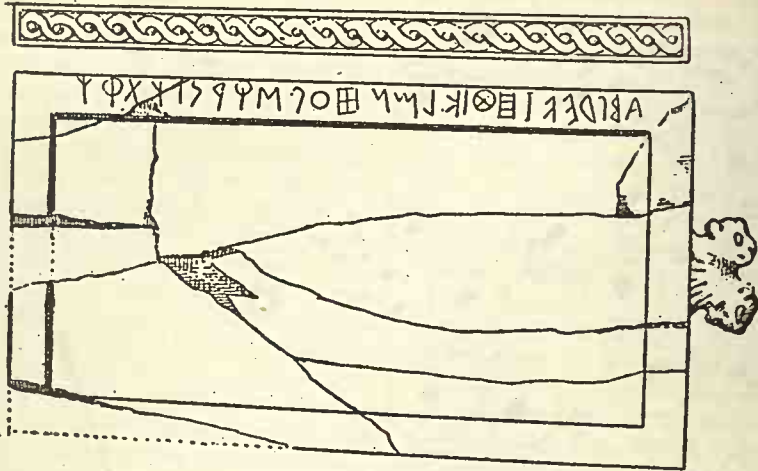


Marsiliana

Plan des Gräberfeldes der Banditella. Nach Minto Marsiliana Tf. 6.



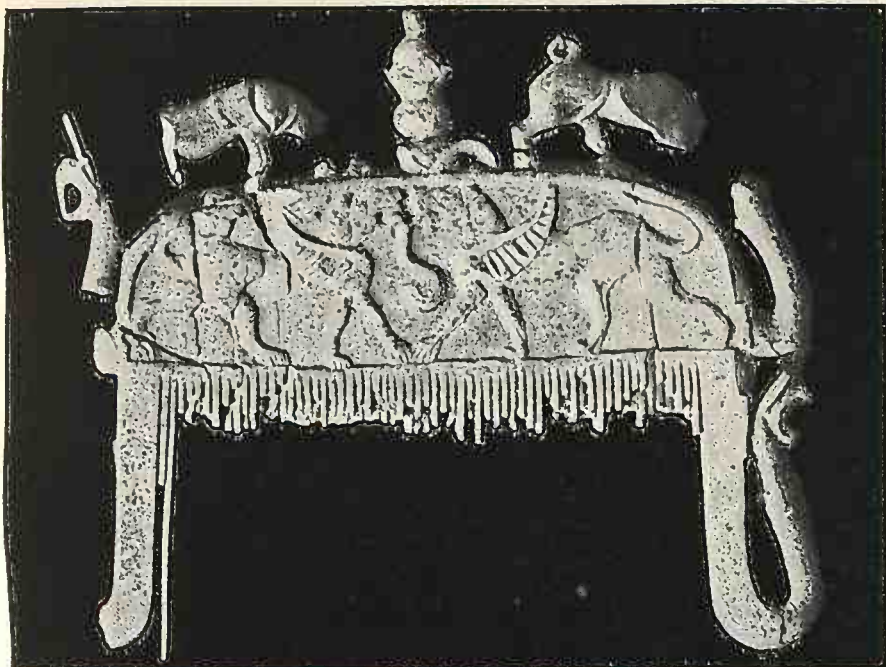
a



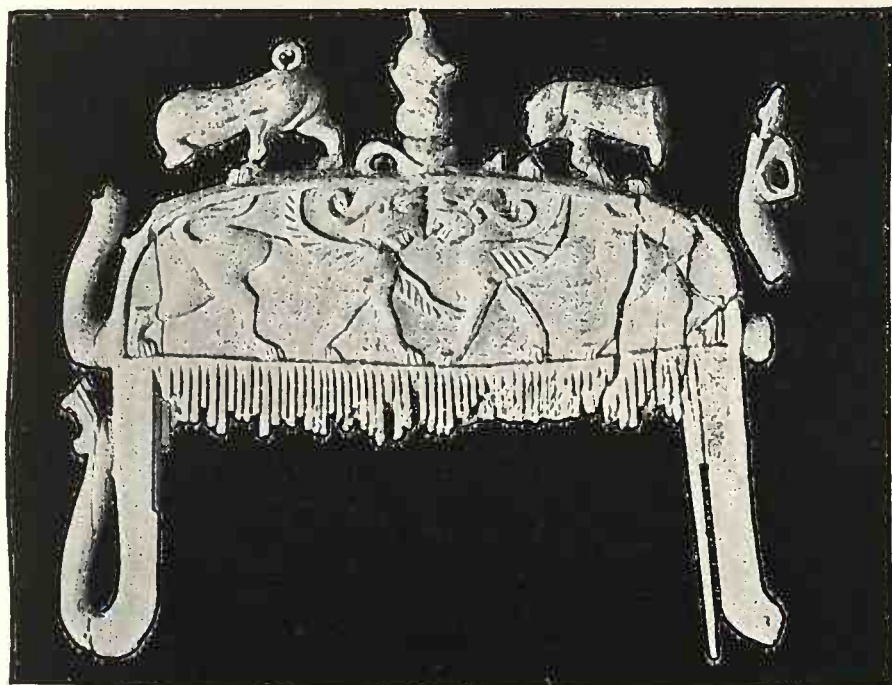
b

Marsiliana

- a. Mittelfeld der Elfenbeinpyxis aus der Tomba a fossa con circolo Nr. LXVII der Banditella. —
 - b. Elfenbeinerne Schreibrtafel mit gräko-chalkidischem Alphabet. Aus demselben Grabe.
- Nach Minto *Marsiliana* Abb. 14 A, 20.



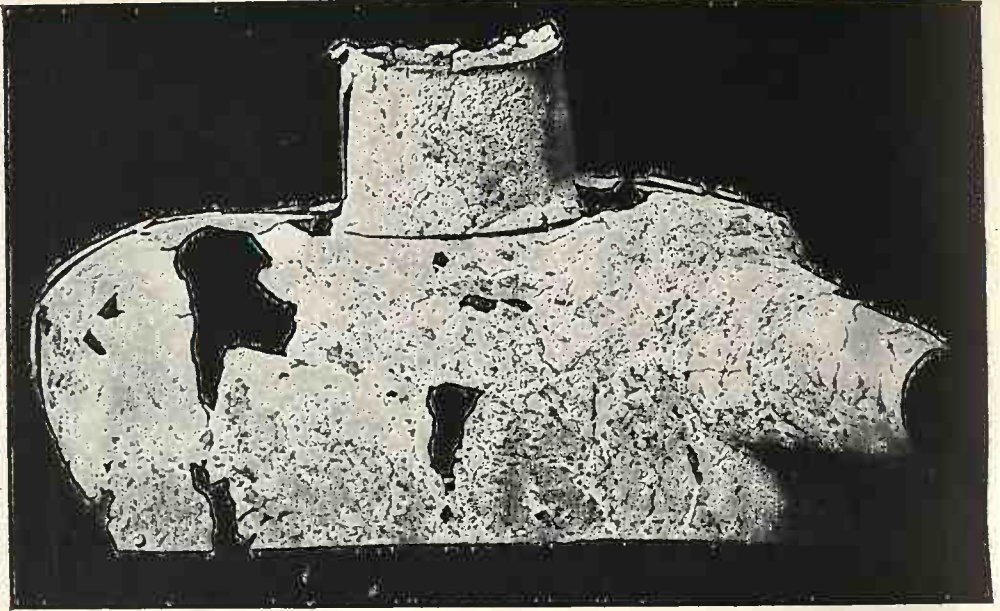
a



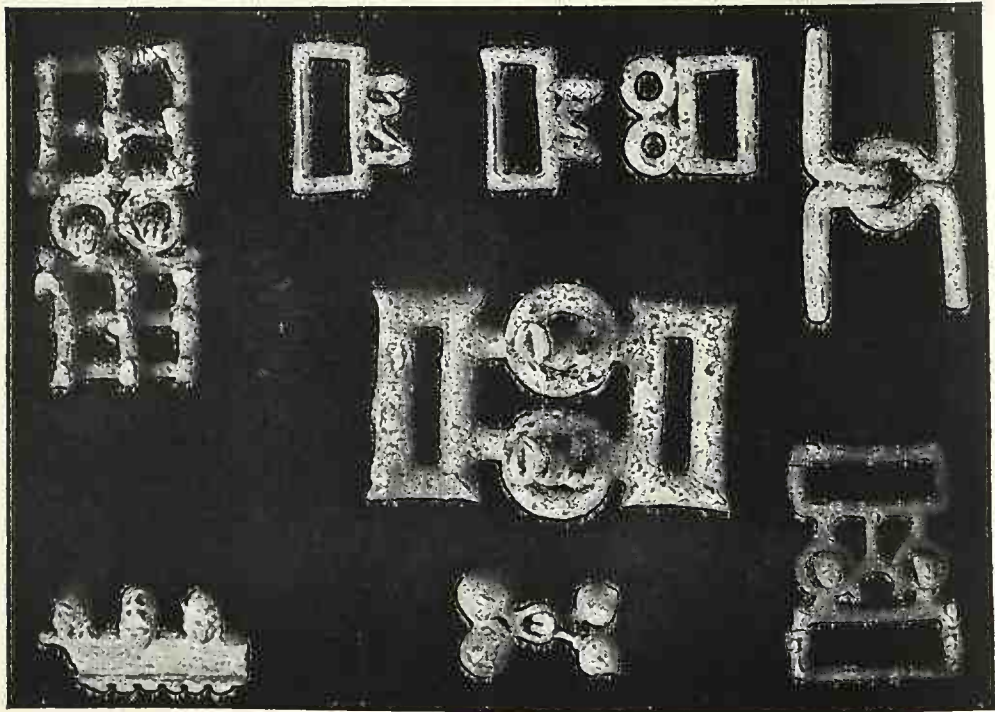
b

Marsiliana

a—b. Vorder- und Rückseite eines Elfenbeinkammes aus der Tomba a fossa con circolo Nr. LXVII der Banditella (Circolo degli avori). — Nach Minto *Marsiliana* Tf. 17.



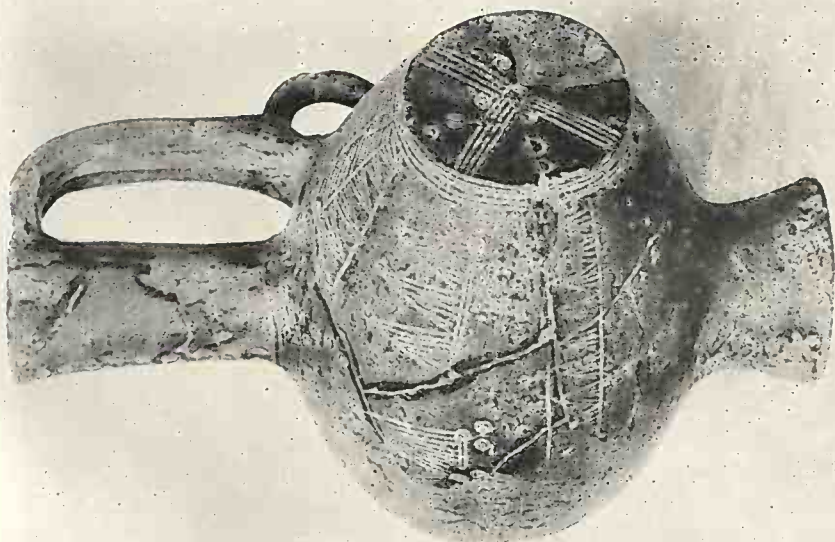
a



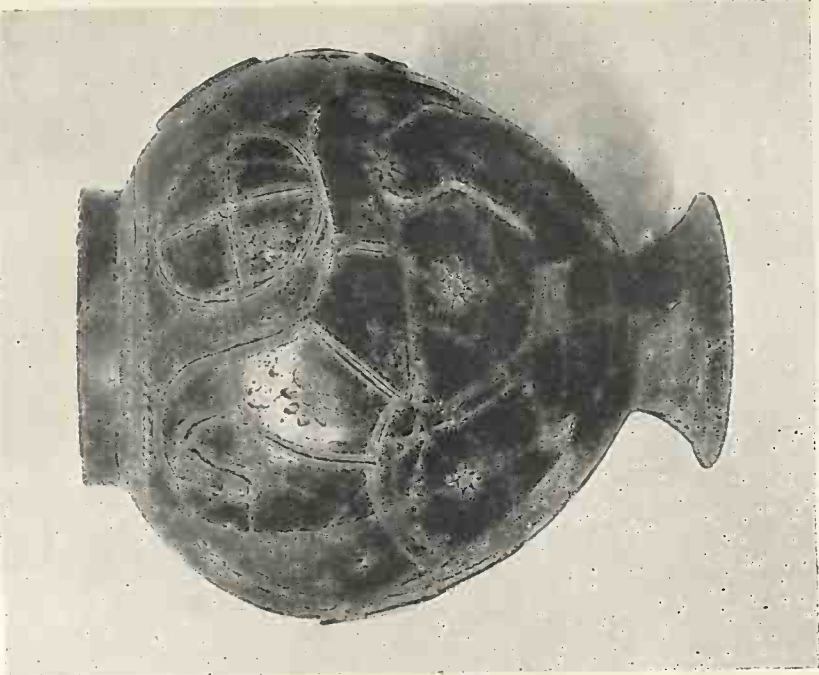
b

Marsiliana

a. Sog. „Bustum“ aus Bronzeblech, Vorstufe zu den Canopen (s. d.), aus der Tomba a fossa con circolo XLI der Banditella (Circolo della fibula). — b. Typen von bronzenen Gürtelschließen.
Nach Minto *Marsiliana* Tf. 43, 24.



a



b

Marsiliana

a. Oinochoë. Tomba a fossa Nr. XCV der Banditella. — b. Mohnkopfförmige Vase mit Stempel und Reliefverzierung. Tomba a fossa con circolo Nr. XLI. Beide aus „Impasto Italico“ (s. d.). — Nach Minto *Marsiliana* Tf. 51, 52.

Praeneste (s. d.) und dem Grab im Fondo Artiaco von Kyme (s. d.) zusammengehend. Unter diesen Funden besonders bemerkenswert die Goldfibeln Corsini, mit reichstem Granulierschmuck und plastischen Vogelfiguren (Band III Tf. 110a; Rendic. Accad. Lincei 1912 Tf. zu 315—330 Milani; Rosenbergs *Eine Fibelfrage* 1915 S. 5; Minto *Marsiliana* Tf. 11), zwei anthropomorphe Gefäße, Vorläufer zu der Frauenbüste aus der Tomba d'Iside in Vulci (*Brit. Mus. Bronzes* 434) und den Chiusiner „Canopen“ (s. d.), eins aus Silber, eins (Minto Tf. 43) aus Bronze (hier Tf. 10a), aus Elfenbein nackte, weibliche, die Brust fassende Figürchen, ein Tierkampfgriff, eine mit Tierkampfgruppen in Relief verzierte Pyxis (Tf. 8a), sehr feine Elfenbeinschnitzereien mit Tiermotiven (Tf. 9) und, besonders wertvoll, ein Elfenbeintäfelchen, wie von einem Diptychon (Minto Tf. 20 und S. 238, wozu die Schrifttafel S. 242), mit Flechtband an der Seite und zwei plastischen Löwenköpfen als Schmuck der einen Schmalseite. Es zeigt auf der einen Rahmenleiste, aufs feinste eingraviert, das chalcidische Alphabet, linksläufig, in der bis jetzt ältesten Gestalt auf ital. Boden (Tf. 8b), wohl als mnemotechnisches Hilfsmittel beim Erlernen oder Gebrauch der noch neuen Schrift benutzt (Grenier *L'alphabet de Marsiliana* Mém. d'archéol. et d'hist. 1924). S. a. Altitalische Alphabete.

§ 3. Der wahrscheinliche Ursprung dieses Alphabets aus Kyme ist wertvoll auch für die Herkunft der auf Mintos Tf. 53 vereinigten kleinen Aromata-Gefäßchen bekannter Art, die sehr wohl den Weg von Ostgriechenland über Kyme hierher gefunden haben können. Alle anderen Tongefäße tragen einheimisches Gepräge, sind auch, soweit künstlerisch verziert, z. B. mit eingepreßten Rosetten, Pferden und anderem, Fortsetzungen einheimischer Techniken (Tf. 11). Die ebenso wie in Vetulonia in reicheren Gräbern, besonders in den Steinkreisgräbern übliche Beigabe von Wagen und Pferdeausstattung bringt eine Menge Pferdegeschirr und Wagenteile, auch künstlerischer Wertvolles, in die Gräber. Auch Räucherwerk ist vorgesehen (Dreifüße mit zugehörigen Kesselchen und Büchsen). Auch die persönliche Schmuckausstattung

an Gold, Silber, Bronze (Tf. 10b), Waffen, Schmuckketten, reichem Fibelschmuck, meist Schlangenfibeln mannigfachster Form, ist sehr beachtenswert. — Die Funde, soweit wertvoll, durch Geschenk in Florenz, Museo centrale etrusco.

A. Minto *Marsiliana d'Albegna* [312 S., 53 Tf.] Florenz 1921; v. Duhn *Ital. Gräberkunde* I 299 ff. v. Duhn

Marsoulas-Höhle. Unweit Salies-du-Salat (frz. Dép. Haute-Garonne). Diese Grotte wurde von Abbé Cau-Durban erschlossen, der ihren durch Aurignacien- und Magdalénien-Schutt versperrten Eingang in den J. 1881—1884 bloßlegte, aber den „Farbresten“ an den Wänden keine weitere Aufmerksamkeit schenkte. Die wissenschaftliche Entdeckung der interessanten parietalen Gravierungen und Malereien (Bison, Wildpferd, Steinbock, Hirsch, anthropomorphe Fratzen, tektiforme und ähnliche Zeichen; teils in Polychromie) erfolgte durch Hug, Jammes und F. Regnault (1897), ihr paläol. Alter bestimmten E. Rivière und Cau-Durban, im J. 1898. Endgültig studiert und aufgenommen von E. Cartailhac und H. Breuil. S. Kunst A II.

L'Anthrop. 15 (1904) S. 626—644; ebd. 16 (1905) S. 431—443. H. Obermaier

Martonoža (Gouv. Cherson; Südrußland). Bei M. im Bezirk Jelisavetgrad wurde im J. 1870 ein wahrscheinlich besonders reich ausgestatteter skyth. Kurgan durch Raubgräber aufgedeckt (Kriegergrab), der u. a. eine der ältesten und schönsten archaischen griech. Bronzearbeiten, die im Steppengebiet gefunden sind, enthielt: einen großen, mit Stabornament und Spiralmotiven verzierten Krater, auf dessen massiven Henkel eine Gorgo mit 4 Sichelflügeln im Knieaufschema dargestellt ist. Er stammt aus der 1. Hälfte 6. Jh. v. C. (jetzt im Museum Odessa). Das Grab gehörte demnach zur ältesten archaischen Gruppe.

Materialien Arch. Rußl. 32 (1907) S. 36 ff. und Tf. 4 Žebelev und Malmberg.

M. Ebert

Marz (Burgenland, Österreich). Bei M. wurde eine Gruppe von 9 Grabhügeln, die zwischen 1,8 m und 0,5 m h. sind und zwischen 16 und 9 m im Dm halten, angetroffen. Die aufgedugenen Hügel ergaben starken Leichenbrand, sehr spärliche Metallbei-

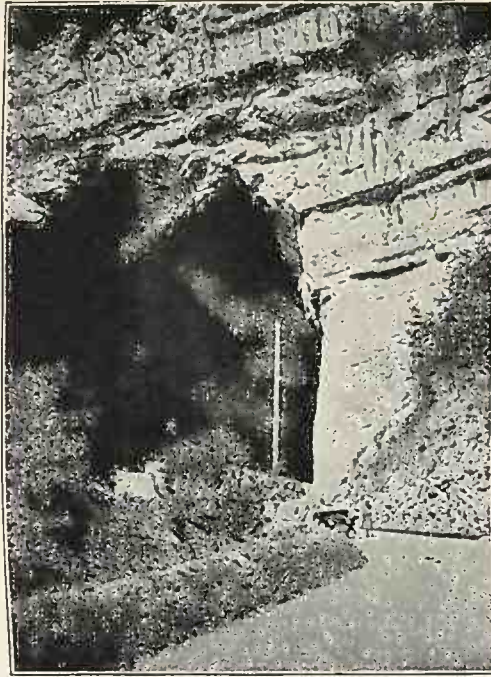
gaben, gute Steinsetzungen und eine ziemlich reiche Ausbeute an Gefäßen, worunter insbesondere Kegelhalsurnen, Fußschalen, weite Henkelschalen und Henkeltöpfe zu nennen sind. Die Gefäße sind entweder rot oder schwarz graphitirt, mit eingeritzten und eingestochenen Verzierungen, Furchenzug oder Bemalung verziert. Eine Kegelhalsurne zeigt beiderseits an der Schulter arm- oder beinartige anthropomorphe Ansätze (Band IX Tf. 198 a). Die Tumuli gehören der Hallstattstufe C an.

M. Hoernes *Prähistorische Tumuli bei Marz im Ödenburger Komitat* 2. Jahresbericht des anthropol. Vereins in Graz 1879; ders. *Urgeschichte*² S. 484; F. Heger *Tumuli bei Marz im Ödenburger Komitate* Mitt. Präh. Kom. I S. 41—47.

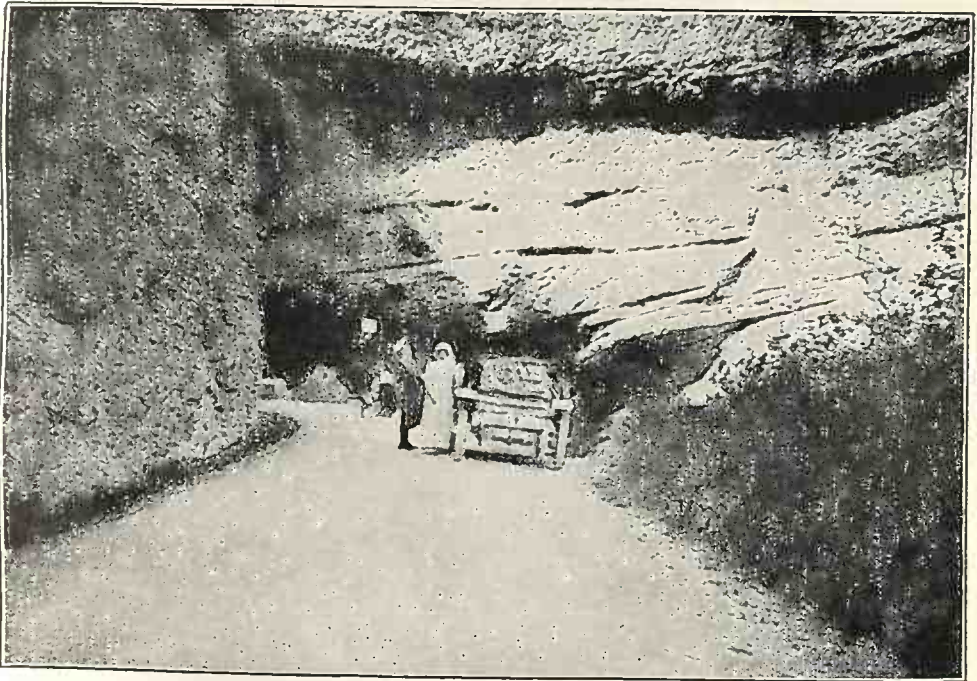
G. Kyrle

Marzabotto (Italien). §1. Etrusk. Sperrfeste im Tal des Reno, da, wo es eng wird und der steile Aufstieg beginnt, daher der heutige Name, der besagt, daß man den Wagen verlassen und zu Fuß weiterstreben muß, wohl Ersatz für den aus heutigem Flurnamen zu erschließenden alten Namen *Misanum*. M. Geschichte beginnt erst um die Mitte des 6. Jh. Man hat noch Spuren der Hütten gefunden, in denen die Erbauer während der Herrichtung provisorisch hausten. Und sie endet ziemlich früh in der kelt. Zeit, dauert also nur etwa 2—2½ Jh. Die nach einem Willen und einem Plan angelegte Stadt gibt uns schon um so frühe Zeit im N Italiens das Bild einer völlig regelmäßigen Kolonialstadt, wie im S z. B. die älteren Städte Poseidonia und Selinus oder das ein Jh. jüngere Thurioi nach Diodors Beschreibung. Mauern und Tore, ein gesetzmäßiger Wechsel von Haupt- und Nebenstraßen, Scheidung von Iter und Actus; schönste Herrichtung von Abflußkanälen, Wasserleitung, Häusergrundrisse, wie sie späteren röm. augenscheinlich verwandt sind und uns in deren Vorgeschichte einen hellen Blick gestatten. Kein Zweifel, daß das Rom des Gallierbrandes über 1½ Jh. hernach noch ein wesentlich älteres, weil seit langem langsam entstandenes Bild zeigte. Auf einer profanen Benutzung entzogenen Anhöhe, nö. oberhalb der Stadt, erhoben sich zwei kleine, quadratische Heiligtümer, daneben zwei augenscheinlich zugehörige Altäre sowie ein dritter, auch wohl sakraler Bau (Atti e memorie d. R.

Deputazione di storia patria per le prov. di Romagna Ser. IV 3 [1923] S. 69—106 Ducati). Ebenfalls außerhalb des Wohnkomplexes, vor den Toren, lagen zwei Grabfelder, auf denen in beträchtlicher Zahl aus auffällig großen und dicken Steinplatten zusammengesetzte Gräber aufgedeckt wurden. Ein großer Teil von ihnen hatte regelrechte Abmessungen für eine gestreckte erwachsene Leiche, andere aber waren auffällig kurz, jedoch für Kindergräber viel zu zahlreich. Gozzadini (*Di ulteriori scoperte a Marzabotto* 1870 S. 20—21), dem die ersten Veröffentlichungen verdankt werden, dachte deshalb an Brandgräber, zumal tatsächlich einige Brandgräber, darunter zwei mit bronzenen Rippeneimern als Aschengefaß, zwischen den Bestattungsgräbern gefunden wurden (s. u.). Brizio folgte ihm (Mon. Lincei I [1890] S. 268), ebenso Ducati (Atti e mem. ecc. Ser. IV 5 [1915] S. 425), obwohl die sonst selbst bei geplünderten Gräbern fast immer noch feststellbaren Spuren einer Brandbestattung, sei es Leichenbrand, sei es Rogus-Asche oder wenigstens eine Aschenurne, nicht gefunden, andererseits in einigen der kleineren Gräber — *arche* — unverbrannte Reste menschlicher Knochen, neben solchen von als Speise mitgegebenen Tieren, erkannt wurden. So wurden die Anhänger der Brandtheorie zu der Annahme gedrängt, man hätte in diesen so monumental wirkenden, ganz ungewöhnlich hoch umstellten, tiefen Gräbern die Asche einfach, ohne sie irgendwie zu bergen, auf den Boden geschüttet. Solche Annahme ist in hohem Grade unwahrscheinlich, um so mehr, als man nicht einmal die paar, gewöhnlich zwei, Fibeln gefunden hat, mit denen Tücher geheftet waren, in welche die Aschenreste gewickelt wurden. Man wird vielmehr durch die ganz ungewöhnlichen Abmessungen auf die Vermutung gebracht, daß manche der Gräber die Toten nicht gestreckt, sondern in sitzender Stellung oder — wohl richtiger — liegend mit aufgezogenen Beinen aufgenommen haben, wie einstmals die kret. Larnakes (s. d.) und die Beisetzungen ganzer Leichen in kleinen Steinkisten, wie im sö. Spanien (Brüssel, Musée du Cinquantenaire) oder wie Etrusker-Gräber der Certosa von Bologna (s. d.; Montelius *Civ. prim.* I 463;



a



b

Mas-d'Azil

a. Eingang in die Höhle von St. Giron aus. — b. desgl. von Pamiers aus. — Nach Ch. L. Freeston.



Mashad i madar i Sulciman
Das Grab Kyros I. Nach F. Sarre.

Ducati a. a. O. S. 448, 462, 1; s. Hockerbestattung). An sich wäre es durchaus nicht undenkbar, daß hier im N auch Etrusker schon im 6. Jh. sich hätten verbrennen lassen, da sie im n. und ö. Etrurien (v. Duhn *Ital. Gräberk.* I z. B. Vetulonia S. 240, 242, 265—66, Volterra S. 294, Chiusi S. 350) bereits vielfach die ital. Verbrennungssitte angenommen hatten. Eigenartig scheinen 30 nach Gozzadini ebenfalls zwischen den etrusk. Plattengräbern gefundene einfache Skelettgruben gewesen zu sein, bedeckt mit je einem Haufen von kleineren Steinen (*ciottoli*) und öfter durch einen stelenartig aufgerichteten, unförmlichen Steinblock gekennzeichnet. Sollten sich hierher auch einige Umbrosabeller verloren haben? Denn deren Gräber, z. B. bei Terni (s. d.), Praeneste (s. d.), Suessula (s. d.) u. ö., sind gleichartig.

§ 2. Grabstelen bezeichneten die etrusk. Gräber; manch reiches Ausstattungsstück, selbst schöner Goldschmuck, konnte ihnen noch entnommen werden. Diese Dinge, besonders zahlreiche att., auch noch einige voratt., bemalte Vasen geben die Chronologie. Schöner, leider jetzt aus der Sammlung des Besitzers Conte Aria größtenteils gestohlener Goldschmuck und andere wertvolle Beigaben, besonders Bronzen, verraten Wohlstand der etrusk. Herren, neben denen an ihrem Brandritus festhaltende „Italiker“, bescheiden zwischen den Etrusker-Gräbern in rechteckigen Gruben in bloßer Erde ohne Schutz und Ummauerung, allerdings nicht viele, sich einfügten (v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 174—175). Leider ist ein großer Teil der Stadt nicht ausgegraben, ein anderer durch allmähliche Abbröcklung in den Reno herabgerissen.

Die kelt. Besetzung Norditaliens machte auch der Etrusker-Herrschaft in M. ein Ende. Die Gallier besetzten den strategisch für ihre Verteidigung gegen Etrurien nunmehr ebenso wichtigen Platz, wie er umgekehrt früher Etrurien gegen N und die wichtige Etappenlinie der Etrusker bei ihrem Einzug in die Po-Ebene hatte schützen müssen. Aber viele Häuser blieben unbewohnt und verfielen, wenn auch gewiß nicht alle etrusk. Bewohner beseitigt wurden, und im NW wurde ein eigener gall. Friedhof eingerichtet, dessen Gräber uns viele gall.

Waffen, Schmuckstücke usw. geschenkt haben (s. Kelten A 2).

§ 3. Mit der Vernichtung der politischen Machtstellung der Gallier in der ö. Gallia cispadana und im Picenum hörte in dieser Sperrfeste ohne produktives Hinterland das Leben auf.

Bull. Ist. 1841 S. 163—164; Gozzadini *Di una antica necropoli etrusca nel Bolognese* 1865; ders. *Di ulteriori scoperte nella necropoli etrusca di Marzabotto* 1870; Brizio *Relazione sugli scavi eseg. a Marzabotto presso Bologna* 1888—1889 (Mon. Lincei I [1890] S. 249—426 mit 10 Tf.); Ducati *Etruria antica* II (1925) S. 92—94; Montelius *Civ. Prim.* I 495—520 Tf. 107—110. v. Duhn

Marzabotto-Fibel s. Fibel A § 32, B § 9.

Mas-d'Azil-Höhle (Tf. 12). A. Archäologie. Die berühmte Patenstation des Azilien (s. d.; frz. Dép. Ariège) birgt neben wichtigen und fundreichen Quartärstraten (vgl. Band I Tf. 63 a, c, Band VII Tf. 100 a, 114 b 2, 115 r. Reihe) in der auf dem rechten Arize-Ufer gelegenen großen Halle eine ziemliche Anzahl von Wandgravierungen und Malereien, von untergeordnetem wissenschaftlichen Interesse. Die ersten diesbezüglichen Feststellungen gehen auf H. Breuil (1902) und E. Cartailhac (1908) zurück, weitere Darstellungen wurden von H. Breuil und Graf H. Bégouen (1912) entdeckt. S. Kunst A I, II, IV.

Veröffentlicht von den letztgenannten beiden Autoren *Peintures et gravures préhistoriques dans la Grotte du Mas-d'Azil* Bull. Soc. Archéol. du Midi. Toulouse 1912—1913. H. Obermaier

B. Anthropologie. In der Höhle von M. wurden zwei Skelette gefunden, von denen nur bekannt ist, daß sie postdiluv. sind und einer rundköpfigen Menschenrasse (s. Homo brachycephalus) angehören. Eine genauere anatomische Untersuchung liegt noch nicht vor.

E. Werth *Der fossile Mensch* 1921 ff. Reche

Mas-d'Azil-Stufe s. Azilien.

Mashad i madar i Suleiman (Tf. 13). Das „Grab der Mutter Salomos“ ist das Grabmal des älteren Perserkönigs Kyros in den Ruinen von Pasargadä. Es ist eine hausartige Zella mit Satteldach, auf einem vier-eckigen, sechsstufigen Postamente errichtet, im ganzen 11 m h. Ein Säulenhof mit 8 Sälen an jeder Seite und einem Magierhause umgibt das Grabmal, in dem

die einbalsamierte Leiche des 529 v. C. gestorbenen Königs aufgebahrt war.

E. Herzfeld *Pasargadae* Klio 1908; F. H. Weissbach *Das Grab des Kyros und die Inschriften von Murghab* ZDMG 1895; F. Sarre *Die Kunst des alten Persien* Die Kunst des Ostens 5 (1922) Tf. 2. Eckhard Unger

Maske s. Kleidung A, Kunst A, Mummenschanz, Spiel.

Maskenfibel s. Fibel A § 30.

Mass. A. Europa. Das M., das der Mensch immer verwendungsbereit zur Hand hat, sind seine Körperteile: Finger, Hand, Fuß, Arm und die durch sie bedingten Entfernungen: Spanne, Schritt, Klafter, Wurfweite, Tagereise. Wie sonst überall, hat man sich auch im vorgesch. Europa dieser natürlichen M. bedient. Ob man aber auf ihrer Grundlage genaue Normen festgesetzt und feste Maßstäbe konstruiert hat, ist zweifelhaft. Forrer nimmt an, daß die äginetisch-kret. Elle (33,3 cm) auch im bronzezeitl. Europa galt, und sieht den Beweis dafür in einem Holzstab aus dem Pfahlbau von Auvernier, dessen Hälfte dem Drittel jener Elle entspricht, und der durch Ornamentierung in Unterabteilungen derselben Elle, $\frac{1}{6}$, $\frac{1}{24}$, $\frac{1}{36}$, $\frac{1}{72}$, eingeteilt ist; ein ähnlicher Stab wurde im Pfahlbau von Castione (s. d.) gefunden. Nach Forrer mißt die Pfahlbau-Elle 444 mm, der gall.-germ. Fuß 333 mm, die germ. Rasta 4440 m und die gall. Leuga 2220 m. Bedenken gegen die Existenz oder wenigstens die allg. Anwendung fester M. kann man nicht unterdrücken, wenn man das vorgesch. Bauwesen prüft. Hier lassen sich nirgends konstante M. nachweisen, die eine größere Genauigkeit als die natürlichen, wie Fuß usw., besitzen.

R. Forrer *Urgeschichte des Europäers* o. J. (1909) S. 362f. Abb. 273; ders. *Reall.* S. 441, 896.

Alfred Götze

B. Ägäischer Kreis. Aus den Palastgrundrissen auf Kreta (s. d. B, Palast B) und auf dem Festlande, den Alabasterplatten und Lehmziegeln sowie den hervorragendsten festländischen Kuppelgräbern (s. d. B) werden sich vielleicht Grundmaße feststellen lassen, wenn architektonisch genaue Aufnahmen vorliegen. Vorläufig fehlen hierfür sogar noch alle Vorarbeiten.

G. Karo

C. Ägypten. § 1. Längenmaße. Das von Lepsius 1865 auf Grund der griech.

Überlieferung und der äg. Denkmäler aufgestellte System hat sich in den wesentlichen Zügen als richtig erwiesen, wenn auch die genauen M. für einzelne Bezeichnungen sich überhaupt noch nicht haben feststellen lassen oder auch sich als schwankend herausgestellt haben. Das System ist folgendes:

ägyptisch	deutsch	griechisch	Einteilung
mḥ	kgl. Elle	πῆχυς	7 Palm. = 28 Finger
mḥ ndš	kleine Elle		6 " = 25 "
rḥn	Oberarm	πύγων	5 " = 20 "
ḏšr	Arm	ποδῶς	4 " = 16 "
w'r. t	gr. Spanne	σπιθαμῆ	3 $\frac{1}{2}$ " = 14 "
w'r. t ndš	kl. Spanne		3 " = 12 "
šp	Hand	παλαιστής	1 " = 4 "
ḏb'	Finger	δάκτυλος	$\frac{1}{4}$ " = 1 "

An großen Längenmaßen werden erwähnt: ḥt = 100 Ellen, für Ackerland und Gebäude; jtr = σχοῖνος von zweifelhafter Länge (ÄZ 41 [1904] S. 58 Sethe). Sethe (*Dodekaschoinos* Untersuchungen 2 [1902] S. 10) ermittelt etwa 833 m L., Borchardt (Janus 1 [1921, Festschrift Lehmann-Haupt] S. 119) beobachtet zwei verschiedene L. von entweder 5000 Ellen = 2,65 km oder von 20000 Ellen = 10,5 km, die nebeneinander gebraucht worden sind, wenn auch vielleicht in verschiedenen Gegenden.

Lepsius *Die altägypt. Elle* Abh. Preuß. Akad. 1865; *Proceed. Soc. Bibl. Archaeol.* 14 (1892) S. 403; ebd. 15 (1893) S. 301 Griffith; Friedrich Hultsch *Griech.-röm. Metrologie* 1882 S. 349; ÄZ 13 (1875) S. 26, 40 Eisenlohr; ebd. 2 (1864) S. 41 Brugsch; ebd. 15 (1877) S. 49 Lepsius; ebd. 22 (1884) S. 6 Lepsius; ebd. 32 (1894) S. 132 Bondi; Abh. Sächs. Ges. Wiss., phil.-hist. Kl. 34, 3 (1917) Viedebant.

§ 2. Flächenmaße. Die Größen der äg. Einheiten für Feldmessung scheinen noch weniger einheitlich zu sein als die Längenmaße. Die zugrunde liegende Einheit des Flächenmaßes hat 10 Quadrat-ḥt umfaßt, wobei das ḥt auf 100 Ellen angesetzt ist. Eine kleinere Einheit umfaßt nur 1 Quadrat-ḥt, und von dieser gibt es Unterabteilungen zu $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{4}$ und $\frac{1}{8}$ davon. Aber die Größen scheinen nicht zu allen Zeiten in gleicher Weise verwendet worden zu sein.

Proceed. Soc. Bibl. Archaeol. 14 (1892) S. 410 und 15 (1893) S. 306 Griffith.

§ 3. Hohlmaße. Zwei verschiedene größere Einheiten für Messung von Flüssigkeiten, Getreide usw. sind in Gebrauch gewesen. Die kleinere ist ein Hekat (hierogl.



hk. t), das $\frac{1}{30}$ der Kubik-Elle umfaßt und seinerseits 10 Hin (hierogl. hny) enthält. Das Hin ist ein viel gebrauchtes M., das ungefähr 0,412 l faßt, und auf das hin viele Gefäße geacht sind, z. B. ein Meßgefäß von 20 Hin aus schwarzem Granit (Zeit Thutmosis III., Inhalt 20,177 l nach Ann. Serv. Antiqu. Égypt. 18 [1919] S. 191 Daressy). Die hierogl. Angaben decken sich allerdings nicht immer genau mit dem tatsächlichen Inhalt der Gefäße.

Das größere Hohlmaß, das besonders für Korn gebraucht worden ist und etwa einem Sack entspricht, ist das Char (hierogl. h'r), das $\frac{2}{3}$ einer Kubik-Elle enthält.

Proceed. Soc. Bibl. Archaeol. 14 (1892) S. 421 und 15 (1893) S. 306 Griffith.

§ 4. Gewiß haben zu einer bestimmten Zeit die M. ebenso wie die Gewichte eine feste Größe gehabt, deren absichtliche Veränderung als Sünde galt. Der Verstorbene versichert deshalb vor dem Totenrichter sowohl: „Ich habe nicht das Gewicht auf der Wage vergrößert oder verkleinert“, wie: „Ich habe nicht das Kornmaß vergrößert oder verkleinert.“ Das Einfüllen von Korn aus einem Hohlmaß in Säcke ist dargestellt in einem Kornspeicher (Journ. Eg. Arch. 6 [1920] S. 206 mit Tf. 19 Blackman). Die uns verwirrende Verschiedenartigkeit der M. rührt daher, daß die einzelnen Einheiten zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten in Gebrauch gewesen sind.

Friedrich Hultsch *Griech.-röm. Metrologie* 1882 S. 349; Brugsch *Ägyptologie* 1891 S. 370–384; Wiedemann *Ägypten* 1920 S. 413; ÄZ 10 (1872) S. 122 Hultsch; ebd. 13 (1875) S. 91 Dümichen; ebd. 41 (1904) S. 91 Otto; *Ancient Egypt* 2 (1915) S. 40; ÄZ 48 (1911) S. 99 Möller.

Roeder

D. Palästina-Syrien.

§ 1. Schriftliche Nachrichten. — § 2. Das AT. — § 3. Herkunft und Wert.

§ 1. Zur Bestimmung des in Palästina-Syrien einst üblichen M. fehlen uns vorläufig alle Handhaben, da kein arch. Fund die Einheiten für Menge, Länge und Fläche erkennen läßt. Auch die schriftlichen Nachrichten helfen nicht weiter. Auf den äg. Denkmälern wird (wie bei den Gewichtsmengen; s. Gewicht D) auch für ausländische Erzeugnisse das in Ä. gebrauchte M.

verwendet. So wird z. B. der Ernteträger der Äcker um Megiddo von dem äg. Beamten unter Thutmosis III. auf 208400 *heket* geschätzt (J. H. Breasted *Ancient Records of Egypt* II 437). In den Amarna-Briefen wird die Entfernung von *nuḥasse* nach Tunip als 2 einfache Tagereisen angegeben (Knudtzon 165, 38; 166, 26; 167, 22); sonst finden sich keine Maßangaben. Ebensowenig lassen sich die aus Syrien nach Ä. eingedrungenen Bezeichnungen verwerten (z. B. *mdl*, *pg*, *pdr*, *krht*, *dwr*, *dn'* M. Burchardt *Die altkanaanäischen Fremdwörter und Eigennamen im Ägyptischen* II [1910] S. 23, 29, 52, 60 Nr. 349, 428, 435, 1013, 1184, 1187).

§ 2. Selbst die wesentlich später im AT auftretenden Benennungen sind unklar und wurden bereits von den Rabbinen nicht mehr verstanden. Hier erscheinen z. T. ganz unbestimmte Angaben, wie *qōmes* eine Handvoll Lev. 2, 2; 5, 12; 6, 8; *kad* Eimer, Krug 1. Kön. 17, 12; 18, 34; Richt. 7, 16; *gōmed* Stab Richt. 3, 16; *kibrat 'eres* Wegstrecke Gen. 35, 16; 48, 7; 2. Kön. 5, 19 (vgl. KAT³ S. 339); Bogenschußweite Gen. 21, 16; Tagereise Exod. 3, 18; 5, 3; Deut. 1, 2; 1. Kön. 19, 8. Bestimmter sind folgende M.:

A. Hohlmaße. a. für Trockenes, besonders Getreide: *hōmer* Lev. 27, 16; Num. 11, 32; Jes. 5, 10; Ezech. 45, 11. 14 = *kor* 1. Kön. 5, 25, eingeteilt in 10 *ēfā* Num. 28, 5; Richt. 6, 19; Ezech. 45, 11ff., was wiederum entweder aus 3 *se'ā* Gen. 18, 6; 1. Sam. 25, 18; 2. Kön. 7, 1. 16 oder 10 *'ōmer* Exod. 16, 16ff. 36 (auch *'issārōn* genannt Exod. 29, 40, vgl. Num. 28, 5) bestand. Nach den Rabbinen war *qab* 2. Kön. 6, 25 der 6. Teil eines *se'ā*. Daraus ergibt sich: 1 *hōmer* = 10 *ēfā* = 30 *se'ā* = 100 *'ōmer* = 180 *qab*.

b. für Flüssiges (Wein, Öl, Wasser): *bat* 1. Kön. 7, 26. 38; Jes. 5, 10; Ezech. 45, 14; 2. Chron. 2, 9; 4, 5 = (nach Josephus antt. III 8, 3; 9, 4) 6 *hīn* Exod. 29, 40; Lev. 19, 36; 23, 13; Num. 29, 40; Ezech. 4, 11 = (nach den Rabbinen) 72 *lōg* Lev. 14, 10ff. Gänzlich unbekannt ist *sālīs* Jes. 40, 12; Psalm 80, 6. Offenbar ist bei dem M. für Trockenes das Dezimalsystem, bei dem für Flüssiges das Sexagesimalsystem zugrunde gelegt.

B. Längenmaße (mit einem Rohrsta-
be *qâne* Ezech. 40, 3, einer Schnur *hebel* Sach.
2, 5 oder einem Seile *qaw* Jerem. 31, 39 ge-
messen): *tôfah* Exod. 25, 25 oder *tešah*
1. Kön. 7, 26; 2. Chron. 4, 5 Handbreite;
pesa' 1. Sam. 20, 3. oder *ša'ad* 2. Sam.
6, 13 Schritt; *'ammāt* 13 Deut. 3, 11 Unter-
armlänge; bestimmter *'ammâ* Elle = 2
zeret Spannen Exod. 28, 16; 39, 19; 1. Sam.
17, 4; Jes. 40, 12; Ezech. 34, 13 = 6 Hand-
breiten Jerem. 52, 21; 2. Chron. 3, 3 (die
„alte Elle“ genannt) = 24 *'ešba'* Finger
Jerem. 52, 21; später = 7 Handbreiten
Ezech. 40, 5; 43, 13 (das wäre die in Baby-
lonien übliche Großelle Meissner *Baby-
lonien und Assyrien* I [1920] S. 356).
6 spätere Ellen bildeten eine Rute *qâne*
Ezech. 41, 8. Die ältere Elle ist auf 483,9 mm
berechnet worden, in talmud. Zeit war sie
dem röm. M. angeglichen (444 mm;
S. Krauß *Talmudische Archäologie* II
[1911] S. 382ff.).

C. Flächenmaße: *šemed* Joch 1. Sam.
14, 14; Jes. 5, 10; aber wohl eher Bestim-
mung der Aussaat nach dem Gewicht
(KAT³ S. 339) oder Hohlmaß (I. Benzinger
*Hebr. Archäologie*² 1907 S. 191).

Riehm-Baethgen *Handwörterbuch des bibl.
Altertums*¹ I (1894) S. 388f.; II 973ff.; H. Gu-
the *Kurzes Bibelwörterbuch* 1903 S. 418f.

§ 3. Wahrscheinlich stammen diese M.
aus Babylonien. Darauf deuten die Namen
(vgl. babyl. *imêru* mit hebr. *hômér*; babyl.
še'u mit hebr. *šô'â*; KAT³ S. 340). Eine ge-
naue Vergleichung ist aber nicht möglich,
da dort wie hier verschiedene Systeme an-
gewendet wurden, deren Einzelheiten und
Werte unbekannt sind. Aus arch. Funden
läßt sich leider auch nichts Sicheres ge-
winnen. Weder Gräber noch Gebäude
noch Ziegel (s. d. C) lassen in ihren Größen-
verhältnissen einen bestimmten Maßstab
erkennen (Macalister *Gezer* I 168).

Abhandl. der Sächs. Ges. der Wiss. 34, 3
(1917) O. Viedebant. Peter Thomsen

E. Mesopotamien (Tf. 14).

§ 1. Längengrundmaße. — § 2. Sumer und
Akkad; Elle und Fuß. — § 3. Kassitenzeit; Groß-
elle. — § 4. Neubabylonien; Landeselle. — § 5.
Assyrien; Elle, Großelle, Königselle, Suklu-Elle. —
§ 6. Assyrien; Breiten-, Höhen- und Tiefenmaße. —
§ 7. Hohlmaße. — § 8. Flächenmaße.

§ 1. Die Grundlage des altbabyl.
Längen-Maßes bildet einerseits die Elle,

sumer. *kuš*, akkad. *ammatu*, die in 30 Zoll
(Finger), sumer. *šú-si*, akkad. *ubânu*, ge-
teilt war, anderseits der Fuß, sumer.
ebenfalls *kuš*, der in 16 Zoll geteilt war.
Es scheint aber, daß die „Handbreite“
das ursprüngliche M. gewesen sei, da drei
Abteilungen des M. mit „Hand“ (sumer.
šú) zusammengesetzt sind, nämlich *šú-
si* = Zoll, *šú-dú-a* = 10 Zoll oder = $\frac{1}{3}$ Elle
und *šú-bad* = $\frac{1}{2}$ Elle oder $\frac{1}{2}$ Fuß.

Die größeren Längenmaße, die vermut-
lich schon seit frühen Zeiten im Gebrauch
waren, sind:

I Meile (Doppelstunde),		
sumer. <i>danna</i> , akkad.		
<i>bêru</i> = 1800 <i>gar</i>	=	21 600 Ellen
I Seil, <i>ku</i> bzw. <i>ašlu</i>	=	120 „
$\frac{1}{2}$ Seil, <i>šubbar</i>	=	60 „
I „gar“	=	12 „
I Rohr, <i>gi</i> bzw. <i>kanû</i>	=	6 „

§ 2. In sumer. Zeit ist das übliche M.
die Elle, seltener wird der „Fuß“ in den
Texten erwähnt, der aber gerade durch
Originalmaßstäbe gesichert ist (vgl. Thu-
reau-Dangin *Rec. de textes cunéif.* Nr. 137,
138, 148; Journ. Asiat. Society 10. Ser. 13
S. 97 ders.; E. Unger *Die Nippurelle* PKOM
I [1916]). Die Originalmaßstäbe sind der
Fuß auf der Statue des Gudea (2600 v. C.)
in Paris (Heuzey *Catalogue des Antiqu.
chald.* 1902 Nr. 46 [Statue F]), ein zweiter,
sehr beschädigt, auf Statue B (Heuzey
a. a. O. Nr. 45) und die Nippur-Elle in
Konstantinopel (Nr. 7373). Während der
Maßstab der Gudea-Statue an sich einen
„Fuß“ darstellt, ist dieser auf der Nippur-
Elle mit der Elle in Beziehung gesetzt, so
daß man an diesem M. sowohl Elle als
auch Fuß abmessen kann. In der Zu-
sammenschweifung dieser beiden M. liegt
der spezielle Wert der Nippur-Elle, die der
Mitte des 3. Jht. angehört und im Zentral-
kultort der Sumerer, in Nippur, im Tempel,
als Originalmaßstab aufgestellt war. Der
einem Zeichenstift nachgebildete, kupferne,
41 $\frac{1}{2}$ kg schwere Stab enthält die durch
scharfe Kerben abgetrennten M., als wich-
tigstes die Elle (51,80 cm), den Fuß (27,65)
und die Handbreite (6,7 cm) zu 4 Zoll
(s. Tf. 14). Außerdem finden sich noch
die weiteren M.: 3 Zoll (5,3 cm), 15 Zoll
oder $\frac{1}{2}$ Elle (25,9 cm), 19 Zoll oder 1 Ziegel-

breite (32,95 cm). Die Gesamtlänge des Stabes mißt 4 Fuß (64 Zoll oder 16 Handbreiten) und zeigt, daß der Fuß bei der Nippur-Elle das ursprüngliche M. war. Die Länge beträgt 110,35 cm. Der Maßstab des Gudea (Statue F [vgl. E. Unger a. a. O. S. 5 f.]) ist ein Fuß zu 16 Zoll (zu 1,65 cm) von 26,45 cm L., also um 1,2 cm kürzer als der Fuß der Nippur-Elle. Die errechnete Elle würde sich bei Gudea auf 49,59, also 2,21 cm kürzer stellen. Außer nach den beiden Originalmaßstäben sind die Längenmaße und ihre gebräuchlichen Unterabteilungen bekannt aus Privaturkunden des Handels sowie der berühmten Tafel von Senkerek in London (Br. M. Nr. 92698), die von F. H. Weissbach (ZDMG 69 [1915] S. 305) abschließend bearbeitet worden ist, besprochen in Abhandlungen von H. V. Hilprecht (Babyl. Exp. Univ. Pennsylv. Ser. A 20 S. 1 f., 36 [Nr. 41]), de Genouillac (*Tablettes sumériennes archaïques* 1909 S. 67) und Thureau-Dangin (Rev. d'Assyr. 4 S. 83). Auch in der Hammurapi-Zeit (2000 v. C.) ist die Elle zu 30 Zoll gebräuchlich (M. Schorr *Altbabylon. Rechtsurkunden* VAB 5 [1913]), ihre Größe aber ist noch nicht nachgewiesen, wird sich von der üblichen wohl nicht wesentlich unterschieden haben, da noch im 1. Jht. ähnliche Ellenlängen vorkommen. In der folgenden Tabelle sind die Abteilungen der Elle bzw. des Fußes zusammengestellt, soweit sie sich aus den Urkunden ergeben. G = Gudea-Statue (F); N = Nippur-Elle; S = Senkerek-Tafel; de G = de Genouillac; H = Hilprecht, Th = Thureau-Dangin ist nach den oben genannten Abhandlungen abgekürzt.

64 Zoll = 4 Fuß = 16 Handbreiten	(N)
30 "	= 1 Elle (N)
* 20 "	= 2/3 " (S; H)
19 "	= 1 Ziegel (N)
16 "	= 1 Fuß (G; N; Th)
15 "	= 1/2 " (N; S; H; de G; Th)
* 10 "	= 1/3 " (S; H; de G)
* 8 "	= 1/4 " (Th)
4 "	= 1/4 " = 1 Handbreite (N)
3 "	= 1/10 Elle (N)
1 "	(G; S; de G)
1/2 "	(G; S; H)
1/3 "	(G)
1/4 "	
1/5 "	
1/6 "	
1/10 "	
* 1/10 "	(S; H)
1/12 "	(G)
1/18 "	

Die mit * bezeichneten M. kommen auf den Originalmaßstäben nicht vor, sondern in mathematischen oder Rechentexten. Die kleinsten Teilungen 1/6, 1/12 und 1/18 der Gudea-Statue dürften als Maßstab für die Grundrißzeichnung des Tempelpfans verwendet worden sein (SB. Preuß. Ak. 1888 S. 129 f. Borchardt).

§ 3. In kassit. Zeit, um die Mitte des 2. Jht., findet sich eine „Großelle“, *ammatu rabitu* (Beitr. z. Assy. 8, 2 S. 4 Steinmetzer), die eine andersartige Elle vorzusetzen scheint, über die aber nichts bekannt ist.

§ 4. Die Neubabyl. Periode (6. Jh. v. C.) bringt einen Umschwung in den M. Das Rohr, *Gi (kanû)*, faßt nicht mehr 6, sondern 7 Ellen, ein *Gar* 14 Ellen statt 12. Die Elle war in 24 Zoll geteilt, statt in 30. Da die Zollbreite dementsprechend größer war als früher, wird die Ziegelbreite von Nebukadnezar II. auf 16 Zoll (32—33 cm nach den Originalen) angegeben, gegen 19 Zoll (= 32,95 cm) der Nippur-Elle (vgl. VAB 4 S. 76 Kol. III 23, 31 S. Langdon); die Elle, *ammāt gagari* „Landeselle“ genannt, hatte vermutlich dieselbe L. wie die errechnete Elle des Gudea (Unger S. 17 f.), nämlich 49,5 cm.

§ 5. Verwickelter sind anscheinend die Verhältnisse der M. in Assyrien. Um 1400 v. C. niessen die assyr. Könige nach Ellen; Ašur-uballit I. (WVDOG 16 Nr. 64 Z. 12 Messerschmidt) spricht von *ammiti*, Salmanassar I. (a. a. O. Nr. 15 R. 5) von *kuš* (Elle). Im 8. Jh. kommen seit Tiglatpileser III. zwei M. auf, die „Elle“ und die „Großelle“, *ammatu rabitu* (P. Rost *Keilschrifttexte Tiglat-Pileasers III.* S. 74). Auch Sargon II. und Sanherib sprechen von diesen beiden Ellen nebeneinander (H. Winckler *Keilschrifttexte Sargons* S. 54 [Annal. 322], 92 [XIV, 77], 120 [Pr. 127]; D. Luckenbill *Annals of Sennacherib* 1924 S. 99 Z. 44; 104 Z. 57; 105 Z. 91; 111 Z. 59; 117 Z. 7; 118 Z. 16). Die Stellen der Inschriften Sanheribs zeigen ein inkonsequentes Durcheinander der zwei Ellen, so daß es sich nicht um verschiedene M. handeln kann, sondern nur um verschiedene Bezeichnungen eines und desselben M., die der Schreiber nach Laune „Elle“ oder „Großelle“ benannte. Ebenso ist es wohl auch mit der „Königselle“, die Assurbanipal neben der „Elle“ bei

einem und demselben Gegenstande angewendet (VAB 7 S. 294f. Streck). Ähnlich wird in Assyrien die „königliche Mine“ beim Gewicht (s. d. E § 2) nicht als besondere Norm, sondern als besondere Form (Löwengewicht), nach dem Gewicht des Königs, d. h. einem vollwertigen Exemplar, verwendet. „Elle“ und „Großelle“ sind auch nichts anderes als die „Suklu-Elle“, die nur von den assyr. Königen Sanherib (Luckenbill a. a. O. S. 100 Z. 50; 102 Z. 77; 106 Z. 11; 111 Z. 64; 119 Z. 20) und Asarhaddon erwähnt wird und sich bei der Beschreibung des Tempelturms *Etemenanki* in Babylon auf der Tafel Smith findet (OLZ 17 [1914] S. 197 F. H. Weissbach; E. Unger S. 18f.), deren Urschrift daher aus der Zeit Asarhaddons stammen muß (Unger a. a. O. S. 22).

§ 6. Daneben aber verwenden die Assyrer als Maßangabe für die Breite eines Bauwerks die Ziegelbreite, *libittu* (Lehmziegel) und *agurru* (Backstein). Diese Meßart, die in Babylonien nur durch den Maßstab von 19 Zoll der Nippur-Elle, praktisch aber nicht bekannt ist, wird in Assyrien vom 14. Jh. v. C. bis ins 9. Jh. hinein geübt (WVDOG 16 Nr. 65 Vord. 31; ebd. 23 S. 160–161; Bibl. de l'école des Hautes Etudes 178 [1909] S. 28 V. Scheil). Die Höhenmessung eines Gebäudes erfolgte bis zum Ende des Reiches nach Ziegelschichten *tibku* oder, seit dem 9. Jh. v. C., *tikpu*. Über die Größe dieser Ziegelschicht s. Ziegel D. Die Tiefenmessung geschah nach *mušari* (Schrifturkunde?), eine noch nicht erklärte Bezeichnung (WVDOG 16 Nr. 18 Z. 8; ebd. 37 Nr. 57 Z. 70).

§ 7. Das Grundhohlmaß war in Mesopotamien das *sila*, seither *ka* gelesen, dessen Größe nach der 10 *sila* enthaltenden Silbervase der Entemena von Lagas (3000 v. C.) von Thureau-Dangin (Journ. Asiat. Society a. a. O.) auf 0,41 Liter bestimmt worden ist; doch ist diese Messung noch unsicher (Viedebant a. a. O. S. 159). Das *sila* umfaßte je 10 *ša*. Im 3. und 2. Jht. v. C. sind größere Einheiten das *pi* mit 60 *sila* und das *gur* (*kurru*) zu 5 *pi* oder 300 *sila*. Nach A. Deimel (a. a. O. S. 189f.) sei das *gur* zu 300 *sila* von Dungi von Ur (2500 v. C.) eingeführt worden, während früher andere M., *gur-sag-gál* zu 144 *sila*

und *gur-mah* zu 188 *sila*, im Gebrauch gewesen seien. In spätbabyl. Zeit, besonders im 7.–6. Jh., verändert sich die Teilung dergestalt, daß ein *gur* zwar 5 *pi*, aber 180 *sila* umfaßte, da das *pi* nur 36 *sila* hatte. — In Assyrien rechnete man im Gegensatz zu Babylonien stets nach *iméru* (Eselstlast), das etwa 40,4 Liter faßte und in 100 *sila* eingeteilt war.

§ 8. Die Flächenmaße sind im 3.–2. Jht. v. C. *sar* (*musaru* = Garten), das etwa 35,285 Quadratmeter hatte; 100 *sar* sind 1 *iku* (akkad. *iku* = Feld, seither *gan* gelesen); 18 *iku* umfaßte 1 *bur* (akkad. *būru* = Loch[?]) = 63 510 Quadratmeter.

Seit der Kassitenzeit berechnet man die Fläche nach der Aussaat mit Hilfe der Hohlmaße, und zwar dienten 30 *sila* Getreide als Grundmaß für ein Feld (*iku*). In neubabyl. Zeit wählte man 180 *sila* oder 1 *gur* (*kurru*) Aussaat als Grundmaß, entsprechend der Veränderung des Hohlmaßes. Dies galt für Äcker und unbebautes Land. In der Stadt bzw. im Dorf berechnete man damals die mit Häusern besetzten Grundstücke nach den üblichen Quadratischen (*ammatu*) oder dem Quadratrohr (*kanū*). — In Assyrien wählte man das Flächenmaß gemäß dem *iméru*, das als Hohlmaß im Lande gebräuchlich war (B. Meissner a. a. O. S. 358). — Die in § 7 und 8 gegebenen modernen Maßäquivalente bedürfen noch genauerer Prüfung.

L. Heuzey *Catalogue des Antiquités chaldéennes Musée du Louvre* 1902 Nr. 45, 46; SB. Preuß. Ak. 1888 S. 136 Borchardt; M. Dieulafoy *L'acropole de Suse* 1890 S. 259 Abb. 140; Journ. Asiat. Society 10. Serie 13 (1909) S. 79 Thureau-Dangin; E. Unger *Die Nippurelle* PKOM 1 S. 5f.; ZDMG 69 (1915) S. 305f. Weissbach; A. Deimel *Sumerische Grammatik* 1924 S. 194f.; Proc. Soc. Bibl. Arch. 37, 2 (1915) S. 60f. C. M. Watson; O. Viedebant *Forschungen zur Metrologie des Altertums* Abh. Sächs. Ak. 34, 3 (1917) S. 156f., 175; B. Meissner *Babylonien und Assyrien I* (1920) S. 357f.

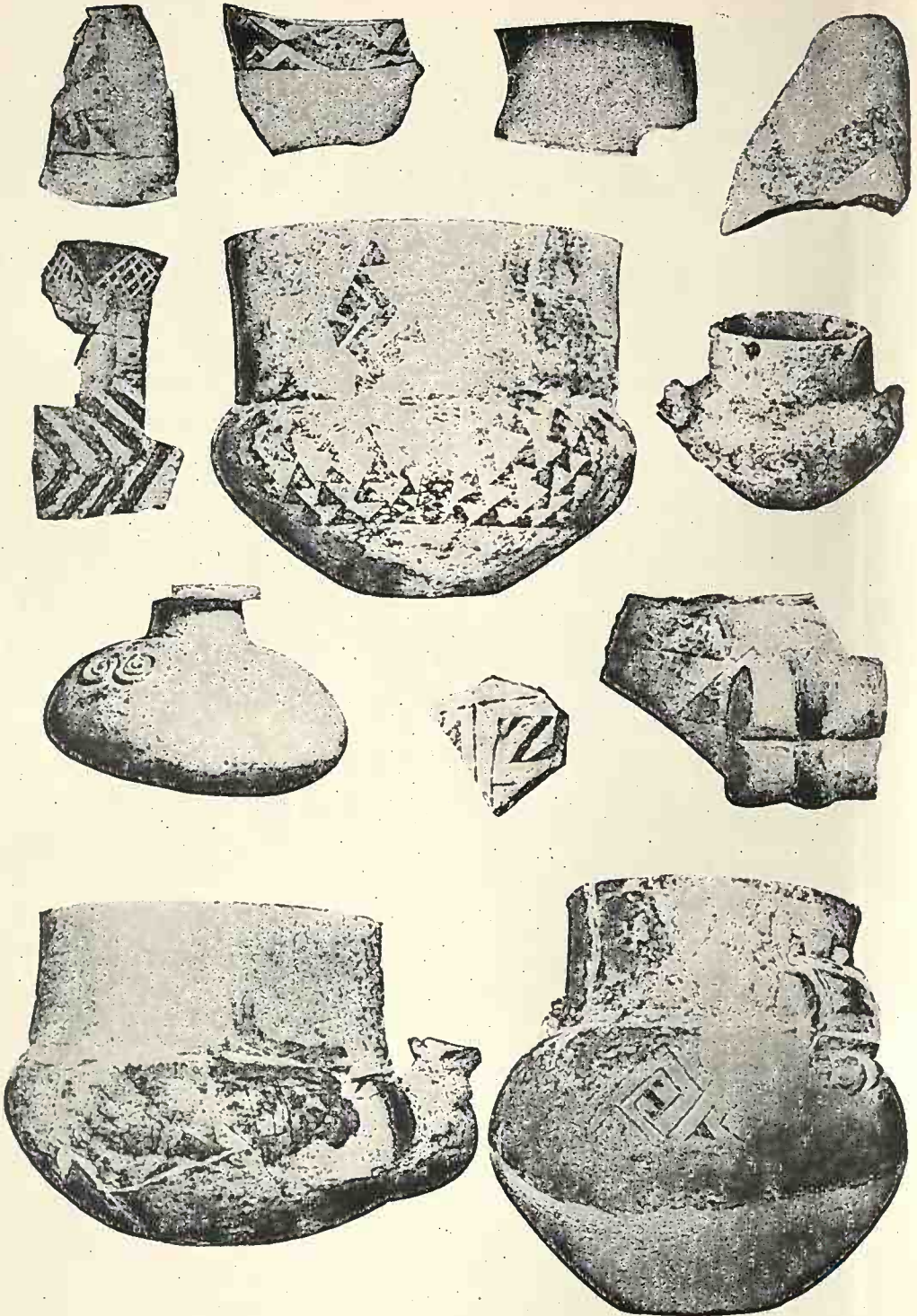
Eckhard Unger

Massage. In frühen Zeiten, als die Fremdkörper-Ätiologie die ganze Medizin nicht nur triebartig, sondern mit Überlegung beherrschte, war auch die M. schon vielseitig im Gebrauch. Drücken, Reiben, Kneten beseitigte nicht nur sichtbar eingedrungene tote und lebendige Fremdkörper und Ein-



Matera

Bemalte Keramik. Nach M. Mayer.



Matera

Bemalte Keramik. Nach M. Mayer.

dringlinge. Man ging mit diesen Handgriffen versuchsweise und allmählich methodisch auch tiefer sitzenden, örtlich fixierten oder auch sich verziehenden Unbehaglichkeiten und Schmerzen, auch tiefen Schwellungen und festeren Geschwulstbildungen zu Leibe. Die M. ist ein uraltes Vorgehen, zunächst halb instinktmäßig, später als Brauch, Ritus, Methode und fein ausgebildete, selbst rhythmisch gebundene Kunstfertigkeit, weiter entwickelt. Wir finden sie im alten Indien so gut wie in China, bei den Helden des Homer (von linden Frauenhänden geübt) und in allen denkbaren Formen bei Kultur- und Naturvölkern verbreitet. Daß man die knetenden Hände befeuchtete oder mit schleimigen, fettigen Substanzen (Ölen) glitschig machte, brachte schon bald die einfache Erfahrung mit sich.

L. Ewer *Geschichte der Massage in Handbuch der Geschichte der Medizin* III (1905) S. 327 ff. Sudhoff

Massagetens. Skythen, Südrußland D.

Massalia s. Marseille.

Maşşebe s. Menhir C.

Masseln s. Eisen A § 3.

Mast s. Schiff, Segel.

Mastaba s. Grab D § 12.

Maszycka-Höhle s. Polen A § 2.

Matera (Italien; Tf. 15, 16). § 1. In die Gravina-Schlucht am Westrand Apuliens geschmiegte Stadt, politisch heute zu Lukanien, geogr. und geschichtlich jedoch zu Apulien gehörig. Der im Mittelalter an der heutigen Stadt haftende Name *Civita* zeigt, wie so oft, die fortlebende Erinnerung an eine antike Stadt, die jedoch im Altertum nicht genannt wird und erst bei Guido in der Form *Materies* auftaucht, worin vielleicht der Plinianische Munizipalname *Mateolani* (III 105) steckt (Mayer *Apulien* S. 344, 351; ders. *Molfetta u. Matera* S. 176). Seit etwa 25 Jahren als Mittelpunkt frühgeschichtlicher Siedlungen erkannt und besonders durch den Arzt Dr. Ridola mit derartigem Erfolg durchforscht, daß das von ihm angelegte Museum kgl. Nationalmuseum geworden ist.

Schon die zahlreichen Höhlen der beiden großen Felsrundbögen, welche jetzt die Stadt aufnehmen und, vielfach noch heute

bewohnt, dem Vorübergehenden durch vorgesezte Fassaden frei errichtete Häuser vortäuschen, dienten frühen Siedlern zur Wohnung. Wie früh, läßt sich schwer feststellen; doch sei darauf hingewiesen, daß schon in paläol. Zeit die Umgegend M. dicht bewohnt gewesen sein muß, zu schließen aus den sehr zahlreichen Funden von Acheul- und Moustier-Stücken. Übertrifft doch das Museum von M. sämtliche Museen Italiens durch die Menge paläol. Gegenstände lokalen Fundgebiets (Rellini *Sul Paleolitico di Matera e sulla distribuzione del Paleolitico in Italia* Riv. di antropol. 25 [1922]). Hier wie in so manchen anderen Gegenden Italiens reichen paläol. Erscheinungen vielfach tief in die neol. Zeit hinein. Besonders das benachbarte Bradanos-Tal und seine Ränder sind reich an rein paläol. und schon gemischten Funden.

§ 2. Deutlicher als im Stadtgebiet selbst lassen sich drei neol.-kuprolith. Siedlungen erkennen auf drei ö. M. sich erhebenden Hügeln: der Murgia Timone, direkt ö. und nach SO sich erstreckend (wesentlich weiter nach N vorgeschoben, als auf dem einzigen Spezialplan: *Liverpool Annals* 2 [1909] Tf. 18), der Serra d'Alto im NO und dazwischen, der Stadt gerade gegenüber, der kleinen Murgecchia. Die älteste Siedlung auf der Murgia Timone, die jüngste auf der Serra d'Alto. Alle drei flankieren den durch eine natürliche Senkung vorgezeichneten Weg nach Laterza und weiter zum Tarentiner Golf und Tarent selbst. Diese und andere ähnliche Wohnkomplexe auf benachbarten Hügeln, z. B. Tirlecchia, mitunter mehrere auf einem Hügel, so daß man an Einzelgehöfte denken möchte, waren im allg. durch runde oder elliptische, aber keineswegs korrekt gezogene, sondern dem Relief und der Zusammensetzung des Bodens angepaßte Befestigungen geschützt, die ältesten als solche auf ital. Festland erkennbaren Verteidigungswerke. Mühselig, augenscheinlich noch mit Steinwerkzeugen — von denen manche in den Gräben gefunden wurden, verbrauchte Stücke —, durchschnittlich auf 2,50 m T. und 2 m Br. dem Tuffboden, so auf Murgia Timone und Murgecchia, oder leichterem Sandboden, so auf Serra d'Alto, abgerungene Gräben, an einer Seite geöffnet, wo dann meist ein

lünettenartiges Vorwerk vorgelegt war. Auf der Innenkrone der Gräben erhob sich eine Mauer aus großen, unregelmäßigen Steinblöcken. Im Inneren Reste von Hütten, meist halb in den Boden eingetieft, aber auch bis zu 2 m t., mit geraden Wänden, ohne daß ein Zugang bemerkbar wäre, also entweder mit Hilfe von Leitern zugänglich oder auch verwendet als Magazine für Korn und andere Vorräte. Vom Stuckbezug der Wände haben sich Stücke in den Gräben gefunden. Manche Hütten sind gedoppelt, in Form einer 8. Sowohl in den Hütten wie in den Gräben sind zahlreiche Reste, besonders von Tonware, gefunden, deren sorgsame Untersuchung durch Ridola, Peet, Mayer, Rellini u. a. Wichtiges gelehrt hat. Auch hier, auf Serra d'Alto, haben neuere Untersuchungen durch Ridola und Rellini (Mon. Lincei 29 [1923] S. 380—81; Notizie 1925 S. 264, 269—75, 289—90, 294 und Tf. 18) 1919 und 1922 Verwendung von nicht mehr bewohnten Hütten zu Gräbern, liegende Hocker, erwiesen, wie im Hüttenort beim Pulo di Molfetta und im Vibrata-Tal (s. Italien B § 5), auch hier inmitten der Wohnungen der Lebenden, eine Vermischung, die auch in japyg.-messap. Zeit und im griech. Tarent für diese Länder typisch bleibt (Rellini *I villaggi preistorici trincerati di Matera* Riv. di antropol. 23 [1919]; Bull. Paletn. Ital. 44 [1925] S. 97—122 Tf. 5—6 Ridola).

§ 3. Neben diesen befestigten Siedlungen her ging Weiterverwendung von Höhlen zum Wohnen und Begraben, oftmals mit künstlicher Nachhilfe, besonders am Eingang. Die ergiebigsten unter diesen waren die Grotta dei Pipistrelli, 4 km sö. von M., die selbst lange benutzte Wohnhöhle, die reiches Inventar bot, und etwas unterhalb ein tiefer, als Grabhöhle benutzter Felspalt, der nicht weniger als 43 Leichen ergeben hat, die wohl Siedler der Wohnhöhle gewesen sind. Höhle und Gräber gehören noch alle in die ausgehende Stein- bzw. kuprolith. Zeit (Ridola *La Grotta dei Pipistrelli e la Grotta funeraria in Matera* 1912; v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 42—43; Mayer *Molfetta und Matera* 1924 S. 184—191 und Tf. 17); — andere Höhlen wurden später weiterbenutzt, so daß aus ihnen gelegentlich auch Gegenstände des 1. Jht.

auftauchen, oft in schönster Harmonie mit Feuersteinmessern u. dgl. Aus diesen Höhlen und den Höhensiedlungen ringsum ist eine vielgestaltige Keramik bekanntgeworden, die verschiedene und dabei doch im wesentlichen gleichzeitige Formen und eine Schmuckausstattung aufweist, welche den Blick nötigt, nicht nur die ö. und s. Teile Italiens und Siziliens, sondern auch den Balkan ins Auge zu fassen, um sie zu verstehen und für ethnische und Kulturzusammenhänge verwertbar zu machen. Neben das typisch-kuprolith. polierte Geschirr mit nach dem Brand vollzogenem Ritzschmuck tritt besonders wertvoll die bemalte Keramik (Tf. 15, 16; Band VI Tf. 24 a—c), zu der der Pulo von Molfetta (s. d. und Tf. 96, 97) unmittelbar verwandtes Material geliefert hat, sicher an Ort und Stelle gearbeitet, weil sich auch Stücke finden, die gleichzeitig Malerei und Ritzung der Art zeigen, wie sie auf unbemalten, roh tonfarbenen oder polierten Gefäßen derselben Herkunft vorkommt. Zuletzt haben gleichzeitig Mayer und Rellini sie bearbeitet und viel Licht darüber verbreitet (Mayer *Molfetta und Matera* 1924 S. 177—233 Tf. 18—23, wozu DLZ 1924 S. 1995—2004; Rellini *I villaggi preistor. trincerati* S. 12—21 und Mon. Lincei 29 [1923] S. 370—372; s. Italien B § 7), allerdings auch dem Wunsch jedes Betrachters dieser eigenartigen Kunst neue Nahrung gegeben, daß die Westseite der Balkanhalbinsel, von der bis jetzt nur die Höhle Choirospilià auf Leukas (s. d.) lichtbringende Winke hat geben können, endlich zum Sprechen gebracht werden möchte.

Die Tatsache, daß auf der Ostseite Siziliens bei Stentinello (s. d.; Bull. Paletn. Ital. 36 [1911] S. 66—67 Orsi; Pinza *Stor. d. civiltà ant. d' Italia* 1923 Tf. 9, 4 und S. 85), bei Matrensa (Riv. di antropol. 23 [1919] S. 10 Rellini), bei Megara (Mon. Lincei 27 [1921] S. III—116 Orsi) gleichartige Befestigungen um die Siedlungen gelegt waren, erhöht die Bedeutung der engen Verwandtschaft, welche mit der in diesen Siedlungen heimischen Keramik — geritzte oder eingepreßte, die Oberfläche des Gefäßes ziemlich gleichmäßig, jedoch ohne die Form besonders zu berücksichtigen, bedeckende Strichreihen (v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 67) — diejenige des s. Apuliens ver-

knüpft, wie sie uns in M., Molfetta, auf den Tremiti-Inseln, aber auch weiter im N bis zum Vibrata-Tal begegnet (z. B. Jatta *La Puglia preistorica* Tf. 5, 6; Bull. Paletn. Ital. 33 [1907] Tf. I u. 2; Mayer *Molfetta und Matera* Tf. 4—11; s. Italien B § 2). Auch einige Gattungen bemalter Gefäße — *a fasce larghe* — und die eigentümlichen Rollhenkelformen (Mon. Lincei 27 S. 140—148 Tf. D; Mayer *Molf. u. Mat.* S. 209) verknüpfen Ostsizilien mit Apulien.

§ 4. Berechtigt die eben dargelegte Verwandtschaft, mit ganz frühen Erscheinungen in Ostsizilien ethnische Zusammenhänge zu vermuten und, wie dort, von einer protosikulischen Schicht zu sprechen, so tritt solche Beziehung später noch einmal hervor, allerdings erst, nachdem die Bewohnung jener Hügelfesten schon geraume Zeit aufgehört hatte und eine neue Stammesgruppe, die die kuprolith. Kulturformen schon zu überwinden im Begriff war, die Stätten der Lebenden zu solchen für ihre Toten machte. Die Gräben wurden an manchen Stellen abgemauert und als Einsteiglöcher benutzt zu künstlichen, in den Fels getieften Höhlen, welche mit den Sikuler-Gräbern der Per. Orsi I die größte Ähnlichkeit haben, auch anderswo in Apulien in gleicher Gestalt auftreten und als Sikuler-Gräber bezeichnet werden — eine Bestätigung der Nachrichten der Alten, welche die Sikuler erst vom Festland nach der Insel gesiedelt wissen wollen, zurückgedrängt durch die einwandernden Japyger (s. Italien B § 7; v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 38; Mayer *Molfetta u. Matera* c. XX; DLZ 1924 S. 1949 v. Duhn; aber Notizie 1925 S. 292 Rellini). Diese Gräber, oft wie in Sizilien mit vielen Toten gefüllt, wobei die früheren infolge der Platz-Enge den Nachkommenden Raum geben mußten, und rituell auch sonst den Sikuler-Gräbern Orsis nahestehend, sind gewiß nicht mehr ausschließlich mit Steinwerkzeugen hergestellt, zumal ihnen schon der Obsidian fehlt, der ausschließliche Beigabe der Gräber war, welche auch jene frühere bemalte Ware lieferten, also schon dem Metall gewichen sein wird. Daß wir letzteres in den älteren Gräbern Apuliens so wenig finden, ist eine den Ausgräbern bekannte Tatsache, nur ein Beweis für die Wertschätzung des

Metalls durch die Überlebenden in diesem selbst metallosen Lande.

§ 5. Nur vorübergehend scheint M. besetzt gewesen zu sein durch eine andersstämmige verbrennende Bevölkerung, einen wohl über die Adria gekommenen Schwarm, der 2 km w. M. auf der Höhe von Timmari am Bradano eine Brandnekropole hinterlassen hat, auch wohl auf dem Scoglio del Tonno bei Tarent eine pfahlbauartige Niederlassung hatte (v. Duhn *Ital. Gräberkunde* I 39, 115). Denn ein vereinzelt, am Kastell von M. selbst gefundenes Brandgrab, aus dem eine die Zeit, Ende des 2. Jht., bezeichnende, einfache Bogenfibel stammt (Bull. Paletn. Ital. 27 [1901] S. 32), kann nur zu dieser im ganzen für das Siedlungsbild Süditaliens unwesentlich gebliebenen Familie gehören (s. Italien B § 13, Timmari, Tarent).

Um die Jahrtausendwende hat schließlich der große Völkereinbruch vom Balkan herüber stattgefunden, wahrscheinlich in allmählich aufeinanderfolgenden Trupps, jener Stämme, die die Alten als Japyger zusammenfassen, die sich im apulischen Lande später auseinanderlegen als Daunier, Peuketier, Messapier usw. Die Forno-Gräber der „Sikuler“ hörten auf, als die runden Steinhügelgräber mit eingebauten, aus Platten oder Bruchsteinen zusammengesetzten kleinen Behältern für liegende Hocker auf der Murgia Timone begannen, gleicher Struktur hier wie überall im apulischen Lande, bis tief nach Lukanien hinein, wie auch jenseits des Meeres auf Leukas. Es genüge, hier auf Italien B § 16 zu verweisen. Diese starken Balkanvölker prägten wie M. selbst so dem ganzen apul. Lande ihre Eigenart auf, kräftig genug, um den Griechen in Tarent und der Sallentiner Halbinsel wie den Sabellern nach N lange energischen Widerstand zu leisten, und zwar die Kultur der Griechen, wenigstens im Inneren und an der Adria, aber nicht ihre politische Herrschaft anzunehmen. Wie sehr auch das japyg. gewordene M. sich höherem Griechentum gebeugt hat, zeigen zahlreiche Funde griech. Terrakotten, bemalter Vasen — etwa von 400 ab —, Schmuck aus Metall und anderen Stoffen, die in Gräbern aus M. selbst, z. B. drei nahe der Kathedrale, auch in der weiteren Umgegend, z. B. auf Timmari, gefunden wurden.

v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 42—45 und Reg.; Mayer *Molfetta und Malera* 1924; Notizie 1925 S. 255—297 Rellini, sowie die im Text genannte Lit.

v. Duhn

Mathematik (Mesopotamien; Tf. 17).

A. Zahlensystem: § 1. Zahlwörterbestand. — § 2. Zahlzeichen. — B. Die Grundrechnungsarten: § 3. Addition und Subtraktion. — § 4. Multiplikation und Division. — C. § 5. Geometrie und Stereometrie. — D. § 6. Wissenschaftliche Höhe der babyl. Mathematik.

§ 1. Es ist eine bekannte Tatsache, daß sich die Zähl- und Rechnungsart eines Volkes in seiner Sprache offenbart; z. B. kennt der Franzose kein eigenes Wort für 80, sondern drückt diese Zahl durch 4×20 aus, obwohl die lat. Muttersprache das Wort für 80 besitzt. Das Idg. hat noch bei einer Reihe von ihm zugehörigen Sprachen ein eigenes Wort für 1000 (für 10 000 jedoch nicht mehr), womit ein vorgeschrittenes Zahlenbewußtsein bei ihnen bezeugt ist. Ursprünglich sind auch im Idg. sicherlich nicht alle Zahlen durch eigene Wortbegriffe ausgedrückt worden; aber in dem Zustand, bis zu dem wir es zurückverfolgen und rekonstruieren können, finden wir ein eigenes Wort für 1000 bei ihm vor und erst recht sodann ein Wort für 100 und noch weiter herunter eigene Wörter für alle Zahlen von 1—10. Die anderen Zahlen werden mit Hilfe dieser Grundzahlen sprachlich wiedergegeben.

So besitzen auch die Semiten (s. d. B) als gemeinsames Sprachgut eigene Ausdrücke für die Zahlen von 1—10, ein eigenes Wort für 100; das Wort für 1000 ist aber nur einer bestimmten Gruppe von ihnen gemeinsam. Die Akkader (Babylonier und Assyrer in der Hauptsache), die uns an dieser Stelle nur interessieren, drücken die Zahl 1000 mit dem Wort *limu* aus, das sich bei keinem anderen sem. Volk sonst findet. Im übrigen werden im Sem. ebenso wie im Idg. die Zahlen mit den Grundzahlen 1—10, 100 und 1000 gebildet. Man ersieht hieraus auf den ersten Blick, daß bei beiden Völkergruppen im Zahlendenken das Dezimalsystem angewandt wird, d. h. die größeren Zahlen stellen Mehrfache und Potenzen von 10 dar.

Um so merkwürdiger berührt es daher, wenn wir bei dem ersten uns bekannten Kulturvolk in Mesopotamien, den Sumerern

(s. d.), ein ganz andersartiges Zahlensystem antreffen. Für die Zahlen 1—5 finden wir besondere Wörter; bei 6, sumer. *áš*, nimmt man Entstehung aus $5 (ia) + 1 (aš)$ an. Die weiteren Zahlen bis 10 sind aus den Zahlen 1—5 zusammengesetzt. Für 10 gibt es wieder ein eigenes Wort, dgl. für 20. Die weiteren Zahlen werden wieder durch Zusammensetzung gebildet: $30 = 3 \times 10$ (*eš-u: ušu*), $40 = 20 \times 2$ (*ni-miu*), $50 = 40 + 10$ (*nimin-u: ninmu*); für 60 findet sich ein eigenes Wort: *geš*. Die weiteren Zahlen bestehen aus Zusammensetzungen mit den bisher genannten: $300 = 60 \times 5$ (*geš-ia*), $360 = 60 \times 6$ (*geš-áš*), $540 = 60 \times 9$ (*geš-ilimmu*), $600 = 60 \times 10$ (*geš-u*); $1200 = 60 \times 10 \times 2$ (*geš-u-mina*) usw. Für 3600 wird wieder ein neues Wort angewandt: *šar* (gräcisiert *Saros*). Hieraus erschließt man leicht, daß das sumer. Zahlendenken vom Sexagesimalsystem beherrscht wird, d. h. die Zahlen höher als 60 werden durch Mehrfache von 60 und Wörter, die Potenzen von 60 sind, dargestellt. Allerdings ist es kein reines System, denn sonst müßten alle Zahlen bis 60 durch besondere Ausdrücke gebildet werden, und die besondere Bezeichnung der 10 ist ein Zeichen dafür, daß ein Dezimal- das Sexagesimalsystem durchkreuzte, zumal da auch 600 (*geš-u*) bei der Bildung der höheren Zahlen als eine besondere Zahl angesehen wird, vgl. z. B. $3000 = 600 \times 5$ (*geš-u-ia*).

§ 2. Dementsprechend müßten sich ursprünglich bei den sem. Akkadern (mit Dezimal-) und den Sumerern (mit Sexagesimalsystem) verschiedene Zahlenzeichen vorfinden. — Als aber die sem. Einwanderer die höhere Kultur der Sumerer übernahmen, eigneten sie sich auch deren Zahlenschreibungssystem an, so daß bei ihnen ebenfalls das Sexagesimalsystem vorherrschend wurde, das noch an andere Völker weitergegeben wurde und z. T. auch noch von uns gebraucht wird. Mit der Schrift haben eben die sem. Babylonier auch die Zahlenzeichen von den Sumerern übernommen.

Die Einer bis 10 wurden auf Tontafeln durch einen Griffefeindruck wiedergegeben, der später zum einfachen Keil (Y) wurde. 10 war ursprünglich ein runder Eindruck,

der später als Winkelhaken (\sphericalangle) erscheint. 60 (das „Schock“) wurde durch einen gleichen, nur stärkeren Eindruck wie 1 wiedergegeben und war später gleichfalls ein einfacher Keil (∇). Ein Zahlzeichen für 100 hatten die Sumerer, da dies Wort bei ihnen fehlte, nicht; die sem. Einwanderer nahmen als Zeichen dafür das Silbenzeichen *ME*, ∇ , da *me* (*at*) sem.-akkad. 100 heißt. Ebenso mußten sie für 1000 erst ein neues Zeichen herstellen: sie nahmen dafür das aus dem Zeichen für 10 und dem für 100 komponierte ∇ , das auch den Silbenwert *lim* vom akkad. *limu* = 1000 erhielt. 3600, der Saros (sumer. *sar*), wurde durch einen großen, runden Eindruck dargestellt, der später zu einem rautenförmigen Quadrat aus Keilen: \diamond wurde.

Was die Reihenfolge der Ziffern oder in unserem Falle besser gesagt Summanden der größeren Zahlen betrifft, so folgt die kleinere Zahl immer der größeren in der Weise, daß z. B. erst die Tausender oder Saren, dann die Schock und schließlich die Zehner und Einer kommen; z. B. $\lll \lll \lll \lll \lll$, d. h. 12 (Sar) + 25 (Schock) + 33 = $12 \times 3600 + 25 \times 60 + 33 = 43\,200 + 1500 + 33 = 44\,733$. Die Bezeichnungen Sar und Schock sind hier, weil durch die Reihenfolge angedeutet, als selbstverständlich fortgeblieben.

Außerdem werden auch wie im lat. *duodeviginti*, *undeviginti* Zahlen durch *lal* „minus“ gebildet, z. B. $1020 = 1200 \text{ lal } 180$.

Die Null wird gar nicht ausgedrückt oder durch ein Lückenzeichen: \sphericalangle angegeben.

§ 3. Addition und Subtraktion waren selbstverständlich den Einwohnern des Zweistromlandes früh bekannt, und es gab auch bei den Sumerern schon besondere Worte dafür. Weil man 60 als eine Zahleneinheit auffaßte, wofür man auch im Akkad. ein eigenes Wort *šuššu* „Schock“ (eigentl. $\frac{1}{6}$, scil. von 360!), gräcisiert als *Sóssos* überliefert, geprägt hatte (das Sem. aber bis 100 die Zehner besonders bezeichnet und ebenso wohl auch das Akkad.), so verwendete man, anscheinend zur bequemeren Umrechnung, Tabellen, die, wenn es sich darum handelte, mehr als 6 Zehner zu einer gegebenen Anzahl von Schocken

(*Sóssen*) hinzuzuzählen, diese Rechnung erleichtern sollten. Z. B. 1 Schock + 8 Zehner = 2 Schock + 2 Zehner usw. Für die Addition hatte man kein besonderes Zeichen, außer in der Spätzeit, wo man sumer. *tab* \sphericalangle als „plus“-Zeichen verwandte. Für die Subtraktion benutzte man sumer. *lal* ∇ als „minus“, und zwar schon in frühen Zeiten.

§ 4. Auch Multiplikations- und Divisionsaufgaben verstand man schon in der altbabyl. Zeit mit großem Geschick zu lösen. Zur Erleichterung hatte man hier gleichfalls Tabellen in Gebrauch. Als Multiplikationszeichen fügte man zwischen den Faktoren ein (oder ließ als selbstverständlich fort) den Ausdruck *ara* (sumer.), den auch die sem. Akkader als Wort für Multiplizieren in ihre Sprache als *arû* übernahmen. Bei Divisionen setzte man zwischen den Ausdruck *igi-dua* oder *igi-gal*, den die Akkader gleichfalls als *igû* für Dividieren entlehnten, den Divisor; bisweilen ließ man den Ausdruck auch hier fort.

Als überliefertes Beispiel einer verkürzten Multiplikationstabelle sei erwähnt:

1	9
2	18
3	27
4	36
5	45 usf. bis 20, 30, 40 und zuletzt
50	7 (Schock) + 30 (= 450),
	d. h. $1 \times 9 = 9$
	$2 \times 9 = 18$
	$3 \times 9 = 27$ usw.

Als Beispiel einer ausführlicheren:

18	<i>ara</i> 1	18
	<i>ara</i> 2	36
	<i>ara</i> 3	54
	<i>ara</i> 4	1 (Schock) + 12 (= 72)
		usf. bis 20, 30, 40 . . . bis
	<i>ara</i> 60	18 (Schock) (= 1080),
		d. h. $18 \times 1 = 18$
		$18 \times 2 = 36$ usw.

Als Beispiel einer Divisionstabelle sei angeführt:

<i>igi</i> 1	<i>gal-bi</i> 40 - <i>am</i>
<i>igi</i> 2	<i>gal-bi</i> 30
<i>igi</i> 3	<i>gal-bi</i> 20
<i>igi</i> 4	<i>gal-bi</i> 15
	usf.

Hier ist als Divisor bei $1 \frac{3}{2}$ zu denken, d. h. $\frac{2}{3}$ von dem Dividendus, und als Dividendus 60, also:

$$\begin{aligned} 60 : \frac{3}{2} &= 40 \\ 60 : 2 &= 30 \\ 60 : 3 &= 20 \\ 60 : 4 &= 15 \text{ usw.} \end{aligned}$$

Ähnliche Tabellen besaßen die Babylonier auch für die Umrechnung von Maßen, bei denen das Sexagesimalsystem viel angewandt wurde, und für die Quadrierung der Zahlen, für die der sumer. Ausdruck *ibdi*, und für die Kubierung, für die der Ausdruck *badê* angewandt wurde; umgekehrt, was im Grunde dasselbe ist, wurde damit auch das Ziehen der Quadrat- und Kubikwurzel bezeichnet. Z. B.

$$\begin{aligned} 1\text{-e } 1 \text{ } ibdi \\ 4\text{-e } 2 \text{ } ibdi \\ 9\text{-e } 3 \text{ } ibdi \\ 16\text{-e } 4 \text{ } ibdi \\ \text{usf.} \end{aligned}$$

$$\begin{aligned} \text{d. h. } \sqrt{1} &= 1 \text{ oder } 1^2 = 1 \\ \sqrt{4} &= 2 \text{ ,, } 2^2 = 4 \\ \sqrt{9} &= 3 \text{ ,, } 3^2 = 9 \text{ usw.} \end{aligned}$$

Oder:

$$\begin{aligned} 1\text{-e } 1 \text{ } badê \\ 8\text{-e } 2 \text{ } badê \\ 27\text{-e } 3 \text{ } badê \\ \text{usf.} \end{aligned}$$

$$\begin{aligned} \text{d. h. } \sqrt[3]{1} &= 1 \text{ oder } 1^3 = 1 \\ \sqrt[3]{8} &= 2 \text{ ,, } 2^3 = 8 \\ \sqrt[3]{27} &= 3 \text{ ,, } 3^3 = 27 \text{ usw.} \end{aligned}$$

Neben diesen gab es noch andere offenkundige Quadrierungstabellen:

$$\begin{aligned} 1 (\times) 1 (=) 1 \\ 2 (\times) 2 (=) 4 \\ 3 (\times) 3 (=) 9 \\ 4 (\times) 4 (=) 16 \text{ usf. bis } 20, 30, 40 \text{ und} \\ 50 (\times) 50 (=) 40 \text{ (Schock)} + 100 (= 2400 \\ + 100). \end{aligned}$$

Alle diese Tabellen konnte man auch für Rechnungen mit 60 und Potenzen von 60, z. B. 3600, verwenden, ähnlich wie wir das Einmaleins bis 10 auch für 10, 20, 30, 40 usw., 100, 200, 300 usw. gebrauchen, indem wir an das Resultat der Einer einfach eine

„Null anhängen“; z. B. rechnen wir bei 700×60 zunächst 7×6 aus und hängen dann 3 Nullen an. So konnte man zunächst Schock oder Schock \times Schock = Sar unberücksichtigt lassen und die kleinen Zahlen für sich ausrechnen und fügte dann erst dem Resultat die Benennung Schock oder Sar bei.

Wie trefflich man durch diese einfache Methode die Multiplikations- und Divisionstabellen auch sonst verwerten konnte, sei an einem Beispiele erläutert:

$$24 : 9 = ?$$

Da konnte man sich denken, man habe 24 Sar (60×60) zu dividieren; in einer Divisionstabelle suchte man erst 1 Sar : 9 und fand als Ergebnis: 6 Schock und 40. Mit Hilfe einer Multiplikationstabelle mußte man jetzt noch dies Ergebnis mit 24 multiplizieren. Nun rechnete man die Summanden einzeln aus und fand für $40 \times 24 = 16$ Schock; für $6 \text{ Schock} \times 24 = 2$ Sar und 24 Schock. Zusammen ergibt das 2 Sar und 40 Schock. Ließ man jetzt die Benennung fort, so ergab das als Schlußresultat $2 \frac{2}{3}$, da 40 vom Schock = $\frac{40}{60} = \frac{2}{3}$ sind. Diese Rechnung ist mathematisch durchaus korrekt und würde modern ausgedrückt etwa so lauten:

$$24 : 9 = x,$$

Ich multipliziere die Gleichung mit 3600 (1 Sar): $(24 : 9) \cdot 3600 = x \cdot 3600$; nun dividiere ich 3600 durch 9 und multipliziere das Resultat mit 24:

$$\frac{3600}{9} \cdot 24$$

$$\begin{aligned} &= (6 \text{ Schock} + 40) \cdot 24 \\ &= 6 \text{ Schock} \times 24 + 40 \times 24 \\ &= 2 \text{ Sar} + 24 \text{ Schock} + 16 \text{ Schock} \\ &= 2 \text{ Sar} + 40 \text{ Schock oder: } 9600. \end{aligned}$$

Darauf habe ich noch die Gleichung 9600 (oder $2 \text{ Sar} + 40 \text{ Schock}$) = $x \cdot 3600$ durch 3600 (oder 1 Sar) zu teilen und erhalte $2 \frac{2}{3}$.

In unserer modernen Berechnung sieht das umständlich aus; für den Babylonier wurde aber durch diese Multiplikation mit 3600 (1 Sar) die Bruchrechnung vermieden, die den alten Orientalen soviel Pein machte; sind doch die Bruchzahlen so wenig im

menschlichen Denken verankert, daß nur wenige Bruchzahlen durch besondere sprachliche Ausdrücke wiedergegeben werden. Immerhin zeigt aber die Vereinfachung von $\frac{40}{60}$ zu $\frac{2}{3}$, daß dem Babylonier der Gedanke des Kürzens („Hebens“) und Erweiterns nicht ganz fremd war.

§ 5. Infolge der jährlichen Überflutung des Landes in Babylonien wurden die Grenzen der Felder verwischt, und waren darum öfters neue Vermessungen notwendig. So mußte sich hier früh die „Geometrie“ entwickeln. Wenn man ein rechteckiges Stück Feld vermessen wollte, so tat man dies, wie uns Beispiele noch aus der Zeit vor Hammurapi beweisen, nach der einfachen Formel: Produkt der beiden Seiten = Inhalt des Rechteckes. Bei unregelmäßigen Polygonen benutzte man als Hilfslinien Parallelen und Lote, um solche Flächen in Rechtecke, rechtwinklige Dreiecke und Trapeze zu zerlegen (s. Abb. eines altbabylonischen Felderplanes Tf. 17 a). Dieser Umstand zeigt, daß die Berechnung dieser Figuren dem Babylonier als eine große Vereinfachung und weniger schwierig vorgekommen ist. Er hat wohl auch die rechtwinkligen Dreiecke und Trapeze schon mit Mitteln berechnet, die unseren heutigen ähnlich gewesen sind; jedenfalls zeigen die Ergebnisse der Berechnung der einzelnen Figuren große Genauigkeit. Danach wird außer dem Satze, daß ein Rechteck dem Inhalt nach gleich dem Produkt der beiden Seiten ist, auch der Satz, daß ein rechtwinkliges Dreieck = $\frac{1}{2}$ des Produktes der beiden Seiten ist, die den rechten Winkel einschließen, bekannt gewesen sein. Selbst den Flächeninhalt des Trapezes mit 2 rechten Winkeln finden wir durchaus richtig berechnet. Hier hat man

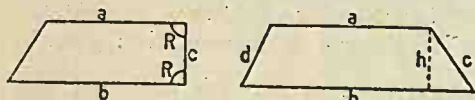


Abb. a ($R = 90^\circ$) Abb. b

wohl (s. Abb. a) die Formel: Inhalt des Trapezes = $\frac{1}{2}$ Summe der beiden Grundseiten mal der Seite, an der die beiden rechten Winkel liegen, also: F (Flächeninhalt) = $\frac{a+b}{2} \cdot c$ richtig angewandt.

Falsch war es jedoch, wenn man diese Formel dahin erweiterte, daß man den Flächeninhalt für alle Trapeze ganz allg. als $\frac{1}{2}$ Summe der Grundseiten mal einer der anderen beiden Seiten angab, also:

$$F = \frac{a+b}{2} \cdot c \text{ (oder } d), \text{ s. Abb. b. Hier}$$

wurde der Fehler um so stärker, als c (oder d) größer als h waren.

Wenn man sieht, daß derartige geometrische Aufgaben schon mit großer Fertigkeit gelöst wurden, verwundert es um so mehr, daß man von einem Rechteck, dessen Seitenlängen bekannt sind, die Diagonale nur nach Methoden berechnen konnte, die auf empirischem Wege gefunden sind und nur annähernd genaue Resultate ergeben. Der Lehrsatz des Pythagoras, den wir heutzutage bei einer derartigen Berechnung anwenden würden, war also zur Hammurapi-Zeit, aus der eine Aufgabe dieser Art vorliegt, unbekannt.

So versteht es sich von selbst, daß schwerere geometrische und erst recht stereometrische Aufgaben nicht mathematisch einwandfrei gelöst wurden, sondern ihre Ergebnisse nach empirisch gefundenen Methoden zwar für die Praxis ausreichten, wissenschaftlichen Anforderungen aber nicht entsprechen.

§ 6. Fassen wir danach zusammen, was die Babylonier in der M. erreicht haben, so sehen wir, daß sie mit der Addition und der Subtraktion sicher umgingen, auch Multiplikationen und Divisionen haben sie, wie wir erfuhren, durchaus einwandfrei gelöst. In der Geometrie kannten sie wahrscheinlich den Satz vom Flächeninhalt des Rechteckes und rechtwinkligen Dreiecks, vielleicht auch eines Trapezes mit 2 rechten Winkeln. Der Lehrsatz des Pythagoras war ihnen dagegen, soweit wir wissen, unbekannt.

Die mathematischen Sätze, die sie richtig anwandten, haben sie sicherlich auf empirischem Wege gefunden, wie sie auch Berechnungen, bei denen sie mit ihrem Ergebnis dem richtigen außerordentlich nahe kommen, durch derartige empirisch gefundene Methoden meisterten.

Ihre Jahrtausende alte Empirie war ihre große Stärke. Ihre guten und genauen Beobachtungen des Himmels sind es denn

auch gewesen, die ihnen bei den Griechen Achtung eintrugen, und auf deren Grundlage dann die griech. Astronomen bzw. deren mehr oder weniger hellenisierte babyl. Fachgenossen die wunderbaren Gesetze für die Himmelserscheinungen ableiteten.

Vergessen wir nicht zu erwähnen, daß ihnen auch ein Zusammenhang zwischen verschiedenartigen Maßen, wie er bei unserem heutigen C—G—S-(centimeter-gramm-sekunde) System in höchster Ausbildung vorliegt, nicht ganz unbekannt war. So spielt in der obigen Aufgabe von der Berechnung eines unregelmäßigen Polygons das Längen-GAR und Flächen-GAR eine wichtige Rolle, ein erster Schritt zur Vereinheitlichung verschiedenartiger Maße. (Die hier vorkommenden Maße sind: 1 *Bur* = 18 *Iku*, 1 *Iku* = 100 *Sar* oder Quadrat-GAR zu ca. 35,3 qm, 1 Längen-GAR = 12 Ellen oder annähernd 6 m.)

Br. Meissner *Babylonien u. Assyrien II* (1925) S. 385ff.; H. V. Hilprecht *Babyl. Expedition XX, I* (1906); A. Deimel *Sumerische Grammatik* 1924 S. 100, 179ff.; A. Poebel *Grundzüge der sumer. Grammatik* 1923 S. 104ff.; H. C. Rawlinson *Cuneiform inscriptions of Western Asia IV* (2) Tf. 37 (40).

Dietrich Opitz

Matoi. Äg. Bezeichnung für ein Volk am oberen Nil, mit dem die Äg. im AR bei ihren gelegentlichen Expeditionen in die Gegend s. vom 1. Katarakt in Berührung kamen. Das äg. Wort (hierogl. *mg*², gesprochen vielleicht *Mazoi*) ist erhalten in der kopt. Bezeichnung *Matoi* für „Soldat“, und man hat es lautlich mit dem arab. Namen *Bedja* (arab. *Bega*) zusammenstellen wollen. Von vornherein ist wahrscheinlich, daß ein nub. Volksname von den Äg. wiedergegeben worden ist; ob seine Träger nur im Nil-Tal oder auch in den angrenzenden Wüsten wohnten, läßt sich nicht feststellen. Nubier sind vom AR bis in die christl. Zeit hinein von den Äg. als Söldner verwendet worden; so entstand das kopt. Wort *Matoi* für „Söldner“ aus den tatsächlichen Verhältnissen heraus, wodurch natürlich nur teilweise erklärt ist, weshalb die Äg. gerade diesen einen Stammesnamen herausgegriffen haben.

E. Meyer *G. d. A.*² I §165; J. H. Breasted *History of Egypt* 1905 S. 137, dtsh. von Ranke 1911 S. 128.

Roeder

Matrei (Tirol). § 1. Bei mehreren Grabungen, über die nähere Aufzeichnungen nicht vorliegen, fanden sich zahlreiche Bronzen, meist stark verschmolzen, so insbesondere Messer, Rasiermesser, Kugel- und Vasenkopfnadeln, Ringe, Bruchstücke verschmolzener Bronzegefäße, Gürtelhaken, Raupen- und Certosa-Fibeln, Fibeln mit rückbiegendem Fuße, viele Bronze Knöpfe, Zistentragenkel, Beschlagstücke, viele Urnen- und Schalenfragmente aus Ton, dann Haummesser, Lanzenspitzen und Ringe aus Eisen. Der Hauptsache nach werden Brandbestattungen gemeldet, es kommen aber auch Skelette vor.

Man hat es hier scheinbar mit zwei benachbart liegenden Gräberfeldern zu tun, von denen das eine ein Brandgräberfeld aus der Übergangszeit von der Bronze- zur Hallstatt-Per. ist, das andere der j. HZ und der frühen LTZ angehört. Mit dem letzteren hängen offenbar auch die figural verzierten Bronzegefäße zusammen.

§ 2. Reste figural verzierter Bronzegefäße, darunter eine Situla mit bandförmigen Henkelattachen und mit nach links schreitenden, einen Mantel tragenden Männern mit tellermützenförmiger Kopfbedeckung, Umrißlinien geritzt, Körperformen von innen heraus getrieben; dann Fragmente einer Ziste, in der oberen Zone Kampf nackter Männer, die nur mit einem Gürtel bekleidet sind, links und rechts schreitende Männer, einen Mantel tragend, in der unteren Zone Wildtiere und Vogel; dann kleines Bruchstück eines Gefäßes, mit einem getriebenen Wildtier verziert; und endlich Zistentraggriff, stabrund, mit etrusk. Inschrift (s. a. Räter § 2).

Es handelt sich um s. Importstücke aus der j. HZ, die offenbar mit den junghallstatt. Gräbern dortselbst in irgendeiner Beziehung stehen.

G. Kyrle *Urgeschichte Tirols* Österreichische Kunsttopographie (im Erscheinen). G. Kyrle

Matrensa s. Sizilien B I.

Matriarchat. Von einer organisierten „Mutterherrschaft“ im vollen Sinne des Wortes kann man bei Naturvölkern und auch sonst wohl kaum sprechen. Dagegen tritt, wie in dem Artikel „Fraueneinfluß“ dargelegt, das weibliche Geschlecht manchmal im Mädchenalter in kriegerischer Weise

hervor, so z. B. im w. Asien und in einzelnen Teilen von Afrika. Die Stimme älterer Frauen ist z. B. bei Indianerstämmen und auch in der Südsee oft von großer Bedeutung und ausschlaggebend.

Verwechselt mit M. wurden früher Mutterfolge (s. d.) und Mutterrecht (s. d.). Wenn man auch zugeben darf, daß diese verwandtschaftlichen Berechnungen und juristischen Einrichtungen als Ausdruck besonderer Bedeutung aufzufassen sind, die der Mutterschaft beigelegt wird, und die Stellung der Frauen in solchen Gemeinwesen in der Tat sehr selbständig den Männern gegenüber ist, so kann man eine solche Unabhängigkeit von den Männern doch nicht ohne weiteres mit einer Herrschaft über sie oder mit der Leitung des politischen Gemeinwesens gleichstellen, so groß auch mitunter der Einfluß der Frauen sein mag.

Schließlich darf von einer formal hohen Stellung einer einzelnen Frau als Fürstin oder Priesterin keineswegs auf die gleiche Stellung der übrigen Frauen zurückgeschlossen werden.

S.a. Altenherrschaft, Familie, Frau, Fraueneinfluß, Ehe, Häuptling, Mädchenweihe, Mutterfolge, Mutterrecht.

Thurnwald

Matte (Vorderasien). Aus Rohr geflochtene M. bildeten in Babylonien und Assyrien einen gewöhnlichen Teil des Hausrates, da sie die Stelle der Teppiche vertraten. Außerdem wurden sie auch beim Bau verwendet. Schon Herodot (I 179) berichtet uns, daß zwischen je 50 Ziegelschichten (in Wirklichkeit schon zwischen 5—13) M. aus Rohr gelegt wurden, um die Feuchtigkeit abzuhalten. Besonders in den Ruinen der Tempeltürme (s. d.) haben sich Spuren solcher M. vielfach erhalten. Auch zur Bedachung gebrauchte man M.; sie wurden auf die Dachbalken gelegt und dann Erde darauf gestampft. M. aus Schilf vertraten die Stelle der Segel, und schließlich wurden auch die Toten in Schilfmatten gebettet. S.a. Grab G § 1, Hausgerät D.

Meissner *Babyl. und Assy.* I (1920) S. 245, 277, 426.

B. Meissner

Mattiaker s. Germanen B § 5.

Matzhausen (B.-A. Burglengenfeld, Oberpfalz). In einem Grabhügel einer größeren Hügelgruppe fanden sich Skelette, über

deren Beigabenverteilung leider kein zuverlässiger Bericht vorliegt. Von besonderem Interesse ist eine auf der Drehscheibe hergestellte „Linsenflasche“ aus schwarzem Ton der LTZ I, deren Schulterfläche mit einem eingravierten Tierstreif (Hirsch, Hase, Wolf, 2 Rehe, 2 Eber, Hirschkuh zwischen 2 Vögeln) verziert ist (Band VII Tf. 193 d). Sowohl die Form dieses Gefäßes als der Stil der Darstellung zeigen deutlich, daß der gall. Künstler wie derjenige der bekannten in Hallstatt gefundenen Schwertscheide (Band III Tf. 122) und die der oberital. alpinen Situlen dieser Zeit nach überkommenen altgriech. Vorlagen arbeiteten. Besonders blühte eine derartige altertümliche Kunstweise in der Nordecke der Adria, wo gall. und venet. griech. Elemente früh zusammenstießen. In dem Grabhügel von M. sind auch mehrere abgeänderte Certosa-Fibeln zum Vorschein gekommen, die deutlich die Herkunft dieser Kultureinflüsse verraten.

Das M. Tongefäß ist ein vorzüglicher Vertreter der sog. Linsenflaschen, jener hochhalsigen Flaschen mit Linsenkörper, die nur ö. vom Rhein in Nordostbayern bis Böhmen und Pannonien vorkommen, stets vergesellschaftet mit Funden der LTZ I (vgl. die Zusammenstellung *AuhV* 5 Tf. 50 S. 336 Reinecke und Präh. Z. 6 S. 248).

ZfEthn. Verh. 20 (1888) S. 25f.; Mainzer Festschr. 1902 S. 76, *AuhV* 5 S. 282 Reinecke; Röm. Mitt. 35 (1920) S. 12f. Behn.

K. Schumacher

Mauer s. Diluvialchronologie § 1f., Diluvialfauna § 7, Homo Heidelbergensis, Prächelléen § 5.

Maultier. § 1. Herkunft von M. und Maulesel sind eine schwierige Frage. Denn diese wichtige und bisher noch recht unverständliche Blendlingszucht, die im Gegensatz zu allen anderen Zuchten nur Tiere hervorbringt, die an und für sich unfruchtbar sind oder dafür gelten, ist, wie mir scheinen will, mit den ersten Anfängen der Pferdezucht in unserem Kulturkreis aufs engste verknüpft. Man wird deshalb gut tun, da, wo man auf ältere Pferdereste stößt, auch an diese Frage zu denken und auf abweichende Zähne, Hufe u. dgl. zu achten, an denen Fachleute solche Blendlinge erkennen oder doch mit einiger Sicherheit annehmen

können. Auch bei uns können solche Reste aus älterer Zeit vorkommen, wie denn die Bodenforschung selbst für das Mittelalter, wo ja bisher sachlich ausgeführte Ausgrabungen noch eine Ausnahme sind, ein stärkeres Vorkommen des Esels und vielleicht auch dieser Blindlinge erweisen könnte. Bei der Schwierigkeit, Maulesel, die nach Otto Keller und Hiltzheimer vielleicht in älterer Zeit zahlreicher vorhanden gewesen sind, nur aus den Knochenfunden zu erweisen, müssen auch alle Darstellungen, auf die solche Unterscheidungen gegründet werden können, möglichst den Fachleuten zugänglich gemacht werden. Maulesel sind die Kinder von Eselstuten und Pferdehengsten, M. die von Eselhengsten und Pferdestuten.

§ 2. Für das erste Auftreten des Pferdes, der notwendigen Vorbedingung für die Blindlingszucht, ist die Verwendung von Blindlingen im Dienste des Tempels und der Religion wichtig. Jedenfalls hat sich die Sitte, weibliche Gottheiten auf ihren Wagen von M. ziehen zu lassen, so lange erhalten, daß die Münzen, die auf vergöttlichte Kaiserinnen im späten Rom geschlagen wurden, noch eine Quadriga von M. zu zeigen pflegen. Schon im Gilgamesch-Epos verheißt Istar dem Helden einen mit M. bespannten Wagen, und zur Zeit Davids tritt das M. auch als königliches Reittier auf, so bei Absaloms Untergang (2. Samuel. 18, 9) und Salomos Einsetzung als Thronfolger (1. Könige 1, 38). Man sieht auch hieraus, daß scharfes Verbot der Zucht der Verwendung durchaus nicht Abbruch tat. Ebenso war es in Elis, wo das Verbot für das heilige Land eine Zucht der Eleer außerhalb desselben nicht hinderte. Wenn schon Homer und spätere Griechen einem bestimmten Volke in Kleinasien, den Henetern, die Erfindung und Zucht zuschreiben, so handelt es sich wohl um eine Erscheinung, die auch jetzt noch oft hervortritt, daß nämlich bestimmte Gebiete die Zucht betreiben, andere die Tiere verbrauchen.

Ed. Hahn

Maure-de-Bretagne (Dép. Ille-et-Vilaine). Depotfund der späten BZ, seit 1865 bekannt, über 4000 kleine Tüllenäxte enthaltend (vielfach die bekannte viereckige Form), die bündelweise mit Bronzedraht zusammengebunden waren. Er ist der

größte von mehreren derartigen Funden, von denen noch Plurien (Dép. Côtes-du-Nord) mit etwa 750 Äxten und vielen Bruchstücken und Kergrist-Moëlou (Dép. Côtes-du-Nord) genannt seien. Die Unmenge dieser kleineren und größeren, z. T. sehr dünnwandigen Äxte hat den Gedanken an Axtgeld aufkommen lassen, so daß man die Äxte bestimmter Größe als Münze ansieht. Eine Stütze hat dies in der außerordentlichen Kleinheit mancher, sogar sehr vieler Stücke, die bis auf 4 cm L. heruntergehen. Gebraucht — als Axt — hat man sie nicht, das steht fest; es sei denn, daß eine bis jetzt noch unbekannte Art der Benutzung, etwa als Meißel mit kurzem Holzstiel, in Frage käme. Das letztere scheint naheliegender als die Geldtheorie. Von frz. Forschern wird auch der Gedanke eines Axtkultes vertreten, der diese kleinen Geräte habe entstehen lassen. S. a. Geld § 14 II.

Déchelette *Manuel* II 1 S. 253 ff.

E. Rademacher

Mauri s. Berber.

Mauretaniën - Stufe (Maurusien) s. Capsien.

Mauthausen (Oberösterreich). In den Steinbrüchen von M., nahe der Donau, fand man jungeneol. Wohngruben mit Lochäxten, Silex-Artefakten, zahlreichen Gefäßscherben, Knochen von Haus- und Wildtieren u. a. m. In ihrer Nähe, oberhalb des Heinrichsteinbruches, konnte eine frühbronzezeitl. Siedlung mit einfachen Nadeln, Kupferklümpchen und keramische Formen vom Hoch-Aunjetitzer-Typus gehoben werden. Auch in den späteren präh. Per. scheint der Platz, wenn auch nur dünn, so doch besiedelt gewesen zu sein. M. ist insofern besonders bemerkenswert, als es der bisher südwestlichste bekannte FO der Aunjetitzer Kultur (s. d.) ist.

E. Theuer *Urgeschichte Oberösterreichs* 1925 Nr. 122—124, 238.

G. Kyrle

Mayen (Eifel, Rheinlande). Die von Lehner 1908 und später untersuchte Befestigung aus der Zeit der Michelsberger Kultur liegt etwa 1 km ö. der Stadt auf einem flachen, aber beherrschenden Hochplateau (Band III Tf. 60). Ein ovaler Sohlgraben umgibt die Burgfläche, die einen Dm von 220 × ca. 360 m hat. Die Br. des Grabens schwankt auf der Sohle

zwischen 1,4 und 3,4 m, während der obere Rand 3,5—6,3 m br. ist. Auch die T. ist sehr verschieden (1,2—2,6 m). Er ist von einer Reihe von dammartigen Tor-durchgängen unterbrochen, die 5—10 m br. sind (Band III Tf. 61). Deren sind 11 von Lehner festgestellt worden, ihre Zahl wird aber etwa 17 betragen haben. Die aus dem Graben gehobene Erde wurde beiderseits des Grabens wallartig aufgehäuft. Innerhalb des Grabens wurde die Festung noch von einem Palisadenzaun geschützt, dessen Reste in einer durchschnittlichen Entfernung von 25 m hinter dem Graben als 0,6—1,3 m br. Gräbchen mit senkrechten Wänden zutage kamen. Die Entfernung der Pfähle voneinander betrug 60—80 cm. Auch der Palisadenzaun war an mehreren Stellen unterbrochen. In einem Falle betrug die Torweite 4 m. Sowohl in den Durchlässen des Grabens, als auch in den Toren der Palisade zeigten sich Reste von Verrammelungen durch senkrecht eingerammte und horizontale Balken. Lange Schnitte, die durch das Innere gezogen wurden, zeigten so gut wie keine Spuren der Besiedlung. Schon die große Zahl der Zugänge zeigt, worauf Lehner hinwies, daß wir es nicht mit einer befestigten Siedlung, sondern mit einer Fliehburg zu tun haben, die den in der Umgebung wohnenden Bauern als Zuflucht im Falle der Gefahr diente. Ein Hüttenplatz, der aus einer der vom Michelsberg bekannten kesselförmigen Gruben und 4 Pfostenlöchern darum (Seitenlänge der Hütte 3, 4, 4, 8 m) bestand und 1920 von Lehner innerhalb des Erdwalles ausgegraben wurde, ist älter als dieser, da er von dem Palisadengräbchen durchschnitten wird. Und ebenso steht es mit einem anderen, nach Art der Hütten von Gering (s. d.) viereckig in den Boden eingeschnittenen Hause mit zwei Dachstützen im Innern, das bei Anlage des Sohlgrabens von dessen innerem Wall überdeckt wurde. Von den Häusern der Leute, für die das Erdwerk von M. als Fliehburg errichtet wurde, hat Lehner inzwischen auf dem nahen Katzenberg ein annähernd rechteckiges Haus von 2 m Br. und $4\frac{1}{2}$ m L. mit einer Herdstelle in der Mitte ausgegraben. Die Wände bestehen aus senkrecht in den Boden eingelassenen Pfosten, deren große Zahl (17)

auf wiederholte Erneuerungen schließen läßt. — S. auch Michelsberger Typus.

Röm.-germ. Korr.-Bl. 1 (1908) S. 1ff.; BJ 119 (1910) S. 206ff.; Präh. Z. 2 (1910) S. 1ff.; BJ 127 (1922) S. 107ff. H. Lehner; 6. Ber. röm.-germ. Kom. (1910/11) S. 26 E. Anthes; Schumacher *Materialien zur Besiedlungsgeschichte Deutschlands* Katal. Mainz Nr. 5 (1913) S. 78; ders. *Rheinlande I* (1922) S. 27. W. Bremer

Mazaculos-Höhle s. Franca (La).

Meaza-Höhle. Unweit Comillas (span. Prov. Santander). Entdeckt von H. Alcalde del Rio (1907). Unbedeutende rote Punktgruppen (s. Kunst A).

H. Alcalde del Rio, H. Breuil und L. Sierra *Les cavernes de la Région Cantabrique (Espagne)* Monaco 1911 S. 50.

H. Obermaier

Mecklenburg s. Norddeutschland, Nordischer Kreis.

Mecklenburg-Stufe s. Diluvialgeologie § 7.

Meckjur (bei Philippopel, Bulgarien; Tf. 18). Tumulus, bestehend aus schichtenweise übereinander angeordneten Behältern von gebranntem Lehm oder Ton, in denen Leichenbrandreste mit Beigaben niedergelegt sind. Doch wird von anderer Seite der Grabcharakter der Anlage bestritten und der Tell M. wie die meisten übrigen Tumuli für einen Wohnhügel erklärt. In keramischer Beziehung, in den Idolformen und hinsichtlich der Geräteformen, schließt sich der Tell M. der siebenbürg. Gruppe an (Weißmalerei usw.). Bemerkenswert ist, daß in den „Gräbern“ neben den typischen Stein-, Knochen- und Hirschhorngeräten — unter den letzteren genaue Parallelen zu den polierten Hirschhornäxten von Cucuteni (s. d.) — auch Eisensachen vorkommen sollen, eine Erscheinung, die sich in Cucuteni gleichfalls wiederholt.

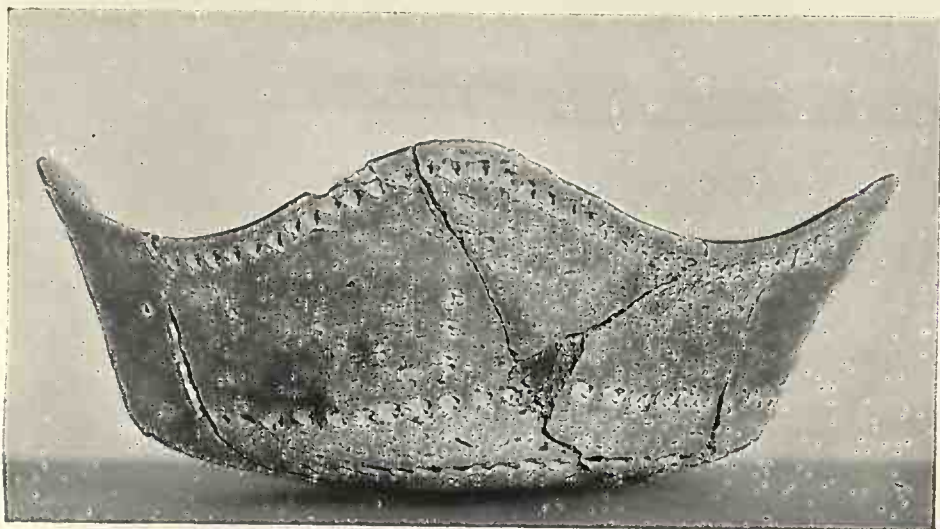
Seure und Degrand *Exploration de quelques tells de la Thrace* Bull. corr. hell. 30 (1906) S. 359ff.; ZfEthn. 43 (1911) S. 596 H. Schmidt.

G. Wilke

Medain, Tell. Altbabyl. Ruinenhügel, n. von Larsa, ö. des Schatt el Kar gelegen, wurde von Fraser, Loftus und Sachau untersucht. Trotz der zahlreichen Funde von altbabyl. Tontafeln ist bisher der Name der alten Stadt noch nicht ermittelt worden.

AO 11, 3/4 (1910) S. 54f. R. Zehnpfund.

Eckhard Unger



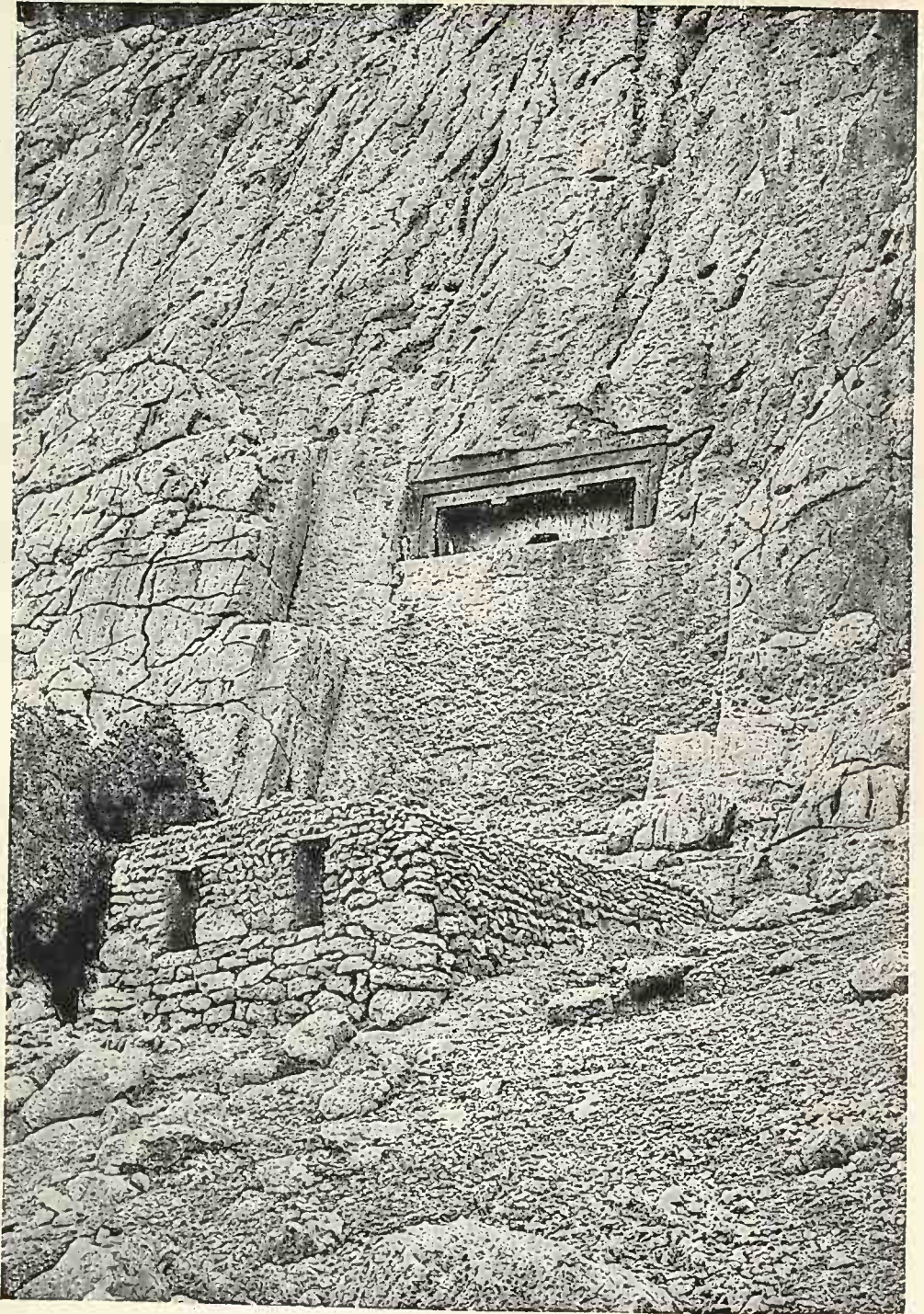
a



b

Mečkjur

a. Flaches Tongefäß. H. 6 cm, Dm am Rande 17 cm. — b. Drillingsgefäß. L. 14 cm. —
Beide aus dem Wohnhügel. Nach Aufnahmen des Nationalmuseums in Sofia.



Medische Felsgräber
Felsgrab Dukkân i Dâüd bei Seripul. Nach E. Herzfeld *Am Tor von Asien* 1920 Tf. 5.

Meder. A. Geschichte. M., assyr. *Madâi*, bei Nabunâ'id und Kyros I. fälschlich auch *ummân Manda* (s. Manda-Horden), sind ein wohl im 10./9. Jh. v. C. in das später nach ihnen benannte Medien (s. d.) eingewandertes idg. Volk. Die älteste keilschriftl. Nachricht findet sich bei Salmanassar III. (859—825), der im Bericht über den im 24. Jahr (835) unternommenen Zug wider das Land Namri in Westmedien eine Landschaft *A-ma-da-ai* nennt. Adad-nirari III. (812—783) bezeichnet das Gebiet der *Madâi* als unterworfen; indessen beschränkte sich die assyr. Macht vielfach auf Tribut-Empfang, wie auch aus den Inschriften hervorgeht. Eine eigentl. Herrschaft über die M. übte Assyrien schwerlich aus, mindestens war sie nichts weniger als gesichert, da die Kriegsberichte und *limu*-Chroniken in kurzen Zwischenräumen immer erneute Feldzüge gegen die M. notieren. Beachtenswert ist die Redensart von den „fernen M.“ (*Madâi rûkûti*) bzw. „ununterwürgigen M.“ (*M. lâ kansûti*), ebenso die Bezeichnung med. Distrikts- und Ortsnamen mit Zusätzen, die vermuten lassen, daß der assyr. Berichterstatter sie nur vom Hörensagen kannte.

Die Einigung der M. in einem Nationalstaat war wohl erst möglich, nachdem die Reiche von Urartu (Armenien) im N und Elam (s. d.) im S nicht ohne wesentl. Schwächung des Siegers, Assyriens, vernichtet und auch der Herrschaft der Skythen ein Ende bereitet war.

Literatur s. u. Medien.

O. Schroeder

B. Anthropologie. Teil der Iranier (s. d.), von nordeurop. Abstammung (*Homo europaeus*; s. d.), ursprünglich also hellhäutig, blond, blauäugig, langschädlig und langgesichtig. Sie drangen in Iran ein und bildeten eine die Urbevölkerung beherrschende Adelskaste. Im Laufe der Zeit sind sie in der unterworfenen Bevölkerung aufgegangen, noch heute trifft man aber gelegentlich Leute von nordeurop. Aussehen.

G. Kraitschek *Die Menschenrassen Europas* Pol. Anth. Rev. 1 (1902) S. 511; G. Hüsing *Völkerschichten im Iran* MAGW 46 (1916) S. 199 ff.; Strzygowski *Allai-Iran und Völkerwanderung* 1917.

Reche

Medien. § 1. M. grenzte im NO an das Kaspische Meer, im N und NW an Armenien

und Assyrien und umfaßte in der Hauptsache das Gebiet der heutigen Landschaften Ardilân und 'Irâk-el-'ağemî. Die wichtigsten Städte waren Ragae (j. Rai, 10 km sö. von Teheran) und Ekbatana (j. Hamadân). Die assyr. Königsinschriften nennen eine ganze Anzahl Distrikte und Landschaften, deren jede unter einem besonderen Fürsten gestanden haben dürfte; jedenfalls scheint ein einheitliches med. Reich erst ziemlich spät entstanden zu sein. Zwar berichtet Herodot von Deiokes und Phraortes als den ersten Königen der Meder (s. d.), aber die keilschriftl. assyr. Quellen lassen weder für die Zeit Asarhaddons (681—668), in dessen „Orakelanfragen an den Sonnengott“ die Meder eine erhebliche Rolle spielen, noch sogar für die Assurbanipals (668—626) etwas von der Einigung des Medervolkes unter einem Herrscher erkennen. Als Gründer des geeinten Mederreiches haben wir Kyaxares (babyl. *Ū-ma-kis-tar*) anzusehen, der den Abfall von Assyrien und — im Bunde mit den Babyloniern — die Niederwerfung der assyr. Macht vollzog. Seit 614 belagerten seine Meder die assyr. Hauptstädte Ninive (s. d.) und Assur (s. Aššûra). Letzteres wurde noch 614 erobert, eine Waffentat, die wohl den Anlaß zu dem auf Assurs Trümmern geschlossenen Bündnis zwischen Kyaxares und dem Babylonierkönig Nabopolassar wurde. 612 fiel Ninive, 610 auch Harrân (s. Harrân) in die Hände der Meder. Ein Versuch, mit äg. Hilfe Harrân zurückzugewinnen, den 609 der letzte Assyrierkönig Assur-uballit II. unternahm, scheiterte; die Meder blieben im Besitze der Stadt.

§ 2. Die Furcht, welche M. dem babyl. Bundesgenossen einflößte, dokumentiert am besten der von Nebukadnezar II. (604—562) unternommene Bau der sog. „med. Mauer“, welche die Nordostgrenze zu sichern bestimmt war. — Ein längerer Bestand war dem Mederreich versagt. Bereits des Kyaxares Sohn und Nachfolger Astyages (babyl. *Is-tu-me-gu šar amēl ummân-Manda*) erlag den Persern unter Kyros I. (*Kuraš šar māt Anzan*); der Babylonierkönig Nabunâ'id berichtet mit sichtlicher Erleichterung, daß Astyages in pers. Kriegsgefangenschaft geriet (550) und „die Meder, sie selbst und ihr Land . . . nicht mehr existieren“.

§ 3. In der großen Behistun-Inscription erzählt dann Darius I. (521—485) von einem Versuch, das nationale med. Königtum neu zu begründen. Die Bewegung ging aus von einem Meder namens Prawartiš, der sich — mit Recht (?) — für einen Nachkommen des Reichsgründers Kyaxares ausgab und schnell großen Anhang gewann. Wie es scheint, konnten die Perser nur mit größter Mühe diesen Aufstand unterdrücken; nach mehreren Schlachten gelang es, Prawartiš in Ragae gefangenzunehmen. Zusammen mit anderen Führern der Bewegung wurde er in Ekbatana hingerichtet.

F. Delitzsch *Wo lag das Paradies?* 1887 S. 247f.; H. Winckler *Untersuchungen zur altorient. Geschichte* 1889 S. 109ff.; ders. *Auszug aus der vorderasiat. Geschichte* 1905 S. 82ff.; ders. in *KAT*² S. 104; J. V. Prásek *Medien und das Haus des Kyaxares* 1890; MVAG 1897 S. 175ff. P. Rost; C. J. Gadd *The Fall of Niniveh* 1923; Archiv für Keilschriftforschung 1 (1923) S. 95f. E. F. Weidner. O. Schroeder

Medische Felsgräber (Tf. 19). Aus dem Felsen gehauene Gräber gleicher Art mit Vorhalle (2 Säulen mit Anten) und Grabkammer dahinter, deren Fußboden sargartig vertieft ausgemeißelt ist. Die Gräber hatten anscheinend weder Türen noch Sargdeckel. Die bedeutendsten Felsgräber sind: 1. Das Dukân i Dâûd (Tf. 19) am Felsen von Seripul (s. d.) mit einer Grabstelle und einem Reliefbilde unterhalb der Felsenkammer. 2. Das Utaq i Ferhad bei Deira, s. von Seripul, ein unvollendetes, dem vorigen ähnliches Grab. 3. Das Grab Ferhad u Schirin bei Sahna, ö. von Bisutun (s. d.). Es hat 2 Kammern; die erste hinter der zweisäuligen Vorhalle hat 2 Grabstellen, zwischen diesen einen Schacht, der zu einem unteren Grabraum mit einer Grabstelle führt. Über der Eingangstür ist das Symbol der geflügelten Sonnenscheibe in Relief angebracht. 4. Grab bei Fakhriqa s. des Urmia-Sees. Es hat ebenfalls eine Vorhalle mit 2 Säulen; dahinter öffnet sich eine breite Kammer mit zwei Säulen zwischen Anten, sie enthält eine große und 2 kleine Grabstellen. Diese Gräber werden von Herzfeld als med. Gräber angesehen.

E. Herzfeld *Am Tor von Asien* 1920 S. 6ff. Abb. 3—5, 8 Tf. 5—7; G. Hüsing *Der Zagros* AO 9 (1908) 3/4 S. 15 Abb. 10—11.

Eckhard Unger

Medischer Stein. § 1. Mancherlei Arzneistoffe werden noch in hellenist. Zeit als

„medische“ nach ihrer angeblichen Herkunft aus diesem Lande bezeichnet, so die med. (oder pers.) Äpfel μηδικὰ μήλα des Dioskurides, eine Citrus-Art, wahrscheinlich *Citrus decumana* L.; auch Theophrastos benennt schon mehrere Citrus-Spezies als „med. Äpfel“, und Virgil betrachtet solche als giftwidrig (s. Gegengift), wie auch Dioskurides. Auch eine Kleeart wird μηδικὴ πόα benannt; es scheint die Luzerne *Medicago sativa* L. zu sein. Von einem „Lapis medus“, einem schwarzen med. Steine nach Dioskurides und Albert dem Großen, spricht noch Matthäus Sylvaticus († 1342 n. C.) im 413. Kapitel seiner *Pandectae medicinae*.

§ 2. Ganz anders faßt Alexandros aus Tralleis die Sache auf, wenn er von einem λίθος Μηδικός spricht im 8. seiner 12 Bücher über Heilkunde (gegen Ende des 2. Kap.). Er spricht dort von einem Amulett (περίστρον) gegen Kolik, einem Stein, in den Herakles eingeschnitten ist, wie er einen Löwen erwürgt (Alexandros ed. Puschmann II 377). Wir haben darin wohl einen Nachklang babyl.-assy. Siegelsteine zu sehen, in die Gilgamesch eingegraben war als Löwenwürger, wie sie in der babyl. Zauberberthérapie im Gebrauch waren. Alexandros schreibt vor, daß man dies Amulett als Ring gefaßt tragen solle; die zylindrischen Siegelsteine zum Abrollen des Siegelabdruckes standen später vielfach als Amulette im Zweistromlande im Gebrauch, wie die Siegelkarabäen Altägyptens in der Spätzeit des Nil-Landes. Sudhoff

Medizin, Primitive s. Primitive Medizin.

Medizinischer Lehrbetrieb. M. L. hat in babyl.-assy. und äg. Tempeln zweifellos bestanden. Von Ärzteschulen in Uruk (s. d.; Erech) und Borsippa (s. d.) wird sogar ausdrücklich berichtet, aus besonders alter Zeit am ersten Orte. Eine gewisse Rivalität und selbst Gegensätzlichkeit in der Lehre soll zwischen diesen beiden Schulen bestanden haben, von denen noch Strabo um den Beginn unserer Zeitrechnung gehört haben will. Auch in anderen Tempelschulen, z. B. in Ninive, wurde die Medizin als praktische Wissenschaft gepflegt.

Aus Ägypten erfahren wir von einer Ärzteschule in Sais, aber erst aus recht

später Zeit; sie war gewiß nicht die einzige, nur fehlen bis heute sichere Nachrichten. Die hauptsächlichste Unterweisung wird bei den ärztlichen Praktikern erfolgt sein in der Form einer direkten kasuistischen Einweisung in den Heilbetrieb des Alltages, während die Tempel an Euphrat und Nil vor allem die Verwahrer und Verwalter des überkommenen, textlich fixierten Wissensstoffes und seiner authentischen Interpretation gewesen sind.

v. Oefele *Keilschriftmedizin* 1902; ders. *Handbuch d. Geschichte der Medizin* I (1902) S. 67, 101.

Sudhoff

Medizinmann. M., wie man sich nach indianischem Muster den primitiven Heilkünstler, den zauberischen Beherrscher dämonischen Krankheits- und Heilwissens zu benennen gewöhnt hat, im Wesen identisch mit den „Schamanen“ der Nordasiaten, ist der Besitzer alles geheimen Wissens, vornehmlich über Gesundheit und Krankheit, die er beide hervorrufen und fortbannen kann. Er kennt die Gifte, besonders die narkotischen und berausenden, deren heilsame und schädigende, deren beruhigende und aufregende Wirkungen und verwendet beide in vielseitiger Weise, auch um sich selbst (ebenso wie andere) in den nötigen erregten oder hellseherischen Zustand zu versetzen. Zu solchem Rausch und solcher Ekstase treten Handlungen fördernd hinzu, wie der Tanz als deren Steigerungsmittel, und sonstige Heilriten, die sich aus den primitiven Heilhandlungen entwickelt haben, welche der Spezialisierung des M. vorausgingen und in seinen Händen ihre technische Weiterbildung erhielten. M. und Zauberarzt fallen eine Zeitlang zusammen, sind in einer Person vereinigt und spalten sich in ihrer Weiterentwicklung in Priesterarzt, Heiltechniker und Arzt. Aber auch schon in der Zeit des M. gibt es verschiedene Typen Heilbeflissener. Der eine sucht seine Betätigung auf dem mystischen Gebiete des Thaumaturgen, der den geheimnisvollen Krankheitsvorgang divinatorisch enträtselt und schließlich durch magische Handlungen wie Aussaugen u. ä. zu beheben sucht oder geradezu den Verzauberer (Behexer) kenntlich macht, der an dem Leiden die Schuld trägt. Andere sind einfache Kräutersammler oder Kräu-

terkenner, die mit Tränken oder ähnlichem vorgehen. Zwischen beiden steht der manuelle Heiltechniker, der Masseur mit Trommel und Rhythmus als Begleitung der Heilhandlung, und in seiner höchsten Entwicklung der Operateur, der sein chirurgisches Können bis zur Trepanation (s. d.) weiterbildet. Scharfe Scheidungen bestehen aber nicht, meistens nur graduelle Unterschiede; denn bei allen primitiven Völkern wird ja die Krankheit doch ganz vorwiegend, fast ausschließlich, als ein Etwas angeschaut, das aus dem den Menschen allseitig umgebenden Dämonenbereiche herkommt, zu dessen Beseitigung also auch wieder übernatürliche Kräfte wenigstens mithelfen müssen. Der M. bedarf also unumgänglich notwendig magischer Eigenschaften und suggestiver Einwirkungsfähigkeiten, trotzdem bei allen primitiven Völkern im Heilschatze des M. auch beachtliche Keime empirischen Wissens pharmakologischer und mechanotherapeutischer Art anzutreffen sind, die weit davon entfernt sind, mit Spott oder Achselzucken abgetan werden zu können, deren Vielgestaltigkeit über die ganze Erde hin Staunen erweckt und Beachtung fordert.

W. Wundt *Völkerpsychologie* II (1905—1909); Webb Hodge *Handbook of American Indians* Washington 1907 I 836—839; M. Bartels *Die Medizin der Naturvölker* 1893 S. 47—92; Jonathan Wright *The primitive Medicine Mans Virtues* New York Med. Journal 1917 Aug. (Literatur wichtig); Karl Schmiz *Die Medizinmänner und ihre besondere Veranlagung* Deutsche Revue 47 (1922) S. 223—281.

Sudhoff

Meer (Vorderasien). M., sumer. *a-ab-ba*, akkad. *tāmtu*, *tiāmtu* (die *Tiāmat* der Mythologie, hebr. *tehôm*, die Salzflut im Gegensatz zu sumer. *ab-zu*, akkad. *apsû*, dem Süßwasser).

Die Keilschriften kennen folgende M.: 1. das „Mittelmeer“, wird bezeichnet als „oberes M.“ (*tāmtu elinītu*) oder „großes M.“ (*tāmtu rabītu*) schlechthin oder mit Zusätzen wie *ša šalāmu* (*šulmu*, *erēb*) *Šamši* „des Sonnenuntergangs“ oder *ša mā Amurri* „von Amurri“, also charakterisiert als Westmeer.

2. Das „Pers. Meer“ wird bezeichnet als „unteres Meer“ (*tāmtu šaplītu* bzw. *šupālitu*) mit der Erläuterung *ša ši* (*štī*, *napāh*)

Samsi „des Sonnenaufgangs“, also charakterisiert als Ostmeer. Der schmale, weit ins Land hineingreifende Teil, in den Euphrat und Tigris gesondert mündeten, hieß *nār marratu* „Salzfluß“ oder *tāmtu ša māt Kaldi* „Meer des Kaldu-Landes“; man schwankt also zwischen den Bezeichnungen „Fluß“ und „M.“ (s. Persischer Meerbusen).

3. und 4. Die beiden Nāiri-Meere (*tāmtu ša māt Na-i-ri*), von denen der Wan-See als „oberes“, der Urmia-See als „unteres“ gefaßt wurde.

Da weder Assyrer noch Babylonier Seefahrer waren, sondern auch in Zeiten, in denen ihr Reich sich bis ans Meeresgestade (*aḥ tāmti*) ausdehnte, die Seefahrt den Küstenvölkern überließen, sind die Nachrichten über das „M.“ spärlich; es war ein Gegenstand der Furcht. Nach theologisch-philosophischer Lehre galt die Erde von einem Meeresgürtel (*nār marratu* genannt) umgeben — vgl. die sog. Weltkarte —, den zu überschreiten nur dem Sonnengott *Samaš* (s. d.) möglich war, sowie dem Sagenhelden Gilgameš (s. d.). — Erwähnung verdient die Tatsache, daß die akkad. Sprache den Begriff „Insel“ umschreiben muß, meist durch die Angabe *kaḫal tāmtim* „im Meere“ u. dgl. S. a. Vorderasien.

Eb. Schrader *Die Namen der Meere in den assyr. Inschriften* 1877; B. Meissner *Assyriologische Forschungen* I (1916) S. 15ff. O. Schroeder

Meerestiere (Kretisch-Mykenischer Kreis).

Die kret. Künstler haben seit MM II—III mit besonderer Vorliebe auf Gemmen, Ringen, Petschaften (Band VII Tf. 58), seit SM I auch auf Stein- und Tongefäßen das bunte Treiben des Meeres abgebildet. Zu den fliegenden Fischen und Muscheln aus Fayence, die zu einem Reliefgemälde zusammengestellt waren (Temple Repositories von Knossos, MM III; Band III Tf. 35), gesellen sich ein ganz ähnliches Fresko von Phylakopi auf Melos und Bruchstücke knossischer Relieffgefäße. Gleichzeitige Siegelabdrücke zeigen köstliche Fische und Quallen. Neben einem vereinzelt, stark stilisierten Tintenfisch auf einem MM II-Gefäß aus der Kamares-Höhle (s. Höhle B) finden wir naturwahr bewegte schwimmende Delphine auf ein paar MM III-Vasen. Aber die Blütezeit der Meerdarstellungen fällt in der Keramik erst ins 16. Jh. (SM I): wunderbar frisch und natur-

wahr beobachtete Tintenfische, Seesterne, Seeigel u. a., etwas später auch die Nautili, während die fliegenden Fische verschwinden und auch Delphine und Fische selten werden. Stilisierte Polypen, wie auf jenem Gefäß aus der Kamares-Höhle, zeigen noch Goldplättchen aus den myk. Schachtgräbern, daneben aber auch ganz frei bewegte (vgl. a. Band IV Tf. 166 c). Richtige Meerlandschaften mit allerhand Getier zwischen Korallen auf Steingefäßen und Tonvasen SM I—II (Band II Tf. 86 a). Ein großes steinernes Normalgewicht aus dem Palast von Knossos (Band VII Tf. 70) ist von zwei Polypen in Relief mit ihren verschlungenen Fangarmen ganz übersponnen, dadurch vor Fälschungen gesichert. Die auch im Kult wichtigen Triton-Muscheln erscheinen als Rhyta in kostbarem Gestein oder Fayence nachgeahmt (SM I), ebenso auf Vasen und Gemmen dargestellt. In der großen Malerei ist abgesehen von jenem Fresko von Phylakopi bisher nur eines mit einem Gewimmel großer und kleiner Fische aus Knossos bekannt (Band VII Tf. 68 d), sowie der Fußboden des Megarons von Tiryns (Delphine und Tintenfische; Band V Tf. 59). Tintenfische und Nautili gehören zu den beliebtesten Verzerrungen der Schmucksachen und Tongefäße von SM II—III, auf letzteren und den tönernen Larnaken (s. d.) in rasch fortschreitender Verwilderung und Auflösung. Gegen Ende von SM III verschwindet diese ganze Fauna, in der geom. Kunst spielt sie keine Rolle mehr, bis auf Fische in Seeschlachten der Dipylon-Vasen (s. Dipylon) und auf spätgeom. Fibeln (Band III Tf. 117; vgl. a. Band IV Tf. 104 b).

Gemmen und Petschaften, MM II—III: Evans *Scripta Minoa* S. 22; Bossert *Altkreta*² Abb. 315ff. — Temple Repositories: BSA 9 S. 65, 69f. — Fresko von Phylakopi: *Excav. at Ph.* Tf. 3; Bossert a. a. O. Abb. 70. — Relieffgefäße aus Knossos: Evans *Pal. Minos* 152ff. — Vase aus der Kamares-Höhle: BSA 19 Tf. 10. — Delphinvasen: Evans a. a. O. S. 608; Bossert Abb. 163. — Meergetier auf Tongefäßen SM I: Maraghiannis *Ant. crét.* I Tf. 35; Boyd Hawes *Gournia* Tf. 8; *Myk. Tongefäße* Tf. 3; JHS 24 (1904) S. 319ff. Bosanquet. — SM II: Bossert a. a. O. Abb. 166, 173, 348f.; Ath. Mitt. 34 (1909) S. 305 Tf. 16 K. Müller. — SM III: Furtwängler-Loeschcke *Myk. Vasen*; Bossert a. a. O. Abb. 268ff. — Steingefäße: Arch. Jahrb. 30 (1915) S. 264 K. Müller.

— Goldplättchen aus den myk. Schachtgräbern: K. Müller ebd. S. 305, 309; Bossert *Altkreta*² Abb. 310ff. — Palastgewicht: Corolla numism. i. H. of Head 1906 S. 342 Evans; Bossert a. a. O. Abb. 98. — Triton-Muscheln: Ath. Mitt. 40 (1915) S. 163f. Karo; A. Mosso *Preistoria* II 286 f.; JHS 21 (1901) S. 142. — Fischfresko von Knossos: ders. *Ant. cré.* III Tf. 11; Bossert a. a. O. Abb. 64. — Fußboden von Tiryns: *Tiryns* II 222ff. Tf. 19ff. Hackl; Bossert a. a. O. Abb. 210. — Schmucksachen SM II—III: Mon. Lincei 14 S. 595ff. Tf. 59; Maragliannis *Ant. cré.* I Tf. 16; Evans *Prehist. Tombs of Knossos* S. 130; Bossert a. a. O. Abb. 186, 190; BCH 2 (1878) Tf. 15f. — Späte Larnakes: Evans a. a. O. S. 99; 'Εφ. ἄρχ. 1904 S. 1ff. — Fische auf Dipylon-Vasen: Arch. Jahrb. 3 (1888) S. 352; auf geom. Bronzen ebd. 31 (1916) S. 294 Tf. 17f. G. Karo

Meerland s. Mesopotamien C § 5.

Megalith-Bevölkerung, Nordische. Diese Bevölkerung Nordwestdeutschlands und Skandinaviens zeigt einen sehr einheitlichen Typus: langer und zugleich breiter Flachsädel mit breiter, abgeplatteter, ziemlich hoher Stirn, etwas flachem Scheitel und vorspringendem Hinterhaupt. Oberaugenbögen sind kräftig entwickelt, Gesicht und Nase schmal. Es handelt sich um Angehörige der nordeurop. Rasse (*Homo europaeus*; s. d.). S. a. Nordischer Kreis.

Schliz *Beiträge zur präh. Ethnologie* Präh. Z. 4 (1912) S. 36ff.; G. Retzius *Crania suecica antiqua* 1900; C. M. Fürst *Zur Kraniaologie der schwed. StZ* Kungl. svenska vet. akad. handl. 49. Reche

Megalith-Grab. S. a. Nordischer Kreis A § 5 b.

A. Europa. Allgemein. § 1. Die M. bestehen in ihrer einfachsten Gestalt aus unförmlichen Steinplatten von gewaltiger Größe, den Tragsteinen, die mit einem, seltener mehreren gewaltigen Steinblöcken bedeckt sind. Den Boden bildet Sand oder ein Steinpflaster. Die Trag- und Decksteine sind an der Innenseite meist glatt, im übrigen aber unregelmäßig. Die Zahl der Tragsteine beträgt bei den einfachsten Dolmen 3—4, wächst dann aber, so daß polygonale oder rundliche Grabkammern entstehen. Dieser Übergang läßt sich am deutlichsten bei den portug. Dolmen verfolgen (Band I Tf. 34 b).

§ 2. Die nächste Entwicklungsstufe besteht darin, daß am Eingang der Grabkammer ein einfaches Plattenpaar ange-

bracht wird. Bisweilen sind diese Platten schon so groß, daß bereits dadurch ein wirklicher Gang gebildet wird, der dann noch häufig durch zwei türenartige Platten, eine in der Nähe der äußeren Mündung, die andere am Kammereingang, abgeschlossen wird. In der Regel aber wurde der Gang durch eine größere Anzahl nebeneinander gestellter oder — wie es bei vielen portug. Ganggräbern der Fall ist — dachziegelförmig übergreifender Platten hergestellt, deren Zahl sehr verschieden sein kann. Die Form der Kammern ist bei den ältesten Ganggräbern ihrer Entstehung entsprechend meist noch polygonal, rund oder oval, und zwar stößt dann der Gang auf die Mitte der Breitseite. Doch finden sich auch Kammern in Form eines Rechteckes, bei denen der Gang in der Fortsetzung der Längsachse der Kammer liegt und ohne scharfe Grenze in diese übergeht (*allée couverte*). Endlich kommen, namentlich im N, auch noch Ganggräber mit rechteckiger Kammer vor, bei denen der Gang senkrecht auf deren große Axe mündet und zugleich mehr oder weniger stark seitwärts verschoben ist. Der Gang ist, wie die Kammer, regelmäßig mit Steinen bedeckt, nur sind diese meist bedeutend kleiner als die Decksteine der Kammer. Die ganze Anlage, um die vielfach noch ein aus aufrechten Platten bestehender Kreis errichtet wurde, ist stets mit einem mächtigen, aus Erde oder Steinmassen (Galgal) gebildeten Hügel bedeckt, dessen Fuß gleichfalls oft von einem Steinkranz umgeben ist.

§ 3. Eine noch weitere Ausbildung zeigen die Ganggräber, bei denen an die Grabkammer oder an den Gang selbst noch Nebenkammern anstoßen, wodurch der Grundriß der Anlage die Form eines Kreuzes annimmt oder selbst noch kompliziertere Formen bildet, wie es auch bei den mit den Ganggräbern sich vielfach kombinierenden künstlichen Grabgrotten (s. d.) der Fall ist. Der Gang ist bei diesen reicher ausgestalteten Ganggräbern oft nach abwärts geneigt, bisweilen auch mit Stufen versehen (Beispiele: die Grotte des Féés [Band IV Tf. 16 a], *Allée couverte* bei Fontvielle unweit Arles [Bouches-du-Rhône]; Cazalis de Fondouce *Allées couvertes de la Provence* 1873 I 72).

§ 4. In noch jüngerer Zeit wurde die Grabkammer statt aus einfachen Platten durch überkragende Bruchsteine hergestellt. Der Grundriß der Anlage blieb zunächst noch viereckig. Bald aber wurde die hintere Wand abgerundet und schließlich der ganzen Kammer ein kreisförmiger Grundriß gegeben, so daß dann eine mehr oder weniger hohe Kuppel entstand (Kuppelgrab; s. d.). Auch für diese Entwicklungsstufe gibt es auf der iber. Halbinsel zahlreiche Übergangsformen, und namentlich finden sich hier nicht selten Gräber, bei denen der untere Teil der Kammer wie bei den Ganggräbern noch aus senkrechten Platten und nur der obere Teil durch überkragende Steine gebildet wird (z. B. das Kuppelgrab von der „Granja del Toniñuelo“ bei Jeres de los Caballeros, Prov. Badajoz; Tf. 21 d). Ja, bisweilen findet sich sogar eine Kombination der künstlichen Grabgrotte (s. d.) mit falschem Gewölbe (s. d. A), insofern der untere Teil wie bei den Grabhöhlen in den Kalksteinfelsen eingegraben ist, worüber sich dann der aus überkragenden Steinen bestehende Kuppelbau erhebt (z. B. Kuppelgrab auf dem Gipfel des Monge in der Serra de Cintra). Bei den älteren Gräbern sind die Vorkragungen noch unbearbeitet, bei den entwickelten dagegen sorgfältig geglättet, so daß das Profil eine fortlaufende Bogenlinie bildet. Eine abweichende Konstruktion zeigen die nord. Kuppelgräber, bei denen die Kuppel statt aus überkragenden Steinen aus Holzern hergestellt wurde (Präh. Z. I S. 374 ff. Holwerda; Band VII Tf. 176—178; s. aber Kuppelgrab A und Band V Tf. 103 A).

§ 5. Sowohl in den größeren Ganggräbern wie in den Kuppelbauten treten im Mittelpunkt der Kammern zur Unterstützung der stark belasteten Decksteine nicht selten ein oder mehrere freie Pfeiler auf, die entweder aus Monolithen (Steingrab von Loughcrew [s. d.] in England [Band VII Tf. 209, 210]; „Cueva de Menga“ [s. d.; Tf. 22 c] bei Antequera, Prov. Málaga) oder aus flachen, aufeinandergeschichteten Platten (Naveta bei Son Merse auf Menorca) bestehen, vielfach wohl auch nur aus Holz waren, von denen sich dann nur die ausgehöhlten Basissteine erhalten haben. Doch finden sich in den Gräbern von Los Millares (s. Millares

[Los]) und anderwärts auch sorgfältig bearbeitete Säulen, die noch insofern bemerkenswert erscheinen, weil sie genau wie in den kret. Königspalästen (s. Palast B), am Löwentor in Mykenai (s. d.; Band VIII Tf. 123) und auf vielen bildlichen Darstellungen nach unten verjüngt sind.

§ 6. In vielen Gegenden, namentlich in England, in der Bretagne, auf der Pyrenäen-Halbinsel und auf Sardinien (Anghelu Ruju) sind die Wände, nicht selten auch die Decken der entwickelten M. mit Gravierungen, in Spanien und anderwärts (Steinkiste von Göhlitzsch bei Rössen; Band II Tf. 16) vereinzelt auch mit Malereien geschmückt, die zweifellos eine religiöse Bedeutung haben. Die Motive sind vorwiegend geometrische: Systeme konzentrischer Halbkreise (Band VII Tf. 210); Reihen schachbrettartig geordneter Dreiecke und namentlich, wie auch bei der Giebelbekrönung des Midas-Grabes in Phrygien, einfache und Doppelspiralen (Tf. 152 b), die G. Wilke (*Religion der Indogermanen* 1923 S. 178 ff.) neuerdings von der Schnecke herzuleiten versucht und wie diese als ein Symbol der Mond-Todesgottheit gedeutet hat. Nicht selten erscheinen auch eigentümliche schildartige Figuren (Band IV Tf. 13), vielleicht stilisierte Gesichtsdarstellungen (Déchelette), und, wie in den Grabgrotten Frankreichs, geschäftete Beile (Band IV Tf. 47 b). Weniger häufig sind Tiere, dann meist gehörnte und Schlangen, die gleichfalls auf die Mond-Todesgottheit hinweisen und bisweilen, wie später im kret.-myk. Kulturkreise, mit dem Beil zusammen auftreten. Auf die gleiche Gottheit sind auch die in den Gräbern von Anghelu Ruju dargestellten, in mitteleurop. hallstattzeitl. Gräbern auch plastisch ausgeführten Mondbilder (s. Mondidol) zu beziehen (Opferplatten), während die in den gleichen Gräbern wie auch in den skand. und engl. Megalith-Bauten vorkommenden Schiffsdarstellungen z. T. die Bootfahrt nach dem Jenseits versinnbildlichen (Band II Tf. 209 b—e; s. Bootsgrab), z. T. auch, namentlich soweit sie in Verbindung mit Radfiguren auftreten (s. Radornament), wie die gleichfalls häufig dargestellten Kreise mit Strahlenkranz auf astralmythischen Vorstellungen beruhen. Nur ganz vereinzelt finden sich mensch-

liche Figuren, so einige rote Malereien in der Orca dos Juncaes in Portugal (J. Leite de Vasconcellos *Religiões da Lusitania* I [1897] S. 363 ff.) und eine Ritzzeichnung in einem Dolmen von Corão bei Abamia in Asturien (Mus. Madrid).

§ 7. Eine besondere Eigentümlichkeit bei manchen jüngeren M. besteht darin, daß im Verschußstein oder, falls zwei Steine den Verschuß bilden, in beiden zusammen ein in der Regel rundes, bisweilen auch ovales Loch ausgeschnitten ist, das jedenfalls der Seele des Verstorbenen den Verkehr mit der Oberwelt ermöglichen sollte (s. Seelenloch), zugleich aber wohl auch dazu diente, die Verstorbenen mit Speise und Trank zu versehen. Derartige Gräber sind besonders zahlreich an der Götaelf-Mündung (Band IX Tf. 62), in Mittelwestdeutschland, England und Südfrankreich. Dagegen fehlen sie bemerkenswerterweise auf der ganzen Pyrenäen-Halbinsel und erscheinen erst wieder in Sardinien, hier freilich in stark modifizierter Gestalt, und in der Prov. Otranto (s. Megalithgrab D), von wo aus sie sich über Syrien und Palästina (s. Megalithgrab F), den Kaukasus und Nordpersien bis nach Indien verfolgen lassen, wo beispielsweise im Distrikt von Dekhan unter 2200 Gräbern 1100 ein Giebelloch hatten (Mannusbibl. 7 S. 17f. Wilke).

§ 8. Als jüngste Entwicklungsform der M., der wir besonders im N begegnen, betrachtet man gewöhnlich die großen Steinkisten, gewissermaßen in die Erde versenkte Ganggräber, die wie diese bisweilen aus mehreren Kammern bestehen und bis zu 7 und mehr m lang sind. Das längste, bis jetzt bekannte Grab dieser Art dürfte das auf Stora Lundskullen im Härene-Kirchspiel (Westergötland) sein, das 2,40 m br. und 10,40 m l. ist (Montelius *Kulturgesch. Schwedens* 1906 S. 50).

§ 9. Mit geringen Ausnahmen, besonders in der Bretagne (Déchelette *Manuel* 1394), findet sich in den M. nur Körperbestattung. Die einfachen Dolmen bergen meist mehrere Leichen, waren also offenbar Familiengräber, während in den Ganggräbern die Zahl der Leichen oft eine sehr große ist. Bei Neubestattungen pflegte man die älteren Leichen oder Skeletteile einfach beiseite-

zuschieben, so daß diese jetzt vielfach ohne jede Ordnung untereinander liegen. Die Kuppelgräber bergen wieder meist nur einen oder einige wenige Tote, waren also jedenfalls, wie auch ihre reiche Ausstattung zeigt, Fürstengräber. Die Beisetzung der Leichen, die in Tierfelle, seltener in hölzerne Behälter eingebettet waren, erfolgte meist zu ebener Erde. Doch finden sich zuweilen auch, wie in dem Kuppelgrab von Matarrubilla bei Castilleja de la Cuesta in der Prov. Sevilla (H. Obermaier *El Dolmen de Matarrubilla* Comisión de Investigaciones Paleontológicas y Prehistóricas. Memoria Nr. 26 Madrid 1919) und in der Tholos von Menidi (s. d.; Fimmen *Kret.-myk. Kultur*² S. 61), klinenartige Bauten, auf denen die Leiche aufgebahrt wurde. Endlich erscheinen in den Kuppelbauten des kret.-myk. Kulturkreises vielfach auch noch Gruben, über denen bisweilen die Tholoi, wie bei denen von Kephallenia, erst nachträglich errichtet wurden. Die Grabausstattung ist natürlich sehr verschieden, in den einfachen Dolmen meist ärmlich, in den entwickelten Gang- und Kuppelgräbern dagegen oft außerordentlich reich. Zahlreiche Brandspuren zeugen von öfter wiederholten Totenfeiern (s. Totenmahl).

§ 10. Noch nicht recht befriedigend gelöst ist die Frage, wie man mit den verfügbaren primitiven mechanischen Hilfsmitteln die Dolmen und Ganggräber, deren Deckplatten bei einer Dicke von fast 1 m bis zu 7,5 m l. und 7 m br. sind (Allée couverte von Baigneux, Maine-et-Loire; Déchelette a. a. O. I 396 Abb. 140), und zu denen das Material oft viele km weit herangeschafft werden mußte, hat errichten können. Wahrscheinlich wird man, wie König Friedrich VII. von Dänemark zu zeigen versucht hat, den das Grab umgebenden Hügel, der oft gerade bis zur Oberkante der Wandsteine reichte, als schiefe Ebene benutzt haben, auf der man die Steine hinaufzog und schob (Frederik VII. *Über den Bau der Riesenbetten der Vorzeit* Kopenhagen 1863).

§ 11. Die Verbreitung der M. ist eine außerordentlich große. Ganglose Dolmen gibt es in Südsandinavien, Dänemark, Norddeutschland bis zur Oder; in Holland, England, Schottland, Irland, in Frankreich,

einschließlich Korsika, auf der Pyrenäen-Halbinsel, in Etrurien und der Prov. Otranto, am Nordsaume Afrikas von Marokko bis einschließlich Tripolis (s. Tunis), in Oberägypten, in Syrien und Palästina, in Bulgarien, auf der Krim, im Kaukasus, in Nordpersien, in Indien, namentlich an der Küste von Malabar und in den Nilgeris, und selbst noch in Korea. Weniger verbreitet sind die verschiedenen Formen der Ganggräber, deren Hauptverbreitungsgebiet Skandinavien und Dänemark, Nordwestdeutschland, England, Frankreich und die Pyrenäen-Halbinsel bilden, doch erscheinen sie auch auf der Krim, in den Kaukasusländern und selbst noch in Japan. Eine ähnliche Verbreitung zeigen die M. mit Giebelloch, die indessen auf der Pyrenäen-Halbinsel fehlen. Die großen Kuppelgräber mit falschem Gewölbe finden sich in England, der Bretagne, Spanien und Portugal, auf den Balearen und in großer Zahl im kret.-myk. Kulturkreise sowie vereinzelt in Nordwestpersien. Im N fehlen sie, doch finden sich hier statt ihrer Kuppelbauten aus Holz (s. aber Kuppelgrab A). Die großen Steinkisten sind im wesentlichen auf den N beschränkt, während kleinere Steinkisten auch sonst sehr häufig sind.

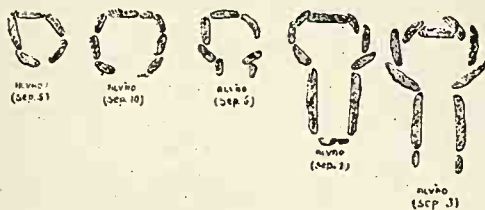
§ 12. Geteilt sind die Meinungen darüber, ob alle diese M. in den verschiedenen Gebieten in genetischem Zusammenhange stehen oder nicht, und wo bejahendenfalls der Ursprungsherd zu suchen ist. Die klassischen Archäologen nehmen für die Tholosbauten des kret.-myk. Formenkreises meist eine selbständige Entwicklung an, und unter den Vorgeschichtsforschern haben sich dafür M. Hoernes (*Natur- und Urgeschichte der Menschen* 1909 II 457f.) und L. Zinck (*Des nordeuropaeiske Dysse-Territoriums Stengrave og Dyssernens Udbredelse i Europa* 1901 S. 132ff.) ausgesprochen, welch letzterer zwar einen Zusammenhang der nord- und südwesteurop. M. annimmt, dagegen denen des ö. Mittelmeerbeckens eine selbständige Entstehung zuschreibt. Die Mehrzahl der Forscher hält aber an einem einheitlichen Ursprung fest, und zwar suchen ihn Worsaae, Bonstetten, Desor, O. Montelius, S. Müller, L. Siret und Déchelette im Orient, während F. v. Löher, Penka, Faidherbe, S. Reinach und

M. Much den Ausgangspunkt nach dem N verlegen. Im Gegensatz hierzu hat G. Wilke auf die Möglichkeit eines iber. Ursprungs hingewiesen (Mannusbibl. 7 S. 156ff.), eine Annahme, für die sich neuerdings auch Kossinna ausgesprochen hat (Mannusbibl. 26 S. 72). Dafür spricht nicht nur, daß sich hier die stetige Entwicklung vom primitiven Dolmen zum vollentwickelten Kuppelgrab am deutlichsten nachweisen läßt (s. Megalithgrab B), sondern es finden sich in den älterneol. M. auch eine ganze Reihe von Kulturerscheinungen, die sich mit großer Wahrscheinlichkeit auf die nachpaläol. Kultur der Gebiete s. und nordwärts der Pyrenäen zurückführen lassen. Die den M. zugrunde liegende Idee ist wahrscheinlich die, den Toten eine unzerstörbare Wohnung zu errichten, für die die natürlichen Höhlen als Vorbild dienten. Da Höhlenwohnungen gerade im Pyrenäen-Gebiet außerordentlich zahlreich sind, bildet diese Auffassung eine gewisse Bestätigung der eben erörterten Herkunftshypothese.

§ 13. Gewisse Schwierigkeiten bietet gegenwärtig noch die relative und absolute Chronologie der M. Aus dem in § 1—4 über die typol. Entwicklung der Steingräber Gesagten ergibt sich, daß die einfachen ganglosen Dolmen die ältesten Formen darstellen. Dem entsprechen auch die in vielen von ihnen sowohl im N (Montelius *Les temps préhist. en Suède et dans les autres pays Scandinaves* 1895 Tf. 2—6) wie auf der Pyrenäen-Halbinsel (Wilke a. a. O. S. 31ff.) vorkommenden keramischen Formen und Steingerät-Typen, die vorwiegend noch den älteren Abschnitten des Vollneolithikums angehören. Doch scheint sich immer mehr herauszustellen, daß diese einfachen Steinkammergräber auch noch in den jüngeren Per. neben den entwickelteren Grabformen, wenn auch vielleicht nur regional beschränkt, in Gebrauch blieben, um erst mit der beginnenden BZ völlig zu erlöschen (Obermaier a. a. O. S. 124). In manchen außereurop. Gebieten, namentlich in Nordafrika und Persien, fallen sie anscheinend sogar ganz in die ältere BZ, und in Indien scheinen sie durchweg gar erst der BZ anzugehören (Wilke *Kulturbeziehungen zwischen Indien,*

NEOLITIC

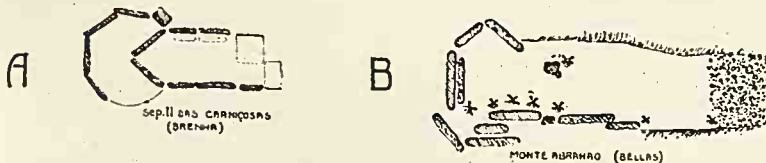
FINAL



a-e

ENEOLITIC

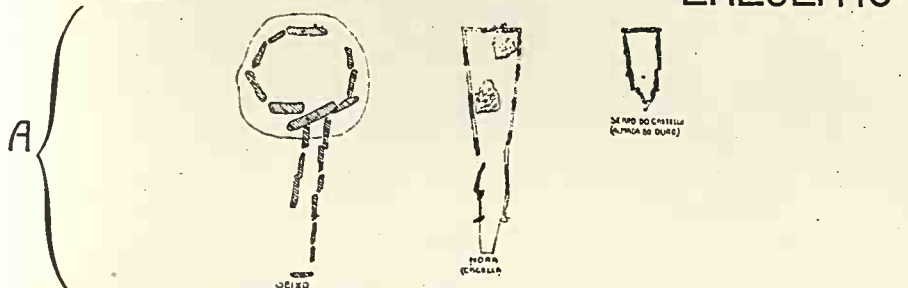
INICIAL



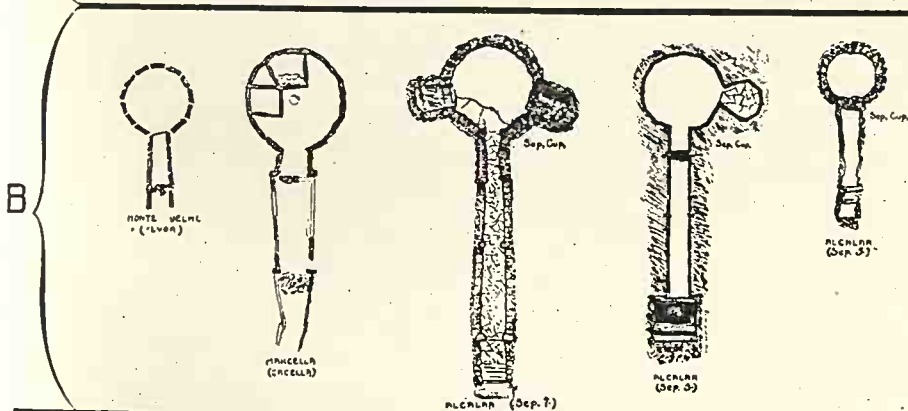
f-g

PLE

ENEOLITIC



h-k



l-p

COMENCOS DE LA EDAT DEL BRONZE



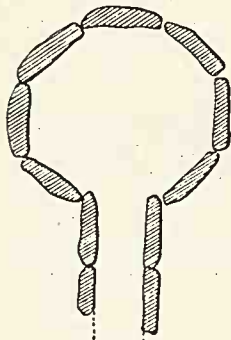
ESCALA 1:100

q-s

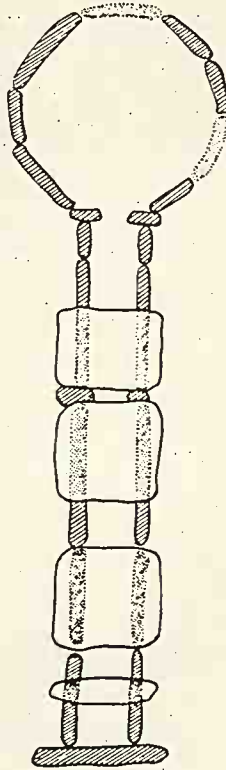
Megalithgrab B. Westeuropa

Entwicklung der Megalithgräber Portugals: a-e. Endneolithikum. - f-g. Frühe Kupferzeit, - h-p. Vollentwickelte Kupferzeit. - q-s. Frühe Bronzezeit.

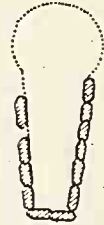
SEPULCRES DE CORREDOR



S Vicente de Alcantara
Dehesa de Mayorga

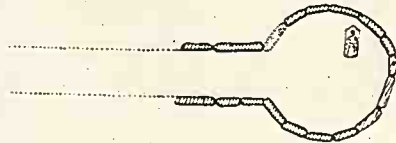


Mèrida
Prado del Tacara



Dehesa de Garrocha

SEPULCRES DE CÚPULA



Jerez de los Caballeros
Granja del Tomiñuelo

Megalithgrab B. Westeuropa

Megalithgräber Extramaduras (Spanien): a—c. Ganggräber. — d. Kuppelgrab.

PLE NEOLITIC



GADOR (ALMERIA)
LOS MILLARES, SEP. 2.

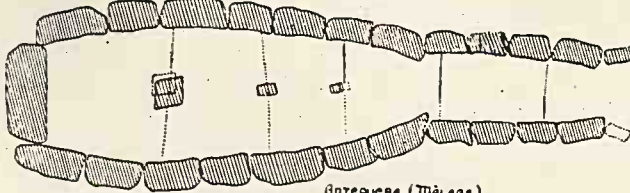
SEPULCROS
DE
CORREDOR



GADOR (ALMERIA)
LOS MILLARES, SEP. 8

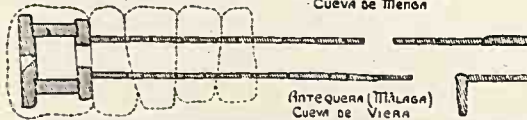
a-b

GALERIES COBERTES



Antequera (MÁLAGA)
Cueva de Menga

c



Antequera (MÁLAGA)
Cueva de Viera

d

SEPULCROS DE CÚPULA



GOR (GRANADA)



GOR (GRANADA)

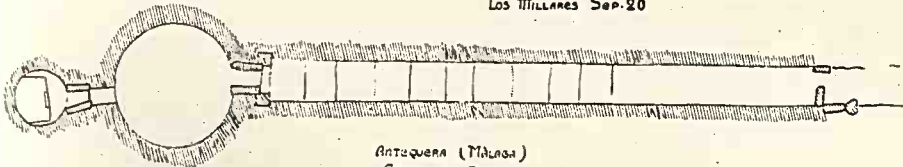


GOR (ALMERIA)
LOS MILLARES SEP. 20



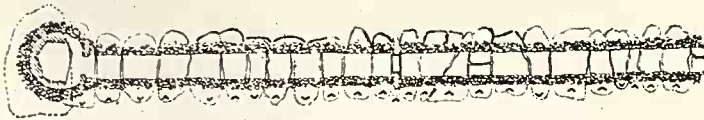
ALMIZARQUE (ALMERIA)

e-h



Antequera (MÁLAGA)
Cueva del Romeral

i



CASTILLEJA DE GUZMÁN (SEVILLA)
Cueva de la Pastora

k

EDAT DEL BRONZE

CISTES



Acci (GRANADA)



Acci (GRANADA)



Acci (GRANADA)



Acci (GRANADA)



Monte-Frío (GRANADA)

ESCALA 1:100

l-p

Megalithgrab B. Westeuropa

a-k. Vollentwickelte Kupferzeit: a, b. Ganggräber. — c, d. Gedeckte Galerien. —
e-k. Kuppelgräber. — l-p. Bronzezeit: Steinkisten.

*Orient und Europa*² 1923 S. 21 ff.), die allerdings hier wohl schon sehr früh einsetzt (a. a. O. S. 248 ff.). Und in noch höherem Grade als von den einfachen Dolmen gilt das Gesagte von den großen Ganggräbern und gedeckten Galerien, die in Frankreich und der Nordhälfte der Pyrenäenhalbinsel das Äquivalent für die lediglich auf die Südzone Spaniens und Portugals sowie Teile der ozeanischen Küstengebiete beschränkten Kuppelgräber bilden und wie diese ganz und gar in die Kupferzeit (Stufe von Ciempozuelos), ja teilweise sogar noch in die beginnende BZ fallen. Ähnlich liegen die Verhältnisse auch in Skandinavien, wo nach L. A. Nordman (Aarb. 1917 S. 221 ff.) Ganggräber vereinzelt auch noch in der Stufe der Steinkisten- und spätesten Einzel-Erdgräber entsprechenden „Dolchzeit“ (Per. Ia und Ib der mitteleurop. BZ) neu errichtet wurden. Die Typologie der M. gibt hiernach nur einen allg., aber keinen absoluten Anhalt für ihre zeitliche Einordnung. Was die absolute Chronologie anlangt, so dürften die ältesten europ. Dolmen noch bis ins 5. Jht. zurückreichen, während die großen Steinkisten etwa in die Zeit von 2400—2000 v. C. fallen (Mannus II—12 S. 135 ff. Wilke). Im kret.-myk. Formkreis, wo die älteren Typen fehlen, stammen die ältesten Kuppelgräber (Hagia Triada [s. d.], Siva, Kalathina u. a.) aus frühmin. Zeit (Fimmen *Kret.-myk. Kultur*² S. 60), und sie haben sich hier, wenn auch nur vereinzelt (Kuppelgrab A von Muliana mit Resten eines Eisenschwertes), bis in die allerletzte myk. Zeit erhalten (Eph. ép. 1904 S. 22 ff. Xanthudidis; Fimmen a. a. O. S. 145).

G. de Bonstetten *Essai sur les dolmens* Genf 1865; Ferguson *Les Monuments mégalithiques de tous pays*; Worsaae *Dänemarks Vorzeit durch Allerthümer und Grabhügel beleuchtet* 1844; Montelius *Der Orient und Europa* 1899; Déchelette *Manuel* I 372 ff.; M. Much *Die Heimat der Indogermanen im Lichte der Urgeschichtsforschung*¹ 1902 S. 137 ff.; M. Hoernes *Natur- und Urgeschichte des Menschen* II (1909) S. 449 ff.; G. Wilke *Südwesteurop. Megalithkultur und ihre Beziehungen zum Orient* Mannusbibl. 7 (1912); S. Müller *NAK.* I 55 ff.; Bosch Gimpera *La arqueología preromana hispánica* Anhang zur span. Übersetzung von A. Schulten. Barcelona 1920; H. Obermaier *Die Dolmen Spaniens* MAGW 20 (1920) S. 107 ff.; Faideherbe *Les Dolmens de l'Afrique* Congrès internat. préh.,

6^o session, Bruxelles 1872; Pigorini *Monumenti megalithici di terra d'Otranto* Bull. Paletn. Ital. 1899 S. 178; J. de Morgan *Recherches sur les origines de l'Égypte. L'âge de la pierre et des métaux* 1896 S. 239; D. Fimmen *Die kret.-myken. Kultur*² 1924 S. 54 ff. Weitere Literatur bei Déchelette a. a. O. G. Wilke

B. Westeuropa (Tf. 20—24).

1. Gräbertypen. Allgemeines (§ 1—2). — 2. Geographische und kulturelle Gruppen der Megalith-Gräber Westeuropas: a. Portugal und das Ausbreitungsgebiet der portugies. Kultur (§ 3—7). — b. Die Megalith-Gräber Andalusiens (§ 8—13). — c. Nordspanien (nichtpyren. Gebiete; § 14—17). — d. Die span.-pyren. Megalith-Gräber (§ 18—20). — e. Die Richtung der Verbreitung der Megalith-Gräber in Spanien (§ 21). — f. Die südfrz. Megalithgräber-Kultur (§ 22—24). — g. Die Megalith-Gräber der Silex-Kultur (Seine-Oise-Marne-Stufe; § 25). — h. Die Megalith-Gräber der Bretagne-Kultur (§ 26—30). — i. Die Skulpturen und Gravierungen der frz. Megalith-Gräber (§ 31—32). — j. Die Megalith-Gräber der Brit. Inseln (§ 33—43). — 3. Zusammenfassung (§ 44—49).

Überall in Westeuropa haben sich die M. verbreitet. Es gibt aber keine einheitliche M.-Kultur, was zu exakter Beobachtung der Funde zwingt, wenn man die richtige chronol. und kulturelle Stellung jeder M.-Gruppe feststellen will.

1. Gräbertypen (Allgemeines). § 1. In Westeuropa zerfallen die M. in folgende Typen: a. Kammer mit rundem oder polygonalem Grundriß (eigentliche Dolmen im engeren Sinne), aus dicken, rohen Steinplatten oder Steinblöcken gebaut. — b. Übergangstypus zu den Ganggräbern: Kammer wie beim vorigen Typus mit ein paar Steinplatten, den Eingang zur Kammer bildend. — c. Eigentliche Ganggräber, mit runder Kammer und langem Gang, aus Steinplatten, oft sorgfältig ausgewählt. Auch wären als Varianten dieses Typus die Ganggräber mit mehr oder weniger viereckiger Kammer anzusehen. — d. „Galleries couvertes“, d. h. lange, rechteckige Kammern mit parallelen Seiten, Gänge ohne Kammer. Ein Übergangstypus zu diesen sind die „Galleries couvertes“ mit nicht parallelen Seiten und engem Eingang, so daß sie einen trapezförmigen Grundriß aufweisen. Öfters finden sich ein paar Steine an der inneren Seite der Wände, eine Art Tor bildend, wodurch eine gewisse Trennung zwischen Kammer und Gang entsteht. — e. Kuppelgräber, eigentlich Gang-

gräber mit runder Kammer, die nicht mehr mit einer großen Steinplatte bedeckt ist, sondern ein falsches Gewölbe hat. — f. Steinkisten, gewöhnlich klein, wie verkleinerte „Galleries couvertes“, z. T. mit mehreren Steinplatten auf den Langseiten, meistens aber mit einer Steinplatte an jeder Seite und mit rechteckigem, quadratischem oder trapezförmigem Grundriß. — Als allg. Erscheinung ist der Stein- oder Erdhügel zu verzeichnen, freilich häufig zerstört und nur an Spuren erkennbar. Bisweilen erhalten die Kammern bei den Gang- und Kuppelgräbern kleine Seitenkammern, die den Grundriß stark verändern können, wie bei den ir. Kuppelgräbern mit kreuzförmigem Grundrisse, der durch Verkleinerung der Zentralkammer bei wachsender Bedeutung der Seitenkammern entstanden ist, so daß nun die Zentralkammer nur als Verbindungsstück der Nebenkammern erscheint. Solche Seitenkammern sind auch bei den „Galleries couvertes“ zu beobachten, so daß dort manchmal eigenartige Grundrisse entstehen (Bretagne).

§ 2. Es wäre sehr erwünscht, daß bei der Benennung der verschiedenen M.-Typen eine strengere Terminologie angewendet würde. Häufig werden in Westeuropa einfach alle Typen als „Dolmen“ bezeichnet. Auch in der frz. Literatur werden die Ganggräber „dolmen à galerie“ und sogar „galerie couverte“ genannt, so daß nach der Benennung allein unmöglich zu sagen ist, ob es sich um ein Ganggrab oder um eine „Galerie couverte“ handelt. Auch die Steinkisten heißen nicht selten Dolmen. Zu dieser unrichtigen Nomenklatur trägt nicht wenig auch die Zerstörung der Steinhügel, die Veränderung der ursprünglichen Lage der Steinplatten und ihrer Form, die einen primitiveren Eindruck vortäuscht, bei. Veröffentlichungen von M. nur durch Photographien ohne genaue Beschreibung, Maße und Wiedergabe des Grundrisses sind wissenschaftlich unbrauchbar.

2. Geographische und kulturelle Gruppen der M. Westeuropas.

a. Portugal und das Ausbreitungsgebiet der portug. Kultur.

§ 3. Von sämtlichen Gebieten Westeuropas läßt sich in Portugal am besten die

ganze typol. Abfolge der M. beobachten (Tf. 20; vgl. a. Band X Tf. 128). Auch ist es das einzige Gebiet, wo die typol. älteren Typen in wirklich frühe Per. zu datieren sind. Nach den in den M. gemachten Funden darf man es für gesichert halten, daß die polygonalen Kammern ohne Gang oder mit rudimentärem Gang, der durch zwei Eingangsplatten gebildet wird, in die erste Entwicklungsphase der portug. Kultur zu datieren sind. Diese gehört an das Ende der eigentl. StZ vor der Verwendung des Kupfers auf der iber. Halbinsel. Es scheint, daß diese ältesten M. nur in Mittel- und Nordportugal vorkommen (Tras-os-Montes, Beira, nördlicher Teil von portug. Extremadura und oberes Alemtejo). Algarve ist wohl von M. in dieser Per. vollständig frei. Es sieht also so aus, als ob die M. Portugals, und damit die ganze w. oder portug. Kultur der iber. Halbinsel, sich in den inneren bergigen Landschaften von Beira und Tras-os-Montes gebildet haben. Wegen ihrer Verbindung mit der mehr oder weniger stilisierten Felsenkunst, die schon in dieser primitiven Stufe auf den Steinplatten der M. erscheint, kann man auch annehmen, daß die portug. Kultur auf demselben Boden wie die zentrale Grottenkultur Spaniens entstanden ist. Sie gewann jedoch sofort nach ihrer geographischen Isolierung eine starke, autonome Stellung.

§ 4. Eine zweite Per., dem Anfang der Kupferzeit angehörig (frühes Äneolithikum), in zwei Unterstufen teilbar (A und B), sieht die Fortbildung der Ganggräber. Auch die Funde lassen eine aufsteigende Entwicklung der Kultur erkennen. Am Ende der Per. (Stufe B) beginnt der Ganggräber-Typus durch Verwischung des Unterschiedes zwischen Kammer und Gang und durch Benutzung des Ganges für Beisetzungen sich zu verändern, womit die typol. Vorstufe der sog. *Galleries couvertes* erreicht ist (Grab von Monte Abraão; Tf. 20g). Auch scheint die geographische Verteilung der M.-Kultur damals auf dieselben Gebiete wie in der vorigen Per. beschränkt zu sein.

§ 5. Die dritte Per., vollkupferzeitl., bringt eine reiche Entwicklung der Typen, unter Fortdauer der Ganggräber, die bis zum letzten Moment weiter errichtet und technisch vervollkommnet werden. Ander-

seits gehen nun Kammer und Gang vollständig ineinander über, und die portug. Galerie couverte (Nora; Tf. 20i) mit trapezförmigem Grundriß erscheint. Gleichzeitig kommt wohl die Verkleinerung dieses Typus, der schon Steinkiste genannt werden kann (Serro das Pedras), vor. Die Ganggräber entwickeln sich zu Kuppelgräbern mit falschem Gewölbe (Monze). Eine Nachahmung der Kuppelgräber scheinen die künstlichen Grabgrotten wie die von Palmella. Diese ganze Entwicklung ist in der ersten Hälfte der vollen Kupferzeit (Stufe A, Palmella-Kultur) schon abgeschlossen. Die Endstufe der Kupferzeit (volle Kupferzeit B, Alcalar-Kultur) wird durch weitere Ganggräber und durch die Vervollkommnung der Kuppelgräber gekennzeichnet. Damals sind die großartigen Kuppelgräber von Alcalar in Algarve errichtet (Tf. 20 n-p), die sogar kleine Nebenkammern aufweisen, und damals erst wird Algarve der Sitz eines der Hauptzentren der portug. Kultur, die schon seit dem Ende der frühen Kupferzeit immer mehr mit ihrem Schwerpunkt an die Küste rückt.

§ 6. Die portug. Kultur, und mit ihr die der M. mit Funden von portug. Charakter, dehnt sich dann weiter über die Nachbargebiete der span. zentralen Hochebene: Prov. Salamanca und ganz Span.-Extremadura wie auch über die Algarve benachbarte Prov. Huelva, aus. Die Verteilung der Funde auf der Karte zeigt, daß die M.-Kultur eine Wanderung nach O unternommen hat. Die Gräber gruppieren sich meistens nur an wirklichen Verbindungsstraßen. Man darf auch vermuten, daß in den Nachbargebieten noch weitere Infiltrationen in Zukunft entdeckt werden, da von der Extremadura-Grenze, im nw. Teile der Prov. Córdoba (Espiel), wo bisher noch keine M. angetroffen wurden, eine Schieferplatte von portug. Typus (vgl. Band X Tf. 130) bekannt ist. Doch scheint, abgesehen von Einflüssen, die die Gräberformen in ganz Südspanien verbreiteten, die Bewegung nicht weit gekommen zu sein. Die portug. Kultur ist als solche nur bis in die w. Teile Spaniens vorgedrungen.

Diese Ausbreitung der portug. Kultur enthält eigentlich nur dieselben M.-Typen wie Portugal zur gleichen Zeit, am meisten

Ganggräber, ein Kuppelgrab (Granja de los Caballeros bei Jerez de los Caballeros in Badajoz; Tf. 21 d), wo auch sonnenartige Zeichen in den Grabplatten eingraviert sind, und als Seltenheit ein Grab (wohl Ganggrab, die Kammer ist zerstört), dessen Gang sich trapezförmig nach der Kammer zu verbreitert.

Interessant ist der sog. „Dolmen de Soto“ (Tf. 23, 24) bei Trigueros (Pr. Huelva): eine „Galerie couverte“ mit Reminiszenz vom Ganggrab-Typus, dem Volläneolithikum angehörend, mit gravierten Steinplatten (stilisierte Menschen, Kreise, Idol in der Art der portug. Stelen und Schieferplatten, auch mit denjenigen aus Asturien vergleichbar).

§ 7. Die portug. Kultur der volläneol. Zeit entwickelt sich allmählich zur frühen BZ, so daß kein Bruch der Kultur anzunehmen ist. Die M. verschwinden aber fast ganz. Es gibt keine großen Ganggräber oder Kuppelgräber mehr, und nur an den Formen einiger Steinkisten merkt man ein Nachleben älterer Typen. Das sind solche Steinkisten mit trapezförmigem Grundriß, die aus mehreren Seitenplatten, immer aber viel kleiner als die frühen M., gebildet sind (Tf. 20 q-s).

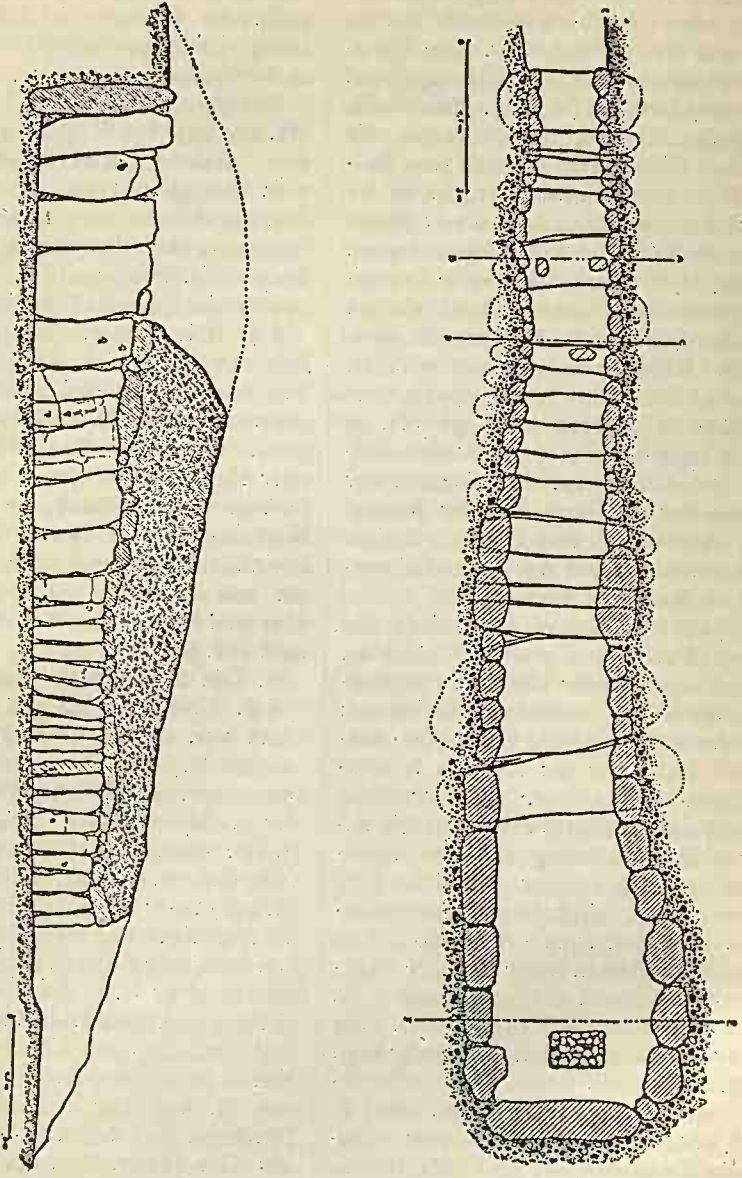
b. Die M. Andalusiens.

§ 8. Unter dem Einfluß Portugals, doch nicht von anderen portug. Kulturerscheinungen begleitet, haben sich die M. über ganz Andalusien verbreitet, und zwar in der vollentwickelten Kupferzeit. Wenn Funde vorhanden (Galeries couvertes von Carmona mit Glockenbechern [vgl. Band IV Tf. 146, 1-7; 147 a, b], Kupfer und Gold), unterscheidet sich das Grabinventar nicht von demjenigen der gewöhnlichen Glockenbecherkultur (s. d.) Andalusiens. Dasselbe gilt von dem östlichsten Teil (Prov. Almeria und Granada, dem Zentrum der Almeria-Kultur der Millares-Stufe), wo reiche Funde aus M. von Los Millares, Almirazaque, Purchena und anderen FO Almerias und aus Gor (Prov. Granada) vorliegen. Es gibt sogar eine Gruppe von M. (eigentlich nur Steinkisten) in der Prov. Granada, aus denen Funde der frühen BZ bekannt sind (Argar-Stufe).

§ 9. Nach diesen Vorgängen sind sämtliche M. Andalusiens zu datieren, da sie typol. mit den anderen zusammengehören.

Megalithgrab B. Westeuropa

Grundriß und Seitenschnitt des Soto-Dolmen bei Trigueros, Prov. Huelva. Nach H. Obermaier.



Wir haben zuerst eine vollkupferzeitl. Gruppe. Sie besteht aus mehreren Galeries couvertes (Carmona in der Prov. Sevilla, eine Gruppe im Gebiet von Algeciras in der Prov. Cádiz, Cueva de Menga und Cueva de Viera bei Antequera in der Prov. Malaga; Tf. 22 c, d) und aus Kuppelgräbern (Cueva de la Pastora [Tf. 22 k] und Matarrubilla bei Castilleja de Guzman in der Prov. Sevilla, Cueva del Romeral bei Antequera [Tf. 22 i]) im Gebiet der eigentlichen Glockenbecher-Kultur. Im Gebiet der Almeria-Kultur finden sich Ganggräber, die z. T. natürliche Grotten benutzen (Los Millares), und auch Kuppelgräber (Los Millares, Almizaraque in Almeria, Gor in Granada; Tf. 22 e—h). Man hat behauptet, daß auch im s. Teile der Prov. Valencia ein Kuppelgrab lag. Aus den älteren Veröffentlichungen läßt sich die Richtigkeit dieser Annahme nicht mehr feststellen.

§ 10. Typol. sind unter den Galeries couvertes die Cueva de Menga (s. d.) und Cueva de Viera interessant. Die anderen sind sehr zerstört oder noch unveröffentlicht (Carmona), so daß man nicht viel darüber weiß. Die Cueva de Menga hat den portug. trapezförmigen Grundriß. Sie ist aber aus viel gewaltigeren Steinplatten gebaut. Die Platten sind sorgfältig ausgewählt und sogar bearbeitet, in die eine ist eine sonnenartige Darstellung eingraviert, die Decke wird durch große, rohe Steinfeiler getragen. Die Cueva de Viera, eine Zwischenform zwischen Ganggrab und Galerie coverte, ist eine singuläre Erscheinung. Sie hat einen langen Gang, der kammerartig endet. Durch eine Steintür wird der Gang vom übrigen Teile des Monumentes geschieden. Die Kammer ist viereckig und nicht beträchtlich breiter als der Gang.

§ 11. Die Kuppelgräber Andalusiens sind verhältnismäßig besser ausgeführt als die portugiesischen. Gewöhnlich aus kleinen Steinen gebaut, haben sie auch Nebenkammern, und in Los Millares soll der Deckstein von einem Holzfeiler getragen worden sein. In Matarrubilla war die Kammer aus abwechselnden Schichten von kleinen Steinen und Lehm aufgebaut. Auch wurde in Matarrubilla eine in der Mitte der Kammer stehende, große, steinerne Schale, die wohl Opferzwecken diente, beobachtet. Eine

ähnliche Bedeutung scheint eine Steinplatte zu haben, die auf dem Boden des Romeraler Kuppelgrabes lag.

§ 12. Die Steinkisten vom Anfang der BZ Granadas weisen, soweit die Grundrisse ermittelt sind, alle mehr oder weniger rechteckige Form auf und haben auch öfters einige Steinplatten vor dem Grabe, die eine Art Gang bilden. Dies ist wohl ein Überbleibsel der älteren Ganggräberform. Bei einigen Steinkisten könnte man zweifeln, ob sie nicht als ältere Grabtypen (eigentliche Dolmen) anzusehen sind, da sie nach den Veröffentlichungen sehr rohe Steinplatten haben und die regelmäßige Form des Grundrisses nicht klar wird. Wo immer jedoch sie gut beobachtet oder ausgegraben werden konnten, hat sich gezeigt, daß die Steinkistenform meist durch schlechte Erhaltung entstellt war, und daß das Inventar Argar-Keramik u. dgl. enthielt (Montefrío [Tf. 22 p] u. a.).

§ 13. Man hat auch von „neolithischen“ Dolmen in Almeria gesprochen. Es handelt sich aber nicht um wirkliche M., sondern um kleine Gräber, die öfters auch Steinkistenform aufweisen, sich aber stark von jenen unterscheiden. Sie sind viel kleiner, die Steinplatten sind dünner und glatt und haben meistens nur den Zweck, den Grab-schacht vor dem Abrutschen der Erde zu schützen. Sie haben auch sehr verschiedenartige Grundrisse: rund, oval oder rechteckig. Um sie von den megal. Steinkisten zu unterscheiden, pflegt man sie „nicht-megalithische“ Steinkisten zu nennen. Solche Gräber sind typisch für sämtliche Stufen der Almeria-Kultur und breiten sich über ihr ganzes Gebiet bis Katalonien aus.

c. Nordspanien (nichtpyren. Gebiete).

§ 14. Galicien hat ebenfalls zahlreiche M., doch sind sie noch nicht wissenschaftlich untersucht, und fast kein Grab mit Funden und genauem Grundriß ist bekannt. Nur von dem Grabe Puentes de García Rodríguez, das nach dem (ebenfalls veröffentlichten) Grundriß ein älteres Ganggrab mit rudimentärem Gang zu sein schien, sind Funde veröffentlicht. Es stellte sich aber heraus, daß dazu ein Glockenbecher gehört, der früher ohne genaue Fundangaben

publiziert wurde. Damit erhebt sich die Frage, ob die M. Galiciens nicht wie diejenigen Extremaduras und Andalusiers in eine späte Stufe zu setzen sind.

§ 15. Ebenso ist es in Asturien. Trotzdem es dort viele M. gibt und nach alten Nachrichten viele bereits früher zerstört wurden, weist das einzige, das gut untersucht worden ist (Grab de la Capilla de la Santa Cruz, bei Cangas de Onis), eine entwickelte Ganggrabform auf und hat Anzeichen für ein späteres Datum geliefert: eine feine, polierte Fibrolith-Axt. Ferner ist auch eine M.-Nekropole (Steinkisten) aus der Nähe der Felsenmalereien von Peña Tú bei Vidiago, leider ohne gut bestimmende Funde, bekannt. Um weitere M. zu finden, muß man über die Prov. Santander hinweg bis Vizcaya (im Baskenlande) gehen, wo die pyren. Kultur beginnt. Ob das Fehlen von M. in Santander nur der mangelhaften Erforschung des Gebietes zuzuschreiben ist, mag dahingestellt bleiben. Tatsächlich möchte man aber glauben, daß das Vorkommen von M. in den beiden geographisch mit Santander so eng verbundenen Gebieten von Asturien und Vizcaya ihre Verbreitung auch in Santander wahrscheinlich macht.

§ 16. Auch die M. Galiciens und Asturiens haben gravierte oder bemalte Steinplatten. Alle Zeichen entsprechen denjenigen der portug. Gräber und weisen meistens Zickzacklinien u. dgl., seltener stilisierte Menschenfiguren (Corão in Asturien: ähnlich wie die Idole von Peña Tú u. a.) auf.

§ 17. Die n. Teile des Tafellandes (außer den oben besprochenen Gebieten von Salamanca, wo sich die portug. Kultur ausgebreitet hat) enthalten anscheinend keine M., mit einer einzigen Ausnahme, dem Grab von El Portillo de las Cortes in Aguilar de Anguita. Leider ist die genaue kulturelle und chronol. Stellung dieses Grabes nicht ermittelt. Nach seinem Typus (Ganggrab) und dem Vorkommen von vielen gut retuschierten Pfeilspitzen scheint es in eine späte Per. (mindestens die volläneol. Zeit) zu gehören. Die Funde scheinen in Beziehung zu der benachbarten Almeria-Kultur Aragoniens (Ebro-Gebiet) zu stehen, welche sich in dem ö. Teile der Prov.

Guadalajara mit der zentralen Glockenbecher-Kultur überschneidet.

d. Die span.-pyren. Megalith-Gräber.

§ 18. In Spanien trifft man diese Gräber im pyren. Gebiete im ganzen Baskenlande (Vizcaya, Álava, Guipúzcoa, Navarra) und in Katalonien (Lérida, Gerona, Barcelona), doch immer in den pyren. Bergen oder in ihren Fortsetzungen. Bis zum Ebro-Tale sind sie weder im Baskenlande noch in Katalonien gekommen, und sowohl der südlichste Teil Navarras wie die Ebene Süd-Léridas sind davon frei. Sie sind also in Spanien ein typischer Vertreter der Berglandkultur.

§ 19. Die Funde aus den zahlreichen, gut untersuchten Gräbern Kataloniens und des Baskenlandes beweisen einerseits, daß fast alle Gräber der vollen Kupferzeit angehören (nur eine Gruppe von Steinkisten gehört in Katalonien zur frühen BZ), andererseits zeigen sie, daß die pyren. M. eine wirklich selbständige Kultur bilden, trotz der Beziehungen in der Grabform und in den Typen zu den anderen kupferzeitl. Kulturen Spaniens. Diese Kultureinheit läßt vermuten, daß das Fehlen von M. in der Prov. Huesca nur durch mangelnde Untersuchungen zu erklären ist. Es liegen jedoch einige Nachrichten über das Vorhandensein von M. in den bergigen Landschaften Aragoniens (Sierra de Guara: Prov. Huesca) vor, welche noch von fachmännischer Seite bestätigt werden müssen.

§ 20. An Grabtypen gibt es Ganggräber, Galeries couvertes und Steinkisten sowohl in der bask. wie in der katalan. Gruppe. Die Ganggräber bleiben jedoch ziemlich selten, während die anderen Typen häufig vorkommen.

Interessant ist es, daß die Galerie couverte, die sich ebenfalls aus dem Ganggräber-Typus entwickelt, unter Scheidung des Eingangsteiles von dem üblichen kammerartigen Gangteile, der etwas breiter wird (Romanyá de la Selva in Gerona), meistens eine vervollkommnete Form aufweist: die Galerie couverte mit parallelen Seiten und ohne Scheidung von Grabkammer und Gang. Sowohl im Baskenlande wie in Katalonien gibt es bisweilen Galeries couvertes, die durch querstehende Steinplatten in verschiedene Abteilungen geschieden sind,

was wohl zur Trennung der verschiedenen Beisetzungen diente.

Übergangstypen zu den Steinkisten sind auch öfters in beiden Teilen des pyren. Gebietes gefunden. Es sind kleinere Galeries couvertes, die Seiten noch durch mehrere Steinplatten gebildet, die zu den rechteckigen oder viereckigen Steinkisten führen. Daß die Entwicklung schon in der vollen Kupferzeit stattfand, ist durch die Gleichheit des Materiales bewiesen. Tatsächlich hat man in allen Grabtypen Glockenbecherkeramik gefunden (in Katalonien: Ganggrab La Cabana Arqueta bei Espolla, Galeries couvertes von El Barranc bei Espolla, Santa Cristina, Puig-ses-Lloses bei Folgarolas usw., Steinkisten: Barraca del Lladre bei La Estrada, Mas del Boix bei Brull usw., im Baskenlande Steinkisten von Pagobakoitza und Gorostiarán).

e. Die Richtung der Verbreitung der M. in Spanien.

§ 21. Die pyren. M. sowohl wie diejenigen Andalusiens lassen eine Ausbreitung des Typus von Portugal aus erkennen, die aber nicht von anderen Kulturerscheinungen begleitet wird, während die M. Salamancas, Extremaduras und Huelvas eine Ausbreitung der ganzen portug. Kultur zeigen. Damit stimmt überein, daß alle nichtportug. Gräber schon in die volle Kupferzeit datiert werden müssen. Ferner ist auch zu beachten, daß fast ganz Zentralspanien (mit der einzigen Ausnahme des Grabes von Portillo de las Cortes) und die ganze Ostküste (außer den Endabschnitten: Nord- und Mittelkatalonien und Almeria) keine M. haben.

Die geographische Verteilung und die chronol. Verhältnisse führen also zu dem Schluß, daß die M. Spaniens portug. Ursprungs sind, da sie später als diese sind und sich typol. auf sie zurückführen lassen, wenn auch jede Strömung, die die M. trägt, die portug. Typen anders ausgewählt und entwickelt hat. Die südlichste Strömung führt die Ganggräber, Galeries couvertes und vor allem die Kuppelgräber mit sich, während im N die Ganggräber im pyren. Gebiete weniger beliebt waren und dafür hier die Galerie couverte in eigenartiger Entwicklung (mit parallelen Seiten) gleich die Steinkiste hervorbrachte. Das alles stimmt

auch zu der Verbreitungsrichtung der portug. Kultur im Äneolithikum, die von Wausgeht.

f. Die südfrz. Megalithgräber-Kultur. S. a. Frankreich B § 21—41.

§ 22. In Südfrankreich gibt es im Volläneolithikum zwei autonome Kulturgruppen mit M., die, wenn auch eng verwandt, nicht als ganz gleichartig angesehen werden können, die w. und die ö. pyren. Kultur. Die Entstehung der ersteren ist weder durch Ausbreitung der bask. Kultur noch durch bloße Einflüsse der ö. zu erklären; auch ihre Vorläufer sind vorläufig unbekannt, aber sie könnte so gut wie die bask. M.-Kultur im Lande selbständig entwickelt sein, was natürlich nicht auswärtige Einflüsse und Beziehungen ausschließt. Die ö. ist einfach eine Ausbreitung der katalan. M.-Kultur. Während von der westpyren. frz. Kultur keine Fortsetzung bekannt ist, entwickelt sich die ö. ungestört bis in den Anfang der BZ und scheint sich in nw. Richtung, n. der Garonne, bis in die Übergangsgebiete zur nordfrz. Kultur (Sillex- und Bretagne-Kultur) auszubreiten. Vgl. Band IV Tf. 3 und 4.

§ 23. In allen Gruppen der frz.-pyren. Kultur gibt es M. Aus der ö., und zwar aus deren erster Stufe (chronol. der katalanischen gleichstehend), ist das Ganggrab bzw. Kuppelgrab von Collorgues (Gard) als alleinstehende Erscheinung hervorzuheben (Band IV Tf. 16c). Ob seine Entstehung einfach aus technischen Gründen (Notwendigkeit, die Kammern mit Kleinmaterial zu bedecken) zu erklären ist, oder ob andere Ursachen mitgewirkt haben, können wir vorläufig nicht entscheiden, aber auf jeden Fall gibt es in Katalonien vorläufig keine Parallele. Dagegen weisen sämtliche anderen Typen auf katalan. Ursprung hin, die Galeries couvertes (Grotte du Castellé [Band IV Tf. 16b], Grotte des Fées [ebd. Tf. 16a], Grotte de la Source, Grotte Bounias im Dép. Bouches-du-Rhône) und die zahlreichen Steinkisten (ebd. Tf. 21), die einzigen Typen, die sich bis in die späteren Stufen (II. und III., die letzte schon bronzzeitl.) hinüberretten. In der w.-pyren. Kultur gibt es Galeries couvertes (La Halliade; ebd. Tf. 28c) und Steinkisten, die, wenn sie auch mit span. Typen sowohl des Baskenlandes wie Kataloniens verwandt sind, lokale Verschieden-

heiten verraten, wie die kleine Seitenkammer von La Halliade oder die breite, trapezförmige Steinkiste von Pouy Mayou (ebd. Tf. 28 a).

§ 24. Durch die Ausbreitung der ostpyren. Kultur ins Rhône-Gebiet und in dessen Nachbarschaft können die M. in den Bereich der Silex-Kultur Nordfrankreichs und in die Zwischengebiete, wo die Funde wenig charakteristisch sind, gelangt sein. Auf jeden Fall sind diese Gräber, auch wenn sie „Dolmen“ genannt werden, keine primitiven Gräber, sondern entweder *Galleries couvertes* (in der Silex-Kultur) oder Steinkisten (überall), wie auch in Südfrankreich. Die Expansion der M. über fast alle frz. Départements sagt also nicht viel und beweist nur, daß diese Grabart allmählich allg. Verbreitung gefunden hat; was über den Ursprung der verschiedenen Gruppen und über die Richtung der Verbreitung entscheidet, ist nur die Eigenart des Grabinventars und dessen Beziehungen.

g. Die Megalith-Gräber der Silex-Kultur (Seine - Oise - Marne - Stufe). § 25. Diese Kultur besitzt (auch noch im Aneolithikum) M., die mit den pyren. eng verwandt sind, nämlich als Haupttypus *Galleries couvertes* (vgl. Band IV Tf. 8) und Steinkisten.

In welchem Verhältnis die M. der Seine-Oise-Marne-Kultur zu denjenigen der nördlichsten oder nordöstlichsten Départements, nämlich zu denen der belg. Grenze und Belgiens (s. d. B § 5 und Band I Tf. 107 b) selbst, stehen, ist vorläufig aus Mangel an typischem Grabmaterial nicht näher zu bestimmen. Die Grabtypen sind dort wohl auch Steinkisten. Es scheint aber, daß in diesen peripherischen Gebieten die M. die äußerste Verbreitungsgrenze der frz. Typen bezeichnen, und daß sie ostwärts keine Beziehungen zu den nord. Gräbern und Kulturen, die w. bis Holland gehen, haben. Diese sind in der Zeit der M. Frankreichs auf dem Kontinent wohl durch die rhein. Glockenbecherkultur von den westeurop. geschieden. Der Abbruch der Kulturgemeinschaft zwischen Nordeuropa und der frz. Ebene, die Åberg auf Grund der unabhängigen Axtentwicklung schon für ältere Zeiten nachgewiesen hat (in N seit dem Anfang der Dolmenzeit, in Frankreich seit

der spätneol. Zeit, unmittelbar vor der Silex-Kultur), tritt in vollneol. Zeit (der Silex-Kultur Frankreichs, wohl der Per. der jüngeren Ganggräber des N chronologisch nahestehend) noch schärfer hervor. Die westeurop. M. sind also auf dem Kontinent ganz von den n. getrennt, so daß hier eine Verbindung zwischen den beiden M.-Kulturen nicht besteht.

h. Die Megalith-Gräber der Bretagne-Kultur. S. a. Frankreich B III.

§ 26. Es herrscht dort eine große Mannigfaltigkeit an M.-Typen. Einige sind mit denen Frankreichs und Spaniens verwandt, andere weisen ganz andersartige Formen auf. Man darf als mit den span. verwandt folgende Typen ansehen: Ganggräber mit runder Kammer und langem Gang, ein Typus, der in der Bretagne sehr häufig ist, Kuppelgräber mit runder Kammer, den portug. sehr ähnlich (*Île Longue*; Band IV Tf. 36). Wie diese Gräberformen nach der Bretagne gekommen sind, ist schwer zu sagen, doch ist ihre Herkunft aus Südfrankreich unwahrscheinlich, da Ganggräber der span.-pyren. Kultur wohl bis dorthin nicht gelangt sind. (Eine Ausnahme bildet nur das Kuppelgrab von Collorgues, das eben eine hochseltene Erscheinung ist, besonders weil in der span.-pyren. Kultur keine Kuppelgräber vorkommen). Die Verbindung könnte über See direkt von Nordspanien bis zur Bretagne gegangen sein, aber da das eigentliche Gebiet der Ganggräber und mit ihnen auch der Kuppelgräber auf der iber. Halbinsel Portugal ist und mit Portugal die Bretagne auch durch andere Kulturbeziehungen (reichverzierte Glockenbecher, Bernstein, einige Typen der gravierten Zeichen) verknüpft ist, scheint es richtiger, die Ganggräber mit runder Kammer und die Kuppelgräber, ebenfalls mit runder Kammer, aus Portugal herzuleiten. Die *Galleries couvertes* können in ihren Grundtypen (abgesehen von den rein lokalen Varianten wie *Galleries couvertes* mit parallelen Wänden, die in der Mitte sich winkeltartig krümmen [Plougoumelen] oder Galerien mit mehreren Seitenkammern [Mané-Klud-er-iér]) ebenso gut von den pyren. direkt herkommen (normale *Galleries couvertes* mit parallelen Seiten) als sich kleine Änderungen aus der benachbarten Seine-Oise-Marne-Kultur an-

geeignet haben (wie die Verschließung mit einem Querstein und vor diesem zwei Eingangsplatten). Auch die Steinkisten, gewöhnlich sehr klein (Band IV Tf. 38 a, 39 a), können sowohl aus Südfrankreich direkt als auch aus der Seine-Oise-Marne-Kultur stammen.

§ 27. Die üblichen Typen aber sind, wenn man sie vom südwesteurop. Standpunkt aus betrachtet, recht fremdartig. Zuerst die verschiedenen Varianten der Ganggräber mit viereckiger oder rechteckiger Kammer, die sich meistens quer am Ende des Ganges befindet. In Südwesteuropa, und sonst auch in Frankreich, sind sie so gut wie unbekannt. Es gibt nur in Andalusien die Galerie Cueva de Viera (Tf. 22 d), welche aber schon in Spanien sehr auffallend ist. Sie hat außerdem eine regelmäßige viereckige Kammer, die kaum breiter als der Gang ist und wohl als ein Unikum rein lokalen Ursprunges angesehen werden muß. Dagegen sind die Ganggräber mit rechteckiger Kammer, auch die Variante mit zwei hintereinanderliegenden Kammern, in Nord-europa häufig. Da auch andere nord. Erscheinungen in der Bretagne-Kultur vorkommen (Bernstein, Krügenflaschen [Band IV Tf. 44k, 45k, 46q], Streitäxte [ebd. Tf. 39]), ist die Annahme einer Verwandtschaft mit den nordeurop. und wohl auch der nord. Ursprung glaubhaft, letzteres, weil die Gräber mit rechteckiger Kammer in der Bretagne als fertige Typen, wenn auch in verschiedenen Abarten, erscheinen, während sie in der nord. M.-Kultur wohl bodenständig sind.

§ 28. Ein höchst seltener Grab-Typus ist das von Montelius nach einer älteren Publikation (Congr. intern. préh. Norwich 1868) ohne besondere Ortsangabe abgebildete Ganggrab mit kreuzförmigem Grundriß. Ob diese Form wirklich in der Bretagne gefunden ist, scheint fraglich. Wahrscheinlich liegt ein Irrtum vor. Die Form ist nur als engl. oder unter engl. Einfluß entstanden denkbar, da solche kreuzförmigen Grundrisse typisch für die M. der brit. Inseln sind.

§ 29. Im allg. ist zu sagen, daß sämtliche oben besprochene Typen gleichzeitig sein müssen. Wenn Funde vorkommen, so ist es in fast allen Gräber-Typen Glockenbecherkeramik (Band IV Tf. 40—46), die sowohl in den Ganggräbern mit runder wie in denen mit rechteckiger Kammer, in den Galeries cou-

vertes und in den kleinen, viereckigen Steinkisten auftritt. Neben der Glockenbecherkeramik erscheinen auch die übrigen Leitformen der Bretagne-Kultur in sämtlichen Gräber-Typen. Es ist aber fast sicher, daß manche Typen sich bis in den Anfang der BZ gehalten haben. Doch ist man über diese Frage schlecht unterrichtet. Es sieht aber so aus, als ob nach der ersten Blüte der Bretagne-Kultur in der vollen Kupferzeit, also gleichzeitig mit der Seine-Oise-Marne-Kultur und mit der pyren. M.-Kultur (I. ö. Stufe), die Grabformen sich verändert haben. Von den sicher später als die Kupferzeit anzusetzenden Gräbern (die Gräber mit feinpolierten Chloromelanith- und Jadeit-Äxten [ebd. Tf. 48c] sowie Äxten mit geschwungener Schneide) ist Mané-er-Hroék ein Kuppelgrab, vom Typus der normalen span. Kuppelgräber und des Kuppelgrabes von Ile Longue in der Bretagne abweichend; es hat keinen Gang, und die Kammer mit kuppelartigem Gewölbe ist ganz aus Kleinmaterial erbaut und auch ziemlich klein. Die Vorliebe für kleine Gräber, immer noch unter riesigen Tumuli, zeigt sich weiter in einer Steinkiste von Mont-Saint-Michel, die ebenfalls dieser Gruppe angehört.

Daß andere Grab-Typen (Ganggräber, Galeries couvertes) sich bis in die späte Zeit erhalten haben können, ist natürlich nicht ausgeschlossen, man sieht aber in der Bretagne, daß die Hügelgräber der II. Per. der BZ schon ganz kleine Kammern, aus kleinen, ziegelartigen Steinen erbaut, erhalten (Band IV Tf. 56), was mit der oben besprochenen Tendenz des Verschwindens der großen Gräber übereinstimmt.

Zu bemerken ist auch, daß verschiedene Male mehrere M. zusammen in einem einzigen Hügel geborgen sind. Der Hügel erscheint dann länglich wie die engl. „Long Barrows“ (s. d.). Als typisch zu bezeichnen wären die Grabhügel von Mané-Lud (s. d.) und Moustoir (s. d.).

§ 30. In welchem Verhältnis die nicht sepulkralen Bauten der Bretagne zu den Gräbern stehen, ist noch schwer zu beurteilen. Es ist jedoch auffallend, daß die Steinkreise (Cromlechs), Alignements (ebd. Tf. 33, 34) usw. dasselbe Gebiet bedecken wie die Bretagne-Kultur, und daß, auch wenn anderswo vereinzelt Menhirs (s. d.) vor-

kommen, sie nie in so engen Beziehungen zu den M. stehen wie in der Bretagne. Bei den übrigen Menhirs Frankreichs und bei denen Kataloniens, wo auch einige von ihnen bekannt sind, läßt sich niemals ein direkter Zusammenhang mit den M. nachweisen. Man hat übrigens auch versucht (C. Schuchhardt), diese Anlagen und Bauten in Beziehung zum Totenkult zu setzen, besonders die bei Kerlescan, wo die Alignements zu einem Cromlech führen, der neben einem Megalithgrab liegt. Der Cromlech wird als der Kultplatz, die Alignements werden als die dahinführende Straße angesehen. Am Fuße einiger Menhirs der Bretagne sind Funde gemacht worden (Keramik, Silex-Tranchets) usw. die, wenn sie auch über die Bestimmung dieser Monumente keine Aufschlüsse geben, doch beweisen, daß einige schon in der Haupt-epoche der Bretagne-Kultur erbaut und benutzt worden sind. Ob die großen Alignements von Carnac und sonst schon in der Kupferzeit erbaut waren, mag dahingestellt bleiben. Auf jeden Fall sind sie auch später, bis tief in die BZ hinein, benutzt worden.

i. Die Skulpturen und Gravierungen der frz. Megalith-Gräber.

§ 31. Diese Verzierungen sind nicht in allen Kulturgruppen gleich. Im S, im Gebiet der pyren. Kultur Südostfrankreichs, erscheinen die sog. „Statues-Menhirs“ mit Menschen und Beildarstellungen (vgl. Band IV Tf. 14b). Sie sind ganz eigenartig und finden schwerlich Parallelen, außer etwa in der Seine-Oise-Marne-Kultur, wo aber auch keine gleichen Darstellungen vorhanden sind (Beil-, Gesicht-, Kollier- und Brüstendarstellungen der Marne-Grotten und verschiedener Galeries couvertes; ebd. Tf. 13a, b, 14a). Solche Statues-Menhirs sind einmal (Collogues, Gard) in stelenartiger Verwendung auf dem Grabe gefunden worden. Wo diese Typen entstanden sind, ist vorläufig noch nicht möglich zu sagen. Span. oder portug. Parallelen, die des öfteren herangezogen worden sind, können das Problem nicht lösen, da, auch wenn ihnen ähnliche Vorstellungen zugrunde liegen mögen, sie in ihrem bildlichen Ausdruck ganz verschieden sind (z. B. die Felsenmalereien oder Gravierungen von Peña Tú, von den katalan. Gräbern mit stilisierten Menschen- oder

Gottheitsdarstellungen, die sog. Stelen von La Esperança in Portugal und von Asquerosa in Granada, die sog. Statues-Menhirs von Troitosende in Portugal usw.).

§ 32. Eine andere Gruppe von Zeichen, für die es bessere Gegenstücke gibt, ist die bretonische. Da hat man zuerst eine Gruppe mit einfachen, krummen Linien, Axtdarstellungen, stilisierten Tiergestalten, sogar sonnenartigen Bildern (Mané-Lud, Table des Marchands, Mané-er-Hroék usw.; Band IV Tf. 47), die große Ähnlichkeit mit portug. und nordwestspan. Darstellungen hat (Zeichen von Salles in Portugal und von Galicien und Cangas de Onis in Asturien, mit krummen Linien, Axtdarstellung von La Pedra dos Mouros bei Bellas, sonnenartige Bilder vom Kuppelgrab bei Jerez de los Caballeros in Extremadura, von La Cueva de Menga in Andalusien usw., stilisierte Tiergestalten der portug. M. und der Felsenkunst Spaniens). Eine zweite Gruppe, sehr von den span. Darstellungen verschieden und mehr mit engl. Bildern (New-Grange) vergleichbar, ist durch die Gravierungen von Gavrinis und damit verwandter Gräber, wo schwer zu deutende Spiralen, Kreise, schildförmige Muster usw. vorkommen, vertreten (Band IV Tf. 13 c, d). Von dieser Gruppe ist vermutet worden (Breuil), daß sie schon zur BZ gehört, was nicht unwahrscheinlich ist, die erste Gruppe aber, mindestens in ihrem Anfang, fällt noch in die Kupferzeit (durch die Glockenbecherfunde von Mané-Lud), wenn sie auch bis in die Anfänge der BZ gedauert haben kann (Mané-er-Hroék). Die Bretagne-Gravierungen könnten wohl als ein weiterer Beleg für den Einfluß der w. über. Halbinsel (insbesondere Portugals) angesehen werden und sind an Ort und Stelle selbständig, wohl in Zusammenhang mit den brit. Inseln, weiterentwickelt worden. Über die verzierten Platten der M. der Seine-Oise-Marne-Gruppe sowie der Bretagne s. a. Frankreich B § 13, 57–61.

j. Die Megalith-Gräber der brit. Inseln. S. a. Großbritannien B § 4–7.

§ 33. Die große Masse der gut bekannten M. der brit. Inseln gehört zu Typen, die sehr weit fortentwickelt und meist mit den nordfrz. eng verwandt sind. Sie werden gewöhnlich als „Long Barrows“ (s. d.) bezeichnet. Gibt es hier auch

richtige primitive „Dolmen“? Es wird von solchen gesprochen und betont, daß sie aus großen Steinblöcken gebaut sind (Dolmen von Moytura und andere in Irland, verschiedene aus England, Dolmen bei Craigmadden, sogar auf den Orkneys sollen sie vorhanden sein). Da aber meistens keine Grabgrundrisse veröffentlicht worden sind oder die Gräber freistehend ohne Hügel in Ortschaften liegen, wo man vermuten kann, daß der Hügel, ja Teile des ursprünglichen Grabes zerstört worden sind, muß man hier ein definitives Urteil darüber vertagen, wozu auch das vollständige Fehlen von Funden zwingt. Ein guter Kenner der brit. Megalith-Kultur (Kendrick) glaubt, daß wirkliche primitive „Dolmen“ auf den brit. Inseln vollständig fehlen. Leider sind überhaupt in den meisten M. der brit. Inseln Funde nicht gemacht worden, weil sie vor langem, schon in der Zeit der Wikinger-einfälle, ausgeraubt worden sind, doch kennt man z. T. aus einigen Keramik, Silex-Pfeilspitzen und andere Gegenstände, deren Bedeutung später gewertet werden soll. Für viele Gräber ist man auf die bloße Typologie des Baues angewiesen.

§ 34. Die M. erscheinen am häufigsten in Westengland (Cornwall, Wales, Somerset, Wiltshire, Berkshire, Gloucestershire) und reichen nördlicher über Herefordshire und Oxfordshire bis Derby und noch weiter bis Westmoreland und Yorkshire. Es gibt aber solche auch in S-England (Sussex und Kent). In Irland finden sie sich an der Ostküste, zwischen Dublin und dem Boyne-Fluß, in Schottland kommen sie in der äußersten nördl. Spitze (Inverness und Caithness) und auf den benachbarten Orkney-Inseln vor. Politisch zu England, geographisch mehr zu Nordfrankreich gehörig, besitzt auch die Insel Jersey M. (ein Ganggrab mit senkrecht in der Kammer stehenden Steinplatten, die diese abteilen. Sie sind mit Steinplatten bedeckt, der Mittelteil der Kammer hat ein falsches Gewölbe).

§ 35. Eigentliche Ganggräber von einfachem Typus mit regelmäßiger runder Kammer und ohne falsches Gewölbe sind in Cow-Common (Gloucestershire), Minning Low (Derby) und Pole's Wood (Gloucestershire) gefunden. Ähnlich, aber mit fast viereckiger Kammer, ist das Grab

West Kennet in Wiltshire. In Irland liegt im selben Hügel wie das große Kuppelgrab bei Dowth ein kleineres Ganggrab ohne Kuppel mit runder Kammer und kleiner Seitenkammer. Diese Typen sind mit den breton. Ganggräbern eng verwandt, da auch dort das normale Ganggrab das mit runder Kammer ist und die Variante mit mehr oder weniger viereckiger Kammer ebenfalls nicht fehlt.

§ 36. Die Beziehungen zur Bretagne leuchten auch bei den Kuppelgräbern durch, besonders bei den einfachen Typen mit regelmäßiger runder Kammer, die auf den brit. Inseln bei Loughcrew (s. d.; Grab L) in Irland und bei Clava in Inverness (Schottland) vorkommt. Kleine Abweichungen vom runden Typus sind bei den Gräbern Bruan, Garrywhin und Jarhouse in Caithness (Schottland) zu beachten. Ebenfalls aus Schottland (Camster in Caithness) stammt eine mehr abweichende Variante mit fast trapezförmiger Kammer, die sich allmählich in der Nähe des Ganges verengert.

§ 37. Als Entwicklungsstufen des Kuppelgrabes, eng verwandt mit anderen gleich zu besprechenden Typen ohne falsches Gewölbe, sind die Kuppelgräber anzusehen, welche kreuzartigen Grundriß aufweisen. Er ist aus Verbindung der Mittelkammer (oktogonal) mit drei trapezförmigen Nebenkammern, die fast so groß wie die Hauptkammer sind, entstanden (Loughcrew [T. <Band VII Tf. 209 a> und H], New-Grange [s. d. sowie Band VIII Tf. 152 a] und Dowth in Irland). Höchst selten und rein lokaler Art sind die z. T. mit falschem Gewölbe versehene Gräber Stoney Littleton in Somersetshire und Uley in Gloucestershire in England. Man kann sie als Galeries couvertes mit viereckigen (Stoney Littleton) oder rundlichen (Uley) Nebenkammern auffassen, bei denen oben die Gewölbetechnik angewendet wurde.

§ 38. Lokale und singuläre Erscheinungen sind auch die Kuppelgräber der Orkney-Inseln mit viereckiger (Maeshowe) oder meist rechteckiger und öfters sehr langer Kammer (Unstan, Quoyness, Quanterness, Papa Westray, Wideford Hill), in welche kleine Nebenkammern einmünden.

§ 39. Eine andere Gruppe von Gräbern, nicht mit falschem Gewölbe, sondern mit

Steinplatten bedeckt und mit geradlinigem Grundrisse, bilden die Ganggräber mit kreuzförmigem Grundriß (Moytura in Irland und Wayland Smithy in Berkshire [England]) oder mit kreuzförmigem Grundriß und zwei weiteren Seitenkammern, eine auf jeder Seite des Ganges. Die Entstehung dieser Gräber könnte erklärt werden durch die Erweiterung einer normalen Galerie couverte mit Seitenkammern, wie das auch der Fall zu sein scheint bei einigen Gräbern der Bretagne, z. B. beim Grabe Mané-Klud-er-iér (Galerie couverte mit einer Nebenkammer auf der einen und zwei dicht aneinanderliegenden auf der anderen Seite) oder, falls es wirklich aus der Bretagne stammt, bei einem Ganggrab mit kreuzförmigem Grundriß (Bretagne, ohne nähere Angabe; nach alten Veröffentlichungen). Es gibt jedoch noch eine andere Entstehungsmöglichkeit für diese kreuzförmigen Ganggräber. Sie könnten auch die durch die Anfügung von Seitenkammern entstandene Umbildung eines Typus sein, dessen Grundform ein Ganggrab mit viereckiger oder rechteckiger Kammer wäre. Bei dem Grabe von Moytura wäre jedoch die Umbildung nicht durch die Anfügung von Seitenkammern, sondern von einer kleinen Hinterkammer an die große rechteckige, zu dem Gang querstehende Hauptkammer erfolgt. Wohl sicher durch die Anfügung von Seitenkammern (zwei an jeder Seite) an eine richtige Galerie couverte ist das Grab bei Park Cron in Wales gebildet, das ebenfalls mit Mané-Klud-er-iér in der Bretagne zu vergleichen ist. Die Ableitung dieser auf den brit. Inseln lokal entstandenen Gräber aus ursprünglichen Galeries couvertes wird bestätigt durch die Form des Grabes Calliagh Bitras House bei Monasterboice unweit New-Grange in Irland. Es handelt sich hier um eine regelrechte Galerie couverte mit parallelen Seiten.

§ 40. Ferner wären auch kleine, von riesigen Hügeln bedeckte Steinkisten zu nennen. So die Gräber bei Rodmarton und Belas Knap in Gloucestershire, bei Littleton Drew in Wiltshire sowie in Cornwall (England) wie in der Bretagne die kleinen Steinkisten von Mont-Saint-Michel bei Carnac in Morbihan u. a.

§ 41. Wie in der Bretagne (Gavr'inis-Gruppe) finden sich auch auf den M. der brit. Inseln eingravierte Zeichen auf den Steinplatten. Es sind die Kuppelgräber bei Loughcrew (Band VII Tf. 210), bei New Grange (Band VIII Tf. 152b), bei Powth in Gesekilgreen, Knockmany u. a., auf deren Platten sonnenartige Zeichen, Wellenlinien, Spiralen, konzentrische Halbkreise, Zickzacklinien, Dreiecke, Rhomben, sogar palmenartige Zeichen eingraviert sind. In Cloonfinlough sollen auch Zeichen erscheinen, die in ihrer Form an span. stilisierte Menschenfiguren erinnern. Es ist auch bemerkt worden, daß manche Zeichen über andere ältere und absichtlich verwischte eingraviert sind. Ähnlichkeiten mit denen der Gavr'inis-Gruppe der Bretagne und der sog. *insculturas* der Felsen Galiciens (Spanien) sind als sicher zu betrachten. Damit ergibt sich ein weiterer Parallelismus zwischen den beiden entferntesten Gruppen der M. Westeuropas. Auf jeden Fall sind die ir. Gravierungen stärker fortentwickelt als die meisten breton., was entweder auf eine spätere Zeit oder einen ausgesprochen lokalen Charakter der ir. deutet.

§ 42. Die Chronologie der M. der brit. Inseln ist eine der schwierigsten Fragen. Für viele M.-Denkmäler ist sie fast unlösbar, weil die meisten Gräber seit langem ausgeplündert sind. Der stark lokale und technisch vollkommene Charakter vieler Gräber, besonders Irlands und Schottlands nebst den Orkney-Inseln, weisen auf eine späte Zeit hin. Da viele dieser Gräber sich mehr oder weniger auf breton. Prototypen zurückführen lassen, wäre der Anfang der BZ als mögliches Datum zu vermuten. Dieselbe Datierung ist durch Breuil und Macalister auf Grund der Typen der gravierten Zeichen der ir. Gräber vorgeschlagen. Doch machen die engl. Gräber z. T. einen älteren Eindruck. Es gibt dort auch typol. ältere Gräber (Ganggräber mit runder Kammer und ohne Kuppel, Ganggräber von Lokaltypen, die mehr oder weniger Ähnlichkeit mit Galeries couvertes aufweisen). Man möchte aber der Gräber-Typologie nicht zu viel chronol. Wert beimessen. In den engl. Gräbern sind die meisten Gegenstände gefunden worden, die chronol. Schlüsse

gestatten. Es sind Pfeilspitzen aus Silex von dem Ganggrab bei West Tump, Gloucestershire), von der Galerie couverte mit seitlichen Kammern bei Notgrave (Gloucestershire) und den Steinkisten bei Rodmarton (Gloucestershire) usw., lorbeerblattförmig und fein retuschiert, wie die Typen des Äneolithikums Frankreichs, besonders des ostpyren. und teilweise auch in der Silex-Kultur des Seine-Oise-Marne-Gebietes. Ob die Gräber, in denen sie vorkommen, älter sein müssen als der Anfang der BZ, ist fraglich, weil solche Pfeilspitzen auch in der Glockenbecher-Kultur (BZ) der „Round Barrows“ (s. d.) vorkommen.

Durch die Keramik kann man vielleicht sichere Anhaltspunkte für die Chronologie einiger M. gewinnen. Unter den Scherben der M. lassen sich zwei Arten, welche nicht gleichzeitig zu sein scheinen, unterscheiden. Zuerst eine grobe, unverzierte Ware, mit einfachen Formen (kleine Becher), von Menghin Grimston-Keramik genannt (Hoernes-Menghin *Urgesch. der bild. Kunst in Europa*³ 1925 S. 717), welche älter als viele M. sein muß, doch mit einer Anzahl von ihnen gleichzeitig ist. Das letztere wird durch das Vorkommen solcher Ware in den M. von Windmill Tump (Rodmarton, Gloucestersh.), Tinhead, Lanhill und Norton Bavant (Wiltshire) bewiesen. Dagegen ist sie unter den M. von Wexcombe Down (Wiltsh.) erschienen. Diese grobe Keramik wird in verschiedenen Wohngruben Englands (Grimston bei East Riding, Yorkshire, und in den Flintminen von Grime's Graves gefunden und läßt sich mit der typischen, unverzierten Keramik der Silex-Kultur Nordfrankreichs vergleichen.

Eine spätere Ware ist die sog. Peterborough-Keramik, welche feinere Bearbeitung des Tones und Nagel- und Grubenornamente, eingetieft auf halbkugeligen Vasen (sog. *bowls*), aufweist. Sie wird auf Wohnplätzen bei Peterborough in Lincoln, Mortlake an der Themse und in verschiedenen M. (Pole's Wood und Windmill Tump bei Rodmarton, beide in Gloucestershire, und West Kennet in Wiltshire) gefunden. In West Kennet wurde sie mit Scherben von Glockenbechern der Round-Barrow-Kultur angetroffen, welche Vergesellschaftung auch in dem Fund

von Mortlake und im „Round Barrow“ von Hardley Hill (Dorset) vorkam. Man möchte also glauben, daß bei den engl. M. zwei Per., durch verschiedene Keramik charakterisiert, existieren. Die erste wäre noch kupferzeitl. (wenn auch keine Metallfunde vorliegen) und den fortgeschrittenen Phasen der Silex-Kultur Nordfrankreichs parallel laufend, aus der man vielleicht einige Typen der engl. Galeries couvertes (mit „Seelenloch“ wie die frz.) sowie die lorbeerblattförmigen Pfeilspitzen und vielleicht auch die Grimston-Keramik und den Bergbau auf Silex herleiten könnte. Die zweite Per. ist schon frühbronzezeitl., geht neben der Round-Barrow-Kultur her und vermischt sich mit ihr. Der Ursprung der *bowls* ist in der balt. Kammkeramik (s. d.) gesucht worden. Auf jeden Fall sind dann Beziehungen nach Skandinavien wahrscheinlich.

Daß die engl. M. z. T. älter, z. T. gleichzeitig mit der Round-Barrow-Kultur sind, wird auch durch die Funde sekundärer Beisetzungen vom Typus der Round Barrow in M. (Fighelde bei Long Barrow und Wilsford in Wiltshire) bestätigt. Ähnliches wird auch angedeutet durch das Vorkommen von Jadeit-Perlen, wieder eine Round-Barrow-Kulturerrscheinung in den engl. M. von Eyford und Notgrave (Gloucestershire; vgl. Kendrick a. a. O.).

Die ir. und schott. M. dürften am spätesten sein und eine Kulturströmung aus der Bretagne widerspiegeln. In Loughcrew H sind, außer groben Tongefaßscherben, sog. Manufakte aus Feuerstein und Bernsteinperlen, in Loughcrew L eine polierte Syenitkugel, Schmucksachen aus Jet und grobe Keramik gefunden. Das Vorkommen von feinpoliertem, ausgewählten Gestein für Geräte und Schmucksachen sowie von Bernstein spricht, da deren Vorkommen in der Kupferzeit Nordwesteuropas ausgeschlossen ist, nach der Bretagne zu urteilen, für eine überwiegend späte Zeit (vgl. die Mané-er-Hroék-Gruppe der Bretagne). Übrigens hat man am Eingange von Loughcrew T auch eine Bronze-Nadel gefunden. Alle diese Indizien sind Stützen für die Datierung in den Anfang der BZ. Die in der Literatur erwähnten Funde der schott. Gräber sind leider für die Chronologie nicht benutzbar.

§ 43. Auch in England wie in der Bretagne steht die M.-Kultur in Beziehung zu Denkmälern von der Art der großen Steinkreise und Alignements. Es seien nur Stonehenge (s. d.) bei Salisbury und Avebury (s. d.) bei Marlborough in Wiltshire genannt (s. a. Band I Tf. 41, 57; Band IV Tf. 249, 250 und die Tafeln bei Stonehenge).

3. Zusammenfassung. § 44. Daß die M. Westeuropas in Beziehung zueinander stehen, scheint nach dem oben Gesagten klar. Doch liegt es ebenso auf der Hand, daß sie keine einheitliche Kultur oder eine durch Einwanderungen desselben Volkes eingeführte Erscheinung bilden. Die Einführung des M.-Gedankens und der M.-Typen darf man eher auf Kulturbeziehungen der verschiedenen autonomen Kreise vom Ende der StZ und der Kupferzeit zurückführen. Auf jeden Fall ist anzunehmen, daß solche Beziehungen sich auf das Vorhandensein vieler ursprünglich verwandter ethnischer Elemente in Westeuropa stützen, ohne daß man diese Verhältnisse zu sehr vereinfachen und von „Volk“ oder „westeuropäischem Volk“ und „westeuropäischer Kultur“ sprechen darf.

§ 45. Eigentliche primitive Dolmen-Typen, als solche durch Funde belegt, gibt es nur in Mittel- und Nordportugal. Sämtliche anderen M. Westeuropas sind später, in die Kupferzeit oder sogar in die Anfänge der BZ, zu datieren. Diese jüngeren M. zerfallen in verschiedene, lokale, untereinander unabhängige Kulturgruppen (Portugal, Andalusien, die pyren. Kultur Kataloniens und Südfrankreichs, die Silex-Kultur Nordfrankreichs, die Bretagne, die brit. Inseln, besonders England einerseits und Irland und wohl auch Schottland anderseits).

§ 46. Die Typenentwicklung ist nur in Portugal vollständig. Nur dort kommt man von den älteren Kammern (Dolmen) zu den entwickelten Typen, einerseits über das Ganggrab zum Kuppelgrab, anderseits über das Ganggrab zur Galerie couverte und der Steinkiste. Diese Entwicklung geht in Portugal schon am Ende der Kupferzeit vor sich.

§ 47. Von Portugal aus wirkt eine Ausstrahlung über Andalusien bis zur Almeria-Kultur. Hier finden sich Ganggräber, Galeries couvertes und Kuppelgräber, sämtlich aus der Kupferzeit. Die Steinkisten

megal. Art scheinen in Andalusien erst in den Anfang der BZ zu fallen. Ein anderer Weg führt über Nordspanien zur pyren. Kultur. Wenn auch Ganggräber und Kuppelgräber nicht ganz fehlen, entwickeln sich dort doch vor allem die Galeries couvertes und die Steinkisten, die schon in der eigentlichen Kupferzeit vorwiegen. Die Steinkisten allein retten sich bis in die Anfangsstufe der BZ hinüber.

§ 48. Von der pyren. Kultur her sind die Galeries couvertes und Steinkisten bis in die nordfrz. Silex-Kultur (Seine-Oise-Marne-Kultur) und in die Bretagne-Kultur gelangt. In der Bretagne hat sich diese Kulturströmung mit anderen gemischt, und zwar mit einer, die wohl direkt über See aus Portugal kam und die Ganggräber mit runder Kammer und die Kuppelgräber in die Bretagne brachte, sowie einer anderen aus Nordeuropa, der die viereckigen Kammern zuzuschreiben sind. Aus dieser Kreuzung von Kulturströmungen sind lokale Varianten der verschiedenen Typen und neue Lokaltypen entstanden. Doch bleiben die Formen in der Bretagne im ganzen sehr rein und den ursprünglichen Typen nahe. Auch in der Bretagne dauern die Typen (fast alle) bis in den Anfang der BZ.

§ 49. Als fertige Typen, sich sofort in lokale Abarten verändernd, sind die M. auf die brit. Inseln gelangt: in England wohl aus der Seine-Oise-Marne-Kultur, in Irland und ihm verwandten Gebieten aus der Bretagne. In England bei Beginn der BZ mit der Round-Barrow-Kultur zuerst in Kontakt, dann von ihr allmählich verdrängt, dauern sie anscheinend in Irland und Schottland bis tief in die BZ. Nach O zu werden die M. immer spärlicher, und es ist anzunehmen, daß, abgesehen von den oben erwähnten Beziehungen der Bretagne-M. und denen Englands zu Nordeuropa, sonst keine andere Berührung zwischen den westeurop. und nord. M.-Kulturen stattfand.

Im allg. vgl. O. Montelius *Der Orient und Europa* 1889. Zu § 3—32 s. die vollständige Literatur unter Frankreich B und Pyrenäen-Halbinsel B. — Zu den Megalith-Gräbern der brit. Inseln außer Montelius a. a. O. besonders: Fergusson *Rude stone monuments*; W. Greenwell und Rolleston *British Barrows* 1877; *Archaeologia* 38, 2 (1860) S. 405 ff.; ebd. 42 (1869) S. 161 ff. Thurnam; O. G. S. Crawford *Notes on archaeological information incorporated*

in the Ordnance survey maps Ordnance Survey professional papers NS I *The Long Barrows and Stone circles in the area covered by sheet 8 of the 1/4 inch map (The Cotteswolds and the Welsh Marshes)* 1922; II *The Long Barrows and Megaliths in the area covered by sheet 12 of the 1/4 inch map (Kent, Surrey and Sussex)* 1924; ders. *The Long Barrows of the Cotteswolds* 1925; T. D. Kendrick *The axe age* 1925; Crawford und Kendricks Arbeiten sind die beste Einführung in die Probleme der engl. M. — Über Schottland vgl. Munro *Prehistoric Scotland* 1899. — Über Irland vgl. Coffey *New Grange and other incised monuments in Ireland* 1912; Proceedings of the Royal Irish Academy 36, 1 (1921) Breuil-Macalister; Rev. arch. 13 (1921) S. 75 ff. Breuil; Burkitt *Prehistory* 1921 Tf. 40. — Über Alignements, Cromlechs usw. vgl. Déchelette *Manuel I*; Obermaier *Der Mensch der Vorzeit* o. J. (1912); Schuchhardt *Alleuropa* 2 1926 S. 62 ff. und die angegebenen Arbeiten von Crawford. S. a. Arbor Low, Avebury und Stonehenge. P. Bosch-Gimpera

C. Nordwestdeutschland (Tf. 25—33).

§ 1. Grenzen. — § 2. Verbreitung der M. — § 3. Formen der M.: a. Dolmen? b. Steinkammern und Hünenbetten. c. Steinkistenähnliche Steinkammern und Steinkisten. — § 4. Die wichtigsten Untersuchungen der M. — § 5. Keramik. — § 6. Steingeräte: a. Feuerstein. b. Felsgestein. — § 7. Chronologie. — § 8. Herkunft der nw.-deutschen M.

§ 1. Die Grenze für den Bereich der M.-Kultur, der größer ist als das Verbreitungsgebiet der M. selbst, fällt, abgesehen vom O und SO, mit derjenigen des nord. Kulturgebietes im Sinne Åbergs zusammen. Im O gilt die Elbe als (ziemlich willkürliche) Trennungslinie von verwandten Erscheinungen in Holstein und Mecklenburg, im SO greifen die Gebiete von M.- und Walternienburg-Bernburger Kultur nw. von Magdeburg ineinander über.

N. Åberg *Das nordische Kulturgebiet in der jüngeren Steinzeit* 1918; Jacob-Friesen *Die Grenze der Formenkreise von Megalith- und Bandkeramik bei Hannover* Nachr.-Bl. Nieders. Vorges. NF 2 (1925) S. 1—3; Niklasson *Studien über die Walternienburg-Bernburger Kultur I* Sächs. Jahresschr. 13 (1925).

§ 2. M. sind oder waren in Gegenden vorhanden, die sich über die Niederungen am Meer (Marschen) und an Flüssen (Urstromtäler) erheben und genügend große Steine zum Bau der Gräber darboten. Nur in wenigen Gebieten läßt sich schätzen, wieviel M. im vorigen Jh. zerstört worden sind. Sicher ist, daß die Zahl der beschädigten oder vernichteten Gräber fast überall leider sehr hoch ist. Wir gehen bei der Besprechung der einzelnen Gebiete im allg. von SO nach NW.

Der Kreis Neuahaldensleben weist im „Alvenslebener Höhenzuge“ mindestens 90 M. auf, von denen 70—80 auf einem Gebiete von weniger als nur 16 qkm w. von Neuahaldensleben liegen. Diese sind von Blasius eingehend beschrieben.

W. Blasius *Die megalithischen Grabdenkmäler bei Neuahaldensleben* 12. Jahresber. d. Ver. f. Naturwissensch. in Braunschweig 1901 S. 95—153.

Unweit der Grenze gegen den Kr. Neuahaldensleben liegen in Braunschweig 2, die „Lübbensteine“ genannte M. in Helmstedt, Kr. Helmstedt. Aus Braunschweig sind sonst nur noch „eine lange Reihe von Hünenbetten“ (?) auf dem Höhenzuge zwischen Börssum und Winnigstedt, Kr. Wolfenbüttel, und eine Steinkammer von Amleben, Kr. Wolfenbüttel, bekannt, von der nicht zu entscheiden ist, ob sie der Megalithgrab-Kultur angehört.

P. J. Meier *Die Bau- und Kunstdenkmäler des Herzogtums Braunschweig I* 116; III 2 S. 29, 155.

Krause und Schoetensack veröffentlichten als ersten und leider einzigen Teil einer für ganz Deutschland geplanten Aufnahme der M. ihre Ergebnisse für die Altmark. Von den 4 Kreisen dieses Gebietes sind im Kr. Gardelegen keine, im Kr. Stendal 34, im Kr. Osterburg 21 und im Kr. Salzwedel 135 M. nachzuweisen. Von diesen 190 waren 1893 nur noch 12 gut, 13 teilweise, 20 bloß in spärlichen Resten erhalten.

E. Krause und O. Schoetensack *Die megalithischen Gräber (Steinkammergräber) Deutschlands, I. Altmark* ZfEthn. 25 (1893) S. 105—170.

Für ganz Hannover liegen zwei Sammelwerke vor, von Wächter (1841) und J. H. Müller († 1886; hg. von Reimers 1893), in denen jedoch, wie sich bei neueren Aufnahmen gezeigt hat, viele M. fehlen. Tewes hat 22 der besterhaltenen in einer für damalige Zeit (1898) sehr verdienstlichen Weise durch gute Abb. bekanntgemacht, wobei leider — nach Jacob-Friesen (Kr. Ülzen; vgl. unten) — auf den Grundrissen die Himmelsrichtungen meist falsch angegeben sind. Im J. 1895 wurde durch Umfragen der Regierungspräsidenten ein handschriftliches Inventar der vorgesch. Denkmäler geschaffen und 1925 einer Nachprüfung unterzogen (Abschrift im

Prov.-Mus. Hannover). Seiner Entstehung nach hat es nicht den Wert einer fachmännischen Aufnahme, ist für diese aber eine sehr erfreuliche Vorarbeit.

Johann Karl Wächter *Statistik der im Königreiche Hannover vorhandenen heidnischen Denkmäler S.-A.* aus „Hannoversches Magazin“. Hannover 1841; J. H. Müller *Die vor- und frühgeschichtl. Altertümer der Provinz Hannover*, hg. v. J. Reimers. Hannover 1893; Friedr. Tewes *Die Steingräber der Provinz Hannover Hannover 1898*; vgl. auch W. Blasius *Megalith. Grabdenkmäler des nw. Deutschl.* 10. Jahresber. d. Vereins f. Naturwissensch. zu Braunschweig 1897 S. 275—289.

Im Regierungsbezirk Lüneburg sind oder vielmehr waren besonders der dem an M. reichen altmärkischen Kreis Salzwedel benachbarte Kr. Ülzen und ferner die an die Elbe stoßenden Kreise Lüchow (auch an den Kr. Salzwedel grenzend), Dannenberg, Bleckede, Lüneburg, Winsen a. L., Harburg ein Gebiet mit vielen M. Es ist von Lienau zusammenfassend behandelt und von Jacob-Friesen z. T. planmäßig aufgenommen worden (Kr. Ülzen, Lüchow, Dannenberg; die beiden letzteren noch unveröffentlicht). Beim Kr. Ülzen war dadurch, daß hier v. Estorff bereits 1846 eine sehr genaue Feststellung veröffentlicht hatte, die Möglichkeit gegeben, das Ausmaß der Zerstörung von M. zu bestimmen und kartographisch darzustellen. Das Ergebnis ist erschütternd: von mindestens 219 Gräbern, die v. Estorff kannte, davon 129 noch gut erhalten, waren 1914 noch 14, aber kein mehr unbeschädigt vorhanden! Außerhalb dieses Gebietes sind im Reg.-Bez. Lüneburg nur wenige (in den s. Kreisen gar keine) M. bekannt, unter ihnen die viel beschriebenen „Sieben Steinhäuser“ in Südbostel, Gem. Oberndorfmark, Kr. Fallingbostel.

M. M. Lienau *Über Megalithgräber und sonstige Grabformen der Lüneburger Gegend* Mannusbibl. Nr. 13 (1914); Jacob-Friesen *Die Megalithgräber des Kreises Uelzen und der Schutz der vorgesch. Denkmäler* Nachrichtenbl. Nieders. Vorg. I (1920) S. 1—43; G. O. Carl von Estorff *Heidnische Altertümer der Gegend von Uelzen* Hannover 1846; weitere Literatur (auch für die anderen Reg.-Bez.) in dem Abschnitt „Riesensteingräber“ bei Gummel *Hannoversche Urgeschichte im Schrifttum der Jahre 1893—1923* Jahrb. d. Prov.-Mus. Hannover 1925—26.

Im Regierungsbezirk Hannover, der überhaupt nur wenige M. aufweist, fehlen

sie im s. Teil (wie beim Reg.-Bez. Lüneburg), ebenso im ganzen Regierungsbezirk Hildesheim.

Jacob-Friesen *Grenze d. Megalith- und Bankeramik* (vgl. § 1).

Die zwischen der Elb- und Wesermündung etwa nw. der Linie Hamburg-Bremen liegenden Kreise des Regierungsbezirks Stade sind, abgesehen von dem Marschengürtel, reich an M., während solche in den Kreisen s. der genannten Linie nur spärlich vorkommen. In den so gut wie ganz im Marschgebiet liegenden Kr. York und Kellingden fehlen sie. Bei planmäßigen Beggehungen der Kr. Geestemünde und Lehe stellte Müller-Brauel in jenem 55, in diesem 52 M. fest.

Fr. Plettke *Vor- und Frühgeschichte des Regierungsbezirks Stade* III Hansa-Heimatbücher Heft 8—10 (1923) S. 66ff.; Hans Müller-Brauel *Die vorgesch. Denkmäler des Kreises Geestemünde* Jahresber. d. Männer v. Morgenstern 11 (1908—09) S. 147—241 (Tabelle S. 237—238); ders. *Die vorgesch. Denkm. d. Kr. Lehe* a. a. O. (jetzt Jahrb. statt Jahresber.) 16 (1913—1914) S. 28—132 (Tabelle S. 129—130, Karte).

Um Hannover in der Besprechung nicht zu zerteilen, übergehen wir zunächst Oldenburg und wenden uns zum Regierungsbezirk Osnabrück. Hier sind zwei durch Reichtum an M. ausgezeichnete Gebiete vorhanden, erstens die Gegend von Osnabrück (Kr. Iburg, Kr. Osnabrück nebst westfäl. Grenzgebiet, Kr. Lingen, Kr. Bersenbrück, Kr. Wittlage nebst Oldenburg. Grenzgebiet) und zweitens der Kr. Hümmling. Beide stehen in Verbindung durch einige M. im Kreise Meppen. Mehrere M. sollen auch im Kr. Bentheim gelegen haben. Dagegen sind aus dem großenteils vom Moor eingenommenen Kr. Aschendorf und dem zwischen Teutoburger Wald und Wiehengebirge liegenden Kr. Melle keine bekannt.

Nikolaus Bödige *Natur- und Geschichtsdenkmalen des Osnabrücker Landes* Osnabrück 1920 (Tabelle der deutlich erhaltenen M. aus der Umgebung von Osnabrück); W. Conrads *Die Ur- und Vorgeschichte des Kreises Lingen* Beiträge zur Heimatkunde des Reg.-Bez. Osnabrück, Heft 1: Der Kreis Lingen. Lingen a. d. Ems 1905 S. 140—149; ders. *Archäol. Fundkarte der Umgegend v. Emsbüren* Mittel. d. hist. Ver. Osnabrück 20 (1895) S. 345—349; W. Hardebeck *Übersicht und Beschreibung der früh- und vorgeschichtl. Erd- und Steindenkmäler* Mittel. d. Ver. f. Gesch. u. Altertumsk. des Hasegaus, Heft 1, 2. Aufl. Lingen a. d. Ems 1902.

Im Regierungsbezirk Aurich sind nur die Reste zweier M. (in Utarp, Kr. Wittmund, und Stürnburgshof, Gem. Tannenhäusen, Kr. Aurich) bekannt.

Berl. phot. Album, Katalog 1880 S. 150—151.

Für Oldenburg liegen planmäßige Aufnahmen der M. durch Sello vor. Sie sind auch in den „Bau- und Kunstdenkmälern“ verzeichnet. Es sind einige der großartigsten M. von ganz Deutschland darunter. Die Gräber liegen im S und O des Landes und schließen sich offenbar an die Gegend von Osnabrück (Kr. Wittlage und Bersenbrück) an. Aus den Ämtern Vechta und Cloppenburg sind etwa je 20, Wildeshausen 32, Delmenhorst 16 und Oldenburg 9 bekannt. Im Amt Friesoyte wurde eine Steinkiste angetroffen (vgl. § 3).

Sello *Übersicht über die bisher beschriebenen und aufgenommenen Steindenkmäler des Herzogtums Oldenburg* 1895; *Bau- und Kunstdenkmäler des Herzogtums Oldenburg* I 5, 62—63, 72—77, 124—128; II 83—84, 124, 149, 161, 188—192; III 96—97, 103—109, 113—114, 122, 130—131, 148—149; IV 5—7.

W. Schulz und Stieren gaben Zusammenstellungen über M. in Westfalen. Von diesen gehören zur M.-Kultur diejenigen in nächster Nähe von Osnabrück (im Kr. Tecklenburg) und die in dem nach N vorspringenden Teil des Reg.-Bez. Minden (Kr. Lübbecke und Minden) und vielleicht auch diejenigen in den Kr. Koesfeld (falls es sich bei der großen Steinsetzung von Goxel, die Nordhoff mit dem Stonehenge [s. d.] vergleicht, um ein M. handelt) und Borken. Nicht hierher zu rechnen sind jedoch die nordhess. (Kr. Fritzlar) und ähnliche westfäl. Steinkisten, deren Beeinflussung durch eine westeurop. Kultur Bremer gezeigt hat (s. Züschén). Daß alle M., aus den Kr. Warburg, Paderborn, Büren, Meschede, Lippstadt und Beckum, dieser Gruppe angehören, dürfte außer ihrer Lage s. vom Teutoburger Walde besonders auch deswegen anzunehmen sein, weil dieses Gebiet auf Aberg's Karte der Feuersteinbeile und -dolche leer ist. Die noch weiter s. von Anthes und Wolff untersuchten M. (Kr. Gießen und Hanau) gehören natürlich auch nicht mehr zur M.-Kultur.

Walther Schulz *Neuere Literatur zur Vorgeschichte Westfalens* Mannus 14 (1922) S. 162—163; A. Stieren *Die vorgeschichtl. Denkmäler des Kreises Büren* Mitt. d. Altert.-Kom. f. Westf. 7 (1922) S. 16—19; Bremer *Jungneolith. Gräber*

Niederhessens Präh. Z. 13—14 (1921—22) S. 201; Aberg *D. nord. Kulturgebiet* Karte VIII; E. Anthes *Ein Megalithgrab in der Welterau* Präh. Z. 5 (1913) S. 591—593; Georg Wolff *Die südliche Welterau in vor- und frühgesch. Zeit* 1913 S. 73, 84ff., 90f.; ders. *Neue Funde und Fundstätten in der südl. Welterau* 1921 S. 6, 7.

Anzuschließen sind sinngemäß die M. der Niederlande (s. Holland A). 54 liegen in der Prov. Drente (s. d.) und je eins in den Prov. Friesland, Groningen, Overijssel, Utrecht und Geldern.

§ 3a. Wenn auch heute kein unzweifelhafter Dolmen in Nordwestdeutschland vorhanden ist — denn der angebliche „Dolmen“ von Langen, Kr. Lehe, der 25 oder 30 Jahre nach Störung des Grabes „wiedergestellt“ ist, macht eher den Eindruck eines Steinkammerrestes (entgegengesetzte Ansicht bei Plettke) —, so scheint es doch solche hier gegeben zu haben. Mehrfach wird von verschwundenen Steingräbern berichtet, daß sie nur einen Deckstein hatten. Allerdings mag es sich bei ihnen z. T. um M. in der Art des bekannten „Steinhauses bei Fallingbostel“ mit einem Deckstein handeln, das doch niemand als Dolmen ansprechen wird, weil die außergewöhnliche Größe dieses Steines seine alleinige Verwendung erklärt. Das war ganz offenbar bei einem M. in Schadowohl, Kr. Salzwedel (Krause-Schoetensack a. a. O. Nr. 61), und wahrscheinlich bei je einem von Riestedt und Dörmte, Kr. Ülzen (v. Estorff Tf. 2 Nr. 16 u. 17), der Fall und könnte der Beschreibung nach auch zutreffen bei dem „Peterhüsenstein“ bei Neuenwalde und dem „Monumentum Chauorum“ bei Sievern, beide Kr. Lehe (Plettke), während es sich bei einem von Gansau, Kr. Ülzen (v. Estorff Tf. 30 Nr. 9), nicht entscheiden läßt. Zwei runde M. mit nur einem Deckstein von Wallstawe, Kr. Salzwedel (Krause-Schoetensack Nr. 100 u. 101), läßt Zinck, trotzdem er sie Dolmen (Dysson) nennt, doch nicht als „eigentliche Dolmen“ gelten, denn er gibt an, daß solche in der Altmark fehlen. Lienau hält es bei je einem M. von Glienitz, Kr. Dannenberg, und Itzenbüttel, Kr. Harburg, für möglich, daß sie Dolmen waren. Im Gegensatz zu den bisher genannten stehen nun aber M., bei denen die Berichte durchaus den Eindruck machen, daß es sich um echte Dolmen

handelt, und zwar offenbar eine größere Anzahl in der Gegend von Wenzendorf, Kr. Harburg (Müller), und ein M. in Höltingen, Gem. Reckum, Kr. Syke (Wächter). Daher ist die mehrfach geäußerte Vermutung nicht von der Hand zu weisen, daß nur deswegen in Nordwestdeutschland keine Dolmen vorhanden seien, weil sie am bequemsten abzutragen waren und daher am ehesten den Straßenbauten usw. zum Opfer fielen.

Plettke *Regierungsbezirk Stade II* Hansa-Heimatbücher H. 5 S. 15, 18—21; Krause-Schoetensack a. a. O. S. 118, 119, 144, 149; v. Estorff *Heidn. Altert.* S. 20, 22; L. Zinck *Det. nordeuropaeiske Dysse-Territoriums Sten-grave* 1901 S. 12, 13; Lienau *Megalithgr.* S. 6; Müller *Vorg. Altert. Hann.* S. 156; Wächter *Statistik* S. 99.

b. Kennzeichnend für die „Steinkammer“ ist, daß in der Regel bei rechteckigem Grundriß mehrere quer liegende Decksteine, an jeder Schmalseite ein Wandstein (Tragstein) und an jeder Breitseite ebensoviel Wandsteine wie Decksteine vorhanden sind. Ausnahmen sind meistens durch ungewöhnlich große Decksteine bedingt. Zwischenräume zwischen den Steinblöcken (sei es zwischen benachbarten Wandsteinen oder zwischen Wandsteinen und Decksteinen) sind durch kleinere Steine, häufig als Trockenmauerwerk aus Steinplatten — es wird sogar auch von Lehm zwischen den Steinen berichtet —, gedichtet. Deck- und Wandsteine sind in der Regel Granit- oder Gneisblöcke, die durch ihre Verfrachtung als Geschiebe im Gletscher eine ziemlich ebene Breitseite aufweisen. Diese ist dem Grabinnern zugekehrt. Nur im S unseres Gebietes sind dort, wo andere geeignete Gesteine anstehend vorhanden sind, auch diese zum Bau von M. benutzt worden (Kohlensandstein für die „Karlsteine“ in Haste, Kr. Osnabrück, Braunkohlenquarzit für die „Lübbensteine“ von Helmstedt, Kr. H., und die Steinkammern von Harbke und Marienborn, Kr. Neuahaldensleben).

Steinkammern mit Gängen, die gewöhnlich rechtwinklig auf die Mitte einer Breitseite zulaufen, werden als „Ganggräber“ bezeichnet. Im Gegensatz zu den Ganggräbern des „nordischen“ Gebietes im engeren Sinne sind in Nordwestdeutsch-

land nur kurze Gänge (bloß 1 oder 2 Paar Wandsteine und dementsprechend 1 oder 2 Decksteine) vorhanden. Derartige Gräber, bei denen der Gang sicherlich nicht erst später verkerzt ist, gibt es in so großer Zahl, daß man annehmen darf, es habe in unserem Gebiet niemals längere Gänge gegeben. Die Möglichkeit, daß bei vielen heute ganglosen, freiliegenden Steinkammern einst solch kurzer Gang vorhanden war, ist nicht zu bezweifeln. Andererseits ist sicher, daß es auch Steinkammern gibt, die von vornherein keinen Gang hatten.

Liegt eine Steinkammer in einer in der Regel rechteckigen und sehr lang gestreckten Umhegung aus Steinblöcken, deren glattere Breitseite nach außen gekehrt ist, so wird diese Anlage als „Hünenbett“ bezeichnet. Es ist zweifellos die Hauptgrabform unseres Gebietes. Die Steinumfassung weist häufig an zwei (eine Schmalseite begrenzenden), selten an allen 4 Ecken, besonders große Steinblöcke (sog. „Wächter“) auf. Zweireihig ist die Einfassung der ungewöhnlich langen Grabkammer von Thuine, Kr. Lingen (Tewes a. a. O. Blatt 13). Statt einer hat das Hünenbett bisweilen mehrere Steinkammern. Auch wo heute innerhalb der Steinumhegung der Boden nicht höher ist als außerhalb, darf man wohl annehmen, daß er einst mindestens bis zur vollen Höhe der Kammerwandsteine reichte. Sehr selten sind Steineinfassungen, die sonst mit den Hünenbetten übereinstimmen, jedoch keine Kammer enthalten („Hünenbetten ohne Steinkammer“). Bei heute freiliegenden Steinkammern ist wohl kaum je die Möglichkeit von der Hand zu weisen, daß sie die Reste von Hünenbetten sind. Doch kommt auch noch eine andere Möglichkeit in Betracht. Denn die von Krause und Schoetensack für die Altmark ausgesprochene Annahme, „daß sämtliche Kammern ursprünglich von Hügeln mit Steinumfassung umgeben waren“, erscheint auch für dieses Gebiet zweifelhaft, da in anderen Gegenden der M.-Kultur Steinkammern in Hügeln ohne Steinumfassung nachgewiesen sind, bei denen nachträgliche Entfernung einer solchen nicht anzunehmen ist. Mehrfach sind vollständig in Hügeln verborgene Steinkammern angetroffen, doch ist nie-

mals der Beweis erbracht, daß der Hügel nicht möglicherweise erst bei einer bronzezeitlichen Nachbestattung beträchtlich erhöht wurde. Zwischen (selten vorkommenden) Steinkammern mit runder oder elliptischer Steineinfassung und rechteckigen Hünenbetten gibt es Übergangsformen, indem bei letzteren bisweilen die Ecken abgerundet sind.

Literatur wie § 2 und 4.

c. An Steinkisten in der Art der „nordischen“ im engeren Sinne, d. h. solchen, die nicht aus Steinblöcken, sondern Steinplatten erbaut sind, sind m. W. erst zwei bekannt geworden (Augustendorf, Amt Friesoyte, und Goldbeck, Kr. Stade), von denen aber nicht sicher ist, ob sie aus dem Neol. stammen. Lienau hat 3 Steinkammern untersucht bzw. beschrieben, die durch ihre völlige Bedeckung mit einem runden Hügel und durch ihre nicht aufrecht stehenden, sondern auf einer langen Schmalseite liegenden Wandsteine von den übrigen Steinkammern abweichen und zugleich den Steinkisten nahestehen, bei denen vielfach die Wandplatten ebenso liegen.

Bau- und Kunstdenkmäler Oldenburg III 148—149; Fr. Tewes Steinkistengrab bei Goldbeck, Kr. Stade, Hannover Nachr. ü. D. A. 3 (1892) S. 56—60; Lienau Megalithgr. S. 13, 19.

§ 4. Die Ausgrabungen des Grafen Münster zu Langelage im ersten Viertel des vorigen Jh. sind deswegen bedeutungsvoll, weil Münster für einige von ihnen Fundberichte mit Zeichnungen hinterlassen hat. Die Berichte ohne Abb. sind von Müller, die Zeichnungen von einigen Gefäßen von Schuchhardt veröffentlicht. Es handelt sich um M. in den Kr. Bersenbrück, Osnabrück und Wittlage nebst westfäl. und oldenburg. Grenzgebiet. Die Abbildungen sind so genau, daß sie dem Verfasser ermöglichten, unter ungeordneten Scherben aus der Münsterschen Sammlung (im Prov.-Mus. Hannover) neben anderen auch Reste von über 60 der auf Tf. 25—28 abgebildeten Gefäße herauszufinden. Sie stammen aus 3 M. (im einzelnen von Münster nicht geschieden) in Driehausen, Gem. Schwagstorf, Kr. Wittlage. Weitere Funde aus denselben Gräbern zeigt Tf. 29a (sämtliche 16 Beile — 5 aus Felsgestein, 11 aus

Feuerstein —, einige der etwa 35 querschneidigen Pfeilspitzen aus Feuerstein, 4 von etwa einem Dutzend Bernsteinperlen und die beiden kleinen durchbohrten Steinscheiben).

J. H. Müller *Vorchristliche Altertümer im Lande Hannover* Z. hist. Ver. Niedersachsen 32 (1867) S. 299ff.; C. Schuchhardt *Nordischer Einfluß im Mykenischen* Jahrb. d. Kgl. Preuß. Kunstsamml. 37 (1916) S. 157—158.

Bohls untersuchte 1898 zwei M. in Flögeln (in der Literatur oft ungenau Gräber bei Fickmühlen genannt), Kr. Lehe. Es handelt sich um eine vollständig von einem Hügel ohne sichtbare Steineinfassung bedeckte Steinkammer mit kurzem Gang, in der nur noch einige bei Raubgrabungen übersehene, tiefstichverzierte Scherben und Feuersteingeräte gefunden wurden, und um ein Hünenbett. Bei diesem fehlten bereits die meisten Einfassungssteine und 2 Decksteine der mit kurzem Gang versehenen Kammer, jedoch war der Inhalt der Kammer noch unberührt. Es fanden sich vereinzelte, zerstreute Scherben von etwa 10 tiefstichverzierten Scherben und 2 Brandbestattungen mit gebrannten Feuersteingeräten. Köster deutete später den Sachverhalt sicherlich insofern richtig als er diese für Nachbestattungen hielt. Dagegen dürfte seiner Ansicht, daß die Nachbestattungen in der j. BZ stattfanden, diejenige von Plettke vorzuziehen sein, der sie in die beginnende Metallzeit weist.

J. Bohls *Über einige Steinkammergräber des Kreises Lehe* Jahresber. d. Männ. v. Morgenstern 1 (1898) S. 95—109; Aug. Köster *Die Steinkammern von Fickmühlen* Jahresb. d. Männ. v. Morgenstern 19 (1921—22) S. 20—30; Plettke *Reg.-Bez. Stade III* S. 76—81 (mit weiterer Literatur).

Schuchhardt untersuchte 1905 vier Hünenbetten in Bliedersdorf (in die Literatur durch Schuchhardt ungenau als Gräber bei Grundoldendorf eingeführt), Kr. Stade. Er konnte nachweisen, daß die Einfassung der Hünenbetten den Zweck hatte, als freie, etwa 2 m h. Mauer die in ihrem Innern befindliche Erdmasse abzustützen. Seine Vermutung, daß in der Kammer vornehme Leute und im übrigen Raum des Hünenbettes auf Steinpflastern ihr Gesinde bestattet war, bedarf noch der Nachprüfung durch weitere Ausgrabungen. In

der einen Steinkammer wurden ein Becher und ein Löffel von Ton gefunden.

C. Schuchhardt *Die Steingräber bei Grundoldendorf, Kr. Stade* Z. hist. Ver. Niedersachsen 70 (1905) S. 482—499; Plettke *Reg.-Bez. Stade III* S. 72—74 (mit weiterer Literatur).

Über ergebnisreiche Untersuchungen niederländ. M. durch Holwerda s. Drouwen, Emmen nebst Tafeln.

Von Jacob-Friesen wurden 1921 drei Steinkammern im Moore von Hammah ausgegraben. Dabei ergab sich, daß die Kammern mit einem Sandhügel bis mindestens zur Unterkante der Decksteine umgeben waren. Die Sandhügel waren infolge eines nach Weber in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung erfolgten Moorausbruches erhalten. Von den 3 Kammern barg die eine nur eine bronzezeitl. Nachbestattung (außerdem befand sich noch eine früheisenzeitl. außerhalb), die beiden anderen neol. Gefäße bzw. Scherben und dünnackige Beile (vgl. § 7).

K. H. Jacob-Friesen *Die Steinkammern im Moore von Hammah, Kr. Stade* Präh. Z. 15 (1924) S. 28—40; C. A. Weber *Das Moor des Steinkammergrabes von Hammah* a. a. O. S. 40—52.

Jacob-Friesen untersuchte ferner 1924 das eine der „7 Steinhäuser“ in Südbostel, Gem. Oberndorfmark, Kr. Fallingbostel. Auf dem Boden fanden sich 3 durch Zusammenschieben älterer Skelettreste entstandene Haufen von wirt durcheinander lagernden Knochen von mindestens 15 Menschen, bei einem der Haufen ein Feuersteinmesserchen. Darauf folgte eine Sandeinschüttung von etwa 20—25 cm Stärke, auf der in 3 kleineren, nicht so wirren Haufen wiederum Skelettreste lagen. Außerdem wurden einige Feuersteinmesser, Bruchstücke von 6—7 Tongefäßen und ein Bronzeband neben wenigen gebrannten Knochen (nachträgliche Brandbestattung oder Opfer?) gefunden. Von besonderer Wichtigkeit ist, daß sich einige Schädel großenteils zusammensetzen lassen.

Jacob-Friesen *Die „Sieben Steinhäuser“ im Kreise Fallingbostel* Hannover 1925.

§ 5. Besonders kennzeichnend für die M.-Kultur ist ihre verzierte Keramik. Von den meisten der im folgenden zu beschreibenden Gefäßformen kommen auch unverzierte Stücke vor. Die Machart der

Verzierung ist weitaus am meisten der tiefe Furchenstich, nicht einzelne nebeneinander eingetiefte Stiche, was im Gegenteil in der M.-Kultur verhältnismäßig selten (Beispiel Tf. 30c) vorkommt. Den Beweis dafür erhält man durch eigenhändiges Nachahmen der Verzierung. Außerdem sind Fingereindrücke, Schnittlinien, gestrichelte Linien, deren vertiefte Stellen nur seicht sind, und Einstempelungen verschiedener Art angewandt. Über den Stil der Verzierung s. § 7.

Die Hauptformen der Gefäße sind folgende:

1. und 2. Nöpfe und Schalen (Tf. 25 Abb. 1—32 und Tf. 26 Abb. 1—9). Sie sind zusammengenommen, weil beide Formen wegen unmerklicher Übergänge nicht voneinander zu trennen sind. Sie haben z. T. (besonders die Nöpfe) Standplatte oder Standring und keine, eine(?), zwei (einander gegenüberstehende) oder vier (gleichmäßig verteilte oder paarweise näher zusammenstehende) Schnurösen. Diese sind in der Regel wagrecht, selten senkrecht durchbohrt. Statt ihrer kommen bisweilen Knubben vor.

3. Satten (Tf. 26 Abb. 10—21). Sie unterscheiden sich von den Schalen durch ihre vollkommen geraden Wände und ihre weite Mündung. Bezüglich Schnurösen (Knubben) gilt das gleiche wie bei Nöpfen und Schalen. Standringe fehlen.

4. Blumentopfbecher (Tf. 26 Abb. 22—33). Die steilwandigen Gefäße haben keine, 2 oder 4 Schnurösen in gleicher Anordnung wie bei Nöpfen, Schalen und Satten. Standringe kommen bisweilen vor (kein entsprechendes Stück abgebildet).

5. Schulternöpfe (Tf. 27 Abb. 1—18). Bezeichnung nach Schuchhardt (für die entsprechende Walternienburger Form ist die unglückliche Bezeichnung „Henkeltasse“ eingebürgert). Die Schulter ist in der Regel scharf gegen Hals (Ausnahme Tf. 27 Abb. 6) und Bauch abgesetzt. Die Gefäße sind teils henkellos (falls nicht etwa die Zeichnungen nach unvollständigen Gefäßen, wo zufällig der Henkel fehlte, gemacht sind) oder haben einen Henkel, der entweder plump und klein oder größer und zierlich bandförmig ist. Nur ein Gefäß hat zwei (oder gar vier?) Henkel (Tf. 27 Abb. 15).

5a. Schulternapfähnliches Gefäß mit „erweichtem“ Profil (Tf. 28 Abb. 1).

6. Tüllengefäße (Tf. 28 Abb. 2—4). Sie ähneln bis auf die Ausgußstülpe der vorigen Form.

7. Weitbauchige Terrinen (Tf. 28 Abb. 5—8). Sie haben deutlich abgesetzte Standplatte (-ring) und 2 oder 4 gleichmäßig verteilte, sehr kleine Henkel.

8. Hochhalsige Terrinen (Tf. 28 Abb. 9—12). Sie haben meist eine deutlich abgesetzte Standfläche und 2 Schnurösen.

9. Töpfe (Tf. 28 Abb. 13—16) mit oder ohne Standplatte (-ring) und mit oder ohne 2 einander gegenüberstehenden Schnurösen.

9a. Schultertopf mit einem (?) sehr kleinen Henkel (Tf. 28 Abb. 17). Vereinzelt Stück.

10. Trichterbecher (Tf. 28 Abb. 18—22).

11. Kragenfläschchen (Tf. 28 Abb. 23—25) mit oder ohne Schulter.

12. Rohe Becher mit Standplatte (Tf. 30a). Dazu kommen dann Kleinformen, die z. T. den großen entsprechen (Tf. 28 Abb. 26—35, Tf. 30 d—f) und Tonlöffel (nicht abgebildet).

Als Fremdform aus dem engeren „nordischen“ Gebiet mußte man nach Niklasson die „Trommel“ auffassen, von der 2 Stück in Wennekath, Kr. Lüneburg, mit Scherben tiefstichverzierter Gefäße zusammen gefunden sind.

Selten und vielleicht auch Fremdformen sind unverzierte Gefäße, wie dasjenige Tf. 30 b, das mit Tf. 30 c—f und einer (verschollenen) Schale zusammen in einem Steingrabe (nähere Angaben fehlen) in Klein-Hesebeck, Kr. Ülzen, gefunden ist.

§ 6a. Es kommen fast sämtliche Feuersteingerät-Formen der „nordischen“ Megalithkultur im engeren Sinne vor. Abgebildet ist auf Tf. 29 b ein Depotfund von 8 Feuersteinmessern aus Hoya, Kr. Hoya, auf Tf. 31 ein Depotfund von 7 dünnackigen (bzw. den Übergang zu dicknackigen bildenden) Beilen, auf Tf. 32 je ein Vertreter für dicknackige Beile (a), dicknackige, breite Hohlmeißel (b), Hohlmeißel mit spitzovalem Querschnitt (c), Schmalmeißel (d), Flachbeile (e), Beile vom „Viervitzer“ Typus (f), große Spitzen wie Müller *Ordnung* I 150 (g), Feuerstein-

dolche mit quadratischem, rautenförmigem und spitzovalem Griffquerschnitt (h, k, m), Lanzenspitzen mit geschwungenen und parallelen Seiten (i, l) und „halbmondförmige“ Messer (n). Sehr bemerkenswert ist, daß zwei der im engeren „nordischen“ Gebiet sehr häufigen Formen in der M.-Kultur NW-Deutschlands selten sind, nämlich die breiten Hohlmeißel und die Schmalmeißel, und daß die „halbmondförmigen“ Messer außer einigen wenigen Stücken, die in der Nähe der Elbe gefunden sind, nur im äußersten NW, nämlich in Ostfriesland und den angrenzenden oldenburg. und niederländ. Gebieten, hier nun aber in verhältnismäßig großer Menge, vorkommen.

b. Felsgesteingeräte sind auf Tf. 33 abgebildet. Die Beile (a und c) haben im großen und ganzen die Form der Feuersteinbeile, jedoch sind die Kanten meist nicht so scharf wie bei jenen, manchmal auch sehr stark gerundet. Die jeweilige Gestalt ist vermutlich in sehr viel stärkerem Maße als bei den Feuersteinbeilen von den verwendeten Werkstücken abhängig. Die Äxte sind teils Arbeitsäxte (e und g), teils doppelschneidige Streitäxte (b von Åbergs Form D mit rundem Schaftloch, d und f von Åbergs Form B). Eine Sonderform ist h. Jütland. und davon abgeleitete Streitäxte, die in Nordwestdeutschland nicht selten vorkommen, sind hier nicht abgebildet, da sie vermutlich derjenigen Kulturgruppe eigen sind, die durch die S-förmig geschweiften Becher und steinlose Einzelbestattung unter breiten, flachen Hügeln gekennzeichnet ist. Hier ist außerdem zu bemerken, daß es bezüglich der übrigen hier abgebildeten Steingeräte, weil sie Einzelfunde sind, nicht zu entscheiden ist, ob sie dieser oder der M.-Kultur zuzuweisen sind mit Ausnahme der doppelschneidigen Streitäxte, die wohl nur der M.-Kultur angehören. Nicht abgebildet sind ferner die schweren, durchbohrten „Pflugkeile“ (wie Götze-Höfer-Zschieche *Thüringen* Tf. 6 Abb. 94), die vielleicht als Handelsgut (allerdings sehr zahlreich) in unser Gebiet gelangt sind.

Jacob-Friesen *Die neolithischen Gerätformen Hannovers* I Nachrichtenbl. Nieders. Vorgesch. NF I (1924) S. 1—48; Åberg *Das nord. Kulturgebiet* 1918.

§ 7. Bisher ist noch kein reich ausgestattetes M., in dem sich durch die Stratigraphie eine zeitliche Teilung des Kultur-gutes ermöglichen ließ, wissenschaftlich untersucht worden. Das einzige Grab, welches in Frage kommen könnte, das w. Grab von Drouwen (s. d.; Band II Tf. 217, 218), enthielt zwar eine mit Scherben förmlich durchsetzte, 20—40 cm mächtige Kulturschicht; sie zeigte aber deutlich die Merkmale fortdauernder Störung. Gerade weil auch andere Untersuchungen es bestätigen, daß die M. noch sehr lange nach ihrer Erbauung benutzt wurden, so sind Funde, von denen nur feststeht, daß sie aus M. stammen (wie die von Driehausen), für die Datierung nur so weit von Nutzen, als sie erweisen, daß sie nicht älter sind als die Errichtung des betreffenden Grabes.

Daß die anscheinend in unserem Gebiet früher vorhanden gewesenen Dolmen mit den „rein nordischen“ Dolmen zeitlich gleichzusetzen sind, und daß unsere Steinkammern und Hünenbetten in die Ganggräberzeit (und zwar im wesentlichen die ältere Ganggräberzeit) des N gehören, ist wohl nicht zu bezweifeln. Das nord. Schema indessen, das die dünnackigen Feuersteinbeile den Dolmen, die dicknackigen den späteren Formen der M., insbesondere den Ganggräbern, zuweist, läßt sich auf unser Gebiet nicht übertragen. Denn es sind hier mehrfach dünnackige Beile in Steinkammern gefunden worden (vgl. o. § 4 Hammah). Damit bleibt aber selbstverständlich die Möglichkeit bestehen, daß viele unserer dünnackigen Feuersteinbeile aus zerstörten Dolmen herrühren.

In der Keramik sind so starke typol. Merkmale, daß man danach eine Chronologie schaffen könnte, nicht vorhanden. Zwar gehen natürlich Näpfe und Schalen ohne Standring denjenigen mit Standring in der Entwicklung voraus, aber einerseits kann die Bildung des Standbodens so rasch erfolgt sein, daß ein zeitlicher Unterschied gar nicht in Betracht kommt, andererseits sind vermutlich dadurch die Gefäße ohne Standring nicht außer Gebrauch gekommen. Bei den Schulternäpfen dürfte die Form um so „ursprünglicher“ sein, je schärfer die Schulter gegen Hals und Bauch abgesetzt ist, und sowohl die weitbauchigen

als auch die hochhalsigen Terrinen machen den Eindruck, daß sie keine „ursprünglichen“ Formen sind — das bezeugt auch ihre Verzierung —, aber es sind bisher in unserem Gebiet keine entwicklungsge-schichtlichen Vorläufer aufgetreten.

Nun hat Niklasson jüngst wegen des Fehlens von Schulternäpfen in der Altmark versucht, in der M.-Kultur zwei Stufen zu unterscheiden, von denen die erste durch die Näpfe, Schalen und Satten, die zweite durch die Schulternäpfe gekennzeichnet sei. Wenn ich auch dem Schluß ex silentio keine Beweiskraft beimesse, so scheint für die Ansicht von Niklasson der Umstand zu sprechen, daß die Schulternäpfe meist nur mit stilistisch jüngeren, die Näpfe, Schalen und Satten aber häufiger sowohl mit stilistisch älteren wie jüngeren Ziermustern geschmückt sind. Ich bin mir sehr wohl bewußt, daß stilistische Unterschiede, ebenso wie typol., ohne weiteres zur Zeitbestimmung nicht verwendet werden dürfen, da in beiden Fällen vielfach „alt und jung“ zusammen vorkommt. Wohl aber können beide als Fingerzeige für die Chronologie dienen, und da m. E. sich für die M.-Kultur mehr nicht feststellen läßt, so soll wenigstens derjenige Fingerzeig, der nicht unwichtig zu sein scheint, nämlich der Zierstil, hier etwas näher besprochen werden. Ich folge dabei Scheltema, dessen Ablehnung der technischen Erklärungen für den Ursprung der Keramik ich trotz Bremer für unbedingt richtig halte. Daß auf späteren Stufen der Keramik Flechtmuster oder technische Einzelheiten der Korbherstellung usw. übernommen werden, erkenne ich selbstverständlich ebenso wie Scheltema an.

Wir sprechen im folgenden der Kürze halber von „Obermuster“, das auf den älteren (hier und im folgenden ist darunter immer „stilistisch älteren“ bzw. „stilistisch jüngeren“ zu verstehen) Stufen wagerecht, und von „Untermuster“, das dort senkrecht gerichtet ist.

Bei den Näpfen und Schalen gibt es solche, deren Verzierung ganz klar die Tektonik des Gefäßes unterstreicht, indem das Obermuster durch eine einzige Gruppe von wagerechten durchlaufenden Reihen das „Fassen“ der Mündung und das Unter-

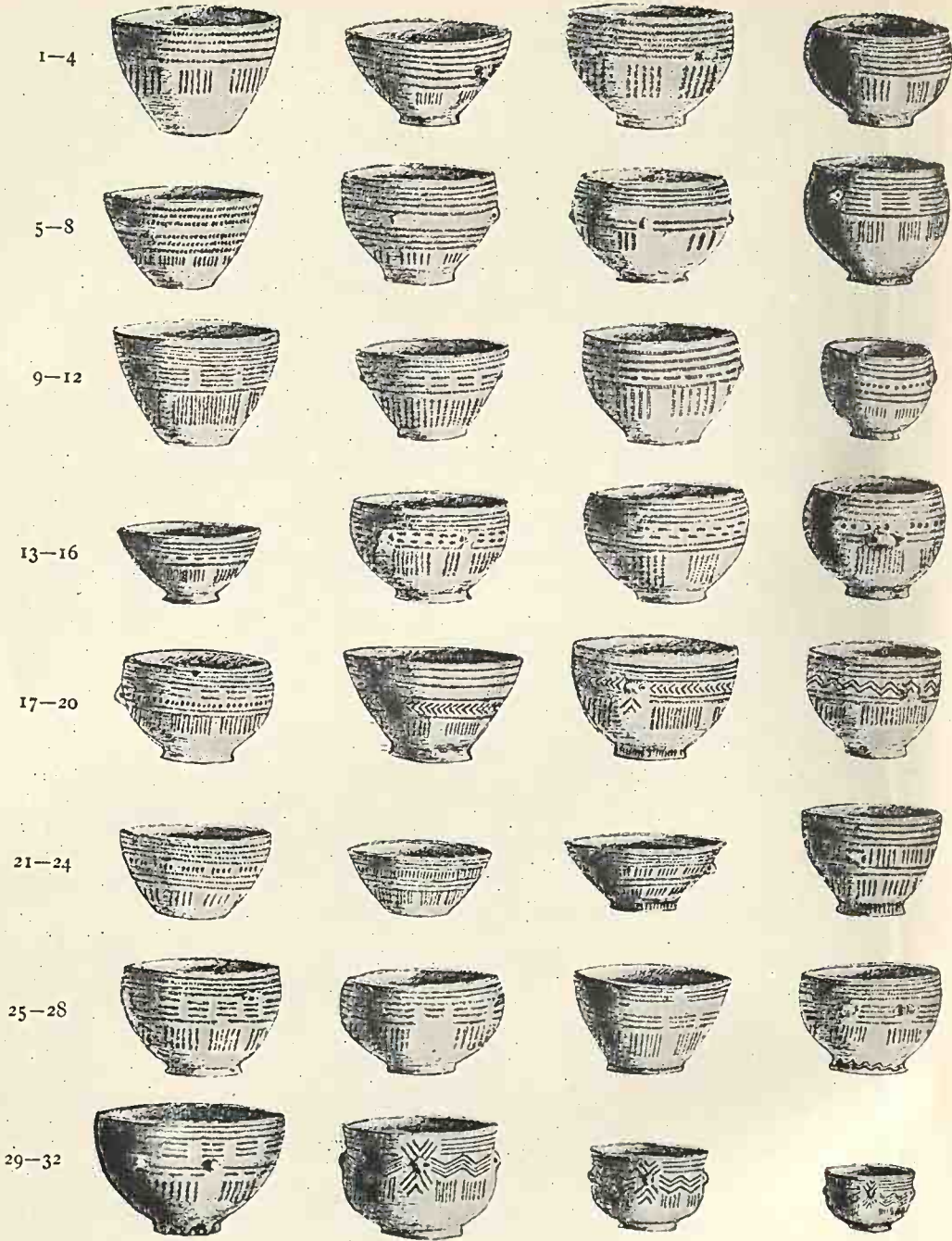


a



b

Megalith-Grab B. Westeuropa
Soto-Dolmen bei Trigueros, Prov. Huelva: a. Gang. — b. Kammer.
Nach H. Obermaier.



Megalith-Grab C. Nordwestdeutschland

Keramik von Driehausen, Gem. Schwagstorf, Kr. Wittlage. Ca. $\frac{1}{8}$ n. Gr. Aus dem Manuskript des Grafen Münster im Provinzial-Museum, Hannover.

muster mit mehreren Gruppen senkrechter Reihen das Aufstreben der Gefäßwand versinnlicht (Tf. 25 Abb. 1—4). Das ist die älteste Zierstufe, die in unserer Keramik vorkommt. Später teilt sich das Obermuster in 2 Gruppen wagerechter, durchlaufender Reihen, die wir im folgenden als „Randgruppe“ und „Abschlußgruppe“ bezeichnen, letzteres auch dann, wenn an Stelle der aus mehreren Reihen bestehenden Abschlußgruppe eine einfache „Abschlußreihe“ getreten ist. Der Raum zwischen Randgruppe und Abschlußgruppe bleibt entweder frei (Tf. 25 Abb. 5—7), oder er wird ausgefüllt, und zwar mit unterbrochenen, wagerechten Reihen in gleicher Machart wie das übrige Muster oder durch eine Punktreihe oder kurze, wagerechte Striche oder Punktgruppen in anderer Machart (Tf. 25 Abb. 8—16) oder beides gleichzeitig (Tf. 25 Abb. 17). Stets ist bei dieser älteren Verzierung das Vorhandensein von Randgruppe und Abschlußgruppe und die wagerechte Richtung im Obermuster gewahrt geblieben. Das ist anders bei den folgenden Gefäßen (Tf. 25 Abb. 18—24 und 25—32). Bei den ersteren ist der Raum zwischen Randgruppe und Abschlußgruppe mit nach links gerichteten Winkeln, Zickzackreihen oder kurzen, senkrechten Reihen (meist in Gruppen) ausgefüllt, bei den letzteren ist die Abschlußgruppe fortgefallen (Tf. 25 Abb. 25 zeigt den Übergang, indem hier die Abschlußreihe nicht mehr durchlaufend ist; Abb. 29 ist hierher gerechnet, weil unter der abschließenden durchlaufenden Reihe noch eine unterbrochene liegt). Hierbei ist dann noch zwischen rein wagerechtem Obermuster (Abb. 25—29) und Obermuster mit Zickzackreihen (Abb. 30—32) zu unterscheiden. Die möglicherweise vorliegende Übernahme von Einzelheiten aus fremder Technik („Annähen“ von Schnurösen und Bodenplatte) scheint in der Regel nur bei Gefäßen mit jüngerem Ziermuster vorzukommen! Auf Tf. 26 Abb. 1—4 sind Gefäße dargestellt, deren Ziermuster ebenfalls jung ist, und zwar bei Abb. 1 wegen der Annäherung an Schachbrettmuster, bei Abb. 2 wegen der Schlangenlinien, die die Abschlußgruppe auflösen, bei Abb. 3 wegen der Winkel, die sich zwischen Abschlußgruppe und Untermuster einschieben, und

bei Abb. 4 wegen des Untermusters. Während dieses bisher nämlich immer nur aus Gruppen von senkrechten Reihen bestand, treten hier übereinandergestellte Winkel dazu. Die Gefäße Tf. 26 Abb. 5—9 sind zusammengestellt, weil sie durch gestrichelte Linien oder Schnittlinien verziert sind. Die Muster sind jung, da keine Abschlußgruppe vorhanden ist und bei Abb. 9 sogar das Untermuster in das Obermuster hineingreift.

Die Satten haben zunächst wie Nöpfe und Schalen ungeteiltes Obermuster (Tf. 26 Abb. 10 und 12) und freien Raum zwischen Rand- und Abschlußgruppe (Abb. 11 und 13), später häufig senkrechte Ausfüllung dieses Raumes (Abb. 14—18). Die „Entartung“ (Abwendung vom tektonischen Muster) geht hier aber weiter, indem im Untermuster bald (nur bei Abb. 14 und 15 noch nicht; bei letzterem Gefäß liegt auch unter dem Untermuster eine Abschlußgruppe) sich andere Muster zwischen die Gruppen von senkrechten Reihen drängen (nahezu vollständige Bedeckung des Grundes). Bei Abb. 19 ist das auch zwischen den oberen Senkrechten der Fall; ein jugendliches Merkmal ist hier auch die Unterbrechung der Abschlußgruppe. Bei Abb. 20 ist außerdem noch die Randgruppe unterbrochen und bei Abb. 21 durch eine Zickzacklinie ersetzt.

Auch bei den Blumentopfbeckern können wir ein ganz ähnliches Verhalten der Muster sehen (Tf. 26 Abb. 22 und 23 ungeteiltes Obermuster; Abb. 24 freier Raum zwischen Rand- und Abschlußgruppe; Abb. 25—27 Füllung dieses Raumes durch unterbrochene Wagerechte, Winkel, Zickzackreihen, dazu Abb. 29 mit stehenden, ineinander geschachtelten Winkeln; Abb. 28 und 30 Fortfall der Abschlußgruppe bzw. unterbrochene wagerechte Reihen noch unter ihr; Abb. 29, 31—33 nicht mehr „reines“ Untermuster).

Bei den Schulternäpfen ist außer dem Rand die Schulter die wichtigste „Reizstelle“ für die Verzierung. Ganz klar kommt das bei Tf. 27 Abb. 1 und 2 zum Ausdruck, wo außer der Randgruppe nur noch das Muster auf der Schulter auftritt, das deren Absinken durch die nach unten gerichteten, keilartigen Gebilde klar versinnlicht (bei manchen Schulternäpfen der M. kommen auch richtige Keilschnitte vor wie Müller *Stenaldereus Kunst* Abb. 147). Auch bei

Tf. 27 Abb. 3 und 4 ist der Bauch frei von der Verzierung, die jedoch sonst durch die stehenden, ineinander geschachtelten Dreiecke am Grunde des Halses bzw. durch nebeneinander gestellte Gruppen von wagerechten und senkrechten Reihen als jünger gekennzeichnet ist. Bei manchen der folgenden Gefäße (Tf. 27 Abb. 5—15) möchte man annehmen, daß ihre Verzierung durch diejenige der Näpfe, Schalen, Satten und Blumentopfbecher beeinflusst ist. Daß dabei Abb. 5 (vgl. Tf. 25 Abb. 5—7, Tf. 26 Abb. 11, 13, 24) und Abb. 6 (vgl. Tf. 25 Abb. 8—11, Tf. 26 Abb. 25), vielleicht auch Abb. 14 (vgl. Tf. 25 Abb. 15; jüngerer Zug jedoch die Annäherung an Schachbrettmuster) älter sind als die übrigen (vgl. Abb. 7, 8, 10—12 mit Tf. 25 Abb. 18, 19, Tf. 26 Abb. 26 wegen liegender Winkel, Abb. 10 und 12 außerdem mit Tf. 25 Abb. 20, Tf. 26 Abb. 27 wegen Zickzack; Abb. 9 und 15 mit Tf. 26 Abb. 29 wegen stehender Winkel; und Abb. 13 mit Tf. 26 Abb. 9, 16, 17, 19, 32 wegen Nebeneinanderstellung von Wagerechten und Senkrechten), dürfte nach den übrigen Erörterungen klar sein. Die Verzierung bei Tf. 27 Abb. 16—18 erweist sich auf den ersten Blick als sehr jung, weil hier Muster, ohne den scharfen Knick im Gefäßkörper zu berücksichtigen, von der Schulter auf den Bauch übergreifen und auch sonst nur die Randgruppe auf den Aufbau des Gefäßes Bezug nimmt.

Beim zusammenfassenden Überblick ergibt sich, daß die ältere Zierweise besonders bei den Näpfen und Schalen, die jüngere besonders bei den Schulternäpfen vertreten ist, und daß diejenige der Satten und Blumentopfbecher dazwischen steht, wobei vielleicht die Blumentopfbecher den Näpfen und Schalen noch näher stehen als die Satten. Rein tektonische Verzierung scheint bei den Schulternäpfen recht selten zu sein; andererseits kommen bei ihnen Muster vor, die den Aufbau der Gefäße in so starkem Maße außer acht lassen, wie das auch bei Satten und Blumentopfbechern nicht der Fall ist. Ich glaube daher, daß das Verhalten der Verzierungen einen Fingerzeig in der Richtung von Niklassons Auffassung gibt, wonach die Schulternäpfe jünger sind als Näpfe, Schalen, Satten und Blumentopfbecher. Jedoch dürfte das nur

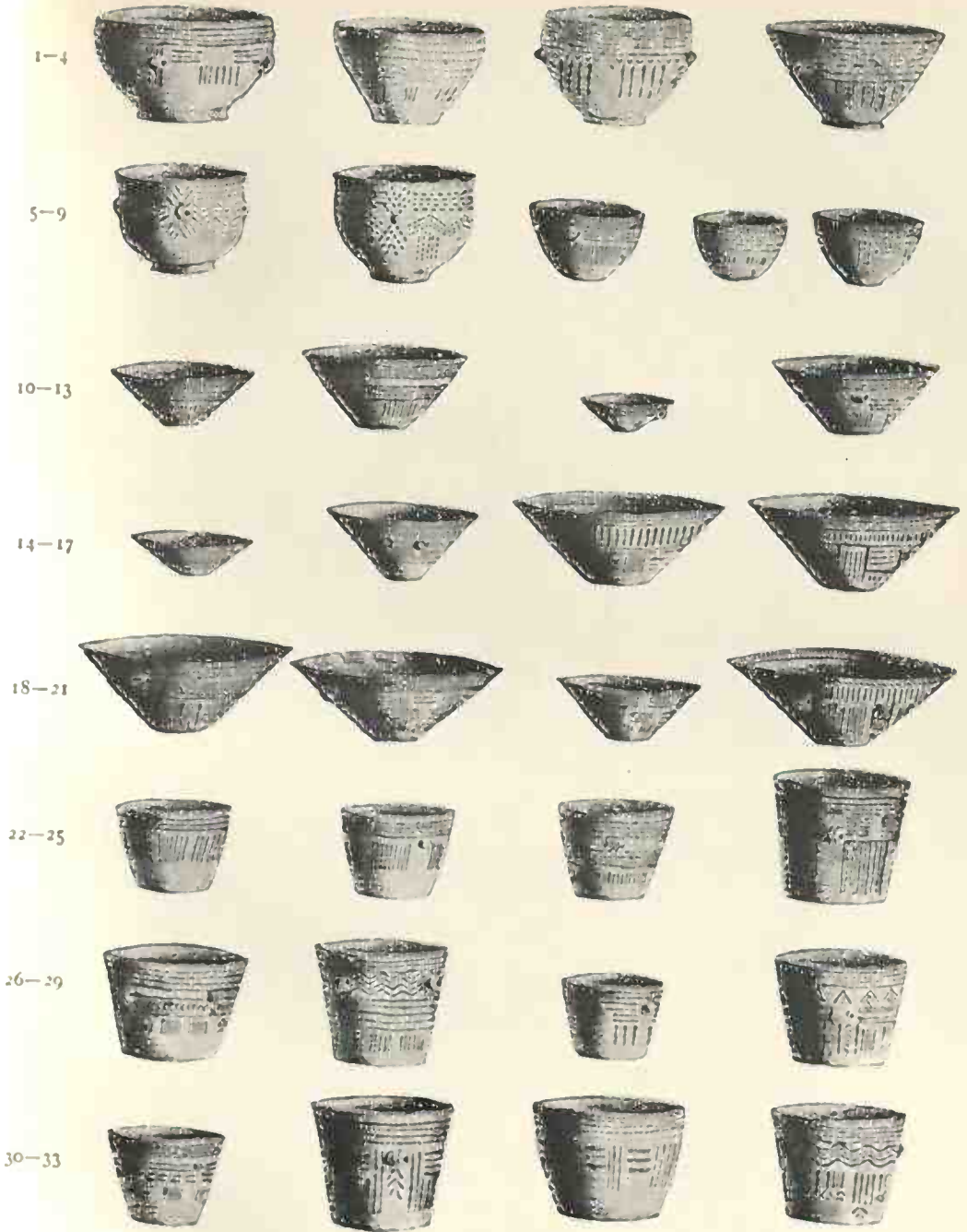
für die Gefäßgruppen im großen und ganzen zutreffen und nicht etwa in der Weise, daß die ältesten Schulternäpfe jünger seien als z. B. die jüngsten Blumentopfbecher.

van Scheltema *Die altnordische Kunst* 1923, 2. Aufl. 1925; W. Bremer *Germanische Kunst der Stein- und Bronzezeit* Präh. Z. 15 (1924) S. 131; Niklasson *Walternienburg-Bernburger Kultur I* (1926) S. 160—161.

§ 8. Bezüglich der Herkunft der M.-Kultur darf als brauchbare Arbeitshypothese die Ansicht von Kossinna gelten, dersie am Ende der Dolmenzeit aus Schleswig-Holstein einwandern läßt. Großenteils in denselben Gebieten wie die M.-Kultur ist im Neol. auch die besonders durch S-förmig geschweifte Becher gekennzeichnete, vermutlich von Jütland stammende Kultur vertreten. Über das gegenseitige Verhältnis beider herrscht noch große Unklarheit, doch dürfte die letztere im wesentlichen jünger sein, und vielleicht gehören nur ihr die jüngeren Stein gerätformen (z. B. Feuersteindolche) an. Daß Kupka eine besondere Keramik-Gruppe als „Tonware der mitteldeutschen Langgrabzeit“ ausscheiden möchte, halte ich mit Niklasson für verfrüht. Åberg nimmt an, daß die M.-Kultur in der jüngeren Ganggräberzeit in sö. Richtung nach dem Harz und dem Saalegebiet zu abgewandert sei und ihre Fortsetzung besonders in der Walternienburg Kultur habe. Dagegen glaubt Niklasson, daß die letztere der M. gegenüber selbstständig sei. Ich halte jedoch seine gegen die Hypothese Åbergs angeführten Gründe nicht für ausreichend. Bei der weitgehenden Zerstörung der M. dürfte leider wenig Aussicht auf eine klare Lösung dieser Frage bestehen.

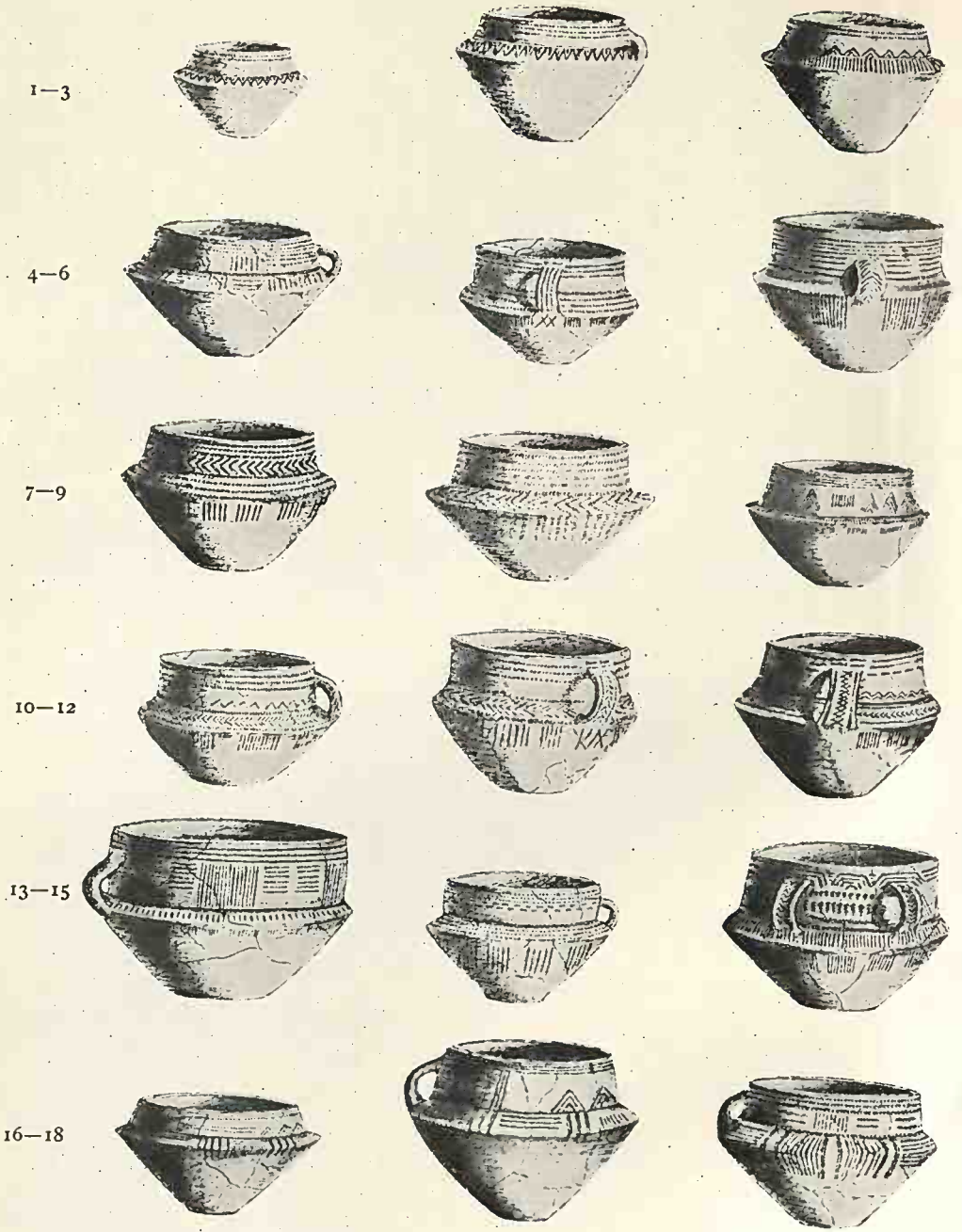
Kossinna *Entwicklung und Verbreitung der steinzeitlichen Trichterbecher* Mannus 13 (1921) S. 33; Kupka *Die Wurzeln der mitteldeutschen Steinzeittonware* Beitr. z. Gesch. usw. der Altmark 4 (1921) S. 364 ff.; Åberg *Nord. Kulturgebiet* S. 142; Niklasson *Walternienburg-Bernburger Kultur I* (1926) S. 151 ff. Hans Gummel

D. Italien. Nur in der Peripherie der ital. Welt, im SO, d. h. in Apulien und Terra d'Otranto, auf Malta und auf Sardinien und Corsika, haben Dolmen festgestellt werden können. Als dolmenartig bezeichnen Berichterstatter mitunter auch frühe Gräber in anderen Gegenden Italiens, z. B. in Etrurien und Sizilien; doch fehlt ihnen die charakteristische megal. Form.



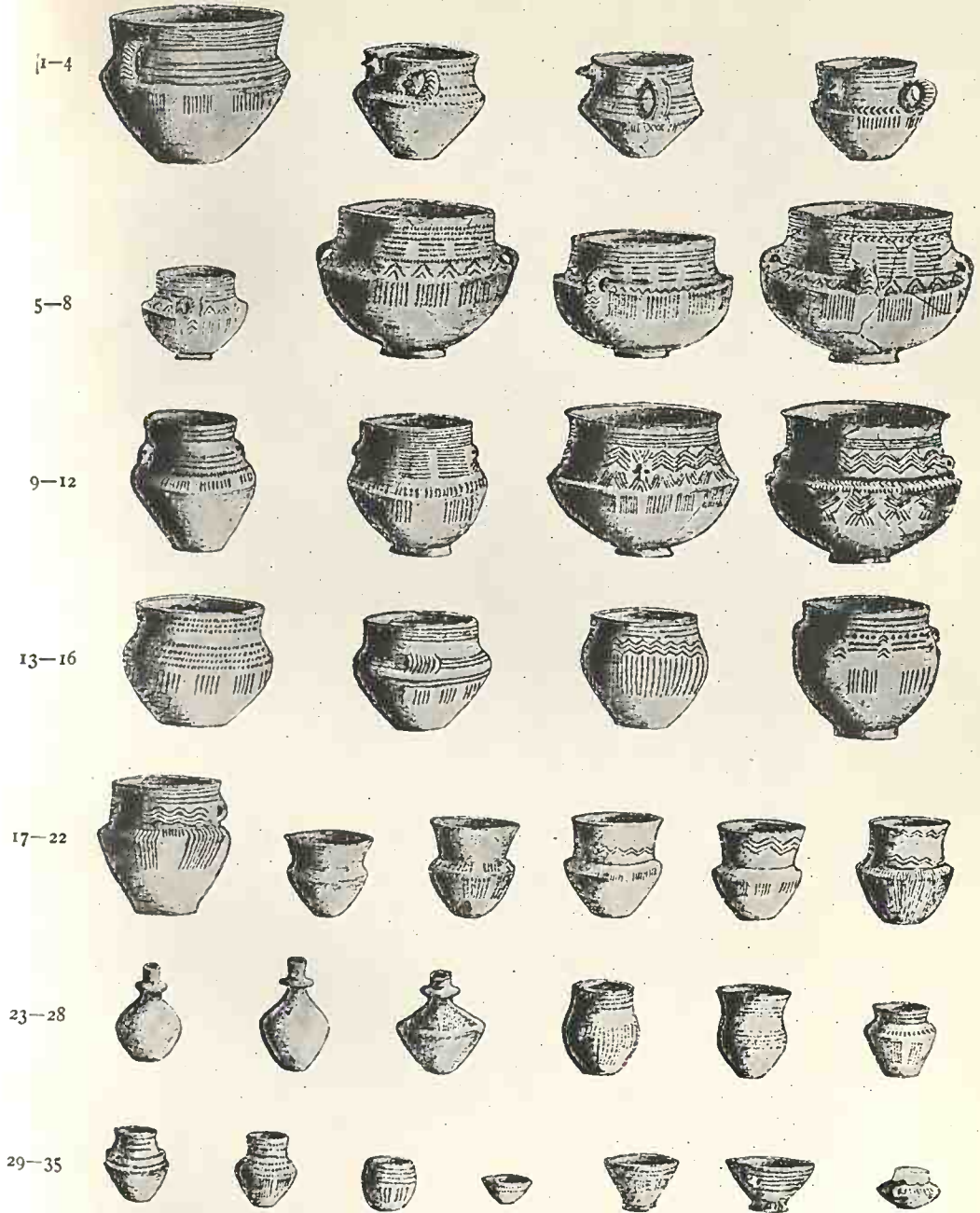
Megalith-Grab C. Nordwestdeutschland

Keramik von Driehausen, Gem. Schwagstorf, Kr. Wittlage. Ca. 1/6 n. Gr. Aus dem Manuskript des Grafen Münster im Provinzial-Museum Hannover.



Megalith-Grab C. Nordwestdeutschland

Keramik von Driehausen, Gem. Schwagstorf, Kr. Wittlage. Ca. $\frac{1}{8}$ n. Gr. Aus dem Manuskript des Grafen Münster im Provinzial-Museum Hannover.



Megalith-Grab C. Nordwestdeutschland

Keramik von Driehausen, Gem. Schwagstorf, Kr. Wittlage. Ca. $\frac{1}{3}$ n. Gr. Aus dem Manuskript des Grafen Münster im Provinzial-Museum Hannover.



a



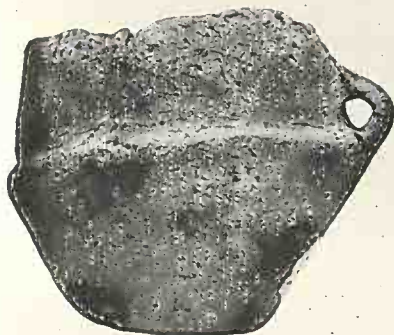
b

Megalith-Grab C. Nordwestdeutschland

- a. Steinäxte und Bernsteinperlen Driehausen, Gem. Schwagstorf, Kr. Wittlage. —
b. Depotfund. Feuersteinklingen. Hoya, Kr. Hoya. — $\frac{2}{7}$ n. Gr. —
Nach Aufnahmen des Provinzial-Museums Hannover.



a



b



c



d



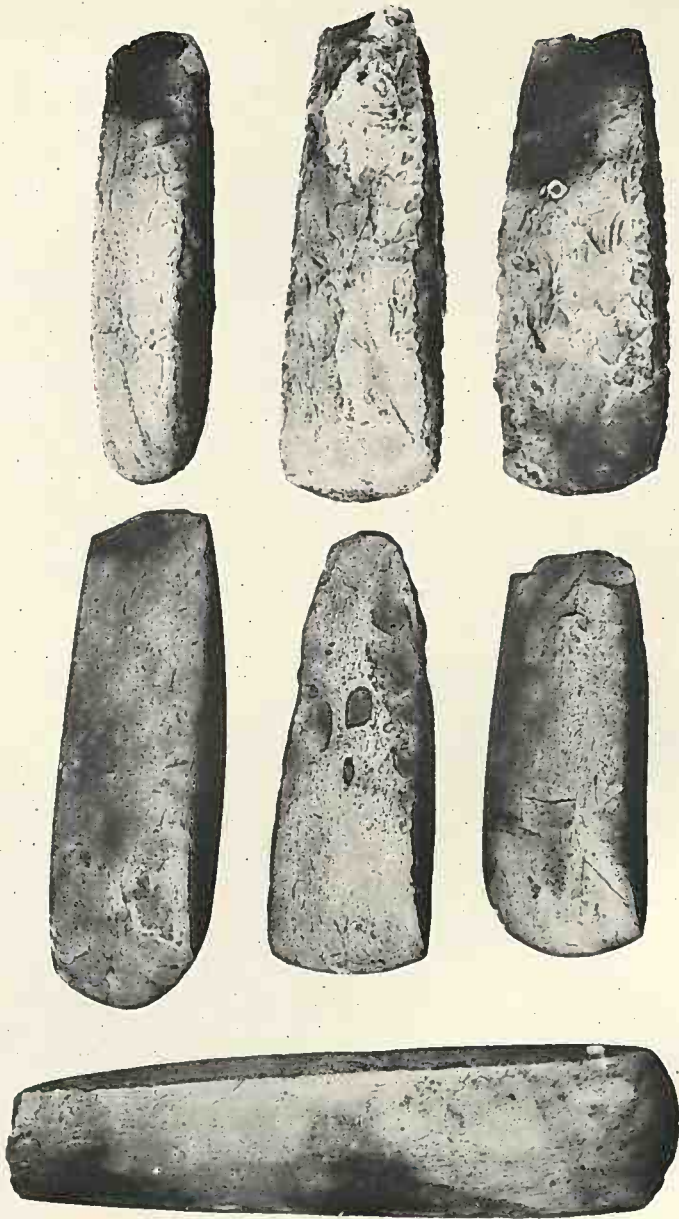
e



f

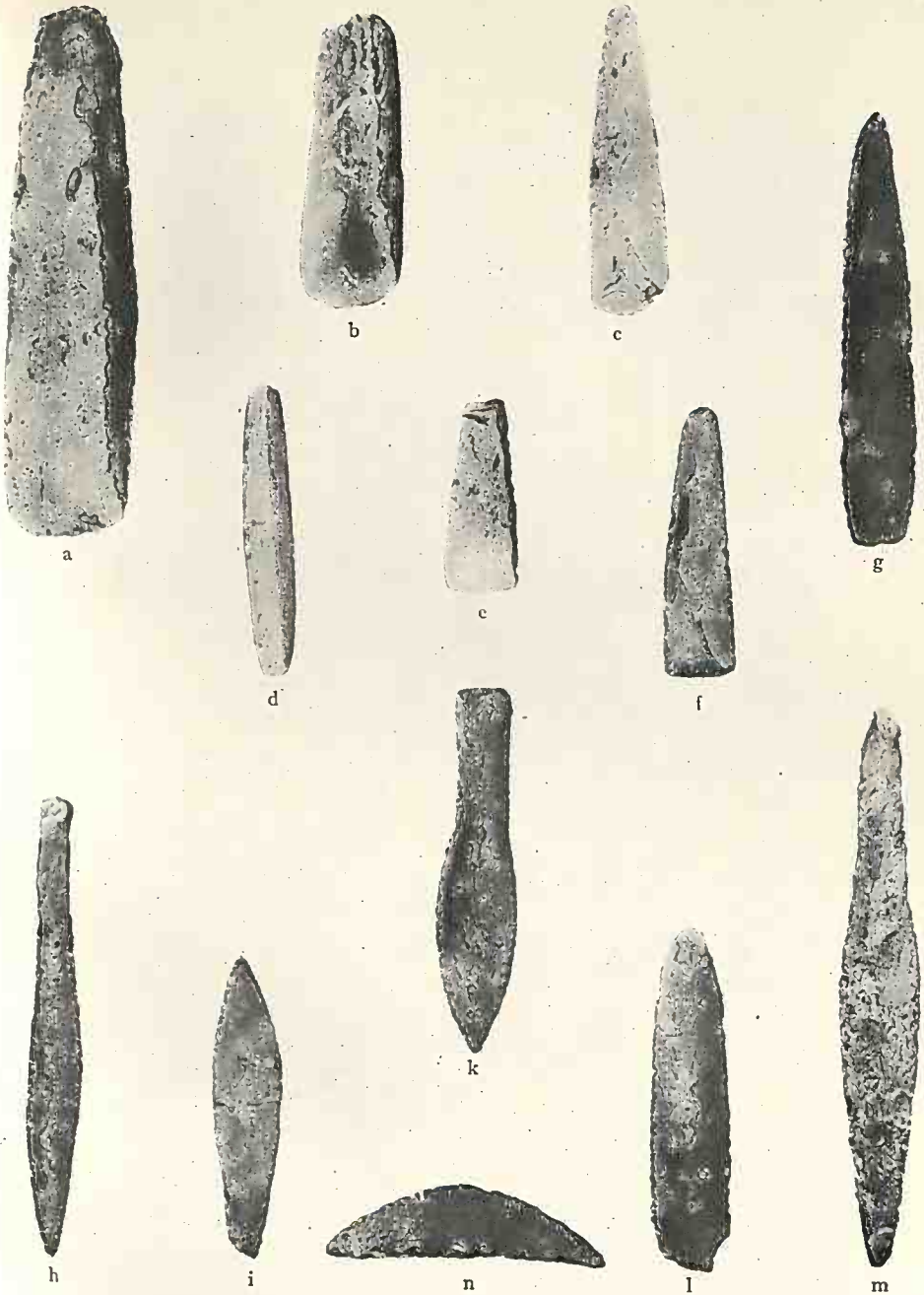
Megalith-Grab C. Nordwestdeutschland

a. Becher von Grauen, Kr. Harburg. — b—f. Fünf Gefäße aus einem Megalith-Grabe von Kl. Hesebeck, Kr. Ülzen. — $\frac{3}{8}$ n. Gr. — Nach Aufnahmen des Provinzial-Museums Hannover.



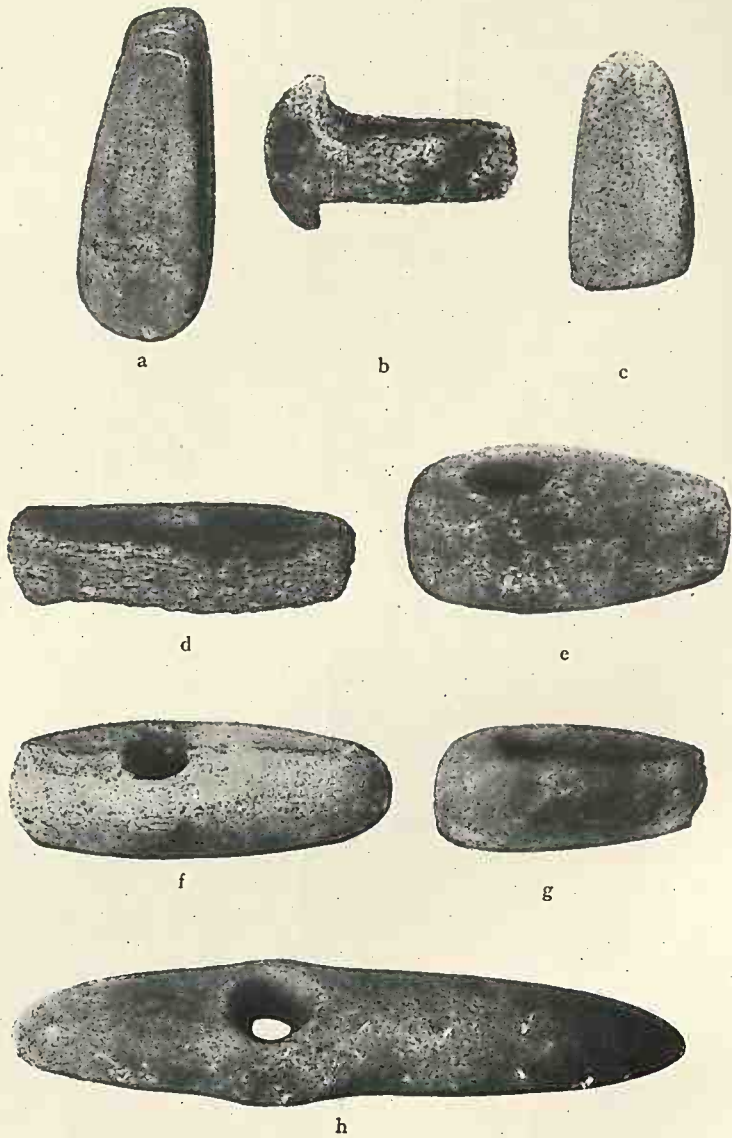
Megalith-Grab C. Nordwestdeutschland

Depotfund von Wingst, Kr. Neuhaus a. O. $\frac{2}{7}$ n. Gr.
Nach Aufnahme des Provinzial-Museums Hannover.



Megalith-Grab C. Nordwestdeutschland

Feuersteingeräte und -waffen: a. Jastorf, Kr. Ülzen. — b. Godenstedt, Kr. Zeven. — c. Meppen, Kr. Meppen. — d. Jastorf. — e. Klein-Bünstorf, Kr. Ülzen. — f. Jastorf. — g. Pretten, Kr. Bleckede. — h. Nienwohde, Kr. Ülzen. — i. Jesteburg, Kr. Harburg. — k. Altenbülstedt, Kr. Zeven. — l. Lemförde, Kr. Diepholz. — m. Im Hümmling. — n. Adendorf, Kr. Lüneburg. — ²/₇ n. Gr. — Nach Aufnahmen des Provinzial-Museums Hannover.



Megalith-Grab C. Nordwestdeutschland

Steingeräte und -waffen: a. Thomasburg, Kr. Lüneburg. — b. Zwischen Cuxhaven und Altenbruch, Kr. Hadeln. — c. Melzingen, Kr. Ülzen. — d. Westerbeverstedt, Kr. Geestemünde. — e. Garlstedt, Kr. Osterholz. — f. Buxtehude, Kr. York. — g. Winsen a. L. — h. Engehausen, Kr. Fallingb. — $\frac{2}{7}$ n. Gr. — Nach Aufnahmen des Provinzial-Museums Hannover.

Wir begegnen jedoch, wie in Sizilien z. B. bei Gräbern von Monteracello (v. Duhn *Ital. Gräberk.* I Tf. 6 Abb. 24; vgl. Peet *Stone- and Bronzeages* S. 66), an einer Örtlichkeit, die keine Beisetzung in natürlichen oder künstlichen Höhlen ermöglichte, dolmenartigem Aufbau des Grabes aus Steinplatten und finden die gleiche Bestattungsart wie in den Forno-Gräbern Orsi I sowie die gleiche Ausstattung. Es liegt so der alte, von Hoernes, Déchelette und zuletzt von Gervasio (*I Dolmen* 1913 S. 317) zurückgewiesene, von Schuchhardt (*Alteuropa*² 1926 S. 63) wieder vertretene Gedanke, auch die Dolmen als Ersatz für Höhlengräber — daher die Gewöhnung an die großen Felsblöcke und die nicht zu bezweifelnde Überdeckung solcher Steinmassen mit Erde, so daß gewissermaßen künstliche Felshöhlen entstanden — anzusehen, doch sehr nahe. In die Peripherie gedrängte oder insular abgeschiedene Teile der Urbevölkerung haben somit diesen Übergang vom Höhlengrab zum einfachen Steinkisten- — *a cassa* — oder Fossa-Grab als einen gebotenen Ersatz des Höhlengrabes empfunden, ausgeführt und festgehalten, die Totenwohnung im harten undurchdringlichen Fels als ein Recht des Toten geehrt.

Im SO der Halbinsel sind die einfacheren, nur für eine Beisetzung gedachten Dolmen die Sallentinischen in der Terra d'Otranto — bis 1912 waren es 17 —, leider bei ihrer leichten Zugänglichkeit völlig ausgeplündert. Ihnen gegenüber stehen andere in der Nähe von Tarent und 5 weiter n. in der Terra di Bari, denen eine korridor- oder vorhallenartige Verlängerung eigen ist, die auch größer sind, wuchtigere Verhältnisse zeigen und mehrere Tote aufgenommen haben, durch einige wichtige Fundstücke, namentlich etwas Metall, neben sonstigem neol. Material, auch für die Beurteilung wertvollen Scherben, schon in mindestens kuprolith. Zeit gewiesen werden. Also auch hier zwischen den kleinen und großen Dolmen dasselbe Altersverhältnis wie im N, z. B. in Dänemark (Schuchhardt *Alteuropa*² 1926 S. 63—64).

In Terra di Bari sind es namentlich zwei M. bei Bisceglie, die uns weitergebracht haben. Die in ihnen, auch im Dromos, beigetzten Toten waren liegende

Hocker, in ihrer Kleidung und Schmuck, worunter auch Bernstein. Feuerstellen mit allerlei Resten von Kohlen und Tierknochen bezeugten rituelle Mahle dem Toten zu Ehren, deren Wiederholung in der Enge des Grabes gelegentlich sogar zufällige Anbrennung älterer Gebeine mit sich brachte.

Bull. Paletn. Ital. 25 (1899) S. 178—182 Tf. 9, 10 Pigorini; ebd. 37 S. 6—160 De Giorgi; Apulia 3 (1912) S. 99 ff. Tf. 1—7 ders.; Gervasio *I Dolmen e la civiltà del bronzo nelle Puglie* 1913; A. Jatta *La Puglia preistorica* 1914 S. 140—160; Mayer *Molifetta und Matera* 1924 S. 236—243; v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 45—48.

Die zweite Gruppe ital. M. ist auf Corsika lange bekannt, auf Sardinien neuerdings mehr beachtet, nachdem sie zeitweilig der Insel sogar ganz abgesprochen waren. Auch auf Sardinien sind sie ein wichtiges Bindeglied zwischen den Höhlengräbern und den einfachen Felsgräbern meist jüngerer Zeit (*Domus de gianas*; s. d.) und eine unmittelbare Vorstufe zu den Tombe dei Giganti (s. d.): sowohl M. wie Tombe dei Giganti wohl im wesentlichen nur eine vornehmere, auf aristokratisch-hieratischer Tradition beruhende Grabform für jene Häuptlinge, die mit ihrer Wohnung im Nuragen (s. d.) die Pflicht übernahmen, mit Hilfe dieser Schutz- und Fliehburg der umwohnenden Dorfbewohnerschaft die nötige Sicherheit zu gewähren. Die Tombe dei Giganti sind künstlerisch und rituell besser ausgestaltete M.: korridorartige Gräber, oft hinten zu einer Apsis gerundet; vorn vor der Verschlussplatte und der Krönung ein stelenartig aufgerichteter Block, meistens eingeleitet durch einen Halbkreis und Bänke, auf denen die Trauernden und Betenden Platz nahmen oder Inkubationsbefragungen der Toten stattfanden, wie die Sage von den Schläfern bei den sardin. Heroen sie voraussetzen scheint (Rohde *Kl. Schr.* II 197—208). Daß der Kult gleichzeitig Erd- und damit auch Fruchtbarkeitsgottheiten gegolten habe, mag man erschließen aus der Anbringung von weiblichen Brüsten und auch Phallen an Steinen, sei es im Inneren des Grabes, sei es in der Halbkreisrundung. Auch baitylosförmige Steine ohne Reliefzutaten fanden Aufstellung. Solch längliches Grab wurde durch einen Tumulus

bedeckt, dieser wieder durch eine Krepis gestützt. Nur an der Rückseite mag die Rundung der Apsis des Grabes selbst die Krepis ersetzt haben. So muß das Äußere eines solchen Grabes umgekehrte Schiffsform gezeigt haben, wie die „Navetas“ der Balearen (s. d. § 5). In den Tombe bei Giganti sind Nachbestattungen folgender Familienangehörigen Regel gewesen, so daß ihr Gebrauch zeitlich tief hinabging. Das beweisen die Beigaben: neben Werkzeugen und Waffen aus Stein solche aus Bronze, Hacken, Beile der sog. reinen BZ, dann aber auch Schaftlochbeile jüngerer Zeiten, Haarnadeln mit kürbisförmigem oder elliptischem Kopf, Ringe mit Kettchen und Anhängern aus Metallblech, Lampen in der noch in späten Zeiten üblichen Barkenform, um dem Toten sein finsternes Haus zu erhellen und die bösen Geister zu verschrecken, Lanzen spitzen in Blattform mit Hohlenschaft, ja sogar Stücke von Aes rude (s. Geld § 15), die in sehr junge Zeit weisen, auf dem Festland erst im 6. Jh. beginnen. Wahrscheinlich hat diese altsardin. Lebens- und Kulturform erst mit der röm. Besetzung ein anderes Gesicht bekommen, wenigstens dort, wo der Karthager nicht einheimisches Leben niedergetreten hatte.

Über die Dolmen in dem wenig durchforschten Corsika, mit denen Menhirs (s. d.) besonders oft zusammenzuhängen scheinen, ist sehr wenig bekannt. Völlig oder fast völlig ausgeraubt waren sie meist. Einige Stein- und Kupfersachen, die aus ihnen oder ihrer nächsten Umgebung stammen, sind gerettet und mögen chronol. verwertet werden.

Ausonia 3 (1909) S. 18—48 Mackenzie; Pap. of the Brit. School at Rome 5 (1910) S. 101—137 Tf. 3—12; ebd. 6 (1911) S. 136—157, 166—170 Tf. 30—32, 34; v. Duhn *Ital. Gräberkunde* I 97—104, 112—113.

v. Duhn

E. Ägypten. Grabbauten nach Art der europ. Dolmen sind aus dem alten Ä. nicht bekannt. (S. aber Grab D § 1.) Es würde auch dem Geist der äg. Kunst widersprechen, große unbehauene Blöcke in der von der Natur gegebenen Form zu einem Aufbau aufzutürmen. Vielmehr verwenden die Äg. seit der fröhdy. Zeit, von der ab Felsstein zu Bauten verarbeitet worden ist, diesen stets in behauenen Blöcken,

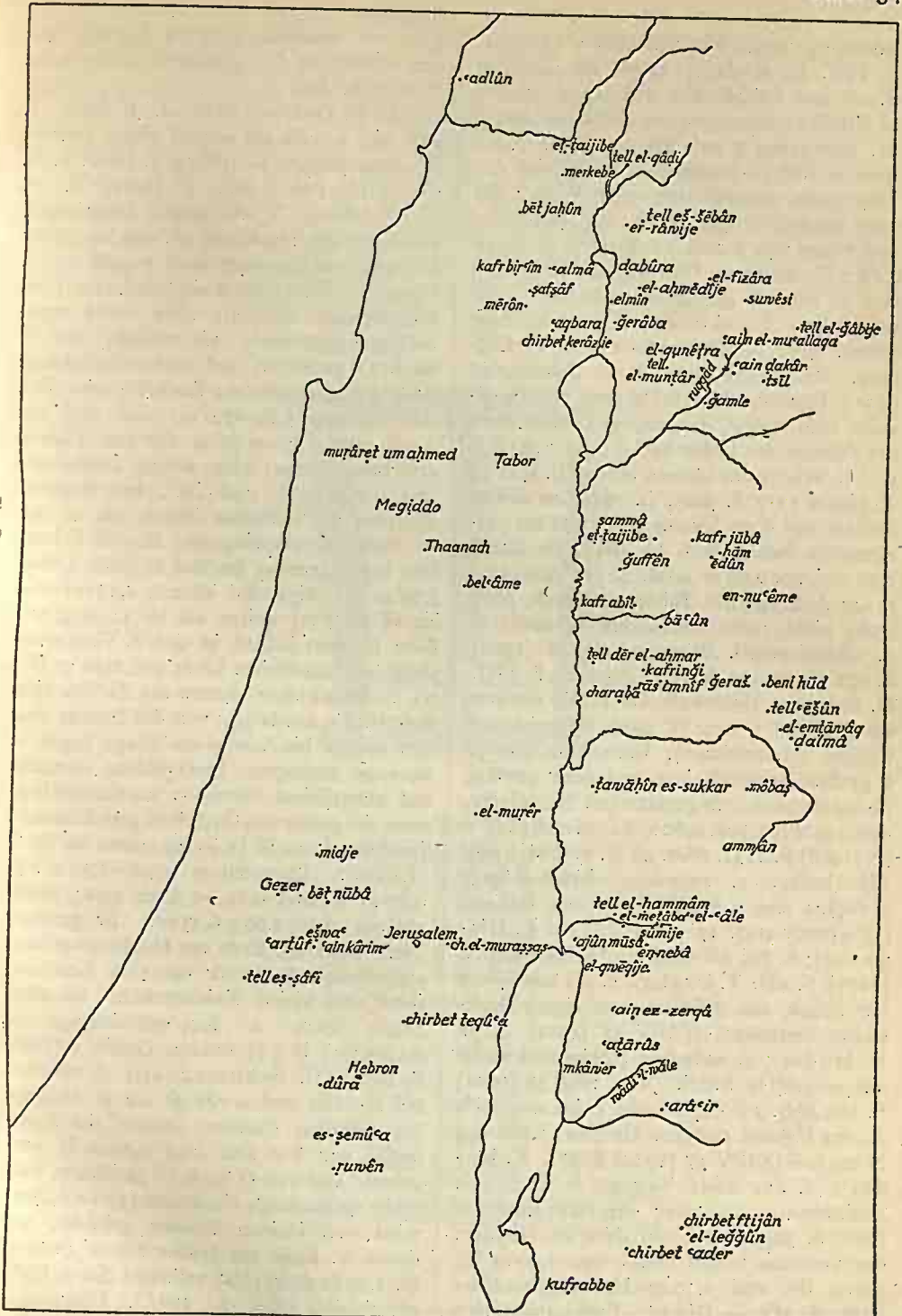
die mit gut schließenden Fugen sorgfältig aneinandergesetzt wurden. Es ist aber nicht zu verkennen, daß ein gemeinsamer Zug die äg. Mastaba mit den europ. Dolmen verbindet, und diese Gemeinsamkeit der künstlerischen Form mag auf Kulturverbindungen zwischen den Völkern um das Mittelmeer herum zurückgehen. Der Charakter der europ. M.-Bauten ist auch auf anderen Gebieten der äg. Architektur (s. Baukunst B) eigen. S. a. Tunis.

Roeder

F. Palästina-Syrien (Tf. 34—37).

§ 1—6. Dolmen (§ 1. Westjordanland. § 2—4. Ostjordanland. § 5. Jordantal. § 6. Sonstige Stellen). — § 7—8. Ganggräber (§ 7. Westjordanland. § 8. Ostjordanland). — § 9. Lage und Anordnung der Gräber. — § 10. Entwicklungsgeschichte. § 11. Sicher Gräber. — § 12. Überlieferung.

1. Dolmen. § 1. A. Westjordanland. I. Galiläa. a. Zwischen *beni haijân* und *et-taijibe* sowie zwischen *merkebe* und *rubb telâîn*, noch nicht erforscht (ZdPV 37 [1914] S. 24 E. Mader); b. bei *almâ* 3 Stück (PEF *Survey of Western Palestine Memoirs* I [1881] S. 220; C. R. Conder *Heth and Moab*² 1885 S. 197, 247f.); c. westl. von *ain ibl* ein anscheinend in röm. Zeit wieder zu einer Bestattung verwendeter Dolmen (*Mélanges de la faculté orientale Beyrouth* 7 [1914] S. 151 ff., Tf. 10, 1 f. S. Ronzevalle); d. bei *kafr bir'im* ein Dolmenfeld (ZdPV 37 [1914] S. 28 E. Mader); e. zwischen *mêrôn* und *saššâj* 13 Stück, sämtlich mit sehr großen Decksteinen auf schwachen Seitensteinen. Bei einem Maß der Deckstein 2,50 × 2,30 m, die ö. Seitenplatte 2,0 × 0,70 × 0,30—0,35 m; s. Verschlussplatte umgefallen, Nordseite offen. Innenraum im S 0,80, im N 0,62 m weit (fälschlich *hağar el-manêqa* „Stein mit der kleinen Schalenvertiefung“ genannt PEF *Memoirs* I [1881] S. 223). Ein anderer war auf der Höhe eines Steinhauens errichtet, wie denn überhaupt die Steinhauens mit Dolmen gekrönt gewesen sein mögen. Die übrigen ragten trotz ihrer Größe (Decksteine 4—6 m l.) kaum hervor, da sie tief in den Boden gebaut waren. Richtung und Verengerung des Innenraumes meistens NW nach SO, in einem Falle genau N nach S. Gelegentlich bestanden die Seitenwände aus 3 unbehauenen, aber gut an-



Megalith-Grab F. Palästina-Syrien
 Verbreitungskarte der Megalithgräber. Nach P. Thomsen.

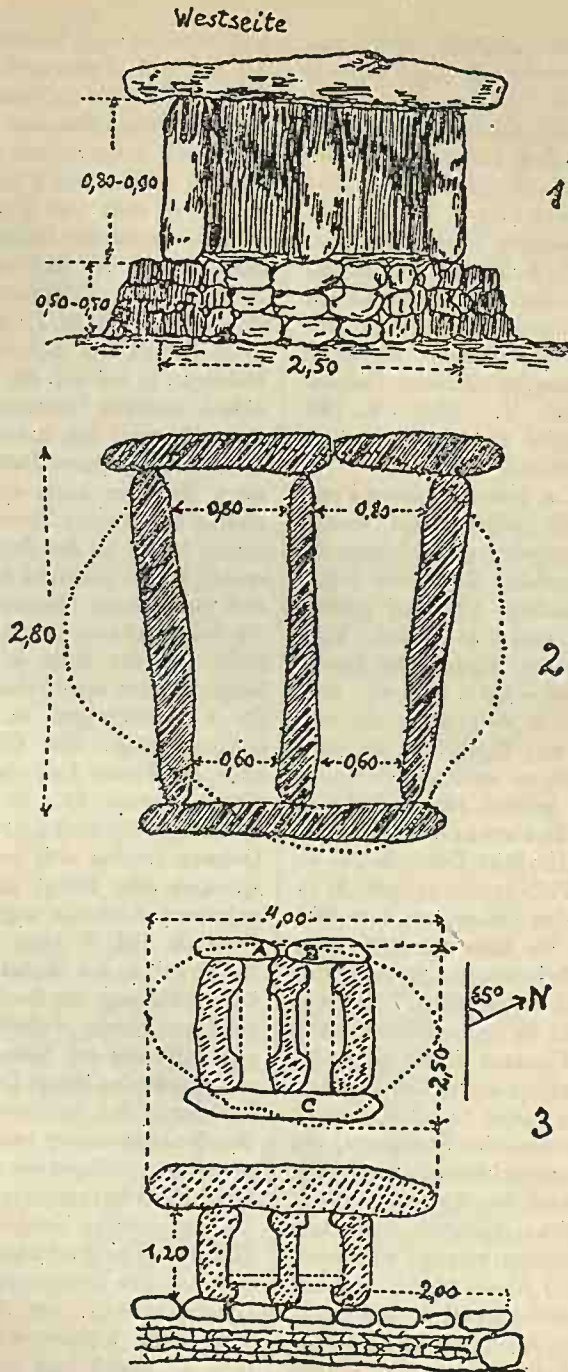
einandergefügten Blöcken (ZdPV 37 [1914] S. 26ff. E. Mader); f. bei *bēt jahūn* in einem von Felsblöcken übersäten Gebiete 24 Stück verstreut, davon im N des Dorfes 21, von denen 7 gut erhalten sind. Auch hier ist der Deckstein sehr groß, und der Innenraum verjüngt sich von SW nach NO oder umgedreht (90 zu 78 cm), manchmal außerdem von unten nach oben (1,20 zu 0,78 m). Mehrere Dolmen waren genau von N nach S gerichtet. Alle sind oder waren von Steinkreisen (Dm 7 m) umgeben. Im S des Dorfes fanden sich 3 Dolmen. Bei einem bestand die Seitenwand aus 3 Platten. Mehrfach trug der Deckstein eine Rinne, die von der Mitte nach der Öffnung des Dolmens lief (ebd. S. 21ff.); g. bei *'aqbara* ein kleines Stück (P. Karge *Rephaim* 1917 S. 306); h. zwischen *chirbet kerāzie* und dem Jordan (s. u. § 7) ein vereinzelt Stück, nach W offen, Deckstein 2,45 × 2,30 × 0,70 m (ebd. S. 311 Abb. 57); i. am Abhange des Tabor ein Stück, jetzt wohl nicht mehr vorhanden (Zeitschr. f. d. alttestamentl. Wissenschaft 28 [1908] S. 272 H. Spoer; Karge *Rephaim* S. 385).

II. Samaria. Unterhalb der Höhle *murāret umm ahmed* 5 von W nach O gerichtete Gräber (Halbdolmen), bestehend aus je 2 großen Seitenblöcken und einer großen, überstehenden, roh geglätteten Steinplatte, deren größte 1,70 × 0,60 × 0,10 m maß (ZdPV 31 [1908] S. 113f. Abb. 49 E. v. Mülinen).

III. Judäa. a. zwischen *chirbet el-'auḡe el-šqāni* und *el-murēr* Reste von Dolmen (Quarterly stat. 17 [1885] S. 181 L. Oliphant); b. bei *bēt nūbā* ein Dolmen (ebd. 4 [1872] S. 46f. T. Drake); c. bei *'ain kārīm* ein Stück, aus 2 Seiten- und einem Decksteine bestehend (ZdPV 37 [1914] S. 37 E. Mader); d. zwischen *qibbīje* und *midje* ein zerstörtes Stück (Rev. bibl. 31 [1922] S. 593 Abb. 2 F.-M. Abel); e. bei *es-semū'a* s. von Hebron mehrere Dolmen, Richtung N nach S (ZdPV 37 [1914] S. 37f. E. Mader); f. am *wādi 'l-ruwēn* 6 Stück mit Steinkreisen, darunter ein Doppeldolmen (ebd. S. 38); g. sw. von *dāra* ein Dolmen, der vor eine kleine Höhle von 1,40 m L., 1,0 m Br. und 1,10 m H. vorgebaut ist (ebd. S. 38). — Die für Judäa genannten Stücke sind sämtlich verdächtig. Es müßte einmal genau festgestellt werden, ob es

sich um wirkliche Dolmen handelt oder um Reste von Ganggräbern, zyklischen Bauten u. dgl.

§ 2. B. Ostjordanland. I. *ḡolān*. a. nw. und s. von *tell el-qādi* einige Dolmen (Quarterly stat. 14 [1882] S. 226ff. C. R. Conder; Pāl.-Jahrb. 7 [1911] S. 23 G. Dalman); b. ein großes Dolmenfeld, mit etwa 500 Stück, das nō. von *'ain dakār* beginnt und bis zum *nahr ruqqād* reicht. Die einzelnen Dolmen sind ungefähr 10 m voneinander entfernt, aber nicht regelmäßig angeordnet. Sie stehen, von W nach O gerichtet, auf einem Steinkreise oder 2 konzentrischen Steinterrassen (Dm der äußeren 5,80—7,0 m) und sind aus 4—6 nur 0,30—0,50 m starken Platten errichtet, worauf eine dünne Deckplatte (2,13—2,44 m l. und br.), bei längeren Räumen 2 Decksteine liegen, die an der w. Seite 2 vorspringende Buckel haben. Der Innenraum ist bei den meisten 3,66—3,96 m l. (einige sind kürzer, 2,13 m) und im W (1,37 m) weiter als im O (0,99 m). Zwei Dolmen hatten in der ö. Verschlussplatte ein rundliches Loch von 0,61 m Dm (G. Schumacher *Across the Jordan* 1886 S. 62ff.); c. nordwärts von der Brücke über den *ruqqād* bis *'ain el-mu'allāqa* liegen in überaus steinigem Lavagebiete ebenfalls auf künstlichen Terrassen vereinzelt Dolmen, die genau von O nach W gerichtet sind. Innenraum im W (1,40 m) weiter als im O (1,10 m). Längsseiten 1,50—2,50 m l., 0,70 m h. und 0,20—0,30 m dick; Deckplatten 2,0 × 2,80 × 0,35 m. In geringer Tiefe unter der Erde des Hohlraumes liegt eine Felsplatte, unter der sich Knochenreste und kleine Kohlenstücke, an einer Stelle auch 2 Kupferdrahringe (s. Schmuck D § 2) fanden (ZdPV 9 [1886] S. 267ff. G. Schumacher); d. zwischen *tell es-šebān* und *er-rāwije* am w. Abhange des Gebirges mehrere Gräber, die Steinkreise von 6 m Dm und 0,70 m H. umgeben. Der von O nach W gerichtete, sich nicht verjüngende Grabraum (3,60 × 1,35 m) wird von kleinen Steinen gebildet, auf deren w. Ende ein großer Block (2,30 m h., 1,80 m dick) ruht, während das ö. Ende offenbleibt (ebd. S. 268f.), Übergangsform zum Ganggrab; e. weiter s. werden Dolmen verzeichnet, ebenfalls am Abhange



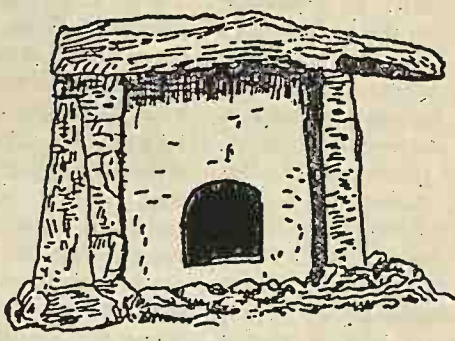
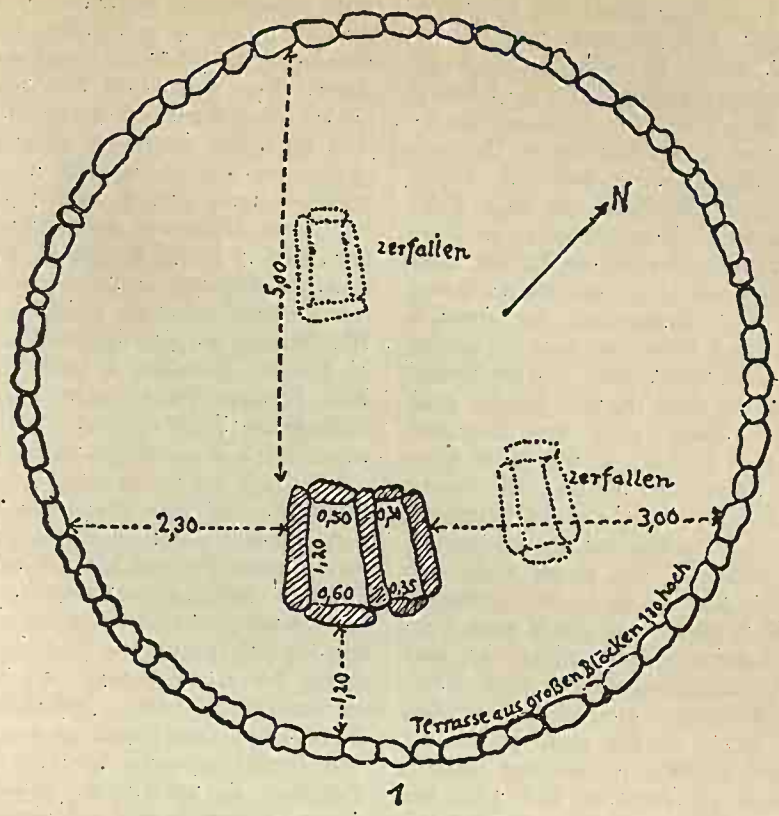
Megalith-Grab F. Palästina-Syrien

Dolmen im 'aǧlān. 1. Doppeldolmen an der Straße s. von hām ($\frac{1}{83}$ n. Gr.). — 2. Grundriß desselben Dolmens ($\frac{1}{80}$). — 3. Doppeldolmen am rās innif (die Quersteine A, B, C sind ergänzt; $\frac{1}{100}$).
 Nach C. Steuernagel *Der Adschlün* S. 100ff.

des Gebirges, bei 'ain el-ahsëntje, dabûra, nu-'arân, el-ahmedtje, elmîn (Tf. 37), zwischen es-sûr und gërâba (G. Schumacher Karte des Ostjordanlandes Blatt A 1/2); f. zwischen el-qubbi und el-qunêtra Dolmen von der Art wie bei 'ain dakâr (ZdPV 9 [1886] S. 270 G. Schumacher); g. an den Abhängen des tell el-munfâr ebensolche Dolmen (ebd. S. 270; G. Schumacher Across the Jordan S. 259); h. östl. von chirbet hamâta und gamle Dolmen auf vulkanischen Hügeln (ebd. S. 68f.). — II. Haurân. Zwischen tell el-gâbije und suwësi einzelne Dolmen (Mitt. Deutsch. Pal. V. 1896 S. 18f. R. Brünnow; ZdPV 37 [1914] S. 130, Tf. 39 A G. Schumacher).

§ 3. III. 'Aglûn. a. zwischen şammâ und et-iaijibe 12 Dolmen (genannt eqlâ' mutrâ-kibât „aufeinandergelegte Felsblöcke“) ohne Terrassenunterbau. Bei einem Stück waren die Längsplatten 3,50 und 3,60 m l., 0,78—0,90 m h. und 0,40 m dick. Verschlussstein nur am w. Ende. Die Deckplatte (3,60 × 1,70 — 3,0 × 0,36 m) mit flacher Schale steht weit über, da der Innenraum im W nur 0,94 m br. ist und sich im O auf 0,65 m verengt. Weitere Stücke liegen bei gelamet sômar und bei 'amûd rabbâ' (G. Schumacher Norther'n Adjlûn 1890 S. 131 ff.; Mitt. Deutsch. Pal. V. 1902 S. 28 ders.; Pal.-Jahrb. 4 [1908] S. 15 G. Dalman); b. das Gebiet um kafr jübâ am wâdi berstinja bis hân mit 800—1000 Dolmen, aus unbehauenen Steinen der Nachbarschaft, auf künstlichen Terrassen, aber meistens nicht in deren Mittelpunkte errichtet. Diese Terrasse bildet entweder ein einfacher Steinkreis aus nebeneinandergestellten Steinen oder 2 stufenförmig aufsteigende konzentrische Steinringe, die bis zu 1 m H. aufgeschichtet sind. Die Dolmen zeigen meist die Richtung O—W (mit kleinen Abweichungen), daneben S—N. Der Innenraum verengt sich nach O (1,40—1,0 auf 1,10—0,74 m), wo der Verschlussstein manchmal fehlt. Die Deckplatten (z. B. 3,95 × 3,95 m oder 3,25 × 2,70 m) ragen deshalb weit darüber hinaus und sind gelegentlich mit Napflöchern versehen. Im Innern fand sich unter einer 0,35 m dicken Erdschicht eine Lage von Asche, Kohlenstücken und zerbröckelten Knochenresten (darin an einer Stelle

Kupferringe) und zuletzt eine Steinplatte, die auf dem Felsgrunde ruhte. Mehrfach lag eine Deckplatte über zwei Räumen, so daß ein Doppeldolmen (Tf. 35, 1. 2) entstand (G. Schumacher Norther'n Adjlûn 1890 S. 168 ff.; ZdPV 20 [1897] S. 109, 175 ders.); c. südl. von guffên an einer alten Straße vereinzelt Dolmen; d. im unteren wâdi 'l-jâbis bei kafr abîl Hunderte von Dolmen (auf Schumachers Karte nicht verzeichnet; Tf. 36, 1); e. bei bâ'un an der alten Straße von kafr abîl ein vereinzelter Dolmen; f. bei tell der el-ahmar am wâdi sôfarâ mehrere Dolmen; g. am Südhange des räs innîf bei kafringî an einer alten Straße ein größeres Dolmenfeld. Die Dolmen, darunter auch doppelte (Tf. 35, 3), stehen auf runden Terrassen. Ihre Längsteine haben an der Innenseite eine wagerechte Rinne, die wohl dazu bestimmt war, daß eine Platte eingeschoben wurde, auf die der Leichnam gelegt wurde, so daß er nicht mit der Erde in Berührung kam. Möglich wäre auch, daß die Einrichtung für 2 Bestattungen in einem Grabe getroffen wurde. Ein Doppeldolmen hatte statt des Falzes Aushöhlungen der Seitenwände (90 cm br., 80 cm h., 18 cm l.). Ein Deckstein maß 4,0 × 2,50 m. In einigen Dolmen fanden sich bei Grabungen Armspangen oder Ringe aus Bronze, schwarz gebrannte Knochen, sogar Glas (s. d. C; Mitt. Deutsch. Pal. V. 1899 S. 37 ff. G. Schumacher); h. bei charabâ mehrere Dolmen; i. am Südhange des benî hûd s. von geraš; k. südl. von chirbet el-ehdêb ein Dolmenfeld; l. am Fuße des tell 'esûn; m. auf der Höhe el-emtâwâq eine Menge Dolmen, z. T. mit Einkerbungen der Seitensteine und einer Art Straßenabgrenzung zwischen den Dolmen; n. an den Abhängen des dalmâ 350—400 Dolmen. Einer war unmittelbar auf dem felsigen Untergrunde in Nord—Süd-Richtung aufgebaut. Die Deckplatte maß 3,0 × 1,70 × 0,35 m. Der Innenraum war 2,25 m l., am Nordende 0,95, am Südende 0,80 m br. Von dem Körper wurden der Schädel (am n. Ende) und andere Knochen gefunden; unter ihm lagen flache Steine, über ihm gelbe Erde und Steine. Ein paar Scherben bestanden aus gelbbraunem Ton; o. ruġmel-kenise s. von en-nu'ême; hier steht der Dolmen auf einer runden, erhöhten



Megalith-Grab F. Palästina-Syrien

1. Dolmenanlage bei *kafr abîl* im *'ağlân* ($\frac{1}{90}$ n. Gr.) nach C. Steuernagel
Der 'Adschlûn S. 102. — 2. Dolmen mit Loch bei *šawâhin es-sukkar*.
 Nach F. M. Abel in *Rev. bibl.* 1910 S. 551.

Terrasse (C. Steuernagel *Der 'Adschlün* 1925 S. 99ff., 296, 300, 361, 374ff.).

§ 4. IV. *Belqâ*. a. bei *môbaş* am Wege von *er-rummân* nach *'ammân* (Pal.-Jahrb. 7 [1911] S. 28 G. Dalman); b. auf der Hochebene w. und s. von *'ammân* 10 Dolmen, aus wuchtigen, unbearbeiteten Steinblöcken ohne Unterbau auf dem Felsgrunde errichtet. Meistens fehlen an einer oder beiden Schmalseiten die Platten. Den Verschuß haben also wohl kleine Steine gebildet. Der Innenraum ist ziemlich hoch (ein Stück hatte mit dem Decksteine eine äußere H. von 3,0 m), weil die Seitensteine auf die hohe Kante gestellt sind. Bei einem Stück maß der Deckstein $3,96 \times 3,35 \times 0,50$ m; in der Mitte hatte er eine künstliche Schale mit allerlei Rinnen (PEF *Survey of Eastern Palestine* I [1889] S. 19ff.); c. n.w. und n.ö. von *'ammân* mehrere Dolmen. Bei einem waren die Seitensteine fast 3,0 m l., der Deckstein $3,65 \times 1,83$ m groß. Der von N nach S gerichtete Innenraum war 0,76 m br. und 1,06 m h. Zwischen den Dolmen liefen niedrige Mauerzüge aus großen Blöcken (ebd. S. 21f.); d. am *wâdi hesbân* bei *sûmîje* und *el-qalû'a* 20 niedrige Dolmen mit kleinen Decksteinen und ganz bescheidenem Innenraum (0,30—0,45 m h.). Napflöcher kommen mehrfach vor. Ein Dolmen hat einen sattelförmig gebildeten Deckstein (ebd. S. 125ff.); e. *el-qurmîje* w. von *hesbân* 26 Dolmen, die in ihrer Anlage der wechselnden Richtung des Tales folgen. Einige sind so an den Abhang gebaut, daß der eine Seitenstein gespart werden konnte, indem der Deckstein hinten auf dem Felsen aufliegt (Halbdolmen). Bei einem anderen Stück maßen die Seitensteine 2,44 und $2,74 \times 1,60$ m, der Deckstein (mit 6—7 Napflöchern) $2,44 \times 2,74$ m. Ein weiteres hatte an jeder Längsseite 2 Platten mit einer Gesamtlänge von 3,15 m; Innenraumhöhe fast 2,0 m (ebd. S. 159ff.; C. R. Conder *Heth and Moab*² 1885 S. 254ff.); f. bei *el-mrêrât* an der *'ain ezzerqâ* 155 Dolmen mit zahlreichen, regellos, in Kreisform oder in Reihen aufgerichteten Steinblöcken. Die für die Dolmen benutzten Platten sind z. T. sorgfältig bearbeitet. Im Innern liegt eine große Platte auf dem Felsgrunde. Ein Dolmen ist

völlig erhalten und besteht aus Deckstein ($2,74 \times 2,44$ m), 4 stehenden Platten (1 Seitenstein $3,0 \times 1,16 \times 0,70$ m) und Innenplatte. Der Innenraum hat 2,0 L. und 1,0 Br. Von der Platte an der ö. Schmalseite ist später die rechte obere Ecke abgeschlagen worden, so daß man hineinkriechen kann (ebd. S. 184ff.; Jaussen-Savignac *Mission en Arabie* 1909 S. 12ff.; Rev. bibl. 7 [1898] S. 450 H. Vincent); g. am n.w. Abhange des Nebo (*en-nebâ*) mehrere schlecht erhaltene Dolmen, z. T. mit Napflöchern auf den Decksteinen (*Survey of Eastern Palestine* I [1889] S. 202ff.; Mitt. Deutsch. Pal. V. 1900 S. 24 Abb. 14 G. Dalman; ZdPV 16 [1893] S. 163 G. Schumacher); h. *el-maşlûbîje* und *el-qwêqtîje* etwa 170 Dolmen, bei denen meist die eine Seite offen ist. Der Innenraum hat eine recht beträchtliche Höhe (1,83—2,13 m). Die Seitensteine sind roh und oft mit großen Lücken nebeneinandergestellt. Innenplatten auf dem Boden fanden sich bei 9, Schalen bei 10 Stücken (auf einem Decksteine $2,60 \times 1,68$ m sogar 40 Stück mit verbindenden Rinnen). Jedenfalls machen diese Dolmen am stärksten den Eindruck von Großsteinbauten (*Survey of Eastern Palestine* S. 254ff.; A. Musil *Arabia Petraea* I [1907] S. 268f.; Jaussen-Savignac *Mission en Arabie* 1909 S. 14ff.; ZdPV 37 [1914] S. 120f. Th. Kührtreiber).

§ 5. V. Jordantal. a. bei *şawâhin es-sukkar* am Wege von *es-salî* nach der Furt bei *ed-dâmîe* etwa 100 kleine Dolmen auf Terrassen. Sie bestehen aus dünnen (20 cm) Felsplatten (L. 2—3 m; Br. 0,35—0,85—1,55 m; H. 0,71—0,92 m). Bei einigen weist die w. Verschußplatte in Bodenhöhe oder darüber eine viereckige, oben abgerundete Türöffnung (51×45 cm) auf, die offenbar mit einem eingepaßten Steine geschlossen werden konnte, da ein Falz angebracht ist (Tf. 36, 2). Die Spalten zwischen den Platten sind sehr sorgfältig mit kleinen Steinen verstopft. Neben den Dolmen finden sich ganz kleine Felsgräber mit viereckiger Türöffnung, die aber viel später angelegt worden sind. Ein solches Felsgrab war oben offen und nach Dolmen-Art mit einem Deckstein belegt (Irby-Mangles *Travels* 1822 S. 325; Luynes-Lartet *Voyage d'Exploration* I [1871] S. 135f.;

III [1876] S. 233ff. [die Örtlichkeit wird hier Ala Safat genannt]; Pal.-Jahrb. 4 [1908] S. 18 G. Dalman; Rev. bibl. 7 [1910] S. 549ff. F. M. Abel); b. am Fuße des *tell el-hammâm* mehrere kleine Dolmen aus Kalksteinplatten; eine Schmalseite ist meist unverschlossen (*Survey of Eastern Palestine* I [1889] S. 229ff.; C. R. Conder *Heth and Moab*² 1885 S. 251f.).

§ 6. C. Sonstige Stellen. a. s. ö. von *kufrabba* am Abhange des *ğebel ammu n-nușâjeb* ein zerstörter Dolmen 2,36 m l., 0,70 m br. und 1,11 m h. (A. Musil *Arabia Petraea* I [1907] S. 257 Abb. 110); b. zwischen *leggün* und *chirbet stjân* Reste von Dolmen mit Steinreihen (Echos de Notre-Dame de France 1896 S. 235; 1897 S. 35f. J. Germer-Durand und S. Vailhé); c. 2 Stunden s. des *wâdi 'l-ħsâ* am Wege nach *et-tafile* Reste von Dolmen in Steinkreisen (P. Karge *Rephaim* 1917 S. 460ff.); d. bei *chirbet debbe* n. von *rarandel* ein zerstörter Dolmen (Rev. bibl. 6 [1897] S. 212 M. J. Lagrange); e. 2 Stunden ss. ö. von *eš-söbak* ein Dolmen, dessen aus 2 Steinen zusammengesetzte Seitenwände 1,0 m l. sind, während der Deckstein 2,50 × 1,90 m mißt (Rev. bibl. 7 [1898] S. 450f. H. Vincent); f. der angebliche Dolmen n. von *tisnîn* zwischen *ħomș* und *ħamâ* (Ephemeris für sem. Epigraphik 3 [1911] S. 171ff. M. Lidzbarski) ist kein solcher (Mélanges de la faculté orientale Beyrouth 7 [1914] S. 147ff. S. Ronzevalle), wie denn überhaupt in Syrien bisher keine Dolmen nachgewiesen sind.

2. Ganggräber. § 7. I. Westjordanland. a. zwischen *chirbet kerâzié* und dem Jordan mehrere Stücke, die fälschlich für Dolmen gehalten worden sind. Die Seitenwände bestehen nämlich nicht aus einer Platte, sondern aus 2—3 übereinandergeschichteten und überkragenden Steinlagen oder nebeneinandergestellten Steinplatten, so daß sich ein Gang ergibt, der manchmal nur an dem einen Ende mit einem großen Blocke bedeckt ist. Die Gräber liegen in der Mitte von Steinhäufen oder Steinkreisen (Dm 11,50 m—2,50 m h.), deren gelegentlich drei beobachtet werden. Die Richtung ist meist O—W, so daß der Eingang, der mit Steinen zugesetzt ist, im O liegt. Bei einem Stücke ist der Innen-

raum 3,10 m l., 1,0 m br. und 1,30 m h. Ein Seitenstein ist 2,15 m l., die anderen sind kürzer. Darauf liegen die Deckplatten (1,50 × 1,10—1,50 m), auf diesen erst der eigentliche Deckstein. Gelegentlich sind Napflöcher angebracht (P. Karge *Rephaim* 1917 S. 308ff., Abb. 54ff.); b. bei *chirbet el-murașșas* in Judäa bilden je 3 Kalksteinblöcke von 3,20 m L. die Seiten, auf denen 2 Decksteine (2,15 × 1,20 m) liegen. Das s. Ende stößt an den Felshang, das n. scheint immer offen gewesen zu sein (Quarterly Stat. 6 [1874] S. 187 T. Drake; Rev. bibl. 10 [1901] S. 281ff., Tf. 2 H. Vincent; ders. *Canaan* S. 410 Abb. 287); c. bei dem Kreuzkloster w. von Jerusalem 2 Anlagen und Reste von anderen, von O nach W gerichtet. Bei dem ersten war das Innere 4,80 m l. und 1,10 m br., bei dem zweiten 5,40 m l., aber nur 0,50 m h. und 0,60 m br. (ebd. S. 411; ZdPV 37 [1914] S. 36 E. Mader; Rev. bibl. 31 [1922] S. 590ff. F. M. Abel).

§ 8. II. Ostjordanland. a. zwischen *ain dakâr* und *tsil* mehrere Stücke, deren jedes auf einer kleinen Erhebung steht. Die Längsseiten werden von mehreren (bis zu 6) kleineren Blöcken gebildet, so daß der Deckstein (2,0 × 2,0 × 0,60—0,70 m) nur den hintersten Teil des Innenraumes, der sich nach W zu erweitert, bedeckt (G. Schumacher *Across the Jordan* 1886 S. 149ff.); b. zwischen *chirbet hamâta* und *ğamle* liegen die Gräber auf kleinen Hügeln oder auf dem ebenen Felsboden. Sie sind von einem viereckigen Steinwall (etwa 1,0 m h.) umgeben. Der Innenraum erweitert sich von O nach W. Die Längsseiten bestehen aus 2 Steinplatten (2,50—2,75 m l.), auf deren Ende ein Deckstein ruht (ebd. S. 68ff.); c. bei *el-fizâra* im O des *ğolan* zwischen zahlreichen Quellen mehrere zerfallene Anlagen (ZdPV 37 [1914] S. 262 Tf. 49 G. Schumacher); d. bei *el-meğâba* im Jordantale 14 Gräber, sämtlich von N nach S gerichtet. Sie sind ganz nach Art der Dolmen gebaut, haben aber 2 Räume hintereinander, die durch eine senkrecht eingestellte, sorgfältig bearbeitete Platte mit regelmäßig eingemeißelter, viereckiger Türöffnung (etwa 86 × 86 cm) getrennt werden. Bei dem einen Grabe be-

stand die erhaltene Längsseite aus 3 dicken Steinplatten von 1,83; 1,0 und 3,65 m L. Die Platten an den Schmalseiten waren 0,91 m h., 1,52—1,83 m l. und 0,25—0,45 m dick. Bei einem anderen lag auf dem Boden des Innenraumes eine Platte von 2,44 × 1,37 m (*Survey of Eastern Palestine I* [1889] S. 230ff.; Vincent *Canaan* S. 420f.).

§ 9. Aus vorstehender Übersicht ergibt sich die örtliche Verteilung der M. Die bisher gefundenen Dolmen und Ganggräber sind auf ganz bestimmte Gebiete von Palästina-Syrien beschränkt, und es ist nicht anzunehmen, daß sie außerdem noch an anderen Stellen nachgewiesen werden (Syrien ist allerdings in dieser Beziehung noch nicht erforscht). Sie fehlen also in den Landstrichen, die von Bauern und Städtern besiedelt worden sind, treten vielmehr nur dort auf, wo sich nach Hirten- oder Halbnomadenart lebende Stämme aufhielten. Sie können demnach nicht von einem Kulturvolke herrühren, wie denn auch die großen Kulturländer Babylonien und Ägypten keine Dolmen aufweisen. [S. aber Grab D § 1 und Tunis.] Die paläst. M. sind mit Vorliebe an den Abhängen von Bergen angelegt, also in felsigem Gebiete oder dort, wo die Natur der Ebene am Orte oder in kurzer Entfernung große Blöcke bietet, hingegen Höhlen fehlen. Meistens wird die Nähe einer Quelle, eines Flusses oder Sees aufgesucht. Dort müssen auch die Siedlungen der Erbauer gelegen haben, deren Reste die Wachttürme und alten Befestigungen sind (s. Festung C, Gewölbe C, Zyklopischer Bau).

§ 10. Aus der Art der Anlage läßt sich deutlich die allmähliche Entwicklung vom einfachen Aufbau großer, unbehauener Blöcke zu kunstvoller Verwendung sorgsam bearbeiteter Platten erkennen. Die ältesten Gräber sind die der *belqâ* mit ihren gewaltigen, unbearbeiteten Felsblöcken, dem unregelmäßigen Grundriß, ihrer wechselnden Richtung. Ungefähr gleichzeitig sind die Dolmen des w. *golan*, bei denen ebenfalls unbehauene Steine benutzt sind. Später wird der Grundriß regelmäßiger, die Kopfseite wird weiter als die Fußseite. Dann werden die Innenseiten der Blöcke geglättet (ö. *golan*, *aḡlûn*) und die Lücken sorgfältig geschlossen.

Der Doppeldolmen tritt auf, ebenso die innere Bodenplatte. Zuletzt verwendet man ziemlich dünne Platten, und es entsteht eine Art von Steinkiste. Noch vor Schluß der Entwicklung ist das Ganggrab aufgekomen, dessen roheste Form die Bauten von *kerázie* zeigen, während an den Gräbern von *el-mešâba* die hochentwickelte Kunst der Steinbearbeitung (offenbar schon mit Metallwerkzeugen) unverkennbar ist. Daraus ergibt sich, daß die letzten Formen bereits der beginnenden BZ angehören, die älteren aber in die j. StZ hineinreichen. Früher meinte man, die Dolmen seien von den durchwandernden Indogermanen errichtet. Aber dann dürften die einfachsten Bauten nicht im SO, sondern im N liegen, denn nur von N her sind idg. Stämme in das Land gekommen. Vielleicht deutet die im *aḡlûn* nachgewiesene Sitte, eine Querplatte auf Fälzen einzuschieben, auf Stammesverschiedenheiten unter den Erbauern.

§ 11. Die paläst. Dolmen sind ohne Zweifel Gräber. Das beweisen nicht nur die (allerdings spärlichen) Funde von Knochen und Knochenresten in ihnen (obwohl diese manchmal von einer späteren Belegung herrühren können; *Mélanges de la faculté orientale Beyrouth* 7 [1914] S. 153 S. Ronzevalle), sondern auch der Aufbau und die große Zahl. Altäre, für die man früher die Dolmen hielt, können unmöglich in so großer Menge (bis zu 1000) auf eng beschränktem Raume errichtet worden sein. Der Bau soll gewiß entweder ein Ersatz des Höhlengrabes sein oder eine Nachbildung des von dem Lebenden bewohnten Hauses (s. Haus A I § 7). Dagegen sprechen nicht die Schalen oder Napflöcher, die häufig auf den Decksteinen vorkommen. Vielmehr haben diese dazu gedient, dem in seinem Steinhause weiter lebend gedachten Toten Wasser darzubieten, das er besonders nötig hat, weil, wie viele Völker denken, der Tote dürstet (vgl. die vielen mit Wein und anderen Flüssigkeiten gefüllten Tonkrüge in den paläst. Gräbern oder die Vorrichtung an dem phön. Grabe von *chirbet sem'a* bei *mērôn* ZdPV 29 [1906] S. 197f. G. Dalman). Den gleichen Zweck hatten die feilich erst spät auftretenden runden oder

viereckigen Öffnungen in den Verschlusssteinen der Dolmen oder Ganggräber (s. Lebender Leichnam § 3). Sie ermöglichen den Verkehr der Lebenden mit dem Toten, so daß ihm z. B. Nahrung gereicht werden kann. Von einer wirklichen Totenverehrung kann keine Rede sein. Gewiß haben die Überlebenden zu bestimmten Zeiten die großen, ausgedehnten Bestattungs-Plätze aufgesucht, um der Toten zu gedenken, sie zu laben, und dabei ist natürlich ein Schmaus oder ein Fest gehalten worden. Aber ein Opfer für die Bestatteten ist nicht wahrscheinlich.

§ 12. Die heutigen Bewohner wissen nichts Genaueres über die M. Sie bezeichnen sie als Gräber (*qubûr* z. B. *qubûr beni isra'în*) oder als Sitze von Geistern (*bêl* oder *qal'at el-rûle*), gelegentlich auch nach der Gestalt als *hağar ed-denn* (Stein mit dem krummen Rücken) u. ä. (Karge *Rephaim* S. 307f.). Sicher sind die Gräber schon den einwandernden Israeliten aufgefallen (vgl. die Erzählung von Bileam Num. 22, 41; 23, 1ff., die sichtlich gerade mit Dolmen besetzte Stellen nennt). Karge (ebd. S. 620ff.) hat versucht nachzuweisen, daß in ihnen die *reš'âm* (Totengeister, Schatten) wohnend gedacht wurden. Tatsächlich wird im AT dieser Name gerade für Gegenden gebraucht, in denen sich Dolmen finden (Gen. 14, 5; Deut. 2, 11. 20; 3, 11ff.), aber auch für die gänzlich dolmenfreie Ebene bei Jerusalem (Jos. 15, 8; 2. Sam. 5, 18ff.; 23, 13; Jes. 17, 5; vgl. Joseph. antt. VII 4, 1).

Vincent *Canaan* S. 408ff. (mit Übersichtskarte der Fundstellen); P. Thomsen *Kompendium der palästinischen Altertumskunde* 1913 S. 22ff.; P. Karge *Rephaim* 1917 S. 305ff., 379ff.; Zeitschr. für die alttestamentl. Wissenschaft 28 (1908) S. 271ff. H. Spoer; ebd. 29 (1909) S. 113ff. H. Greßmann.

Peter Thomsen

G. Nordafrika s. Tunis.

Megara Hyblaea s. Sizilien B I.

Megaron s. Vorhalle.

Mêge-Höhle s. Kunst A § 5.

Megiddo (Tf. 38).

§ 1—3. Geschichte des Ortes (§ 1. Thutmosis III. § 2. Amarnazeit. § 3. Israelitisch-jüdische Zeit). — § 4. Lage und Beschaffenheit der Stätte. — § 5. Die Grabung. — § 6—10. Die Bauwerke der einzelnen Schichten. — § 11—12. Kleinfunde. — § 13. Schichtenzählung und zeitliche Bestimmung.

§ 1. Zum ersten Male taucht der Name der starken Festung M. (äg. *mti*) in den Annalen Thutmosis' III. bei dem Bericht über den ersten Feldzug auf. Mit auffallender Ausführlichkeit wird über den Marsch des äg. Heeres, den Kampf bei dieser Stadt und ihre Eroberung berichtet (K. Sethe *Urkunden* IV 648ff.), was deshalb so wertvoll ist, weil wir sonst aus dem Altertum sehr wenig ähnlich eingehende Darstellungen der Kriegsführung und Schlachtentaktik haben. Nachdem Thutmosis Gaza (s. d.) am 15. April 1479 v. C. genommen hatte, zog er bereits am nächsten Tage über Jäfö (s. d.) und Socho nach *ihm* (wohl *tell el-asâwir*), wo Kriegsrat gehalten wird, da die Späher gemeldet haben, daß sich die Feinde bei M. zum Kampfe stellen wollen. Als diese Feinde werden genannt: der Fürst von Qadesch (s. Qades), der Fürst von M. und die Fürsten aller Länder zwischen der Grenze Ä. und dem Euphrat (in Wirklichkeit sicher nur einige pal.-syr. Fürsten). Der Kriegsrat verwirft den Weg, der ö. ausbiegend nach Thaanach (s. d.) geführt hätte, ebenso den zu der „Nordstraße von *djt*“, also nach *tell qemûn* am w. Rande der Ebene Jesreel, und entscheidet sich für den geraden Weg nach M. durch das *wâdi 'âra*, der allerdings an mehreren Stellen sehr eng und beschwerlich wird. Langsam beschreitet das äg. Heer diesen Paßweg und gelangt über *'rn* (*tell 'âra*) an den s. Rand der großen Ebene. Hier haben sich die Feinde zwischen Thaanach und M. aufgestellt, um ihre Haupttruppe, die Streitwagen, ausnutzen zu können. Am nächsten Tage greift der Pharao ihr Lager bei M. an, nimmt es und macht reiche Beute: über 2238 Pferde, die goldbeschlagenen Wagen der beiden feindlichen Führer, ihre Bronzerüstungen (s. Panzer C), das Zelt des Fürsten von Qadesch, mehr als 900 Streitwagen, 200 Rüstungen und 502 Bogen der Truppen. Die Feinde selbst entkommen zum größten Teil in die Stadt, die nun nach allen Regeln der Kunst belagert wird, bis sich die Eingeschlossenen ergeben. Sie liefern dem Sieger Silber, Gold, Lapislazuli, Malachit, Getreide, Wein, 1929 Rinder, 2000 Ziegen und 20500 Schafe ab. Der Pharao setzt neue Herr-

scher ein und sichert sich damit seine Oberhoheit.

J. H. Breasted *Ancient Records of Egypt* II 415ff.; Pal.-Jahrb. 10 (1911) S. 53ff. A. Alt; H. H. Nelson *The Battle of Megiddo* 1913; M. Burchardt *Die altkanaanäischen Fremdwörter und Eigennamen im Äg. II* (1910) S. 28 Nr. 526; W. M. Müller *Egyptological Researches* II (1910) S. 81.

§ 2. Da in den Berichten über die späteren Feldzüge, die Thutmosis III. viel weiter n. führten, M. nicht wieder erwähnt wird, ist anzunehmen, daß die äg. Herrschaft zunächst ungestört bestehen blieb. Die Amarna-Briefe bestätigen dies. In ihnen versichert Biridija, der Fürst (*amêlu*) von M. (*alumagidda* oder *makidda*), dem Pharaο, daß er die Stadt treulich für ihn bewahre, aber arg von den Habiri, den Kaši, von Labaia und seinen Söhnen bedrängt werde und deshalb unbedingt Hilfe brauche (Knudtzon 242ff.). Da diese ausblieb, kommt es zur Belagerung der Stadt durch Labaia, so daß die Ernte nicht hereingebracht werden kann, Seuche und Zerstörung drohen (244, 8ff.). Anscheinend ist es aber anders gegangen. Labaia ist in die Gewalt des Biridija geraten, jedoch dann durch Zurata von Akko, einen Bruder des Biridija (vgl. AO 7096; Pal.-Jahrb. 20 [1924] S. 27 A. Alt), nach Ĥinatuna geführt und von dort gegen Lösegeld entlassen worden. Biridija ist mit Jašdata, seinem anderen Bruder, ihm nachgeritten, um ihn auftragsgemäß lebend dem Pharaο auszuliefern, hat ihn aber erschlagen gefunden (245, 1 ff.). Jašdata wiederholt die Bitte an den Pharaο um Hilfe und Fürsorge (248, 1ff.). Dann muß es Biridija gelungen sein, die von Labaia zerstörte und ihrer Einwohner beraubte Stadt *šinama* (im AT *sunem*, heute *sölem*) zu besetzen; denn er läßt im Auftrage des Pharaο dort von Fronarbeitern aus der ihm untergebenen Stadt *japu* (heute *jaša* an der s. Grenze Galiläas) und aus *nuribda* (unbekannt) pflügen, sicher zu dem Zwecke, um dem äg. Könige die wichtige Lieferung von Getreide und anderen Naturalien zu sichern (AO 7098; Pal.-Jahrb. 20 [1924] S. 34ff. A. Alt). Da die hier erwähnten Briefe wohl noch in die Regierungszeit Amenhoteps III. fallen (W. Riedel *Untersuchungen zu den Tell el-Amarna-Briefen*

1920 S. 11), hat M. als selbständiger Staat mit ziemlich ausgedehntem Gebiete, wenn auch unter äg. Oberhoheit, bis in die erste Hälfte des 14. Jh. bestanden.

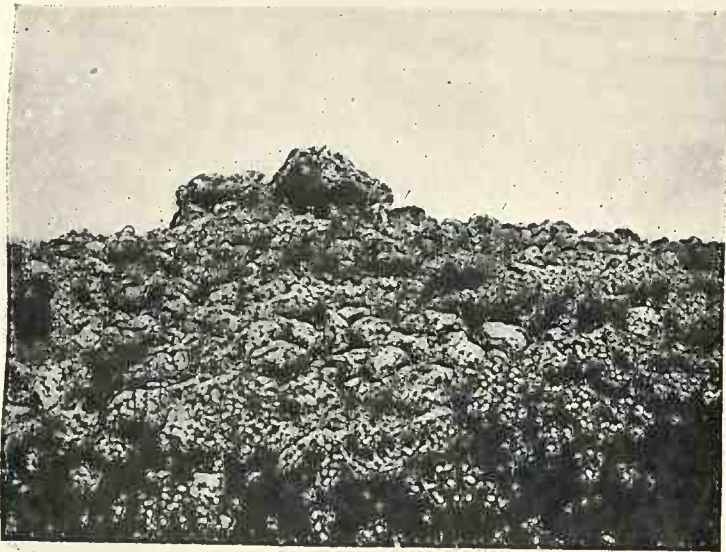
§ 3. Als solcher erscheint M. noch in der israelitischen Überlieferung des AT (Jos. 12, 21). Danach ist es dem Stamme Manasse, der hier eindrang, nicht gelungen, die Stadt zu erobern. Erst im Laufe der Zeit gewannen die Israeliten die Oberhand (Jos. 17, 11ff.; Richt. 1, 27; vgl. die Wasser von M. = Kison Richt. 5, 19). Salomo befestigte M. (1. Kön. 9, 15), das mit Thaanach und Bethsean einen Bezirk bildete (1. Kön. 4, 12). Der Pharaο Schoschenk führt auch diesen Ort (*mkdl*) in der Liste der von ihm eroberten Städte auf (W. M. Müller *Egyptological Researches* I [1906] Tf. 78). Sie muß aber ihre alte Festigkeit bewahrt haben oder von neuem verstärkt worden sein; denn der König Ahasja von Juda, den Jehu verwundet hatte, bringt sich dorthin in Sicherheit (2. Kön. 9, 27). Nach dem Untergange des Nordreiches haben die judäischen Könige hier wieder festen Fuß gefaßt (2. Kön. 23, 19ff.). Denn Josia versucht in Treue gegen den babyl. König, seinen Lehnsherrn, bei M. das Heer des Pharaο Necho II., wenn auch vergeblich, aufzuhalten (Mai-Juni 609 v. C.; 2. Kön. 23, 29f.; 2. Chron. 35, 22; Herodot II 159 [nennt Magdolos, womit kaum Cäsarea gemeint sein kann; H. Winckler *Altorientalische Forschungen* II (1898) S. 289]). Über das Ende der starken Festung ist nichts bekannt. Aber sie muß ziemlich früh verödet sein, da Eusebius in seinem Onomasticon nichts über ihre Lage anzugeben vermag.

H. Guthe *Kurzes Bibelwörterbuch* 1903 S. 425f.

§ 4. Trotzdem kann kein Zweifel darüber bestehen, wo sie zu suchen ist, nämlich am sw. Rande der Ebene Jesreel. Bereits Rabbi Parchi (1322) wies auf das heutige *el-leggön* hin und C. W. M. van de Velde (*Reise durch Syrien und Palästina* I [1855] S. 265ff.) auf den *tell el-mutesellim*. Dieser entspricht allen geschichtlichen Angaben. Er liegt im W der Ebene Jesreel (heute *merğ ibn 'amir* genannt), die von jeher das große Schlachtfeld Palästinas gewesen ist, und erreicht als einer der letzten Ausläufer des samaritischen Gebirges eine H. von



a



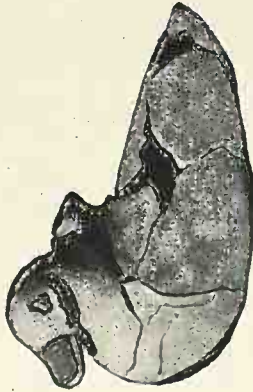
b

Megalith-Grab F. Palästina-Syrien

Dolmen bei *elmín* im Ostjordanland. Aufnahmen von P. Thomsen.



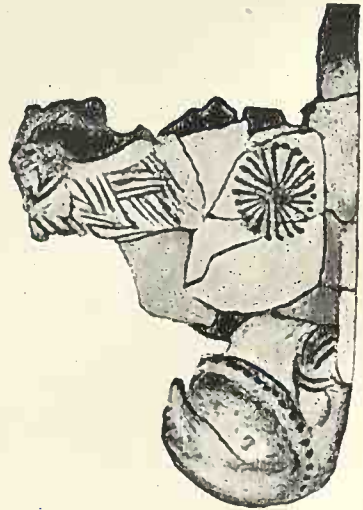
a



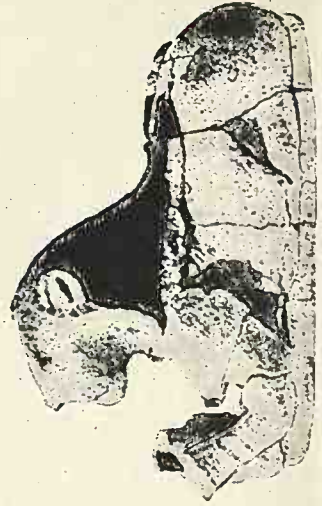
c



b



d₁



d₂

Megiddo
 a. Ansicht des Tells von N. — b. Eingang zur Grabkammer I. — c, d. Fayence-Gefäße in Tierform (Ente und Löwe).
 Nach Arch. Anz. 1907 S. 278, 287, 290.

191 m über dem Mittelländischen Meere. Seine birnförmige Oberfläche ist von O nach W 315 m, von N nach S 230 m l. (Gesamtfläche 5,02 ha) und fällt nach allen Seiten gleichmäßig steil ohne Terrassenbildung ab (Tf. 38 a). Nur im NO ist eine niedrigere Terrasse (160 m h.) vorgelagert, an deren Fuß die *'ain el-qubbi* zutage tritt. Nach SSW schließt sich eine Hochfläche an, die mit einem schmalen Sattel an den *tell* heranreicht. An dessen ö. Seite zieht sich eine alte Straße von der Küste her entlang, die sich bald in zwei Arme teilt. Der eine führt, dem Rande der Ebene folgend, an dem röm. Lager auf *el-geleme* vorbei nach Thaanach und *ğenin*, stellt also eine Verbindung zwischen Haifa-Akko und dem Binnenlande her; der andere, mit dem sich die viel begangene Straße von Damaskus über *'affule* bald trifft, geht an *chān el-leğğōn* (ein altes Λεγεών, Legio, nach den hier gefundenen Ziegelstempeln die 6. Legion) und der dazu gehörigen Siedlung auf *dahr ed-dār* vorbei in das *wādī 'āra* und schließlich hinüber zu der alten Küstenstraße nach Ä. (s. o. § 1). In der Nähe des *tell* selbst findet sich kein Wasserlauf; doch sind in röm. Zeit mehrere Kanäle von dem Mühlbach *wād. el-leğğōn* dorthin gelegt worden. So ist der *tell el-mutesellim* mit seiner von der Natur gegebenen starken Lage wohl geeignet gewesen, den Verkehr an einem wichtigen Punkte zu beherrschen.

§ 5. Im Auftrage des Deutschen Vereins zur Erforschung Palästinas hat hier G. Schumacher, zeitweilig abgelöst von I. Benzinger, in den Jahren 1903—1905 gegraben. Die Kosten (etwa 70000 Mark) wurden durch Spenden des deutschen Kaisers Wilhelm II., einen Zuschuß der Deutschen Orientgesellschaft und aus Mitteln des Vereins gedeckt. Bei dem großen Umfange des Gebietes und der Kürze der Grabungsdauer ist es begreiflich, daß nur ein verhältnismäßig kleiner Teil gründlich untersucht werden konnte. Bis zum natürlichen Felsen ist nur an einer 38 qm großen Stelle gegraben worden. Die darüber liegenden Schichten sind allein an der O-Seite genauer erforscht worden; auf dem w. Teil der Oberfläche wie an den sonstigen Siedlungsstellen im Umkreise mußte man sich

mit einer oberflächlichen Prüfung begnügen. Der Weltkrieg hat die vom Palästinaverein geplante Fortsetzung verhindert. Neuerdings hat die Universität Chicago Grabungen an dieser Stelle begonnen. Leider ist auch der Bericht über die Ergebnisse Schumachers unvollständig geblieben. In dem 1. Bande sollten nur die Bauten behandelt werden, die Kleinfunde zunächst unberücksichtigt bleiben. Sie sind aber dann doch von der 3. Schicht ab mit aufgenommen, aber nicht eingehend geschildert worden. Anzuerkennen ist die große Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit, mit der Schumacher gearbeitet hat. Freilich die Deutung und Wertung der Funde ist nicht immer glücklich zu nennen, da hauptsächlich Theologen sie zu bestimmen versuchten, während eine arch. gebildete Kraft fehlte, die für genauere Bezeichnung der Einzelfunde gesorgt hätte. Daher erklärt sich, wie bei Thaanach (s. d.), die Neigung, möglichst viel religiös oder kultisch anzusehen, was in Wirklichkeit einem ganz alltäglichen Zwecke gedient hat.

§ 6. Die Bauwerke des Hügels beginnen in der 2. Schicht (über die Schichten-zählung s. u. § 13), nachdem in der 1. nur einfache Hütten bestanden hatten. Nun werden Häuser mit Steinsockel errichtet, auf dem ein Aufbau aus Trockenziegeln sitzt, so daß die Gesamthöhe 2,70—3,0 m beträgt (s. Haus C § 10). Noch ansehnlicher ist die Anlage der sog. Mittleren Burg, da unter ihr, bis in die erste Schicht hinabreichend, zwei große Grabräume, aus unbehauenen Steinen errichtet, lagen (s. Gewölbe C § 3; Grab F § 12; Band IV Tf. 127). Die oberen Räume scheinen allerdings recht klein und niedrig gewesen zu sein (innere H. nur 2 m). Doch war dies offenbar nicht das einzige Gebäude, das in jener Zeit auf dem Hügel stand, da eine ansehnliche Stadtmauer aus luftgetrockneten Lehmziegeln rings um die Kante der Oberfläche verfolgt werden konnte (s. Festung C § 14; Band III Tf. 87).

§ 7. In der dritten Schicht läßt sich eine lebhafte Bautätigkeit beobachten. Es entsteht eine Zitadelle (Nordburg, 29×40 m), die trotz des Schutzes durch die starke Stadtmauer noch besonders mit Graben

(6 m t., untere Weite 1,50 m, obere 4,50 m) und festen Mauern zur Verteidigung eingerichtet war. In und bei ihr fanden sich mehrere Bestattungen (s. Grab F § 15). Etwas später sind zwei aufgemauerte Zisternen angelegt worden. Nach S zu schließen sich die älteren Räume der Mittleren Burg an, bei der die Baukunst noch nicht die gleiche Vollendung zeigt. Hier lassen sich vorläufig (die Anlage ist nur z. T. ausgegraben) ein n., zu Wohnzwecken benutzter, und ein s. Bau für Wirtschaftsräume unterscheiden, die durch einen Gang voneinander getrennt sind.

§ 8. Als die Mittelburg zerfiel, wurde darauf ein neuer Bau (vierte Schicht) errichtet, der in Steinbearbeitung und Steinfügung einen deutlichen Fortschritt zeigt. Unter ihm liegt ein rechteckiges Gelaß (5,60 × 3,70 m), dessen Wände aus vier Lagen großer, unbehauener Quadern bestehen. Dann kragen die Steine allmählich immer weiter vor, so daß ein gewölbeartiger Abschluß gebildet wird (s. Gewölbe C § 4). Derselben vierten Schicht gehört das stattliche Südtor (17,60 × 11,0 m) an, dessen Flügel sich in Basaltpfannen drehten. Auch hier sitzt auf dem Steinunterbau eine Mauer aus Lehmziegeln. Dagegen hatten die gleichzeitigen Bauten der Nordburg auf den Quadermauern einen Oberbau aus kleinen Steinen mit Erdmörtel und eine Decke aus Holz. An dieser Stelle ist später nichts weiter errichtet worden. Die Hauptpunkte der folgenden Schichten liegen im W, am ö. Rande und am s. Hange des Hügels. Zwischen Tor und Mittelburg hat ein großer Brand gewütet, in dessen Asche viele kleine Funde gemacht wurden.

§ 9. Den Höhepunkt der Baukunst auf dem *tell* stellte eine Anlage der fünften Schicht (der sog. Palast) dar, n. vom Südtor, die leider nur teilweise ausgegraben wurde (s. Baukunst C § 5; Band I Tf. 90a, 91a). Die sorgfältige Bearbeitung der Quadern, die sogar schon eine rohe Bosse tragen, ermöglicht nicht nur ein festes Gefüge der Mauer, sondern auch ganz geradlinigen Verlauf und scharf rechtwinklige Ecken. An diesen sog. Palast schließt sich ein weiteres Gebäude an, das wohl etwas später errichtet wurde. In seinem ö. Teile

fanden sich drei freistehende Steinsäulen, von Schumacher als *Maßebeben* (s. *Menhir C*) bezeichnet, in Wirklichkeit aber, wie auf Kreta, Deckenträger. Genau solche aufgerichtete Steinblöcke standen in dem großen Bau am ö. Rande des Hügels (Tempelburg). Auch hier ist die genauere Bestimmung des Gebäudes dadurch erschwert, daß der n. Teil nicht freigelegt wurde. Man kann nur feststellen, daß unmittelbar an der Stadtmauer und in engster Verbindung mit ihr ein größeres Gebäude errichtet worden ist, das zu Wohnungen und Vorratskammern benutzt wurde. Von einem Tempel kann im Ernst keine Rede sein. Technisch merkwürdig ist es, daß an einer Stelle das Quaderwerk auf einem Ziegelunterbau ruhte und in den aus kleinen Steinen mit Erdmörtel aufgemauerten Pfeilern Holzanker lagen. Der an anderer Stelle angeblich gefundene „Holzrost“ wird wohl der Rest einer herabgestürzten Decke sein.

§ 10. Steinpfeiler, sogar mit Steinmetzzeichen, treten sodann in der sechsten Schicht am s. Tore auf. Etwas weiter n. wurde eine Schmiedewerkstatt mit beträchtlichen Mengen von Brauneisenstein und Toneisen, Schlacken und eisernen Geräten (Pflüge, Lanzenspitzen, Meißel, Messer und Nägel) gefunden. Am n. Rande des Hügels entstand in dieser Zeit ein Vorwerk mit einem Stadttor, das besonders stark angelegt wurde, weil hier der *tell* am leichtesten erstiegen werden kann. Hallen und Zimmer lagen zu beiden Seiten eines Weges, in dessen Pflaster Radspuren erkennbar waren. Kleine Gebäude, die am sö., s. und sw. Rande des Hügels aufgedeckt wurden, zeigen, daß auch jetzt noch der größte Teil der Oberfläche bewohnt war. Die Bauten der 7. Schicht gehören den letzten Jahrhunderten v. C. an und sind für lange Zeit die letzten, bis dann von den Arabern hier und da Wachttürme, ein Bad und Gräber angelegt wurden. Dagegen haben die unterirdischen Räume auf der Nord-Terrasse ein erhebliches Alter (s. Haus C § 5). Die Felsplatte darüber trägt mehrere Napflöcher, aus denen aber kaum auf kultischen Zweck der ganzen Anlage geschlossen werden kann. Da auf dem *tell* in den ältesten Schichten Zisternen völlig

fehlen, nahm Schumacher ein unterirdisches Sammelbecken an, von dem aus Wasser nach der *'ain el-qubbi* und der *'ain es-sitt* lief, so daß durch Senkschächte die Bewohner des Hügels sich jederzeit mit Trinkwasser versorgen konnten. Tatsächlich wurden bei beiden Quellen Anfänge von Kanälen entdeckt, die auf den *tell* zu führten. Die Steine des Kanals an der *'ain el-qubbi* gehörten zur 5. Schicht. Die Hauptbegräbnisstätte hat auf der Höhe s. vom *tell* gelegen.

§ 11. Aus der großen Zahl der Kleinfunde seien hier nur die wichtigsten hervorgehoben. Äg. Erzeugnisse treten bereits in den Grabkammern der 1. und 2. Schicht auf, nämlich Skarabäen, z. T. in Gold gefaßt, Fayenceperlen, Alabastergefäße. Es folgen dann in der 3. Schicht ein Sperber (3,7 cm h.) und Perlen aus Fayence; in der 4. Schicht Töpfchen aus Alabaster und Fayence (eins mit Lotosblumen bemalt), Amulette (Anubis, Bes, Horus-Augen), Siegel mit Hieroglyphen, kleine Statuetten, Schmink- und Salbgefäße aus Fayence in Löwen-, Enten- und Affenform (Tf. 38c, d); in der 5. Schicht Amulette; in der 6. Schicht Siegel mit Hieroglyphen; in der 7. Schicht Perlen und Amulette. Skarabäen erscheinen in allen Schichten. Viel geringer sind die aus Babylonien eingeführten Stücke, so Siegel und Siegelzylinder in der 6. Schicht. S. auch Band I Tf. 105a, b, 1.

§ 12. Natürlich sind fremde Einflüsse auch an den einheimischen Erzeugnissen (z. B. Tonfiguren von Göttinnen) zu erkennen. Skarabäen werden nachgeahmt. Das Siegel des Schema' mit seinem brüllenden Löwen ist sichtlich nach babyl. Vorbilde gearbeitet, und auf dem Siegel des Asaph sind außer hebr. Buchstaben nichtsagende Hieroglyphen eingegraben. Der Westen macht sich von der 3. Schicht ab bemerkbar, vor allem mit kyprischen Gefäßen (Pilgerflaschen, Leitermuster) und Nadeln (auch ein Kapital; Band I Tf. 91b). Was im Lande selbst hergestellt ist, zeigt sehr einfache Art. Feuersteingeräte, wie Waffen, Messer, Meißel, bleiben bis zur 6. Schicht neben solchen aus Bronze im Gebrauch. Eisen beginnt in der 4. Schicht und wird erst in der 6. Schicht allg. verwendet. Gold ist selten gefunden

worden, Silber fehlt anscheinend gänzlich. Für den Schmuck (s. d D) haben sich die Bewohner meistens mit Muscheln und Perlen aus Halbedelsteinen begnügt. Doch lassen goldgefaßte Skarabäen, trefflich geschmiedete Lanzen- und Pfeilspitzen (s. Bogen C § 7; Lanze C) auf einen gewissen Wohlstand der Stadtfürsten schließen.

§ 13. Sehr schwierig ist die zeitliche Bestimmung der einzelnen Schichten und Funde. C. Steuernagel hat bereits in dem Nachwort zu dem von ihm herausgegebenen Berichte Schumachers darauf hingewiesen, daß zwischen dem an einer Stelle aufgedeckten Felsgrunde und der 3. Schicht (Fußboden der Halle der Nordburg) ein Höhenunterschied von 6,20 m liegt. Da die 1. Schicht etwa 1,50 m, die 2. Schicht 1,60 m stark ist, müssen wohl zwischen der 2. und 3. Schicht noch 2 Schichten (je 1,55 m stark) eingeschoben werden. Dieses Ergebnis wird durch die Lage der Grabkammer I bestätigt, unter der wahrscheinlich noch eine Masse von 4,60 m H. (= 3 Schichten) ruht. Sie läge demnach statt in der 2. in der 4. Schicht, und ihre Anlage müßte sogar erst in die 5. Schicht gesetzt werden. Da die Tonwaren der Grabkammer I mit den Funden an der Stadtmauer übereinstimmen, ist also auch die große Ziegelmauer ein Werk der 5. Schicht. Feste Punkte für den Zeitansatz haben sich leider nur wenige ergeben, da Schriftreste, abgesehen von Siegeln und Steinmetzzeichen, fehlen. Die Skarabäen der Grabkammer I können nicht älter als 2000 v. C. sein. Demnach würden Schicht A—D (= Schumachers 1. Schicht) etwa um 3500 v. C. beginnen, Schicht E (= 2. Schicht) um 2000, Schicht F (= 3. Schicht) nach 1500 (also Amarnazeit; dazu stimmen die Skarabäen mit dem Namen Thutmosis III.), Schicht G (= 4. Schicht) von 1200 ab (Auftreten des Eisens; die Aschenschicht könnte von der israelitischen Eroberung herrühren), H (= 5. Schicht) nach 1000 (Salomo; hierher gehört das Schema'-Siegel; der darauf genannte Jerobeam kann aber weder der 1. noch der 2. israelitische König dieses Namens sein, sondern wohl ein Stadtfürst von M., wie auch die Schriftzüge zeigen, Syria 6 [1925] S. 108 R. Dussaud).

Schicht I (= 6. Schicht) gehört dem 7.—5. Jh. an (Bauten Josias?) und K (= 7. Schicht) etwa dem 5.—3. Jh. v. C. (ähnlich *Journal of the Palestine Oriental Society* 2 [1922] S. 133 W. F. Albright).

G. Schumacher *Tell el-mutesellim*. I. Band: *Fundbericht*, hg. von C. Steuernagel *Text und Tafeln* 1908; *Arch. Anz.* 1907 S. 275ff. H. Thiersch; *Rev. bibl.* 4 (1907) S. 123ff. R. Savignac.

Peter Thomsen

Mehl (Vorderasien). Das Korn wurde in Babylonien und Assyrien entweder geröstet oder gemahlen (s. Mahlen) zur Nahrung verwendet. Grob zerstoßen war es Graupe, mittel gemahlen war es gewöhnliches M., besonders fein gemahlen und gesiebt war es Feinmehl (OLZ 25 [1922] S. 337). Bereitet wurden aus dem M. Brote, Kuchen, Süßbrot, in der Küche kochte man aus ihm unter Zusatz von anderen Ingredienzien Mehlbrei, Mus und Süßspeise (s. Mahlen, Mühle D, Müller).

Meissner *Babyl. und Assyr.* I (1920) S. 413ff. B. Meissner

Mehlpatina s. Patina A § 2.

Mehrener Typus. Sö. von Daun, zwischen Alf und Lieser und nicht weit vom Gemündener, Weinfelder und Schalkenmehrener Maar, liegen ö. von Mehren (Voreifel, Rheinprovinz) zahlreiche Grabhügelgruppen, die den gleichzeitigen Ringwall auf der Steineberger Ley zwischen Steineberg-Steiningen umsäumen. Von F. Hettner ausgegraben und von H. Lehner veröffentlicht, geben sie zusammen mit ähnlichen Gruppen um den Ringwall bei Brockscheid (Eckfeld, Laufeld), bei Wirfus und Mayen einen guten Einblick in die spätere Hallstatt-Kultur der Eifel, wodurch die Bezeichnung M. T. veranlaßt worden ist (Tf. 87a; s. Mittel- und Süddeutschland D).

Trierer Jahresber. 1894 Lehner; *Präh. Z.* 11/12 (1919/20) S. 163f. Schumacher.

K. Schumacher

Mehrstufige Bestattung. § 1. Man versteht darunter den bei vielen Naturvölkern üblichen Brauch, die Leiche vor ihrer definitiven Bestattung der Weichteile zu berauben und dann nur die von ihnen entblößten Knochen zu bestatten. Einzelne Knochen, besonders die Oberschenkel und der Schädel, werden häufig zu kultischen

Zwecken aufgehoben und in der Hütte oder vor ihr aufgesteckt oder an Bäumen oder Gerüsten aufgehängt. Zur Entfernung der Weichteile bestattet man entweder die Leiche provisorisch, um dann später die Knochen nach Abfaulen der Weichteile wieder auszugraben und von neuem zu bestatten. Oder man mazeriert die Leiche im Wasser, oder läßt die Verwesung auf der Erde vor sich gehen, oder schneidet einfach die Weichteile von den Knochen herunter.

§ 2. Um den Nachweis ähnlicher Sitten in vorgesch. Zeit haben sich namentlich Bruzelius, Pigorini und Cartailhac bemüht, indem sie sich hauptsächlich auf zwei Tatsachen stützten: 1. die Größenverhältnisse mancher Steinkisten, die so klein sind, daß sie eine ganze, selbst in ärgste Hockerstellung zusammengekrümmte Leiche nicht aufnehmen können; 2. die Rotfärbung der Skelettreste in vielen Gräbern (s. Ockerbestattung). Doch ist dieses Argument nicht stichhaltig, weil sich die Rotfärbung einfacher dadurch erklärt, daß die Leichen im ganzen bei der Bestattung mit Ocker bedeckt wurden, der sich dann nach Verwesung der Weichteile auf den entblößten Knochen niederschlug. Dagegen hat man mehrfach in handkeramischen Wohngruben der Wetterau, Böhmens und anderwärts in völlig ungestörter Lage je einen Schädel aufgefunden, der offenbar von den Bewohnern der Hütte in dieser zu kultischen Zwecken aufgestellt war, wie es noch heute bei verschiedenen Naturvölkern geschieht (s. § 1). Hier muß also ein Mazerationsverfahren vorangegangen sein (G. Wilke *Religion der Indogermanen* S. 37¹). Ebenso weisen manche sibir. Totenmasken auf ein Mazerationsverfahren hin, da diese Masken z. T. von dem seiner Weichteile beraubten Schädel, nicht aber vom Gesichte des Verstorbenen unmittelbar nach dessen Tode abgenommen sind (s. Gipsmaske [Sibirische]).

Pigorini *Sur la coutume à l'âge néolithique de n'ensevelir que les os humains décharnés* *Matériaux* 1885 S. 229; Cartailhac *Les sépultures à deux degrés et les rites funéraires de l'âge de la pierre* Association française pour l'avancement des sciences. *Comptes rendus Nancy* 1886 I 169; *ZfEthn. Verh.* 1898 S. 281 R. Virchow; *Déchelette Manuel* I 469. G. Wilke

Meidung.

§ 1. M. und beherrschtes Verhalten. — § 2. Speise-Meidung entsprechend Alter, Geschlecht und Gelegenheit. — § 3. M. entsprechend der Angehörigkeit zu einer sozialen Schicht: für Häuptlinge, Priester; ferner für Körperteile und leibliche Beziehungen; Eigentum. — § 4. M. und Krankheit, entsprechend der Abhängigkeit einer Person von einer anderen; Leichenscheu. — § 5. Verwandten- und Schwägerscheu; Heiratsverbote. — § 6. M. und geheime Gesellschaften. — § 7. Heilige Orte. — § 8. Die M. als Bestandteil eines Gedankensystems. — § 9. M. unter Angehörigen höherer Kulturen.

§ 1. Das Problem der M. bereitet nur dann Schwierigkeiten, wenn man, wie bisher gewöhnlich, von dem romantischen Gedanken ausgeht, daß die Naturvölker „ursprünglich“ ein aller Schranken bares Leben führten. Das Gegenteil ist jedoch richtig.

Eine gewisse Vorsicht des Verhaltens gegenüber der Außenwelt ist indessen nicht einmal ein menschliches Privileg, sondern es ist in weitem Maße auch in der Tierwelt als „spezifisches Verhalten“ zu beobachten.

Auch für das historisch primitive Menschentum wird man ein solches „spezifisches Verhalten“ annehmen müssen (s. Familie A), das allerdings, vermöge der Plastizität des menschlichen Geistes, als wandelbarer und anpassungsfähiger aufzufassen ist.

Jedes Wesen geht gefährlichen Situationen aus dem Wege, wenigstens solchen, die es für gefährlich hält. Das Problem läuft also darauf hinaus, was für gefährlich gehalten wird. Das hängt aber von der Erkenntnis der Umwelt, der kausalen Zusammenhänge, ab und ist im hohen Maße durch die technische Beherrschung der Natur bedingt. Dazu kommt, daß alle Affekte störend auf die Aufdeckung von Zusammenhängen einwirken. Die Unsicherheit der gedanklichen Orientierung in einem gegebenen Lebensraum ist besonders dazu geeignet, Gefahren zu vermuten, auch wo sie nicht bestehen.

Das Gewinnen von Erfahrung ist eine viel schwierigere Angelegenheit, als gemeinhin angenommen wird. Dazu kommt, daß die Entdeckung neuer Zusammenhänge durch einzelne Individuen nicht ausreichend ist. Das Neue muß Gemeingut der Gruppe werden, wenn es als Kulturbestandteil zur Geltung gelangen soll.

Überdies ist der menschliche Geist, nicht nur der primitive allein, so geartet, daß er Gedanken wohl zu Systemen gern ausbaut, aber nur schwer neue Tatsachen mit in Rechnung setzt; er hat die Tendenz zu „philosophieren“; das induktive Verfahren ist unbequem.

Das Bereich, aus dem der Naturmensch seine Erfahrung ziehen kann, ist eng, denn er lebt verhältnismäßig ortgebunden in winzigen Gemeinschaften. Die Übertragung der Erfahrungen von Generation zu Generation ist schon vermöge der Konkretheit der Sprachen, des Mangels an Unterricht und der Unzulänglichkeit einer Fixierung der Erkenntnisse durch andere Mittel als die mündliche Überlieferung bei Naturvölkern mangelhaft (s. Moral, Primitives Denken).

Die M. sind auf Vermutungen von Zusammenhängen zurückzuführen, die ein gewisses Verhalten gefährlich erscheinen lassen. Dabei sind die inneren Motive, weshalb man Gefahren mit einem bestimmten Verhalten verbindet, von den Begründungen und Erklärungen zu trennen, die durch nachherige, rationalistische Konstruktionen gegeben werden. Natürlich interessieren diese rationalistischen Konstruktionen ebenso, weil sie den Denkmechanismus der betreffenden Völker enthüllen.

Die M. stellen nur eine Seite des gesamten „vorsichtigen Verhaltens“ dar. Als Hemmungen des Handelns ziehen sie die Aufmerksamkeit des Europäers besonders stark auf sich. Tatsächlich bilden sie nur einen Bestandteil des gesamten Zeremonialismus.

Es gibt kein Naturvolk, das seinem Handeln nicht mehr oder minder weitgehende Schranken auferlegt. Darin sieht man nicht mit Unrecht Beziehungen zur Religion. Denn M. knüpfen sich besonders an den Glauben von Gefahren, die man von übermenschlichen Kräften her fürchtet, und in den M. spiegelt sich vielfach ein Respekt vor den übernatürlichen und mystischen Mächten. Gewisse Formen von M. tragen daher zweifellos den Charakter primitiver Religiosität. Indessen nicht von allen M. wird man das sagen können.

M. treten in verschiedener Form und allen möglichen Lebenslagen gegenüber in Erscheinung: bei der Aufnahme und Gewinnung von Nahrung, in der Wirtschaft und im Recht (Eigentum), im Verhalten zu den biologischen Vorgängen und Erscheinungen (s. Altersstufen, Jünglingsweihe, Mädchenweihe), gegenüber den Sexualbeziehungen in Heiratsverboten u. dgl. (s. § 2 und 5), insbesondere auch in den sozialen Schichten, bei Kasten (s. d. A), Häuptlingen (s. d.) und Priestern (s. § 3), endlich gemäß den Hypothesen über die Bedingtheit von Krankheit und Tod. Fast alles kann unter den Bann von M. gebracht werden: Geburt und Tod, Körperteile und Orte (s. § 3 und 7), Wirtschaft und Krieg. Vielfach verbindet sich der Bann der M. mit gewissen Symbolen (s. § 6).

Die M. gehören zu den ältesten Ordnungen des Lebens, und sie verschwimmen mit den Anschauungen über Natur und Welt (s. § 8). — Vgl. a. Crawley.

Aus der ungeheuren Fülle von Meidungserscheinungen seien nur einige wenige konkrete Beispiele herausgegriffen, um charakteristische Züge zu beleuchten.

§ 2. Es gibt kaum einen australischen Stamm, bei dem nicht Vorschriften darüber bestehen, was den jüngeren Gliedern des Stammes und der Gruppe zu essen erlaubt oder verboten sei (s. a. Nahrung A 1). Daß dahinter in letzter Linie die Absicht steckt, die besten Nahrungsmittel den alten Männern der Gruppe vorzubehalten, ist sehr wahrscheinlich (s. a. Altenherrschaft, Mana B). Die Übertretung dieser Meidungsvorschriften durch die jungen Burschen wird mit spezifischen Sanktionen bedroht, so z. B. bei den Aranda der Genuß des fetten Fleisches vom Känguruh-Schwanz mit frühem Altern und Gebrechlichkeit. In gleicher Weise das Verzehren des wilden Truthahns und seiner Eier. Genießt ein Bursche etwas vom weiblichen Beuteldachs, so besteht die Gefahr, daß er bei der Beschneidung verblutet. Das Verzehren großer Eidechsen ruft bei den Burschen krankhafte Begierde nach geschlechtlichem Verkehr hervor. Das Essen von Emu-Fett trägt Schuld an Abnormitäten. Verzehrt einer Papageien oder Kakadus, so bildet sich eine

Höhlung oben auf dem Kopfe des Verbrechers und ein Loch im Kinn. Hat einer große Wachteln und ihre Eier gegessen, so bekommt er keinen Bart und wächst nicht weiter. Adler und Falke bringen frühes Altern und Abmagern. Das Verzehren der Wildkatze hat schmerzhaften und übelriechenden Ausschlag am Kopf und Halse zur Folge, das von *Podargus* und seiner Eier häßliche Verbreiterung des Mundes usw. — Noch viel umfangreicher ist die Liste der Mädchen und jungen Frauen vorenthaltenen Nahrungsmittel. Die Beschränkungen sind nur den alten Frauen gegenüber gemildert. — Ähnlich ist es bei den Warranunga. Bei den Wotjobaluk gelten solche Enthaltungsgesetze bis zum vierzigsten Lebensjahre der Männer. — Von diesen Verboten können sich Jünglinge nur dadurch befreien, daß sie bestimmten alten Männern, die zu einer verbotenen Speise in besonderer Beziehung stehen, bestimmte Mengen von dieser Speise abliefern, so daß der eine oder andere der Alten fortwährend Gaben an gewissen Nahrungsmitteln empfängt (Spencer und Gillen S. 611ff.; Howitt S. 769; Knabenhans S. 63ff.). — Sowohl die Enthaltungsvorschriften bei der Jünglingsweihe (s. d.) als auch die mit dem Totemismus (s. d. B) verbundenen bringt Strehlow mit der Selbstsucht der Alten als rationalistische Grundlage der Speisegesetze in Verbindung: „Während der junge Mann die besten Teile von seinem erlegten Totem-Tier den alten Männern bringt, macht sich der alte Mann keine Skrupel, von dem eigenen Totem-Tier so viel zu essen, als er Lust hat“ (Strehlow IV I S. 12 und II 59f.). — Vgl. a. Skeat und Blagden II 4ff.

Die Bedeutung, die das Essen unter den Bewohnern der Andamanen spielt, ist, wie in dem Artikel „Mana B“ ausgeführt, teils auf die Schwierigkeiten zurückzuführen, die mit der Erlangung der betreffenden Tiere verbunden sind, teils auf den Wohlgeschmack der Nahrungsmittel (s. Nahrung A 1). Nach dem Genuß gewisser Speisen muß ein herkömmliches Verhalten eingeschlagen werden, z. B. Bemalung mit gewissen Erden u. dgl. Von besonderer Bedeutung in bezug auf Versagen des Ge-

nusses bestimmter Speisen sind die Reife-weißen (s. Jünglingsweihe, Mädchenweihe, Mannbarkeit). Diese Weißen sind auf den Andamanen-Inseln mit einer staffelweisen Zulassung zum Genusse der „besonders wirkungsvollen“ Speisen verknüpft (Brown S. 275ff.). — Vgl. auch Hirsch.

§ 3. Das Wort *tapu* der Maori-Sprache bedeutet nicht eigentlich „heilig“ oder „besudelt“, obgleich es eine jede dieser Bedeutungen annehmen kann, sondern „verboten wegen Heiligkeit oder der Sitte gemäß“. Bestimmte Personen oder Dinge sollen gemieden werden, weil sie infolge der Gegenwart übernatürlicher Wesen, besonders von Ahnengeistern, den Schutzmächten des Stammes, gewissermaßen „mit Heiligkeit geladen“ sind. Große Häuptlinge waren wegen ihrer göttlichen Geburt von Natur aus *tapu*. Wenn derartige Häuptlinge ein gewöhnliches Haus betreten, gegen einen Pfosten sich gelehnt, ein Stück Speise zu sich genommen hatten usw., war das Haus, der Pfosten und die betreffenden Reste der Speise hinfort *tapu* für andere. Hatte der Großhäuptling den Leib eines Feindes verzehrt, so beleidigte er dadurch nicht nur die Gemeinde des Gefallenen, sondern er forderte damit, allerdings unter dem Schutze seiner siegreichen Ahnengeister, die Schutzgeister der Gemeinde seines Feindes heraus. Wenn ein gemeiner Mann Reste der Mahlzeit seines vornehmen Herren verzehrte, so wurde das gedeutet als ein „Verzehren des Gottes seiner eigenen Gemeinde“. Damit beging er nicht nur ein Verbrechen gegen seine Schutzgeister, sondern beschwor damit auch den Groll derselben auf seinen Herrn, weil durch die Berührung des Großhäuptlings die Speisen geheiligt, gebannt worden waren (s. a. Häuptling). Aus diesem Grunde wurde der Großhäuptling selbst in einem solchen Fall beleidigt, denn sein *tapu* wurde durch die Handlung eines Niedrigeren gebrochen. Ein Großhäuptling konnte eine Sache auch dadurch *tapu* machen, z. B. ein Kanu, daß er es berührte und sagte: „Dies ist mein Kopf“. Die Beziehung auf den Kopf ist sehr charakteristisch (s. a. Gelübde A, Idol A 1, Kopfjagd), zumal angesichts

des Schädelkults der Maori (Tregear S. 370). Durch einen solchen Ausspruch wurde eine „Meidung“ geschaffen, die aber nur für geringere Leute verbindlich war. Wünschte z. B. ein mächtiger Edelmann das Kanu, so nahm er es ohne weiteres mit der Bemerkung: „Die Stellung dieses Häuptlings gegenüber den Ahnengeistern ist ganz gering im Vergleich zu meiner“. Allerdings riskierte er in einem solchen Fall, daß der höhere Rang mit der Spitze des Speeres entschieden wurde (s. a. Mana B).

Indessen war dieses „Essen des Gottes“ kein Verbrechen, wenn es in zeremonieller Weise geschah. Auch hatten die Priester, besonders die Priesterhäuptlinge (*Ariki*), die Gewalt, vom *tapu* zu befreien und Dinge „profan“ (*noa*) zu machen. Es gab so viele Vorschriften über „Meidungen“, daß es nahezu unmöglich war, gegen diese nicht zu verstoßen, selbst wenn einer noch so vorsichtig war. Diese Schwierigkeit bestand ebensosehr für die „geheiligten“ Personen als für die anderen Leute. Der Großhäuptling mußte bei jedem Wetter im Freien essen, um nicht ein Haus mit seinem *tapu* zu bannen. Auch durfte er nicht von einer Schüssel mit einem anderen zusammen essen oder von einer, die ein anderer vielleicht nachher gebrauchen möchte. Auch mußte er alle Abfälle auflesen und sie nach einem „gemiedenen“ Platz bringen, damit sie kein anderer verzehrt. Er durfte nicht von einem Gefäß trinken, wenn vielleicht die Lippen eines anderen dieses berühren könnten. Darum mußte er seine Hand unter seine Unterlippe halten, während Wasser aus einem Gefäß, ohne ihn zu berühren, in seinen Mund gegossen wurde. Besonders heilig galt der Kopf und Rücken eines Großhäuptlings, und er mußte sorgfältig darauf achten, seinen Kamm oder seine Haarbinde oder seine Schultermatte nirgends zu lassen, wo ein „gemeiner Mann“ sie berühren konnte. Denn wenn einer den heiligen Kopf berührte, so war dies grausiges Verbrechen. Selbst ein Verwandter gleichen Ranges, der etwa das Haar des anderen, auch wenn es ein adliges Kind war, gekämmt oder geschoren hatte, mußte sich einer Reinigungszeremonie unter-

ziehen. Die Kinder der Adligen litten oft an Ungeziefer, weil das Haupt eines solchen Kindes nur von Personen hohen Ranges berührt werden durfte, und ein *Tapu*-Kind durfte unter keinen Umständen gewaschen werden. — Der Kopfbann ging so weit, daß vom Kopf eines Großhäuptlings nicht einmal gesprochen werden durfte. Die Berührung eines solchen Kopfes war ein Verbrechen, das zu Feindseligkeiten (*murū*) führte, wobei Besitz geplündert und Land genommen wurde. Ein *tapu* konnte durch den eigenen Sohn gebrochen werden, wenn dieser von höherem Rang als sein Vater war (s. Mutterrecht A). Kletterte z. B. der Sohn eines Großhäuptlings auf das Dach eines Hauses, und bemerkte der Vater, ohne zu wissen, wer es ist, einen Mann auf dem Dach, so rief er in Schreck und Entrüstung aus: „Wer wagt es, über meinem heiligen Kopf zu sein?“ Entdeckte er dort dann seinen Sohn, so schadete es nichts. — Selbst wenn der Schatten eines großen Häuptlings auf einen Vorratsspeicher fiel, so wurde der Inhalt *tapu* und mußte vernichtet werden. Darum achtete man auf einen solchen Häuptling, wenn er sich in einem Dorfe befand, mit größter Behutsamkeit. Blies ein Häuptling ein Feuer mit seinem Atem an, so wurde dieses Feuer *tapu*, trat er in eine Kochhütte ein, so mußte alles darin vernichtet werden. Doch hatte der Großhäuptling in einem solchen Fall für den Schaden zu haften und mußte sich entschuldigen. Mitunter wurde diese Macht des *tapu* segensvoll gebraucht, wie in dem Falle, daß ein Häuptling seine Matte über einen Gefangenen warf, der dadurch *tapu* wurde, und dessen Leben so erhalten blieb (s. Asyl). — Priester galten als besonders heilig. Ließ ein Priester z. B. beim Trinken Wasser aus seiner Hand tropfen, so wurde dieser Ort *tapu*. Dies dauerte verschieden lange, je nach der Menge des vergossenen Wassers. Alles, was man ihm zu geben wünschte, legte man ihm hin, händigte man ihm nicht ein, außer wenn es sich um gekochte Speise handelte, denn Geister, sagte man, mögen gekochte Speise nicht. Doch genoß er nicht Speisen, die an einem großen Herdfeuer bereitet worden waren. Auch entzündete er sein Feuer nicht an

einem großen Feuer, weil dieses „profan“ (*noa*) war. Kamen Leute an einer Hütte vorbei, in der ein Priester geweilt hatte, dann nahmen sie einige Brandscheite, die von ihm hinterlassen worden waren, und bereiteten damit ein Feuer. In diesem Feuer durften die Stöcke der Hütte als Feuerholz verwendet werden, und auf diese Weise vermochte man das *tapu* zu beseitigen. — Niemand durfte hinter einem Priester gehen; denn das hätte ein *tapu* über den Verbrecher gebracht. Nur im Kampf ging der Priester seinen Leuten voran, denn dann glaubte man, daß das *tapu* seines Ahnengeistes ihm voranschreite. Natürlich war das Haus eines Großhäuptlings *tapu*. Wenn einer das Regenwasser, das vom Dache eines solchen heiligen Hauses troff, trank, so war er dem Tode verfallen, wenn nicht gewisse Entzäuberungen (*tupeke*) über ihn durch einen Priester gesprochen wurden. — Das *tapu* hatte aber auch noch weitergehende Beziehungen, nämlich als Äußerungen sozialer und politischer Herrschergewalt, als eine schon rationalistische Nutzung des Ansehens und persönlichen Glanzes (s. Despotie). So konnte z. B. der Verkehr über einen Fluß oder durch einen bestimmten Wald durch das Machtwort eines Großhäuptlings gehemmt werden. Allerdings kam bei einem derartigen Eingriff in das Zusammenleben des ganzen Volkes es sehr auf die tatsächliche Macht an. Wer ein solches Verbot erließ, zeigte sich damit als „großer Herr“, wenn er wirklich mit *tapu* ausgestattet war, und es erhöhte dann seinen Glanz. War er kein Hochadliger (s. a. Adel, Kaste A, Schichtung) und nicht im Besitz von *tapu*, so galt ein solches Vorgehen als profane Machtbetätigung. — Als Symbol für einen solchen territorialen Bann wurde ein Pfahl errichtet, an dem man Lappen oder Blätter befestigte, womit ursprünglich der Gedanke an eine Geistergestalt verbunden war (s. a. Idol AI § 8). Ein Weg wurde, wie z. B. auch heute noch in den melanes. Gebieten der Südsee, dadurch „gebannt“, daß man einen Stock oder einen Zweig quer über ihn legte. Daß ein Haus zu meiden sei, brachte man damit zur Kenntnis, daß man an dem Tor ein Bündel Flachs (in den tropischen Gebieten

der Südsee Palmwedel oder Riedgrasbündel) befestigte. — Auf diese Weise ergeben sich Beziehungen zum Eigentum (s. d. A). Während das erwähnte Verfahren die Behauptung persönlicher Ansprüche durch eine besondere Deutung des *tapu*-Begriffes herbeiführte, hatte eine andere Auslegung zur Folge, daß alle Früchte, Wurzeln usw., die an heiligen Plätzen wuchsen und *tapu* waren, also der allg. Verwendung entzogen blieben. — Alle Dorfbewohner, die bei einer bestimmten Gelegenheit den wilden Kohl essen durften, der beim Hause des Großhäuptlings wuchs, wurden davon *tapu*. Die aktive Beteiligung und Vorbereitung für eine gewisse gemeinsame und wichtige Unternehmung verschaffte ebenfalls das *tapu*: zur Vorbereitung für die gemeinsamen großen Fischfänge mußten Netze verfertigt oder ausgebessert werden; die Personen, die diese Arbeit vollführten, wurden ebenso wie auch der Platz, an dem die Tätigkeit geschah, und das Flußufer, an dem die Vorbereitungen zu Ende gebracht wurden, *tapu*. In der Nähe durfte auch kein Feuer zum Kochen angezündet werden. Erst nachdem alle einleitenden Zeremonien beendet und das Netz ins Wasser gezogen, Fische gefangen und diese vom Besitzer des Netzes gegessen worden waren, betrachtete man das *tapu* als beseitigt, den Bann als gelöst usw. (Tregear S. 192ff.).

Der Name (s. d. A) oder eine Silbe des Namens eines Oberhäuptlings durfte auch nicht in der gewöhnlichen Rede gebraucht werden, ohne daß man sich nicht auf den Oberhäuptling selbst bezog. So war z. B. der Name eines Oberhäuptlings *Upokoroa* = Langkopf. Seine Gefolgsleute ließen das Wort *Upoko* = „Kopf“ aus, oder es wurden Ersatzworte gebraucht. Auf diese Weise konnte manchmal der eigentliche Namen ganz in Vergessenheit geraten (Tregear S. 201). — Vgl. a. Walleser, Hocart.

In dem ostafrik. Ufipa dürfen die Mitglieder der Sultanfamilie kein Zebra-Fleisch genießen, weil sie sonst Streifen wie diese Tiere bekommen. Auch Fische sollen sie nicht essen, weil sie sonst von unheilbarer Krankheit befallen werden. Früher durfte der Sultan sich nicht die Haare schneiden lassen, bevor er nicht eine Heldentat ge-

leistet hatte. Auch durfte er nicht den Tanganjika-See sehen, weil er sonst sterben würde (Fromm S. 96). — Vgl. a. Thomas.

Bezüglich der mit dem Totemismus verknüpften M. vgl. Thurnwald 1919 S. 501ff. und 1921 S. 58, 941; 12, 115. — Vgl. a. Lasch.

§ 4. Häufig besteht die Meinung, daß völlige Enthaltbarkeit von Speisen (s. a. Fasten) notwendig ist, um nicht von der Krankheit des anderen angesteckt zu werden, oder aber daß durch eine unvorsichtige Aufnahme von Nahrung der Zustand der erkrankten Person verschlechtert werden könne, wie z. B. unter den Canelos-Indianern des ö. Ecuador. Aus diesem Grunde wird eine Frau vor ihrer Niederkunft, wie das auch sonst oft geschieht, aus dem Hause nach einer Pflanzung gebracht, in der eine Hütte für sie errichtet wird (s. a. Geburt, Kind). — Das Verhalten der Mutter wie des Vaters ist nach der Geburt streng geregelt (s. a. Männerkindbett). Insbesondere müssen die Eltern während der ersten 8 Tage, bis der Nabel des Kindes völlig ausgeheilt ist, eine strenge Diät beobachten. Der Vater darf während dieser Zeit keinen Tucan (*Sicuanga*) verzehren, weil dieser Vogel als Wohnstätte eines Geistes gilt oder auch als Sitz eines Dorns, mit denen die Zauberer Menschen behexen. Essen die Eltern den Tucan, so wird das neugeborene Kind behext, es siecht dahin und stirbt. Aus dem gleichen Grunde müssen sie sich auch der Mango-Frucht enthalten. Weiterhin haben sie den wilden Truthahn zu meiden, weil sonst das Kind Diarrhöe bekommt und stirbt usw. Auch verschiedene Vierfüßler, Eier und dgl. sind verboten. Gewisse kleine Fische und kleine Vögel, die man mit dem Blasrohr und unvergifteten Pfeilen schießt, sind dagegen erlaubt. Bestimmte Engerlinge (*tuku*), die auf dem Gipfel von Palmen leben, werden den Eltern jedoch ganz besonders als Speise empfohlen. Es sind fette Tiere, und daraus wird abgeleitet, daß durch ihren Genuß das Kind fett wird. Denn der Vater und das neugeborene Kind bilden gewissermaßen eine einzige Persönlichkeit. Des Kindes Seele hängt mit der des Vaters zusammen und wird darum durch sein Verhalten bestimmt (Karsten

S. 58ff.). — Bei dem Verbot des Genusses der erwähnten Tiere ist wieder der schon wiederholt erwähnte Gedanke des Vorbildzaubers ausschlaggebend. In gleicher Weise ist es mit dem Verbot des Genusses von Eigelb bestellt, das sofort affektbetonte Ähnlichkeiten des Aussehens aufscheucht. Der Genuß von Fischrogen steht im Verdacht, bei den Kindern die verbreitete Krankheit an Skropheln (*káncha*) hervorzurufen, die unter den Indianern eine häufige Kinderkrankheit bilden. Das Verbot, den Fisch *wambi* zu genießen, hängt hingegen mit mythologischen Vorstellungen der Jibaros zusammen (ebd. S. 65).

Bei vielen M. und Zeremonien glaubt man, daß auch andere Personen von dem „richtigen“ Verhalten der einen abhängig sind. So wird z. B. bei der Jünglingsweihe der Watjinyerti von der Melville-Insel (N-Australien) der rotbemalte Knabe vom Hauptlager ferngehalten, das er meiden muß. Während dieser Zeit trägt er ein bestimmtes Halsgehänge. Wenn ihm dieses abfällt, sagt man, daß die Mutter krank wird. Nachher muß die Mutter ein ähnliches Halsgehänge tragen, und nun heißt es, daß, wenn der Mutter das Halsgehänge abfällt, der Knabe davon krank wird (Spencer S. 110/11).

Aus ähnlichen Gedankengängen heraus wurde unter den Maori die Krankheit eines Menschen auch wieder auf ein gebrochenes *tapu* zurückgeführt, und insbesondere im Rang hochstehender Personen darauf, daß ihnen durch den Bruch des *tapus* von Seite eines gemeinen Mannes Schaden zugefügt worden sei, was wieder weiterhin als Böswilligkeit des Betreffenden gedeutet wurde. Zu dessen Entdeckung wandte man sich sodann an einen Seher, *matakite* (Tregear S. 201ff.).

Das schlimmste *tapu* war bei den Maori das, welches mit der Berührung von Leichen in Verbindung stand. In jedem Dorf befand sich gewöhnlich ein Mann, der beständig als „unrein“ vom Umgehen mit Leichen galt: still, einsam und mit rotem Ocker beschmiert, lebte er wie ein Aussätziger. Er nahm gewissermaßen die Mißgunst der Geister auf sich und bildete so eine Art „Sündenbock“ (s. a. Idol A I,

GelübdeA) für die ganze Gemeinde. — Bezeichnend für die Auffassung vom *tapu* sind die Folgen, die mit dem Bruch dieser Respektvorschriften verbunden waren. So soll z. B. eine Seuche ausgebrochen sein, die 200 Krieger dahinraffte, weil „Gemeine“ einige Palmblätter von der Schlafhütte eines Priesters hinwegnahmen, der gerade mit wichtigen Trauerzeremonien beschäftigt war. Andererseits wurde Schwindsucht oder Verfall der Körperkräfte als ein Zeichen davon gedeutet, daß die Geister gekränkt worden seien. Überhaupt wurden an unzähligen Beispielen die physischen Folgen gebrochener *tapus* nachgewiesen. Tod war z. B. das sichere Ergebnis, wenn ein gemeiner Mann fand, daß er seine Nahrung mit Holz gekocht hatte, das von irgend einem *tapu*-Ort stammte, mag nun das Stück von dem Haus eines Großhäuptlings herrühren, oder mögen das Zweige von einem Baum sein, in dessen Ästen die Gebeine eines Toten einst niedergelegt worden waren (s. Schuld). — Eine Sippe, die den Lieblingshund der Frau eines Großhäuptlings getötet und gegessen hatte, soll nachher dadurch gestraft worden sein, daß ihr Sprechen wie Hundebellen klang. Insbesondere galt es als Folge des Bruchs eines *tapus*, wenn einer vom Blitz getroffen wurde (Tregear S. 192ff.). — Vgl. a. Evans.

§ 5. Groß ist die Zahl der M., die gegenüber bestimmten verwandten oder verwägerten Personen beobachtet werden. Teils besteht die M. bloß in dem Verbot, den Namen eines bestimmten Verwandten, z. B. der Schwester, der Gattin oder der Gattin des Bruders, auszusprechen. Oft aber geht sie so weit, daß die fraglichen Personen einander nicht ins Gesicht blicken dürfen oder nur abgewendet miteinander sprechen können, wie das häufig zwischen Mann und Schwiegermutter oder zwischen Bruder und Schwester der Fall ist (Rivers II 132). — Diese M. hängen mit den bestimmten Funktionen einzelner verwandter Personen im ganzen Gesellschaftsbau einer Gemeinde zusammen. Ein Mann darf z. B. auf den Banks-Inseln die Schwester seines Vaters niemals mit ihrem persönlichen Namen anreden und darf sie nicht necken. Sie dagegen wählt die

Gattin für ihren Neffen, und selbst unerlaubter Sexualverkehr muß erst von ihr gebilligt werden (Rivers II 161). — Ein Mann und die Gattin seines Mutterbruders dürfen auf den Santa-Cruz-Inseln einander nicht sehen. Geschieht dies zufälligerweise dennoch, so zerbricht der Mann einige seiner Pfeile und die Frau wirft ein oder zwei ihrer Wasserflaschen in Stücke. Stirbt ein Mann, so darf seine Witwe nicht seinen älteren Bruder heiraten; sie bezeichnet ihn als *kandongi*, mit dem Ausdruck nämlich, der reziprok von einem Mann auch gegen die Gattin seines Mutterbruders gebraucht wird und umgekehrt. Mit dieser Bezeichnung ist eine strenge M. des wechselseitigen Sehens und Sprechens verknüpft. Die genannte Witwe darf jedoch einen jüngeren Bruder ihres verstorbenen Gatten heiraten, den sie *malangi* oder Kind anredet. Eine Frau kann frei mit dem Gatten ihrer älteren Schwester reden, den sie *lomaingi* nennt, jedoch herrscht strenge M. gegenüber dem Gatten ihrer jüngeren Schwester, mit dem sie im *kandongi*-Verhältnis steht (Rivers I [1914] S. 222f.). — Vgl. a. Rivers 1906 S. 496ff. — S. a. Verwandtschaft.

Die mannigfaltigen M. verwandtschaftlicher Natur sind in dem ganzen sozialen Aufbau und in den damit verknüpften Glaubenssätzen begründet. Wenn sie sich in bestimmten Gegenden finden, in anderen, nahe benachbarten nicht, so wird man diese Verschiedenheit wohl mit Recht auf gewisse Völkerströmungen zurückführen. So meint Rivers (II 333), das Vorhandensein vieler verwandtschaftlicher M. auf das Zusammentreffen zwischen dem sog. Halbierungs-Volk und dem Kawa-Volk, wie in gewissen Teilen der Salomo-Inseln, zurückführen zu sollen, während die Ankunft des Betel-Volkes zum Verschwinden dieser Sitten beigetragen habe. Denn dort, wo, wie in den w. brit. Salomo-Inseln, der Einfluß des Betel-Volkes überwog, fehlen die gedachten Meidungsvorschriften fast völlig.

Unter den Yukagiren NO-Sibiriens besteht eine ausgeprägte Verwandtschaftscheu, die *nexiyini* genannt wird, und bedeutet, daß einer in der Gegenwart des anderen „verschämt“ ist. Sie bezieht sich

auf Blutsverwandte der Klasse *emjepul*, nämlich auf das Verhältnis zwischen Brüdern und Schwestern und zwischen Vettern und Basen. In der Schwägerschaft müssen folgende Personen einander meiden: der Vater und die Frau seines Sohnes; der ältere Bruder oder Vetter und die Frau des jüngeren Bruders oder Veters; weiterhin der ältere Bruder oder Vetter und die Frau des Sohnes des jüngeren Bruders des Veters; ferner der ältere Bruder oder Vetter und die Frau des Sohnes seiner jüngeren Schwester oder seiner jüngeren Base; endlich Mutter und Schwiegersohn. — Außerdem spricht der Vater nicht zu dem Gatten seiner Tochter und der ältere Bruder nicht zum Gatten seiner jüngeren Schwester. — Personen, die im *nexiyini*-Verhältnis zueinander stehen, sollen einander nicht direkt ansprechen, einander nicht in das Gesicht blicken und den Körper nicht voreinander entblößen, auch nicht die Beine oberhalb der Knie oder die Sexualorgane. Auch über sexuelle Angelegenheiten sollen sie nicht untereinander sprechen. Das gleiche Mädchen darf nicht von zwei Männern besucht werden, die zueinander im *nexiyini*-Verhältnis stehen. Alle diese Vorschriften werden unter der Schwägerschaft und unter den Blutsverwandten streng beobachtet (s. a. Blutschande, Verwandtschaft). Die Verletzung des *nexiyini*-Verhältnisses wird als „unklug“ betrachtet (Czaplicka S. 91ff.).

Auch unter den mongol. Stämmen, wie bei den Buryaten, sind M. im Schwägerschaftsverhältnis üblich. Die Braut darf niemals ihren Schwiegervater oder ihre Schwiegermutter mit Namen anreden; die Verwandten ihres Mannes, die älter sind als er, muß sie, ebenso wie ihren Schwiegervater, *khadam* nennen; in deren Gegenwart darf sie niemals ohne Kopftuch und Gesichtsverhüllung sein und darf ihre Kleidung nicht entfernen oder ändern; sie muß in einem anderen Zelt als die genannten Personen schlafen; trifft sie einen *khadam* unterwegs, so darf sie seinen Pfad nicht kreuzen, sondern muß hinter ihm vorbeigehen; sie darf nicht in derselben Karre wie er fahren und überhaupt nicht in seiner Nähe sich aufhalten. Der *khadam*

seinerseits darf sich in ihrer Gegenwart weder an- noch ausziehen, noch auch auf ihren Schlafplatz sich hinlegen; er soll vor ihr keine unanständigen Reden führen und, bevor er das Zelt betritt, ein Zeichen seiner Annäherung geben, so daß sie in der Lage ist, ihre Kleidung in Ordnung zu bringen. — Verstöße gegen diese Ordnung werden als „Sünde“ gebrandmarkt. — Ähnliche Sitten finden sich auch bei den finn. Ostjaken: weder eine verheiratete Frau darf vor ihrem Schwiegervater noch der junge Gatte vor seiner Schwiegermutter erscheinen, bevor Kinder da sind. Auch sonst müssen sie ihre Schwiegereltern nach Möglichkeit meiden; treffen sie sie zufällig, so kehren sie ihnen den Rücken zu und verdecken ihre Gesichter. — Bruder und Schwester dürfen, wenn sie älter als 13 Jahre sind, nicht mehr miteinander sprechen (Czaplicka S. 127f.).

Die Schwägerschaftsbeziehungen bringen oft vielerlei Vorschriften zwecks Vorsicht bei wechselseitiger Begegnung mit sich. So dürfen z. B. die Brautwerber beim Besuch der künftigen Schwägerschaft bei den südafrik. Thonga das mehligte Korn nicht ganz von der Ähre abessen, sondern müssen ein paar Körner daran lassen. Sie dürfen auch nicht die Blätter abreißen, die unter der Ähre sitzen. Nachdem sie die Körner gegessen haben, streifen sie die Blätter wieder hübsch über die Ähre zurück, als wenn der Halm nicht berührt worden wäre. Sie dürfen auch den Bierkrug nicht ganz leeren, sondern müssen etwas Flüssigkeit übrig lassen. Auch dürfen sie nicht im Regen nach Hause zurückkehren, sondern müssen auf schönes Wetter warten, sonst ist das für den künftigen Schwiegervater eine Beleidigung. Während des Besuches darf man beim Essen von Affennüssen die Haut vom Kern nicht abziehen. Der Werber darf an dem betreffenden Tage keinen schwarzen Fisch essen. Nur seine Freunde dürfen das tun. Denn wenn der Werber sich an einer solchen Fischmahlzeit beteiligt, läuft er Gefahr, daß das Mädchen durch seine Hände ihm entwischt „wie ein Fisch“. Außerdem ist dieser Fisch schwarz, und das könnte Finsternis = Unglück bringen. Er darf aber auch nicht Honig während

seines Besuches genießen, denn Honig ist wie schwarzer Fisch, er ist „schlüpfrig und läuft fort“. Er darf auch keine Hühner verzehren, weil Hähne und Hennen mit ihren Klauen den Boden kratzen und ihn um sich her streuen. So könnte auch die Ehe auseinandergehen, bevor sie reif ist. Im Tembe-Klan war früher jede feste Nahrung so lange verboten, als die Familien nicht einen Ochsen für die Feste geschlachtet hatten. — Diese M. entspringen letzten Endes dem gegenseitigen Mißtrauen der beiden miteinander nur behutsam in Verbindung tretenden Familien (Junod I 197f.). — Vgl. a. Krafft S. 22; Kaufmann S. 156.

Mit einer anderen Art von M., die aber zweifellos im Grunde auch dem gegenseitigen Mißtrauen entspringen und darum zu vorsichtigem Verhalten führen, haben wir es zu tun, wenn von Heiratsverboten die Rede ist, die irgendwie mit der Verwandtschaft oder Zugehörigkeit zu einem Klan oder einer Sippe zusammenhängen (s. Heiratsordnung).

§ 6. Die Art der M. tritt z. B. bei den geheimen Gesellschaften (s. d.) der Banks-Inseln (Südsee) in mitunter bizarrer Weise zutage. Ein Mann darf eine Pflanze, die zum „Wappen“ einer der anderen zahlreichen Bünde gehört, deren Mitglied er selbst nicht ist, nicht abschlagen, wenn er selber nicht Mitglied der betreffenden Gesellschaft ist. Da Frauen überhaupt diesen Gesellschaften nicht angehören, dürfen sie alle diese Pflanzen nicht abreißen. Findet eine Frau beim Roden eines Platzes für eine Pflanzung eins der geheiligten Blätter, so darf sie es nicht berühren. Aber auch der Mann darf das nicht ohne weiteres tun. So wird z. B. ein kleiner Junge geholt, der einem Bund angehört, welcher die betreffende Pflanze als Wappen führt, und dieser Junge muß die Pflanze ausreißen oder die Blätter abschrapfen (Rivers 194).

In Albanien stellt die *Bessa* einen Bann dar, der sich teils auf gewisse Örtlichkeiten und Zeiten, teils auf gewisse äußere Bedingungen erstreckt. *Bessa* hat jeder, der in Begleitung oder Gesellschaft eines weiblichen Wesens ist. *Bessa* haben die Hirten auf der Weide, die Leute, die an einer Wasserleitung arbeiten oder einen

Weg ausbessern. *Bessa* haben gewisse Wege, Quellen, Unterkunftsorte; eine allg. *Bessa* kann auch bei Gelegenheiten wie bei der Ernte oder zu einzelnen Festen erklärt werden; auch Priester haben sie im allg. — Entsprechende Respektierungen finden wir unter den kaukas. Bergvölkern. Dadurch gewinnen die betreffenden Orte oder Personen usw. den Charakter des Friedensbanns (s. Friede) oder auch des Asyls (s. d.). — Ähnlichen Einrichtungen begegnet man auch bei den Arabern (Dirr S. 46ff.).

§ 7. Mit dem *tapu*-Gedanken der Maori standen im engen Zusammenhang die Asylstätten (s. Asyl). Eine solche Asylstätte knüpfte sich an das persönliche *tapu* angesehener Hochadliger. In Mohaonui am oberen Waikato-Fluß stand eine Festung, die nach *Hine*, der Tochter des Maniapoto, genannt war. *Hine* stand in solcher Verehrung bei ihrem Stamm, daß ihre Siedlung für ewig unverletzbar und heilig gehalten wurde. Sogar ihre Feinde respektierten sie derartig, daß, als der feste Platz, in dem sie lebte, angegriffen würde, es genügte, daß ihr Vater der stürmenden Schar zurief: „Betretet nicht den Hof von *Hine*!“ und die Angreifer blieben stehen und zogen sich zurück. Niemand durfte auf diesem Platz getötet werden, und „der Hof von *Hine*“ wurde gleich einem „Heiligtum“ geachtet. Daraus leitete sich der weitverbreitete Spruch her: „Der Hof von *Hine* darf von keiner Kämpferschar betreten werden.“ Ja, das ging so weit, daß während eines Krieges die Aufforderung: „Kommt zum Hof von *Hine*!“ als Friedensbotschaft betrachtet wurde (Tregear S. 220f.).

§ 8. Um uns eine Vorstellung von der Auffassung der M. unter den Maori Neuseelands zu machen, dürfte es angezeigt sein, das ganze Gedankensystem von den übermenschlichen und übernatürlichen Kräften des Maori-Volkes darzulegen. Ein alter Vertreter dieses Volkes entwirft folgende Schilderung: wie im Diesseits gibt es auch im Jenseits der Geisterwelt ein Haus, in dem die Zauberkünste gelehrt werden (*whare-kura* oder *whare maire* oder *whare-wananga*). Von diesem jenseitigen Haus der Zauberkunst

rühren auch alle Übel her, die das Volk der Maori je befallen haben. Die Herrin dieses Hauses, die auch die des Jenseits ist, heißt *miru*. Aus diesem Hause stammt nicht nur die Zauberkunst, sondern auch der Tod, todbringende Eidechsen (*atua-ngarara*), die Geister der Verwesung, aber auch die der Schnitzkunst usw. Verschiedene böse Geister trieben darin nach der Anweisung der *miru* ihr Wesen. Von ihr stammt auch die Macht des *tapu*, durch die Menschen getötet werden (d. h. daß durch Verletzung einer Meidungsvorschrift der Tod erfolgte, der als Sanktion auf einem Bruch des Meidungsgebotes stand). Diese Eigenschaft macht ihr besonderes *Mana* (s. d. B) aus, das sich als Sanktion in der herkömmlichen, heiligen Gesellschaftsordnung auswirkte. — Diese besonderen Kräfte, die von ihr ausgingen, lagen in ihrer Zungenspitze. Auf die gekennzeichneten Fähigkeiten, die von dem erwähnten Hause und seiner Herrin ausstrahlten, wurde die Macht zurückgeführt, Menschen zu töten, das Wasser zu bannen, Ungeheuer aus dem Wasser hervortauschen zu lassen oder auf dem Lande Orte heilig zu machen, so daß die ganze Vegetation des betreffenden Platzes als verzaubert betrachtet wurde. Auch die „Kräfte“ der See und des fließenden Wassers stammten daher. Niemand wagte, die damit zusammenhängenden Verwaltungs- und Meidungsvorschriften zu übertreten, aus Angst, sonst von den dort wirkenden Geistern aufgezehrt zu werden. Würde einer z. B. von einem gebannten Orte ein Blatt oder einen Zweig pflücken, so würde er von einem der Geister entweder in das Wasser oder in die See gezogen und dort getötet werden. — Die Zauberkraft (*mohutu*), die von dem erwähnten Hause herstammte, ergriff Steine, Bäume, Gräser und Nahrungsmittel, unter Umständen überhaupt alles und jedes. Wurde ein Haus „verhext“, so starb sein Besitzer und die darin lebten. Wurde ein Stein oder ein Stück Holz „verhext“, oder wurde solch ein Stein oder sonst ein behexter Gegenstand in eine Quelle mit Trinkwasser geworfen, so mußten alle, die die Gegenstände oder das Wasser benutzten, sterben. Darum mußte auch das Haus, der Stein, das Stück Holz oder die Trink-

quelle gemieden werden. — In den irdischen Häusern der Zauberkunst wurde gelehrt, was zu meiden ist, und wie man sich den heiligen Gegenständen und Orten gegenüber zu verhalten hat, sowie was getan werden mußte, wenn die Meidungsvorschriften verletzt worden waren. — Diese Zauberkräfte kommen aber auch als Grundlage des sozialen Verhaltens in Betracht, z. B. zum Schutz des Eigentums. Stehlt jemand von einem anderen etwas, so kann der Geschädigte den Dieb behexen. — Aber auch, wenn einer das Geschenk eines anderen nicht innerhalb von 5 Jahren erwidert hat, kann der lässige Schuldner behext werden. Diese Behexungen kann man auch auf weite Entfernungen hin ausüben. In Seenot fürchtet man z. B., daß einer der Gefährten das Eigentum eines anderen nicht respektiert hat, und daß durch die Hexenkunst des Geschädigten die Seegeister erregt wurden, so daß die Gefährten im Kanu einander fragen: wer von uns ist der Dieb? Auch sonst in Gefahren fragt einer den anderen: wer von uns hat eine Sünde begangen? (s. a. Moral). Diese Angst vor gefährlichem Zauber bewirkt, daß jeder immer sehr auf sein Verhalten achtet, namentlich, wenn er einen fremden Stamm besucht, und zwar aus Angst, irgendeine der heiligen Vorschriften mit Worten oder Taten zu verletzen. Denn, auch wenn einer unter Fremden überheblich in seiner Rede ist, so kann er aus Rache dafür vom Gekränkten behext werden und infolgedessen sterben. — Doch kann er auch dann noch durch einen Priester mit entsprechenden Gegenmitteln gerettet werden. Ein solches Verfahren darf indessen nicht zu lange auf sich warten lassen. Die verschiedenen Meidungsvorschriften der Maori entstammen nach ihrer Ansicht der erwähnten heiligen Zentralstelle, sind also göttlichen Ursprungs, überirdische Satzungen. Sie werden zusammen mit den Zauberkünsten genannt und mit anderen besonderen Künsten: der Dichtung, der Tätowierung, der Anfertigung von Schnitzereien und Bildwerken, den Stellungs- und Kriegstänzen, gewissen Spielen usw. (Smith S. 172 ff.).

§ 9. Die M. und das Wählen bedeutungsvoller Tage (s. a. Omen A) wird bekanntlich in dem Werke Hesiods über das „richtige Arbeiten“ und die „Bedeutung der Tage“ (ἔργα καὶ ἡμέραι) behandelt (vgl. Meyer S. 100).

Die Unterscheidung des römischen *fas* und *nefas* hängt auch mit bestimmten M. zusammen.

Zahlreich sind die M. in verschiedenen volkstümlichen Gebräuchen und Sitten, wie sie sich auf dem Lande auch noch in Europa erhalten haben. So darf z. B. nach dem Volksglauben in Schweden beim Abnehmen des Gewebes vom Webstuhl keine Mannsperson anwesend sein, außer er schneidet das Gewebe selbst ab. Ist der Hausherr anwesend, so wird er stets gebeten, das Abschneiden wenigstens teilweise auszuführen. Kann einer das schnell ausführen, so hat er Glück mit den Pferden. Außer diesem Zusammenhang wird noch ein solcher zwischen der Niederkunft und dem Abnehmen des Gewebes konstruiert. Ein Mann, der sich beim Abnehmen des Gewebes im Zimmer aufhält, ohne selbst Hand anzulegen, verliert seinen Prozeß vor Gericht. Auch darf ein Mann keinen Gegenstand an seinem Körper tragen, der aus Resten oder Trümmern gemacht ist, u. dgl. m. (Wikman S. 12 ff.).

Die Beziehungen der M. gewisser Speisen, z. B. von Schweinefleisch, bei den Mohammedanern und Juden zur Religion sind bekannt. Im Kaukasus gilt der Genuß von Schweinefleisch als Entscheidungsmerkmal dafür, ob einer zu den Christen oder den Mohammedanern gerechnet wird (Klaproth S. 604).

Unter den Beni Amer von Abessinien essen z. B. nur die Mohammedaner das Fleisch des Nashorns, der Elefanten, Strauße und Giraffen, nicht dagegen die Christen (Munzinger S. 334).

Bei den Arabern und auch sonst häufig sucht man auf dem Wege von M. die übernatürlichen Zusammenhänge zu beeinflussen, z. B. durch Enthaltung von Waschen, Kämmen, von Wein oder von Frauen, um einem bestimmten Fluch (s. Eid A, Fluch A) Nachdruck zu geben (Wellhausen S. 190).

S. a. Altenherrschaft, Askese, Asyl, Eigentum A, Fasten, Friedlosigkeit, Geburt, Heiratsordnung, Idol A 1, Jünglingsweihe, Keuschheit, Mädchenweihe, Mana B, Männerkindbett, Moral, Nahrung A1, Name A, Primitives Denken, Tabu B, Totemismus B, Verwandtschaft, Zauber A.

Brown *Andaman Islanders* 1922; Crawley *The Mystic Rose, a Study of Primitive Marriage* 1902; Czaplicka *Aboriginal Siberia* 1914; Dirr *Aus dem Gewohnheitsrecht der kaukas. Bergvölker* Zfogl.RW. 41 (1925); Evans *Studies in Rlg., Folk-Lore and Custom in Brit. N.-Borneo and the Malay Peninsula* 1923; Fromm *Ufipa Mittelungen aus den Deutschen Schutzgebieten* 25 (1912); Hirsch *Über traditionelle Speiseabscheu; ein Beitrag zur genetischen Gefühlspsychologie* Zeitschr. f. Psychologie 88 (1922); Hocart *Notes on Fijian Totemism* Anthropos 9 (1914); Howitt *Native Tribes of S.-E.-Australia* 1904; Junod *The Life of a South-African Tribe* 1912; Karsten *Contributions to the Sociology of the Indian Tribes of Ecuador* Acta Academiae Aboensis, Humaniora 1, 3 (1920); Kaufmann *Die Auin* Mitteilungen aus den Deutschen Schutzgebieten 23 (1920); Klaproth *Reise in den Kaukasus und nach Georgien 1807—08*; Knabenhans *Die politische Organisation bei den austral. Eingeborenen* 1919; Kraft *Die Rechtsverhältnisse der Ovakuanjama und Ovandongas* Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten 27 (1914); Landtmann *Papuan-Magic in the Building of Houses* Acta Academiae Aboensis, Humaniora 1—5 (1920); Lasch *Über Sonder-sprachen und ihre Entstehung* MAGW 37 (1907); Anthropos 2 (1907) de Marzan; Ed. Meyer *Kleine Schriften* 1910; Munzinger *Ostafrik. Studien* 1883; Preuß *Forschungsreise zu den Kägaba-Indianern der Sierra Nevada de S. Marta in Kolumbien* Anthropos 14—15 (1919—20); Rivers *The Todas* 1906; ders. *History of Melanesian Society* 1914; Skeat und Blagden *Pagan Races of the Malay Peninsula* 1906; S. Percy Smith *The Evils of Makulu or witchcraft* Journ. Polynesian Society 30 (1921); Spencer *Native Tribes of the Northern Territory Australia* 1914; ders. und Gillen *Across Australia* 1912; Sternberg *Divine Election in Primitive Religion* XXI. Congrès International des Américanistes, Göteborg 1924; Strehlow *Aranda und Loritja in Zentral-Australien* 1907—11; Thomas *Totemism in Southern Nigeria* Anthropos 10—11 (1915—16); Thurnwald *Die Psychologie des Totemismus* Anthropos 12—13 (1917—18) und 14—15 (1919—20); Tregear *The Maori Race* 1904; Walleser *Religiöse Anschauungen und Gebräuche der Bewohner von Yap* Anthropos 8 (1913); Wellhausen *Reste arabischen Heidentums* 1897; Wikman *Die Magie des Webens* Acta Academiae Aboensis, Humaniora 1—6 (1920).

Thurnwald

Mellen (Züricher See). Dieser zuerst bekanntgewordene Pfahlbau (s. Pfahlbau B) war schon 1829 bemerkt, aber nicht beachtet worden. Er zog sich unmittelbar am Ufer hin. Die 2—2½ Fuß starke Kulturschicht war von einer 1—2 Fuß mächtigen Schicht Seeletten bedeckt. Die Pfähle standen 1—1½ Fuß auseinander. Für die Einzelheiten sei auf Kellers ausführlichen Bericht verwiesen. Der Pfahlbau gehört der reinen StZ (Ischer Per. I/II) an, reicht aber (Bronzebeil) in die BZ hinein. S. a. Schweiz B.

Mitt. Zürich 9 (1853/6) S. 68ff. Tf. 1 und 2
F. Keller; ebd. 12 (1858/60) 2. Pfahlb.-Ber.
S. 121 F. Keller.

W. Bremer

Meilgaard (Muschelhaufen) s. Nordischer Kreis A § 3 b 3.

Meissel. A. Europa. Schmales Werkzeug mit kurzer Schneide, das mit dem Schlägel angetrieben wird und sich dadurch funktionell von der geschwungenen Axt unterscheidet. Formal ist die Grenze zur Axtklinge schwankend, in der älteren Literatur werden Axtklingen häufig geradezu M. genannt. Er dient, schräg aufgesetzt, zum Abspalten von Substanz, kann aber auch senkrecht aufgesetzt werden und wirkt dann als Setzkeil. Im Paläol. hat sich noch kein ausgesprochener Meißeltypus herausgebildet. Erst im nord. Neol. erscheint der gut charakterisierte M. aus Feuerstein in Form eines vierkantigen Stabes; auch Knochenmeißel treten auf. In der Metallzeit wird er erst aus Kupfer und Bronze, dann aus Eisen angefertigt. Besondere Entwicklungsfähigkeit hat die einfache Klinge nicht. Der M. wird entweder ohne Schäftung benutzt oder mittels einer Tülle oder eines Dorns geschäftet; alle drei Arten sind nebeneinander in dem hallstattzeitl. Gießereifund von Bologna (s. d. § 5) vertreten. Vgl. a. Band IV Tf. 253a 1, 3, 4, 5.

Alfred Götz

B. Ägypten. Der M., dessen Bild ein Zeichen der Hieroglyphenschrift ist (Möller *Palaeographie* I 482) gehört zu den ältesten Werkzeugen der Äg. Im AR besteht er aus einer flachen, nicht sehr breiten Kupferklinge, die in einem Holzgriff befestigt ist. Er wird, zusammen mit dem Holzschlägel (s. d.), vor allem von Tischlern und Schiffszimmerleuten bei der Bearbeitung des

Holzes, zum Ausstemmen von Löchern u. ä. gebraucht; aber auch Bildhauer bedienen sich seiner neben dem Dächsel (s. d.) bei der Bearbeitung von Holzstatuen. Originale mit Griff und Nachbildungen von solchen haben sich erst seit der Zeit der 18. Dyn. erhalten (z. B. *Berlin, Ausf. Verzeichnis* S. 125f., 227), aber auch unter den Kupferklingen der älteren Zeit mögen manche sein, die von einem M. herrühren (z. B. a. a. O. S. 39). Die älteste Darstellung eines M.: *Quibell Tomb of Hesy* (3. Dyn.) S. 21 und Tf. 16.

Klebs *Reliefs AR* S. 81, 88; *MR* S. 106, 114, 137; *Wiedemann Äg.* S. 337. Ranke

C. Palästina-Syrien.

§ 1. StZ. — § 2. BZ und EZ.

§ 1. Werkzeuge, die als M. verwendet worden sein können, treten zuerst im Chelléen auf (z. B. *Scopus* bei Jerusalem P. Karge *Rephaim* 1917 S. 50ff., Nr. 15, 26, 54, Abb. 5) und werden dann im frühen Neol. vollkommener, indem das Gerät sich allmählich aus der ursprünglichen Fäustelform zu einer kurzen, dünnen Stange mit einem dickeren, stumpfen und einem quer zugeschärften Ende entwickelt (Karmel ebd. S. 133 Abb. 22e; *tell en-našbe* J. Germer-Durand *Un musée palestinien* 1907 S. 8 Abb. 5; *sūr bâhir* ebd. S. 7, Abb. 3; *bēt sâhūr* [L. 5,5—8,7 cm; Br. der Schneide 3,0—4,6 cm], *artâs*, *bēt ta'âmîr* und *wâdi ferdîs* Karge *Rephaim* S. 138ff., Abb. 29; *Rephaim-Ebene* bei Jerusalem *Quarterly Stat.* 45 [1913] S. 184ff. M. Kellner). Die meist etwas gebogene Schneide am breiteren Ende brachte man durch zwei Querschläge von der Ober- und Unterseite her zustande. Einige Stücke sind bereits geschliffen. Noch deutlicher läßt sich dies an den spätereol. M. erkennen (*râs el-keib* und *nahr ez-zaherânî* bei Sidon G. Zumboff *La Phénicie avant les Phéniciens* 1900 S. 123, Tf. 12, 4. 6; *râs berût* *Anthropos* 5 [1910] S. 159 Abb. 6 ders.; Schumacher *Tell el-mutesellim* S. 29, 60, 73f., 77f., 87, 103, Abb. 100 [bis zur 5. Schicht]; *Sellin-Watzinger Jericho* S. 115, Tf. 25, 128 [vgl. dazu *Macalister Gezer* II 127; III Tf. 139, 1 mit abgerundeten Ecken]), wobei es auffällt, daß die Grabungsstätten im Innern des Landes sehr wenig derartige

Geräte geliefert haben (*Macalister Gezer* II 125ff.).

§ 2. Ebenso merkwürdig ist es, daß unter den Funden aus den Grabungen M. aus Bronze durchaus selten sind, obwohl die ältesten Schichten zumeist der BZ angehören. Am ältesten sind die aus Kupfer gefertigten Stücke von Jericho (*Sellin-Watzinger Jericho* S. 117 Nr. 10, 11; vgl. hier Band I Tf. 60a, b) mit breitem und spitzem Nacken, gerader und gebogener Schneide. Ähnlich sind die Bronzemeißel von Megiddo (*Schumacher Tell el-mutesellim* S. 51ff., 66, 84, 103, 108 Abb. 53, Tf. 13c; 311), z. T. mit knopfartig verdicktem oberen Ende, oder von Gezer (*Macalister Gezer* III Tf. 193, 16—19; 194, 7 [von der 2. sem. Schicht ab]) und Sichem (*Anz. Akad. Wiss. Wien* 51 [1914] S. 38f. E. Sellin). In Gezer tritt daneben eine andere Form auf, die sicher aus dem Westen eingeführt ist. Bei ihr wird das sehr breit geschmiedete obere Ende zu einer nicht vollständig geschlossenen Tülle gebogen, so daß dahinein ein Holzgriff gesteckt werden kann (ebd. II 85, 244, Abb. 276; III Tf. 193, 13. 14). In dieser Art sind später bis in die hellenistische Zeit die M. aus Eisen gestaltet (*Schumacher Tell el-mutesellim* S. 103, Tf. 31k; *Macalister Gezer* II 245, Abb. 396; III Tf. 193, 15; *Reisner-Fisher-Lyon Harvard Excavations at Samaria* 1924 S. 350, Abb. 221 Tf. 82a).

Peter Thomsen

D. Vorderasien. Den M. brauchte der Zimmermann im Zweistromlande neben Axt, Beil, Säge und anderem Handwerkszeug schon seit alten Zeiten. Ein uns erhaltener M. stammt aus der Gudea-Zeit (ca. 2600 v. C.).

G. Cros *Nouvelles Fouilles de Tello* 1914 S. 80.

B. Meissner

Melanchlainen (Schwarzmäntel). Nach Herodot (IV 107) Nachbarvolk der Skythen, ö. der Androphagen, etwa w. des Don-Tanaïs im Gouv. Kursk und Voronež zu suchen. Wahrscheinlich ein skythischer finn. Stamm. Die im Protogones-Dekret genannten Saudaratai (vgl. osset. *sau* schwarz, *daras* Mantel) sind Sarmaten, also Iranier.

SB. *Wiener Ak.* 116 S. 715ff., 117 S. 1ff. *Tommaschek*; *Minns Scythians and Greeks* 1913 S. 103ff. M. Ebert

Melde. *M. (Chenopodium album)*, ein jetzt außerordentlich weit verbreitetes Unkraut, das eigentlich über die ganze Welt geht, tritt schon auf den Feldern der Pfahlbauten auf. Es haben sich z. B. in Robenhausen (s. d.) Samen in großen Massen gefunden, und es ist deshalb nicht ausgeschlossen, daß diese Samen in irgendeiner Weise verwendet wurden, etwa wie die dtsh. Kolonisten an der Wolga in großer Bedrängnis durch die Nachlässigkeit der russ. Behörden ihr Notbrot aus M. buken. Nur ist dabei zu bedenken, daß auch diese M. wie so viele Notnahrung vor dem Genusse wahrscheinlich mühsam entbittert werden muß; es ist das eine volkstümlich verbreitete Kenntnis, die aber der russ. Gewährsmann Virchows (ZfEthn. 24 S. 506) übersah. Oswald Heer hebt wenigstens hervor, daß diese M. als Purgiermittel dient, und weiß auch, daß das Mehl als Notbrot verwendet wurde: das geht eben nebeneinander her.

In Robenhausen sind auch die Körner einer anderen Art *M. (Chenopodium polyspermum)* gefunden worden, die man in Ostpreußen noch als „Fischmelde“ bezeichnet, weil ihr Samen hier als Fischköder verwendet wird. Doch nicht etwa als Besteck am Angelhaken, sondern wie bei K. v. d. Steinens Bakairi und den Feuerländern: Der Samen dient, aufs Wasser gestreut, als Anlockungsmittel, und man schießt dann die Fische mit dem Pfeil (wie die Bakairi) oder greift sie mit der Hand (so die Frauen bei den Feuerländern) oder angelt sie. Möglicherweise kannten die Pfahlbauer dieses Verfahren. Ed. Hahn

Melek Česme s. Altyn Oba.

Melene s. Kunst A § 6, Südrußland A.

Melgunov-Fund (Südrußland; Tf. 39, 40). § 1. Einer der am längsten bekannten skyth. Funde aus dem Steppengebiet, zur ältesten, archaischen Gruppe gehörig. — Im September 1763 ließ der Generalleutnant A. P. Melgunov, nach dem der Fund in der wissenschaftlichen Literatur benannt wird, einen Grabhügel etwas über 30 km von der Stadt Elisavetgrad, im Gouv. Cherson, untersuchen. Er wird als „Litoj-Kurgan“ („gegossener Grabhügel“) bezeichnet.

Nach dem Bericht Melgunovs, früher aufbewahrt im Moskauer Archiv des Ministeriums

der Auswärtigen Angelegenheiten, gibt A. A. Spicyn (*Archäologische Materialien und kleine Bemerkungen* Zapiski Russ. Arch. Gesellschaft 12, 1, 2 [1901] S. 270) über die genauere Lage des Kurganes folgende Ortsbestimmung: „Gefunden im damaligen Neu-Serbien, dem jetzigen Neurussischen Gouvernement, von der Stadt Ožakov (an der Dn'per-Bug-Mündung) 300, vom rechten Ufer des Dn'pr 100, von der Festung Sv. Elisaveta 30, vom Schwarzen Walde 7 Werst, zwischen den Höhen der Flüsse Großer und Kleiner Ingulev, auf Kučerovi Bueraki.“

„Wegen Beginn des kalten Wetters“ wurden die Grabungen an dem Kurgan eingestellt, die Arbeiter abgelohnt und entlassen, die Fundstücke dem Kommandanten der Festung „H. Elisabeth“ übergeben, um sie an den Kaiserlichen Hof in Petersburg zu schicken.

Auf Befehl Katharinas II. erhielt die Kunstammer der Akademie der Wissenschaften in Petersburg den Schatz zur Aufbewahrung. Seine Beschreibung wurde G. Fr. Müller übertragen (*Źjazsnenje o n'ekotorych drevnostjach v mogilach naidennyh* Ežemesjačn. sočin. Imp. Akademij Nauk 1764 Dez.-Nr. S. 497ff. Müller verfertigte auch 2 farbige Tafeln in natürlicher Größe der Stücke. Sie sind jedoch niemals veröffentlicht und anscheinend verloren). Im Münzkabinet der Kunstammer blieben die Stücke bis 1859, dann wurden auf Befehl Alexanders II. die sibir. Altertümer (s. Goldfunde E) und mit ihnen ein Teil des Melgunov-Fundes zur Besichtigung durch den Kaiser in die Eremitage gebracht. Diese Besichtigung fand im Dezember 1859 statt. Ihr Ergebnis war, daß die genannten Stücke gegen eine Entschädigung von 2000 Rubeln in Silber an die Akademie der Wissenschaften in der Eremitage verblieben. In die Eremitage kamen damit von dem M.-F.: die goldene Dolchseide, das Diadem und die 4 „Leuchter“ (s. u. § 7). Der Rest des Schatzes gelangte erst 1894 dorthin.

§ 2. Mit dem Bericht über die Grabung selbst ist nicht viel anzufangen. Dicht unter der Oberfläche soll eine, natürlich spätere, Steinfigur („Kamennaja baba“) mit abgeschlagenem Kopf aufgedeckt sein. Sechs Fuß tief, nicht ganz in der Mitte des Kurganes, sondern etwas w., stieß man auf eine „mit Platten eingefasste und bedeckte Stelle“, wo angeblich alle von Melgunov gefundenen Sachen lagen. Der untere Teil des Kurganes bestand aus weißer oder grauer und gebrannter Erde, in der „geschmolzene Metallteile, verbrannte Knochen, Steine, Erde und mit Kohle vermischter Lehm lagen“. Im J. 1894 veranstaltete die Arch. Kommission durch W. N. Jastrebov an

Holzes, zum Ausstemmen von Löchern u. ä. gebraucht; aber auch Bildhauer bedienen sich seiner neben dem Dächsel (s. d.) bei der Bearbeitung von Holzstatuen. Originale mit Griff und Nachbildungen von solchen haben sich erst seit der Zeit der 18. Dyn. erhalten (z. B. *Berlin, Ausf. Verzeichnis* S. 125f., 227), aber auch unter den Kupferklingen der älteren Zeit mögen manche sein, die von einem M. herrühren (z. B. a. a. O. S. 39). Die älteste Darstellung eines M.: *Quibell Tomb of Hesy* (3. Dyn.) S. 21 und Tf. 16.

Klebs *Reliefs AR* S. 81, 88; *MR* S. 106, 114, 137; *Wiedemann Äg.* S. 337. Ranke

C. Palästina-Syrien.

§ 1. StZ. — § 2. BZ und EZ.

§ 1. Werkzeuge, die als M. verwendet worden sein können, treten zuerst im Chelléen auf (z. B. *Scopus* bei Jerusalem P. Karge *Rephaim* 1917 S. 50ff., Nr. 15, 26, 54, Abb. 5) und werden dann im frühen Neol. vollkommener, indem das Gerät sich allmählich aus der ursprünglichen Fäustelform zu einer kurzen, dünnen Stange mit einem dickeren, stumpfen und einem quer zugeschärften Ende entwickelt (Karmel ebd. S. 133 Abb. 22e; *tell en-našbe* J. Germer-Durand *Un musée palestinien* 1907 S. 8 Abb. 5; *sūr bāhir* ebd. S. 7, Abb. 3; *bēt saḥūr* [L. 5,5—8,7 cm; Br. der Schneide 3,0—4,6 cm], *artās*, *bēt ta'āmīr* und *wādī jerdīs* Karge *Rephaim* S. 138ff., Abb. 29; *Rephaim-Ebene* bei Jerusalem *Quarterly Stat.* 45 [1913] S. 184ff. M. Kellner). Die meist etwas gebogene Schneide am breiteren Ende brachte man durch zwei Querschläge von der Ober- und Unterseite her zustande. Einige Stücke sind bereits geschliffen. Noch deutlicher läßt sich dies an den spätneol. M. erkennen (*rās el-keḷb* und *nahr ez-zaherānī* bei Sidon G. Zumoffen *La Phénicie avant les Phéniciens* 1900 S. 123, Tf. 12, 4, 6; *rās bēriūt* *Anthropos* 5 [1910] S. 159 Abb. 6 ders.; Schumacher *Tell el-mutesellim* S. 29, 60, 73f., 77f., 87, 103, Abb. 100 [bis zur 5. Schicht]; Sellin-Watzinger *Jericho* S. 115, Tf. 25, 128 [vgl. dazu Macalister *Gezer* II 127; III Tf. 139, 1 mit abgerundeten Ecken]), wobei es auffällt, daß die Grabungsstätten im Innern des Landes sehr wenig derartige

Geräte geliefert haben (Macalister *Gezer* II 125ff.).

§ 2. Ebenso merkwürdig ist es, daß unter den Funden aus den Grabungen M. aus Bronze durchaus selten sind, obwohl die ältesten Schichten zumeist der BZ angehören. Am ältesten sind die aus Kupfer gefertigten Stücke von Jericho (Sellin-Watzinger *Jericho* S. 117 Nr. 10, 11; vgl. hier Band I Tf. 60a, b) mit breitem und spitzem Nacken, gerader und gebogener Schneide. Ähnlich sind die Bronzemeißel von Megiddo (Schumacher *Tell el-mutesellim* S. 51ff., 66, 84, 103, 108 Abb. 53, Tf. 13c; 311), z. T. mit knopfartig verdicktem oberen Ende, oder von Gezer (Macalister *Gezer* III Tf. 193, 16—19; 194, 7 [von der 2. sem. Schicht ab]) und Sichein (*Anz. Akad. Wiss. Wien* 51 [1914] S. 38f. E. Sellin). In Gezer tritt daneben eine andere Form auf, die sicher aus dem Westen eingeführt ist. Bei ihr wird das sehr breit geschmiedete obere Ende zu einer nicht vollständig geschlossenen Tülle gebogen, so daß dahinein ein Holzgriff gesteckt werden kann (ebd. II 85, 244, Abb. 276; III Tf. 193, 13, 14). In dieser Art sind später bis in die hellenistische Zeit die M. aus Eisen gestaltet (Schumacher *Tell el-mutesellim* S. 103, Tf. 31k; Macalister *Gezer* II 245, Abb. 396; III Tf. 193, 15; Reisner-Fisher-Lyon *Harvard Excavations at Samaria* 1924 S. 350, Abb. 221 Tf. 82a).

Peter Thomsen

D. Vorderasien. Den M. brachte der Zimmermann im Zweistromlande neben Axt, Beil, Säge und anderem Handwerkszeug schon seit alten Zeiten. Ein uns erhaltener M. stammt aus der Gudea-Zeit (ca. 2600 v. C.).

G. Cros *Nouvelles Fouilles de Tello* 1914 S. 80.

B. Meissner

Melanchlainen (Schwarzmäntel). Nach Herodot (IV 107) Nachbarvolk der Skythen, ö. der Androphagen, etwa w. des Don-Tanaïs im Gouv. Kursk und Voronež zu suchen. Wahrscheinlich ein skythisierter finn. Stamm. Die im Protogones-Dekret genannten Saudaratai (vgl. osset. *sau* schwarz, *daras* Mantel) sind Sarmaten, also Iranier.

SB. *Wiener Ak.* 116 S. 715ff., 117 S. 1ff. Tomaschek; Minns *Scythians and Greeks* 1913 S. 103ff.

M. Ebert

Melde. M. (*Chenopodium album*), ein jetzt außerordentlich weit verbreitetes Unkraut, das eigentlich über die ganze Welt geht, tritt schon auf den Feldern der Pfahlbauten auf. Es haben sich z. B. in Robenhausen (s. d.) Samen in großen Massen gefunden, und es ist deshalb nicht ausgeschlossen, daß diese Samen in irgendeiner Weise verwendet wurden, etwa wie die dtsh. Kolonisten an der Wolga in großer Bedrängnis durch die Nachlässigkeit der russ. Behörden ihr Notbrot aus M. buken. Nur ist dabei zu bedenken, daß auch diese M. wie so viele Notnahrung vor dem Genusse wahrscheinlich mühsam entbittert werden muß; es ist das eine volkstümlich verbreitete Kenntnis, die aber der russ. Gewährsmann Virchows (ZfEthn. 24 S. 506) übersah. Oswald Heer hebt wenigstens hervor, daß diese M. als Purgiermittel dient, und weiß auch, daß das Mehl als Notbrot verwendet wurde: das geht eben nebeneinander her.

In Robenhausen sind auch die Körner einer anderen Art M. (*Chenopodium polyspermum*) gefunden worden, die man in Ostpreußen noch als „Fischmelde“ bezeichnet, weil ihr Samen hier als Fischköder verwendet wird. Doch nicht etwa als Besteck am Angelhaken, sondern wie bei K. v. d. Steinens Bakairi und den Feuerländern: Der Samen dient, aufs Wasser gestreut, als Anlockungsmittel, und man schießt dann die Fische mit dem Pfeil (wie die Bakairi) oder greift sie mit der Hand (so die Frauen bei den Feuerländern) oder angelt sie. Möglicherweise kannten die Pfahlbauer dieses Verfahren. Ed. Hahn

Melek Česme s. Altyn Oba.

Melene s. Kunst A §6, Südrußland A.

Melgunov-Fund (Südrußland; Tf. 39, 40). § 1. Einer der am längsten bekannten skyth. Funde aus dem Steppengebiet, zur ältesten, archaischen Gruppe gehörig. — Im September 1763 ließ der Generalleutnant A. P. Melgunov, nach dem der Fund in der wissenschaftlichen Literatur benannt wird, einen Grabhügel etwas über 30 km von der Stadt Elisavetgrad, im Gouv. Cherson, untersuchen. Er wird als „Litoj-Kurgan“ („gegossener Grabhügel“) bezeichnet.

Nach dem Bericht Melgunovs, früher aufbewahrt im Moskauer Archiv des Ministeriums

der Auswärtigen Angelegenheiten, gibt A. A. Spicyn (*Archäologische Materialien und kleine Bemerkungen* Zapiski Russ. Arch. Gesellschaft 12, 1, 2 [1901] S. 270) über die genauere Lage des Kurganes folgende Ortsbestimmung: „Gefunden im damaligen Neu-Serbien, dem jetzigen Neurussischen Gouvernement, von der Stadt Očakov (an der Dn'per-Bug-Mündung) 300, vom rechten Ufer des Dn'epr 100, von der Festung Sv. Elisaveta 30, vom schwarzen Walde 7 Werst, zwischen den Höhen der Flüsse Großer und Kleiner Ingulev, auf Kučerovi Bueraki.“

„Wegen Beginn des kalten Wetters“ wurden die Grabungen an dem Kurgan eingestellt, die Arbeiter abgelohnt und entlassen, die Fundstücke dem Kommandanten der Festung „H. Elisabeth“ übergeben, um sie an den Kaiserlichen Hof in Petersburg zu schicken.

Auf Befehl Katharinas II. erhielt die Kunstkammer der Akademie der Wissenschaften in Petersburg den Schatz zur Aufbewahrung. Seine Beschreibung wurde G. Fr. Müller übertragen (*Fzjasnenje o n'ekotorych drevnostjach v mogilach naidennyh Ezemjesjačn. sočin. Imp. Akademij Nauk 1764 Dez.-Nr. S. 497ff.* Müller verfertigte auch 2 farbige Tafeln in natürlicher Größe der Stücke. Sie sind jedoch niemals veröffentlicht und anscheinend verloren). Im Münzkabinett der Kunstkammer blieben die Stücke bis 1859, dann wurden auf Befehl Alexanders II. die sibir. Altertümer (s. Goldfunde E) und mit ihnen ein Teil des Melgunov-Fundes zur Besichtigung durch den Kaiser in die Eremitage gebracht. Diese Besichtigung fand im Dezember 1859 statt. Ihr Ergebnis war, daß die genannten Stücke gegen eine Entschädigung von 2000 Rubeln in Silber an die Akademie der Wissenschaften in der Eremitage verblieben. In die Eremitage kamen damit von dem M.-F.: die goldene Dolchsheide, das Diadem und die 4 „Leuchter“ (s. u. § 7). Der Rest des Schatzes gelangte erst 1894 dorthin.

§ 2. Mit dem Bericht über die Grabung selbst ist nicht viel anzufangen. Dicht unter der Oberfläche soll eine, natürlich spätere, Steinfigur („Kamennaja baba“) mit abgeschlagenem Kopf aufgedeckt sein. Sechs Fuß tief, nicht ganz in der Mitte des Kurganes, sondern etwas w., stieß man auf eine „mit Platten eingefaste und bedeckte Stelle“, wo angeblich alle von Melgunov gefundenen Sachen lagen. Der untere Teil des Kurganes bestand aus weißer oder grauer und gebrannter Erde, in der „geschmolzene Metallteile, verbrannte Knochen, Steine, Erde und mit Kohle vermischter Lehm lagen“. Im J. 1894 veranstaltete die Arch. Kommission durch W. N. Jastrebov an

der mutmaßlichen Fundstätte eine Kontrollgrabung, deren Ergebnis aber bezweifeln läßt, ob Jastrebov tatsächlich den von Melgunov durchgrabenen Kurgan gefunden hat.

Vgl. den in § 1 genannten Aufsatz Spicyns.

§ 3. Soweit nach den Fundberichten von Melgunov und Müller noch identifizierbar, gehörten zu dem M.-F. folgende Stücke: 1. ein eisernes, oben goldplattiertes Kurzschwert mit goldener Scheide (Tf. 39, 1. 2; 40, 1); 2. 40 bronzene Pfeilspitzen; 3. ein goldenes Diadem (Tf. 40, 2); 4. 17 goldene, aus Goldblech geschnittene Raubvögel (Tf. 40, 3); 5. ein Goldplättchen mit figürlichen Darstellungen (Tf. 39, 3); 6. 9 silberne Zylinder, von denen je 4 gleichartig sind, und Bruchstücke von 2 anderen; 9. ein bronzenes Stäbchen, auf jeder Seite in einen Löwenkopf auslaufend; 10. Silberfragmente, vielleicht zum Schwert gehörig; 11. 23 eiserne Nägel, der Kopf eine achtblättrige Rosette, mit Gold plattiert.

§ 4. Die wertvollsten Stücke des M.-F., die den Reichtum des Grabes noch ahnen lassen, sind das Diadem (Teilabb. Tf. 40, 2) und der Akinakes (Tf. 39, 1. 2; 40, 1). Das Diadem (Gewicht: 236,76 g) besteht aus drei geflochtenen Ketten, durch 9 rosetten- bzw. sternförmige Zwischenstücke, auf deren Rückseite sie durch Röhrchen laufen, zusammengehalten. An den Verschlußstücken an beiden Enden Kettenbehang, die mittelste Rosette mit einem geschliffenen Sardonyx. Die Deutung des Stückes (L. 66 + 18 bis 20 cm) als Kopfschmuck wahrscheinlicher wie die als Kollier, wenn auch nicht völlig gesichert, da die FU nicht näher bekannt sind.

§ 5. Von dem Akinakes sind nur Bruchstücke des Griffes erhalten (Tf. 39, 2), die Klinge (L. ca. 43 cm, Br. ca. 3 cm; annähernd parallel laufende Seiten mit grader Spitze) fehlt. Die Goldplattierung des Griffes (stangenförmig mit abgerundeten Enden, Granulierverzierung) zeigt am Knauf und an der Griffstange Lotosknospen und Palmettenmotive sowie Blattmuster, auf dem herzförmigen Abschluß zwei liegende Steinböcke in antithetischer Gruppe zu beiden Seiten eines „Lebensbaumes“ (?).

Besser, wenn auch nicht vollständig, ist der Belag der Scheide erhalten (L. ca. 47 cm,

Br. 3—6,5 cm; Tf. 39, 1). Aus dünnem, gewölbten, an den Rändern zusammengelöteten Goldblech gearbeitet, ist er aus drei Teilstücken zusammengesetzt: dem kurzen, schweren Ortband, dem langen Mittelstück und dem mit einem rundlichen, geösten Lappen und einer herzförmigen Erweiterung zur Aufnahme des Griffendes versehenen Oberteil. Technisch eine vorzügliche Arbeit. Die Lötspuren kaum erkennbar.

§ 6. Der figürliche Schmuck ist bis in die feinsten Einzelheiten durchgearbeitet. Auf dem zum Tragen bestimmten Lappen treffen wir oben den zusammengekauerten „skythischen“ Hirsch. Aber das ist auch das einzige echtskyth. Motiv. Alles übrige weist nach Vorderasien. In dem herzförmigen Feld zu beiden Seiten eines „Lebensbaumes“ vor einer Zypresse (in ein Kästchen eingepflanzt) zwei geflügelte Genien, mit Mitra, unten gefranstem Rock, in der einen Hand ein Zepter, die andere im Gebetsgestus erhoben. Auf jeder Seite der Scheide in friesartiger Anordnung 8 bogenschießende Mischwesen (s. d.), und zwar so, daß je 4 verschiedene, in derselben Reihenfolge nach oben zuschreitend, sich einmal auf jeder Scheidenseite wiederholen, wobei sich die Darstellungen auf diesen entsprechen.

Die Zusammensetzung dieser Fabeltiere ist die folgende:

I. Widderkopf mit gebogenen Hörnern, Rinderleib, Rinderschwanz, fischförmiger Flügel, Menschenarme.

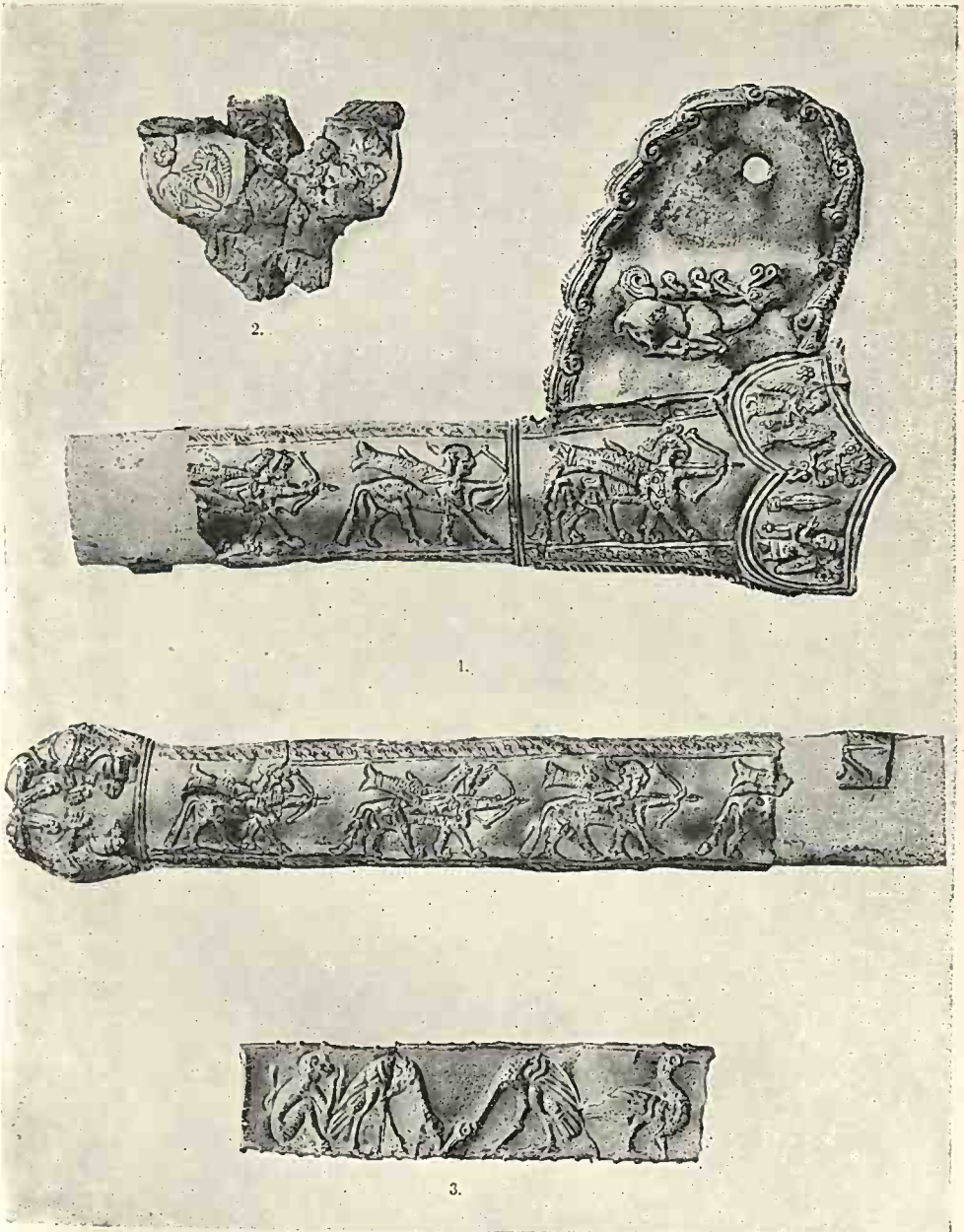
II. Löwenkopf, Löwenleib, Skorpionschwanz, fischförmiger Flügel, Menschenarme.

III. Menschenkopf mit Tierohren, Rinderleib, Rinderschwanz, fischförmiger Flügel, Menschenarme.

IV. Adlerkopf, Löwenleib, Skorpionschwanz, fischförmiger Flügel, Menschenarme.

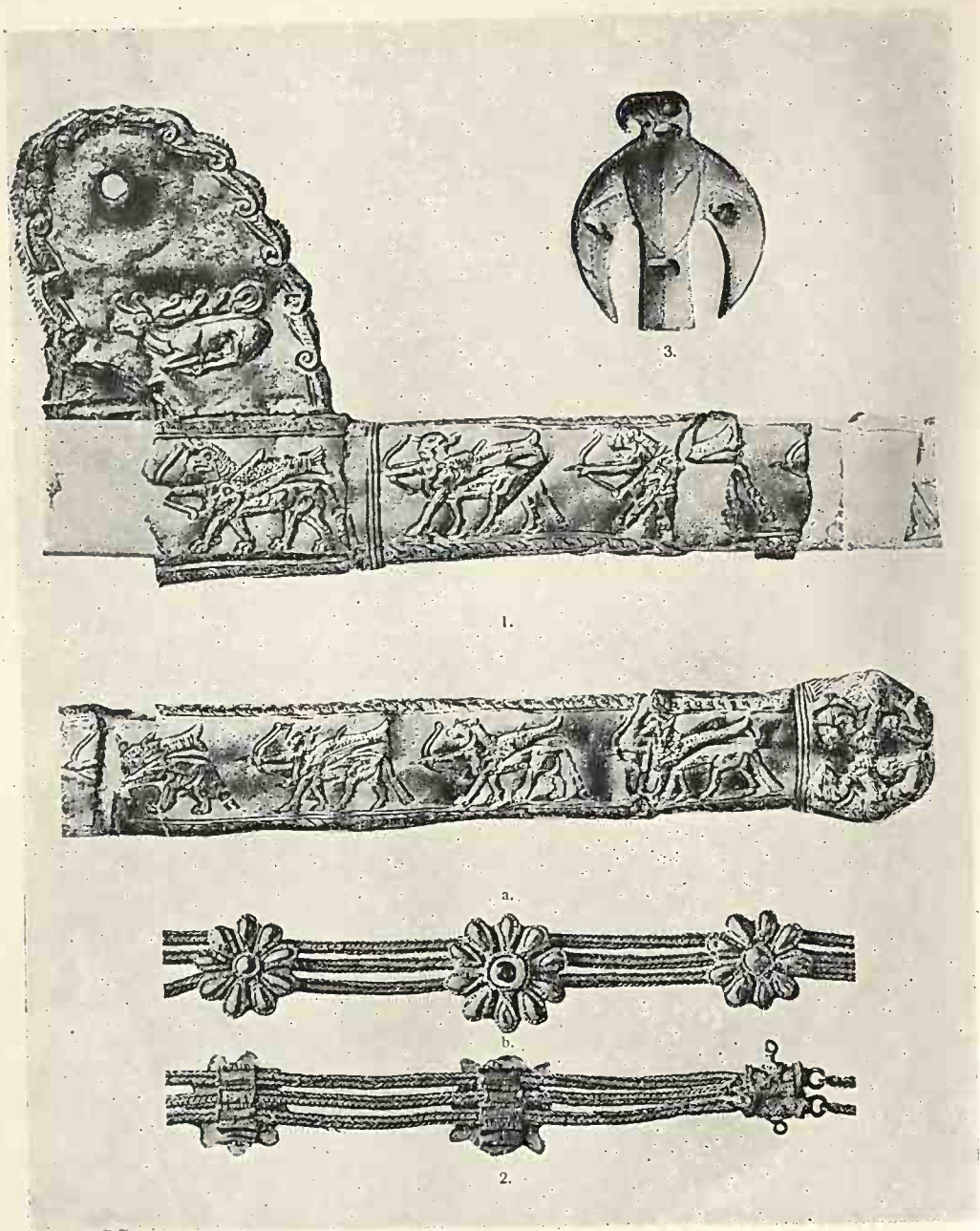
Am Ortband sind auf beiden Flachseiten je zwei einander bedrohende Löwen aus dem dickeren Goldblech dieser Partie kräftiger herausgearbeitet.

Alle diese Fabelwesen wie auch die Genien sind späte Abkömmlinge von den Mischwesen der älteren babyl.-assyrl. Kunst, die Dekoration des Schwertgriffes weist in die gleiche Richtung. Die Schwertform ist pers.-skyth., der Hirsch skythisch. Sehr nahe steht diesem Schwert das von Kelermes (s. d.; beschrieben: Arch. Anz. 1904 S. 100/101 Farmakovsky; vgl. Band VI



Melgunov-Fund

1. Dolchscheide. — 2. Bruchstück (unterer Teil des Griffes) vom Dolch. — 3. Zierstück. —
 1, 3. Gold; 2. Gold und Eisen. Nach Pridik.



Melgunov-Fund

1. Dolchscheide (Rückseite). — 2. Stück des Diadems. — 3. Zierblech in Raubvogelform. — Sämtlich aus Gold. Nach Pridik.



a



b



c

Melidia

a—c. Hettit. Reliefs aus Kalkstein in Konstantinopel: a. Löwenjagd (Nr. 7704). — b. Opfer des Königs vor dem Wettergott auf dem Hirsch (Nr. 7789). — c. Dgl. vor dem Gottkönig auf dem Löwen (Nr. 7790).

Tf. 82 b). Ein Gegenstück nach der altionischen Seite hin ist der Akinakes von Vetersfelde (jetzt von W. Günther *Bewaffnung der Skythen* [in Vorbereitung] richtig zusammengesetzt).

§ 7. Von den 17 Blechen in Form eines Raubvogels (Tf. 40, 3) sind 16 (L. 6 cm) nach einer Form gearbeitet und dann überziselirt, eines weicht etwas ab und ist auch kleiner (L. 5,75 cm). Auf der Rückseite haben sie 4 kleine Ösen zur Befestigung auf einer Unterlage, wohl von schwererem Stoff oder Leder. Wahrscheinlich sind es einheimische Produkte. (Vgl. z. B. den Kopfschmuck des Mädchens im Mordvinov-Grabhügel; s. d.). Einem ähnlichen Zweck dienen die Bruchstücke mehrerer kleiner Goldplättchen, von denen eines (L. 11 cm, Br. 2,5—2,75 cm) einen feingearbeiteten Teilfries: einen hockenden Affen, der die Rechte an das Maul hält und mit der Linken sich den Rücken kratzt — Hände und Füße sind nach assyr. Art menschenähnlich gebildet —, zwei pickende Strauße (?) und eine Gans, trägt (Tf. 39, 3). Überreste eines oder mehrerer Möbel sind die silbernen Zylinder, von denen 4 mit plastischem Blattornament am oberen Rand (an dem Lötspuren bemerkbar sind) und Strichmuster darunter (Reste von Vergoldung; H. 11 cm; Materialien 31 Tf. I rechts unten) der untere Abschluß tragender Holzteile sein dürften, ebenso wie 4 silberne Zylinder einfacherer Art (auch Reste von Vergoldung; H. 7 cm; Materialien 31 Tf. I links oben) wohl mit Holzteilen verbunden waren. Der 9. erhaltene Zylinder (dazu Fragmente von zwei gleichartigen; Materialien 31 Tf. I links unten) hat zwei im Rechteck stehende viereckige Einschnitte, ist glatt und beiderseits offen. An was für einem Gerät (Bett, Baldachin, Tisch?) sie gesessen haben, bleibt noch festzustellen.

§ 8. Der M.-F. gehört in die erste Hälfte des 6. Jh. v. C. (Borovka will ihn neuerdings ins 7. Jh. v. C. hinaufrücken. Seine Gründe dafür sind mir noch nicht bekannt) und ist unter den Repräsentanten der ältesten skyth. Gruppe einer von denen, der am stärksten auf die engen Beziehungen zwischen dem Skythenland und Vorderasien in dieser Zeit hindeutet.

E. Pridik *Melgunovskij Klad 1763. goda* Materialien Arch. Rußl. 31 (1911); Minns *Scythians and Greeks* 1913 S. 222f.; M. Ebert *Südrußland im Altertum* 1921 S. 112ff.; Rostovcev *Iranians and Greeks in South Russia* 1922 S. 50ff.; ders. *Skifija i Bospor* 1925 S. 312 u. s. Der von Strzygowski (*Zeitschrift für bildende Kunst* 56 [1921] S. 162) irrtümlich dem M.-F. zugewiesene Akinakes stammt aus dem Grabhügel von Čertomlyk (s. d.), der Ring aus Sibirien. Sie sind nur von Pridik in der obengenannten Publikation zum erstenmal zusammen mit den Stücken aus dem M.-F. gut abgebildet worden.

M. Ebert

Melidia (Tf. 41). Antike Ortschaft im Lande Tabal im Taurus-Gebirge, nahe w. des Euphrats. Entspricht der heutigen Stadt Malatia. Verschiedene Fürsten von M. werden in assyr. Inschriften genannt: Lalli z. Z. Salmanassars III., Sulumal z. Z. Tiglatpilezers III., Tarchunazi z. Z. Sargons II., Mukallu z. Z. Assurbanipals, außerdem ein assyr. Statthalter von M., Ischdi-aplu. In Arslantepe bei Ordasu, eine Stunde nö. von Malatia, sind eine Reihe von Reliefs gefunden worden mit Löwen- und Hirschjagd, mit opfernden Personen und Göttern (Tf. 41) sowie mit hettit. Bilderschrift in Relief. Die Personen — auch die Götter — sind rasiert und damit den Hettitern von Boghasköj nahestehend. Damit steht in Einklang, daß M. z. Z. Tiglatpilezers I. (1100) zu „Groß-Chatti“ gerechnet wird.

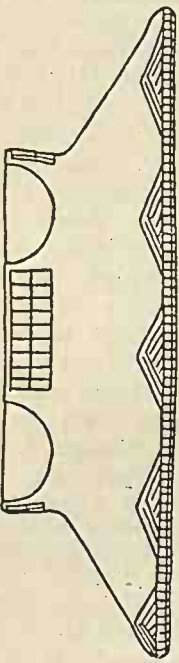
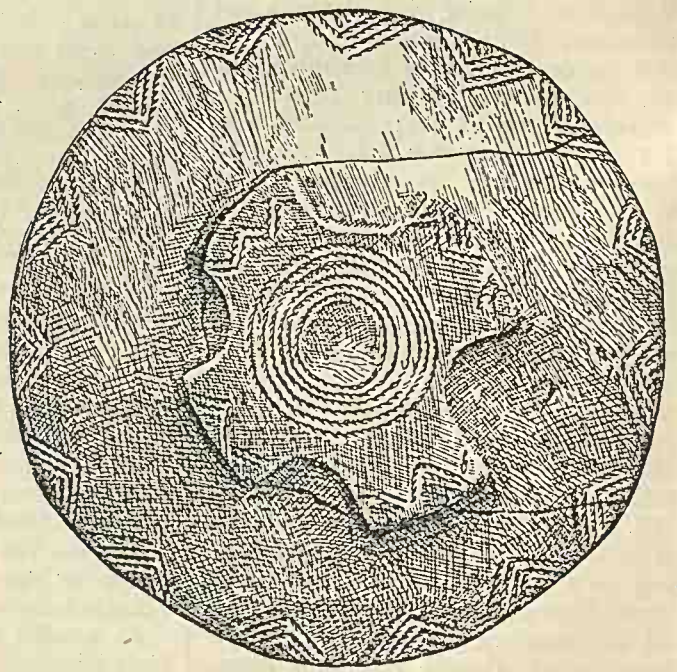
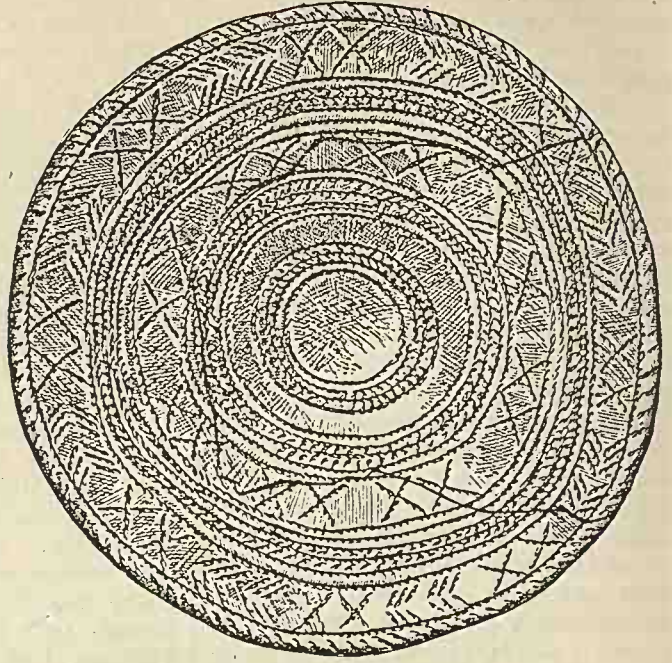
L. Messerschmidt *Corpus Inscriptionum Hettiticarum* MVAG 1900, 4 S. 13f. Tf. 16 A, B; ebd. 1906, 5 S. 7 Tf. 47; *Liverpool Annals* 1 (1908) Tf. 4—5; Cornell *Expedition to Asia Minor* I 2 3. Abb. 40—43. Eckhard Unger

Melilli s. Sizilien B II.

Melk (Niederösterreich; Tf. 42). Unweit von M. auf einer Landzunge, neben der in die Donau einmündenden Pielach, fand Menghin eine kleine Ansiedlung, die zahlreiche Tierknochen, spärliche Werkzeuge aus Horn und Bein, Hüttenbewurf und viele Reste achromer Hauskeramik ergab. Das wichtigste Fundstück ist das Fragment einer Schale aus Ton mit Kreuzfuß; nach Art der Laibacher Moor-Kreuzfüße und mit echter Schnurverzierung ornamentiert (Tf. 42).

Es handelt sich um ein äneol. Stück einer Mischkultur, die die Fußform des Gefäßes von S und das Dekor von N bezog.

O. Menghin *Eine spätneol. Station bei Melk* MAGW 1913 S. 94—103. G. Kyrle



Melk

Aichbichler Schüssel. Pielach-Mündung bei Melk. Ergänzt. Naturhistorisches Staatsmuseum Wien. Nach Reinert.

Melos (Tf. 43). Die südwestlichste Insel der Kykladen (s. d.), wie Thera vulkanischen Ursprungs. Im N eine tief eingeschnittene, sichere Bucht, sonst hafendarme Küsten. Höchste Erhebung 774 m. Die Bedeutung von M. beruht auf seinem Reichtum an Obsidian (s. d. E), der schon in neol. Zeit im S nach Kreta, im N nach Korinth sowie Mittel- und Nordgriechenland exportiert wurde. Merkwürdigerweise fehlt aber bisher auf M. wie auf den übrigen Kykladen jede Spur neol. Besiedlung (s. Ägäische Kultur § 3). Gerade auf einem reichen Obsidian-Lager ist an der nö. Steilküste von M. bei Phylakopi im FM ein Städtchen entstanden, das dann im MM neu erbaut, durch Brand zerstört und im SM II erneuert wurde (Tf. 43). Diese und benachbarte Ansiedlungen stehen völlig unter min. Einfluß. Die nach ihrem vulkanischen Ton kenntliche Keramik (s. Vase B I) zeigt geom. Urfirnisemuster, dann einfache Mattmalerei, hierauf Nachahmung und auch freie Weiterbildung min. Pflanzenornamentik. Auch viele importierte kret. (MM und SM I—II) und myk. (SM III gleichzeitige) Vasen sind häufig, während die typisch melischen Schnabelkannen mit Vögeln nach Kreta (Temple Repositories von Knossos MM III) und dem Festlande (VI., ältestes Schachtgrab von Mykenai, Anfang von SM I) exportiert wurden. Min. sind auch die Freskenreste aus der II. Stadt von Phylakopi, wohl von kret. Malern hergestellt (s. Malerei B). Dagegen entspricht die starke Festungsmauer (allerdings schon mit der II. Stadt erbaut; Tf. 43a) ebenso wie der „Palast“ der III. Stadt mit seinem Megaron durchaus festländischer Bauweise: in dieser Zeit (etwa 14. Jh.) war Kreta machtlos, das Festland auf der Höhe seiner Entwicklung. Mit dem Ende der myk. Kultur verschwindet die Stadt von Phylakopi, das Aufkommen des Eisens macht dem Obsidian-Handel ein Ende, auf dem in präh. Zeit die Bedeutung von M. beruhte. — S. a. Band V Tf. 73 d.

Excavations at Phylakopi by the British School at Athens 1904; Nachtrag: BSA 17 S. 1 ff. — Andere Ansiedlungen und Gräber: BSA 3 S. 35 ff., 52 ff., 71 ff.; Fimmen Kret.-myk. Kultur² 1924 S. 15, 32 f., 51 f., 80 ff.

Memphis. § 1. Der Name M. bezeichnet eigentlich nur die von König Pepi I. gegründete Stadt mit seiner anschließenden

Grabanlage, äg. *Men-nofer* „Die Schönheit (des Königs Pepi) dauert“ genannt, kopt. *menfe*, griech. als M. wiedergegeben. Wir pflegen den Namen M. auf die ganze Gegend am Westrande des Nil-Tals auch n. und s. von der eigentl. Stadt M. zu übertragen und bezeichnen dann damit den Bezirk von Abu Roasch bis nach Dahschur hinunter. Die antike Stadt hat bei Bedreschên etwa in der Mitte dieses Bezirks gelegen.

§ 2. Die erste Stadtanlage in dieser Gegend scheint von König Menes (Dyn. I) gemacht worden zu sein, der hier eine Festung gegen das Delta unter dem Namen „Weiße Mauer“ gründete und sie schon damals mit einem Tempel des Ptah versah (Sethe *Beiträge zur ält. Gesch. Äg.* 1905 S. 121). Die Stadt hat in fröhdy. Zeit schon eine politische Rolle gespielt, war allerdings nicht immer der beherrschende Vorort des Deltas. Einige Dyn. stammten aus M. und ließen sich deshalb in den Wüstenbergen w. von der Stadt besetzen. Durch die Pyramiden der Könige des AR sind die Friedhöfe von M. berühmt geworden als die großartigsten Gräbergruppen, die in Ä. überhaupt entstanden sind (s. Grab D). Um die Pyramiden als Königsgräber herum bauten die Angehörigen des Hofstaates und die hohen Beamten des Reiches ihre Gräber als frei stehende Mastabas oder aus dem Felsen gehauene Kammern. Die Residenz des Königs hatte während des AR keine feste Lage, sondern verschob sich in Verbindung mit dem Platze, den der Pharaon für seine Grabpyramide aussuchte. Nachdem König Pepi I. (Dyn. 6) seine Pyramide auf der Höhe über Sakkara erbaut und im Tale vor ihr bei dem heutigen Bedreschên seine Residenz angelegt hatte, ist diese Stadt durch irgendeinen Zufall bewohnt geblieben und hat sich zum Mittelpunkt der Landschaft, zur dauernden Residenz des Pharaon und dadurch zur eigentlichen Hauptstadt Ä. entwickelt. Während des MR und NR haben die Pharaonen nicht mehr dauernd in M. residiert, aber die Bedeutung der Stadt war durch die Zahl ihrer Bewohner gesichert, unter denen sich nachweisbar viele fremde Einwanderer befunden haben.

§ 3. Der Einfluß von M. beruhte zu einem beträchtlichen Teile auf seinem Tempel. Die seit der Urzeit einheimische

Ortsgottheit war Ptah, ein Urgott und Schöpfer, der nach der dortigen Theologie die übrigen Götter und die sonstigen Bewohner der Welt erschaffen hat, wobei er sich, wenigstens nach einer bestimmten Volkssage, der Drehscheibe des Töpfers bediente, auf der er die Menschengestalten formte. Seine Genossin war Sachmet, eine grimmige Löwin und Kampfgöttin, später den Sonnengöttinnen gleichgesetzt. Der Sohn dieses Paares, das wohl erst in späterer Zeit künstlich gebildet worden ist, war Nefertem, der in der Urzeit etwas mit der ersten Entstehung der Dinge zu tun gehabt haben mag. Der Hohepriester des Ptah hieß „großer Leiter der Künstler“, und ihm waren die königlichen Werkstätten für Bauten, Statuen und kunstgewerbliche Gegenstände aus verschiedenem Material unterstellt. So wurden unter seiner Leitung die großen künstlerischen Arbeiten ausgeführt, die der König und sein Hof in Auftrag gaben. Der Tempel des Ptah gehörte zu den reichsten von Ä., seine Macht ist erst im NR durch den Tempel des Amon von Theben überflügelt worden. Das heilige Tier des Ptah war der Stier Apis (äg. *hpy* Hapi); verstorbene Stiere wurden in Felsengräbern („Serapeum“) beigesetzt. Vgl. a. Band II Tf. 78b.

§ 4. M., die Hauptstadt des 1. Gaus von Unterägypten, lag auf dem Westufer nicht weit vom Wüstenrande entfernt. Die Ruinen sind seit 1908 durch Petrie ausgegraben, und in ihnen haben sich außer den äg. Wohnvierteln auch zahlreiche einzelne Gegenstände gefunden, die auf eine Bewohnung durch Fremde schließen lassen. Ebenso wie die Wohnhäuser sind auch die Tempelanlagen stark zerstört und abgetragen, weil der größte Teil des antiken Stadtgebietes heute Fruchtländ geworden ist. Die Friedhöfe am Wüstenrande w. von M. enthalten zahlreiche Gräber von Königen und Privaten, die teilweise in neuerer Zeit wissenschaftlich untersucht worden sind. Eine große Anzahl von königlichen und privaten Grabanlagen sind jedoch noch nicht genau bestimmt worden. Die Äg. Regierung hat sich einen Teil des Gebietes zur Freilegung vorbehalten, andere abgegrenzte Teile jedoch für wissenschaftliche Grabungen freigegeben.

Petrie *Memphis I* (1909); II (*The Palace of Apries*) 1909; ders. *Meydoun and Memphis III* (1910); ders. *Roman portraits and Memphis IV* (1911); ders. *Tarkhan I and Memphis V* (1913); ders. *Riqqeh and Memphis VI* (1915); Lepsius *Denkmäler Text I* (1897).

Roeder

Menchecourien s. Paläolithikum § 3.

Mendolito (Adernò; Sizilien; Depotfund) s. Sikuler A I VIII.

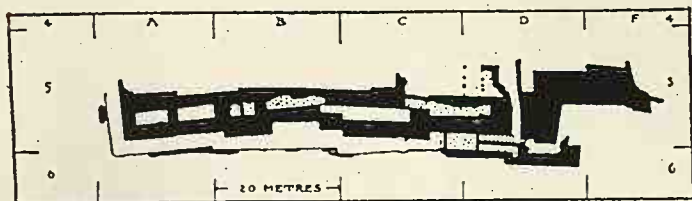
Menga, Cueva de s. Cueva de Menga.

Menhir.

A. Allgemein. § 1. Die senkrecht im Boden aufgestellten und unter dem Namen M. bekannten Steinstelen wurden so ziemlich immer und überall mit vorgesch. Per. in Zusammenhang gebracht. Dies hat, m. E., jedenfalls seine Berechtigung für die M. der Bretagne, welche stets ansehnliche Dimensionen aufweisen, mögen sie vereinzelt auftreten oder mehr oder weniger komplizierte Anlagen bilden; sie sind zudem nicht selten durch ihre unmittelbare Vergesellschaftung mit Dolmen legitimiert. Die Mehrzahl der sog. M. anderer Teile Frankreichs und Spaniens sind jedoch schwerlich präh. Alters, oder doch wenigstens so viel wie niemals exakt in diesem Sinne datierbar.

§ 2. In Frankreich sind über 6000 M. offiziell katalogisiert (Band IV Tf. 7), von denen mehr als die Hälfte (etwa 3500) auf das Dép. Morbihan entfallen. Sie erreichen ebenda auch die größten Dimensionen, so der allerdings gestürzte Men-er-Hroeck (bei Locmariaquer) 20,50 m, an den sich weitere Exemplare von 11 und 10 m H. reihen. Der höchste M. Südfrankreichs mißt 4,60 m, jene Kataloniens sind noch kleiner. Der Zweck der M. ist nicht bekannt und muß nicht notwendigerweise ein einheitlicher gewesen sein. Wenn man sie als Gedenksteine, Darstellungen von Gottheiten oder Verstorbenen u. ä. interpretierte, so läßt sich dies weder endgültig bejahen noch verneinen.

§ 3. Sobald eine größere Anzahl von M. in mehr oder weniger geradlinigen Reihen angeordnet sind, entstehen sog. „Steinreihen“ („alignements“). Sie sind speziell der Bretagne eigen, wo die Reihengebilde von Carnac (Morbihan; Band IV Tf. 33) am berühmtesten sind, welche insgesamt eine L. von rund 3 km erreichen. Ähnliche Konstruktionen existieren in Erdeven, Plouharnel (ebd. Tf. 34) und Saint-Pierre de Quiberon (Dép. Morbihan) sowie in Lestridiou, Toulouguet und Crozon



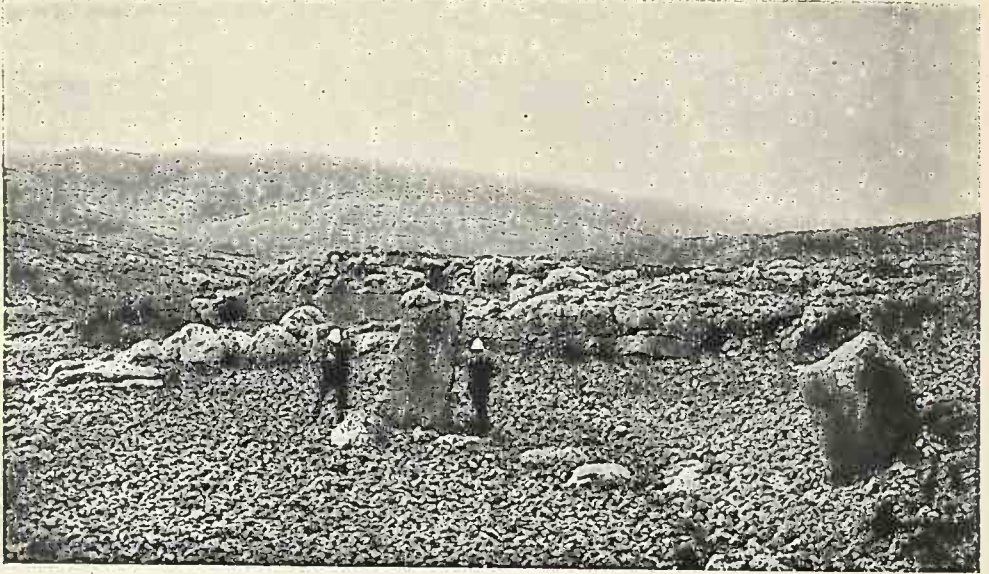
a



b

Melos

a. Stadtmauer von Phylakopi. — b. Ansicht von Phylakopi. Nach D. Fimmen *Kretisch-Mykenische Kultur*² Abb. 15 und 19.



a



b

Menhir C. Palästina-Syrien

a. *Qal'at el-rüle* bei Jerusalem. Nach Aufnahme von P. Thomsen. —
b. „Idole“ in Petra. Nach Arch. Anzeiger 1909 S. 374 Abb. 15.

(Dép. Finistère). Auch die Bedeutung dieser Anlagen ist uns unbekannt (Versammlungsplätze, religiöse Alleen?); jedenfalls ist beachtenswert, daß die Gruppe von Carnac mit mehreren Dolmen in augenscheinlichem Zusammenhange steht und sich nahe beim großen Tumulus des Mont Saint-Michel befindet.

§ 4. Kreisförmig angeordnete M. pflegt man „Cromlechs“ („Steinkreise“) zu benennen. Sie sind häufig mit den Steinreihenanlagen verquickt. Wenn übrigens kleine M. oftmals kreisförmig die künstlichen Dolmenhügel umrahmen, so kommt ihnen die rein bautechnische Aufgabe zu, die Erdanhäufung der Grabanlage schützend zusammenzuhalten. Natürlich existieren auch Cromlechs von durchaus eigener Persönlichkeit und in Form selbständiger Bauanlagen, wie z. B. jener von Er-Lanic (Morbihan). Er besteht aus zwei sich berührenden Steinkreisen von 55 bzw. 60 m Dm, deren einer in der Jetztzeit selbst zur Ebbe unter Wasser liegt. In ihrem Bereiche fanden sich geschliffene Beile, grobe Keramik, Granitmöhlen u. dgl. Auch über die Bedeutung dieser Steinkreise ist noch nicht das letzte Wort gesprochen.

Aus England kennen wir verwandte megal. Anlagen, an deren Spitze Stonehenge (s. d.) und die Konstruktionen von Avebury (s. d.) stehen (Band I Tf. 41, 57; IV Tf. 249b, 250).

S. Bautastein, Belgien B § 5, Frankreich B, Grabstele, Großbritannien und Irland B, Italien B § 7, Ligurische Stelen, Megalith-Grab A, B.

J. de C. Serra-Ráfols

B. Mittel- und Süddeutschland. M. sind in Deutschland besonders aus Mittel- und Süddeutschland bekanntgeworden, d. h. aus einem Gebiete, das sich im allg. mit der Verbreitung der Zonenkeramik (s. Glockenbecherkultur) deckt. Doch ist die Verwendung solch großer Monolithen auch für die unter starkem mediterranen Einfluß (Muschelschmuck, Ornamentik, Gefäßformen) stehende Kultur der Hinkelsteinkeramik nachgewiesen (s. Hinkelstein). Ob alle diese aufrechten Steine in die StZ zurückgehen, muß um so mehr zweifelhaft erscheinen, als einige in ihrer Form sehr an den Miltenberger Toutonenstein erinnern und demnach durchaus auch Grenz- oder Malsteine

aus späteren vorgesch. oder frühgesch. Per. sein können. Wegen ihrer auffälligen Form hat man einzelne, wie den M. von Blieskastel, Pfalz, mit den spitznackigen Beilen der Zonenkeramik in Verbindung gebracht. Die heutige Zahl entspricht natürlich in keiner Weise dem ursprünglichen Bestand, da das bequeme Steinmaterial gern anderweitige Benutzung fand. Oft sind sie aber noch wenigstens aus dem Flurnamen nachzuweisen. Die besterhaltenen M. der mittl. Rheinlande sind die von Monsheim (s. d.), Nierstein (s. d.), Obersaulheim, Freilaubersheim, Alsbach, Ludwigstreu, Mittelreidenbach, Rentrisch und Blieskastel (s. Gollenstein). Aus Kurhessen, wo die Kultur der schlanken Becher („Schnurzonekeramik“) besonders festen Fuß gefaßt hatte, sind u. a. bekannt: Langenstein, Wolfershausen und Maden. Auch im Gebiete des Harzes (Derenburg [s. d.], Benzingerode) und in Sachsen (Grimma) sind sie nachgewiesen. Götze-Höfer-Zschesche (Thüringen) führen allein 22 aus ihrem Gebiet auf.

Von besonderen Erscheinungen sei noch auf den mit Dreieckzonen verzierten Stein eines jungneol. Grabhügels mit Brand von Ellenberg (Reg.-Bez. Cassel) hingewiesen. Zu diesem ist 1925 noch ein zweiter gekommen, der das aus der Keramik bekannte Sparrenmuster zeigt und aus drei ineinander verzapften, behauenen Sandsteinen bestand (Mus. Cassel).

Globus 50 S. 183ff.; Anthr. Korr.-Bl. 50 (1919) S. 22 C. Mehlis; F. Sprater *Die Urgeschichte der Pfalz Speyer* 1915 S. 41; Archiv f. Anthr. 7 (1909) S. 300 Anm. G. Wilke; SB. d. naturf. Ges. zu Leipzig 42 (1915) S. 1ff. Felix Näbe; Mannus 1 (1909) Tf. 14 A. Devoir; E. Haring *Aus unseres Volkes Werdegang* Bücherei der Volkshochschule Bd. 3 (1921) Abb. 7; Zeitschr. d. Vereins f. hess. Gesch. u. Landesk. 52 (1919) S. 49 G. Wolff; Mitt. Oberhess. Geschichtsvereins 20 (1912) S. 81 W. Bremer; Ber. röm.-germ. Kom. 8 (1913/5) S. 71 Schumacher; ders. *Rheinlande* I 58, 80f. Ellenberg: Korr. Gesch. Alt. 57 (1909) S. 375 ff. W. Lange. — Über einen hölzernen M. auf einem Späthallstatt-Grab: Germania 5 (1921) S. 6ff. Lehner.

M. im Osnabrücker Land: Bödige *Natur- u. Geschichtsdenkmäler des Osnabrücker Landes* 1920. Über die Deutung der Menhire: Mannus 17 (1925) S. 1ff. Jung. — W. Bremer C. Palästina-Syrien (Tf. 44).

§ 1—2. M. in Dolmenfeldern. — § 3—4. Vereinzelte Stücke. — § 5. Funde bei den Ausgrabun-

gen. — § 6—8. Maßseben im AT (§ 6. Kul-tische Steine. — § 7. Erinnerungs- und Grenz-steine. — § 8. Grabsteine). — § 9. Phalli. — § 10. Bedeutung der M. und der Maßseben.

§ 1. Auf die schmale Kante gestellte Steine, die als M. bezeichnet werden können, sind angeblich an vielen Orten Palästina-Syriens gefunden worden. Aber diese Deutung hält bei genauerer Prüfung nicht überall stand. Erwarten kann man solche aufgerichteten Felsblöcke am ersten in den großen Dolmenfeldern (s. Megalithgrab F). Tatsächlich werden dort auch solche gemeldet. Bei *el-mrērāt* stehen auf einem Felsbuckel 3 Steine, 1,50—1,80 m h., umgeben von 2 Steinkreisen. Anscheinend war die ganze Terrasse einst mit Reihen aufgerichteter Steine begrenzt. Auch ö. davon laufen Reihen solcher Steine in ns. Richtung. Auf einer Höhe nö. von dieser Stelle erhebt sich der sog. *ḥāḡar el-manšūb* („der aufgerichtete Stein“), schwach gegen die Südostseite, also nach vorn, geneigt. Diese Platte (2,37 m h., am Fuße 1,45 m br., 0,35—0,60 m dick) ist vorn und an den Seiten geglättet, hinten aber nicht und wird nach oben schmaler. Auf der Vorderseite befinden sich 20, auf der Rückseite 11 napfartige Vertiefungen (Dm 7—8 cm, 2 cm t.). Quer über die Vorderseite läuft in 1,27 m H. eine 15—18 cm br. und 5 cm t. Rinne, wodurch der Eindruck entsteht, als ob durch sie ganz roh ein Kopf von dem Körper unterschieden werden sollte (*Survey of Eastern Palestine* I [1889] S. 184ff.; ZdPV 2 [1879] S. 10, Tf. 1, 7; H. Greßmann *Alltorientalische Texte und Bilder zum AT* II [1909] S. 21 Abb. 28; Pal.-Jahrb. 4 [1908] S. 51 G. Dalman; A. Jaussen und R. Savignac *Mission archéologique en Arabie* 1909 S. 8, Abb. 6ff.). Bei *el-qurmīje* steht ein M. (1,52 m h.) zwischen den Dolmen (*Survey of Eastern Palestine* I 164). Mehrere Steine (2 m h.) erheben sich aus dem Dolmenfelde auf dem Gipfel *el-emtāwag* im *‘aḡlūn* (C. Steuernagel *Der ‘Adschlūn* 1925 S. 106, 375), ein anderer (2,70 × 0,80 × 0,70 m, ebenfalls *ḥāḡar el-manšūb* genannt) am Wege zum *tell ‘ešūn* (ebd. S. 360 Tf. 50) und ein weiterer, rund geformter (Dm 2,0 m; H. 2,0 m), genannt *ḥāḡar el-rūle*, bei den Dolmen am *rās*

imntj (ebd. S. 296). Ein Steinkreis (Dm 6,70 m) umgibt bei *tell el-meṭāba‘* einen umgefallenen M., ein kleinerer (Dm 5 Schritt) einen aufgerichteten M. (*Survey of Eastern Palestine* I 234).

§ 2. Die sonst bei Dolmenfeldern erwähnten Blöcke erklären sich, wie schon ihre Form zeigt, als besonders hohe Seitensteine oder Decksteine von Dolmen, sind also keine M.; so bei *‘ammān* (*Survey of Eastern Palestine* I 23 ff.), bei *el-qwektje* (ebd. S. 158 [rund, aber wohl nicht alt]), am *ḡebel nebā* (ebd. S. 203), oder als Seiteneinfassungen alter Straßen, die oft über Dolmenfelder laufen, so zwischen *ḡisr el-‘allān* und *tsil* 10—30 m l. Reihen, 0,90 m h. (G. Schumacher *Across the Jordan* 1886 S. 150ff.), bei *kaḡr jūbā* (ders. *Northern ‘Adjlūn* 1890 S. 176), zwischen *el-lēḡḡūn* und *chirbet el-ftijān* 18 Stück (genannt *harīm el-ḡarde*, versteinerte Begleiterinnen einer Braut, Échos de Notre-Dame de France 1896 S. 235; ebd. 1897 S. 35f. J. Germer-Durand und S. Vailhé; A. Musil *Arabia Petraea* I [1907] S. 36).

§ 3. Vereinzelt stehen folgende Stücke: bei *tisntn* in Syrien 2 stelenförmige Steine (1,10 m h.; 0,35 m br.), der eine oben abgerundet, der andere eckig (M. Lidzbarski *Ephemeris für semitische Epigraphik* III [1911] S. 173); ö. von *‘adlūn* (Phönizien) ein viereckiger, roh behauener Block (5,40 m h., am Fuße 0,85 m br.), genannt *‘amūd šelba‘an* (V. Guérin *Galilée* II [1880] S. 530); der *ḥāḡar el-ḡibla* in *chirbet eš-šem‘a* bei *mārōn*, sicher ein natürliches Gebilde (ZdPV 29 [1906] S. 198 G. Dalman); ein etwa 1,90 m h. Block mit quadratischer (2,40 × 2,40 m) Oberfläche, auf der 2 Napflöcher angebracht sind, im *wādī bel‘āme* (Quarterly Stat. 42 [1910] S. 111f. G. Schumacher); n. von Jerusalem bei *qaḡat el-rūle* (Tf. 44 a) drei Steine, 2 stehend (2,40 m und 1,50 m h.), einer liegend (2,35 m l.), nach der heutigen Sage einst für die Bauten Salomos bestimmt (J. de Groot *Palestijn-sche Masseben* 1913 S. 15 Tf. 3); ö. von *chirbet teḡū‘a* 2 Stück (ZfEthn. 37 [1905] S. 467 M. Blanckenhorn); am Wege von *ḡebel ‘atārūs* nach *mkāwer* ö. vom Toten Meere ein Steinkreis, in dessen Mitte ein oben kegelförmig zugespitzter, 2,10 m l. Stein liegt (Quarterly Stat. 37 [1905]

S. 358f. G. A. Smith); bei der Kirchenruine von *el-'ále* ein schmaler Stein (1,83 × 0,58 m, vielleicht nur ein ehemaliger Türpfosten, *Survey of Eastern Palestine* I 18; Musil *Arabia Petraea* I 390); 2 Stück an beiden Ufern des *wádi 'l-wále*, von denen der s., *sarbûl* genannt, 3,0 × 0,60 × 0,30 m mißt (ZdPV 2 [1879] S. 7 C. Schick; A. Musil *Arabia Petraea* I 132); nicht weit davon entfernt 2 Stück (2,37 und 3,60 m l.), von denen einer umgefallen ist, dabei wurden neol. Feuersteingeräte gefunden (M. Blanckenhorn *Naturwissenschaftliche Studien am Toten Meer und im Jordantal* 1912 S. 197ff.); 2 Steinplatten (eine 5,0 m l.; 1,35 m br.; 0,40 m dick), 10 m voneinander entfernt, die zweite umgefallen, bei *chirbet 'ader* (Musil *Arabia Petraea* I 27).

§ 4. Ganz zweifelhaft und wohl nur als natürliche Gebilde zu erklären sind die sog. M. bei *'ará'ir* im Ostjordanlande (ZdPV 2 [1879] S. 12 C. Schick), bei *'edûn* (Mitt. Deutsch. Pal. V. 1897 S. 1 G. Schumacher; J. de Groot *Palestijnsche Masseben* 1913 S. 7f. Tf. 2), bei *el-kerak* (Quarterly Stat. 43 [1911] S. 9 D. Mackenzie), n. von *'ajûn mäsá* eine 2,40 m h. Steinsäule (*Survey of Eastern Palestine* I 101, 214), bei *a'ráq ez-zirán* im Karmel-Gebiete 2 liegende „Maßebeben“, 1,63 bzw. 2,0 m l. (ZdPV 31 [1908] S. 39ff. E. v. Müllinen), zwischen *'artûf* und *ešwa'* ein aufgerichteter Stein, 2,0 × 1,0 — 1,70 × 1,0 m mit viereckiger Vertiefung, wohl von einer Ölpresse (ZdPV 9 [1887] S. 131ff. C. Schick; Pal.-Jahrb. 9 [1913] S. 24 G. Dalman).

§ 5. Auch bei den Ausgrabungen glaubten die Leiter öfter Steine gefunden zu haben, die zu einem besonderen Zweck aufgerichtet worden sein sollten. Die sog. Maßebeben von Megiddo (s. d.) und Thaanach (s. d.) sind freilich nur als einfache Pfeiler, die das Ausbauchen der Mauer verhindern sollten, oder als Deckenträger zu erklären (Schumacher *Tell el-mutesellim* S. 37, 48, 105f., 111, 125ff.; Sellin *Tell Ta'annek* S. 18, 68; Arch. Anz. 1907 S. 301ff., 334ff. H. Thiersch; Memnon 2 [1908] S. 213ff. E. Sellin; Bibl. Zeitschr. 10 [1912] S. 356ff. E. A. Mader). Das gleiche gilt von dem angeblichen Heilig-

tume auf dem *tell es-sáfi* (s. d.), wo ebenfalls Steinblöcke in einem Raume, statt davor stehen (Bliss-Macalister *Excavations* S. 28ff.). Anders liegt die Sache bei der Pfeilerreihe von Gezer (s. d. § 13ff.; Band IV Tf. 132). Die Pfeiler haben offenbar immer unter freiem Himmel gestanden und niemals irgendeinem baulichen Zwecke gedient. Da es sehr wahrscheinlich ist, daß sich hier das Heiligtum der Stadt befand, werden sie an dieser heiligen Stätte eine besondere Bedeutung gehabt haben, aber kaum als Maßebeben, in denen man die Gottheit wohnend gedacht hätte, sondern als Gedenksteine. Sehr ähnlich sind die umgefallenen Pfeiler in Bethsebes (s. d.), zumal auch hier zwei aus einer Steinart bestehen, die dort nicht vorkommt. Doch macht es bedenklich, daß diese Pfeiler ganz den Rollsteinen gleichen, die an diesem Orte vor den Grabverschluß gesetzt wurden.

§ 6. Alte außerbiblische Nachrichten über solche aufgerichteten Steine fehlen. Das AT hingegen bringt mancherlei Angaben über Steinpfeiler (hebr. *maššebá*, pl. *maššebót*). In dem alten Heiligtume zu Bethel befand sich ein Stein, von dem man erzählte, daß er von Jakob aufgestellt worden sei, weil ihm daselbst Jahwe erschienen war (Gen. 28, 18ff.; vgl. 31, 13; 35, 14). Die Geschichte läßt noch durchblicken, daß ursprünglich der Stein als Sitz einer Gottheit gegolten hat (deshalb wird Öl darauf gegossen), später aber mit dem im Himmel wohnenden Jahwe verbunden worden ist. Noch in der Königszeit kannte man derartige Steine bei Heiligtümern (1. Kön. 14, 23; 2. Kön. 17, 10; 18, 4; 2. Chron. 14, 2; 31, 1; Jes. 19, 19; Hos. 3, 4; Mich. 5, 12). Man wußte, daß diese Sitte bei den Kanaanitern und in sonstigen, fremden Religionen üblich war (2. Kön. 3, 2; 10, 26 [zu dem Verbrennen von Steinpfeilern vgl. Nehem. 3, 34 und die Inschrift des Hadad von *šam'al*]; Jerem. 43, 13; Exod. 23, 24; 34, 13). Die spätere Gesetzgebung hat deshalb die Maßebeben verboten (Deut. 12, 3; 16, 22; Lev. 26, 1), was Josia von Juda dazu veranlaßte, die Malsteine überall zu beseitigen (2. Kön. 23, 14). Die beiden großen Säulen vor dem salomonischen Tempel

(1. Kön. 7, 15 ff.) werden zwar niemals als Masseben bezeichnet; in ihnen lebt aber sicher die alte Sittē, mehr oder weniger bewußt, nach, zumal sie Namen tragen.

§ 7. An den übrigen Stellen im AT haben die Masseben eine andere Bedeutung. Die 12 Steine, die von Mose am Sinai (Exod. 24, 4) oder von Josua im Gilgal (s. d.) und bei Sichem (Jos. 4, 1 ff.; 24, 25) aufgerichtet werden, sollen ebenso die Erinnerung an bestimmte Ereignisse festhalten wie der „Stein der Hilfe“ des Samuel (1. Sam. 7, 12) oder die Siegessteine (hebr. *jād*) Sauls im Karmel (1. Sam. 15, 12) und Davids (hebr. *šēm* 2. Sam. 8, 13; vgl. auch Ezech. 26, 11 und die Inschrift des Königs *zkr* von Hamath). Zweifelhaft bleibt, ob auch das hebr. Wort *nēšib*, das mit *maššēbā* verwandt ist (1. Sam. 10, 5; 13, 3f.; 2. Sam. 8, 14), einen derartigen Stein oder einen Vogt, Aufseher bedeutet (LXX scheinen die erste Auffassung zu unterstützen). Solche Gedenksteine erinnern an die von äg. oder assyr. Herrschern zum Zeichen ihres siegreichen Vordringens aufgestellten Denkmäler (s. Fundstätten, Reisen und Ausgrabungen B § 16). Gewissermaßen bezeichneten diese Denkmäler auch die von dem Eroberer erreichte Grenze, waren also Grenzsteine. Diese Bedeutung hat die Massebe, die Jakob und Laban aufstellten (Gen. 31, 44 ff.), wenn auch aus der Erzählung noch deutlich die Vorstellung herausklingt, der Stein sei Zeuge des Vertrages, also eine Darstellung der Gottheit selbst.

§ 8. Der Erinnerung an einzelne Personen dienen die Steine, die auf Gräbern errichtet werden (Gen. 35, 20 Jakob auf dem Grabe Rahels; 2. Sam. 18, 18 hebr. *jād* Absalom noch zu Lebzeiten, da er kinderlos war; 2. Kön. 23, 17 und Ezech. 39, 15 hebr. *šijjūn*). So wird die Massebe geradezu der Grabstein (vgl. *šijjūn* in der neupun. Inschrift von *scherschel* Euting Nr. 130; *nešeb* in phön. Inschriften CIS I 123, 123 bis, 139, 147, 194, 380; *nēšib* [vgl. den Ortsnamen Nisibis] in einer nabat. Inschrift G. Dalman *Neue Petrajforschungen* 1912 S. 46; ebenso nabat. *mnšp* für *mnšb* Jaussen-Savignac *Mission arch. en Arabie* 1909 S. 216 Nr. 58; sabäisch *nšb* ZDMG 30 [1876] S. 116 D.

H. Müller; Wien. Z. Kunde Morg. 7 [1893] S. 42 ders.; minäisch *mšb* ebd. 8 [1894] S. 12). Auf phön. Gebiete bezeichnen dementsprechend Spitzpfeiler meistens die Stätte eines Grabes (H. Greßmann *Allorient. Texte und Bilder zum AT II* [1909] S. 13, Abb. 16; M. Ohnefalsch-Richter *Kypros, die Bibel und Homer* 1893 S. 157 Abb. 152 ff. Tf. 81, 3 ff.). Die Gräber der röm. Zeit in Syrien sind mit Stelen geschmückt, die entweder Pfeiler darstellen oder eine ganz rohe menschliche Form verraten (*Mélanges de la faculté orientale de Beyrouth* 4 [1910] S. 189 ff. S. Ronzevalle). Massenhaft treten Pfeiler oder Nachbildungen von solchen in Petra (Tf. 44 b) und weiter s. in *medāin šāleh* auf, zumeist an Gräbern (G. Dalman *Petra und seine Felsheilig-tümer* 1908 S. 70 ff. ders.; *Neue Petrajforschungen* 1912 S. 44 ff., 53 ff.). Einige sind allerdings sichtlich Darstellungen des nabat. Götterpaares Duschara und Allāt (CIS II 218; Jaussen-Savignac *Mission* S. 126, 204, 249, 417) mit ihren Begleitern. Noch heute stellen die Mohammedaner an das Kopf- (manchmal außerdem an das Fuß-) Ende ihrer Gräber schmale Steine, die gelegentlich mit einem Turban gekrönt sind (Pal. Jahrb. 9 [1913] S. 62 G. Dalman). Schließlich deutet die Bezeichnung des Grabsteines als *nešēš* in der aram., palmyr., nabat. und neuhebr. Sprache darauf, daß die Erinnerung an den Toten damit wachgehalten werden soll.

§ 9. Nach Lukian (de Dea Syria 16) stellten die beiden großen Säulen im Tempel zu Hieropolis Phalli dar. Herodot (II 106) erzählt, daß er in Syrien Masseben gesehen habe, auf denen *γυμνακὸς αἰδοῖα* abgebildet waren. Deshalb hat man mehrfach versucht, die Steinpfeiler seit den ältesten Zeiten als Phalli zu erklären (Zeitschr. f. d. alttestamentl. Wissenschaft 28 [1908] S. 271 ff. H. Spoer). Die sicheren Beweise für diese Behauptung fehlen. Aus Jes. 6, 13; 51, 1; 57, 8; Jerem. 2, 27 kann man nicht auf einen Phallusdienst der Israeliten schließen. Ebenso versagen die arch. Funde. Am ehesten könnte man bei dem *hağar el-maššūb* bei *el-mrēfāt* (s. o. § 1) daran denken (so P. Karge *Rephaim* 1917 S. 447 f., 469, 608 f.), doch

scheint ein Kopf bei der (vielleicht erst späteren?) Bearbeitung beabsichtigt gewesen zu sein. Das gleiche gilt von dem merkwürdigen Steine aus Jericho (Sellin-Watzinger *Jericho* S. 120 Abb. 107), auf dem sogar die Arme angedeutet sind, oder von den sog. Phalli aus Gezer (Macalister *Gezer* II 446; III Tf. 223, 15 ff.), die zumeist einer späten Schicht angehören. Möglich, aber nicht wahrscheinlich wäre diese Deutung bei Stein IV und VIII der großen Pfeilerreihe in Gezer. Ebensovwenig kann der Name, den die Araber heute einem besonders großen Spitzpfeiler in Petra geben (*zibb 'atûf*), etwas für die alte Zeit beweisen (eine Möglichkeit bei Dalman *Petra* S. 320; vgl. OLZ 15 [1912] S. 119 ff., 248 ff., 371 ff., 469 ff., 568 ff.; 16 [1913] S. 85 f. E. Sellin und K. Budde).

§ 10. Aus dem Vorhergehenden ergibt sich, daß eine ganz klare, einfache Lösung der Frage, was diese hochgestellten Steine bedeutet haben, nicht so leicht ist, weil im Laufe der Zeit die verschiedenfachsten Vorstellungen damit verbunden worden sind. Wahrscheinlich ist am ältesten der Gebrauch als Grabstein. Schon die großen Pfeiler der Dolmenfelder sind kaum etwas anderes gewesen, und in späterer Zeit hat das sem. Wort wieder denselben Sinn. Das Grab des Häuptlings oder Königs war für die Hirtenstämme die Stelle, deren Gedächtnis durch ein solches Zeichen folgenden Geschlechtern bewahrt werden sollte. Der Bauer und Städter kennt noch andere Ereignisse, die dasselbe verdienen, nämlich Verträge mit den Nachbarn (besonders über Grenzvereinbarungen), Siege über den Feind. So entsteht die Erinnerungs-Massebe (vgl. die assyr. Stelen, den Denkstein des Königs Mescha', Asarhaddon in Sendschirli u. a.). Daß solche Pfeiler bei oder in Heiligtümern errichtet werden, kann nicht auffallen; denn die Gottheit war es ja, die den Sieg verliehen hat. Dann wird der Stein gewissermaßen eine Gabe, ein sichtbares Dankgebet, und es ist begreiflich, daß hier und da, vielleicht unter der Einwirkung auswärtiger Kulte (Kleinasien?), der Stein als Darstellung oder Wohnung der Gottheit empfunden wird. Befördert hat sicher diese Auffassung die seit alter Zeit im Morgen-

lande heimische Furcht vor bösen Geistern, die überall wohnen (das deuten auch die heutigen Namen z. T. noch an). Gerade solche Verknüpfung erklärt die entschiedene Bekämpfung der Masseben durch die spätere Jahwe-Religion. Die Form, die der Pfeiler erhielt, hat sich allmählich gewandelt. Aus dem roh behauenen Felsblock entwickelt sich langsam die wohl bearbeitete, oben abgerundete Stele. Auf ihr erscheint dann entweder eine Inschrift oder ein Bild, gelegentlich auch beides.

H. G. u. the *Kurzes Bibelwörterbuch* 1903 S. 410; *Prot. Realencykl.*³ XII (1903) S. 130 ff. W. Bau-dissin; Religion in Geschichte u. Gegenwart IV (1913) S. 111 f. H. Greßmann; J. de Groot *Palestijnsche Masseben* 1913; Arch. Anz. 1909 S. 375 ff. H. Thiersch; ZdPV 37 (1914) S. 65 ff. Tf. 30 ders.; P. Karge *Rephaim* 1917 S. 523 ff.

Peter Thomsen

Menidi. Dorf n. von Athen, in dessen Nähe ein spätmyk. Kuppelgrab, 9 m h., der Türsturz durch seitlich gestützte, wagrecht übereinandergelegte Platten entlastet. Im Innern Aschengrube und ein klinenartiger Aufbau. Der 27 m l. Dromos war schon in myk. Zeit zugeschüttet, darüber Kulturreste (keine späteren Bestattungen!) von geom. Zeit bis ins 5. Jh. v. C. S. Grab C, Kuppelgrab B.

(Lolling) *Das Kuppelgrab v. M.* 1880; Arch. Jahrb. 14 (1899) S. 115 ff. Wolters.

G. Karo

Menikka s. Nordischer Kreis A § 4 d 2.

Menorca s. Balearen.

Menschenaffen. Die dem Menschen am nächsten verwandten Affen; sie stehen ihm nicht nur morphologisch, sondern auch physiologisch und psychologisch auffallend nahe, am nächsten wohl unter den heute lebenden Formen der Schimpanse, dessen Blut auch dem des Menschen biochemisch sehr ähnlich ist. Von fossilen Menschenaffen kennt man bereits mehrere Arten. S. Primaten.

Reche

Menschenfresserei s. Kannibalismus.

Menschenopfer.

A. Ägypten. Die Sitte, daß das Gefolge (Diener, Zwerge, Hunde) dem toten König gewaltsam mit ins Grab folgen mußte, liegt zwingend nur bei der Grabanlage des letzten Königs der 1. Dyn., Kea (Kaa), vor (s. Grab D § 11 c). Ähnliches hat Reisner,

wie mir scheint mit Sicherheit, in den großen Tumulusgräbern des MR bei Kerma in Nubien nachgewiesen (s. Grab E § 3; dort auch Angaben über die gegenteilige Ansicht Junkers).

Die barbarische Sitte, Menschen am Grabe zu schlachten, hat nachgewirkt in dem Brauch, dem Toten Dienerfiguren mit ins Jenseits zu geben (aus Kalkstein im AR, aus Holz im MR, von da ab bis in die späteste Zeit hinein die als *Uschebti* bekannten Totenfiguren).

Eine andere Art M. ist die rituelle Tötung eines Menschen als Kulthandlung. Hierher gehören die vielen Bilder aller Zeiten, die den König zeigen, wie er im Begriff ist, einen (oder mehrere) am Schopf gepackte Feinde mit der Keule zu zerschmettern (z. B. aus dem MR: F. W. von Bissing *Denkmäler ägyptischer Skulptur* 1914 Tf. 33a); es waren die Gefangenen, die in ältester Zeit durch Enthauptung den Göttern geopfert wurden (z. B. auf der Narmepalette, Band I Tf. 16; vgl. Sphinx 18 [1914/15] S. 42f. Wiedemann). Grausame M. dieser Art haben sich bis in die Spätzeit auf Philae erhalten.

ÄZ 48 (1910) S. 70 H. Junker; Prokop, *De bello Persico* I 19. Scharff

B. Palästina-Syrien. Daß M. in den Kulturen Palästinas und Syriens eine Rolle spielen, leidet keinen Zweifel. Aber die literarische (AT, griech. und röm. Schriftsteller) und epigraph. Überlieferung reicht nicht aus, um ihre Verbreitung und Bedeutung abschließend festzustellen, und das archäologische Material ist erst recht zweifelhaft. Nur Umriss können hier gegeben werden. M. begegnen i. bei Kriegen in Form der Tötung Gefangener zu Ehren der Gottheit. Grundlegend ist hierfür der Gedankenkreis des heiligen Krieges: die Gottheit nimmt an dem Krieg persönlich in führender Eigenschaft Anteil und hat infolgedessen wie auf die übrige so auch auf die Menschenbeute Anspruch („Bann“). Daher entweder Tötung aller Gefangenen (z. B. Moab: *Mēša*-Inschrift; Israel: Deut. 20, 13; Jos. 6, 21; 8, 22ff.; 2. Chron. 25, 12) oder wenigstens Opferung des feindlichen Anführers (z. B. Henkung Jos. 8, 29; 10, 24ff.; Zerstückelung 1. Sam. 15, 33; Enthauptung 31, 9). Je mehr jedoch die Kriege

ihren religiösen Charakter verloren, scheint diese Art der M. in Abgang gekommen zu sein (vgl. 1. Kön. 20, 31ff., 39ff.). — Aus ganz anderer Wurzel entspringen 2. die M. in Form der Darbringung (zumeist Verbrennung) von Kindern, besonders der Erstgeborenen, an die Gottheit. Ihnen scheint die Anschauung zugrunde zu liegen, daß die Gottheit auf Ablieferung aller Erstgeburt Anspruch hat: „Alles, was den Mutterleib bricht, ist mein“ (Ex. 34, 19), daher „deinen ersten Sohn sollst du mir geben“ (Ex. 22, 28). Wenn jedoch diese Art der M. jemals den Charakter einer obligatorischen Leistung gehabt hat, so zeigen sich in historischer Zeit überall Abschwächungen. So wird z. B. das M. durch ein Tieropfer abgelöst (Israel: Gen. 22; vgl. Ex. 12) oder auf eine einzige Darbringung im Jahr beschränkt (Duma: Porphyr., *De abst.* II 56) oder nur noch als eine besonders wertvolle freiwillige Leistung betrachtet (vgl. Mi. 6, 8), die als Sühnemittel bei öffentlichen Kalamitäten dient (Moab: 2. Kön. 3, 27; Karthago: Diodor. Sic. XX 14) oder sonst privatim auf Grund von Gelübden vollzogen wird (so wohl vorwiegend in Karthago; vgl. Ri. 11, 30ff.). Das eigentümliche Hervortreten der Kinderopfer in Jerusalem im 8.—7. Jh. v. C. (2. Kön. 16, 3; 21, 6; 23, 10 u. ö.) wird häufig als ein Wiederaufleben längst überwundenen altisraelit. Kultbrauches betrachtet; vielleicht handelt es sich aber in Wirklichkeit um den Übergang der davidischen Könige und anderer Judäer zur Beteiligung an einem nicht-israelit. Kultus, der sich seit vordavidischer Zeit an einem bestimmten Heiligtum im Gebiet des Stadtstaates Jerusalem („Tophet“ im Hinnom-Tal) erhalten hatte. Immerhin zeigen Stellen wie Jer. 7, 31; 32, 35; Ez. 20, 31, daß man die Kinderopfer damals auch mit dem Jahwe-Kultus in Verbindung brachte. — Archäologisch sind die Kinderopfer bisher wohl am sichersten bezeugt durch den Befund bei einem Heiligtum in Karthago (Rev. hist. relig. 87 [1923] S. 32ff. L. Poinssot und R. Lantier; Bull. archéol. du Comité des Travaux hist. et scientif. 1922 S. 243ff. R. Dussaud). Hier fanden sich unter dem Boden des heiligen Bezirkes in Tongefäßen

beigesetzt die Gebeine meist ganz kleiner Kinder, die als Brandopfer dargebracht waren; oberirdisch waren die Beisetzungstellen durch Steinmale in Form von Stelen, Altären usw., oft mit Weihinschriften, in denen die Opfer als Gelübde-Erfüllungen bezeichnet werden, kenntlich gemacht. Damit gewinnt die oft (besonders von Ed. Meyer *Kleine Schriften* II [1924] S. 6f. u. ö.) bestrittene Deutung analoger Funde bei den Ausgrabungen in Palästina (vor allem *Tell el Hesi* S. 23; *Tell Ta'anek* S. 33ff.; *Gezer* II 402f.) auf Kinderopfer erhöhte Wahrscheinlichkeit. — Zweifelhafte sind 3. M. im Zusammenhang mit der Errichtung von Häusern oder dem Wiederaufbau ganzer Städte (sog. Fundamentopfer), für die man sich besonders auf 1. Kön. 16, 34 (vgl. Jos. 6, 26) beruft. Doch liegt hier der spezielle Fall der Entsühnung einer verwunschenen Stätte vor, der nicht ohne weiteres verallgemeinert werden darf, und die Deutung der bei Ausgrabungen gefundenen Beisetzungen unter Häusern auf Fundamentopfer (z. B. *Gezer* II 426ff.) läßt sich nicht zu voller Evidenz erheben.

Roscher *Lex.* II 1 S. 1501 („Kronos“) Max. Mayer; *Prof. Realenzykl.* XIII (1903) S. 269ff. („Moloch“) W. Graf Baudissin; W. Robertson Smith *Die Religion der Semiten* 1899 S. 276ff.; M. J. Lagrange *Études sur les religions sémitiques* 21905 S. 99ff.; B. Stade *Biblische Theologie des AT I* (1905) S. 172, 244ff. u. ö.; H. Vincent *Canaan d'après l'exploration récente* 1907 S. 188ff.; E. Mader *Die Menschenopfer der alten Hebräer u. der benachbarten Völker* 1909; R. Dussaud *Les origines cananéennes du sacrifice israélite* 1921 S. 163ff.; R. Kittel *Geschichte des Volkes Israel* I (1923) S. 126f. u. ö., II (1925) S. 63f. u. ö.; G. Buchanan Gray *Sacrifice in the Old Testament* 1925 S. 86ff.

A. Alt

C. Allgemein.

§ 1. Gedankensysteme um das M. — § 2. Riten nach der Tötung eines Menschen. — § 3. Opferung von Kriegsgefangenen. — § 4. M. in Verbindung mit Mondangst. — § 5. Das Hausopfer. — § 6. Das M. verschafft den Besitz des Schädels zum Zwecke des Schutzes; Schädel als Wert- und Reichtumsträger. — § 7. Das M. im Altertum. — § 8. M. und das Verhalten den Toten gegenüber überhaupt. — § 9. Ersatz des M.

§ 1. Landläufig besteht die Ansicht, daß das M., ähnlich wie Kannibalismus (s. d.) oder Kopffjägerei, als Zeichen eines besonderen Tiefstandes der Kultur zu werten

sei. In Wirklichkeit findet sich das M. gerade bei höheren Naturvölkern und reicht tief in das Leben archaischer und aufstrebender Kulturen hinein. Man kann das M. und die damit zusammenhängenden abergläubischen Vorstellungen daher eher als „philosophische“ Verirrungen, vielleicht auch nur als einseitige Sonderentwicklungen betrachten denn als Ausfluß „ursprünglicher Wildheit“.

Das M. fügt sich als ein Bestandteil in die phantasievollen Konstruktionen von Zusammenhängen und Bedingtheiten ein. Allerdings erschöpft sich damit die Beantwortung der Frage nach diesen Ausschweifungen des menschlichen Geistes noch nicht. Denn bei allen derartigen Gedankengängen bleibt es immer noch offen, in welchen biologischen Impulsen und Anreizen des politischen und sozialen Lebens die betreffenden Vorstellungen in letzter Linie verankert sind. Die Vermutung dürfte nicht von der Hand zu weisen sein, daß vor allem Kämpfe sich ausbreitender Stämme den angedeuteten Vorstellungen förderlich waren.

M. können natürlich in formaler Hinsicht mannigfaltige soziale Beziehungen haben, indem sie entweder von privaten Personen öffentlich oder geheim oder aber von ganzen Gemeinschaften dargebracht werden (Stegmüller und § 9).

Vor allem interessiert jedoch der Einbau des M. in das Gedankensystem. Die Bedeutung ist nicht immer die gleiche. Ausgehen wird man wohl von der Wichtigkeit des Blutes als Lebensträger. Weiß man doch, daß mit dem Verlust des Blutes das Leben schwindet, und daß der Leichnam blutlos ist (s. § 3, 8).

Verbunden damit herrscht eine Angst vor dem Toten, die sich sogar auf den erschlagenen Feind erstreckt (vgl. a. Röheim). Denn nur so sind die Sühnezeremonien verständlich, die auch nach der Tötung eines Feindes vorgenommen werden (s. § 2).

Mit dem „besonderen Saft“ des Blutes hofft man aber auch außergewöhnliche Kräfte (s. Mana B, Meidung) sich zu verschaffen. Darum bemächtigt man sich des Lebens des anderen. Dieses Mittel wird nun in besonders gefährlich geltenden Situa-

tionen, wie beim Neuerscheinen des Mondes (s. § 4) oder beim Wechsel der Jahreszeiten (s. § 3) usw., angewendet.

Anders scheinen die Zusammenhänge beim Bauopfer zu sein (s. § 5). Es knüpft wohl an die Vorstellung der Zusammengehörigkeit von Haus und darin bestatteten toten Ahnen an. Die konkret verfahrenende „Philosophie“ fordert umgekehrt den „leiblichen Geist“ eines Ahnen für das Haus. Dieser Ahne wird durch irgendein menschliches Wesen, z. B. auch durch einen Sklaven oder ein Kind, dargestellt, später durch ein Bildwerk oder ein Viehopfer, oder statt des Kopfes nimmt man eine Kokosnuß (s. § 5), je nach den Umständen.

Eine Sonderentwicklung des M. bildet der Kannibalismus (s. d. und § 3) und die Kopfjagd (s. d. und § 6). Beim Kannibalismus findet ein physisches Aufnehmen des Leibes statt. Das Schädelopfer verrückt den Sitz des Lebens und der Kraft, gegenüber der älteren Bluttheorie, in den Kopf (s. a. Häuptling, Kaste A, Meidung § 3) und gelangt auf diese Weise zu neuen Hypothesen und Folgerungen. Man kann sich durch Besitz des Schädels Schutz und Hilfe nach verschiedenen Richtungen verschaffen, z. B. auch für eine gute Ernte oder zur Abwehr von Krankheiten (s. § 6).

Fällt dieser Gedanke in eine wirtschaftlich bereits entwickelte Kultur mit beweglichen Gütern, wie Vieh und Sklaven, so macht sich hier der Gesichtspunkt des Besitzes geltend. Man kämpft um Schädel wie um andere Wertgegenstände.

Gerade höhere Kulturen mit einem feiner unterscheidenden Denken beachten die Herkunft der Schädel, je nach der Tüchtigkeit der Personen. Dabei wird weiter über die Beziehungen des Geistes zu dem Schädel „philosophiert“ und z. B. von dem Geist des Schädels eines Fremden angenommen, daß er seinen Weg nach Hause nicht finden kann u. dgl. (§ 6).

Mit der konkreten Auffassung von allem Abstrakten hängt auch die Vorstellung zusammen, daß sich der Fänger eines Opfers dessen Namen (s. d. A) zu bemächtigen vermag und auf diese Weise seine Kräfte zu den eigenen hinzuverwirbt (s. § 3).

Die M. wurden vielfach durch andere Verfahren gemildert. Wahrscheinlich sind

diese Abschwächungen, Symbolisierungen und Umdeutungen darauf zurückzuführen, daß das politische Friedensbereich eine Vergrößerung erfuhr und dadurch sich die Erbeutung fremden Menschenlebens schwieriger gestaltete. Aber auch die Übernahme obiger Gedankengänge durch andere Stämme, etwa durch Hirtenvölker, die ihr Vieh statt der Menschen schlachteten, kann die Möglichkeit geboten haben, zum mindesten zu einer weitgehenden Umgestaltung der Menschenopfer in anderer Form beizutragen (§ 9).

§ 2. Wenn es sich in Neu-Guinea gewöhnlich nicht um förmliche M. handelt, so ist doch mit der Tötung eines Menschen im Kampf oft eine Reihe von Zeremonien verbunden, nachdem die Kämpfersgesellschaft nach Hause zurückgekehrt ist, wie z. B. unter den Mekeo-Stämmen des s. Neu-Guinea. Die heimgekehrten Krieger werfen zunächst ihre Speere in die Hallen der Kriegs- und Zaubershäuptlinge. Darauf schließen sie sich streng in der Halle der Zaubershäuptlinge ein und nehmen nur wenig Speisen zu sich, die sie nicht mit der Hand, sondern mit einer Gabel zum Munde führen müssen. Nach Ablauf dieser Isolierungszeit waschen sie sich in Wasser, das mit bestimmten Kräutern getränkt ist. Darauf können sie die Halle bei Tag verlassen, kehren jedoch nachts zu ihr zurück. Unterdessen dürfen sie keinerlei Arbeit verrichten, keinen Schmuck tragen und sich ihren Frauen nicht nähern. Erst nach zwei oder drei Monaten wird ein Fest des einen oder der mehreren am Kampfe beteiligt gewesenem Klans veranstaltet. Dabei werden Schweine geschlachtet. Nach dem Fest schmücken sich die Männer, die einen Feind in den letzten Kämpfen getötet hatten (Seligmann S. 333). — Ähnliche Zeremonien werden auch bei den Roro-sprechenden Stämmen mit den Personen veranstaltet, die zum erstenmal einen Menschen im Kampf töteten (ebd. S. 298).

§ 3. Unter den Schipaia-Indianern des Xingu-Gebietes in Zentral-Brasilien findet eine Opferung der Kriegsgefangenen statt. Der gefangene, männliche Feind wird von dem Fänger mit einem langen, aus mehreren Baumwollfäden von

verschiedener Farbe geflochtenen Strick, den die Krieger um den Gürtel gewunden tragen, gefesselt, indem man den Strick über die Schulter und um den Hals führt und ihn hinten unterhalb des Genickes an einer Stelle verknotet, die der Gefangene nur schwer mit den frei bleibenden Händen erreichen kann. Der Gefangene wird in das Dorf gebracht und das Ende der Fessel an einen Querbaum so hoch angebunden, daß es sich außerhalb der Reichweite seines Armes befindet. So weit es der Strick erlaubt, kann der Gefangene frei umhergehen, die Frauen bringen ihm Essen und lügen ihm auch wohl vor, er werde bald freigelassen werden. Unterdessen wird Mandioka eingeweicht und *Kaschiri* bereitet. Wenn dieser genügend gegoren hat, wird der Tag der Tötung festgesetzt. Am Vorabend klärt man den Gefangenen auf: „Du wirst der Rache geopfert“, und alle Frauen und Kinder bringen ihm etwas zu essen. Bei Anbruch der Nacht tritt der Fänger des Opfers hervor und singt vor der Versammlung, wie er den Feind gefangen habe. Nachdem er geendet, klatschen ihm die Zuhörer Beifall und loben seine Tat. Darauf übergibt er ihnen den Kriegsgefangenen. Vor Tagesgrauen gehen die Frauen und Kinder zu dem Gefangenen hin, schlagen ihn mit der flachen Hand ins Gesicht und beschimpfen ihn, hierauf tritt der Sänger abermals vor und singt; danach werden die Pfeile, die unter dem Dachfirst untergebracht waren, hervorgehoben. Der erste der Männer tritt auf und schießt dem Gefangenen seinen Pfeil in die Brust. Hat der Getroffene dazu noch die Kraft, so reißt er den Pfeil aus der Wunde und schleudert ihn auf den Schützen zurück, der ihn mit dem Bogen pariert und sofort zur Seite springt. Hierauf tritt ein zweiter Mann vor und versucht auf die gleiche Stelle zu schießen wie sein Vorgänger, damit der Körper des Opfers nicht zu sehr beschädigt werde. Er springt ebenfalls zur Seite und macht nun den folgenden Platz, die alle in der gleichen Weise verfahren, bis der Gefangene tot ist. Die Abtretenden werden von den Frauen und Kindern verspottet, weil sie einen Mann töten, den ein anderer gefangen hat. Die Verspotteten müssen alles mit ernstem

Gesicht, ohne etwas zu erwidern, über sich ergehen lassen. Der Fänger selbst nimmt an der Tötung, die am frühen Morgen stattfindet, nicht teil. Sobald das Opfer liegt, wird Wasser heiß gemacht und die Leiche abgebrüht und zerlegt. Die Stücke werden gekocht oder gebraten. Wer will, ißt ein Stück davon. Für den Dämon *Kumaphari* wird ein Topf voll von dem Fleische des Opfers auf den Felsen am Fluß hingestellt und mit einer Matte zugedeckt. Am anderen Morgen ist der Topf geleert. Weder der Fänger noch der Töter brauchen sich einer Sühnungszeremonie zu unterwerfen, wie sie bei einer nicht rituellen Tötung stattzufinden hat. — Vor dem Auszug zu einer Menschenjagd finden nämlich schon rituelle Vorbereitungen durch die Hexenmeister statt. — Wer dagegen im profanen Kampfe seinen Gegner getötet hat, muß mit seiner Frau und seinen Geschwistern sich strengem Fasten während mehrerer Tage unterziehen, bis er derart entkräftet ist, daß er sich nicht mehr ohne die Hilfe anderer fortzubewegen vermag. Dann muß er noch ein Brechmittel zu sich nehmen, um so seinen Körper völlig von dem auf magische Weise in ihn gelangten Blut des Getöteten durch die Sühnezzeremonie zu reinigen usw. — Die Köpfe der getöteten Feinde nimmt man nach Hause, setzt den Unterkiefer mit Wachs an und füllt in gleicher Weise die Augenhöhlen aus. Der Töter hängt diese Trophäe unter dem Dachfirst seines Hauses in einer geflochtenen Tasche auf (*Nimuen-dajú* S. 1024ff.).

Aus der Reisebeschreibung des Ulrich Schmidt von Straubing 1530—50 geht hervor, daß die Guaranis von Ascension, Südamerika, das Fleisch ihrer Feinde, die sie im Kriege gefangengenommen hatten, verzehrten. Nach seinen Berichten hat man diesen Kriegsgefangenen, die unter großen Freudenfesten, Tänzen und Gesängen nach Hause gebracht wurden, erst die Frauen und Töchter der Fängergemeinde überlassen, von diesen wurden sie gemästet und in jeder Weise gehrt, mit Federn und Halsgehängen geschmückt und sonst auf alle Art erfreut. (Offenbar gilt diese Behandlung der Stimmung des „Geistes“ des Opfers.) Nach einiger Zeit werden

drei Knaben im Alter von 6—7 Jahren geschmückt, und eine kleine Holzaxt wird ihnen in die Hände gegeben. Der Tapferste der erwachsenen Indianer ergreift ein „Holzschwert“ (Keule, *macana*) und führt den Gefangenen auf einen Platz, wo er eine Stunde lang tanzen muß, dann nähert er sich ihm und gibt ihm mit beiden Händen einen Stoß in die Lenden und einen anderen in das Rückgrat, so daß das Opfer zusammenstürzt. Manchmal kommt es vor, daß selbst nach 6 Schlägen auf den Schädel der Gefangene noch nicht tot ist, obgleich die Keule („Schwert“), die mit zwei Händen gehandhabt wird, aus sehr hartem, schweren, schwarzen Holz hergestellt ist. Die drei Jungen gehen an den zusammengebrochenen Gefangenen heran, und der älteste von ihnen, gewöhnlich der Häuptlingssohn, beginnt auf den Kopf des Opfers loszuschlagen, die anderen tun das gleiche, bis reichlich Blut fließt; während die Erwachsenen sie ermahnen, tapfer zu sein und zu lernen, wie man Feinde tötet, und sich zu erinnern, daß der Gefangene viele Leute des eigenen Volkes getötet hat und sie sich an ihm rächen müssen. Sowie das Opfer tot ist, nimmt derjenige, welcher ihm den Todesstoß versetzte, den Namen des Getöteten hinfort für sich in Anspruch. Hierauf bemächtigen sich die alten Frauen des Leichnams, zerschneiden ihn in Stücke, kochen ihn in Tontöpfen und verteilen hierauf das Fleisch unter sich. Sie verzehren es und finden es vortrefflich. Sodann nimmt man den Tanz und die Lustbarkeiten wieder auf, die noch mehrere Tage hindurch andauern; mit der Begründung, daß, nachdem der Feind, der ihre Anverwandten erschlagen hat, tot ist, sie sich ausruhen und erfreuen wollen (Cabeza de Vaca S. 129f.).

Menschenopfer waren bekanntlich sowohl im alten Peru wie in Mexiko üblich. Ein Gefangener wurde in Mexiko z. B. mit dem Namen des Idols belegt, dem er geopfert werden sollte, und mit dessen Tracht geschmückt. In dieser Form stellte er den betreffenden Geist dar. Je nach der Art des Festes funktionierte er als fleischgewordener Gott; 6 Monate oder ein ganzes Jahr bekam er zu essen, zu trinken und alle seine Wünsche erfüllt. Erschien er auf der

Straße, so wurde er vom Volke verehrt, und man brachte ihm Gaben dar, damit er Kranke heile und Kinder segne. Doch begleiteten ihn stets 10 oder 12 Männer, so daß er nicht entfliehen konnte. Sein Erscheinen wurde durch das Blasen einer kleinen Flöte angezeigt. War die Zeit des Festes gekommen, so wurde er getötet, aufgeschlitzt und gegessen. Mit dem Hauptopfer war auch die Schlachtung von weiteren Personen verbunden. In einem Totenhof befand sich eine Zahl Schädel, die der Anzahl der Opfer entsprach. Die Opferung selbst fand durch einen Priester auf dem sog. Adlerstein (*Quauxicalli*) unter großen Zeremonien vor einem Idol aus Mais- und Weizenkuchen statt, der mit Honig angerührt war. Die Opferung selbst ging in der Weise vor sich, daß der Leib aufgeschlitzt, das Herz ergriffen, lebendig und noch schlagend herausgerissen wurde. Dabei standen dem Priester 5 Helfer hohen Ranges bei: 4 hielten die Hände und Füße des Opfers, der 5. hielt den Kopf und der Oberpriester selbst öffnete den Leib und riß das Herz heraus. Der Oberpriester trug eine Krone aus Federn auf seinem Haupt und Ohrgehänge aus Gold mit grünen Steinen. Die Opferer hatten ihre Gesichter und Hände schwarz gefärbt. Das noch rauchende Herz wurde in die Sonne gehalten, dann dem Idol zugewendet und diesem ins Gesicht geworfen. Die Leichen stürzte man vom Opferstein die Treppe hinab, wo sie abgeholt wurden, um beim Fest verzehrt zu werden. Oft wurden 40 oder 50 Leute auf einmal geopfert. — Bei einem anderen Fest (*Racaxipe-Velitzli*) wurden ein oder mehrere Sklaven getötet und ihnen die Haut abgezogen. Dann lief ein dazu bestimmter Mann tanzend und springend durch die Stadt und verlangte dafür Gaben. Wer ihn nicht beschenkte, wurde von dem Mann mit der Haut geschlagen oder mit dem Blut bespritzt. — Es wird erzählt, daß Cortes einst Moteçuma gefragt habe, warum er das benachbarte Land von Tlascalla sich nicht unterworfen habe, und von Moteçuma die Begründung bekommen hätte, daß die Kämpfe mit diesem Lande sowohl nötig seien, um die Jugend kampfstüchtig zu erhalten, als auch, um von dort die Kriegsgefangenen

für die Menschenopfer an die Götter zu beziehen (Acosta S. 323, 344ff., 346ff.).

§ 4. Wenn man unter den Bakitara Ostafrikas den neuen Mond erwartete, so stand ein Priester mit Trommlern und Pfeifern auf einem Hügel und Hunderte von Personen um sie herum. Tauchte der Mond auf, so ging der Führer der heiligen Gilde zum König und sagte: „Du hast den Mond überlebt, dein Volk ist kampfgewohnt, es freut sich mit dir, mögest du siegreich sein!“ Darauf begab sich der König zum Tor seines Thronsaales und sprach einen Segen über das Land aus. Dann ließ er dem Priester das Zeichen geben, mit der Musik die Festlichkeiten zu beginnen, die nun 7 Tage auf dem Königshofe dauerten. Jeder Mann durfte da vor dem König tanzen, von den Frauen jedoch nur solche königlichen Bluts; weibliche Angehörige der Hirten oder Feldbauern-Familien mußten draußen tanzen. Wenn die Erscheinung des neuen Mondes verkündigt worden war, bemächtigte man sich heimlich eines Mannes und führte ihn fort. Seine Kehle wurde durchgeschnitten und das Blut aufgefangen, um die Fetische des Königs zu beschmieren. Dann brachte man die Fetische vor die Königshalle, in der die heiligen Kühe gemolken wurden (s. *Idol A 1 § 9*). In der Nacht, in der der neue Mond erschienen war, durfte der König keine Milch trinken, sondern nur Hirsebiebier, um Glück über das Land zu bringen usw. — Bei den Zeremonien zur Begrüßung des Neumondes opferte der König manchmal auch noch einen weißen Stier und sprach dabei Gebete, die von einem Adligen dem Volke zugerufen wurden (*Roscoe S. 197 ff.*).

§ 5. Bei der Weihe der Häuptlingshalle findet in Buin auf Bougainville (Salomon-Insel, Südsee) eine Menschenjagd auf einen einem befreundeten Häuptling abgekauften Sklaven statt. Der Erschlagene wird zuerst zerteilt, Kopf, Beine und Arme werden an eine Pfostenwand gebunden, dann Pfeile und Speere in zeremonieller Weise darauf abgeschossen, um diese Waffen im Sinne eines Vorbildzaubers zu weihen. Nach drei Tagen begräbt man den Leichnam, den man 10 Tage in der Erde verwesen läßt. Hierauf holt man die Knochen heraus, trocknet sie an der Sonne und fügt manch-

mal das ganze Skelett mit Bast oder Luftwurzeln zusammen und stellt es neben den Mittelpfeiler der einzuweihenden Halle auf. Jetzt werden dafür geschnitzte Holzfiguren angefertigt, die den Geist des Erschlagenen darstellen. Der Schädel wird, nachdem er durch Rauch den Ahnen geweiht worden ist, an der linken Seite des Hauses entweder unter dem Dach oder auf einer der großen Trommeln aufbewahrt. Die Arm- und Bein-knochen werden auf einem gegabelten Ast leierförmig als Quersprossen befestigt. In Verbindung mit dieser Feier werden in zeremonieller Weise Betelnüsse gekaut, und zum Abschluß des Festes wird ein Schweineessen veranstaltet (*Thurnwald III 51 ff.*).

Tötung von Menschen bei dem Bauopfer war in Südindien früher häufig. Bei der Errichtung von Tempeln wird gegenwärtig an Stelle eines Menschen oder eines Menschenkopfes eine Kokosnuß unter den Fundamenten begraben. Ebenso verbreitet ist in Südindien der Glaube, durch Opferung eines Menschen verborgene Schätze heben zu können; denn man sagt, daß die Leute der Vorzeit mit ihren Schätzen zusammen lebende Menschen begruben, damit deren Geist die Schätze behüten möchte. Der betreffende Geist verbirgt den Schatz vor jedem Menschen und kann nur durch ein anderes Menschenopfer bewogen werden, den Schatz herauszugeben (v. Heine-Geldern S. 54).

In dem Bauopfer wird vielleicht der Gedanke ausgedrückt, daß in jedes Haus ein Toter gehöre, und daß daher in einem Neubau, wo noch kein Ahne drinnen ist, ein lebendes Wesen hineingebaut werden müsse. Es ist wahrscheinlich, daß sich dieser Gedanke an eine alte Sitte anschließt, nach der der Tote im Hause begraben wurde, eine Sitte, von der man später allerdings in der indogermanischen Welt abwich (*Liebrecht S. 248; Schreuer S. 89 ff.*).

§ 6. Bei der Kopfjagd der Wa im zentralen Hinterindien scheint der Wunsch maßgebend zu sein, sich den Schutz des Geistes des Getöteten zu verschaffen. Man glaubt, daß der Geist des Toten bei seinem Schädel bleibt, und daß er andere Geister eifersüchtig verhindert, sich seinem Sitz

zu nähern. Er tut das nicht aus Wohlwollen für die Bewohner des betreffenden Dorfes, sondern die ihm zugedachte Rolle ist ungefähr die eines bissigen Wacht-hundes. Besonders geschätzt wird der Kopf eines Fremden, weil sein Geist nicht die Wege des Landes kennt und deshalb nicht von seinem Sitze, dem Schädel, weg-wandern kann. Auch nach der Persön-lichkeit und dem Mute des Opfers schwankt die Wertung. Es gibt geradezu einen Tarif für Köpfe. Die Schädel der unkriegerischen *Lem-Schan* kommen zu unterst; man kann manchmal einen schon für 2 Rupien kaufen. Etwa dreimal soviel kosten die Schädel der mutigen und gut bewaffneten *Lahu*. Der Kopf eines Chinesen kommt sogar auf etwa 50 Rupien. Obwohl bei günstiger Gelegenheit Köpfe zu allen Jahreszeiten erbeutet werden, gibt es doch eine besondere Kopfjagd-Saison im März und April, wenn die Felder bestellt werden. Jedes Dorf braucht nämlich jährlich mindestens einen frischen Schädel, da man glaubt, daß sonst die Ernte schlecht ausfallen und alles mögliche Unheil über die Einwohner kommen könnte. Als besonders nötig gilt ein Kopf bei Dürre, um Regen herbeizuführen, dann bei epidemischen Krankheiten und auch, wenn ein neues Dorf gegründet werden soll. Nie wird der Kopf eines Dorfgenossen genommen, nur unter ganz besonders zwingenden Umständen der Kopf eines Mannes aus einem Nachbardorfe. In je größerer Ent-fernung das Opfer gesucht wird, desto günstiger für das zu erzielende Resultat, für die Ernte. — An einem Streifzug nehmen meist nicht sehr viele Krieger teil, gewöhnlich etwa ein Dutzend. Die Köpfe trägt man ähnlich wie bei den Dajak Borneos in eigens dazu bestimmten kleinen Körben heim. Wird ein Kopf in großer Entfernung vom Dorfe erbeutet, so kocht man ihn auf der Stelle aus. Die Heimkehr von einem erfolgreichen Zuge wird mit Gesang und Tanz, Trommelschlagen und Trinkgelagen gefeiert. Die Teilnehmer werden vom Häuptling belohnt (v. Heine-geldern S. 4f.).

Wie die Wa Birmas und die Dajak Borneos, glauben die Naga von Assam durch die Erbeutung eines Schädels Reichtum

zu erwerben, die Ernte und das Wohl-ergehen des Dorfes günstig beeinflussen zu können (ebd. S. 11). Auch bei der Ver-teilung des Fleisches des Opfers auf die Felder sind bei den Naga derartige Ge-dankengänge vorhanden. Ähnlich ist es auch mit dem Aufpflanzen der Köpfe auf den Feldern. Die Quoireng geben die erbeuteten Köpfe nach 5 Tagen zurück, nachdem der entsprechende Zauber zur Wirkung gelangt ist. Bei den Naga werden insbesondere noch die Hände auf den Fel-dern aufgepflanzt, offenbar zur Abwehr schädlicher Einflüsse. — Bei der Mehrzahl der Naga-Stämme gilt ein Jüngling erst dann als vollwertiger Mann, wenn er sich durch Erbeutung eines Schädels die Kriegerabzeichen verdient hat (ebd. S. 15f.; s. Auszeichnung).

Der Schädelkult hängt durch diese Ge-dankengänge vielfach mit dem M. zu-sammen. Der indische Gott *Siva* trägt in seinen tantrischen Formen Kränze und anderen Schmuck aus Schädeln oder frisch abgeschnittenen Menschenköpfen und führt als solcher die Beinamen *Kapāla-bhrit* oder *Kapāla-māla* = der einen Schä-delkranz trägt. Immer wieder stoßen wir auf die Beziehungen dieser Gottheiten zum menschlichen Schädel. Daß es sich dabei angeblich um die Köpfe von Riesen und Dämonen handelt, ist natürlich eine spätere Umdeutung. Wenn die Wa, Kuki oder Naga instände wären, ihre Kopfjagd-gottheiten künstlerisch darzustellen, so könnten sie keinen angemesseneren Aus-druck dafür finden als den tantrischen *Siva* und ähnliche. — Das klassische Ritual für die den verschiedenen Formen der *Kālī* gebrachten M. enthält das *Kālikā-Purāna*, das wohl im alten Unter-Assam und Nord-Ost-Bengalen entstanden sein dürfte. Darin gibt *Siva* seinen Söhnen Vorschriften über die Art der Verehrung der *Devī*, Tier-opfer usw., und fährt dann fort: „Durch ein M. in den vorgeschriebenen Formen wird *Devī* für 1000 Jahre erfreut und durch die Opferung dreier Männer für 100000 Jahre, durch Menschenfleisch werden *Kā-mākhyā*, *Chandikā* und *Bhairava*, der meine Gestalt annimmt, für 1000 Jahre erfreut. Ein Opfer von Blut, das durch Hersagung heiliger Sprüche rein gemacht ist, ist

gleichwertig Ambrosia; auch der Kopf und das Fleisch bilden für die Göttin *Chandikā* einen großen Genuß. Deshalb sollen die Wissenden, wenn sie der Göttin ihre Verehrung darbringen, Blut und den Kopf opfern, und wenn sie Brandopfer darbringen, Fleisch. Der Opfernde soll sich in acht nehmen, kein schlechtes Fleisch zu opfern, denn der Kopf und das Blut allein schon werden Ambrosia gleich gehalten... Das menschliche Opfer soll in östlicher Richtung geschlachtet werden, welche dem *Bhairava* heilig ist. Den Kopf soll man in s. Richtung darbringen, welcher als der der *Bhairavi* heilige Ort der Schädel betrachtet wird.“ — M. für *Chāmundā* werden in ind. Dramen des 8. Jh. erwähnt; indessen von Angehörigen einer Sekte, die aus ausgestoßenen und keiner Kaste angehörigen Nicht-Ariern bestand, ein Beweis, daß derartige Opfer damals keineswegs als orthodox angesehen wurden. — Bis zu Anfang des 19. Jh. wurden M. an vielen Orten in Bengalen dargebracht. Diese wurden, wie auch Tieropfer, durch Enthauptung vorgenommen. Nach Abbé Dubois (*Hindu Manners, Customs and Ceremonies* 1897) gab es in Indien „keine einzige Provinz, deren Einwohner nicht noch Ende des 19. Jh. dem Reisenden Stellen zeigen könnten, wo ihre Rajas den Götzenbildern unglückliche Kriegsgefangene zu opfern pflegten.“ Diese Orte befinden sich gewöhnlich auf dem Gipfel eines Berges, wo man einen ansehnlichen Tempel mit einer Göttergestalt erblickt, der zu Ehren das Menschenblut vergossen wurde. Die Opfer wurden enthauptet und ihre Köpfe als Trophäen vor der Gottheit aufgehängt. Manchmal begnügten sich die Opferer damit, Nase und Ohren eines Gefangenen abzuschneiden (S. 52ff.).

Besonders häufig waren M. im Gebiet des Windhya- und Kaimur-Gebirges. Auch weiter n. waren M., wenn auch nicht häufig, durchaus nicht unbekannt. Noch Ende des 19. Jh. ereignete sich ein Fall in Benares, und in Nepal wurden den Göttinnen *Kankeōvari* und *Bahlā Devī* M. dargebracht. — Heutzutage existiert die Sekte der *Aghori* oder *Aghorpanthi*, eine Klasse von *Saiva-Asketen* und religiösen Bettlern, welche, von dem Grundsatz ausgehend,

daß alle Materie gleichmäßig vom göttlichen Wesen durchtränkt und daher kein Gegenstand weniger rein sei als ein anderer, sich in dem Essen möglichst schmutziger und ekelregender Dinge üben. Sie sind wegen ihren kannibalistischen Gewohnheiten berüchtigt, da sie Leichen zu verzehren pflegen und sich zu diesem Zwecke auf Verbrennungs- oder Begräbnisstätten herumtreiben. Auch sollen sie Kinder und schwache Personen, die sich nicht wehren können, entführen und töten. — Das Gebiet menschenopfernder Eingeborenen-Stämme, auch der dravidischen, scheint sich mehr oder weniger um dasjenige der *Munda*-Stämme, also zweifellos um solche alter, hinterindischer Beeinflussung, zu gruppieren, mit einem Ausläufer nach NW durch Zentralindien, bis an die Südost-Rajputana und vielleicht in alter Zeit auch westwärts nach Gujerat und Konkan (v. Heine-Geldern S. 60ff.). — Vgl. a. Stegmüller.

§ 7. Zahlreich sind die Nachrichten über M. aus dem Altertum. Als besonderes Zentrum solcher Opferungen dürfte das alte Ägypten zu betrachten sein. Die Tötung eines dem Volke der *Tekennu* angehörigen Menschen am Grabe eines Fürsten war in Abydos das hauptsächlichste, aber keineswegs das einzig bekannte M. Nach einer Reihe von verschiedenen Zeremonien zerbrach man vor dem Sarkophag die Waffen und andere für den Toten bestimmte Gegenstände. Priester heben auf Bildern ein rundes Grab aus und fahren den *Tekennu* auf seinem Schlitten dahin. Voran schreitet eine Person mit einer großen Ochsenhaut in den Händen, welche zu dem *Tekennu* in besonderer Beziehung steht (vgl. § 3). Nebst mehreren Ochsen, die nun geschlachtet werden, erscheinen zwei Nubier. Zuerst mit dem Gesicht am Boden liegend, sehen wir sie nachher auf den Knien, jeder inmitten zweier Priester, die im Begriffe stehen, die beiden mit einem Strange zu erdrosseln. Für beide wird sodann ein eigenes, ovales Grab bereitet, und aus den Beischriften scheint hervorzugehen, daß an Stelle der zwei zu Opfernenden ihre Haare begraben werden. — Wenn die Äg. ein Gelübde taten, dann schnitten sie das Haar ihrer Kinder ab,

um dem von ihnen angerufenen Gott das Haar zu weihen. Da die Haare als Sitz des Lebens galten, so sind sie als Ersatz des M. zu betrachten. — Während man zu Abydos in Oberägypten die rot-haarigen Libyer opferte, tat man dasselbe zu Busiris in Unterägypten mit den blonden Seeräubern und Reisenden aus Griechenland. Wahrscheinlich weil Typhon, dem die M. meistens galten, als rotes Wesen aufgefaßt wurde, eher jedoch — wie ich glaube — wegen der Assoziation mit Blut, vielleicht auch wegen der mit dem Feuer. — Auch von den Babyloniern (Sabier), Assyriern, aber auch von den Kanaanäern, Phöniziern und Karthagern sind die verschiedensten M. nachgewiesen. — Das M. fehlt auch nicht auf den griech. Inseln und im alten Spanien. — Cäsar (Bell. Gall. VI 16) erzählt von den Galliern, daß sie ungeheure, aus Ruten geflochtene Götterbilder hätten, die sie mit lebenden Menschen anfüllten und anzündeten. Dies erinnert, wie der Talos-Stier auf Kreta und die heizbare Saturn-Statue des Diodor (20, 14) in Karthago, an den ehernen Moloch-Stier der Rabbiner, der als Ofen benutzt wurde, in welchem man Kinder verbrannte. Bekannt sind die M. der älteren Hebräerzeit (Mader S. 18ff., 32ff., 53ff., 61, 75ff., 81ff., 129ff., 146ff.).

§ 8. Um die Beziehungen zu dem M. recht zu verstehen, müssen wir auf das Verhalten zu den Toten überhaupt einen Blick werfen, zunächst auf das zu den eigenen Toten. Der Totenkult ist im wesentlichen ein Kult des Sippen-Ahnen. Das Totenopfer, insbesondere die Speisung, aber auch die würdige Ausstattung des Toten, ist ein Sippenfest. Am Leichenschmaus nimmt der Tote selbst teil. Dies gilt wenigstens für die ältesten germ. Zeiten (Schreuer S. 1ff.). Der Blutrache (s. d.) liegt der Gedanke zugrunde, daß der Tote Rache haben will und von seiner Sippe wie bei Lebzeiten im Kampf Hilfe verlangt. Die Sippe ist nicht nur eine Genossenschaft der Lebenden, sondern sie ist eine Gemeinschaft der Lebenden und der Toten. Noch stärker als unter den weiteren Sippengenossen tritt die über den Tod hinaus fortdauernde Gemeinschaft innerhalb des engeren Fa-

milienkreises und der Hausangehörigen hervor. Daher dauert auch die eheliche Gemeinschaft über den Tod hinaus und zeigt sich in der normalen „Leichenhilfe“. Als Ausstrahlung der Zusammengehörigkeit über den Tod hinaus reizt die Witwe des Erschlagenen die Angehörigen zur Rache. Am drastischsten, vielleicht aber auch nur als Sonderentwicklung zu denken, zeigt sich die Fortdauer der ehelichen Gemeinschaft in der Totenfolge der Gatten. Zahlreich sind die Belege, wonach die Gattin dem Gemahl in den Tod folgt. Sie tötet sich neben der Leiche des Mannes. Sie folgt der Leiche in den Grabhügel, auf den Scheiterhaufen. Bei den Herulern erhängte sich die Witwe neben dem Grabe des Mannes, bei den Skandinaviern in Rußland wird das Lieblingsweib mitbegraben. Immer wieder findet sich das Motiv in Sage und Dichtung, daß die Gattin mit dem Gatten zusammen den Tod sucht. Abgeschwächt erscheint das Motiv des Witwenselbstmordes dann, wenn die Überlebende nach dem Tode des Gatten vor Kummer stirbt, und noch mehr, wenn etwa nur der heftige Wunsch geäußert wird, mit dem Gatten zu sterben, oder wenn sie weiterhin unvermählt bleibt. Ein Ausdruck dafür ist die Grabgemeinschaft der Ehegatten, die selbst in der Gegenwart noch gewöhnlich ist. — Die künstliche Verwandtschaft überbetont die Gemeinschaft mit dem Toten. Der Schwurbruder (s. a. Brüderschaft [Künstliche]) ist nicht nur verpflichtet zur Rache, sondern er verbündet sich mit ihm gewöhnlich auch zur Totenfolge: wer den anderen überlebt, soll sich mit ihm begraben lassen, denn keiner will ohne den anderen das Leben noch länger genießen. Wenigstens wird die Totenfolge dadurch symbolisiert, daß der Überlebende bei dem Toten einige Nächte Wache hält, sich auf dem Boden wälzt, mit Staub und Asche bestreut (wie Achilles auf die Kunde von Patroklos' Tod oder Priamos, der seinen Sohn Hektor betrauert), oder durch das Haaropfer. Auch in manchen Ehrungen und Beigaben zittert der Gedanke des Mitbegrabens nach, insbesondere durch die Persönlichkeitszeichen von Blumen oder anderen Kleinigkeiten. — Ein Seitenstück zur Totenfolge der Bluts-

brüder ist die Totenfolge des Gefolges. Tacitus (*Germania* c. 14) hebt hervor, daß es für den Gefolgsmann als ewige Schande galt, aus der Schlacht heimzukehren, wenn der Herr gefallen war. Die nord. Quellen zeigen insbesondere, daß es sich im Grunde nicht um Mitvernichtung des Gefolges, sondern, wie bei dem Witwentode, um Fortsetzung der bisherigen Gemeinschaft nach dem Tode handelt. Immer tritt der Gedanke einer Pflicht zu leiblicher Gemeinschaft mit dem Toten, insbesondere in der Form der Grabgemeinschaft, zutage. Darum folgen die Knechte dem Herrn freiwillig in den Tod und ebenso die Dienerinnen ihrer Herrin. — Umgekehrt erscheint der Tote mit seinem Gefolge auf der Erde. Die Gemeinschaft dauert bis ins Jenseits fort. Aber auch der tote König nimmt sich seines Mannes an: es ist das Schutz- gegen Treuverhältnis der Vasallenschaft, die in das Jenseits fortgesetzt wird (s. a. Lehen). — Vgl. a. v. Amira.

§ 9. In den Schan-Staaten Hinterindiens glaubt man heute noch an die Wirksamkeit von M. In der Zeit zwischen März und Mai gelegentlich des Staatsfestes besteht der Brauch, einen Menschen zu vergiften (*Woodthorpe Some Account of the Shans Journ. anthr. inst.* 26 [1897] S. 24). Es hat den Anschein, daß der Weg der Vergiftung gewählt wird, um den Opfervollzug geheimzuhalten. So sind bei den *Kurhada* und bei den *Thag* die unblutigen Tötungsarten durch Vergiften oder Erwürgen an die Stelle der sonst im indischen *Sakti*-Kult üblichen Enthauptung getreten und im *Thlen*-Kultus der *Khasi* die Tötung durch Erschlagen mit einer Keule oder Brechen des Genickes wahrscheinlich unmittelbar an die Stelle der Kopfjagd (v. Heine-Geldern S. 62).

Man kann sagen, daß die Blutrache eine „Opferung“ des Mörders an den Erschlagenen bedeutet. Dementsprechend erscheint der Wergeldanteil, der dem Hauptverfolger ausbezahlt wird, dafür gegeben zu werden, weil er dem Toten den größten Dienst geleistet hat. Denn der eigentlich Verletzte ist der Erschlagene selbst; die Sippe ist diesem gegenüber ver-

pflichtet, die Fehde zu führen. Die Rache soll dem Erschlagenen blutige Befriedigung seines Zornes bringen, den „physischen Blutdurst“ des Toten stillen. Denn der blutlose Tote hat ein besonderes Bedürfnis nach Blut. Der Leichnam verlangt nach Blut (*Schreuer* S. 171, 197). Eine Analogie für den Blutdurst der blutleeren Leiche und dessen Befriedigung durch Blut und rote Farbe (s. a. *Samter* S. 53) bietet das Waschen der kalten Leiche mit heißem Wasser (*Vergil, Aeneis* VI 218f.). — Dieses Blutbedürfnis ist wohl überhaupt der Grundgedanke der Menschenopfer an die Götter. Später ersetzt Tierblut das Menschenblut. Da in Verbindung mit der Viehzucht mobile Objekte in den Vordergrund treten, gewinnt jetzt die Opferung tierischen Blutes wirtschaftliche Bedeutung; sie wird als Opfer wirtschaftlicher Werte empfunden, und das wertvolle Tier kann weiterhin durch andere Werte, z. B. in Metall u. dgl., vertreten werden.

Bei den Mordwinen wird ein großes Opferfest auf dem Felde abgehalten, bei dem man ein Gebet zur Ernährerin-Göttin, *Nischke-Apa*, spricht, mit der Bitte, das Getreide vor Kälte, Hagel und verderblichen Winden und Stürmen zu bewahren. Dabei wählt man eine verwitwete Frau aus und führt sie, wie im Dorfe *Chlystovka* festgestellt wurde, an die Opferstelle. Hier wird sie quer über zwei Bäume gelegt, und an diese werden ihre Hände und Füße festgebunden. Die Männer, welche die Aufgabe haben, das Opfer auszuführen, stellen sich, als ob sie die Kehle der Frau abschneiden würden. Die Frau wird dann unbeweglich wie ein Leichnam auf einen Wagen verladen und ins Dorf zurückgebracht, von wo es ihr nicht mehr gestattet ist, an die Opferstelle zurückzukehren. Nach diesem fingierten Menschenopfer wird dann im Dorfe ein wirkliches Tieropfer dargebracht. Das Fest findet eine Woche vor Pfingsten statt, und als Opfertier dient gewöhnlich ein Ochse. Außerdem wird von den einzelnen Familien je eine Henne an die Opferstelle mitgebracht und daselbst geschlachtet. Die ersten Bissen vom Opferfleisch werden in eine hohle Eiche gelegt (*Paasonen Proben der mordwinischen*

Volksliteratur 12 S. 19; Journ. Soc. Finno-Ougrienne 12 [1894]). — Vgl. a. Murray.

S. a. Blutrache, Fehde, Gottesurteil, Idol A 1, Kannibalismus, Kopfgagd, Mana B, Omen A, Opfer A, Orakel A.

Acosta *The Natural and Moral History of the Indies* (1604) Hakluyt Society 61 (1880); v. Amira *Die germanischen Todesstrafen* Abh. Bayr. Akad. Philos.-philol. Kl. 31, 3 (1922); Cabeza de Vaca *The Commentaries* s. Schmidt; v. Heine-Geldern *Kopfgagd und Menschenopfer in Assam und Birma und ihre Ausstrahlungen nach Vorderindien* MAGW 47 (1917); Liebrecht *Zur Volkskunde* 1879; Mader *Die Menschenopfer der alten Hebräer und der benachbarten Völker* 1909; Murray *Child Sacrifice among European Witches* Man 18 (1918); Nimuendajú *Bruchstücke aus Religion und Überlieferung der Sipai-Indianer* Anthropos 14—15 (1919—20); Röheim *Nach dem Tode des Urvaters* Imago 9 (1923); Roscoe *The Bakitara* 1923; Samter *Familiensfeste* 1901; Ulrich Schmidt *The Conquest of the River Plate* 1535—55. *Voyage to the Rivers La Plata and Paraguaí* Hakluyt Society 81 (1891); Schreuer *Das Recht der Toten* ZfvgI. RW. 34 (1916); Seligmann *The Melanesians of British New Guinea* 1910; Stegmüller *Opfer und Opferbräuche der Khasi* MAGW 54 (1924); Thurnwald *Forschungen auf den Salomo-Inseln und dem Bismarck-Archipel* III (1912). Thurnwald

D. Vorderasien s. Opfer B § 1.

Menschliche Darstellungen der Diluvialzeit s. Kunst A I und III.

Mentlu s. Neunbogenvölker § 2.

Mentone-Höhlen s. Italien A § 5, Kunst A § 4.

Mergeln. Daß neben dem tierischen Dünger auch mineralische Dünger in ältere Zeit hinaufreichen können, beweisen die einzelnen Nachrichten, die wir über das M. aus dem Gebiet l. des Rheins, vielleicht von der Mosel, aus der Zeit der röm. Besetzung, haben. In denselben Gebieten wird dann das M. etwa 1200 n. C. von den *Annales Colmarienses* erwähnt. Man muß aber wohl für den Orient, namentlich da, wo der eigentliche Dünger zum Brennstoff dient, annehmen, daß hier bald die Kenntnis gewisser mineralischer Düngstoffe aufkam. In Ägypten wenigstens ist das Salpetergraben so alt und so verbreitet, daß wir hier auch ähnliche Kenntnisse voraussetzen können, wie sie beim M. zutreffen. Ed. Hahn

Merier s. Finno-Ugrier A § 8, B § 14 f.

Merkenstein-Höhle (Niederösterreich). Unterhalb der Burgruine Merkenstein bei

Baden liegt eine Höhle, die ein erweitertes Bruchspalten-System darstellt und mit der Burganlage durch einen Schacht in Verbindung steht. Umfangreiche Ausgrabungen, deren Ergebnisse noch nicht zusammenfassend publiziert sind, wurden 1922 und 1923 durch F. Mühlhofer durchgeführt. In den diluv. Ablagerungen lagen reichlich Höhlenbärenreste und eine mächtige Nagerschichte, doch konnte der Nachweis des diluv. Menschen nicht absolut sicher erbracht werden. Im Hauptteil der Höhle lagern, in ausgezeichnete Schichtfolge erhalten, Vollneol. mit Linear- und bemalter Keramik, darüber Mondsee-Keramik, dann hallstatt- und latènezeitl. und endlich röm. Funde. In der obersten Schichte fanden sich zahlreiche mittelalterl. Funde, die mit der Burganlage zeitlich im Zusammenhange stehen.

G. Kyrle

Merveilles, Grotte des. Unfern Hospitalet, Gemeinde Rocamadour (frz. Dép. Lot). Entdeckt von D. Peyrony (1924). Nach den vorläufigen Feststellungen existieren ebenda, teils von Sinterkonkretionen überdeckt, die schwarzen, archaisch gehaltenen Darstellungen von zwei Pferden und einem Cerviden, die Reste rotér Malereien und eine schwarz umrahmte Handsilhouette (s. d.). S. Kunst A II.

L'Anthrop. 34 (1924) S. 603 D. Peyrony. H. Obermaier

Meščera s. Finno-Ugrier B § 14.

Meša' s. Moabiter.

Meschwesch s. Libyer.

Mesocephalie s. Kranimetrie.

Mesolithikum. § 1. In unserer Kenntnis des Steinzeitalters Europas klaffte früher zwischen dem Paläol. und Neol. eine unüberbrückbare Lücke, welche von einer Reihe von Forschern als tatsächlicher „Hiatus“ interpretiert wurde, in dem Sinne, daß damals mindestens große Teile unseres Kontinents überhaupt unbewohnt gewesen wären. Diese Auffassung haben die letzten Dezennien als irrig erwiesen, während welcher mehrere zwischen der ä. und j. StZ stehende Kulturgruppen festgelegt wurden, die man häufig unter dem Namen M. („mittlere StZ“; vom griech. μέσος „mittel“ und λίθος „Stein“) zusammengefaßt hat, ein Ausdruck, der auf den Geologen Torell zurückgeht. Wir haben gegen

b



Mesopotamien B. Neolithikum

Bemalte Keramik von Susa. I. Periode. Nach den Aquarellen von M. Bondoux.
Mémoires de la Délégation en Perse 13 Tf. 3.

diese Bezeichnung an sich nichts einzuwenden, falls man sie als allg. Sammelbegriff für jene „Zwischenkulturen“ gebraucht, welche sich in Wirklichkeit aus sehr heterogenen Elementen gruppieren, so daß es verfehlt wäre, das M. als solches, als große, einheitliche „Übergangsperiode“ aufzufassen, welche die organische, progressive Fort- und Umbildung des Paläol. zum Neol. darstellen würde.

§ 2. Das M. umfaßt zunächst eine ältere Gruppe von Stufen, für welche wir die Benennung Epipaläolithikum vorschlagen, ein übrigens keineswegs neues Wort, da es auch schon von anderen Spezialisten, wie z. B. G. F. L. Sarauw gebraucht wurde, wenn auch nicht in dem Vollsinn, welchen wir selbst ihm beilegen. Das Epipaläol. begreift in sich Kulturen, welche noch im Paläol. wurzeln und paläol. Traditionen fortführen; sie sind selbst noch ein „erlöschendes Paläol.“ und verkörpern soziologisch und arch. altsteinzeitl. Lebensweise, unberührt von neol. Einflüssen.

Hierher gehört zunächst das südeurop. Endcapsien (s. Capsien), die natürliche Fortsetzung des Mittelmeer-Paläolithikums. Es bildet zugleich die unmittelbare Stammindustrie des Tardenoisien (s. d.), welches letzteres, genau genommen, nichts anderes als ein nachgeborenes n. Schlußcapsien ist. Dessen nordeurop. Fazies ist die geol. noch in die Epiglazialzeit fallende Maglemose-Kultur (s. Maglemose), in welcher überdies starke nord. Magdalénien-Traditionen nachwirken. Aus einer Mischung des verglimmenden kantabr. Magdalénien und iber. Endcapsien ist endlich auch das Azilien (s. d.) hervorgegangen, welches in Nordspanien noch von der „paläol.“ *Litorina*-Muschel begleitet ist. So sehen wir das Schlußcapsien stark an der Ausbildung der genannten übrigen Kulturstufen beteiligt, welche demgemäß alle eng untereinander verwandt sind und sich als augenscheinliche Nachzügler des echten Paläol. zu erkennen geben.

§ 3. Auf diese epipaläol. Gruppe folgt eine regionale Sonderstufe, die anscheinend auf Nordspanien und Südwestfrankreich beschränkte Asturias-Kultur (s. Asturias-Stufe). Mit dem postglazialen südeurop. Klima-Optimum (s. d.) im Zusammenhange

stehend, ist sie bestimmt nachazilienzitl. und vorneol.; ihr arch. Inventar verrät keinerlei Beziehungen zum Paläol. oder Epipaläol. und ebensowenig solche zur j. StZ, weshalb wir sie als Präneolithikum bezeichnen.

§ 4. Als Protoneol. haben wir das Campignien (s. d.), mit der nord. Kjökkenmøddinger-Stufe, zu fassen. Sie sind bereits echte Vorstufen des Neol., im Besitze von Haustieren, Getreidebau und Keramik. Nüchterne Kulturkomplexe, haben sie vom Epipaläol. nur Bruchteile, und das zumeist auf indirektem Wege, übernommen und spielen sich bereits ganz in der geol. Gegenwart ab.

P. Reinecke *Zur Kenntnis der frühneol. Zeit in Deutschland* Mainz. Z. 3 (1903) S. 44—68; G. F. L. Sarauw *Vorkommen, Untersuchung und Gliederung des Frühneol.* Anthr. Korr.-Bl. 1912; H. Obermaier *Das Paläolithikum und Epipaläolithikum Spaniens* Anthropos 14—15 (1919—20) S. 161ff.; H. Breuil *Observations sur l'hiatus et le néolithique* L'Anthrop. 31 (1921) S. 349 ff.

H. Obermaier

Mesopotamien. A. Paläolithikum. M. ergab bislang keine paläol. Funde.

H. Obermaier

B. Neolithikum (Tf. 45—48). § 1. Die Vorarbeiten im Flußgebiet des Euphrat und Tigris sind erst halb getan, eine abschließende Darstellung ist zur Zeit noch nicht möglich. Die großen Ausgrabungen in den Ruinenhügeln dieses uralten Kulturlandes haben ihre neol. Funde z. T. noch gar nicht, zum anderen Teil noch unzureichend veröffentlicht. Jedenfalls hat bisher noch keine über eine neol. Schicht berichtet. Man kennt zunächst nur Schichten, die dem Neol. wohl nahe stehen müssen und der ältesten geschichtliche greifbaren, durch Schriftwerk erleuchteten Zeit weit vorangehen. Rein steinzeitl. sind sie nicht, Metall ist damals schon bekannt, und das gleichzeitige Weiterherstellen von Steinwerkzeugen und -waffen neben metallenen hat nichts Überraschendes, es dauert bis tief in die geschichtliche Zeit hinein fort, und noch heute werden Beschneidungen (s. d.) mit Feuersteinmessern vorgenommen. Die zahlreichen Funde rein-neol. Pfeilspitzen und Werkzeuge lassen keinen Zweifel zu, daß auch rein-neol. Schichten vorhanden sind und gefunden werden können, wenn sie es nicht schon sind. Was

hingegen zwischen dem Neol. und der ersten geschichtlichen Schicht liegt, ist schon mehrfach beschrieben worden. Hier sind vor allem außerordentlich reiche und reizvolle Töpferwaren mit Bemalungen anziehend, deren Motive unerschöpflich scheinen. Die Töpferscheibe ist da in unbestrittener Verwendung und handgemachte Ware die Ausnahme. Eine klare Ausschließlichkeit des Vorkommens von Steinwaffen und -werkzeugen zusammen mit handgemachten Töpferwaren ist bisher nicht berichtet.

§ 2. Die drei Gebiete, in die M. eingeteilt werden kann, Elam, Irak, Nordmesopotamien, unterscheiden sich hinsichtlich neol. Funde für uns zunächst noch nicht. In Elam (s. d.), dem ebenen Land an Kercha und Karun, haben die frz. Grabungen in Susa (s. d.), Mussian Tepe (s. d.) und benachbarten Hügeln reiches Material an den Tag gefördert, das hauptsächlich von de Morgan veröffentlicht ist (Mém. Délég. Perse I S. 194 und 2 S. 11); vorläufiges über die beiden vorgesch. Schichten und die 2 Gattungen ältester Keramik, deren feinere älter ist als die gröbere (hier Tf. 45—47), 3 S. 191 (über die gefundenen Silex-nuclei, -Messerklingen, -Sägen, -Pfeilspitzen, die zunächst nur an der Oberfläche und in den obersten Schichten, nicht unter der Grenze des Schriftwerkes gesammelt worden sind, Abb. 389—418, weitere auch S. 14ff. „découverts épars dans les ruines de Suse“); ebd. 3 S. 3 faßt de Morgan nach der „systematischen“ Durchforschung eines Streifens des Burghügels von Susa zusammen, was schließlich unmittelbar über dem gewachsenen Boden lag, den der 27 m h. geschichtete Ruinenhügel bedeckt, daß nämlich das Älteste an dieser Stelle die Schicht mit der bemalten Töpferware sei, und daß die Schicht mit den eigentlichen neol. Erzeugnissen fehle: eine Enttäuschung, die er auch sonst in diesem Teile Asiens erlebt habe. Dabei ist zu beachten, daß die so untersuchte Fläche anscheinend verhältnismäßig klein war und an anderen Stellen des Susa-Hügelsgut noch ältere Schichten liegen können, auf die vielleicht einmal der Zufall führen wird, und daß die Untersuchungen an den anderen Hügeln noch weniger umfassend gewesen

sind. Die Grabungen in Mussian Tepe und an den benachbarten Hügeln Tepe Muhamed-Dschafer, Tepe Schazini und Murad Abad, über die 3 S. 81ff. berichtet ist, haben nur 2 Monate gedauert, trotz der Kleinheit der Hügel zu wenig, um über solche Fragen genügende Auskunft zu erhalten. In Tepe Muhamed-Dschafer (ebd. S. 81f.) sind Silex-Sägen und -nuclei, keine Hacken und keine Pfeilspitzen gefunden. In Mussian (ebd. S. 86 Abb. 114) lagen Steinwerkzeuge „dans les couches profondes, à dix mètres, avec les fragments de poterie peinte, fine ou épaisse“. Es sind das die gleichen Gattungen bemalter Keramik, die jene beiden ersten Schichten in Susa kennzeichnen. Ebd. S. 92ff. ist sie genau dargestellt und setzt mit der Fülle ihrer Formerfindungen in Erstaunen. Im Irak und in Nordmesopotamien kehrt sie wieder. Pflanze, Tier und Mensch stehen da neben Flechtmustern und geometrischen Reihungen. — Die eingehende Behandlung der bemalten Gefäße von Susa findet sich Dél. 13 S. 27ff. durch E. Pottier.

§ 3. Im Irak (Babylonien, Land Sinear) haben kleine Untersuchungen von Campbell Thompson und H. R. Hall 1918/19 in Tell Abu Schahreïn (Eridu; s. d.), Muqajjar (Ur; s. d.) und namentlich in dem kleinen Hügel Tell el-Obeid (s. Obeid) bei Ur (rechts des Euphrat in der Nähe der alten Mündung des Flusses) zu ähnlichen Ergebnissen wie in Susa geführt. Einiges darüber: *Archaeologia* 70 (1918—20) S. 101ff.; *Times* vom 1. III. 1923 S. 14; Hall in dem kleinen, vom British Museum herausgegebenen Handbuch *How to observe in archaeology* für Reisende S. 85ff. und in *The Illustrated London News* April 1. 1922 S. 476, 477. (Genauere Veröff. der in London befindlichen Funde waren Herbst 1922 in Vorbereitung.) 'It seems that these antiquities date from the very end of the neolithic, or rather to the succeeding 'chalcolithic', age.' — Aber 'All these objects are at Shahrein and el-Obeid found lying on the desert surface at the distance of 50 or 100 yards from the tell', eine genaue Schicht ist also auch hier nicht dafür beobachtet. 'They are supposed to have been washed out of the lower strata of the tell by rains'. Bemerkenswert sind hier

Waffen und Geräte aus Obsidian und Bergkristall (s. d.). Ob die gebrannten, damit zusammen gefundenen Tongegenstände und Töpfereiwaren mit den Steinsachen zeitlich zusammengehören, ist nach diesem Fundzustand fraglich. Sie können auch aus den höheren Schichten stammen. Merkwürdige Tonsicheln und Tonnägel mit umgebogenem Schaft (ein gleicher auch aus Mussian!) gehören dazu.

Surghul (s. Surgul) und El-Hibba (s. Hibba [E1]), ö. des Schatt-el-Hai, von R. Koldewey 1887 untersucht, ergaben viele vorgesch. Gräber (ZfAssyr. 2 [1887] S. 403ff.). Unter den Totenbeigaben (S. 409) Steinäxte, Pfeilspitzen von Feuerstein, dabei aber auch Kupfernägel und -meißel. Die Pfeilspitzen also entweder aus dem Neol. übernommen oder weiterfabriziert. Tonnägel auch hier, darunter einer, der noch — etwas schräg nach oben gerichtet — in der Wand saß. Die Töpferware ist hier durchweg auf der Töpferscheibe hergestellt.

Fara (Schuruppak; s. d.) w. des Schatt-el-Kar, 1902/3 unter R. Koldeweys Leitung untersucht; über die Ergebnisse ist aber nur vorläufig berichtet (MDOG 15 S. 9ff., 17 S. 4ff.). Zahlreiche Messer und Sägen aus Silex und Obsidian, Steinbeile, Geräte aus Stein und Knochen fanden sich schon in hohen Schichten. Die Schriftwerkfunde beschränkten sich auf die obersten 2 m. „Die tieferen Schichten enthalten sozusagen gar nichts“ (MDOG 15 S. 12 Koldewey). Trotzdem steht auch hier die neol. Schicht nicht fest (Koldewey *Das wieder erstehende Babylon* 1913 S. 255: „in Fara kommt Neolithisches, soweit ich mich erinnere, nicht vor“). Die Silex-Sägen sind in Fara vielfach in Asphaltwulst-Griffen gefaßt, oft mehrere Stücke hintereinander zur Verlängerung des Instruments. Tiefer als 1 cm konnte man mit dieser Säge in irgend etwas nicht eindringen.

Babylon konnte die neol. Schicht nicht liefern wegen des heutigen allzu hohen Grundwasserstandes, der infolge der dauernden Hochschwemmung des Euphrat-Bettes bereits in die Schichten des ganzen 3. Jht. eingedrungen ist. Was von Stein geräten gefunden ist, muß also entweder im Lauf der Zeiten durch Grundgraben u. ä.

nach oben gekommen sein oder aus späterer Zeit stammen. Proben gibt Koldewey in *Wieder erstehendes Babylon* S. 254, 255 und 256 („Von neol. Geräten ist nur eine einzige Pfeilspitze gefunden“).

Nippur (s. d.) gab Gelegenheit, in die tiefsten vorgesch. Schichten hinabzudringen. In dem bisher zugänglichen Teil der Veröffentlichung (durch Cl. Fisher) kann dem beigegebenen Querschnitt und der Beschreibung nach nichts über das Ergebnis entnommen werden. (Es sollen neuerdings 4 weitere Bände in Amerika erschienen sein.)

Die weiteren babyl. Ruinen lieferten nichts nennenswert Neues, weil sie meist nur oberflächlich untersucht und bekanntgeworden sind.

§ 4. Assyrien (Nordmesopotamien). Noch schlechter sind wir mit dem N von M. gestellt. Die wenigen hier und da gemachten Funde von Steingeräten, soweit sie überhaupt neol. Ursprungs sind, hat man außerhalb ihrer ursprünglichen Schichten aufgelesen. So berichtet Hall in dem oben genannten Führer des Brit. Mus. (*How to observe in archaeology*) von Obsidian-Splittern, die L. W. King bei seinen Grabungen in Kujundschik-Ninive (s. Ninive) gefunden hat. Die älteren frz. und engl. Ausgräber der assyr. Ruinen haben sich leider nicht mit solchen Sachen befaßt. Die Ergebnisse der neueren dtsh. Ausgrabungen von Assur (s. Aššūr) sind noch nicht bearbeitet und herausgegeben. In den vorläufigen Berichten (MDOG 44 S. 41) werden präh. Schichten genannt, in die die Gründungsmauern des Ašur-Tempel hinabreichen, und auch sonst hat man in Assur an vielen Stellen den gewachsenen Felsen erreicht und unmittelbar über ihm Reste und Schichten aus Zeiten festgestellt, die weit vor der ältesten geschichtlichen, durch Schrift- und Bildwerk faßbaren Zeit liegen müssen. Aber von neol. Geräten und Töpfereien ist nicht die Rede. Echt neol. Pfeilspitzen fanden sich auch hier zufällig in unbestimmter, geschichtlich nicht feststellbarer Lage. Handgeformte Töpferware fehlt. Ja sogar die bemalte Keramik der I. und II. Schicht von Susa, die sich von Samarra den Tigris aufwärts an mehreren Ruinenhügeln verstreut findet, erscheint hier so selten, daß man das Wenige

für verschleppt halten möchte. Und doch verknüpft ein mit geometrischen Mustern in Rot und Schwarz umrandetes Gipsstückrelief aus der ältesten Schicht des Istar-Tempels die geschichtlichen Funde mit jener vorgesch. Keramik (Andrae *Die archaischen Istar-Tempel in Assur* 1922 S. 54).

In den Grabungen des Freiherrn Max v. Oppenheim in Tell Halaf (s. Gusana) in Nordmesopotamien kam wohl eine ähnliche, schöne, bemalte Topfware in großer Menge zum Vorschein, wie sie die I. und II. Schicht von Susa auszeichnet, doch ist über das Neol. hier noch nichts bekanntgeworden.

Ebenso ist aus Karkamisch (s. d.), der hettit. Stadt am Euphrat, nichts darüber berichtet, und in der von Sendschirli-Scham'al (s. Sam'al) in Nordsyrien fehlt Neol. bis auf eine einzige Pfeilspitze (mündliche Mitteilung des Ausgräbers † Geheimrat F. v. Luschan). S. a. Sakschegozü.

Mém. Délég. Perse Band 1, 2, 3, 7, 8, 12, 13; ZfAssyr. 2 (1887) S. 403 ff.; The Illustrated London News April 1, 1922 S. 476, 477; *How to observe in archaeology* London Brit. Mus. 1920 S. 83; Koldewey *Das wieder ersehende Babylon* 1913 S. 255; Clarence S. Fisher *Excavations at Nippur*, Philadelphia 1905; Andrae *Die archaischen Istar-Tempel in Assur* 1922; *Déc. Chaldée* 1900.

W. Andrae

C. Jüngere Perioden (Tf. 49, 50, Band IV Tf. 87, 88). S. a. Vorderasien.

§ 1. Geologie, Geographie. — § 2. Hydrographie. — § 3. Klima. — § 4. Straßen. — § 5. Landschaften. — § 6. Topographie. — § 7. Geschichtsquellen. — § 8. Die babyl. Dynastien. — § 9. Die assyr. Dynastien. — § 10. Geschichte von M. 3300—1900. — § 11. Geschichte von M. 1900—539. — § 12. Unterscheidungsmerkmale der Völker nach antiker Auffassung. — § 13. Die einzelnen Völker.

§ 1. In geol. Hinsicht gehören M., Syrien und Palästina sowie Arabien eng zusammen zu dem Tafelland der Wüste Sahara, dessen Charakter nicht durch Faltungen des Gebirges, sondern durch Sprünge und Brüche entstanden ist. M. ist also geol. ein Bestandteil von Afrika. Der größte Spalt der Erdrinde zieht sich vom Nyassa-See zum Tanganjika-See, Rudolf-See, ö. des abessyn. Gebirges, durch das Rote Meer, den Golf von Akaba, das Tote Meer, Jordan-Tal und Orontes-Tal hinauf nach Syrien bis Marqasi hin. Die Spalte in Palästina-Syrien ent-

stand im älteren Diluvium und ist jünger als der afrik. Graben. Diese tektonischen Ereignisse waren von Ausbrüchen der feuerflüssigen Lawen begleitet. Die gewaltigen Basaltmassen des Hauran-Gebirges in Nordsyrien und Nordmesopotamien verdanken ihre Entstehung diesen Brüchen. Die Grundlage des Hauptgebirges von Palästina, des Libanon, bildet der Jurakalkstein, auf dem Sandstein der älteren Kreide, worauf der Kreidekalkstein der jüngeren Kreideformation liegt. Ähnlich ist der Antilibanon gestaltet. M. wird im N und NW eingeschlossen durch die gefalteten Ketten des Taurus und seiner Ausläufer nach Armenien, deren Gesteine dem Karbon mit Steinkohlenformation, vor allem aber der Kreideperiode und dem Tertiär angehören. Im O begleiten M. die südiran. Faltengebirge, die sich aus ähnlichen Gesteinen zusammensetzen. M. liegt zwischen 36°—50° OGr und 30°—37° N und hat mit Syrien zusammen etwa 540000 qkm Flächeninhalt. Man unterscheidet Ober- und Unter-M. (Babylonien). Ersteres reicht hinab bis zur Gegend von It, dem heutigen Hit, hinüber bis zum Tigris bei Beled und zum Durchbruch des Turnat (Dijala) durch den Hügelzug Hamrin. In dieser Linie setzt das Oberland, das sich stufenweise bis hierher senkt, in einem 100 m h. Steilabfall plötzlich gegen das Unterland ab. In den Stromschnellen von Kasimijje bis Anat arbeitet sich der Euphrat nach Unter-M. hinab. Ober-M. ist von sanften Hügeln durchzogen und von mehreren Bergzügen, die aus Sandstein, Gips und Konglomeraten aufgebaut sind, wie den Hamrin, ferner von Basaltgebirgen, Sindschar, Er Roda, Abd el Asis; n. liegt der Tur-Abdin und der gewaltige 1800 m h. Karadscha Dagh, w. von Amida (Diarbekr). Quer durch Ober-M. schneidet das Bisuru (Bischri)-Gebirge, das aus Basalt besteht und sich über einer altdiluv. Schotterterrasse des Euphrat aufbaut. Bemerkenswert ist hier der Durchbruch des Euphrat bei Halebijje-Selebijje, am Engpaß von Hanuga, schon bei den Assyrern als Hinqi namhaft gemacht. Neben den Basaltbergen durchziehen Ober-M. auch Berge aus älterem Gestein mit Kreidekalkstein. Sonst ist der größte Teil von Ober-M. eine Salzsteppe



a



c



b



c



f



d



g



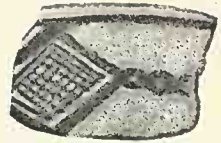
k



h



i



l



m



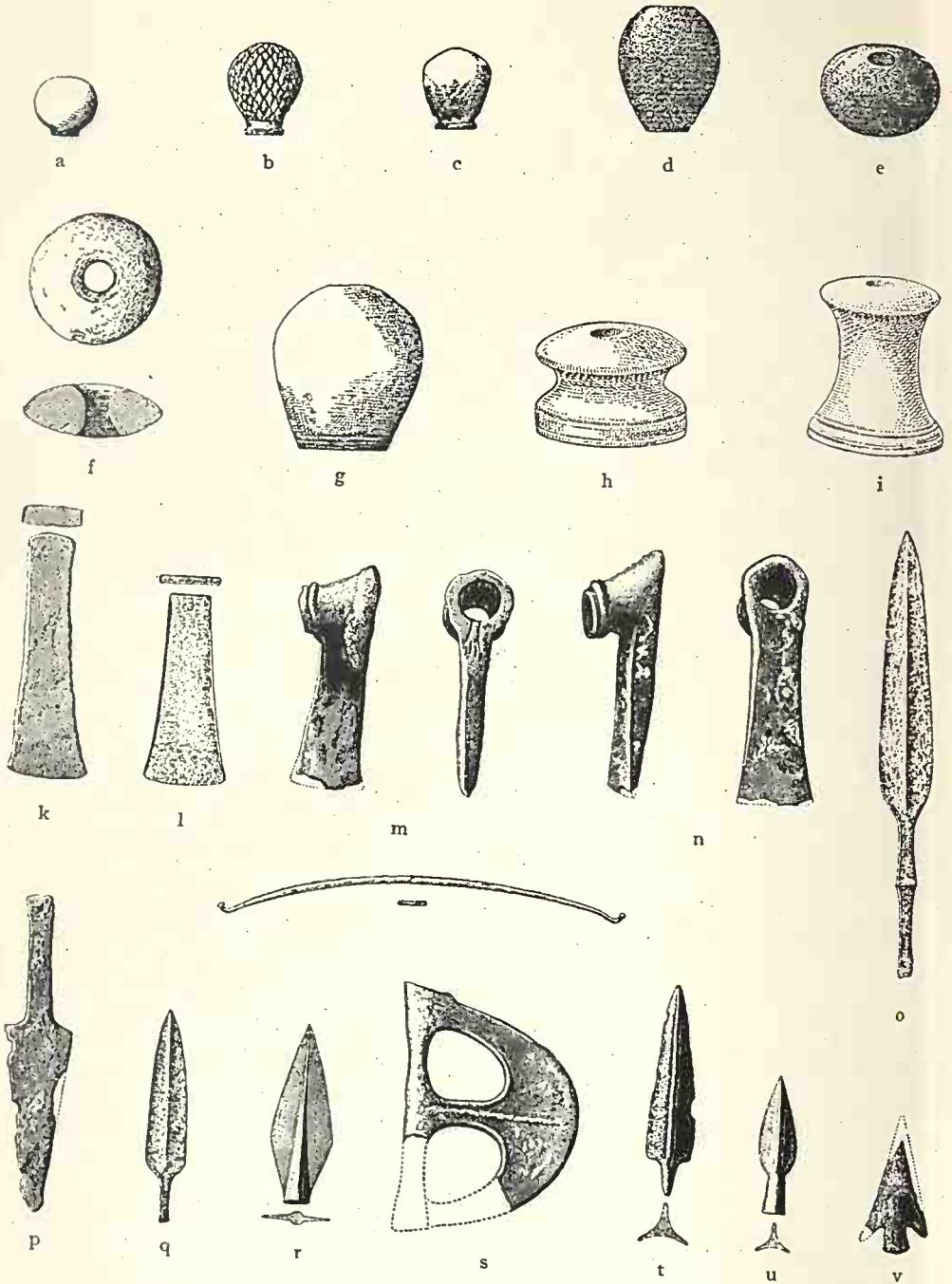
n



o

Mesopotamien B. Neolithikum

Bemalte Keramik von Susa: II. Periode und spätere Zeit.
 Nach Mémoires de la Délégation en Perse 13.



Mesopotamien B. Neolithikum

Susa: a-i. Steinene Keulenköpfe. — k-v. Geräte und Waffen aus Kupfer und Bronze. Susa
 Nach Mémoires de la Délégation en Perse I und 13.

mit häufigem Vorkommen von Asphalt und Petroleum, auch Schwefelquellen. Ein Teil von Assyrien gehört dem Altalluvium an. Im S wird Ober-M. begrenzt durch die Hochfläche von Arabien, die mit ihrem Steilrande längs des Euphrat-Bettes im Bogen nach SO zieht und auch die Grenze von Unter-M. bildet. Eridu (s. d.) im S liegt hart am Fuße dieses Steilabfalls und ist der einzige Ort des alten M., wo Kalk- und Sandstein in größerem Maße als Baumaterial zur Verwendung kam.

§ 2. Unter-M. ist ein flaches, sich von 90 m H. allmählich nach S senkendes, reines Alluvialland, unterbrochen von zahllosen sog. Tells, den Trümmerhügeln der alten Siedlungen, deren Baumaterial der anstehende Lehm war. Die Ebene ist aufgebaut aus den jungen Ablagerungen der beiden Flüsse Euphrat und Tigris, Schlamm und Sand, fast ohne Geröll. Die Flüsse erhöhen ihr Bett ständig und verändern ihren Lauf fortwährend. Schon im Altertum war bekannt, daß sich das Delta der Flüsse mit ungewöhnlicher Schnelligkeit gegen den Pers. Meerbusen (s. d.) vorschlebe. Die Flut des Meeres wirkt noch 300 km stromaufwärts (s. § 3). Die Flüsse endigten früher in eigenen Mündungen, und zwar in einen lang ins Land sich hineinziehenden Meeresarm, der heute verlandet und versumpft ist. M. ist zum größten Teil das Werk der beiden Flüsse Euphrat (s. d.) und Tigris (s. d.). Geringere Rolle spielen deren Nebenflüsse, von denen Baliḥu (s. d.) und Ḥabur (s. d.; nebst Ḥarmiš) dem Euphrat von links, der Sagura ihm von rechts her zuströmen, während der Tigris nur von links her Zuflüsse empfängt, die allerdings bedeutender sind, da sie vom iran. Gebirge herabkommen. Es sind das der Ḥusur bei Ninua, der obere Zab bei Kalḥu, der untere Zab, der Radanu (Adhem), der Turnat (Dijala) bei Bagdad. Vom ö. Elam her flossen der Uknu (Kercha) und der Ulai (Karun) einst selbständig ins Meer. Zwischen Ḥabur und Tigris strömt der Tartar vom Sindschar-Gebirge herab und versumpft in der Steppe, ohne den Euphrat zu erreichen.

§ 3. Das Klima verteilt die Jahreszeiten regelmäßig: den Frühling, nach neuem Kalender, auf März—Mai, den Sommer auf Juni—August, den Herbst auf

September—Mitte Dezember, den Winter auf Mitte Dezember—Februar. Im Winter und Ende November herrscht Kälte, Regen, mitunter auch Schnee, doch regnet es im Jahre nur 10—12 mal und zwar je 2—4 Stunden lang. Im n. M. fällt der Regen wegen der Nähe der Gebirge natürlich häufiger. Die Überschwemmung des tiefliegenden Tigris und des hochliegenden, wasserreicheren Euphrat findet etwa vom 2. April bis 23. Mai statt. Meist weht Nordwind vor, im April und Oktober gibt es gelegentlich auch Südwind. Das Getreide sät man im Oktober, schneidet die Halme dreimal, im November, Dezember und Januar, und erntet im Monat April. Im Mai pflanzt man den Reis und erntet ihn im Juli. Die Ernte der Dattelpalmen vollzieht sich im Monat August.

Die Ebbe und Flut des Pers. Meeres macht sich gewöhnlich bis Basra, selten bis Qurna oder gar bis Amara bemerkbar. Bei Neu- und Vollmond sind die Fluten am größten. Dies sind die heutigen Verhältnisse; die des Altertums dürften nicht wesentlich verschieden davon gewesen sein, abgesehen von dem größeren Wasserreichtum der Flüsse, da heute die Gebirge z. T. vollkommen abgeholzt sind.

§ 4. Außer den Wasserstraßen — oder Straßen parallel denselben —, die im s. M. durch zahllose Kanäle vermehrt waren, durchzogen das Land mehrere wichtige Heerstraßen. Zu nennen ist die große Straße, die von den Taurus-Pässen durch Zilizien über den Amanus-Paß bei Beilan nach Halman (Aleppo) und von hier über Karkamisch, Harrân, Gusana, Naşibina bei Ninua den Tigris erreichte und der Spur der heutigen Bagdad-Bahn ungefähr folgte. Von Bedeutung war auch der später *via regia* (Königsstraße) genannte Weg, der in das nordmesopot. Gebiet bei Melidia eintrat und über Amida (Diarbekr), Ninua, Arbailu (Erbil), Kerkuk durchs Gebirge nach Holwan (Seripul) und Susa weiterzog.

§ 5. Die Ausdehnung der Landschaften in M. hat im Laufe der 3000jährigen Geschichte sehr stark gewechselt, und ihre Abgrenzung gegeneinander ist noch recht unsicher. Am mittleren Euphrat gab es die Landschaft Suchi und Mari, die zusammengekommen als selbständige „Statthalter-

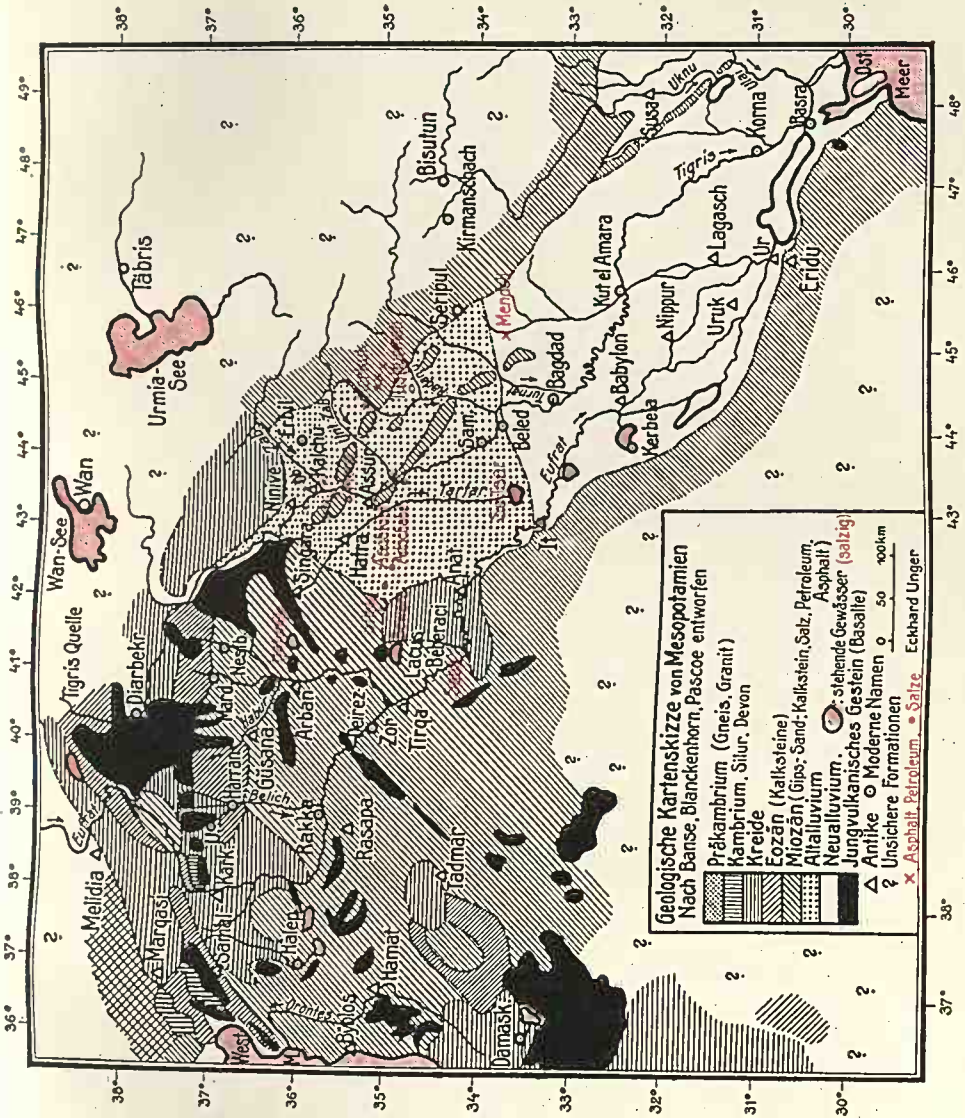
schaft" von Babylonien auftreten. Assyrien umfaßte das Gebiet zwischen dem unteren Zab bis etwa Dschesire-ibn-Omar im N. Am mittleren Habur lag um 1400 der Kernpunkt von Mitanni, n. und w. davon Hanigalbat, im Kaširi-Gebirge lag Schupria, zwischen Baliḫu und Euphrat lag Bit-Adini und w. hiervon das Gebiet von Karkamisch.

Das Stammland der Kultur war der S, das Land der Sumerer, sumer. *Kengi*, akkad. *Šumer* genannt. Im N davon lag das kleinere *Akkad* (sumer. *Uri*). Im O befand sich Elam. Nachdem sich die geogr. Verhältnisse im Verlaufe des 3. Jht. geändert hatten, als die Mündung der Flüsse weiter hinausgeschoben war, trat um 2000 das „Meerland“ (*mât tamtim*) in die Erscheinung, das durch die 1. Dyn. des Meerlandes vom 19.—16. Jh. auf den N Einfluß gewann. Zur Kassitenzeit nahm das ganze Land den wohl kassit. Namen *Kar-Duniasch* an, der sich auch für spätere Zeit noch verwendet findet. Der Name Sumer ist jedoch nur mehr ein hist. Begriff, namentlich in assyr. Zeit beim Titel „König von Sumer und Akkad“ gebräuchlich. Nach Einwanderung der Aramäer (ca. 13. Jh.) löste sich Sumer in einzelne Landschaften auf: Bit-Dakuri, Bit-Amukkani, Bit-Jakinu, Gambulu, Puqudu und das Meerland, was im 9. Jh. unter dem Namen Chaldäa (Kaldi) zusammengefaßt ist. Dagegen bestand der Begriff Akkad für die n. Gegenden weiter, er verdrängte aber in neubabylon. Zeit den Namen Sumer, umfaßte das ganze Gebiet bis zum Meere und nach einem Prisma des Nebukadnezar II. aus Babylon in Konstantinopel (Nr. 7834) auch noch folgende Bezirke: Sin-magir, Tupliaš, Deri, Sumandar, Zamê u. a.

§ 6. Die wichtigsten Städte in Sumer waren Nippur (s. d.; Niffer), Marad (Wonnetsa'dun), Adab (s. d.; Bismaja), Schuruppak (s. d.; Fara), Mar (Tell Id), Umma (s. d.; Dschocha), Lagaš (s. d.; Tello), Uruk (s. d.; Warka), Larsa (s. d.; Senkereh), Ur (s. d.; Muqajjar), Eridu (s. d.; Abu Schachrein), Kuttalla (Tell Sifr); Kisurra (s. d.), Isin (s. d.), Deri, ferner Limetum, Madakallu, Nimidlaguda, Kullabi, Udanum, Kissik und Bakussu, nach dem gen. Prisma Nebukadnezars II., deren Stätte noch unbekannt ist.

Tilmun (s. d.) sucht man auf der Insel Bahrain im Pers. Golf. — Akkad (s. d.) oder Agade = Sippar der Anunitum, gegenüber vom Sippar des Schamasch, Pallukat (Felludscha), Babilu (Babil, Kasr; s. Babylon), Borsippa (s. d.; Birs Nimrud), Harsagkalamma und Kisch (Oheimir; s. Kiš), Kûta (s. d.; Tell Ibrahim), Dilbat (Delhem), Dur-Kurigalzu (Akarkuf), Upi und Akschak (s. von Bagdad bei Seleuzia). Von Elam ist nur Schusch (Schusch am Kercha) wieder aufgefunden worden. Im Bereiche von Suchi und Mari (s. d.) sind die beiden Hauptstädte noch nicht entdeckt; dagegen einige andere Orte: It (Hit), das frühere Tultul oder Tutul; Talbisch; Anat (Ana); Dura; Sirqu, das frühere Tirqa (s. d.; Tell Ishara) am Euphrat; am Habur: Suru (Saur); in der Steppe Bit-Schabaia (Saba'a) und der Lacus Beberaci der Peutingerschen Karte (Bewara); Schadikanni (s. Šadikanni), vermutlich Uschukanni, die Hauptstadt von Mitanni (Arban); Gusana (s. d.), auch Baḫiani genannt (Tell Halaf); gegenüber davon *Rês-ēni nâr Habur*, später Resaina, die „Haburquelle“; im Kaširi-Gebirge Našibina (Nešibin); Matiati (Midjat). Von Assyrien sind folgende Städte bekannt: Zaban, das altbabylon. Simuru; Takritain (Tekrit); Aššur (s. d.; Kala't Scherkat); Kar-Tukulti-Ninurta (Tulul Akkr); Kalzu (Gasyr); Arbailu, das babyl. Urbilum (s. Erbil); Kalḫu (s. d.; Nimrud); Imgur-Enlil (s. d.; Balawat); Kar-Ninlil (Karamles); Ninua (s. Ninive); Kujundschik, Nebi Junus; Dur-Sargon (s. d.; Chorsabad); Tarbiši (s. d.; Scherif-ghan); den n. Grenzpunkt Assyriens bezeichnete wohl die Subnat-Quelle (Babil). Am Baliḫu-Flusse liegt Baliḫu (s. d.; früher Ibla), Uršu (Urfa), Harrân (s. d.) und Duru (= Anaz?), am Euphrat Karkamisch (s. d.; Dscherablus) und Kar-Salmanassar (s. d.), früher Til-Barsip genannt (Tell Aḫmar), die Hauptstadt des Landes Bit-Adini.

§ 7. Die Quellen, die zur Kenntnis der Geschichte M. zur Verfügung stehen, teilen sich in zwei Gruppen. Es gibt gleichzeitige Urkunden, eigene Inschriften und Denkmäler der Könige, andererseits aber überliefernde Quellen aus späterer Zeit, d. h. seit 2200 etwa, aus der Zeit der Könige von Isin. Diese letzteren Quellen sind Königslisten (s. Herrscherliste B), Chroniken,



Mesopotamien



Mesopotamien C. Jüngere Perioden

Ruinenhügel von Gusana (Tell Halaf) am Habur. Ansicht von N. Nach Photographie.

Omina, gelegentlich auch Abschriften von älteren Dokumenten. Diese sekundären Quellen enthalten große Abweichungen von den Originalurkunden, oft reine Spekulationen und Phantasien (Zf. Assyr. 35 [1924] S. 213ff. B. Landsberger; O. Weber *Literatur der Babylonier und Assyrer* 1907 S. 198ff.). So wird z. B. Šar-kali-šarri von Akkad (um 2700) in den Königslisten der Isin-Zeit als Sohn des Naram-Sin bezeichnet (B. Meissner *Babylonien und Assyrien* II 444), während er sich nach seiner eigenen Urkunde aus Nippur (VAB I S. 164d) den Sohn des Da-ti-Enlil nennt. Die sekundären Listen und Urkunden bringen Königsnamen, die in den Originaldokumenten der früheren Zeit nicht vorkommen und erfunden sind. Sie geben die Dyn. nicht in rein chronol. Folge, sondern gleichzeitig regierende Dyn. hintereinander, was erst durch Originalurkunden hier und da aufgedeckt werden konnte. Bedeutende Herrscher, wie Eannatum, Entemena und Gudea von Lagas, werden völlig übergangen, vielleicht deshalb, weil sie sich *Patesi* nannten, d. h. Priesterfürst, obgleich sie über ganz M. geherrscht haben, und nicht *Lugal*, d. h. König, welcher Titel bis z. Z. der 3. Dyn. von Ur (2500) dem des *Patesi* gleichwertig war, aber erst in späterer Zeit, nämlich z. Z. dieser Dynastie und der Abfassung der Königslisten, eine andere Bedeutung und Wertung erfuhr. Die Listen haben aber, wie es scheint, die Tendenz, nur die sich *Lugal* nennenden Herrscher aufzuführen. Diese haben sich die Verfasser herausgesucht. „Die ‚*Lugal*schafft‘ kam an die Dyn. von X“, so ist die verbindende Redewendung dieser Listen. Seit der 3. Dyn. von Ur bekam der *Patesi*-Titel einen tieferen Grad, wie die zahllosen, damals unter dem *Lugal* von Ur regierenden *Patesi* beweisen (C. E. Keiser *Patesis of the Ur Dynasty* YOS Researches IV 2 [1919]).

§ 8. Dem reinen Mythos gehören die als „Könige vor der Sintflut“ bezeichneten Herrscher an, die Jahreszahlen haben, die in die Tausende gehen. Zwei verschiedene Überlieferungen dieser Königsreihen sind vorhanden, von denen die eine 6, die andere 5 Dyn. aufzählt (B. Meissner a. a. O. II 439f.). Im s. M. gibt es dann 31 Dyn. bis auf Nabunaid (539); wovon die ersten

13 noch beträchtlich hohe Zahlen aufweisen und auch keine Namen bisher urkundlich belegt sind (B. Meissner a. a. O. II 440ff.). Erst die 14. Dyn. mit ihrem einzigen Könige Lugalzaggisi von Uruk-Umma führt in hist. Fahrwasser, um 2800 v. C., jedoch sind von den Königen mancher dieser früheren Dyn. noch keine Urkunden entdeckt, werden auch, wenn die Könige nur kurz regiert haben, wie z. B. die Könige der 17. Dyn., der von Gutium (s. d.), niemals erwartet werden können. Die wichtigsten Dyn. seit Lugalzaggisi sind die 15., die von Akkad mit Sargon, Rimuš, Maništusu, Naram-Sin, Šar-kali-šarri; die 16., die 4. Dyn. von Uruk, aus der ein Keulenkopf des Ur-gigir (Band VII Tf. 169b) existiert; die 17., die von Gutium (2600); die 18., die von Uruk mit einem König Utu-ḫegal; die 19., die 3. Dyn. von Ur, von Ur-Nammu bis Ibi-Sin; die 20., die 1. Dyn. von Isin, eine rein sem. Dyn., seit welcher Zeit die Semiten-Herrschaft in M. andauert. Unter dieser Regierung beginnt die Sammlung bzw. Abschrift der älteren Literaturerzeugnisse. Die Könige schreiben entweder sumer. oder semitisch. Die 21. Dyn., die von Larsa, deren letzter und bedeutendster Vertreter Rim-Sin ist, wird abgelöst durch die 22. Dyn., die des Hammurapi oder des Westlandes. Hier treten zuerst sumer. und sem. Inschriften nebeneinander auf. Der Hammurapi-Dyn. macht ein Einfall der Hatti ein Ende, der gleichzeitig mit dem Hyksos-Einfall in Ägypten stattfindet und für etwa 150 Jahre eine Lücke in der Geschichte und Entwicklung von M. verursacht. Die 23. ist die 1. Dyn. des *Mat Tamtim*, d. h. des Meerlandes; die 24. bringt die Kassiten an das Ruder, die die Herrschaft über das untere M. wieder erringen und in Korrespondenz mit ganz Vorderasien stehen, die in dem Archiv von Amarna (s. d.) in Ägypten wiedergefunden wurde. Die 25. Dyn. ist die 2. von Isin; die 26. die 2. des Meerlandes; die 27. die von Bašu, die 28. die von Elam; die 29. eine babyl. Dyn., die 30. eine gemischte Dyn., in der Babylonier, Meerlandkönige und Assyrer regierten, und endlich die 31. die neubabyl. Dyn. von Chaldäa oder Kaldu (s. Chaldäer A). Die Namen der Könige s. Herrscherliste B. Die aus sekundären

Quellen erschlossenen, durch Originalurkunden bestätigten Fürsten umfassen demnach einen Zeitraum von etwa 2800—539 v. C., während die Originalurkunden anderer Fürsten bis etwa 3300 hinaufreichen, in welche Zeit Mesilim von Kiš (s. d.) und Lugal-dalu von Adab (s. d.) als die ältesten histor. Zeugen hinaufreichen. Die genauen Jahreszahlen stehen natürlich nicht fest, sie schwanken, namentlich in ältester Zeit, um 100 oder 200 Jahre.

§ 9. Für die Geschichte Assyriens existieren nur lückenhafte Bruchstücke von Königslisten oder von solchen, die die gleichzeitigen babyl. Herrscher aufführen, so daß namentlich die älteste Zeit bis 1300 hinab noch in arges Dunkel gehüllt ist, da auch Originalurkunden älterer Könige nur spärlich aufgetaucht sind (E. Weidner *Die Könige von Assyrien* MVAG 26 [1921, 2]). Als besondere Dyn. schält sich aus der Herrscherreihe zunächst die der „Sargoniden“, d. h. Sargon II. und seine Nachfolger (722—606 v. C.), heraus. Diese Dyn. sah ihren Stammvater in einem gewissen Bel-bani, König von Assur, Sohn des Adasi (Asarhaddon-Inschriften BA III, 2 [1896] S. 233 Z. 48, S. 263 Z. 28 B. Meissner), der nach einer synchronistischen Liste (Weidner a. a. O. S. 13) im Anfang der 23. babyl., der 1. Dyn. des Meerlandes, also um 1800 v. C., regiert haben soll; doch sind eigene Urkunden dieses Herrschers nicht gefunden worden.

Den Sargoniden ging eine Dyn. voraus, die auf mindestens 800 Jahre zurückblicken konnte und mit Salmanassar V. (727—722) endete. Um 1300 wird Ašurballit I. als Begründer des „Königtums“ hingestellt (vgl. Inschrift Adadniraris I.; WVDOG 37 Nr. 35 Z. 19—21), im 9. Jh. ist Enlil-ka-ka-pi als Stammvater und König genannt in der Inschrift Adadniraris III. (KB I S. 188 Z. 24). Man hat ihn mit dem von Asarhaddon erwähnten Bel-Kabi, Vater des Schamschi-Adad I. (WVDOG 37 Nr. 126, III, 4); dem Erneuerer des Ašurtempels in Assur, und mit Igur-ka-ab-ka-bu, den Schamschi-Adad I. selbst als seinen Vater nennt (WVDOG 37 Nr. 16 Z. 4), identifiziert; doch ist das noch ungewiß. Unter diesem Könige begann der Aufschwung Assyriens, dem eine kurze

Herrschaft der Hammurapi-Dyn. gefolgt ist. Assurbanipal beginnt die Reihe der assyr. Könige in einer synchronistischen Liste (WVDOG 37 Nr. 216 Schroeder; MVAG 26 [1921, 2] S. 13ff. Tf. 1—4 Weidner) noch früher, nämlich mit Irišum, als dem Zeitgenossen des babyl. Königs Sumu-la-ilu, dem 2. König der Hammurapi-Dynastie. Assurbanipal beziffert die assyr. Könige von Irišum bis auf seine Zeit mit 82, die der babyl. „Könige von Akkad“ mit 98 Herrschern für die Epoche von Sumu-la-ilu bis Kandalanu.

Die jüngere assyr. Zeit ist gut bekannt durch die sog. Limu-Listen, d. h. Listen der Beamten, nach denen in Assyrien das Jahr bezeichnet wurde. Daher ist diese Zeit für Assyrien besser bekannt als für Babylonien; vgl. MVAG 20 (1915, 3) E. Forrer.

Daß nun die ältere Dyn. bis auf Irišum und dessen Urgroßvater Puzur-Ašur I. hinaufgeht, ist nicht auszumachen, da das Wiederkehren von gleichen Namen wie Puzur-Ašur und Šamsi-Adad nicht genügen dürfte, um die Einheitlichkeit einer Dyn. festzustellen. Vor Puzur-Ašur I. sind nur zwei Namen von Herrschern von Assur aus späteren Inschriften sicher bekannt, nämlich Ki-ki-a, als Erbauer der Stadtmauer von Assur (WVDOG 16 Nr. 63 Z. 5), und Uš-pi-a oder A-uš-pi-a (WVDOG 16 Nr. 13 III 33f.; Nr. 51 II 13) als Erbauer des Ašur-Tempels, ihre genauere Zeit ist durch nichts bestimmt zu ermitteln. Ob ein gewisser I-ti-ti in Assyrien regiert hat, von dem eine Inschrift in Assur gefunden ist (WVDOG 37 Nr. 1 Schroeder), ist noch zweifelhaft.

§ 10. In der Geschichte von M. lassen sich zunächst zwei verschiedene Epochen unterscheiden. Die ältere, von Anbeginn, d. h. historisch etwa um 3300 greifbar, bis um 2000—1900, die den Stempel der sumer. Kultur trägt, und die jüngere von 1900—539, die sem. und vorwiegend assyr. Gepräge hat.

In der älteren Per. war das Land in Stadtstaaten zersplittert, die miteinander um die Vorherrschaft gerungen haben. Infolge der mangelhaften Ausgrabungen sind wir nur wenig davon unterrichtet. Jedenfalls haben die Funde erst von der 14. Dyn., der 3. von Uruk, ab die spätere Überlieferung bestätigen können.

Ähnlich wie in Griechenland sind es nicht alle großen Städte, die sich politisch betätigen, sondern einige haben einen ausgesprochenen Charakter als Kultstädte, die jedem Sieger offenstehen, wo er Opfer verrichtet und Weihgaben niederlegt. Solche Städte sind in Akkad besonders Borsippa, Sippar, Kuta, im s. Sumer Eridu und vor allem Nippur. In letzter Stadt hat man die verschiedensten Denkmäler und Inschriften von Königen aus allen möglichen anderen Städten ausgegraben, die dadurch, daß sie sie dem Enlil, dem Mitglied der obersten Götter-Trias, geweiht oder gebaut haben, ihre weitreichende Herrschaft dokumentierten. Dadurch läßt sich die Reihe der Könige, die die Hegemonie über M. ausübten, wesentlich ergänzen.

Als ältester Herrscher über M. tritt Mesilim von Kiš (3300) auf, der in Adab (s. d.) und Lagaš (s. d.) Denkmäler weihte. In gleiche Zeit ist auch Lugaldalu von Adab, dessen Statue die älteste historische Statue von M. ist (Band VII Tf. 131), zu datieren. Etwas später folgen die in genauer Zeitbestimmung noch unsicheren Könige von Uruk (s. d.) und Ur (s. d.), Lugalkigubnudu, Lugalkisalsi und Enšagkušanna — dieser heißt König von Sumer und des Landes; sie sind durch Weihgaben in Nippur (s. d.) vertreten. Eannatum von Lagaš hatte einen großen Teil von M. erobert, und dieser Besitz blieb bis zu seinem Sohn und zweiten Nachfolger Entemena bei Lagaš, der in Ur (s. d.) eine Statue und in Nippur Vasen weihte. In dieser Stadt fand man auch Inschriften von Lugalzaggisi, König von Uruk und Umma und des „Landes“. Er herrscht vom oberen (West-) bis zum unteren (Ost-) Meer. Damit beginnt die spätere Überlieferung in Übereinstimmung mit den Originalurkunden zu treten. Beide gehen dann weiter Hand in Hand. Sargon I. von Akkad, der Besieger des Lugalzaggisi, begründet die Herrschaft seiner Dynastie. Eins seiner Siegesdenkmäler ist in Susa aufgedeckt worden (Rev. d'Assyr. 21 [1924] S. 65ff. Essad Nassuhi). Von allen wichtigeren Königen der Folgezeit, Rimuš, Naram-Sin, Šar-kali-šarri, sind in Nippur Inschriften ausgegraben. Von dem bedeutendsten dieser Fürsten, Naram-Sin,

fand sich ein Denkmal in Armenien, als Zeuge für die weitreichende Herrschaft von Meer zu Meer. Naram-Sin war es, der Elam eroberte und der mesopot. Kultur unterwarf. Dieser fast 200 Jahre währenden Einwirkung des sem. Einflusses auf M. folgte eine Reaktion mit dem Aufkommen neusumer. Fürsten, von denen Gudea von Lagaš (um 2600) eine bedeutende, kulturfördernde Rolle spielt. Er weiht in Ur eine Inschrift, in Nippur einen Schiffssockel für Enlil (PKOM I [1916] E. Unger) und hat dort eine Statue (s. Götterbild E 1) aufgestellt. Der sumer. Einfluß verstärkt sich unter der 3. Dyn. von Ur, deren Könige Ur-Nammu, Dungi, Bur-(Amar-) Sin, Gimil-(Šu-)Sin und Ibi-Sin in allen wesentlichen Städten von M. ihre Denkmäler hinterlassen haben.

Zu dieser Zeit tritt zum erstenmal auch Assyrien in das Licht der Geschichte: Zariquim regierte als Statthalter des Bur-Sin in Assur (vgl. die Inschrift in Konstantinopel; WVD OG 39 Tf. 64c S. 106 W. Andrae), und ein Siegel des Ibi-Sin auf einer „Kappadokischen Tontafel“ (s. d.) bezeugt seine Oberhoheit auch über das altassyrische Kleinasien (s. Glyptik C; Band IV Tf. 158h), das gegen zwei Jh. blühte, und dessen andres Zeugnis der Siegelabdruck des Sargon I. von Assyrien, der im 1. Viertel der Hammurapi-Dyn. regierte (Babyloniaca 4 S. 66 A. H. Sayce; MVAG 20 [1915, 4] S. 36 E. F. Weidner), ist.

Um 2300 machte Elam (s. d.) unter König Kuturnahunte I. einen Einfall in M. und stürzte die Herrschaft der 3. Dyn. von Ur durch Gefangennahme des Ibi-Sin. Damit geht die Hegemonie von den Sumerern endgültig auf die Semiten über, nämlich zunächst auf zwei gleichzeitig im N und im S regierende Dyn., die 20., die von Isin, und die 21., die von Larsa, denen sich später die Hammurapi-Dyn. zugesellte, die sich alle gegenseitig befehdeten, bis Rim-Sin von Larsa, dessen Vorfahren wohl Elamiten waren, und der selbst über Elam herrschte, die Stadt Isin eroberte und etwa 40 Jahre später selbst, im 31. Jahre des Hammurapi, von diesem besiegt wurde. Er vereinigte dann ganz M. unter seinem Zepter.

In diese Periode fällt das erste Eingreifen Assyriens in südmesopot. Verhältnisse. Ilu-

šuma, der Vater des Irišum I. und Urgroßvater Sargons I., regiert nach der Mitteilung einer Chronik zur Zeit des Sumuabum, des Gründers der Hammurapi-Dynastie (*King Chronicles* II 14, 119 R. 14; MVAG 26 [1921, 2] S. 41 E. F. Weidner). Wenn nun Ilušuma in einer Weihinschrift für den Ischtar-Tempel in Assur (WVDOG 39 S. 116 Kol. II 1—3 W. Andrae) sagt, daß er „die Freiheit von Akkad gemacht hat“, wie zuerst E. F. Weidner richtig gelesen hat, so heißt das, daß Ilušuma das Vordringen des Sumuabum durch Rückeroberung sumer. Städte gehemmt hat. Weidner (a. a. O. S. 42f.) nimmt eine Herrschaft Rim-Sins über Assyrien an, stützt sich aber auf zwei späte, schlecht erhaltene Stellen von Königslisten (WVDOG 35 Nr. 14 Z. 2, Nr. 15 Z. 4 O. Schroeder). Hammurapi nennt in seinem Kodex die Städte Assur und Ninua unter den Städten seines Reichsgebiets. Vorher erlebte Assyrien unter Šamši-Adad I. eine kurze Glanzzeit.

§ 11. Die Hammurapi-Dyn. wurde nach der Meldung einer babyl. Chronik (*King Chronicles* II 22; ZDMG NF 1 S. 99f. B. Meissner) von Hattušil I. von Hattu durch die Eroberung von Babylon gestürzt, die in einer späten hettit. Chronik erzählt wird (AO 24, 3 [1925] S. 7 J. Friedrich). Nach einer etwa 150jährigen Pause, die die Denkmäler zeigen, treten die Kassiten als Beherrscher von M. auf, die von den ö. Bergen herabgestiegen waren und M. erobert hatten, während gleichzeitig im S des Landes die 23. Dyn., die I. des Meerlandes, regierte. Es beginnt ein Umschwung der Kultur, der sich z. B. auch in der Keilschrift (s. d.) kundtut. Im 15. Jh. ist im n. M. das Mitanni (s. d.) -Reich mit dem Zentrum in Uššukanni, wohl = Šadikanni (s. d.), dem heutigen Arban am Habur-Flusse, mächtig, Assyrien ist sein Vasall, und es schneidet das Babylonien der Kassiten vom W ab. Nach dem Tode des letzten aus dem Briefwechsel von Amarna (s. d.) bekannten Königs Tušratta von Mitanni macht sich Ašuruballit I. in Assyrien selbständig als „König“, während er selbst noch in seinen frühen Inschriften, wie seine Vorgänger, sich „Patesi“ betitelt. Die Macht Assyriens wuchs, bis Tukulti-Ninurta I. (1250) — das zweitemal, daß Assyrien in die Verhältnisse

des S eingriff. — sich die Krone von Babylon aufs Haupt setzte. Doch mußte Assyrien an Babylonien die Selbständigkeit bald zurückgeben. Im J. 1176 machten die Elamiten einen neuen, zweiten Plünderungszug nach M. unter Šutruk-Nahunte und seinem Sohn Kutur-Nahunte II., wobei die jetzt in Susa wiedergefundenen babyl. Denkmäler geraubt wurden (s. Elam A). Aber Nebukadnezar I. (um 1150) schlug die Elamiten vernichtend. Um 1100 glückte es Tiglatpileser I. von Assyrien, die Stadt Babylon zu zerstören (WVDOG 37 Nr. 63 IV 8ff.). Es gelang ihm auch, den seit dem 13. Jh. in M. auftretenden Aramäern eine Niederlage beizubringen; doch haben die Aramäer bald Staaten gegründet, vor denen im 11. Jh. Assyrien zurückweichen mußte. Salmanassar III. berichtet, daß „der König von Arumu“ einige assyr. Städte zur Zeit des Ašur-rabi II. von Assyrien (um 1000) erobert hätte (S. Schiffer *Die Aramäer* 1911 S. 13). Solche Aramäer-Staaten hatten sich in Gusana (s. d.), Karkamisch (s. d.), Sam'al (s. d.), Bit-Adini usw. aufgetan. Sie wurden im 9. und 8. Jh. von dem immer mehr erstarkenden Assyrien erobert. In dieser Zeit traten Assyrien und Babylonien in immer engere Fühlung miteinander, meist feindlich, z. Z. Salmanassars III. aber auch freundlich, der Marduk-bêl-usate, den Thronprätendenten des Marduk-zakir-šumi, aus dem Felde schlug, in Babylon, Borsippa und Kuta Opfer darbrachte und einen Beutezug gegen Chaldäa und das Meerland im Jahre 851—850 unternahm (vgl. Balawat-Inschrift IV ff., BAVI 1 [1908] S. 135ff. Billerbeck und Delitzsch). Dagegen hat Šamši-Adad V. (812) Babylon erobert und macht es zur assyr. Provinz. Einige Könige von Babylon dieser Zeit sind zwar bekannt, aber auch ein zwölfjähriges Interregnum, in dem die von Herodot (I 184) als babyl. Königin genannte, am Hofe ihres Sohnes Adadnirari III. einflußreiche Semiramis in Babylon wirklich regiert haben könnte. Ihre Regententätigkeit in Assyrien ist ja bezeugt (E. Unger *Reliefstele Adadnirari III. aus Saba'a und Semiramis* - PKOM 2 [1916]).

Im 8. Jh. begründete Tiglatpileser III. die Großmacht Assyriens, 729 wird er König von Babylon, Salmanassar V. und

Sargon sowie seine Nachfolger sind Oberherren bzw. Könige von Babylon gewesen (E. Unger *Die autogenen Urkunden der assyr. Fürsten aus Babylon* Arch. f. Keilschrift. 2 [1924] S. 19 f.). Sanherib zerstörte Babylon, Asarhaddon, sein Sohn, baute es wieder auf. Den Gipfelpunkt der Macht hatte Assyrien unter diesem Fürsten und seinem Sohne Assurbanipal, als ganz M., Palästina-Syrien, Elam und sogar Ägypten Vasallen des assyr. Reiches bis zu seinem Ende gewesen sind. Asarhaddon empfing sogar Tribut von Jatnana (Zypern), Jaman (Jonien), „den Königen mitten im Meer“ und von Tarsisi (Tartessos) in Spanien (Inscript in Konstantinopel Nr. 6262 Vorderseite Z. 10f.). Gleichzeitig war ihm Ägypten untertan, und er nahm Tribut von den fernem ö. Bewohnern am Bikni-Gebirge (Demawend; vgl. KB II 133). Der Einfluß Assyriens in damaliger Zeit ist sehr ausgedehnt gewesen. Der gegen Sin-šariškun von Assyrien vordringende Nabopolassar vom Meerland eroberte Babylon, und der gleichzeitige Angriff der Meder mit Umakištar (Kyaxares) an der Spitze brachte Assyrien den Untergang, die Zerstörung von Assur 614, die von Ninua 612 und die Vernichtung des letzten Königs Ašurballit II. in einem noch unbekanntem Jahre, wahrscheinlich vor 605 (MVAG 29 [1924, 2] J. Lewy).

Das durch Nabopolassar gegründete neubabyl. Reich oder das von Chaldäa (s. Chaldäer A) hat dann unter Nebukadnezar II. eine kurze Blüte gehabt, bis Nabonaid 539 von Kyros besiegt und Babylonien dem pers. Reiche einverleibt wurde. Das neubabyl. Reich beschränkte sich aber auf den Besitz von Babylonien und Chaldäa, einen Strich am Euphrat bis Palästina, während Syrien, Harrân (s. d.) erst unter Nabonaid, Assyrien aber niemals ein Teil des Reiches gewesen ist.

Für die Geschichte des Reiches von Mari, das unter einem sog. Statthalter (*Sakkanakku*) eine gewisse Selbständigkeit von Babylonien und Assyrien gehabt hat, s. Mari.

§ 12. Die Völker, die M. im Laufe der Zeiten bewohnt haben, sind aus den Denkmälern, die sie selbst hinterlassen haben, bekannt, oder auch aus Nachrichten, die

Nachbarvölker über sie mitteilen. Daß die alten Völker die Rassen genau in der Weise unterschieden haben, wie es heute geschieht, ist nicht anzunehmen. Sie legen aber bei der Unterscheidung vor allem Wert auf die Sprache. Assurbanipal spricht von „sumerischer“ und „akkadischer“ Sprache auf seinen Tontafeln (VAB 7, 2 S. 257 Z. 17 M. Streck). Als Adadnirari II. (900) das Land Hanigalbat (s. d.) annektiert, sagt er (WVDOG 37 Nr. 84 Z. 100): „Den Grenzen meines Landes verleibte ich es ein und ließ sie (die Bewohner) eine einheitliche Sprache führen.“ Tiglatpileser III. (Annalen 18 ff.; Rost *Keilschrifttexte Tiglat-Pileasers III.* 1893 S. 4) fügt noch hinzu: „und rechnete sie zu dem Lande Assur“. Sargon II. (Saal XIV Z. 86—88: Winckler *Keilschrifttexte Sargons* 1889 S. 94) sagt noch deutlicher und zusammenfassend, daß er „die Leute mit fremder Zunge und unverständlicher Rede eine einheitliche Sprache führen ließ“. Auf diese Weise also wird ein andersartiges Volk assyrisiert.

Die Sprache ist aber nur ein hörbares und kein sichtbares Abzeichen für die Rasse oder, besser gesagt, Kultur eines Volkes. Der Orient verlangt jedoch ein sichtbares Wahrzeichen, an dem man sofort die Zugehörigkeit zu einer Kultur erkennen kann. Die Tracht kommt aber hierbei nicht in Frage; sie ist, wie ich s. v. Fremdvölker C ausgeführt habe, an geogr. Zonen geknüpft und für die Unterscheidung von Kulturen wertlos. Von größter Bedeutung ist dagegen die Barttracht, wie ich nach den Reliefs von Sam'al (s. d. = Sendschirli), insbesondere am Relief des Bar-rekub, nachgewiesen habe (E. Unger *Hettitische und Aramäische Kunst* Archiv f. Keilschrift. I [1923] S. 80 ff.). Während die Vorfahren des Bar-rekub von Sam'al als Aramäer den charakteristischen Vollbart mit ausrasierten Lippen tragen, hat Bar-rekub und sein Hofstaat einen assyrisierten Vollbart mit Schnurrbart und Fliege angenommen, als Vasall des Königs Tiglatpileser III.; als den er sich in seiner beigegebenen Inscript auch selbst ausgibt. Diese ist aram. abgefaßt in Schrift und Sprache, die Umänderung der Sprache also weniger wichtig als die Assyrisierung der Barttracht, die

vorangeht. Nebenher hat Bar-rekub auch seinen alten, aramäischen Gott, den Ba'al von Haleb (s. Halab; = Aleppo), abschaffen und den assyr. Ba'al von Harrân (s. d.) dafür einsetzen müssen, was allgemein von Tiglatpileser III. Annalen 18ff. (Rost a. a. O. S. 4) mit folgenden Worten ausgedrückt ist: „Das Joch des Gottes Ašur gleichwie dem Assyrer legte ich ihnen auf.“ Nach allem sind gemäß damaliger Auffassung die Kennzeichen einer Nation in ihrer Wertung: 1. die Barttracht, 2. die Religion, 3. die Sprache.

§ 13. M. verdankt seine Kultur dem Volke der Sumerer, die im 4. Jht. in M. eingewandert sind. Sie kamen aus dem O, und zwar aus gebirgiger Gegend; das Zeichen für Land bedeutet auch „Gebirge“, ist ein Abbild des Gebirges, Berggötter standen in besonderer Verehrung; der Tempelturm (s. d.) ist die Darstellung eines Berges; in den ältesten sumer. Mythen spielt der Wisentstier eine auffallende Rolle (s. Glyptik C), der aber nur in kälteren, gebirgigen Gegenden zu Hause ist. Aus diesen und anderen Gründen schließt man mit Recht auf eine gebirgige Heimat der Sumerer. Die Barttracht ist charakteristisch: der Kopf ist völlig rasiert, auch das Haupthaar, nur die Augenbrauen sind nicht abgeschnitten. In der Religion steht eine Götter-Trias, Anu. (s. d.), Enlil (s. d.) und Enki (s. Oannes), an der Spitze, die den Himmel, die Luft und die Erde personifizieren. Daneben werden auch andere Götter (s. Götterbild E 1) verehrt. Eigentümlicherweise gibt es für einige Götter zwei Hauptkultorte, und zwar einen im S, einen im N von M.; so sind Malgium (ZfAssyr. 35 [1924] S. 232f. B. Landsberger) am mittleren Euphrat und Eridu (s. d.) Städte des Enki, Larsa (s. d.) und Sippar (s. d.) Kultorte des Sonnengottes Babbar, Ur (s. d.) und Harrân (s. d.) Städte des Mondgottes Nannar usw. Ob sich diese Duplizität etwa aus einer Kolonisation der Sumerer heraus erklärt, oder ob die n. Städte schon seit alters vielleicht sem.-akkad. Parallelkultorte zum S gewesen sind, läßt sich heute noch nicht entscheiden, da das Ausgrabungsmaterial zu gering ist. Bez. der Sprache stehen die Sumerer (s. d. B.) isoliert da; sie ist agglutinierend, wie der ural-altaische

Sprachtypus (A. Poebel *Grundzüge der Sumer. Grammatik* 1923 S. 1ff.). Zur Fixierung der Sprache erfanden die Sumerer eine Bilderschrift, die sich allmählich durch das Schreibmaterial zur Keilschrift (s. d.) entwickelte. Die Sumerer haben bis zum Ende der 3. Dyn. von Ur (um 2300 v. C.) eine bestimmende Rolle in M. gespielt. Ihre in der folgenden Zeit aufgeschriebenen und gesammelten Literaturerzeugnisse aber wurden noch bis in die griech. Zeit hinein gelesen, verstanden und abgeschrieben.

Neben Sumerern treten um 2800 v. C. Semiten auf, nach dem Reich von Akkad als Akkader bezeichnet. Sie tragen langen Vollbart und lange Haare, deren Schopf hinten aufgebunden ist (vgl. das Relief des Gründers der Dyn., Sargon I. in Paris; Rev. d'Assyr. 21 [1924] S. 66 Essad Nassuhi). In der Religion identifizieren sie ihre Götter mit den alten sumerischen. Die Sprache ist sem., auch babyl.-assy. genannt, aber neuerdings nach dem Vorgang Assurbanipals (s. § 12), dem H. Zimmern (*Akkad. Fremdwörter* 1917 S. 1 Anm.) gefolgt ist, als „akkadisch“ bezeichnet. Den Unterschied zwischen Sumerern und Semiten hat zuerst E. Meyer (*Sumerier und Semiten in Babylonien* Abh. Pr. Ak. 1906) treffend hervorgehoben und begründet. S. a. Semiten.

In Assyrien saß in ältester, noch präh. Zeit eine unbekannte, ihrer Barttracht nach aber wohl den sem.-syr. Völkern verwandte Nation, deren Vertreter die Statue des „Konsistorialrats“ aus Assur (WVDOG 39 Nr. 70 Tf. 30—31 W. Andrae; vgl. Band VII Tf. 146a) ist, mit seinem kurzgehaltenen Vollbart und ausrasierten Lippen, wie es bei den syr.-aram. Völkern späterer Zeit üblich ist. Andersartig ist aber der glattgeschorene Schädel. Es ist ein Typus, der bisher noch keine genaue Parallele hat, aber anscheinend nach dem sem. Syrien hinweist. In der folgenden, wohl noch präh. Zeit haben anscheinend sumer. orientierte Fürsten in Assyrien geherrscht, deren einer Vertreter Zariqum inschriftlich (WVDOG 39 S. 106 Nr. 155 W. Andrae) bekannt ist (s. § 10), der sich, obgleich Semit, als Vasall des sumer. Königs von Ur, als Sumerer getragen haben wird (vgl. § 12; Bar-rekub), so daß man ihm

die in Assur gefundene Gipssteinstatue eines mit dem „sumer. Mantel“ bekleideten Fürsten (W. Andrae a. a. O. Nr. 159 S. 108 Tf. 63) wohl zuerkennen könnte. Samšī-Adad I. aber ist bärtig nach seinen 5 Siegeln (s. Glyptik C), es sind aber kleine Figuren, die Einzelheiten nicht erkennen lassen. Die größeren Reliefs des Tukulti-Ninurta I. auf dem Thronaltar in Berlin (s. Altar E § 5; VA 8146) und in Konstantinopel (Nr. 7802; Band VII Tf. 147) zeigen einen vollbärtigen Typus mit Haarschopf, den sem. Babyloniern gleichartig.

Zu Ende des 3. Jht. tauchen in Babylonien die „Westländischen“ auf, die in der Hammurapi-Dyn. die Herrschaft an sich bringen. Wie E. Meyer (*Sumerier und Semiten* S. 8ff.) gezeigt hat, haben diese Leute einen Vollbart mit ausasierten Lippen. Sie werden neuerdings als „Ostkanaanäer“ bezeichnet (ZfAssyr. 35 [1924] S. 238 B. Landsberger). Sie bringen neue Götter ins Land, am häufigsten wird der Gott *ilu Anmartu* (1) = Nimrod der Bibel genannt, der dem Gotte Ninurta gleichgesetzt wurde und in aram. Urkunden mit Anwašt umschrieben ist, so besonders in später Zeit (L. Delaporte *Epigraphes araméens* 1912 S. 20). Seit dem 14. Jh. v. C. haben sich dann die Aramäer über ganz M. von Syrien bis zum Ostmeer ausgebreitet. Ihr Charakteristikum ist der Vollbart mit ausasierten Lippen gleich den Westländischen und den Syrern (E. Unger *Hettit. und Aram. Kunst* Archiv f. Keilschriftf. I [1923] S. 79ff.). In den Keilschriften heißen sie *Ahlame* (s. d.), *Aramaia*, *Arime* (S. Schiffer *Die Aramäer* 1911). Ihre Sprache ist ein sem. Dialekt. Die Schrift war in der Nähe Assyriens, z. B. in Gusana (s. d.), die Keilschrift, in Syrien die phön. Schrift (s. Sam'al, Schrift E) und anscheinend auch die „hettitische“ Bilderschrift (E. Unger a. a. O. S. 81).

Als letztes hervorstechendes Volk von M. sind die Kassiten zu bezeichnen, deren Heimat im ö. med. Gebirge war, und deren Rasse und Sprache wohl mit den idg. in Beziehung gesetzt werden könnte, obgleich es auch nur wenig Überlieferung und Urkunden über sie gibt (F. Delitzsch *Die Sprache der Kossäer*; O. Weber *Literatur der Babylonier und Assyrer* 1907 S. 290f.).

Seit dem 18. Jh. herrschen die Kassiten über M. (s. § 11). Da sich nur Miniaturbilder der Könige in den Siegelzylindern (s. Glyptik C) erhalten haben, wissen wir nur, daß die Kassiten vollbärtig waren, ob sie die Lippen rasiert haben oder nicht, ist aus den Bildern nicht zu entnehmen (s. Kaššū).

Das Volk von Mitanni (s. d.) ist nur aus Literaturdenkmälern bekannt, aber nicht durch bildliche Darstellungen. Ihre Sprache bezeichnet man heute als „subaräisch“, und ihr Gebiet wird in die Gegend von Erbil (s. d.), Kerkuk, Samarra, ferner an den Habur (s. d.) verlegt. Ihre Macht ist im 15. Jh. am bedeutendsten (ZfAssyr. 35 [1924] S. 228ff. B. Landsberger). Vorübergehend haben sich Elamiten (s. Elam), Hettiter (s. d.), Juden, Meder (s. d.), Perser (s. d.), Griechen, ja auch Südaraber (Grabstein von Uruk [s. d.]) in M. aufgehalten, sei es als Eroberer, als Deportierte oder Reisende.

Fauna und Flora s. Vorderasien.

H. Blanckenhorn *Syrien, Arabien und Mesopotamien in Handbuch der Regional. Geologie* V 4; E. Banse *Vorderasien und Nordafrika* in Karl Andree *Geogr. des Welt Handels* 1911; B. Meissner *Babylonien und Assyrien* I (1920), II (1925); ZDMG 78 (1924) S. 19 ff. H. Zimmer; MVAG 13 (1908, 1) P. Schnabel; MVAG 20 (1915, 2), ebd. 26 (1921, 2) E. F. Weidner; v. Luschán *The early inhabitants of Western Asia* Huxley Memorial Lecture 1911; MWAG 54—55 (1924—25) V. Christian; C. Fossey *Manuel d'Assyriologie* I (1904); E. H. Pascoe *Geological notes on Mesopotamia* Mem. of the Geol. Survey of India 48 (1922); Peterm. Mitt. 62 (1916) S. 302 E. Unger.

Eckhard Unger

Messapier. A. Archäologie s. Italien B § 7 und die Einzelartikel.

B. Sprache. § 1. Antike Überlieferung. Die Volkssprache in Südostitalien vor und neben der griech. Besiedlung und der röm. Eroberung wird von den Hellenen (Strabo VI 282) als messap. bezeichnet, die Gesamtbevölkerung als japygisch. Die Ἰάπυγες umfassen die Gebiete der Μεσάπιοι, der *Sallentini*, der *Calabri*, der Πευκέρτιοι—*Poediculi*, der Δαύνιοι und der *Apuli*. Die letztgenannten haben sich der Osker, alle der Hellenen nur schwer erwehrt, auch Umbrer und Japyger stießen aufeinander. Es kann kein Zweifel sein,

daß die Japyger über die Adria aus Illyrien nach Südostitalien kamen. Stammes- und Ortsnamen nach Wortstamm und Bildungssuffix reden eine deutliche Sprache:

1. Völkernamen: *Japyges*, *Japudes* auf den umbrischen Tafeln von Iguvium: Ἰάποδες in Illyrien, Μεσσάπιοι: Μεσσάπιοι in Lokris, Μεσσάπιον Berg in Bötien, Μεσσαπέαι Ort in Lakonien, *Sallentini*: *Salluntum* Ort in Dalmatien, *Calabri*: Γαλάβριοι in Illyrien, Ποικέτιοι: *Peucetii* in Illyrien, Χῶνες in der Siritis: Χάονες in Epirus.

2. Ortsnamen: Ἰαπυγία in Italien und Illyrien, Πανδοσία in Bruttium und in Epirus, *Acherontia* bei Kroton und Acheron-Fluß in Epirus, Stadtnamen auf *-nt-um*, *-e-t-um*, *-e-t-ium* diesseits und jenseits der Adria (*Tarentum*, *Uzentum*, *Hydruntum*, *Sipontum*: *Dalluntum*, *Salluntum*, *Argyrun-tum*; *Neretum*, *Veretum*, *Soletum*: *Foretum*; *Azetium*, *Valetium*, *Aletium*: *Monetium*, *Eperetium*, *Seretium*, *Buchetium*).

Über die illyr. Namen diesseits und jenseits der Adria bahnbrechend W. Helbig in *Hermes* 11 (1876) S. 257—290. Zusammenfassend über die Japyger H. Nissen *Ital. Landesk.* I 539—546, II 833—923; *RE*² s. v. Japudes und Japyges S. 727—745 Philipp; ebd. s. v. Japodes S. 724—727 Vulić.

§ 2. Inschriften. Während die Illyrier (s. d.) schon vor der griech. Kolonisation der Magna Graecia, also etwa um 900 v. C., den Namen *Graeci* auf die Apenninhalbinsel brachten, scheinen die vor der Hellenisierung geretteten illyr. Sprachreste in Südostitalien, die messap. Inschriften, nicht über das 2. und 1. Jh. v. C. hinauszugehen. Mommsen zählte etwa 50 Nummern, spätere gegen 160, darunter eine Anzahl Fälschungen und 40 nur nach handschriftlichen Kopien erhaltene. Ribezzo hofft die Zahl noch zu erhöhen. Sie sind meistens kurz: von den größeren haben namentlich die Steine von Basta und Brundisium (8 und 15 Zeilen) bei den Erklärungsversuchen eine Rolle gespielt; die erstgenannte Inschrift handelt vom Kauf eines Landgutes seitens der Stadt Basta und verzeichnet die von der Stadt für die Kaufsumme gestellten Bürgen (Deecke, Torp); die zweite scheint verwandten Inhalts zu sein. Dazu kommen Sepulcral-Inschriften auf Sarkophagen, Cippen, Tuffplatten, an Wänden

und Decken von Kammergräbern, Weihinschriften auf Statuenbasen, Bronzen (Helm, Schild, Heroldstab), Aufschriften auf Tongefäßen, Vasenscherben, Münzen und Schleuderbleien. Die FO liegen sämtlich in Calabrien und sind etwa von S nach N: Veretum, Uzentum, Castrum Minervae, Basta, Aletium, Rudiae, Lupiae, Salapia Sallentina, Valesium, Manduria, Uria, Francavilla, Tarentum, Brundisium, Caelia.

Eine höchst notwendige, kritische Ausgabe der messapischen Inschriften wird seit Jahren vorbereitet von F. Ribezzo; die Einleitung ist erschienen in der *Rivista indo-greco-italica* 6 (1922); in der gleichen Zeitschrift werden auch die vereinzelt Neufunde veröffentlicht. Ribezzo hat sich nach brieflicher Mitteilung drei Ziele gesteckt. Er will 1. die nur handschriftlich überlieferten Inschriften durchweg nach den primären Quellen herausgeben und hat eine Anzahl verschollener Handschriften wieder auffindig gemacht; er will 2. alle anderen Inschriften nach den noch vorhandenen Originalen herausgeben und will insbesondere die unechten Inschriften nach äußeren Kriterien als solche kennzeichnen; er hat 3. Sammlungen und Ausgrabungsstätten des alten Messapiens mehrfach durchsucht, Fundnotizen gesammelt, verschollene Steine gerettet und ein paar Dutzend neue Inschriften aufgefunden. — Vorläufige Sammlungen und Erklärungsversuche: Th. Mommsen *Unterital. Dial.* 1850 S. 41—98; L. Maggioli und Duca S. Castromediano *Le iscrizioni Messapiche raccolte Lecce* 1871 Collana di Scrittori di Terra d'Otranto Vol. 18 (enthält nach Bezz. Beitr. 14 [1888] S. 307—308 F. Rühl eine Reihe von Fälschungen); Fabretti CII 2942—3019; Suppl. I 521—562 (meist nach Maggioli und Castromediano), III 442—481, darin L. G. Simone *Note Japigo-Messapiche* S. 171—229 (Ausgrabungsberichte nach Städten geordnet mit ital. Lit.), Gamurrini App. al CII 949—950; Rhein. Museum 36 (1881) S. 576—596, 37 (1882) S. 373—396, 40 (1885) S. 133—144, 638—640, 42 (1887) S. 226—232 W. Deecke; Bezz. Beitr. 10 (1886) S. 105, 11 (1886) S. 58, 18 (1892) S. 193—201 S. Bugge; IF 5 (1896) S. 195—215 A. Torp; B. Nogara *Delle iscrizioni messapiche attualmente esistenti alcune fra le quali ancora inedite* Annuario d. R. Acc. Scient. Lett. di Milano 1895—96 SA S. 19—38; J. P. Droop *Messapian Inscriptions* BSA 12 (1905—6) S. 137—150; Hirt *Indogerm.* II (1907) S. 607—609; F. Ribezzo *La lingua degli antichi Messapii* Neapel 1907; Notizie 1908 S. 86—89 A. Jatta und L. Ceci; H. Jacobssohn *Allital. Inschr.* 1910 Nr. 80—136a.

§ 3. Schrift (Tf. 51a). Unter den messapischen Inschriften des Luigi Cepolla in Lecce findet sich auch die nachlässige Kopie eines Alphabetes, das 1805 in der Nähe

$\Lambda = a \quad \text{B} = b \quad \Gamma = g \quad \Delta = d \quad E = e \quad F = v \quad I = z \quad H = h \quad \text{O} = \vartheta \quad | = i$
 $K = k \quad \Lambda = l \quad M = m \quad N = n \quad \text{O} = o \quad X = \delta^x \quad \varphi = q \quad \Gamma = p \quad R = r \quad \zeta = s$
 $T = t \quad \varphi = \varphi \quad \Psi = \chi \quad \dagger = \psi$

a. Messapisch

$A = a \quad \text{B} = b \quad \text{C} = c \quad \text{D} = d \quad \text{E} = e \quad \text{F} = v \quad \text{G} = g \quad | = i \quad \text{K} = k$
 $\text{L} = l \quad \text{M} = m \quad \text{N} = n \quad \text{O} = o \quad \text{P} = p \quad \text{M} = \delta'$
 $\text{Q} = r \quad \text{Z} = s \quad \text{T} = t \quad \text{V} = u$

b. Novilara

$A = a \quad B = b \quad \text{D} = d \quad \text{E} = e \quad \text{F} = v \quad \text{H} = h \quad | = i \quad \text{T} = l \quad \text{M} = m$
 $N = n \quad \text{O} = o \quad \text{P} = p \quad \text{P} = r \quad \zeta = s \quad \text{T} = t \quad \Lambda = u$

c. Kentoripa

$\text{A} = a \quad \text{B} = b \quad \text{D} = d \quad E = e \quad \text{H} = h \quad | = i \quad K = k$
 $M = m \quad \text{V} = n \quad \text{O} = o \quad \text{P} = r \quad \zeta = s \quad \text{T} = t \quad \Lambda = u$

d. Adranum

$\text{AAA} = a \quad \text{B} = b \quad \Delta \text{D} = d \quad \text{E} \text{E} \text{E} = e \quad \text{I} \text{I} \text{I} = z \quad \text{C} = v \quad \text{O} \text{O} \text{O} = h \quad | = i$
 $\text{X} \text{K} = k \quad \text{L} \text{L} = l \quad \text{W} \text{M} = m \quad \text{N} \text{V} = n \quad \text{X} \text{X} \text{X} = \delta^x \quad \text{O} \text{O} = o \quad \text{P} \text{P} \text{P} = p$
 $\text{D} \text{P} \text{D} \text{Q} = r \quad \text{Z} \text{Z} \text{Z} = s \quad \text{T} \text{I} \text{I} = t \quad \text{V} \text{A} = u \quad \text{A} \text{V} = u \quad \text{A} \text{V} = e$

e. Vorsabellisch

von Vaste (zwischen Ugento und Otranto), dem alten Basta in Kalabrien, gefunden wurde; es scheint das tarentinische (?) Modell des messap. Alphabetes zu sein, ist aber aus Cepollas Aufzeichnung nicht mehr in allen Punkten sicher wiederherstellbar. Vergleicht man es mit den messap. Inschriften, so ergeben sich als Besonderheiten dieser Schrift:

1. Das *o*-Zeichen vertritt den *o*- und *u*-Laut.

2. Der Alphabetschluß ist nach Paulis Rekonstruktion $\phi \chi \psi$.

3. Zeichen für η und ω fehlen noch; das η -Zeichen hat noch den alten *h*-Wert, auch das Koppa-Zeichen ist noch vertreten.

4. χ ist unrichtig als χ , richtiger als α oder β erklärt worden.

Mommsen *Unterital. Dialekte* S. 46—51; Kirchhoff *Stud.* S. 155—157; Rhein. Museum 36 (1881) S. 576—577 W. Deecke; C. Pauli *Allital. Forsch.* III (1891) S. 162—168, 183.

§ 4. Sprache. Der Satz, daß die Sprache der messapischen Inschriften illyr. ist, und zwar zu der Gruppe illyr. Dialekte gehört, der auch das Albanesische entstammt, wird nur noch von Forschern bestritten, die das Albanesische vom Illyrischen lösen und mit der Thrakisch-Phrygischen Gruppe verbinden; der Beweis für diese Umgruppierung ist nicht erbracht. Daß sich gewisse, aber nicht unüberwindliche Schwierigkeiten ergeben, wenn wir in einigen Punkten so auseinandergehende Dialekte, wie das Messapische und das Venetische, zu einer idg. Sprache rechnen, ist nicht zu leugnen. Die genauere Stellung des Messapischen zu dem Italisches-Keltischen wird erst zu bestimmen sein, wenn über das Verhältnis der Genetivendung *-aihi* (= *-ai?*) messap. *o*-Stämme, sowie der Genetivendung *-ihi* (= *-i?*) messap. *-io*-Stämme zu dem \bar{i} -Genetiv ital. und kelt. *o*-Stämme Klarheit gewonnen wird; auch das erst neuerdings schärfer hervortretende Nebeneinander der Dat.-Pl. messap. *-bas*, venet. *-gos*, venet.-lat. *-bos*, lat. *-bus*, gall. *-bo*, idg. **-bhos* wird dabei eine Rolle spielen.

Die sprachliche Zuteilung der M. zu den Illyriern wird bestätigt durch die antiken Nachrichten über die Einwanderung illyr. Stämme in Italien, durch die Überein-

stimmung der Stammes- und Ortsnamen auf beiden Seiten des Adriatischen Meeres und die Wiederkehr zahlreicher illyr. Personennamen an der Ostküste Italiens. Nicht unerwähnt bleibe, daß der Messapier Ennius zum Mitbegründer der röm. Literatur wurde.

Messapisch-albanesische Übereinstimmungen (a: idg. *o*, a: idg. *au*, b: idg. *bh*, s-Laute: idg. Palatalen) besonders nach Bezz. Beitr. 18 (1892) S. 193—201 S. Bugge. — Das sprachliche Problem überhaupt: P. Kretschmer *Einkl.* S. 262—282, Glotta 12 (1923) S. 278—283; Hirt *Die Stellung des Illyrischen im Kreise der idg. Sprachen* Festschrift f. Kiepert S. 181—188 (dagegen KZ 36 [1900] S. 299—305 H. Pedersen); ders. *Indogerm.* S. 140—144, 152—154, 600—601, 607—609 (H. will die Albanesen nach C. Paulis Vorgang *Allital. Forsch.* II 200 von den Illyriern trennen). Kretschmers Gleichungen *-aihi*: *-oi*, *-ihi*: *-i* sind dadurch in ihrem Bestand und in ihren Konsequenzen gefährdet, daß die ältere Form des thessal. Genetivs wohl sicher *-oi-*, **osio* gelaute hat, also von den \bar{i} -Formen zu trennen ist, und daß der \bar{i} -Genetiv nicht auf Ital., Kelt., Messap. beschränkt war, vgl. Kretschmer *Einkl.* S. 275—277, Glotta 1 (1909) S. 57—59 (zu KZ 38 [1905] S. 29—34 Joh. Schmidt), J. Wackernagel *Genetiv und Adjektiv* Collection linguistique 2 = *Mélanges de linguistique offerts à Ferd. de Saussure*. Paris 1908 S. 125—137. Über den Messapier Ennius und seine Heimat zuletzt F. Leo *Gesch. d. röm. Lit.* I (1913) S. 150—154.

† G. Herbig

Messarà. Ebene im mittl. Kreta (s. d. B), im N vom Ida-Gebirge, im S von der Kophino-Gruppe (bis 1250 m), die steil zur Südküste abfällt, begrenzt, mit den Flüssen Elektras (Geropotamos) und Lethaios (Mitropolitikos); Band VII Tf. 37. Der Name kommt vom roman.-fränk. *massaria* (Landgut) und kehrt auf Kypros (s. d.) als *Messaria* wieder.

$\Delta\epsilon\lambda\tau\iota\upsilon\upsilon\ \iota\sigma\tau\omicron\upsilon\pi\ \kappa\ \acute{\epsilon}\theta\upsilon\upsilon\lambda\ \acute{\epsilon}\tau\alpha\iota\upsilon\ \ 4$ (1894) S. 423ff. A. Miliarakis; *RE* XII (1924) S. 64. G. Karo

Messer. A. Europa. § 1. Das Wesentliche dieses Universalinstrumentes ist die Schneide. Ihre Gestaltung und Entwicklung ist durch die jeweilige Funktion beeinflusst. Die beiden Hauptbenutzungsarten sind das Zerschneiden und das Abschneiden. Bei ersterem wird die Klinge ungefähr senkrecht aufgesetzt (a), sie zerteilt die Masse; bei letzterem trennt sie, schräg geführt (b), einen Teil von der Masse ab. Ist die Masse weich, kann das M. senkrecht zur Schneide bewegt werden (c),

meistens jedoch, und namentlich bei harter Masse, wird es in der Richtung der Schneide gezogen (d). Diese 4 Komponenten sind maßgebend für die Entwicklung des M. und verwandter Schneidewerkzeuge. Die Funktion ac ist der Tätigkeit des Meißels verwandt und in der Regel nur bei weichen Stoffen anwendbar; bei härteren (Holz) führt sie zum Hackmesser, das kräftig und wuchtig gebaut ist und geschwungen oder mit dem Schlägel getrieben wird. Beide Klingflächen keilen sich symmetrisch zur Schneide aus (Hiebmesser der LTZ, Skramasax). Funktion ad entspricht der Tätigkeit des Fleisch- und Ledermessers; ersteres wirkt zugleich mit der Spitze; bei letzterem gestaltet sich die Schneide infolge der im Kreisbogen bewegten Hand konvex. Die Schneide ist wie bei der vorigen Gruppe symmetrisch. Aus ac entstehen das Rasiermesser, das mit zwei Händen gezogene Schnitzmesser und der Hobel; hierbei ist die Oberseite der Klinge eben, die Unterseite der Schneide abgeschragt. bd ist das übliche Universalwerkzeug, dessen Schneide bald symmetrisch, bald einseitig abgeschragt ist; es ist verwandt mit der Säge.

§ 2. Der im Neol. allg. verbreitete Messertypus besteht aus einem Feuersteinspan (vgl. z. B. Band IV Tf. 30a). Er ist nicht geschäftet, der Zeigefinger legt sich auf die vordere Stirnkante, die abgeschragt und zum Schutze des Fingers stumpf gedengelt ist. Eine seltene, in Thüringen und Brandenburg vorkommende Messerform besteht aus einer kleinen, etwa rechteckigen Felssteinplatte, deren eine Langseite zu einer Schneide zugeschliffen ist; am Rücken ein oder zwei Löcher zum Aufhängen (Götze *Lebus* S. 27 Abb. 95, S. 32 Abb. 50).

§ 3. In der BZ erhält das gewöhnliche Bronzemeser einen Griff, der entweder in fertiger Ausführung mitgegossen (Band IV Tf. 52 Abb. 13) oder als Griffzunge (Band V Tf. 129 h, i) mit Belag aus Holz, Knochen usw. oder als Angel mit aufgestecktem oder als Tülle (Band IV Tf. 53 Abb. 14) mit eingestecktem Griff konstruiert ist. Die Klinge ist meist S-förmig geschweift und vereinigt so die Eignung zum Schneiden (am hinteren konkaven Teil) mit der zum Zertrennen (am vorderen konvexen Teil). Ein zweiter Grund-

typus entspricht dem zweiten neol.: eine kurze, etwa rechteckige Platte mit Schneide an einer Langseite und Neigung zur Krümmung, die schließlich bis zum Halbkreis geht (Band IV Tf. 54 Abb. 34); es ist das sog. Rasiermesser (s. d. A), von dem ich dahingestellt sein lasse, ob es wirklich diesem Zweck diente oder nicht vielmehr ein Ziehmesser, etwa zum Lederschneiden, war. Manche Formen entbehren des Griffs und wurden vom Rücken her in die Hand genommen, ebenso wie andere Formen mit kurzem Griff, der aber so unhandlich ist, daß er höchstens die Führung unterstützen kann.

§ 4. Beide Grundtypen setzen sich in die älteste EZ fort, in der die Bronze allmählich durch das Eisen verdrängt wird. In der LTZ hat der erste Grundtypus die Schweifung verloren, er differenziert sich in eine schwere (Hiebmesser) und eine leichte Form. Der zweite Grundtypus erscheint nur noch in stark gekrümmter Form mit der Schneide an der konvexen Seite.

Neben Stein und Metall wurden gelegentlich auch andere Stoffe wie Eberzahn (Band IV Tf. 185 b, c), Knochen und Holz zu M. verarbeitet.

Alfred Götze

B. Ägypten. Zu den ältesten Werkzeugen der vorgesch. Äg. gehört das Feuersteinmesser, dessen Bild eins der ältesten Zeichen der äg. Hieroglyphenschrift bildet (Petrie *Roy. Tombs* I Tf. 34 Nr. 24). Es ist sowohl in den ältesten Siedlungsresten (Petrie *Abydos* I Tf. 16ff.) wie als Beigabe in Hockergräbern in sehr zahlreichen Exemplaren gefunden worden. Die M. der ältesten Zeit sind meist ohne jeden Griff gefunden worden, doch mögen einfache Griffe aus Holz, wie Möller ihn einmal in Abusir el-Meleq (s. d.) gefunden hat (MDOG 34 S. 7), häufig vorhanden gewesen, aber spurlos zugrunde gegangen sein. (M. mit Griffen aus Elfenbein sind m. W. nie gefunden worden; die mit Reliefs versehenen „Messergriffe“ aus Elfenbein oder aus Goldblatt stammen sämtlich aus dem Antikenhandel, und ihre Echtheit ist neuerdings bezweifelt worden. Die M. der späteren äg. Prähistorie werden in der Feinheit der Bearbeitung des Feuersteins in der ganzen Prähistorie auf der Erde nicht übertroffen (Band III Tf. 99b). Um die Zeit der 1. Dyn. kommen Formen von M.

auf, die einen aus demselben Feuersteinstück herausgearbeiteten Griff zeigen (z. B. Petrie *Abydos* I Tf. 14f.; ders. *Tarkhan* I Tf. 12), die aber in der Technik weit hinter den älteren Stücken zurückstehen. Der Feuerstein wird mehr und mehr durch das Kupfer verdrängt, doch sind von entsprechenden Kupfermessern aus frühdyn. Zeit bisher keine Beispiele bekanntgeworden. Als Schlachtmesser im kultischen Gebrauch hat sich das Feuersteinmesser noch bis weit in die geschichtl. Zeit hinein erhalten; Darstellungen der Fabrikation solcher Feuersteinmesser im MR: Klebs *Reliefs MR* S. 107f.

Petrie-Quibell *Naqada* S. 50f., 75 und Tf. 72—76; Petrie *Diospolis* S. 32f. und Tf. 4, 7, 8; Reisner *Nāga ed Dér* I 112ff. und Tf. 40.

Ranke

C. Palästina-Syrien.

§ 1—2. Feuerstein (§ 1. Stz. — § 2. Funde bei den Ausgrabungen). — § 3. Bronze. — § 4. Eisen. — § 5. Schriftliche Nachrichten, Verwendung.

§ 1. Geräte, die als M. bezeichnet werden können, treten erst im späteren Paläol. auf. Ihre Vorläufer sind Splitter, die bei dem Zuschlagen der Faustkeile abfielen und so scharf gerieten, daß sie zum Schneiden benutzt werden konnten. Für das Chelléen kommen als FO in Betracht *sinn el-jil* und *urn es-šebbâq* in Phönizien (*Mélanges de la faculté orientale Beyrouth* 7 [1921] S. 207, 210 R. Desribes), der Skopus und die Rephaim-Ebene bei Jerusalem (P. Karge *Rephaim* 1917 S. 51, 55, 59). Im Aurignacien finden sich schon spitze, sorgfältig retuschierte M. (am *nahr el-ğöz* und bei *anteljäs* *Anthropos* 3 [1908] Tf. 12, 2ff.; 13, 2ff.; 17, 3f. G. Zum offen; ders. *La Phénicie avant les Phéniciens* 1900 Tf. 6, 1ff.; *myâret el-'abed* in Galiläa [6,9 cm l., 3,2 cm br.]; Karge *Rephaim* S. 91, 98, 102ff., 106, Abb. 12h, 14k, 16e, 17e, 21a). Dem Magdalénien (?) gehören die Klagen (darunter sogar Federmesser) von *'ain el-qušême* an (Th. Wiegand *Sinai* 1920 S. 124ff.). Im Neol. zeigt sich die Kunst, lange Späne mit einer oder zwei Schneiden herzustellen, in ihrer Vollendung. Bei den einschneidigen, die den äg. ähneln, ist der Rücken so breit, daß der Finger zum Druck aufgelegt werden kann. Gelegentlich ist eine besondere Kerbe für das erste Fingerglied vorgesehen (z. B. *der'a* *Ztschr. Ges. f.*

Erdkunde [Berlin 1907] S. 288ff. M. Blanckenhorn; *'ain el-mešâba'* J. Germer-Durand *Un Musée palestinien* [1907] S. 9 Abb. 7). Zweischneidige prismatische M., deren Spitze oft vorgebogen ist, fanden sich massenhaft an allen neol. FO, so in Phönizien in Byblos (*Monuments et mémoires* 25 [1921—22] S. 243 P. Montet), bei *minet dâlie* (*Mélanges de la faculté orientale Beyrouth* 7 [1921] S. 205 Tf. 14 R. Desribes), am *nahr el-keleb*, *räs el-keleb* und *räs bërût* (G. Zum offen *La Phénicie avant les Phéniciens* 1900 Tf. 3, 5ff.; 11, 14; 13, 4; *Anthropos* 5 [1910] S. 146 Tf. 1, 1ff. ders.); in Galiläa bei *chân lûbije*, zwischen *jarûn* und *'ain ibl*, *bêt lahm* bei Nazareth, *šefâ 'amr*, *chirbet 'orême*, *myâret el-entire* am *wâdi 'amûd*, *eğ-tâbra* (Karge *Rephaim* S. 131, 171, 174, 177, 179 Abb. 35c—e, 36f—k, 38, 40); weiter s. *tarbanâ* bei *'affûle* und *chân el-aħmar* bei *bêsân* (ebd. S. 171); am *wâdi fâra* (*ZfEthn.* 37 [1905] S. 455 M. Blanckenhorn); *tell en-našbe* (J. Germer-Durand *Un Musée palestinien* S. 10, Abb. 5); im Ostjordanland bei *es-salt* (ebd. Abb. 11f.), am Nebo (*ZfEthn.* 37 [1905] S. 454 M. Blanckenhorn [an der Spitze poliert]); an dem alten Kupferverhüttungsplatze *fenân* (ders. *Naturwiss. Studien am Toten Meer und im Jordantal* 1912 S. 149) und s. von *tebûk* an der *Heğâz-Bahn* (*Ztschr. Ges. f. Erdkunde Berlin* 1907 S. 233 ders.). Das Stück von *ba'albekk* aus poliertem Jadeit ist sicher aus dem Auslande eingeführt (R. Dussaud *Les monuments palestiniens* 1912 S. 130 Nr. 226). M. aus Obsidian, der gewiß von Melos (s. d.) stammt, kamen nur vereinzelt in Gezer vor (Macalister *Gezer* II 127). Echt äg. sind natürlich die M. im *wâdi marâra* auf der Sinai-Halbinsel (W. M. Flinders Petrie *Researches in Sinai* 1906 S. 136 Tf. 144, 1).

§ 2. Diese M. aus Feuerstein sind wegen ihrer Billigkeit und Haltbarkeit (einige sind heute noch haarscharf) bis in die spätere Zeit hinein verwendet worden und fanden sich deshalb in Massen bei den Ausgrabungen (Sellin *Tell Ta'annek* S. 28, 34, 47, 49, 81 Tf. 7; Schumacher *Tell el-mutesellim* S. 11, 26, 66, 72, 74, 81, 103, 157, 159, Abb. 231, Tf. 14A, 22 De [bis in die 5. Schicht]; Sellin-Watzinger *Fericho* S. 112ff. Tf. 23, 1—11; 24, 48—59; 25, 84—87. 90—117;

26, 118—120. 123; Macalister *Gezer* I 77, 84, 93, 96, 120, 123, 265, 267, 330, 335; II 99, 122ff.; III Tf. 23, 11; 32, 15ff.; 36, 17; 138, 4ff.; Bliss-Macalister *Excavations* S. 142, Tf. 71; Bliss *Tell el Hesi* S. 124, Abb. 247). Die ältesten Stücke sind die längsten und feinsten (Sellin *Tell Ta'annek* S. 94 [bis 21 cm l., 2,3 cm br.]). Die meisten sind zweischneidig, doch finden sich auch noch viele mit nur einer Schneide. Das eigentümliche Vorbiegen der Spitze erklärt sich aus der Form, die der Splitter beim Abschlag bekam. Wahrscheinlich sind sie so gebraucht worden, wie man sie geschlagen hatte. Einige kurze Stücke haben aber einen Zapfen oder Stiel, der schmaler ist als das Blatt (Sellin-Watzinger *Fericho* S. 112, 10. 11), wurden also in einen Griff aus Holz (Macalister *Gezer* II 123) oder Horn (Schumacher *Tell el-mutesellim* S. 87) gesteckt und mit Harz eingekittet. Obwohl sich eine wirkliche Typenreihe noch nicht bestimmen läßt, erkennt man doch, daß die Werkzeuge unter dem Einflusse der Metallbearbeitung ihre Form allmählich verändern.

§ 3. M. aus Kupfer wurden angeblich auf dem *tell el-hesi* (Bliss *Tell el Hesi* S. 39 Abb. 78) und in der 2. Schicht von Thaanach (Sellin *Tell Ta'annek* S. 94) gefunden, doch sind sie nicht näher beschrieben. Solche aus Bronze treten neben denen aus Feuerstein überall in den ältesten Schichten auf und bleiben dann bis weit in die EZ hinein in Gebrauch (ebd. S. 28, 41, 61f., 65, Tf. 8g—i; *Nachlese* S. 11, 15, 23, Abb. 17, 33; Schumacher *Tell el-mutesellim* S. 70, 81, 84, 137, Abb. 18a, 1. 2; 207, Tf. 22E, 261; Sellin-Watzinger *Fericho* S. 151; Macalister *Gezer* I 141, 354, 383, 390; II 47, 85, Abb. 276; III Tf. 106, 3; 109, 14; 121, 12; 135, 12a; 198, 1ff.). In Gezer zeigt sich um 2000 v. C. eine Form, bei der sich die Schneide bis zur Spitze stark rückwärts biegt (ebd. I 92, 301; II 268; III Tf. 21, 20; 60, 1; 198, 1), während bei den späteren Stücken beide Seiten parallel laufen. Die Befestigung im Griff, der hier nie gefehlt hat, geschah entweder mit 2—3 Niete, durch einen Zapfen oder durch eine Angel (ebd. III Tf. 121, 12; 198, 5ff.). Dieser Griff bestand aus Holz, Knochen (III Tf. 198, 11) oder Elfenbein (III Tf. 198, 16).

Offenbar sind diese Griffmesser aus dem W eingeführt worden. Ein M. aus Megiddo hat unterhalb der Spitze einen runden Einschnitt, so daß ein Widerhaken entsteht (Schumacher *Tell el-mutesellim* S. 21 Abb. 18a). Bei einem Stücke aus Gezer war hinter dem Blatte ein langer Dorn angebracht, vielleicht für Fellbearbeitung (Macalister *Gezer* II 77 Abb. 270).

§ 4. Die M. aus Eisen behalten im wesentlichen dieselben Formen (Sellin *Tell Ta'annek Nachlese* S. 23f. Abb. 33; Schumacher *Tell el-mutesellim* S. 103, 109, 132, 144, 168, Abb. 246h [von der 5. Schicht ab]; Sellin-Watzinger *Fericho* S. 152 [mit Griffzunge]; Macalister *Gezer* 182, 291f. [sog. Philistergräber], 315, 335, 342, 355, 369, 371; II 230, 271; III Tf. 55, 13; 76, 10; 89, 19; 96, 6. 13f.; 114, 3; 189, 26f.; 199, 1ff. [in der 3. Schicht noch spärlich]; Reisner-Fisher-Lyon *Harvard Excavations at Samaria* 1924 S. 349f.). Nur wird ab und zu bei den einschneidigen M. der Rücken breit. Auch hier dienen Zapfen oder Niete zur Befestigung im Griff, einmal auch eine Tülle (Macalister *Gezer* II 271; III Tf. 199, 9).

§ 5. Leider erfahren wir nicht, woraus die 87 M. gefertigt waren, die Thutmosis III. nach der Schlacht bei Megiddo erbeutete (J. H. Breasted *Ancient Records of Egypt* II 436). Das AT kennt noch die M. aus Feuerstein, die vor allem zur Beschneidung (s. d. B, D) gebraucht wurden (hebr. *šor*, Exod. 4, 25; *char'bôt šurim* Jos. 5, 2; S. Krauß *Talmudische Archäologie* II [1911] S. 11f.). Bei den übrigen Angaben hat man wohl an bronzene oder eiserne Werkzeuge zu denken, z. B. *ma'akelet*, Schlachtmesser (Gen. 22, 6ff.; Richt. 19, 29; Sprüche 30, 14; späthebr. *sakkîn* Sprüche 23, 2; nur zum Zerteilen des Fleisches vor der Mahlzeit, da man wie heute mit den Fingern aß); *mazmērâ* Winzermesser (Jes. 2, 4; 18, 5; Micha 4, 3; Joël 4, 10); *ta'ar* (Num. 6, 5; 8, 7; Jes. 7, 20; Psalm 52, 4) oder *ta'ar hagallābīm* Schermesser (Ezech. 5, 1); *ta'ar haš-šōfēr* Federmesser zum Spitzen des Schreibrohres (Jerem. 36, 23). Aus diesen Namen ersieht man zugleich den Zweck, zu dem die M. benutzt wurden. Vor allem dienten die M. zum Rasieren und zum

Schneiden des Haupthaars (s. Haartracht C), da es keine Schere gab.

H. Guthe *Kurzes Bibelwörterbuch* 1903 S. 431.
Peter Thomsen

D. Vorderasien. M. aus Feuerstein existierten im Zweistromlande bereits in der neol. Per.; später bestanden sie aus Kupfer, Bronze und Eisen. Form und Ausstattung wechselten vielfach im Laufe der Zeiten. S. Dolch D.

B. Meissner

E. Medizin. Das Steinmesser (s. d.), ein durch Schlagen, später durch feines Schleifen angeschärfter Stein (besonders Feuerstein und Obsidian) zum ziehenden oder drückenden Schneiden, ist einer der ältesten vorgesch. Behelfe. In der Zeit des geschliffenen Steines (Neol.) wird auf dessen Schneide ganz besondere Mühe verwendet, da die geschlagene Klinge an Schärfe nur mühsam erreicht werden konnte.

Der Bedarf der kleinen Chirurgie, wie Abszeßöffnung und Aderlaß, wurde mit dem Gebrauchsmesser gewöhnlicher Form bestritten. Nirgends hat man in der StZ speziell ärztliche M. festzustellen vermocht. Für kultische oder doch dem Kulte nahestehende Zwecke blieb das altgeheiligte Steinmesser noch lange Zeit, Jh., selbst Jht. in die Metallzeiten hinein, in Verwendung, z. B. für die Beschneidung (s. d. D) und für den seitlichen Öffnungsschnitt des Bauches bei der Mumifizierung. Für letztere ist es noch bei Herodot bezeugt, für erstere auf einem Wandrelief zu Saqqarah aus der Zeit der 6. Dyn. (ca. 2500 v. C.); es scheint sich da um holzgeschäftete ovale Messer mittlerer Größe gehandelt zu haben.

Bronzemesser aus Ägypten mit langer, gerader Klinge, die für medizinische Zwecke dienen, sind bei den Instrumenten besprochen. S. Chirurgische Instrumente.

L. Pfeiffer *Die steinzeitliche Technik* 1912;
W. M. Müller *The earliest representations of surgical operations. Egypt. Researches, results of a Journey in 1904* Washington 1906 S. 60—62 Tf. 105; J. Capart *Une rue de tombeaux à Saqqarah* Brüssel 1907 S. 51f. Tf. 46.

Sudhoff

Messing s. Legierung § 5.

Mestas, Las. Höhle am Zusammenflusse der Bäche Nora und Nalón, bei Las Regueras, unweit Trubia (span. Prov. Asturias). Entdeckt von H. Obermaier und Graf de la Vega del Sella (1916), mit einigen

primitiven Gravierungen, darunter Tierumrisse. S. Kunst A II. H. Obermaier

Mesvillen s. Belgien A, Eolithenproblem § 7.

Metall, Metallbearbeitung. S. a. Bergbau.

A. Europa s. Antimon A, Arsenik, Blech, Blei A, Bronzeguß A, Bronze-technik A, Bronzezeit, Draht A, Drücken, Einlage A, Eisen A und B, Feingehalt A, Filigran A, Gold A, Goldschmiedekunst A, Granulation A, Kobalt, Kupfer A, Lahn, Legierung, Löten A, Nickel, Niello A, Nieten A, Patina A, Plattieren, Prägen A, Silber A, Tauschierung, Vergolden A, Versilbern, Zink, Zinn.

B. Ägypten.

I. Metalle: § 1. Gold. — § 2. Silber. — § 3. Kupfer. — § 4. Zinn. — § 5. Blei. — II. Metallbearbeitung: § 7. Heiße Verfahren. — § 8. Kalte Verfahren.

§ 1. Gold. Wenn auch die Kultur des vorgesch. und fröhdyn. Ä. durchaus steinzeitl. gewesen ist, hat sie doch schon früh Edelmetalle verwendet. Das Gold (äg. nub) kam aus Bergwerken (s. Bergbau C, Gold B) in der Wüste zwischen dem Nil und dem Roten Meere, zu denen man von oberäg. Städten aus oder durch Nubien gelangte. Die Nubier haben Gold außer aus Minen auch aus dem Nilsand durch Auswaschen gewonnen und nach Ä. weitergegeben, sodaß Nubien die eigentl. Goldquelle für Ä. gewesen ist. Eines der nub. Goldbergwerke ist auf einer Karte der 19. Dyn. dargestellt. Den Betrieb in einem Goldbergwerk, dessen zweckmäßige Anlage moderne Besucher rühmen, schildert ein griech. Bericht (Diodor III 11). Gewonnenes Gold ist schon in fröhdyn. Zeit in Privatbesitz vorhanden gewesen, sei es in Form der später üblichen Ringe und Barren, sei es zu Schmucksachen verarbeitet, so daß die Königsannalen von Zeit zu Zeit eine „Zählung des Goldes“ verzeichnen können. Seit dem NR kam auch Gold aus Asien nach Ä., obwohl Briefe asiat. Fürsten an den Pharaon das Nil-Land als die eigentl. Goldquelle des Altertums hinstellen.

§ 2. Silber kommt in vorgesch. Zeit vereinzelt vor. In den älteren Urkunden ist es an Wert über das Gold gestellt. Wenn

man nicht annehmen will, daß es in Nubien auch Adern reinen Silbers gegeben hat, muß man auch für die älteste Zeit daran festhalten, daß das Silber so gut wie ausschließlich in Vorderasien gefördert und nach Ä. eingeführt worden ist. Im NR ist Silber in solcher Menge als Tribut und Handelsware aus Asien nach Ä. abgeliefert worden, daß es niedriger als Gold bewertet wurde. Diesen Wandel der Bewertung veranschaulicht deutlich, daß ein vorgesch. Schmuckstück aus einem goldenen Kern mit aufgelegtem Silberblech besteht (Quibell *Archaic Objects* Tf. 58 Nr. 14516), daß aber schon im MR ein Schmuckstück Goldbelag auf silberner Unterlage zeigt (Bénédicté *Miroirs* Tf. 22 Nr. 44090 S. 45).

Das in Nubien gewonnene Edelmetall ist nicht rein, sondern enthält meist Gold und Silber vermischt. S. Elektron B.

§ 3. Da das Eisen (s. d. C) im alten Ä. keine Rolle gespielt hat, ist Kupfer das erste und bis in die griech. Zeit hinein wichtigste M. für die Nil-Länder gewesen. Die Quelle des Kupfers sind weder äg. Minen gewesen, aus denen nur geringe Mengen gekommen sein können, noch die Insel Zypern, deren Kupferreichtum ihr den Namen gegeben hat, und die erst vom MR oder NR ab Ä. beliefert haben kann (s. Kypros), sondern die Sinai-Halbinsel (s. d.). Dort haben die Äg. seit der frühdyn. Zeit eigene Minen betrieben, deren Arbeit sie durch militärische Expeditionen sicherten. Das geförderte Kupfererz wurde dort verhüttet und das ausgeschmolzene Metall nach Ä. befördert, zunächst auf dem Roten Meere, dann vermutlich auf Karawanen in der Richtung auf Memphis. Geräte und Werkzeuge aus Kupfer sind aus dem AR in mäßiger Zahl erhalten. Ausschließlich mit ihnen sind die steinernen Blöcke und Vasen der älteren Zeit bearbeitet worden, soweit nicht Holz oder Sand angewendet worden ist. Kupferne Meißel müssen sich schnell abgenutzt haben, sodaß der Steinarbeiter eine ganze Reihe von ihnen nebeneinander im Gebrauch gehabt haben wird, die in kurzen Abständen neu geschärft werden mußten. Das im AR verarbeitete Kupfer hat, wie gelegentlich gemachte Analysen zeigen, zuweilen einen Zusatz von Zinn gehabt, der aber dem M. nicht ab-

sichtlich beigefügt worden ist, sondern schon in ihm mit gewonnen wurde. Über die Härtung des Kupfers durch Beimengung von Zinn s. Bronzeguß B.

Viele Altertümer, als deren Material nach dem Augenschein Bronze angegeben wird, würden sich durch eine Analyse vermutlich als Kupfer herausstellen, z. B. ein Rollsiegel der 5. Dyn. (Ann. Serv. Antiqu. Egypte 15 [1915] S. 94 Daressy). — Alte Kupferarbeiten: Ath. Mitt. 1913 S. 239—262 mit Tf. 10—12; Journ. Eg. Arch. 1 (1914) S. 233 v. Bissing; ÄZ 53 (1917) S. 50 Sethe. — Werkzeug und Gerät aus Kupfer: Petrie *Illahun, Kahun and Gurob* 1891 Tf. 7 S. 12; Quibell *El Kab* 1898 S. 4.

§ 4. Reines Zinn ist von den Äg. scheinbar sehr selten verarbeitet worden, Gegenstände aus ihm sind so gut wie gar nicht erhalten. Woher das seit dem MR dem Kupfer zur Härtung beigefügte Zinn (s. Bronzeguß B) stammt, ist unbekannt. Vorkommen von Zinn in Afrika ist noch nicht aufgespürt worden, also kommen nur Bergwerke in Italien, Spanien und England in Frage. Aus ihnen muß das in Ä. verwendete Zinn stammen, und sie mögen nacheinander, je nach der Ausdehnung des äg. Handels, das M. durch Vermittlung anderer Mittelmeervölker in das Nil-Tal geliefert haben.

L'Anthrop. 10 (1899) S. Reinach.

§ 5. Blei ist vereinzelt schon in vorgesch. Zeit verarbeitet worden (Bleifigur: Ancient Egypt 2 [1915] S. 15), gelegentlich auch später, aber immer nur in geringem Maße. Die Weichheit des M. erlaubte seine Verwendung nur für Gegenstände, die keiner starken Abnutzung ausgesetzt waren; in griech. Zeit sind in Syrien auch Särge aus Bleiplatten mit Reliefschmuck hergestellt worden. Der Wert des Bleis muß hoch eingeschätzt worden sein; an einer Leiche der Spätzeit ist die Maske aus Blei getrieben, während die übrigen Teile des Mumienbelags aus feuervergoldetem Silber bestehen (Hildesheim Nr. 2240). Ein antikes Bleibergwerk liegt am Gebel Baram, ö. von Assuan.

Abh. Preuß. Akad. 1871—72 Lepsius; H. Blümner *Technol. und Terminol.* IV (1887) S. 10—226; Em. Vernier *Bijouterie et joaillerie*

1907; Ancient Egypt 2 (1915) S. 12 Petrie; Georg Müller *Metallkunst* 1925; Gsell *Kupfer und Eisen* Diss. Karlsruhe 1910.

§ 6. Als verarbeitetes M. kommt für die äg. Frühzeit in erster Linie das Kupfer für Waffen und Gerät in Frage, das Gold für Schmuck; Silber tritt nur vereinzelt auf. Vom MR ab erscheint an Stelle des Kupfers die Bronze. Zur Bearbeitung dieser M. haben die Äg. eine Reihe von Verfahren ausgebildet, deren Anfänge in die vorgesch. Zeit zurückgehen. In der geschichtlichen werden sie nach der technischen Seite hin ausgestaltet, und die künstlerischen Motive ihrer Formgebung und Ausschmückung werden durchgebildet und bereichert.

§ 7. Die für das Schmelzen der M. angewendete Arbeitsweise ist bei allen M. im wesentl. die gleiche. In Tonpfannen wird das Rohmetall geschmolzen auf einem Feuer, das in älterer Zeit von Männern mit Blasrohren, seit dem NR durch Blasebälge geschürt wird. Das Gießen findet in Formen aus Stein oder Ton (s. Bronzeuß B) statt, die auf Grund von Wachsmodellen hergestellt sind. An die fertiggegossenen Stücke können andere Metallteile angesetzt werden durch Löten (s. d. B). In der Goldschmiedekunst (s. d. B) spielt das Auflöten von Schmuckteilen eine große Rolle, aus Kreta dringt das Auflöten von Goldkörnern in Mustern ein (s. Granulation B). In Figuren, Waffen und Gerät kann mit Hilfe eines ebenfalls aus dem Mittelmeer stammenden Verfahrens ein Metallgemenge, besonders Silber, unter Zusatz von Schwefel, eingeschmolzen werden (s. Niello B).

§ 8. Das gegossene M. wird durch stiellose Steinhämmer geschlagen und gedehnt, über einer festen Unterlage auch in bestimmte Formen gebracht, besonders für Gefäße (s. Treiben B). Die Oberfläche der gegossenen Gegenstände wird mit Punzen (s. d. B) bearbeitet und in den Einzelheiten durchgebildet; mit diesen wird auch die Ziselierung bis zu den feinen Linien der Dekoration und Schrift hergestellt, während das Gravieren (s. d. B) der zartesten Linien durch Einschneiden mit dem Grabstichel geschieht. Dünnes Metallblech erhält über einem Steinkörper durch Aufhämmern eine Form, die eine ähnliche Wirkung wie das Pressen hervorbringt. Das eigentliche

Prägen (s. d. B) oder Stanzen erscheint erst in griech. Zeit, insbesondere bei der Münzprägung. Geräte und Schmuck erhalten eine reizvolle Wirkung vermittels der Durchbrucharbeit (s. d. B). Einlagen von Steinen, Glasstücken oder Fayenceplatten, auch von anders gefärbten Metallstücken, dienen häufig zur Belebung der Oberfläche von Arbeiten besonders in Bronze und Gold (s. Einlage B). Die Herstellung von Draht (s. d. B) in Kupfer und Gold ist schon in alter Zeit bekannt gewesen.

Blümner *Technol. und Termin.* IV (1887) S. 227, 302; Vernier *Bijouterie et joaillerie* 1907; ders. *Bijoux et orfèveries* 1909 Catal. Génér. Le Caire; Georg Müller *Metallkunst* 1925; J. Capart *Leçons sur l'art égyptien* 1920 S. 467. Roeder

C. Palästina-Syrien.

§ 1—3. Kupfer (§ 1. Funde. — § 2. Äg. Nachrichten. — § 3. Amarnabriefe, das AT). — § 4. Zinn. — § 5. Blei.

§ 1. Wie anderwärts, so war auch in Palästina-Syrien Kupfer das erste M., das verarbeitet wurde. Freilich sind die Funde bisher so spärlich, daß man von einer Kupferzeit als Vorgängerin der BZ nicht mit Bestimmtheit reden kann. Die ältesten Stücke sind die leicht verzierten Kupferringe aus Draht, die in Dolmen gefunden wurden (s. Schmuck D § 2). Doch macht die Tatsache bedenklich, daß Dolmen gelegentlich in sehr später Zeit wieder zu Bestattungen benutzt wurden (s. Megalithgrab F). Zweifelhaft ist auch die Entstehungszeit der Axt und Nadel aus Kupfer von *bēt sâhûr* (s. Bethlehem), obwohl sie unter Feuersteingeräten lagen. In den Ausgrabungsberichten werden wiederholt kupferne Gegenstände verzeichnet. Sie sind aber nicht alle auf ihre chemische Zusammensetzung untersucht worden, so z. B. die 14 feinen Wurfspießspitzen aus Grab 30 in Gezer (s. d.; Macalister *Gezer* I 313), die Ringe, Töpfe, Messer, Werkzeuge und Platten in Thaanach (s. d.), die z. T. mit Eisen zusammenlagen (Sellin *Tell Ta'annek* S. 18, 27, 44, 73f., 79, 94). Dagegen ergab die Probe bei den Äxten, Speerspitzen, Hacken und Messern aus der 1. Stadt in Lachis (s. d.), daß sie zu 94,9% aus Kupfer bestanden (Bliss *Tell el Hesi* S. 39, 188ff.). Das gleiche gilt von den Geräten in Jericho (Sellin-Watzinger *Jericho* S. 46, 65,

116ff.; s. Axt C; Band I Tf. 60), bei denen 99,37% Kupfer nachgewiesen wurde.

§ 2. Nach den äg. Berichten haben die Pharaonen von der 18. Dyn. ab mehrfach Kupfer in Palästina-Syrien erbeutet oder als Tribut erhalten. So wird „asiatisches Kupfer“ unter Amenhotep I., Thutmosis I., III., Sethos I. und Ramses II. erwähnt (J. H. Breasted *Ancient Records of Egypt* II 45, 104, 614; III 217, 537). Die Herkunft aus Syrien wird durch die gleichzeitige Erwähnung von Zedernholz und die ausdrückliche Angabe bewiesen, daß es in *rtnw* erbeutet sei (ebd. II 755; Wreszinski *Atlas I* [1924] Tf. 317: Grab des Rechmerê). In seinen Annalen verzeichnet Thutmosis III. wiederholt Kupfer in Blöcken oder verarbeitet als Beute aus Tunip (Breasted II 459 [Gefäße]), *rtnw* (II 471 [40 Blöcke], 491 [80 Blöcke], 509 [2821 *deben* 3 $\frac{1}{2}$ *kidet* und 276 Blöcke]) und *dhi* (II 460, 462, 490, 536). Vielleicht erklärt sich die Bezeichnung eines Medikaments als *nḥš* (M. Burchardt *Die altkanaanäische Fremdwörter und Eigenamen im Äg.* II [1910] S. 31 Nr. 579) auch als Kupfer.

§ 3. In den Amarna-Briefen erscheint Kupfer (*erû*) als Wertmesser (Knudtzon 33, 16ff.; 34, 18; 35, 10; 36, 6ff.; 40, 7ff. [sämtlich aus Alašia = Zypern]; 69, 27; 77, 7ff.; 109, 64). Dabei werden gutes Kupfer (*erû šābu* 40, 14) und legiertes Kupfer, also wohl Bronze (*erû mazû* 19, 38), unterschieden. Dem entspricht noch die Stellung von Kupfer (hebr. *nḥōšet*) zwischen Silber und Eisen im AT (Num. 31, 22). Sonst ist aber sicher mit diesem Ausdrucke Bronze gemeint (Ezech. 22, 18ff.; 27, 13; Hiob 28, 2). Über die Herkunft dieses Kupfers s. Bergbau D § 2f. Die Kupferminen auf der Sinai-Halbinsel haben die Pharaonen seit der 1. Dyn. ausgebeutet (W. M. Flinders Petrie *Researches in Sinai* 1906; Müller *Asien und Eur.* S. 33f., 126f.).

§ 4. Zinn ist in großen Mengen zur Herstellung der Bronze benutzt worden (s. Bronzezug C § 2). Gesondert wird es unter Ramses III. genannt (Pap. Harris 21b, 14; 68a, 11; Breasted *Records* IV 245, 385). Nach dem AT wurde es aus Tharsis, also aus Spanien, eingeführt (hebr. *b'dil* Ezech. 27, 12) und mit anderen M. geschmolzen (22, 18ff.), vorher aber ge-

reinigt (Num. 31, 22; Jes. 1, 25). Wenn auf einem äg. Relief der 6. Dyn. Leute mit Wurfhölzern Zinn nach Ä. bringen, so liegt entweder ein Versehen vor, oder die Syrer sind nur die Vermittler des von anderwärts eingeführten M. gewesen (W. M. Müller *Egyptological Researches* II [1906] S. 5ff. Tf. 1).

§ 5. Häufiger wird in alter Zeit Blei genannt. Thutmosis III. hat es aus Syrien (*rtnw*) und Tunip erhalten (Breasted *Records* II 460, 462, 471, 491 [11 Blöcke], 509 [26 Blöcke], 534 [1100 *deben*], 558). Nach dem AT wurde es ebenfalls aus Tharsis gebracht (hebr. *oferet* Ezech. 27, 12). Man verstand es zu schmelzen (Num. 31, 22; Jerem. 6, 29; Ezech. 22, 18), redete im Sprichwort von seiner Schwere (Exod. 15, 10; Sirach 22, 17) und verwendete es zu sicherem Verschluss von Gefäßen (Sach. 5, 7), zu Formen (? Hiob 19, 24) oder als Senkblei des Maurers (hebr. *ʿanāk* Amos 7, 7f., vgl. Jes. 34, 11; 2. Kön. 21, 13; S. Landersdorfer *Sumerisches Sprachgut im AT* 1916 S. 36f.). Gegenstände aus Blei, z. B. Schminkstifte, fanden sich bei den Ausgrabungen aber erst in späteren Schichten (Bliss *Tell el Hesi* S. 80 Abb. 151; Macalister *Gezer* II 118 Abb. 292). Erst in hellen.-röm. Zeit wurde es allgemeiner zu Gewichten, Ringen, Schleudergeschossen oder Särgen verwendet oder zu magischen Zwecken benutzt (Bliss-Macalister *Excavations* S. 154f., 186). Spuren von Bleierz wurden am *ḡebel ʿagra* in Syrien, von Bleiglanz zusammen mit Malachit s. vom Toten Meere nachgewiesen (M. Blanckenhorn *Handbuch der regionalen Geologie* V 4 [1914] S. 136). Über Zink s. Bronzezug C § 2; vgl. Antimon B, Eisen D, Gold C, Goldschmiedekunst C, Silber C.

H. Guthe *Kurzes Bibelwörterbuch* 1903 S. 94, 166f., 432f., 752. Peter Thomsen

D. Vorderasien. Im Alluviallande Babylonien gab es keine M. Da wir seit den ältesten hist. Zeiten (ca. 3200 v. C.) schon M. dort antreffen, müssen sie auf dem Handelswege dorthin gekommen sein. In Assyrien und den umliegenden Landschaften gibt es allerdings allerlei Bodenschätze, Kupfer, Blei, Silber, Antimon, Salz, aber unsere Quellen verraten uns nicht, ob sie auch im Altertum abgebaut

worden sind. — In der ältesten Zeit (ca. 3000 v. C.) wurde nur reines Kupfer verarbeitet; aber bald fand man, daß es durch Beimischung von anderen M. an Härte und Ansehen gewönne, ja eine ganz neue Form annehme, die man Bronze nannte. Anfangs scheint Blei und Antimon zur Legierung benutzt worden zu sein, später hat dann das Zinn alle anderen Beimischungen verdrängt. Woher das Zinn in dieser Zeit bezogen wurde, ist noch dunkel. Nach Strabo (XV 2, 10) findet es sich bei den Drangen im heutigen Seistan, auch im n. Chorasán sollen ergiebige Zingruben liegen. An einen Verkehr mit Nordwesteuropa ist in dieser frühen Per. wohl nicht zu denken (s. Handel E). — Eisen wird sicher schon in der Hammurapi-Zeit (ca. 2000 v. C.) erwähnt, ist aber noch selten und teuer. Erst in den folgenden Jh. (1500—1250 v. C.) wird es bekannter und beliebter, bis es seit dem 9. vorchristl. Jh. ganz häufig wird. Neben diesen Hauptmetallen wird auch Antimon (s. d. C), Blei, Magnesit und Zinn verarbeitet. S. a. Bergbau E.

B. Meissner *Babyl. und Assyr.* I (1920)
S. 265ff., 346ff.

B. Meissner

Metalleinlage s. Bronzetechnik, Einlage, Goldschmiedekunst, Niello, Tauschierung.

Metallfärbung s. Färberei, Legierung.

Metallgeld s. Geld § 11ff.

Metallstil. § 1. Zu den frühesten gesicherten Beispielen einer Übertragung getriebener Metallgefäße in geringeres Material gehören wohl die nordd.-dän. Holzschalen mit Henkel aus der II. Per. Mont. der BZ (Band IX Tf. 116c), zu denen eine getriebene Bronzetasche aus Bornholm als mögliche Vorlage in Betracht kommt (Kossinna *Die deutsche Vorgesch.*² Tf. 20 Abb. 178, 179 — das umgekehrte Verhältnis ist wenig wahrscheinlich). Bis zu den Situlen, Schnabelkannen, Kannen mit röhrenförmigem Ausguß der LTZ haben dann die kostbaren, aus dem S importierten oder unter Anlehnung an die griech.-ital. Toreutik entstandenen Metallgefäße, sowohl dies- wie jenseits der Alpen, eine unmittelbare Nachahmung in Ton gefunden oder auch die

Formgebung und Verzierung der einheimischen Keramik beeinflußt.

§ 2. Dieser M. in allgemeinerem Sinne äußert sich in einer scharfkantigen, durch das Zusammenstoßen von geraden oder konkaven und konvexen Teilen hervorgerufenen Profilierung der Tongefäße, einem scharf absetzenden, zuweilen weit ausladenden, horizontalen Mundrand (unter dem Einfluß altital. Metallgefäße namentlich in der ausgehenden BZ bzw. frühen HZ in der Zone n. der Alpen), in der Dünnwandigkeit der Gefäße (südd. Tongefäße der frühen HZ), in der durch Rauchschwärzung (Bucchero[s. d.]-Ton), später durch Graphitierung glänzend schwarzen Oberfläche (west- und mitteleurop. Keramik der späten BZ, HZ und LTZ; s. a. Graphitierte Gefäße). Sodann in der Verzierung: die Zinnstifte der nord. Holzschalen erinnern an die getriebenen Punktreihen des — allerdings etwas späteren — Bronzekessels von Pecatel (s. d.; Band X Tf. 19b), die Nietköpfe der ital. vernieteten Bronzegefäße werden namentlich in der venetischen und adriatisch-alpinen Keramik der früheren EZ durch Bronzeknöpfchen in Ton nachgeahmt; Kanneluren, Buckel, eingestempelte Kreise, Riefen usw. der spätbronzezeitl. und hallstätt. Keramik mögen zum Teil auf die getriebene Metallverzierung zurückgehen, ebenso die charakteristischen Wülste und Hohlkehlen an Tongefäßen der LTZ.

§ 3. Vor einer Überschätzung des Einflusses der Metalltechnik bei der Erklärung der genannten Merkmale ist indessen zu warnen. Eine scharfkantige Profilierung der Tongefäße ist schon aus dem Spätneol. (u. a. Bschanzer Keramik) und frühesten BZ (Aunjetitzer Keramik) bekannt, ohne daß hier doch wohl an einen Zusammenhang mit getriebenen Metallgefäßen gedacht werden könnte. Auch für die schon aus der j. StZ bekannte Verzierung mit Buckeln, Kanneluren, konzentrischen Kreisen an südd. Tongefäßen der B-Stufe Reinecke der BZ dürfte ein Zusammenhang mit der Metallbearbeitung fraglich sein. Am wahrscheinlichsten ist, daß die einheimische Kunstentwicklung selbständig von der rundlichen, für die Keramik natürlichen Formgebung der StZ zu einer energischeren Profilierung und von der flach

eingritzten zu einer plastischen Verzierung der Tongefäße geschritten ist, und daß der neue Formsinn nachträglich frische Anregungen aus der Toreutik geschöpft hat.

S. Buckelverzierung, Kannelierung.
Behrens *Bronzezeit* S. 218; Hoernes *Urgesch.* S. 278, 395, 416f., 457, 463, 471, 475, 480ff., 635, 643; *Alt Bayer. Monatsschr.* 5 (1905) S. 110f. P. Reinecke; *AuhV* 5 S. 213, 245ff., 286f., 292, 322, 337, 406f. ders.; 10. Ber. röm.-germ. Kom. 1918 S. 25, 32, 36, 42, 44, 49 Schumacher; *ZfEthn. Verh.* 1901 S. 277 A. Voss.

F. A. v. Scheltema

Metallurgie, Chaldische s. Tuschpa.

Meteorologie s. Sternkunde.

Metopenband. Das M. entsteht schon in der Gefäßverzierung des nord. Neol. selbstständig dann, wenn die vertikalen Linienbündel, die das schräge oder senkrechte Aufsteigen der Gefäßwand betonen, oben und unten an ein horizontales Rand- oder Gürtelornament anstoßen. So z. B. häufig in der nord. Megalith-Keramik (vgl. z. B. Tf. 27 Abb. 13), dann auch bei der Schulterverzierung der thüring. Schnuramphoren (sehr ähnlich an trojan. Gefäßen der II.—V. Stadt). Wird der tektonische Charakter des Ornaments gewahrt, so bleiben die Metopen leer. Dagegen werden z. T. in den oben genannten Gruppen, dann besonders in dem freieren Stil der Glockenbecher- und der ostalpinen Keramik die umrahmten Metopen-Felder gern mit einem sekundären, zu der Gefäßform in keiner Beziehung mehr stehenden Muster gefüllt (Band IV Tf. 148, 150—152; s. Füllmuster, Rahmenstil). — Erst unter Anlehnung an die Dipylon-Villanova-Ornamentik spielt das M. von neuem eine bedeutende Rolle in der gemalten Verzierung der Hallstattgefäße, am Niederrhein während der II. Per. Reinecke, in Süddeutschland-Ungarn auch noch während der nächsten Stufe (vgl. Tf. 86). — Das in der II. protoetrusk. Per. in Mittelitalien oft verwendete M. mit Rautenförmige Füllung begegnet seltsamerweise noch in der gleichen Form an südfz. bemalten Gefäßen der späten LTZ (Montelius *Vorklass. Chronol.* Tf. 12 Abb. 3, 11; Déchelette *Manuel* II 3 S. 1493 Abb. 683). F. A. v. Scheltema

Mezine s. Kunst A § 6, Südrußland A.

Michajlovo-Apostolovo (Gouv. Cherson, Südrußland). Gut des ehemaligen General-Leutnant A. N. Sinjolinov im Kr. Cherson,

der, unterstützt von D. J. Evarnickij, im J. 1897 zwei große Grabhügel „Babý“ und „Raskopana Mogila“ untersuchte. Die Funde kamen nach Leningrad in die Eremitage.

I. § 1. Babý-Kurgan. Gestört wie auch die „Raskopana Mogila“. Der Name von einer Steinfigur („Kamennaja baba“; s. Steinmütterchen), die einstmals oben auf seiner Spitze stand. Etwa 6 km vom Gutshaus entfernt am Wege von M.-A. nach dem Dorfe Novopokrovskoje. Umfang an der Sohle ca. 115 m; Dm ca. 42 m, H. noch ca. 3,50 m. Der Aufschutt bestand aus Erde und großen Steinen, und darin fanden sich Reste von der Totenfeier. Dicht unter der Spitze, wahrscheinlich in einer Horizontalschicht, Pferdeknöchel, tiefer Knochen von Rind, Schaf, Vögeln und Scherben von skyth. Tongefäßen. In 2,10 m T., im Zentrum des Hügels, lag ein Steinkreis von 34 m Umkreis, daneben das Bruchstück eines Mühlsteines. Etwas tiefer Scherben eines griech. schwarzgefirnigten Gefäßes (unveröffentlicht). Noch tiefer eine Frauenbestattung ohne Beigaben, Stücke eines menschlichen Schädels u. a.

§ 2. Der Zentralschacht, 5 m t. in den gewachsenen Boden eingeschnitten, hatte im Querschnitt ein fast halbkreisförmiges Profil (16,35 m Umkreis). An seiner s. (geraden) Wand war in 2,15 m T. ein Vorsprung aus dem gewachsenen Boden von 3,20 m L., 0,53 m Br. und 1,25 m T. Auf dem Boden des Schachtes Reste einer hölzernen Dielung. Genau in der Mitte des Schachtbodens stand eine (zerdrückte) bronzene Hydria.

Die Gräber waren in 3 Nischen an der der SW-, N- und SO-Ecke des Zentralschachtes angelegt und sämtlich geplündert, doch fanden sich immerhin noch genügend Stücke, die den Charakter des Grabinventars und die ungefähre Zeitstellung andeuten. Besonders auffällig ist der Reichtum an griech. Bronzegehirn: Luterion (CR 1897 S. 134 Abb. 257), Hydrien (Griff mit Sirenenkopf: CR 1897 S. 82 Abb. 201, S. 135 Abb. 264—266), Kandelaberfuß (ebd. S. 134 Abb. 258) u. a., und das Auftreten von dreieckigen Goldblechbeschlägen (ebd. S. 134 Abb. 259; Eberkopf), die ihn nahe an die ältere Stufe der

Sieben-Brüder- und Nymphaion-Gruppe heranrücken. Die nach dem Grabtypus zu vermutenden seitlichen Grabanlagen sind nicht gesucht und ausgegraben worden. Der Baby-Grabhügel wird etwa in das 5. Jh. v. C. zu setzen sein.

CR Pétersb. 1897 S. 81, 82, 133—136; Minns *Scythians and Greeks* 1913 S. 380 (Gegenstück zu der Hydria); Rostovcev *Skifija i Bospor* 1925 S. 412—415.

II. § 3. Raskopana Mogila („Ausgegrabener Grabhügel“). Von ganz ähnlichem Charakter und der gleichen Zeitstellung wie I. Leider noch stärker gestört. Stein war bei seinem Aufbau weniger verwendet, und Steinkreise fehlten darin ganz. Im Zentralschacht bronzene Pfeilspitzen, eine eiserne Lanzenspitze, ein Stück einer schwarz gefirnisten Vase und Teile von 17 Pferdeschädeln. In einem der drei von diesem Schacht ausgehenden Nischengräber stand ein mit Rinderknochen gefüllter skyth. Bronzekessel (Tf. 58a; CR 1897 S. 137 Abb. 270; H. ca. 45 cm), ein darum besonders wichtiges Stück, weil seine Dekoration (plastische Bukranien, Pateren, Palmetten) beweist, daß auch diese einheimischen Bronzegefäße gelegentlich in griech. Werkstätten (Rostovcev denkt an Pantikapaion) hergestellt wurden.

Literatur s. o. und Minns a. a. O. S. 79.

M. Ebert

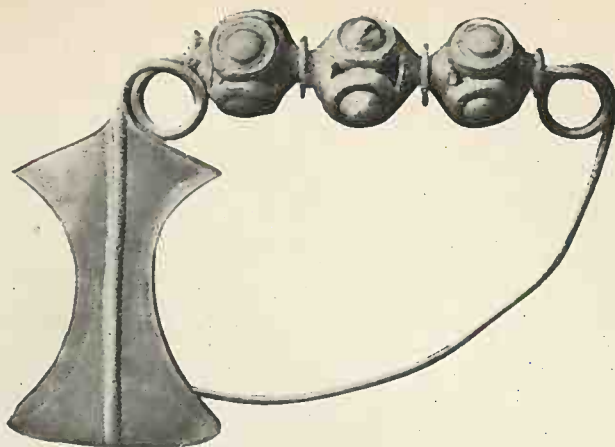
Michałków (bei Filipkowce, Kr. Borszczów, Galizien; Tf. 52—56). § 1. Hier wurde im J. 1878 am Ufer der nach heftigen Regengüssen stark angeschwollenen Niczlawa ein reicher Goldschatz aufgedeckt, zu dem sich 1897 noch ein zweiter gleichartiger Schatz gesellte, der nur wenige Schritte vom ersten entfernt lag. Der Goldschatz, der als Repräsentant einer ganzen Reihe verwandter, wenn auch bei weitem nicht so bedeutender Goldfunde (Fokoru, Com. Heves; Akós bei Szilágy-Somlyo in Siebenbürgen; Acsád, Com. Szabolcs; Szoboszló, Com. Hajdu; Rothengrub, Gem. Willendorf in Niederösterreich u. a. m.) gelten kann, hat eine sehr verschiedene Beurteilung erfahren, woran wohl vor allem der Umstand schuld war, daß der Fund erst 1904 durch die mit prächtigen Tafeln ausgestattete Publikation K. Hadaczeks in seiner Gesamtheit der Ge-

lehrtenwelt zugänglich geworden ist. Leider ist aber aus der Publikation meist nicht zu ersehen, ob die Stücke dem ersten oder zweiten Funde angehören, doch entstammt die große Masse der publizierten Sachen wohl sicher dem ersten Schatze, da Hadaczek bei Gegenständen des zweiten Fundes immer ausdrücklich ihre Zugehörigkeit zu diesem betont und außerdem ältere Berichte meist genügende Anhaltspunkte bieten.

§ 2. Die wichtigsten Stücke des Schatzes von M. bilden ein reichverziertes Diadem (Tf. 56b), verschiedene goldene Armbänder (Tf. 55d—h), goldene Hohlperlen verschiedener Form und Größe, ein paar reichverzierte, goldene, plattenförmige Tierfibeln (Tf. 53), darunter eine mit umblickendem, hoehohenem Kopfe, eine goldene Schale (Tf. 52b), längliche, dreiblättrig geflügelte Goldschmuckplättchen u. a. m.

§ 3. Was die Beurteilung dieser Gruppe von Denkmälern anlangt, so hat man sie bald als kelt. (Pulszky *Die Denkm. der Keltenherrschaft in Ungarn* 1879 S. 29, 36), bald als bastarnische oder gotische, bald als skyth. Arbeiten (Demetrykiewicz a. a. O.) aufgefaßt, während Hadaczek, wie vor ihm schon P. Reinecke, richtig erkannte, daß sie zeitlich noch vor die skyth. Per., mithin in die ältere HZ anzusetzen sind. Nach ihm sollen die Verzierungen dieser Gruppe in naher Verwandtschaft mit den griech. Kunsterzeugnissen aus der Zeit des geometrischen Stils stehen, dessen starke Einflüsse er in Italien, in Mitteleuropa und im Kaukasus wiedererkennt, und er glaubt daher den Ursprung dieser Denkmäler irgendwo in dem nordbalkanischen Gebiete zwischen Schwarzem und Adriatischem Meere suchen zu dürfen. Dem gegenüber hat jedoch M. Hoernes gezeigt, daß der Zusammenhang dieser Goldfunde mit griech. Formen nur ein sehr loser ist, und daß die Arbeiten vielmehr, wie eine sorgfältige Stilanalyse und erschöpfende Vergleichen lehnen, aus der altheimischen bodenständigen Bronzekunst sich entwickelt haben.

§ 4. Ganz klar liegt dieser Entwicklungsvorgang zunächst bei einer Reihe von Schmuckstücken vor, deren wesentlichstes Verzierungs-element getriebene Kreuze mit



a

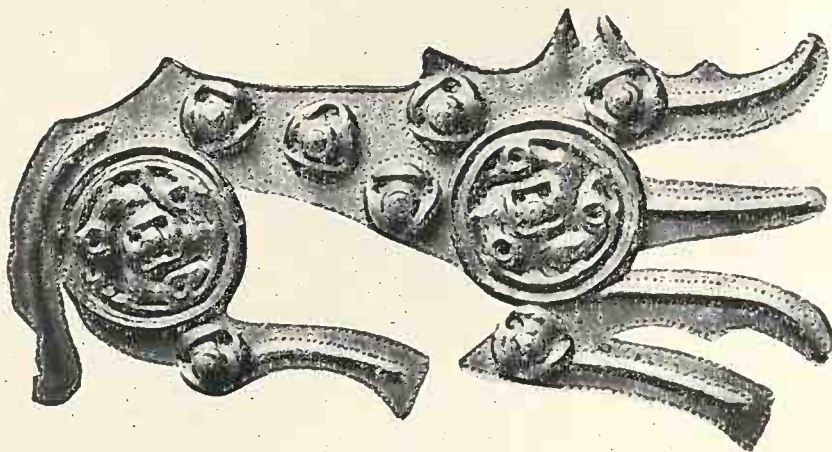


b

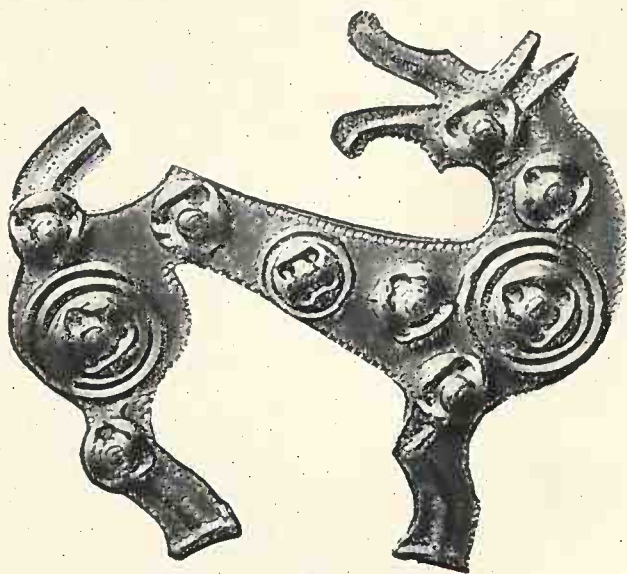


Michałków

a. Goldene Fibel. ca. $\frac{2}{3}$ n. Gr. — b. Goldschale. $\frac{2}{3}$ n. Gr.
Nach K. Hadaczek.



a



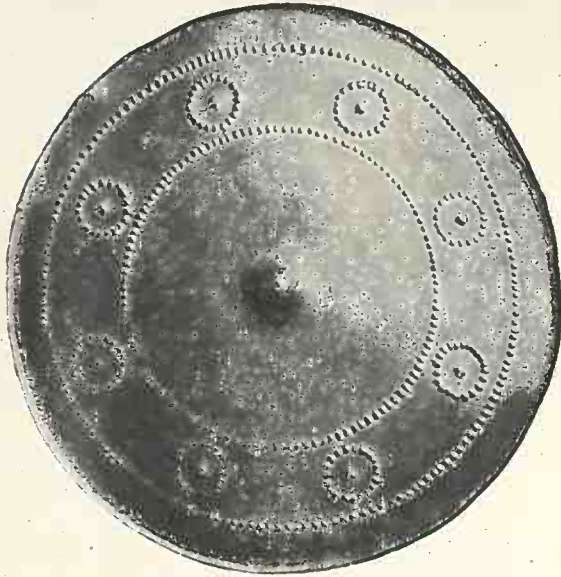
b

Michalów

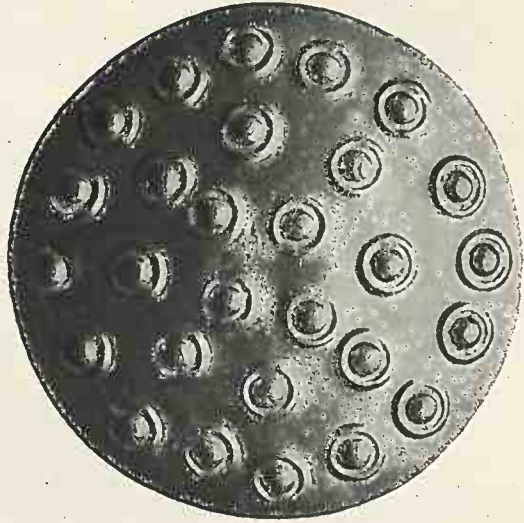
a—b. Tierfibeln. $\frac{1}{1}$ n. Gr. Nach K. Hadaczek.



a

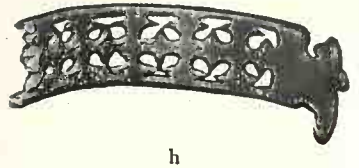
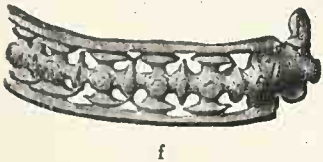
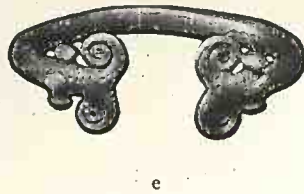
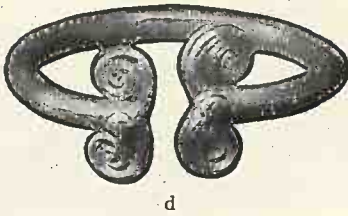
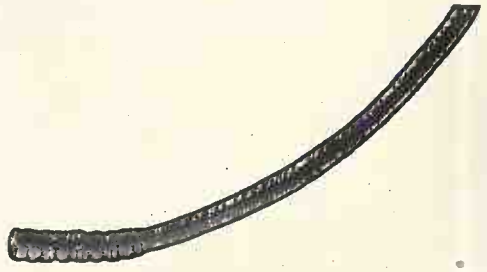
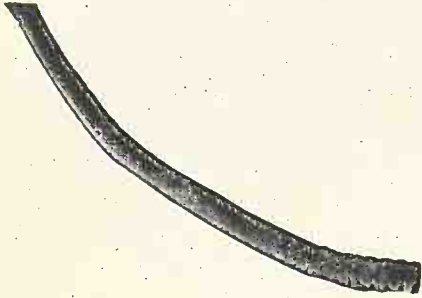
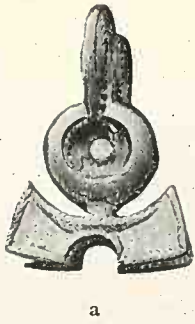


b



c

Michałków
a--c. Goldene Zierscheiben. ca. 8,7 cm Dm. Nach K. Hadaczek.



Michałków

a—b. Zierstücke. — c. Halsring. — d, e. Armringe. — f—h. Bruchstücke von solchen. — Sämtlich aus Gold. — d=7,5 cm Dm. Nach K. Hadaczek.



a



b

Michałków

a. Bruchstücke eines Goldbandes. — b. Goldenes Diadem. — b. 8 cm H. Nach K. Hadaczek.

knopfförmigem Abschluß der Kreuzarme bilden (Tf. 55f—h). Die Anregung dazu haben die im ostdonauländischen Hallstattkreise vielfach vorkommenden kreuzförm. Zierknöpfe geliefert, die an der Rückseite eine Öse haben oder auf einem Ringe aufsitzen und so zum Aufreihen auf eine Schnur eingerichtet sind. Besonders deutlich ist diese Entstehung bei dem (einem Goldgürtel von Hallstatt nahe verwandten) Goldbande von Fokoru (Tf. 56^{Aa}) erkennbar, wo bei den großen Kreuzen auch noch die zum Aufreihen dienende Schnur in Gestalt einer getriebenen Leiste nachgebildet ist. Ebenso tritt diese Entstehung auch noch sehr klar bei der Fibel von Fokoru (Tf. 56^{Ab}) hervor, nur sind hier die Kreuze nicht, wie es die Befestigung mittels Öse oder Ring bedingt, neben-, sondern perlenartig hintereinander aufgereiht, ein Entwicklungsvorgang, wie wir ihn ähnlich bei den bekannten Watscher Knotenfibern (Band III Tf. 104b), einer Fibel von Kisköszeg (s. d.) usw. beobachten, deren Bügelverzierung gleichfalls nur eine Nachbildung ursprünglich lose aneinandergereihter, später im Guß erstarrter Glas-, Bronze- oder getriebener Goldperlen bedeutet. — Bei den losen Zierkreuzen findet sich öfter (ähnlich wie bei den „Sonnenrädern“) eine Kreisumrahmung, die bisweilen auch noch lappenartige Fortsätze trägt (Hoernes *Urgesch.*² S. 23 Abb. 3—6). Auch diese Variante erscheint im Zierstil der Gruppe von M. verwendet. Besonders ausgeprägt findet sich die Umrahmung bei den Tierfibeln von M. und ebenso bei der Gürtelplatte und einem Zierknopfe von Fokoru, wo allerdings an Stelle der ursprünglichen, zur Aufreihung der losen Zierstücke dienenden Schnur Tangenten getreten sind (Tf. 56^{Ae}).

§ 5. Auch bei einem der Armbänder von M. ist die Entstehung aus solchen Zierstücken noch deutlich erkennbar, nur sind hier die einzelnen Elemente im Guß verschmolzen und von zwei in Endspiralen auslaufenden Längsleisten eingefast (Tf. 55f—h). Aus dieser Form haben sich dann die reich profilierten goldenen Armspangen entwickelt, wie sie u. a. von Bányhegy, Acsád, Szoboszló, Akós bei Szilagy-Somlyó, Perecsen (Präh. Z. 4 [1912] S. 190 Abb. 10 L. v. Mártón) usw. in Ungarn, und wenn

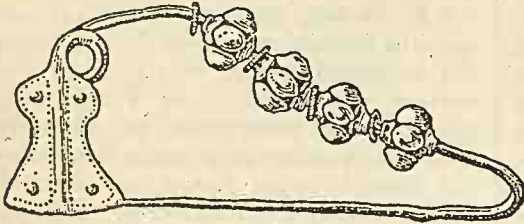
auch etwas abweichend, selbst noch aus Brandenburg (Kyritz) vorliegen. Den Schluß dieser Entwicklungsreihe bildet ein Goldring mit Endspiralen und einfach dreieckigem Querschnitt von Fokoru (Tf. 56^{Ac}), der ziemlich genaue Entsprechungen in den gleichfalls dreikantigen Stücken von Lettnin (Kr. Pyritz), Werder a. Havel und namentlich Waltersdorf, Kr. Lüchow, hat und diesem auch in der Verzierung (kleine Halbkreise auf den Bügeln) einigermaßen ähnelt (vgl. Mannus 5 S. 165 Kossinna).

§ 6. In ganz ähnlicher Weise hat sich auch der Kreuzschmuck von der Bekrönung des Golddiadems von M. entwickelt, der auf die im osthallstattzeitl. Formenkreise gleichfalls weit verbreiteten, mit Recht als Riemenkreuzungen aufgefaßten Hohlkreuze mit röhrenförmigen Armen und zentraler Buckelverzierung (Band II Tf. 106b) zurückgeht. Allerdings schließen bei den Riemenkreuzungen alle 4 Arme in der Regel gerade ab, doch erscheinen auf dem Glinac (s. d.) vielfach auch solche mit halbmondförmigem Abschlusse auf einem der 4 Arme, wie wir es ähnlich auch bei dem Diadem von M. beobachten, nur bildet hier den Abschluß nicht eine regelrechte halbmondförmige Scheibe, sondern wie bei der bronzenen Streitaxt von Felsö-Balogh (Hampel *Bronzezeit* I Tf. 94, 8) eine Doppelvolute.

§ 7. Außer den bisher behandelten, aus rein lokalen Vorstufen herzuleitenden Formen, für die daher eine Übernahme aus griech. und anderen Gebieten abzulehnen ist, finden sich in der M.-Gruppe freilich auch noch solche, für die es in der einheimischen Bronzekunst an Vorbildern fehlt, die dagegen auf eine gewisse Stilverwandtschaft mit dem Kaukasus und selbst noch Sibirien hinweisen. Die quengerippten, röhrenförmigen Ständer mit halbmondförmigem Abschluß zwischen den soeben behandelten Hohlkreuzen auf dem Diadem von M. haben ihre genaue Parallele in einem ganz gleichartigen Zierstück von Ananino (s. d.) an der Kama (Aspelin *Antiquités* Tf. 469), und auch im babyl.-assy. Kulturkreise treten unähnliche Ständer mit halbmondförmigem Aufsatz auf Siegelzylindern wie den bekannten Kudurrus (s. Grenzstein) oft genug entgegen (Jeremias *Handbuch d. altorient.*



a



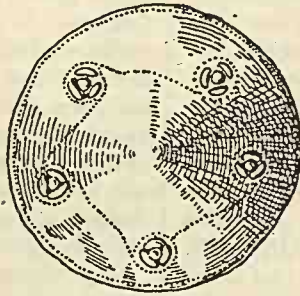
b



c



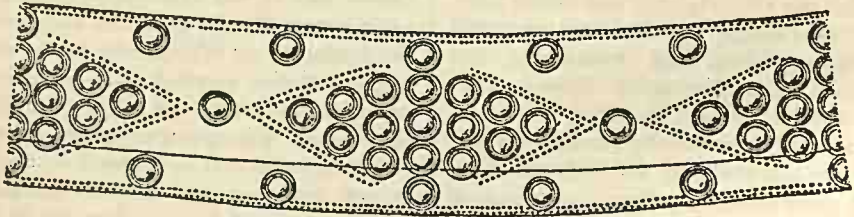
d



e₁



e₂



f

Michałków

a—c. Goldene Schmucksachen aus dem Funde von Fokoru. Nach M. Hoernes *Urgeschichte*² S. 23. —
f. Goldenes Diadem von Dálj (wiederhergestellt). Nach *Österreichische Jahreshefte* 1908 S. 272.

Geistes kult. 1913 S. 108 Abb. 82; Perrot-Chipiez II Abb. 306, 429). Und die zoomorphen Bildungen, wie sie in den Tierfibeln von M. und Dálj vorliegen, gleichen in ihren stilistischen Einzelheiten noch am meisten gewissen Formen von Koban (s. d.) im Kaukasus (Chantre *Caucase* II Tf. 39f.), das mit der M.-Gruppe auch noch verschiedene andere Erscheinungen, wie die Verwendung der oben behandelten Zierkreuze zur Flächendekoration (Chantre a. a. O. Tf. 30 Abb. 1, 2), die dreiarmligen Perlen (29, 22f.), die zylindrischen Perlen mit Mittelwulst u. dgl., gemein hat. Von einer Stilgleichheit, namentlich der Tierfiguren, kann indessen keine Rede sein, und die Formenverwandtschaft beider Gebiete ist wohl nur so zu verstehen, daß beide ihre Vorbilder aus derselben Quelle bezogen haben. Als solche könnte in der Tat recht wohl Griechenland in Betracht kommen, wo sich die gleichen stilistischen Eigentümlichkeiten nicht nur bei vielen Tieren auf Vasen des geometrischen Stils, sondern auch schon in der myk. Kunst finden. Dies gilt insbesondere auch von der umblickenden Tierfigur mit hoherhobenem Kopfe, eine zur Verdeutlichung der Handlung zwar recht zweckmäßige, aber wegen der Unmöglichkeit solcher Kopfhaltung nichts weniger als naturalistische Ausdrucksform, die gerade in der orientalisierenden myk. Kunst (z. B. Milchhöfer *Die Anfänge der Kunst in Griechenland* 1883 S. 34 Abb. 37, S. 145 Abb. 64) und noch mehr in der Dipylon- und etrusk. Kunst (z. B. *Brit. Mus. Guide to the dep. of greek and rom. ant.* 1908 Abb. 72) gern verwendet wird. Als Bindeglied zwischen diesen verschiedenen Gebieten kann man dann die Tierfigur auf dem Gefäß von Paša-kjoj (s. d.; Band X Tf. 15) in Bulgarien betrachten, die sich stilistisch durch die Gestaltung des Kopfes, die widernatürlich hakenförmig nach hinten gekrümmten Füße und die Doppelspirale auf dem Körper eng an die Darstellungen auf Streitäxten, Gürteln usw. von Oberkoban anschließt (Chantre II Tf. 3, 1—3; 20^{bis}, 10 u. a.), andererseits aber auch den Tierdarstellungen von M. und des germ. Stils ziemlich nahesteht.

Kohn und Mehrlis *Mat. z. Vorgesch. d. Menschen i. ö. Europa* II (1879) S. 228ff.; Deme-

trykiewicz in *Die östr.-ungar. Monarchie in Wort u. Bild*; über die Goldfunde von M. und Fokoru: *ZfEthn.* 31 (1899) S. 510—527 Reinecke; Karol Hadaczek *Zlote Skarby Michalkowskie* Museum imenia Dzieduszyckich we Lwowie 9. Krakau 1904; Goldfunde aus der Hallstattper. in Österr.-Ungarn: Mitt.Zentr.Kom. NF 4 (1906) S. 73—91 Hoernes; Österr. Jahresh. 1908 S. 259 M. Ebert; Wien. Präh. Z. 3 (1916) S. 8ff. W. v. Antoniewicz; Menghin *Zum Goldfund von Michalkow* ebd. 5 (1918) S. 80ff.; [V. Párvan *Getica* 1927].

G. Wilke

Michelsberg (bei Untergrombach, Baden). Der für die südwestd. Landsiedlungen der Pfahlbaukultur eponyme Ort (s. Michelsberger Typus) ist der 274 m h., nach seiner Wallfahrtskapelle benannte M., der zwischen Bruchsal und Untergrombach als letzter in die Rhein-Ebene vorspringender Berg des Hügellandes diese beherrscht. Die zur Verteidigung günstige Lage des nach 3 Seiten steil abfallenden Berges, seine starke Lößschicht und eine, früher wohl mehrere Quellen veranlaßten seine Besiedlung durch die Pfahlbauer. Die Anlage ist in den J. 1888ff. von Bonnet und Schumacher untersucht worden (Band III Tf. 64). Die Größe der Ansiedlung wird etwa 250×400 m betragen haben. Von der Befestigung, die die Station mit fast allen bekannten Landsiedlungen gemein hat, ist bis jetzt nur der 5—6 m br. Sohlgraben festgestellt. In diesem ist ein Tor in der Nähe des heutigen Aufgangs von Obergrombach nachgewiesen worden. Ob auch hier, wie bei Urmitz, Mayen usw., eine ganze Reihe von Toren anzunehmen sind (Band III Tf. 60—63), muß zweifelhaft erscheinen, denn jene Burgen sind deutliche Fliehburgen, während der M. ständig besiedelt war. Etwa 100 Hüttenplätze sind festgestellt worden, die mit geringen Ausnahmen innerhalb der Umwallung liegen. Der Oberbau der Hütten ist unbekannt. Von den meisten Häusern sind nur die kesselförmigen Herd- und Vorratsgruben mit ziemlich steilen Wänden und höchstens 1½ cm Dm erhalten, in denen bisweilen steinerne Herdbauten begegnen. Daneben fanden sich auch bis 5 m l. Wohngruben der bekannten flachen Form. Teilweise liegen diese Gruben in geraden Linien nebeneinander und weisen so auf eine größere Ordnung in der Dorfanlage hin. Über Keramik, Stein- und Knochengерäte

s. Michelsberger Typus. Viele Handmühlen deuten auf intensiven Ackerbau hin. An angebautem Getreide ist nachgewiesen: Gerste und Emmer; an Haustieren: Rind (*Bos taurus* und *primigenius*), Schwein, Schaf, Ziege, Hund, in seltenen Fällen auch das Pferd; an Jagdtieren: Hirsch und Fuchs. Auch etwa 12 Gräber sind innerhalb der Siedlung festgestellt worden, immer reich ausgestattet mit Werkzeugen und Geschirr. Es handelt sich teils um gestreckte Leichen, teils um sitzende Hocker, welche letztere in den genannten Herdgruben bestattet wurden. Da hier anscheinend die vorhandene Form der Gruben für die Art der Bestattung maßgebend war und die Zahl der gefundenen Gräber für die große Dorfanlage viel zu gering ist, ist anzunehmen, daß diese Bestattungen innerhalb des Hüttenbereichs zu den Ausnahmen gehörten, daß es demnach auch unzulässig ist, diesen Befund für die ganze Michelsberger Kultur zu verallgemeinern.

Veröffentl. d. Karlsruher Sammlungen 2 (1899) S. 39 ff. A. Bonnet; Wagner *Fundstätten* II 158 f.; Karlsruher Altertumsverein 1 (1891) S. 38 ff.; Schumacher *Materialien zur Besiedlungsgeschichte Deutschlands* Katal. Mainz Nr. 5 S. 76 f.; ders. *Rheinlande* I 24 ff.

† W. Bremer

Michelsberger Typus (Tf. 57). § 1. Der M. T. verdankt seine Bezeichnung der großen, seit 1888 von Schumacher und Bonnet untersuchten neol. Ansiedlung auf dem Michelsberg (s. d.) bei Untergrombach (daher auch „Untergrombacher Typus“) in der Nähe von Bruchsal. Der Inhalt der zahlreichen Wohngruben und Gräber des Michelsbergs deckt sich z. T. mit dem der nordwest-alpinen neol. Pfahlbauten. Daher wird er auch oft als Pfahlbautentypus bezeichnet, eine Bezeichnung, die deshalb irrig ist, weil der M. T. mindestens ebensooft in Landsiedlungen wie in Pfahlbauten begegnet. Diese Landsiedlungen sind stets durch Sohlgraben und Palisadenzaun geschützt und liegen in beherrschender, leicht zu verteidigender Lage. (Über die wichtigsten dieser Stationen s. unter Gering, Goldberg, Kottenheim, Mayen, Monsheim, Schierstein, Urmitz, ferner Eberstadt, Wetterau § 1.) Teils handelt es sich, wie beim Michelsberg, um ständig besiedelte Plätze, teils um Stationen,

die alle Merkmale einer Flichburg aufweisen (wie Mayen, Urmitz). Diese Tatsache lehrt, daß bei Anlage der Pfahlbauten (s. d. B; ferner besonders Bodensee, Bodman, Wangen) sicherlich auch das Sicherheitsmotiv eine Rolle gespielt hat.

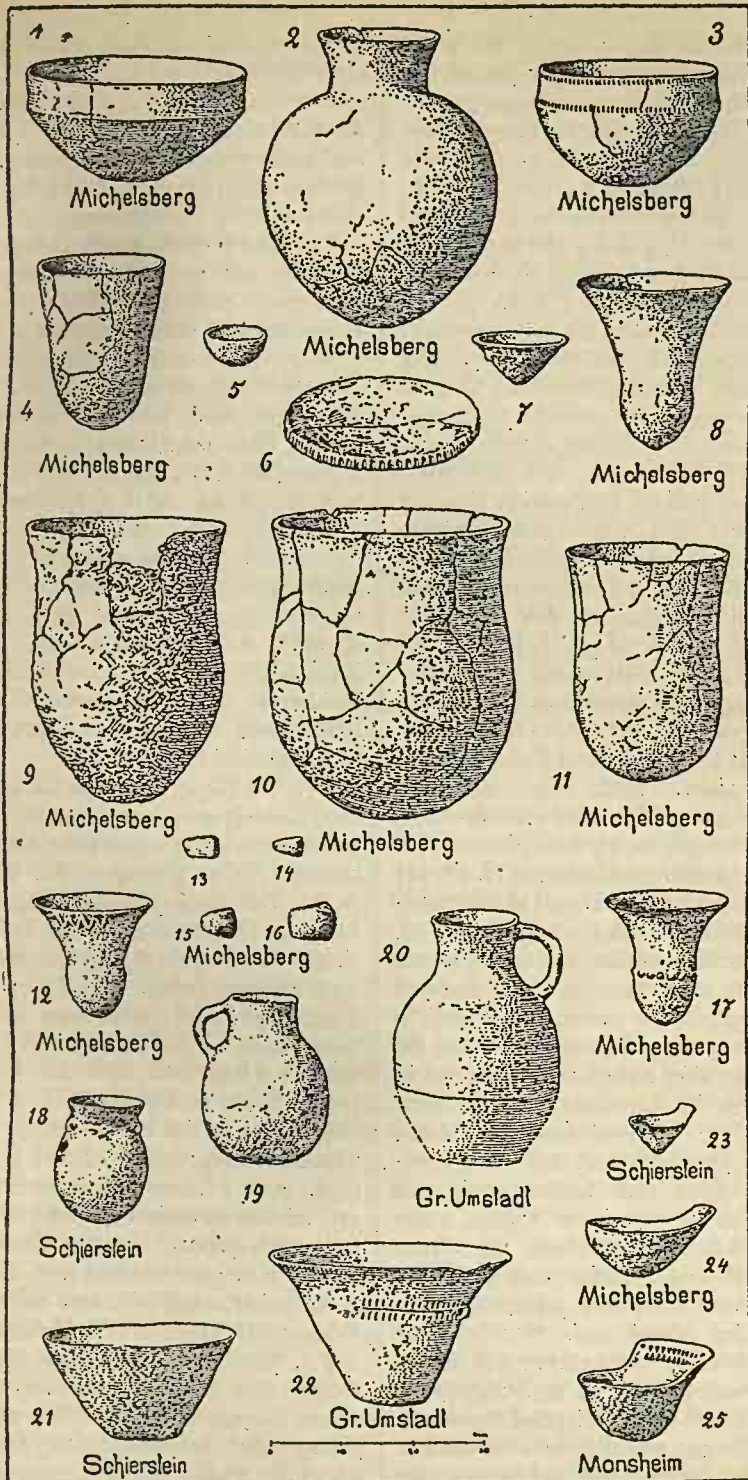
§ 2. Die Verbreitung des M. T. umfaßt das ganze nordwestalpine Gebiet und Südwestdeutschland bis in die Kölner Gegend. Die Pfahlbauten des Bodensees setzen sich nach N in den Moorsiedlungen, wie bei Schussenried (s. d.), fort, aber auch in dem Rhein-Tal sind bis zum Niederrhein Flußpfahlbauten nachgewiesen, die sich seltener an das Ufer, meist an die Inseln im Flusse anschließen.

Mainzer Festschr. S. 23 Schumacher; ders. *Materialien zur Besiedlungsgeschichte Deutschlands* S. 74 ff.

Landsiedlungen des M. T. sind ebenfalls vom Bodensee-Gebiet bis in die Wahner Heide bei Köln im ganzen Flußgebiet des Rheins festgestellt. Liste der FO bei Wahle *Fundkatalog* Beiheft zu Ber. röm.-germ. Kom. 12 (1920) S. 7 ff.

Dazu hier nur einige Nachträge, soweit sie nicht schon genannt sind: Schussenried (s. d.)-Dullenried; Lauchheim: Fundb. Schwaben 20 (1912) S. 5; Mundolsheim (Hockergräber): Anzeiger für Els. AK. 3 (1912) S. 256 ff.; Miel: Jahresbericht Prov.-Mus. Bonn 1919 S. 14; vor allem eine Reihe rheinhessischer Fundplätze, die Behrens aufgefunden hat: Germania 5 (1921) S. 49 ff.; Geib und Behrens *Der Südwesten Rhein Hessens in Geologie und Vorgeschichte* Mainz 1922 S. 23. Vgl. auch Schumacher *Rheinlande* I Anm. 17.

Verwandte Erscheinungen finden sich auch in Frankreich, vor allem in den Höhengründungen vom Typus Camp de Chassey (vgl. auch die Funde von Nermont bei Saint-Moré, Dép. Yonne; Hoernes *Urgesch.*² S. 253 Abb. 3; Déchelette *Manuel* I 555, 558), häufiger in der Schweiz (s. d.) und auch in Norditalien. Die Verbreitungsgrenzen des M. T. nach NO sind nicht klar, vielleicht ist er sogar noch in Thüringen nachzuweisen: Auleben (Götze-Höfer-Zschiesche *Thüringen* S. 132 f.), Stöben (Montelius-Festschr. 1913 S. 34). Jedenfalls begegnet er in Böhmen in reiner Form und in verwandten Erscheinungen (Mainz. Z. 4 [1909] S. 90 f. P. Reinecke; Hoernes *Urgesch.*² S. 253 Abb. 1 rechts; s. a. Böhmen-Mähren B § 18 f.). Eine Reihe von An-



Michelsberger Typus

Nach K. Schumacher im 8. Bericht der Röm.-Germ. Kommission S. 39.

zeichen sprechen dafür, daß der M. T. eine weit größere Verbreitung hatte, als die bisherige Fundstatistik erscheinen läßt.

§ 3. Die Keramik des M. T. geht fast durchweg auf Lederformen zurück, wie Schuchhardt (Präh. Z. 2 [1910] S. 145f.) gezeigt hat. Die verbreitetste Form sind große, meist über $\frac{1}{2}$ m h., glockenförmige Pithoi, die nach den Funden als Getreidebehälter gedient haben (Tf. 57, 9—11). Zweckentsprechend sind sie außen gerauht und innen geglättet. In der Erscheinung sind mit diesen Vorratsgefäßen die Tulpenbecher verwandt, die einen weit ausladenden Rand über einem spitzen Boden zeigen (Tf. 57, 8. 12. 17). Sie sind meist sehr sorgfältig poliert und stellen eine der Leitformen des M. T. dar. Da der Tulpenbecher in seiner charakteristischen Form fast regelmäßig in den Landsiedlungen und auch in den Pfahlbauten des Bodensees (s. Bodman und Band II Tf. 12 Abb. 26) recht häufig auftritt, ist er ein starker Beweisgrund gegen die Annahme von Schliz (Montelius-Festschr. 1913 S. 19ff.), der die Kultureinheit der Land- und Seesiedlungen in Zweifel zieht. Dazu kommen noch schöne eiförmige, große Gefäße mit trichterförmigem Rand (Tf. 57, 2), Schöpfkellen (Tf. 57, 23—25), blumentopfförmige (Tf. 57, 21) und halbkuglige Näpfe mit und ohne Standfläche, scheibenförmige Backteller (Tf. 57, 6), Näpfe mit Bauchknick und senkrechtem Rand (Tf. 57, 1. 3). Manche dieser Formen begegnen auch in der nordwestl. Megalith-Keramik, die großen Vorratsgefäße und die Tulpenbecher aber haben ihre Vorbilder in der Keramik der Litorina-Zeit. Je mehr das vorhandene Material anwächst, desto stärker wird der Eindruck, daß beide keramischen Gruppen sich bodenständig aus mesol. Vorläufern entwickelt haben, wenn auch für Südwestdeutschland die ältere Keramik noch fehlt. Dafür aber weist das übrige Inventar auch hier mancherlei Beziehungen zum Mesol. auf. Neu tritt im M. T. ein einfacher Henkelkrug mit einem Rundhenkel auf (Tf. 57, 19. 20). Gegenüber der Schönheit der Formen tritt die Dekoration der Michelsberger Gefäße außerordentlich zurück. Sie beschränkt sich auf horizontale Tupfen- oder Stichreihen, Leisten oder Knopfreihen um den Rand, Halsansatz,

Bauchknick oder Fuß der Gefäße. Besonders bezeichnend sind solche Horizontalreihen von Schnurösen oder Leisten, die wie die Schnurösen in regelmäßigen Abständen senkrecht durchbohrt sind, auch im Randinneren (BJ 119 [1910] S. 225 Abb. 14), und röhrenförmige Schnurösen.

§ 4. Die Formen der Steinäxte sind sehr einfach, die größeren walzenförmig, die kleineren, ganz den Pfahlbau-Äxten für Hirschhornfassungen entsprechend, trapezförmig mit rechteckigem Querschnitt. Durchbohrte Beile begegnen seltener. Knochen- und Horngeräte sind relativ häufig, Pflriemen, Meißel (Karlsruher Veröff. 2 [1899] Tf. 6, 27), Hacken (Geib-Behrens a. a. O. S. 45 Abb. 6, 1), Beilfassungen (Goldberg, Schierstein) u. a. Zur Erdbearbeitung dienten vielleicht auch flache, rechteckige, stumpfe Hacken aus grauwackenartigem Gestein (BJ 119 [1910] S. 227). Auf Ackerbau weisen außer den Backtellern (Tf. 57, 6) noch die zahlreichen Mahlsteine und Kornquetscher hin. Von Pfeilspitzen begegnet vor allem die einfache Dreieckform.

§ 5. Wo Hausgrundrisse festgestellt wurden, handelt es sich ausschließlich um Viereckshäuser, meist vom Typus des Vorhallenhauses, wie in Gering (s. d.), Kottenheim (s. d.), Vaihingen (Präh. Z. 1 [1909] S. 370), Limburg (Fundber. Schwaben 22/4 [1914/6] S. 4), Goldberg (s. d.), Schussenried (s. d.) und anderen Orten. Das ist ja auch die Form der Pfahlbautenhäuser des Bodensees, wie sie z. B. bei Bottighofen festgestellt wurden (Jahresber. Schweiz. Urgesch. 5 [1912] S. 105 E. Tatarinoff, J. v. Sury).

§ 6. Gräber des M. T. sind bis jetzt erst vereinzelt festgestellt, auf dem Michelsberg (s. d.) etwa 1 Dutzend, bei denen die Toten mit reichen keramischen und Steinbeigaben teils flach gebettet, teils in Hockerstellung in alte Kochgruben hineingewängt waren. Auch bei Mundolsheim und anderen elsäss. FO handelt es sich um Hockerbestattungen.

§ 7. Nach den Funden ist der Bau von Gerste und Emmer erwiesen. An Haustieren begegnen Rind (*Bos taurus* und *primigenius*), Schwein, Schaf, Ziege, Hund, selten das Pferd, an Jagdtieren Hirsch und Fuchs. Die Träger des M. T. sind also, wie es auch die Lage der Siedlungen verrät,

Ackerbauer mit reichem Viehbesitz. In den Wassersiedlungen spielt daneben natürlich der Fischfang eine große Rolle.

§ 8. Die Chronologie des M. T. ist sehr umstritten. Während ihn Reinecke, Schumacher u. a. für die älteste neol. Kultur Südwestdeutschlands halten, nehmen ihn andere, z. B. Gummel (s. Moosseedorf), für sehr jung. Gesichert ist die häufige Berührung mit dem Rössener Typus (s. d.). Die Ausgrabungen auf dem Goldberg (s. d.) lassen noch keine exakte Festlegung des Verhältnisses der verschiedenen Schichten zueinander zu. Typol. decken sich die Funde aus den Siedlungen des M. T. in der Schweiz mit den ältesten Pfahlbauten der Stufe von Burgätschi (s. d.) und teilweise Egolzwil, erist also älter als die von Zonen- und Schnurkeramik beeinflussten Per. (s. Schweiz B). Dem entspricht es, daß der Tulpenbecher am Bodensee nur in den ältesten Pfahlbauten auftritt. Nimmt man die Beobachtung Wolffs hinzu, daß in der Wetterau der M. T. offenbar älter ist als die Bandkeramik (Germania 3 [1919] S. 86), und die engen Beziehungen zum Mesol., so kann es keinem Zweifel unterliegen, daß wir in ihm eine bodenständige Kultur erkennen müssen, die sich ursprünglich über ein weites Gebiet verbreitet hat, dann aber durch die Träger des Rössener Typus, des Münchshofer Typus (s. d.) und wohl auch der Bandkeramik immer mehr in die Täler der Alpen hineingedrängt wurde, genau so wie in hist. Zeit die Alemannen. Hier konnte er sich teilweise bis in jungneol. Zeit halten. Durch die Berührung mit diesen und anderen fremden Kulturen sind dann im Randgebiet der Alpen die jüngeren Abwandlungen des M. T. entstanden, in Frankreich der Typus von Camp de Chassey, in Süddeutschland der Schussenrieder (s. d.) und der Altheimer (s. d.) Typus, und ebenso im O die schon erwähnten Varianten in Böhmen und Mähren, im Atter- und Mondsee (s. d.), im Laibacher Moor und in Slavonien (s. a. Jugoslawien B § 5). So scheinen sich auch verwandte Erscheinungen Südfrankreichs und vielleicht Spaniens zu erklären. Die Verwandtschaft mit der nordwestd. Megalith-Keramik erklärt sich dagegen aus der gemeinsamen mesol. Quelle; keineswegs läßt sich der M. T. aus der

Megalith-Keramik ableiten, wie Rade-macher es vorgeschlagen hat (Bericht der Kölner anthrop. Ges. 1913 S. 45).

Veröffentlichungen d. Karlsruher Sammlungen 2 (1899) S. 39ff. A. Bonnet; Westd. Z. 19 (1900) S. 249ff.; Mainzer Z. 3 (1908) S. 57ff.; 4 (1909) S. 90f. Reinecke; *AuhV* 5 S. 97ff., 203f., 390; Bericht röm.-germ. Kom. 8 (1913/14) S. 32ff.; 10 (1917) S. 9ff. Schumacher; ders. *Rheinlande* I 21ff.; BJ 119 (1910) S. 206ff.; ebd. 127 (1922) S. 106ff. H. Lehner; *Germania* 5 (1921) S. 49ff. G. Behrens. Die reiche weitere Literatur findet sich an diesen Stellen verzeichnet. Neueste Darstellung: Reinert *Chronologie der jüngeren Steinzeit* 1923.

† W. Bremer

Micoque, La s. Acheuléen § 2.

Micoque-Stufe (Micoquien) s. Acheuléen § 2.

Midea. Befestigte myk. Ansiedlung am ö. Rande der Ebene von Argos, auf steiler Bergkuppe, mit starken Mauern. Noch nicht ausgegraben.

Ath. Mitt. 17 (1892) S. 95f.; ebd. 36 (1911) S. 24 Frickenhaus-W. Müller; *Fimmen Kret.-myk. Kultur*² 1924 S. 12, 38 (Mauern).

G. Karo

Midjaniter (hebr. *Midjân*, Volksname; zur Deutung vgl. ZDMG 63 [1909] S. 506ff. P. Haupt). Die M. sind uns nur aus dem AT bekannt und zwar als eine den Israeliten entfernt verwandte (Genealogie an Abraham angeknüpft: Gen. 25, 1ff.; 1. Chron. 1, 32f.), also wohl eher aramäische als arab. Stammesgruppe, die schon um die Wende vom 2. zum 1. Jht. v. C. aus der Geschichte verschwindet, da sie es nicht zur Seßhaftigkeit im Kulturland brachte. Vor jenem Zeitpunkt treten die M. zwar gelegentlich selbst im Herzen Palästinas auf, aber nach echter Nomadenart ohne Ansiedlungsabsichten, lediglich um ihre Viehbestände (besonders Kamele; vgl. Jes. 60, 6) zu übersommern (Ri. 6ff.; vgl. Jes. 9, 3; 10, 26; Ps. 83, 10; vielleicht 12. Jh. v. C.); ebenso sind wahrscheinlich die Nachrichten über Kämpfe der M. im s. Ostjordanland aus Zusammenstößen der Wanderhirten mit der seßhaften Bevölkerung beim Weidewechsel (Transhumanz; vgl. Max Weber *Ges. Aufsätze zur Religionssoziologie* III [1921] S. 44ff.) zu verstehen (Gen. 36, 35; Num. 31 P; vgl. 22,7; 25, 6ff.). Auch ihre Beteiligung am paläst. Karawanenhandel (Gen. 37, 28. 36 E) fügt sich in dieses Bild. Das

eigentliche Wohngebiet der M. lag nach den Angaben des AT (Rückzugslinie Ri. 8, 4ff.; Karawanenstraße von Edom nach Ä. I. Kön. 11, 17f.) am Nordwestrand Arabiens im O und SO des Golfes von 'Akaba (Linie der früheren Pilgerstraße von Ä. nach Medina und Mekka). Dort scheint ihr Name in der nabatäischen Siedlung *Madiama* (Ptolemäus Geogr. VI 7, 2: = *nräir Schu'eb*; zur Kultur der Gegend vgl. E. Ruppel *Reisen in Nubien, Kordofan u. dem peträischen Arabien* 1829 S. 219f.; R. F. Burton *The Gold Mines of Midian* 1878; *Midian revisited* 1879) und in der heutigen Landschaftsbezeichnung *arḍ Madjan* fortzuleben. Wenn dort ihr Zentrum lag, so erklärt sich auch das Auftreten von M. in den israel. Überlieferungen über Mose (Ex. 2, 15ff.; 3f.; 18; Num. 10, 29ff.), besonders unter der Voraussetzung, daß sie, wie später die Nabatäer (vgl. B. Moritz *Der Sinaikult in heidnischer Zeit* Abh. Gött. Ges. NF 16, 2 [1916]), auf die Sinai-Halbinsel übergriffen. Manches spricht dafür, daß bei ihnen die Verehrung Jahwes, des späteren Volksgottes der Israeliten, heimisch war (s. Jahwe). Soweit sie etwa in ihrem eigentlichen Wohngebiet zu fester Ansiedlung übergingen, und ob sie schon die dortigen Metallvorkommen (Kupfer, Silber, Gold) ausbeuteten, ist bei dem heutigen Stand der Forschung nicht auszumachen; daher sind auch die Angaben des AT über ihre politische Organisation (Könige Ri. 8, 5ff.; Num. 31, 8; Häuptlinge Ri. 7, 25; Jos. 13, 21; Älteste Num. 22, 4ff.) undeutbar.

Realenzykl. f. prot. Theol. ² XIII (1903) S. 57 ff.; XXIV (1913) S. 102 H. Guthe; Ed. Meyer *Die Israeliten und ihre Nachbarstämme* 1906 S. 312ff., 381f.

A. Alt

Miechower Typus s. Polen B § 10.

Mignatta-Fibel s. Fibel B § 3.

Migulinskaja Stanica s. Novočerkask § 4.

Mikrokosmos. Die kleine Welt des Menschenkörpers in voller Entsprechung zum Weltganzen scheint eigenwüchsiger sumer.-babyl. Gedankenwelt entsprossene Vorstellung. Man beobachtet und durchforscht den Himmel und findet dort Menschenschicksal vorgedeutet und sieht umgekehrt im Opfertierkörper ein kleines Spiegelbild des Weltgeschehens. Die Leber des Opfer-

tieres wird derart als M. angeschaut. Was später als philonische und neupythagoräisch-neuplatonische Lehre vom μικρὸς κόσμος Geltung gewinnt, erscheint nur als Wiedererweckung und weiterer Ausbau dieser alten Anschauungen etwa seit dem 2. vorchristl. Jh., die den Menschen aus den gleichen Elementengebilde sein läßt und nach denselben Gesetzen wie das Weltganze, als Behausung der Teilseele, die aus der Seele des Alls in ihn niedersteigt, als ein dem All ähnliches, wenn auch gebrechliches Heim. Orphische Mystik der Antike hat den Gedanken aus dem Orient entnommen. Im Grunde ist er, wie gesagt, babyl., wo er von den Himmelsbewegungen bis in die Säfteströmungen des Körpers und deren Störungen in Krankheiten hineinreicht.

H. Winckler *Himmels- und Weltbild der Babylonier*² 1903; ders. *Die babyl. Geisteskultur*² 1919 S. 82—101; A. Jeremias *Handbuch d. altorient. Geisteskultur* 1913; K. Ziegler *Menschen- und Weltentwerden. Ein Beitrag zur Geschichte der Mikrokosmosidee* 1913. Sudhoff

Mikrolithen (d. i. Miniatur-Steingeräte, Zwergtypen) s. Aurignacien, Azilien, Capsien, Nordischer Kreis A § 2a 2—4, Tardenoisien.

Mikrolithische Feuersteinindustrie in Polen. Die ältesten mikrolith. Feuersteingeräte in Polen stammen aus dem von Krisztafowicz untersuchten Fundplatz Góra Puławska, der anscheinend dem Solutréen angehört. Außer anderen größtenteils wenig charakteristischen Geräten sind hier auch einige kleine Klingen mit abgestumpftem Rücken gefunden worden. Auch aus dem gleichzeitigen FO Gliniany bei Lemberg scheint eine mikrolith. Klinge vorzuliegen. Im übrigen kann in Polen von einer eigentlichen mikrolith. Industrie — abgesehen von einigen noch nicht genauer untersuchten, anscheinend dem Spätmagdalénien angehörigen Dünenansiedlungen im mittleren Polen (Swidry Wielkie, Kr. Grójec [Band X Tf. 47 A], usw.) — erst von der mittleren StZ an die Rede sein. Diese mikrolith. Feuersteinindustrie wird in Polen fast ausschließlich auf Düngelände angetroffen. Seitdem im J. 1871 Przyborski in der Gegend von Warschau die ersten mikrolith. Feuersteingeräte entdeckte und kurz darauf eingehend gewürdigt hat (*Wiadom. arch.* I S. 53ff.), ist die Zahl der Ansiedlungen mit dieser mikro-

lith. Industrie schier ins Ungemessene gewachsen. Die Scheidung der mesol. und neol. Gerättypen wird durch die Existenz von Ansiedlungen erleichtert, die ausschließlich Funde einer Per. enthalten. Auf diese Weise konnte eine Anzahl von Typen mit ziemlicher Bestimmtheit dem Mesol. zugewiesen werden. Solche mesol. Typen sind z. B. die Klängen mit abgestumpftem Rücken, die überaus häufigen längsschneidigen Pfeilspitzen und z. T. auch die querschneidigen Pfeilspitzen. Neben diesen sog. geometrischen Formen kommen gleichzeitig andere, größere Silex-Geräte vor, z. B. die meist aus kurzen, dicken Absplissen bestehenden runden und halbrunden Kratzer, die kurzen Klängenkratzer, die Hoch- und Kielkratzer, die Doppelkratzer, die ausgekerbten Klängen sowie die seltenen Stichel und Bohrer. Diese in Gesellschaft der eigentlichen Mikrolithen auftretenden mesol. Geräte hat Kozłowski mit ihnen zusammen als mesol. Mikrolith-Kultur zusammengefaßt. Einige von diesen Geräten entsprechen durchaus den westeurop. Tardenoisien-Formen (s. Tardenoisien; Band X Tf. 47 B), andere (z. B. die kleinen Rundkratzer) haben mehr Azilien-Charakter (s. Azilien). Wir haben es hier augenscheinlich mit einer von W oder S eingewanderten Kulturgruppe zu tun, die sich nordostwärts bis nach Litauen ausgebreitet hat. Sehr zahlreich ist sie in Südpolen um das feuersteinreiche poln. Mittelgebirge herum verbreitet, und bei ihrem Vordringen nach N und O bleibt sie mit dem hier sitzengebliebenen Teil der Bevölkerung weiter in Verbindung, wie das Vorkommen des in den „Góry Swietokrzyskie“ anstehenden wachs- bzw. schokoladenfarbenen Feuersteins im ö. Großpolen und Masovien beweist. Das Vorkommen von Obsidian (s. d.) weist auf noch weiterreichende Handelsverbindungen mit Ungarn bzw. Böhmen hin.

Auch in der j. StZ lebt die mikrolith. Feuersteinindustrie in Polen fort, allerdings mit stark verändertem Formenvorrat. Es fehlen ihr jetzt die Stichel und Kielkratzer, während andere Formen, z. B. die längsschneidigen Pfeilspitzen sowie Rund- und Doppelkratzer, immer seltener werden und schließlich ganz ver-

schwinden. Neben den bereits im Mesol. vorkommenden querschneidigen Pfeilspitzen, die wenig verändert im Gebrauch bleiben, treten jetzt als neue Typen Messer mit schräg abgeschnittener, retuschierte Spitze, lange Klängenkratzer, Sägen sowie herzförmige, lanzettförmige und lorbeerblattförmige Pfeilspitzen auf, die z. T. Oberflächenretusche aufweisen. Auch jetzt werden Ansiedlungen dieser Kultur fast nur auf Dünen angetroffen. Die Berechtigung, von einer Mikrolith-Kultur zu sprechen, ist hier insofern geringer als im Mesol., da eigentliche Mikrolithen jetzt unverhältnismäßig seltener sind. Doch könnte es sich hier vielleicht um dieselbe Kultur handeln, worauf das Vorhandensein von zahlreichen gemeinsamen Typen und mehrere andere Berührungspunkte (z. B. die gleiche Wirtschaftsform) hinzuweisen scheinen. S.a. Polen A, B.

Wiadom. arch. 1 (1873) S. 53ff., 72ff.; ebd. 2 (1874) S. 25ff.; ebd. 3 (1876) S. 1ff.; ebd. 4 (1882) S. 179ff. Przyborowski; Z. Gloger *Dolinami rzek*. Warszawa 1903 passim; Erazm Majewski *Przedhistoryczne narzędzia krzemienne zebrane pod wsią Ossową* Warschau 1895; ders. *Grociki dółowate polskie do strzał przedhistorycznych Swiatowit 1* S. 13ff.; ders. *Powiat stopnicki pod względem przedhistorycznym Swiatowit 4* S. 73ff.; ebd. 5 S. 113ff.; ebd. 6 S. 48ff.; Kozłowski *Wielkopolska w epoce kamiennej Przegląd 1* S. 84ff.; ebd. 2—3 S. 1ff.; Kostrzewski *Wielkopolska 2* S. 12ff.; L. Kozłowski *Epoka Kamienia w wschodniej części wyżyn małopolskiej* Warschau 1923; Wiadom. arch. 6 S. 31ff.

J. Kostrzewski

Milagro s. Bergbau A § 16.

Milatos. Alte Stadt an der Nordküste von Kreta. Zwei späte Kammergräber (2. Hälfte von SM III) mit Larnakes. M. gilt als Mutterstadt von Milet.

Mon. Lincei 1 S. 208f.; Evans *Preh. Tombs Knossos* S. 93ff.

G. Karo

Milaveč, Milawetsch-Knowis Typus s. Böhmen-Mähren D II.

Milazzo-Stufe s. Diluvialgeologie § 9.

Milch. A. Allgemein. In den letzten Jahren hat sich allmählich die Erkenntnis Bahn gebrochen, daß der Genuß der M. unserer Haustiere, obgleich er in eine frühe Zeit zurückreicht und über den größten Teil der alten Welt verbreitet ist, doch keine notwendige Entwicklungsstufe darstellt, und daß deshalb, wie schon Humboldt es feststellte, die Hirtenstufe, die früher zwi-

schen Jäger und Ackerbauer eingeschoben wurde, wegfallen muß. Einmal hat die Zoologie entschieden, daß sich gezähmte Tiere nicht leicht fortpflanzen, dann aber auch, daß frisch eingefangene säugende Mütter oft sofort die Milch verlieren. Jedenfalls ist aber eine regelmäßige wirtschaftliche Erzeugung der M. nur auf einem gewaltigen Umwege möglich, wie jetzt mehr und mehr auch von der Landwirtschaftswissenschaft zugegeben wird. Dieser Umweg aber hat gerade für die Archäologie eine große Bedeutung. Fällt es ihr doch zu, aus Grabfunden und den arch. Beständen aufzuklären, wann die M. als Opfer und dann als Totenspende eingeführt sein kann. Da die Gärungstechniker uns versichern, daß sie auch aus kleinen Resten und in Scherben den Inhalt feststellen können, wird die Lösung dieser Fragen mit zu den Aufgaben der kommenden Forschung gehören. Hängt doch mit der M. zugleich die Einführung der Haustiere und damit ein völliger Umschwung der Anschauungen für die gesamte Kultur Menschheit zusammen. S. a. Haustier, Wirtschaft.

Ed. Hahn

B. Vorderasien. Die M. der Kühe und des Kleinviehes spielte eine große Rolle in der Ernährung der Babylonier und Assyrer. Von der gewöhnlichen M. unterschied man die butterartige Dickmilch; auch die Käsefabrikation (s. Käse B) war wohl schon in alten Zeiten bekannt. Das gewöhnliche Getränk des alten Orientalen war klares Wasser. M. und Dickmilch waren roh oder gekocht mehr Stärkungsmittel für schwache Menschen. Allerdings bekamen selbst Hunde manchmal M. zu trinken. In der Küche bildete die M. die Zutat zu mehreren Speisen, wie Mehlbrei und Mus. Aufbewahrt wurde die M. wie die anderen Getränke meist in Schläuchen.

Meissner *Babyl. und Assyrl.* I (1920) S. 216f.

B. Meissner

Milch-Patina s. Patina.

Milchverwandtschaft. Die M. knüpft an die zauberische Bedeutung an, die bei Hirtenstämmen der Milch im allg. zugeschrieben wird (Roscoe *The Bakitara* 1923 c. V, VII, X).

Vor allem aber ist es die menschliche Brust, durch deren Berührung beim Stillen ein besonderes Band hergestellt wird. Gelingt es z. B. unter den Kaukasiern, ebenso wie unter den Arabern, einem Flüchtling, einem Schutzsuchenden, die Brust einer Frau mit den Lippen zu berühren, so wird durch diese Tatsache allein eine Adoption begründet, und der Betreffende tritt dadurch in die Beziehung einer Milchbruderschaft zu den Kindern der Frau und dadurch weiterhin zu deren Verwandtschaft. — Bei den Osseten der kaukas. Gebirge gilt dasselbe. Flüchtet ein Mörder vor den Verwandten des Ermordeten, und berührt er mit seinen Lippen die nackte Brust der Mutter des von ihm Getöteten, so wird er dadurch Milchbruder desselben und unterliegt als Verwandter nicht mehr der Blutrache (Dirr S. 44; s. a. Asyl, Blutrache, Bruderschaft [Künstliche], Gastfreundschaft).

Die M. wird also empfunden wie eine Blutverwandtschaft, und daraus leitet sich die gleiche Solidarität wie unter Blutsbrüdern ab, sie birgt aber auch die gleichen Schranken unter den so verbundenen Personen. Die Folgen zeigen sich insbesondere auf dem Gebiete der Heiratsvorschriften. Die M. kann ebenso ein Eehindernis (s. Heiratsordnung) begründen wie die Blutverwandtschaft, so z. B. bei den Armeniern und Truchmenern, aber auch in Rawas, Süd-Sumatra (Zfvgl. RW. 8 S. 193; 18 [1905] S. 494; 19 [1906] S. 123 Kohler; Post I 98; II 67).

Aus dem Altertum wird die M. bei der Adoption des Herakles durch die Hera (Diodor IV 39) berichtet und soll auch bei den Etruskern bestanden haben (Kohler a. a. O. 18 [1905]).

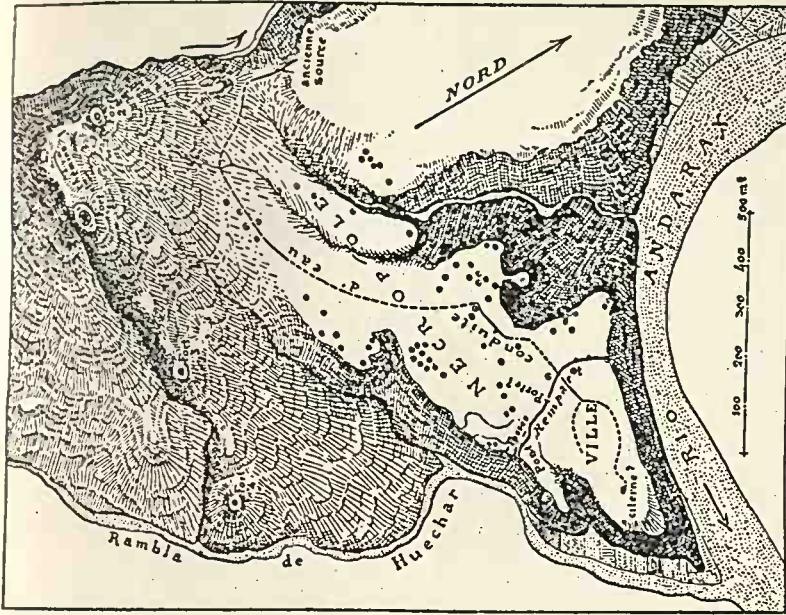
Im allg. findet sich die M. bei höheren Hirtenvölkern und in peripherischen Ausstrahlungsgebieten dieser Kulturen, insbesondere im Bereiche des Islam und der von ihm beeinflussten Völker.

S. a. Adoption, Asyl, Bruderschaft (Künstliche), Fremder, Freundschaft, Gastfreundschaft, Klan, Sippe, Verwandtschaft.

Dirr *Aus dem Gewohnheitsrecht der kaukas. Bergvölker* Zfvgl. RW. 41 (1925); Post *Grundriß der ethnologischen Jurisprudenz* I (1894), II



a



b

Michajlovo-Apostolovo

a. Skythischer Bronzeessel griech. Arbeit aus der „Raskopana Mogila“. H. ca. 45 cm. Nach CR Pétersb. 1897 S. 82.

Millares, Los
b. Plan. Nach L. Siret.

(1895); Kowalewsky *Coutume contemporaine et Loi ancienne, Droit coutumier Ossétien* 1893. Thurnwald

Milet. Unter dem Athena-Tempel der archaisch-griech. Stadt und in seiner Umgebung, nahe dem größten Hafen, bezeugen Häuserreste mit vielen Scherben eine jungmyk. Ansiedlung. Zu ihr gehören, sw. vom Hafen am Ostabhang des Hügels Deirmen-Tepe, viereckige Felskammergräber mit spätmyk. Vasen.

Abh. Preuß. Akad. 1908 S. 7ff. Wiegand; *Milet* 18 (1925) S. 73 ff. G. Karo

Millares, Los (Tf. 58b). § 1. Ansiedlung bei Gádor (Prov. Almería), am Fluß Andarax. Der typische FO der volläneol. Per. der Almeria-Kultur. Man spricht deswegen von einer Los-Millares-Kultur oder von einer L.-M.-Stufe. S. a. Pyrenäenhalbinsel B § 23.

§ 2. Die Ansiedlung liegt 70 m h. auf einem Plateau dreieckiger Form, dessen Seiten steil bis zum Flusse abfallen (Tf. 58b). Der Fluß umfließt den Berg auf zwei Seiten des Dreieckes, so daß eine natürliche Befestigung entsteht. Gegen das Land wird die Ansiedlung durch einen Wall (mit Tor) abgeschlossen. Auch scheint ein Graben vorzuliegen. Das Wasser bekam die Stadt durch eine primitive Wasserleitung von einer 1 km entfernten Quelle. Auf den Höhen, die sich hinter dem Plateau erheben und es decken, fand man Reste von 4 Schanzen aus der Zeit der Ansiedlung, und es könnten noch weitere vorhanden sein.

§ 3. Auf dem Plateau, außerhalb der Siedlung, lag die Nekropole, aus ca. 100 Megalith-Gräbern (Ganggräber, Kuppelgräber; Tf. 22 a, b, g) bestehend, die öfters Zentralsäule und Nebenkammern hatten, und deren Gang in verschiedene Abteilungen durch Steinplatten geteilt war, welche Torrahmen bildeten oder ein rundes Eingangsloch aufwiesen. Der Boden der Gräber ist häufig gepflastert, und die Wände sind mit z. T. bemalten Steinplatten im untersten Teil versehen. Das Grab lag gewöhnlich ganz unter einem gewaltigen Tumulus, mit Steinplatten umrahmt und mit einem flachen oberen Teil. Auch natürliche Felsschluchten hat man benutzt, indem man mit Steinplatten Ganggräber aus ihnen machte, oder die Grabkammer ist künstlich in den Felsen

eingestuft. Nach Siret enthielten die Gräber Reste von einem bis zu 100 Individuen.

§ 4. Funde: Äxte und Meißel aus wenig sorgfältig bearbeitetem Gestein. Silexklingen: z. T. lang (bis 35 cm) und sauber geschlagen ohne Randretuschen, z. T. kurz, dick und mit vielen Seitenretuschen, welche öfters die Benutzung als Säge ermöglichten. Siret glaubt, daß einige als Spitzen für Pflüge gedient haben; auf jeden Fall erscheinen die kleineren und gröberen Sägen, die so zahlreich in der folgenden El-Argar-Zeit sind, nur selten in L. M. Fein gearbeitete Pfeilspitzen aus Feuerstein sind sehr zahlreich und von verschiedenen Typen: rhombisch, mit Stiel und Seitenflügelchen, nicht so häufig mit konkaver Basis und großer Einbuchtung, wobei die Seitenspitzen stark onduziert sind wie in den entsprechenden Stufen der portug. Kultur. Trianguläre Dolche und Axtdolche aus Silex (Band X Tf. 133 c).

Aus Metall (Kupfer): Flachäxte (ziemlich entwickelter Typus mit etwas gebogener Schneide), Meißel, Pfriemen, Messer, Dolche, Nadeln, Pfeilspitzen und Sägen. Ein Arming und ein Anhängsel.

Zahlreiche Schmucksachen: Nadeln und Knöpfe aus Knochen, Elfenbeinplatten und Kämme, Kollierperlen, aus Kalkstein, Türkis, Callais (s. d.), Jadeit, Bernstein (s. d. E), die sehr häufig waren (mehrere 1000 Stücke nach den Angaben Sirets) und aus der Ferne importiert wurden. Als Kolliergehängsel wurden auch Muscheln und Eberzähne benutzt. Stoffreste. Gegenstände religiöser oder magischer Bedeutung: Tierphalangen, Schieferplatten, gekrümmte Platten aus Schiefer („crosses“), sehr rohe, kleine Kalksteinzylinder, öfters in Reihen vor den Gräbern liegend gefunden.

Keramik: Rohe, handgemachte Keramik und andere feinere mit polierter Oberfläche, aus schwarzem oder gelblichem Ton, die typische Ware der Almeria-Kultur, doch gibt es in L. M. sehr viel ornamentierte Keramik mit eingeritztem Linearmuster, daneben aber auch stilisierte Hirsche, apotropäische Augen (Band X Tf. 133 d, e), und Idole ähnlicher Form wie die der späteren Phasen der Felskunst. Selten kommt eine Art von rohem Relief und Malerei vor. Ziemlich regelmäßig

erscheinen Glockenbecher, meistens durch einfache Zonen mit parallelen Querlinien in Rädchen- oder Ritztechnik verziert (Band X Tf. 124, 7).

Auch Alabastervasen sind gefunden worden.

§ 5. Die FO dieser Kultur sind sehr zahlreich in Almeria. Gut bekannt (doch nur teilweise publiziert) sind nur Almizaraque bei Cuevas (weibliche Statuette: sog. Venus von Almizaraque!), Las Canteras bei Vélez Blanco (Ansiedlung mit Gräbern; in Almizaraque auch Kuppelgräber; Tf. 22 h) und Llano de la Atalaya bei Purchena, Loma de Belmonte bei Mojácar (Kuppelgräber). W., in der Prov. Granada, haben die Kuppelgräber von Gor (Tf. 22 e, f) ein ähnliches, doch etwas ärmllicheres Inventar. N. von der Prov. Almeria, an den FO des sö. Spaniens, ist dagegen die blühende Los-Millares-Kultur nicht mehr zu finden, wenn auch bis Katalonien einerseits und bis zum inneren Ebro in Aragonien andererseits die FO der Almeria-Kultur anzureihen sind. Es scheint, daß die höchste Blüte auf das Gebiet der Bergwerke Südostspaniens beschränkt blieb. Daß sie dem Bergbau verdankt wird, bezeugen die Metallfunde, die in der L.-M.-Kultur viel zahlreicher als in irgendeiner anderen Spaniens sind. Nur die Alcalar-Kultur Portugals wäre damit zu vergleichen. Aber auch im Gebiete der Alcalar-Kultur sind Kupferbergwerke vorhanden, und auf jeden Fall ist der Anfang der L.-M.-Kultur innerhalb der kupferzeitl. Epoche wohl etwas früher als die Alcalar-Kultur anzusetzen, was dadurch zu erklären ist, daß der Bergbau auf der Halbinsel in der Almeria-Kultur am frühesten eine Rolle gespielt zu haben scheint.

§ 6. Die Kultur von L. M. steht in regen Beziehungen nicht nur zu den übrigen span. Kulturen, sondern auch mit dem außerspan. Mittelmeergebiet und anderen Ländern. Die Zusammenhänge mit der Zentralkultur zeigen die Glockenbecher, doch hat Almeria sich nicht die reiche Ornamentik Andalusiens angeeignet, sondern ist fast ausschließlich bei einfachen Zonen mit parallelen Querlinien geblieben, ein Typus, der durch die Beziehungen zu den anderen w. Mittelmeer-Kulturen verfolgt werden

kann (Anghelu-Ruju, Villafrati, Remedello). Nach Portugal führen die Schieferplatten und „crosses“ sowie die Kalksteinzylinder und vielleicht auch die Pfeilspitzen mit starker basaler Einbuchtung, doch hat dagegen Portugal, wie es scheint, die Tierphalangen aus Almeria entlehnt.

Aus der Mannigfaltigkeit der fremdartigen Materialien, wie Amethyst, Elfenbein usw., hat Siret auf Beziehungen zum Orient schließen wollen. Es ist vielleicht richtiger, den Ursprung dieser Rohstoffe näher, in Nordwestafrika, zu suchen, mit dem Almeria sicher in regem Austausch stand (s. a. Tunis B). Verbindungen mit dem n. Europa, sicher auf indirektem Wege, deutet der Bernstein (s. d. E) an.

Die L.-M.-Kultur hat man als Stützpunkt für die absolute Chronologie der südeurop. Kupferzeit benutzt, die H. Schmidt vor 2500 v. C. ansetzt.

Eine ausreichende Publikation von L. M. gibt es leider noch nicht. L. Siret (*L'Espagne préhistorique*) hat in Revue des questions scientifiques 1893 das meiste darüber veröffentlicht (mit vielen Abb. und Plänen). Sonst hat er auch in Révue préh. 1908 (*Régions néolithiques de l'Ibérie*), Revue des questions scientifiques 1906—07 (*Orientaux et occidentaux en Espagne aux temps préhistoriques*) und in *Questions de chronologie et d'ethnographie ibériques I* (1913) manches über L. M. geschrieben. — Über Almizaraque: Memorias de la R. Academia de la Historia Madrid 1906 Siret, Villaricos und Herrerias; F. de Motos *La edad neolítica en Vélez Blanco* Memorias Comisión 1918.

Über die chronol. und kulturelle Stellung der Millares-Kultur: Siret a. a. O., wo er unhaltbare Daten für seine Kulturgruppen vorschlägt. Diskussion über die Siretschen Hypothesen bei Déchelette *Essai sur la chronologie préhistorique de la péninsule ibérique* Rev. arch. 1908/09. — Für die Beurteilung der chronol. und kulturellen Stellung von L. M. vgl. besonders Präh. Z. 1 (1909) S. 113ff. H. Schmidt; Bosh *Die Vorgeschichte der iber. Halbinsel seit dem Neolithikum* ebd. 15 (1924) S. 100ff. und 113ff.; ders. *La Arq. prerom. hisp.* S. 161, 163ff., 168ff.; ders. *Zur Vorgeschichte Spaniens* Urgeschichtlicher Anzeiger 1 (1924); N. Aberg *La civilisation énéolithique dans la péninsule ibérique* Uppsala 1921.

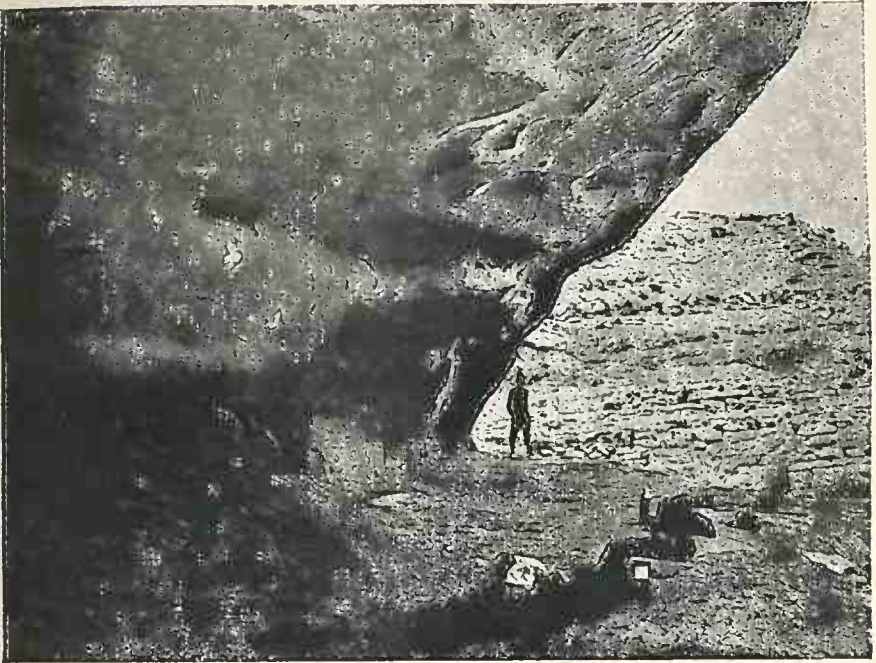
L. Pericot

Millefiori s. Glas.

Milo s. Melos.

Milocca s. Sizilien B II.

Milseburg (in der Rhön, Kurhessen). Auf der über 800 m h., weithinschauenden Bergkuppe befindet sich ein ausgedehntes Ringwall-System, das von J. Böhlau 1891 unter-



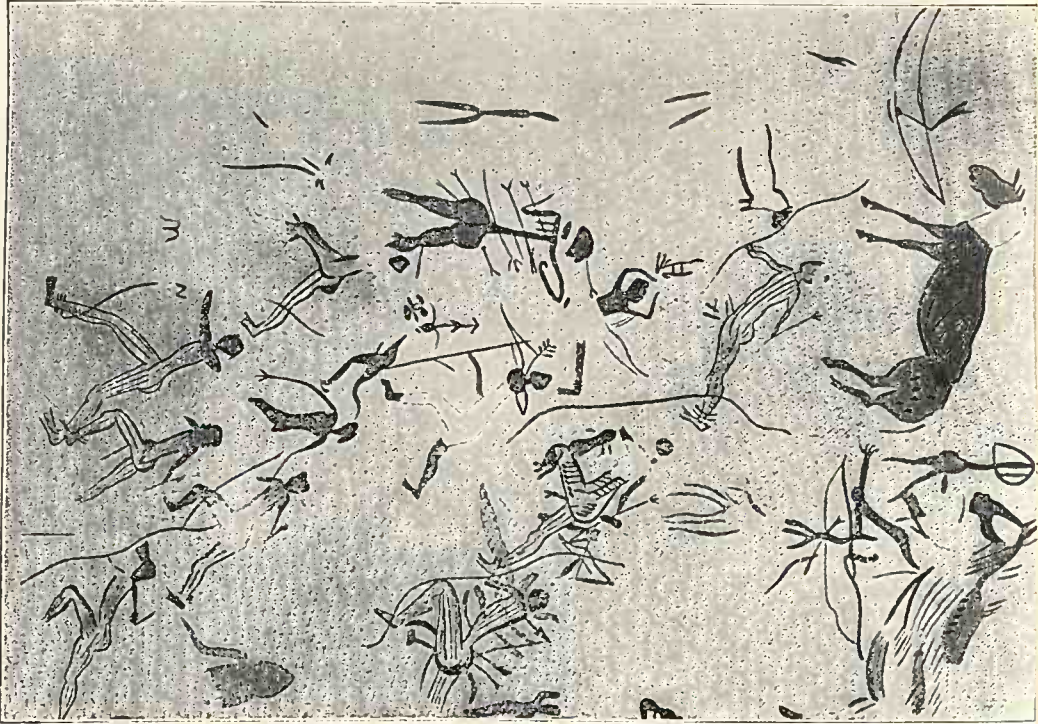
a



b

Minateda

Bemalter Felsüberhang von Minateda, bei Hellín (span. Prov. Albacete).
Nach Photographie von H. Obermaier (1924).



Minateda

a—b. Teilstücke des Bildfrieses. Verkleinert. Nach H. Breuil.

a

b

sucht wurde, mit Wällen in einer L. von ca. 1200 m und oft noch 11—14 m Br., aus einer zusammengestürzten Mauer, mit mehreren Verteidigungsabschnitten, so daß der Gipfel, auf dem die Kapelle steht, die letzte Zufluchtsstätte bildete. Mehrere hervorragende Basaltgruppen (Bonifatiusfelsen, Geishutfelsen) konnten als besondere Spähtürme dienen, verschiedene Quellen sicherten die Wasserversorgung, und am Fuße der Bergkuppe waren bis zur äußeren Umfassungsmauer saftige Matten für die Viehherden vorhanden. Wie auf der Altenburg (s. d.) bei Niedenstein, dem Dünsberg (s. d.) usw. sind zahlreiche Steinunterbauten der Häuser erhalten, runde und viereckige, auch die Ackerbeete an den Hängen. Leider ist von der schon vor mehr als 30 Jahren erfolgten Untersuchung und von den zahlreichen Funden trotz wiederholter Mahnung immer noch nichts veröffentlicht.

6. Ber. röm.-germ. Kom. 1913 S. 6, 25 E. Anthes; Hessenkunst I (1906) S. 30—32 G. Eisen-
traut.

Ein zweiter großer Ringwall der Rhön ist derjenige auf dem Basaltkegel der Mettermich bei Brückenau, der von Hock untersucht ist, der germ. Spätlatènezeit angehört und eine ähnliche Anlage wie die M. zeigt (6. Ber. röm.-germ. Kom. 1913 S. 6 E. Anthes; *Führer durch d. fränk. Luitpoldmus. in Würzburg* 1913 S. 122 G. Hock). Die Ringwälle lehren uns, daß in dieser Richtung ein Hauptdurchbruch der Germanen nach dem Main-Gebiet erfolgte.

K. Schumacher

Minateda (Tf. 59, 60). Unfern von Agramón-Hellín, im SO der span. Prov. Albacete gelegen. Die überaus wichtigen paläol. Malereien wurden von dem Prospektor Juan Jiménez Llama (1914) entdeckt und von H. Breuil bearbeitet.

Im Tälchen der „Rinconada del Canalizo el Rayo“ befinden sich zwei kleine Nischen mit ziemlich belanglosen Darstellungen, um so bedeutender ist der große Felsüberhang von Minateda, am Ausgange des „Barranco de la Mortaja“ (Tf. 59). Er enthält, neben einer Anzahl jüngerer schematischer Zeichen, mehrere hundert naturalistische Darstellungen, vielfach in palimpsest-artiger Übereinanderlagerung, was wertvolle Einblicke in die Evolution dieser paläol. Kunst

(s. Kunst A III) eröffnet, zumal die Zahl speziell der menschlichen Typen und Varianten eine überraschende ist (Tf. 60). An Tierbildern wiegen die Wiedergaben von Cerviden, Capriden und Boviden vor; dazu kommen solche vom Rhinoceros, Elch, Damhirsch, der Gemse, dem Wildschwein, von Caniden (wohl Schakale oder Wölfe), Vögeln und Fischen. Vertreten sind vielleicht auch noch Antilopen und Kaninchen; sehr zweifelhaft ist, wegen der Kleinheit oder Unvollständigkeit der einschlägigen Abbildungen, die Bestimmung des Bären, Löwen, der Saiga-Antilope und des Rentiers, welche Breuil namhaft macht. S. a. Band X Tf. 109 b, e, f.

H. Breuil *Les roches peintes de Minateda (Albacete)* L'Anthrop. 30 (1920) S. 1—50.

H. Obermaier

Mindel-Eiszeit (II. alpine Eiszeit) s. Diluvialgeologie § 6.

Mindel-Riß-Interglazial (II. alpine Zwischeneiszeit) s. Diluvialgeologie § 6.

Mineralien s. Bergbau, Bernstein, Edelstein, Stein und die einzelnen Metalle.

Mineralische Mittel. Sie werden nur ausnahmsweise (vgl. das Erd-Essen) auch als Nahrungsmittel gebraucht. Zu ihrer äußerlichen Verwendung war man im Übergangszustande aus der Tierwelt schon auf dem Wege, indem man sich juckende Hautstellen im Sande überpuderte, wie das Geflügel das Gefieder einstäubt gegen Einwohner, oder indem man sich mit feuchten Anschleimmungen wunde Stellen bedeckte oder mit feuchtem Erdbrei, oder direkt die Hand oder den Fuß ins Wasser steckt, wie Tiere sich im Schlamm einbuddeln oder sich ins Wasser legen gegen die Gluthitze oder die Lästigkeit der Insekten. Damit wäre der Übergang zur Verwendung auffälliger oder durch besondere Eigenschaften zufällig in Verwendung gekommener M. M. geschaffen, die wir in der schriftlich fixierten Frühmedizin am Nil in immerhin nicht ganz unbeträchtlicher Menge schon antreffen, ganz abgesehen von der Verwendung von Edelsteinen, Halbedelsteinen, Bernstein usw. in der Amulett-Therapie. So wird vielseitig der Asphalt (s. d.) verwendet, nicht nur als Pflastergrundlage und sonst äußerlich, sondern auch als inneres Medikament, zu-

nächst in Mesopotamien, dann in Palästina und Ägypten, desgleichen das Steinsalz, das Natron, der Alaun, das Ammoniak, Kupfersalze und Antimon-Präparate, Gips, Alabaster, Lapislazuli, Jaspis, daneben auch Lehm und Flußschlamm. S. a. Medischer Stein.

F. Reinhard *Die Therapie der Keilschriftmedizin* Allg. med. Central-Zeitung 1916 Nr. 4—10; v. Lippmann *Chemisches aus dem Papyrus Ebers* Archiv für die Gesch. d. Naturw. 1909 S. 87 ff.; H. Fühner *Lithotherapie* 1902.

Sudhoff

Miniaturbeigabe. § 1. Schon in spätneol. Zeit begegnen wir vielfach der Sitte, dem Toten neben, oft auch statt der wirklichen Gebrauchsgefäße Miniaturnachbildungen ins Grab mitzugeben. Derartige Miniaturgefäße finden sich besonders in den entwickelten Ganggräbern der Pyrenäen-Halbinsel (s. d. B) und auch noch in vielen Gräbern der El-Argar-Stufe, weiter ostwärts auf den großen Mittelmeer-Inseln sowie in den neol. Stationen von Coppa Nevigata (s. d.), Molfetta (s. d.) und anderen Punkten der Apenninhalbinsel, hier bisweilen in sehr großen Mengen. In Ägypten sind sie gleichfalls sehr häufig vertreten, namentlich in den Gräberfeldern der 3. Dyn., und ebenso begegnen wir ihnen vielfach in Hissarlik-Troja und Yortan- (s. d.) Kelembos sowie im ägäischen Kulturkreise. In Persien finden sie sich besonders häufig in den frühbronzezeitl. Dolmen des N, doch kommen sie auch noch in vielen Barrows und Cairns Indiens vor, und zwar in Formen, wie wir sie auch in Yortan-Kelembos und anderen Stationen des ö. Mittelmeergebietes antreffen. In Mitteleuropa endlich erscheinen sie besonders häufig in Gräberfeldern des jüngeren Lausitzer Typus, und zwar, wie von verschiedenen Forschern ausdrücklich hervorgehoben wird, fast nur in Gräbern von Erwachsenen (s. Lausitzische Kultur A).

§ 2. Noch auffallender als diese Miniaturgefäße sind die Miniaturnachbildungen von Schmucksachen und namentlich von Dolchen und Schwertern, die in besonders großer Zahl in den jüngerbronzezeitl. Gräbern des N zum Vorschein gekommen sind. Hier läßt sich auch die Entwicklung dieser Miniaturwaffen sehr klar verfolgen, da alle Übergangsformen von Kurzschwertern

bis zu den ganz kleinen Exemplaren von nur 2 cm Klingenlänge vorliegen.

§ 3. Über die Bedeutung dieser M. hat man verschiedene Vermutungen aufgestellt. Daß sie im allg. nicht, wie manche glauben, als Kinderspielzeug aufzufassen sind, ergibt sich schon aus der bereits hervorgehobenen Tatsache, daß die Gräber, in denen sie vorkommen, größtenteils mit Sicherheit als solche von Erwachsenen erkennbar sind. Die M. können demnach nur eine symbolische Bedeutung gehabt haben. Für die Miniaturschwerter ließe sich denken, daß die geringen Raumverhältnisse des Grabes, die die Mitgabe wirklicher Gebrauchsschwerter nicht gestatten, zu ihrer Herstellung den Anstoß gegeben haben, doch trifft diese Annahme nicht für die Miniaturgefäße und noch weniger die Schmucksachen, Armringe u. dgl. zu. Auch konnte man ja, wie es tatsächlich auch vielfach geschehen ist, die Schwerter zusammenbiegen. Wahrscheinlich beruht daher der Brauch auf einer *pia fraus* (s. d.): Man hielt sich für verpflichtet, dem Toten die betreffenden Gegenstände mitzugeben, glaubte aber dieser Pflicht schon zu genügen, wenn man statt der teureren Originale billige Ersatzstücke mitgab. Auch mögen vielleicht in alten emanistischen Anschauungen (Wilke *Religion der Indogermanen* 1923 S. 1 ff.) wurzelnde Zaubervorstellungen maßgebend gewesen sein, nach denen durch die Nachbildungen die wirklichen Gegenstände herbeigezaubert werden konnten.

Mon. Lincei 19 S. 372 f. Mosso; Cartailhac *Agès préh.*; Morgan *Les origines de l'Égypte* I 158 u. ö.; Mém. Dél. Perse 8 S. 272 ff.; J. H. Marchall *Arch. Survey of India* 1904/05 Tf. 33—34; Gov. Mus. Madras, Katal. Tf. 26 u. a.; Mannusbibl. 10 S. 39 ff. Wilke; Müller *NAK.* I 418 ff.

G. Wilke

Miniaturnadel s. Nadel A I § 59.

Miniaturwaffen und -geräte s. Miniaturbeigabe, Beigabe A § 10 f.

Minoische Perioden s. Kreta B.

Minoische Vasenstile s. Kreta B, Vase B I.

Minos. Über den sagenhaften König von Knossos und Kreta geben die Funde keine näheren Aufschlüsse. Die ihm zugeschriebene Seeherrschaft stimmt gut zu dem Mangel aller Befestigungen im min. Kreta

(s. d. B.). Die Bezeichnung „minoisch“, die Evans eingeführt hat, ist natürlich nur als konventionelle Bezeichnung für eine Kultur gewählt, deren Träger rassenmäßig oder hist. noch nicht benannt werden können.

Roscher *Lex.* II (1897) S. 2993ff. Helbig. G. Karo

Minotaur. Unter den zahlreichen min. Dämonen (s. d. B und Kreta B) erscheint auch ein Mann mit Stierkopf, der aber unter diesen Mischwesen keine besondere Rolle spielt. Aus ihm könnte der Typus des M. der griech. Sage abgeleitet sein, aber für die Sage selbst bietet die min. Kunst gar keine Anhaltspunkte. Auch der stierköpfige Mann an einem geom. Dreifuß darf nicht ohne weiteres M. genannt werden.

Roscher *Lex.* II (1897) S. 3004ff. Helbig; C. Robert *Griech. Heldensage* II (1921) S. 345, 363, 679f.; BSA 7 S. 18f. Evans; *Olympia* IV 88f. G. Karo

Minster (Thanet, Kent). Der große Werkstättenfund von M. gehört der späten BZ an, obwohl unter den Funden eine ganze Reihe älterer Typen vorkommen, wie es unter dem Altmaterial von Gießereifunden häufig ist. Neben Gußkuchen u. a. enthält der Fund Absatz-, Lappen- und Tüllenbeile, immer mit einer seitlichen Öse. Ferner vier Tüllenlanzenspitzen, einen kleinen Amboß, ein Sichelfragment, ein eigenartiges Messer mit Rückengriff, Unterortbänder (?) mit einem Ring an der flachen Unterseite sowie viele Fragmente von Schwertern mit Griffzunge der III. und IV. Periode. Ein Messer mit Grifftülle, wie es auch aus den Depotfunden von Bromley-by-Bow, Essex, von Hoo, Kent, und aus dem Dowris (s. d.) Fund bekannt ist, ist besonders hervorzuheben.

Proc. Soc. Ant. 2. Ser. 14 S. 309ff. Payne; Read *A Guide to the Antiquities of the Bronze Age, Brit. Mus.* S. 39 und Tf. 3. † W. Bremer

Minusinsk. Stadt und Distrikt am oberen Jenisei in Zentralsibirien an der chines. Grenze, n. vom Sajanischn Gebirge. Diese Gegend ist in der vorgesch. Zeit das Zentrum einer blühenden Kultur gewesen. Die steinzeitl. Funde sind Siedlungsfunde auf Dünenboden, mit Keramik, Feuersteinscherben und -pfeilspitzen (s. Sibirien B). — Man zählt in den Steppen, speziell am Abakan, w. vom Jenisei, Tausende von bronzezeitl. Gräbern, und es sind hier

etwa 40000 bronzezeitl. Gegenstände gesammelt worden (s. Sibirien C). — Aus der Übergangsperiode zur EZ stammen die berühmten Kurgane mit Gipsmasken (s. d.; Band IV Tf. 135). Die eisenzeitl. Steppengräber haben meistens die Gestalt hoher Kurgane ohne Steinsetzungen. Sie enthalten reiche Funde hauptsächlich aus der Völkerwanderungszeit (Z. d. Finn. Alt.-Ges. 26 [1912] S. 59—70). — Zu den übrigen Bodendenkmälern gehören noch die Burgen, die Kupfergruben (s. Čudenschürfe), die Felsenzeichnungen (s. d. B, Sibirien C) und die Steine mit alttürk. Inschriften aus dem 7.—9. Jh. n. C.

In der Stadt M. ist ein reiches und gutes Museum, vom Apotheker N. Martjanov im J. 1874 gegründet (1877 für das Publikum geöffnet).

A. Tallgren *Collection Tovostine Helsingfors 1917*, mit ausführlicher Bibliographie; [G. v. Merhart *Bronzezeit am Jenissei* 1926].

A. M. Tallgren

Minysche Keramik. Konventionelle Bezeichnung für eine in größeren Mengen zuerst in Orchomenos (s. d.), aber auch sonst in ganz Mittelgriechenland (selten in Thesalien), der Argolis, Ägina, vereinzelt auch auf den Kykladen (s. d.) gefundene monochrome, durch und durch grauschwarze oder gelbe Ware, bisweilen mit Rillen oder einfachsten Ritzornamenten. Sie gehört den Jh. vor der Mitte des 2. Jht. v. C. an. Auf Kreta fehlt sie. S. Vasé B I und Ägäische Kultur § 11; Band I Tf. 9b, c.

Fimmen *Kret.-myk. Kultur* 1924 S. 79f., 141 (die Bezeichnung Orchomenos-Ware wenig glücklich); BSA 17 S. 16ff., ebd. 22 S. 180ff.; JHS 34 (1914) S. 126ff.; ebd. 35 (1915) S. 196ff.

G. Karo

Miolithikum s. Italien A § 3.

Miozän s. Eolithenproblem.

Mirza-Kekuvatskij s. Südrußland D.

Mischwesen. S. a. Dämon, Fabeltier, Göttersymbol, Kentaur, Minotaur, Religion.

Vorderasien (Tf. 61—70).

§ 1. Literatur und Allgemeines. — § 2. Geschichte der M. — § 3. Baum-M. — § 4—20. Kentauren-M. — § 21—28. Löwen-M. — § 29—40. Menschen-M. — § 41—42. Pferde-M. — § 43—45. Schlangen-M. — § 46—48. Stier-M. — § 49. Vogel-M. — § 50. Ziegenfisch. — § 51. Mann mit Vogelschwanz.

Liste der in den Paragraphen erwähnten Götter und M.-Namen: Adad 26, 27, 40 e, 46. — Alú 40 a. — Anu 26, 45 b. — Anšar 30. — apkallu 1, 39. — aqrab-amêlu 20 c. — Ašakku 40 a. — Ašur 26, 27, 30, 38.

45 a. — Bêlit 26, 27. — Damgalnunna 50. — Ea 29, 45 b, 50. — Engidu 47 a. — Enlil 26, 30, 45 a. — Ešim-mu 40 a. — Gallu 40 a. — Gilgameš 29, 47 a. — Ilu 40 a. — Ilu-limnu 36. — Imdugud-Barbarra 49 a. — Ku-lili 4. — Kuribu 31 a. — Labartu 28 a, 34, 36, 40 a. — lamassu 6 a, 16, 31 a. — Las 26, 27. — Lugal-marada 18. — Marduk 30, 45 a. — Mušhuššu 15 a, 45 a, b. — Nabu 45 a. — Namtaru 40 a. — Nergal 26, 27. — Ningizzida 45 b. — Ninlil 26, 27. — Ninurta 30. — Pabilsag 12. — Pazuzu 34. — Samaš 41, 45, 46, 47 a, 51. — „Schütze“ 12. — šêdu 6 a, 16, 31 a. — Sibitti 27, 28 a. — suhurmašu 50. — Šumališa 26, 28. — Suqamuna 26. — Tiamat 27, 45 a. — Utukku 35, 40 a. — „Wilder Mann“ 15 a, 16, 27, 29, 46, 47 a. — Zû 18. — „Zwillinge“ 36.

§ 1. Eine Vorstellung von den großen Göttern Vorderasiens ist aus den erhaltenen Götterbildern (s. d. E I) gewonnen worden, während die Literaturdenkmäler durch Beschreibung der Götter wenig Material liefern. Neben den Bildern der großen Götter gibt es auch solche von niederen Wesen, die aus Tier und Mensch, aus verschiedenen Tieren, in wenigen Fällen auch mit einem künstlichen Bestandteil, wie Nagel (§ 21, 33) und Säule (§ 48) zusammengesetzt sind und mit M. bezeichnet werden. Auch hier bringt erst das arch. Material einen besseren Aufschluß als die Literatur. Allerdings gibt es hierfür einige Texte; die zuerst von C. Bezold (ZfAssyr. 9 S. 114f., 405f.) veröffentlicht, in CT 17, 42ff. und ZfAssyr. 25 S. 379ff. von Holma vervollständigt und in KB VI 2, 1 S. 2f. von P. Jensen übersetzt worden sind. Die Texte, die aus Assurbanipals Bibliothek in Ninive stammen, also spät sind, sind verstümmelt, nicht leicht verständlich und geben die Beschreibungen von M., die in den Darstellungen bisher keine Parallele haben und von C. Bezold (Aufsätze z. Kultur- u. Sprachgeschichte E. Kuhn zum 70. Geburtstag gewidmet 1916 S. 226f.) als Sterngottheiten gedeutet werden. Die gesamte, diesbezügliche Literatur ist dort S. 227 angeführt.

Andere Texte geben Beschreibungen von M., die für Beschwörungen gebraucht wurden, von H. Zimmern (ZfAssyr. 35 [1924] S. 151ff.) zusammengestellt. Es sind 7 Bilder von Weisen (*apkallê*) aus Holz, mit Gips oder Ton bekleidet. Sie werden in den Beinamen mit verschiedenen babyl. (!) Städten in Verbindung gebracht, mit Ur, Nippur, Eridu, Kullab, Kêš, Lagaš und Šuruppak. Eine nähere Beschreibung der

M. ist nicht gegeben, sie werden aber als Sturmwinde (*ûmu*) bezeichnet (s. § 31a). Nach einer anderen Stelle (Zimmern a. a. O. S. 153) haben die „sieben Weisen“ Vogelgesicht (*pân iššuri*) und Flügel (*kappu*) — als Windgötter —, ferner das Reinigungsgerät (*mullilu*) in der Rechten, das Schöpfgefäß (*bangabgabbu*) in der Linken. In anderen Beschreibungen haben sie eine Fischmaske (*zumur nûni*), das Reinigungsgerät, das Schöpfgefäß oder auch die Dattelpflanze (*aru*) in den Händen. Diese Bilder werden auch als „Wächter“ bezeichnet; es sind die geflügelten Adlermenschen (s. § 39), die die Zeremonie der Befruchtung des Lebensbaumes (s. d.) vollziehen. Es ist also aus der Literatur nur wenig zur Erklärung der M. beigetragen worden. Andere M., die als Göttersymbole (s. d. E I) Verwendung gefunden haben, konnten deshalb näher bestimmt werden. Eine Reihe dieser Symbole, Keulen mit Tierköpfen, die Sonne, der Mond mit einer göttlichen Halbfigur, sind in jenem Artikel besprochen (s. a. § 51).

In den Geschichtsurkunden wird die Weihung von M. wiederholt genannt, doch ist daraus nichts über ihre Gestalt zu entnehmen. Als eines der ältesten Zeugnisse sei die Inschrift des Kassitenkönigs Agumkakraime erwähnt, die in Abschrift aus der Bibliothek Assurbanipals in Ninive vorliegt (Kol. 4, 52ff. Keilinschr. Bibl. 3, 1 [1892] S. 134 f. P. Jensen).

Die moderne Wissenschaft hat zur Erklärung der M. wenig beigetragen. Es fehlt hier eine scharfe Sonderung der M. Ansätze zur Deutung, die aber nicht erschöpfend sind, haben H. Prinz (*Allorientalische Symbolik* 1915) und C. Torrey (Amer. Journ. Arch. 22 [1918] S. 66f.) versucht. Die Wissenschaft huldigt bisher im allg. noch der Ansicht, daß im Alten Orient so gut wie keine Entwicklung stattgefunden hätte, als ob alles, namentlich was die Religion angeht, schon von Anfang an dagewesen wäre, so z. B. A. Ungnad (*Religion der Babylonier und Assyrer* 1921 S. 3; wo gesagt wird, daß die Akkader der älteren sumer. Kultur keine wesentlichen Elemente hinzuzufügen gewußt hätten. Gerade die Geschichte der M. (s. § 2) beweist, welche starke Entwicklung die Religion

namentlich noch im 2. Jht. genommen hat.

Für die Religionswissenschaft ist die Stellung der M. zu den großen Göttern von besonderem Interesse. Im größten Gegensatz zu Ägypten ist die Vorstellung und Darstellung der göttlichen Wesen in Sumer nicht aus Fetischen oder Tieren hervorgegangen, wie es dort der Fall war (s. Fetischismus B), sondern die menschliche Gestalt war in Sumer das Vorbild. Die hohen Götter sind rein menschlich gedacht und dargestellt. Die M. spielten auch in Sumer anfangs eine sehr geringe Rolle; sie sind erst später, namentlich durch ö. Einfluß (s. § 2), geschaffen worden. So läßt sich in Mesopotamien auch zu allen Zeiten der feststehende Grundsatz verfolgen, je mehr Menschliches ein M. an sich hat, um so stärker ist es, um so besser und wohlwollender ist es auch dem Menschen gesinnt. Je mehr Tierisches jedoch ein M. hat, wenn es gar aus verschiedenen Tieren zusammengesetzt ist, um so gefährlicher ist es und wird zu einem verderben- und krankheitbringenden Dämon. Diese Abstufung erhellt am besten aus den Kampfszenen, in denen die M. miteinander oder mit Göttern dargestellt sind; das beste Beispiel gibt die in § 8a behandelte Löwenkentauren, die von einem Mann oder einem geflügelten Mann „gebändigt wird“, selbst aber einem Stierkentauren, d. h. einem schwächeren M., überlegen ist. Nach Möglichkeit sind diese Kampfszenen im folgenden wegen der Charakterisierung der M. aufgeführt.

§ 2. Die Geschichte der M. ergibt sich im einzelnen aus den folgenden Paragraphen. Über die Entstehung der M. läßt sich natürlich noch nichts Abschließendes sagen; durch neue Funde dürften sich manche Ergebnisse verschieben. Das vorliegende Material zeigt, daß ein M. 1. entweder nur für kurze Zeit Bestand gehabt hat oder aber 2. von späteren Epochen übernommen und weitergepflegt wurde. Die M. der 1. Kategorie sind gering an Zahl: In Sumer die M. § 14, 15, 18, 21, 30, 45 b, 47 b; in Elam § 3, 48; in Urarthu § 19, 28 b; in Sumer-Akkad-Hammurapi-Zeit § 33, 49 a—b. Bei weitem zahlreicher sind die M., die langen Bestand hatten, und zwar

sind es seit Sumer die M. § 27, 29; seit Akkad § 47 a; Hammurapi § 50; aus Elam § 25 a, seit neusumer. Per. vgl. § 49 b; seit der Kassiten-Zeit § 6 a, 8 a, 12, 13 a, 13 b, 20 a—c, 23, 32, 36, 42, 45 a, 46; in Assyrien § 6 b, 17 a—b, 25 b, 28 a, 31 a—b, 34, 38, 39, 41, 43 a, 44, 51; im späteren Babylonien § 26; in Syrien § 7, 8 b, 9, 16, 22, 24, 35, 37. Einige bleiben unbestimmt. Im großen und ganzen sind in der 1. Per. der vorderas. Kultur, bis 1900, wenig M. geprägt worden; der Löwenanteil daran fällt um die Mitte des 2. Jht. den Kassiten und den Assyriern zu. In gewissem Abstände folgt erst Syrien, von Ägypten beeinflusst. Die idg. Kassiten, die an der Schöpfung von Göttersymbolen (s. d. E 1) ebenfalls an erster Stelle stehen, waren auch in der Erfindung der M. außerordentlich fruchtbar. Man wird ihnen daher in der Religionsgeschichte eine wirksamere Rolle zuschreiben müssen, als es bisher geschehen ist.

§ 3. Baum-Mischwesen. In Susa ist die eigenartige Darstellung eines Palmbaumes mit geschupptem Stamm, der fünfblättrigen Krone, zwei Dattelpflanzen daran in emailliertem, bunten Ziegelrelief mit Inschrift des Kutur-Nahunte II. und des Šilḫak-Inšušinak (1170 v. C.) ausgegraben worden. Ein menschlicher r. Arm, gleichsam vor die Palmbrust gelegt, macht den Baum zu einem göttlichen M. Seine Bedeutung ist noch unbekannt (vgl. Rev. d'Assyr. 19 [1922] S. 128 Tf. 6; s. a. § 48).

§ 4. Fischkentauren. Horizontal nach r. schwimmender Fisch mit dem aufgerichteten Oberkörper eines bärtigen Gottes ist auf einem aram. Relief von Gusana (s. d.) innerhalb eines schlangenförmig gewundenen Bandes (= Wasser) gezeichnet. Die Inschrift des Kapara verweist die Skulptur ins 9. Jh. In Assyrien begleitet ein solcher Fischkentauren eine Schiffsexpedition, die Bäume herbeischafft, als guter Genius über das Mittelländische Meer (Botta-Flandin *Monuments de Ninive* Tf. 34 [= Pottier *Antiquités assyriennes* Nr. 43]; Musée du Louvre 1917 Tf. 20 [rechts]). Das Relief stammt aus Dur-Sargon (s. d.; 710 v. C.). Auf einem assyr. Siegelzylinder derselben Zeit werden zwei Fischkentauren von einem menschlichen Gott gebändigt (AO 17—18 Abb. 346 O. Weber). Ob die Bezeichnung Fischmensch *ku-lili* (= *nānu-amēlu*), die nach

einer Mitteilung von E. Ebeling bei der Erneuerung des Asur-Tempels (vgl. VAT 8228, R. 6 und VAT 9831) und im Welterschöpfungsglied (AOTU II 4 Z. 141 E. Ebeling) erwähnt wird, auf diese Fischkentauren angewendet werden darf, ist ungewiß.

§ 5. Fischkentaurin. Eine auf den Schwanzspitzen aufrecht stehende Fischkentaurin, die eine Löwenkentaurin (s. § 8a) bändigt, ist auf einem von O. Weber erworbenen silbernen „Zeptergriff“ aus Syrien in Berlin (VA 5488) gezeichnet (Jahrb. Pr. Kunsts. 1916 S. 53 Abb. 1 oberer Fries).

§ 6a. Löwenkentaure. Der geflügelte Löwe mit bärtigem Menschenkopf und Hörnerhelm erscheint in Babylonien zuerst auf einem kassit. Siegelzylinder (um 1300) zwischen dem Lanzensymbol des Marduk (s. Göttersymbol E 1) und dem Palmbaum (s. Lebensbaum; Koldewey *Das wieder erstehende Babylon* Abb. 191 S. 262 [= AO 17—18 Abb. 485]). Der Löwenkentaure (Tf. 67e) ist ein beliebter Wächter für assyr. Palastportale der Zeit des Assurnassirpal II. (880) und später (vgl. Bezold *Ninive und Babylon*³ Abb. 12 S. 17; Mansell Phot. Nr. 365, 390, 425; Paterson *Assyrische Skulpturen* Tf. 22). Der Löwenkentaure trägt auch ein Opferlamm im Arm (Layard *Monuments* I 42). Nach einem assyr. Siegel (AO 17—18 Abb. 351) ist er dort schon seit 1400 bodenständig. Im Kampfe mit anderen Wesen ist der Löwenkentaure stets unterlegen, sei es einem Gott (Place *Ninive* Tf. 57, 8), sei es einem geflügelten Manne (Layard a. a. O. I Tf. 44, 3; Place a. a. O. Tf. 57, 3; AO 17—18 Abb. 302, 304—305), sei es einem Adlermenschen (s. § 39) mit Flügeln, der einen Löwenkentauren bändigt (Layard a. a. O. I Tf. 45, 1), ebenso im Gegensinne (Layard a. a. O. I Tf. 48, 3), sei es einem Adlermenschen ohne Flügel, wobei eine Löwenkentaurin (Sphinx s. § 8a) daneben gelagert ist (Layard a. a. O. I Tf. 49, 4). Auf den Siegeln assyr. Zeit wird der Löwenkentaure auch von einem Bogenschützen angegriffen (AO 17—18 Abb. 301). Die älteren aram. Reliefs von Gusana (s. d.) haben auch den Löwenkentauren (AO 10, 1 Abb. 8—9, S. 18—19 v. Oppenheim). Aus Syrien ist ein Löwenkentaure mit bärtigem Kopf,

von assyr. Kunst beeinflußt, in Saksche-gözü (s. d.) gefunden worden. Von den älteren Skulpturen (um 1000) des s. Stadttores von Sam'al (s. d.) stammt ein Löwenkentaure mit bartlosem Kopf und Ballonhelm. Der erhobene Schwanz geht in einen Vogelkopf aus (Mitt. a. d. Orient. Sammlungen Berlin 13 [1902] Abb. 97, S. 206, Tf. 34).

Für die assyr. Löwenkolosse und Stierkolosse (s. § 16) ist der Name *sédu* und *lamassu* von den assyr. Königen angewendet worden (Paterson *Assyr. Skulpturen* Tf. 117—118; mit Beischriften des Königs Sanherib [700 v. C.]).

§ 6b. Ungeflügelter Löwe mit menschlichem Oberkörper ist sehr selten. Auf einem assyr. Siegelzylinder (AO 17—18 Abb. 320 O. Weber) in Berlin (VA 2667) bekämpft er einen Löwen mit dem Schwert. Relief des Assurbanipal aus Ninive in London (Br. M. Nr. 79 im Assyrian Saloon; Perrot-Chipiez *Hist. de l'art* II 581; B. Meissner *Babylonien u. Assyrien* II Tf. Abb. 19), unterer Fries.

§ 7. Zweiköpfiger Löwenkentaure. Der Löwenkentaure, geflügelt, mit Löwenkopf und Menschenkopf ist in Assyrien und Babylonien nicht bekannt, dagegen in Syrien, in Karkamisch (s. d.; Hogarth-Woolley *Carchemisch* I B 14a; II Ba; B 28b) und in Sam'al (s. d.). Das ältere Relief aus Karkamisch (Tf. 66a) hat einen bartlosen männlichen Kopf mit gehörntem Ballonhelm (s. Krone B) und einen erhobenen Schwanz, der in einen Vogelkopf ausgeht. In Sam'al ist der Menschenkopf mit gehörntem Kalottenhelm bedeckt. In beiden Skulpturen bläkt der Löwe die Zunge (*Ausgrabungen in Sendschirli* Mitt. Or. Sammlungen 13 Tf. 43 oben).

§ 8a. Löwenkentaurin. Die geflügelte Löwin mit Frauenkopf ist in Assyrien um 1400 schon nachzuweisen (AO 17—18 Abb. 351) und wird gleichzeitig auch im kassit. Babylonien auf einem Siegelzylinder des Tunamisah dargestellt (s. Band IV Tf. 161d). In jüngerer assyr. Zeit ist die Löwenkentaurin gelegentlich verwendet, auf einem reliefierten Schminktopf aus Dur-Sargon (Botta a. a. O. Tf. 164, 3) zwei liegende Löwenkentauren übereinander; dgl. als Säulenbasis vom Palast des Asar-

haddon (Layard a. a. O. I Tf. 95, 1; Band VII Tf. 82 b). Die Löwenkentauren wird gebändigt von einem Manne (AO 17—18 Abb. 351), von einem geflügelten Menschen (ebd. Abb. 47, 306—308), auf einem Bronzeornament eines Möbels (Layard *Nineveh and Babylon* S. 198), auf dem Siegel in Paris (Louvre A 667; Delaporte *Cylindres orientaux* Tf. 87, 13). Sie sieht liegend der Besiegung des Löwenkentauren zu (s. § 6a; Layard *Monuments* I Tf. 49, 4). Sie ist jedoch einem geflügelten Stierkentauren im Kampfe überlegen auf dem aram. Relief von Karkamisch (Hogarth *Carchemisch* I, B 15a). In Syrien ist die Löwenkentauren sehr häufig als Säulenbasis, in Sam'al (s. d.; vgl. Weber *Heitische Kunst* Orbis Pictus 9 Tf. 45 [= Hunger und Lamer *Alt. Kult. i. B.* 2 Abb. 179]), in Sakschegözü (s. d.; vgl. Weber a. a. O. Tf. 46). In Hatti (s. d.; = Boghasköj) kommt sie schon um 1300 v. C. als Torschmuck vor (den Kopf davon vgl. E. Meyer *Reich und Kultur der Chetiter* Tf. 10), dgl. auch in der gleichzeitigen hettit. Stadt in Öjök (s. d.; vgl. E. Meyer a. a. O. Abb. 9, 12, S. 25, 27).

§ 8b. Die geflügelte Löwenkentauren mit menschlichem Oberkörper ist bisher in einem Exemplar gefunden in Gusana (s. d.) in der sog. „verschleierten Göttin“, deren Torso auf den einen der geflügelten Löwen paßt (AO 10, 1 S. 30 und Abb. 11). Vermutlich ist diese Skulptur, die um 1000 v. C. anzusetzen ist, eine Weiterbildung der in Hatti und Öjök gefundenen Sphinxen (s. § 8a).

§ 9. In Sam'al wurde im Burgtore das Relief einer Löwenkentauren mit Flügeln, Schwanz, der in einem Vogelkopf endigt, und langer, vorn herabfallender Haarflechte, die das weibliche Geschlecht verdeutlicht, ausgegraben. Das Relief, das wohl in Anlehnung an die ältere Skulptur (s. § 6a [Schluß]) gearbeitet wurde, ist dann um 730 v. C. von Bar-Rekub nochmals wiederholt worden, Relief in Konstantinopel (Nr. 7736; vgl. Mitt. a. d. Orient. Slg. 14 Tf. 55).

§ 10. Löwenkentauren mit Adlerfüßen und Vogelschwanz ist auf einem im Kunsthandel erworbenen Siegelzylinder des Louvre (A 619) in Paris (Delaporte

Cylindres orientaux Tf. 85, 12) gezeichnet; doch macht das Bild einen modernen Eindruck, scheint also unecht zu sein, während die Inschrift antik ist.

§ 11. Löwenkentauren, ungeflügelt, von einem weiblichen Fischkentauren (s. § 5) bedrängt, ist auf dem oberen Fries des dort genannten Zeptergriffs (VA 5488) gezeichnet, sonst m. W. aber nicht belegt.

§ 12. Pferdekentauren mit menschlichem Oberkörper, bärtigem Kopfe, auch durch den Pferdepenis als männlich charakterisiert, mit Flügeln und Skorpionsschwanz, in der Rechten ein Schwert gegen eine Gazelle schwingend, ist auf dem kassit. Siegelzylinder der Slg. de Clercq (*Catalogue* I Tf. 33 Nr. 363 [= AO 17—18 Abb. 330]) abgebildet. Man ist geneigt, in dem Pferdekentauren das Tierkreissternbild des „Schützen“ zu sehen, und (Meissner *Babylonien u. Assyrien* II [1925] S. 406) vermutet die Gleichsetzung mit dem Gotte *Pabilsag*.

§ 13a. Pferdekentauren, zweiköpfig, mit Mannes- und Löwenkopf, mit dem vorigen gleichzeitig auf den Denkmälern nachweisbar. Es ist zu beachten, daß dieses M. außer der Doppelköpfigkeit noch zwei Schwänze, einen Skorpionsschwanz und einen Pferdeschwanz, hat. Es schießt mit dem Bogen. So ist die Darstellung auf dem Kudurru des Meli-Šipak (1200 v. C.) in London (Br. M. 90829; King *Babyl. Bound. Stones* Tf. 29f.; F. Steinmetzer *Die babylon. Kudurru* Stud. z. Gesch. u. Kultur d. Altert. II Heft 4—5 [1922] Nr. 4; vgl. AO 15 Abb. 122 S. 70 B. Meissner; C. Frank *Kunstgesch. i. B.* 1² 54).

§ 13b. Dgl. aber ohne Flügel und ohne Pferdeschweif geben zwei kassit. Kudurru das Bild des Pferdekentauren mit zwei Köpfen wieder, auf dem Grenzstein in Paris (Steinmetzer Nr. 39; Délég. Perse Mém. I S. 175 Abb. 381) und in Berlin (MDOG 42 S. 13; s. Band IV Tf. 206). Es fragt sich, ob es angesichts der Flügellosigkeit und anderer Unterschiede erlaubt ist, alle diese Pferdekentauren als die Darstellung ein und desselben M. ansehen zu dürfen. Denn ob das M. ein Erdwesen oder (mit Flügeln) ein Luftwesen ist, ist ein gewaltiger Unterschied, und das Fehlen der Flügel kann, angesichts der mehr-

maligen Darstellung, nicht als Versehen des Steinmetzen entschuldigt werden. Ein drittes kassit. Beispiel vgl. AO 15 Abb. 116.

§ 14. Schlangenkentaur. Nur auf Siegelzylindern älterer Zeit, die der ersten Hälfte des 3. Jht. angehören, gibt es ein eigentümliches M., menschlicher Oberkörper mit bärtigem Götterkopf; der Unterleib ist eine etwa viermal hin und her gewundene Schlange (AO 17—18 Abb. 392—395 O. Weber). Das M. sitzt vor einem Altartisch, gegenüber ein anderer Gott auf einem Stuhl, oder ein stehender opfernder Mann; man sieht auch einen geöffneten Türflügel. Die Bedeutung des M. ist dunkel.

§ 15a. Stierkentaur, ungeflügelt. In altsumer. Zeit ist auf den Siegeln des Lugalanda von Lagaš (um 3000; Band IV Tf. 155) ein Wisentstier im Kampfe mit dem Löwen dargestellt. Das Gesicht des Wisents hat schon an sich etwas Menschliches mit seinem großen Bart, der „Wilde Mann“ (s. § 29) trägt ihn auf den Händen, wobei er mit untergeschlagenen Beinen ruht und den Kopf dem Beschauer voll zuwendet. Eine Fortsetzung dieses Typs ist von Gudea von Lagaš (2600) in rundplastischen Figuren aus Steatit (L. Heuzey *Catalogue des Antiquités chaldéennes* Nr. 120), mit Perlmutter eingelegt (Heuzey a. a. O. Nr. 126), erhalten. — Das M., angeblich am Götterwagen angeschirrt, vgl. Stelenrelief (VA 2904) in Berlin (AO 15 Abb. 73 S. 45), so E. Meyer (Abh. Pr. Ak. 1906 S. 52). Tatsächlich ist das M. ein Mušhuššu (§ 45 b) mit Deichselkopf (Löwenvorderteil). — Benennen läßt sich das M. noch nicht (Monuments Piot 7 S. 7f. L. Heuzey; ders. *Origines orientales de l'art* S. 308ff.; AO 15 Abb. 81—82 B. Meissner; s. a. Bicha).

§ 15b. Ders., zweiköpfig. Eine eigentümliche, kleine, flache Plastik aus Gipsstein, von Lagaš stammend, befindet sich in Konstantinopel (Nr. 6426), stellt ein zweiköpfiges M. mit 2 untergeschlagenen Stierbeinen dar (3000 v. C.). Die in Vorderansicht gegebenen Köpfe haben eingelegte Augen — die Einlage ist verloren —, einen langen Kinnbart, seitlich des Kopfes eine breite Haarsträhne. Oben am Kopfe seitlich je 2 Bohrlöcher zum Einsetzen des Ohrs und des Stierhorns. In der Mitte ist die Plastik von oben nach unten durchbohrt, um das

Stück befestigen zu können. Es stammt aus sumer. Zeit, etwa der Ur-Nina-Dynastie (*Cros Nouvelles Fouilles de Tello* 1910 S. 67, 302, Tf. 11, 2).

§ 16. Ders., geflügelt, bekannt als Torschmuck der assyr. Könige; von ihnen als *šedu-lamassu* bezeichnet (s. § 6a—b). Sie unterscheiden sich gewöhnlich von den Löwenkentauren durch den Polos mit Hörnern, während die Löwen einen gehörnten Helm tragen (s. Krone B). Skulptur des Assurnassirpal II. aus Kalḫu (Tf. 67 f); aus Arban (s. Šadikanni); des Sargon II. aus Dur-Sargon (Band II Tf. 222 a, b; Pottier Nr. 12—14 Tf. 6—7; Hunger-Lamer *Altor. Kult. i. B.*² Abb. 98); des Sanherib aus Ninive (Layard *Monuments* II Tf. 3; Paterson *Palace of Sincherib* Tf. 2). Die Kolosse werden auf großen Schlitten transportiert (Paterson a. a. O. Tf. 23, 25, 27—28, 32—33; vgl. Layard a. a. O. II 13, 15—16). Sie sind in Bawian im Felsen eingemeißelt (Tf. 3c). Einen Stierkentauren in Relief, vielleicht vom Palaste Sanheribs, gibt Layard *Monuments* I Tf. 95a, 8 (= Paterson a. a. O. Tf. 94—95) wieder. Ein Stierkentaur ist schützender Begleiter des Schiffstransports Sargons II. über das Meer hinweg, Relief in Paris (Pottier Nr. 43; s. § 4). Der Stierkentaur ist dem geflügelten Menschen unterlegen, auf dem Siegel des Louvre (A 717; Delaporte *Cylindres orientaux* Tf. 89, 18), und wird vom „Wilden Mann“ (s. § 46), von der Löwenkentauren auf einem aram. Relief von Karkamisch (s. d. und § 8a) gebändigt.

§ 17a. Stierkentauren, geflügelt, mit Frauenkopf, als Säulenbasis aus Kalkstein, stehend und eine Halbkugel tragend, vom Palaste Assurbanipals in Ninive, jetzt in London (Br. M. 90954, *Guide*³ S. 213; G. Smith *Assyrian Discoveries* deutsch. 1904 Tf. S. 202; Mansell Phot. 1637; s. Krone B). In Basalt mit abgeschrägter, viereckiger Tragplatte ist in Konstantinopel (Nr. 7702) die Rundskulptur einer Stierkentauren erhalten, deren Herkunft unbekannt ist. Sie könnte aus dem syr. Kulturkreise stammen, vielleicht aus Saktšegözü. Der Kopf der Skulptur fehlt.

§ 17b. Dgl. mit menschlichem Oberkörper und Armen. Nur einmal als

Bronzestütze eines Möbels in London (Br. M. 91247, AO 15 Abb. 245 S. 144 B. Meissner; Mansell Phot. 1638) im assyr. Kulturbereich nachgewiesen, dem 7. Jh. v. C. angehörig.

§ 18. Vogelkentauro. Männliches M. mit menschlichem Oberkörper, Vogelunterleib und -schwanz sowie Vogelbeinen ist nicht sehr häufig und bisher nur auf Siegelzylindern aus der 1. Hälfte des 3. Jht. dargestellt (AO 17—18 Abb. 396—400 O. Weber). Man will dies M., das auf den Bildern gefangen und gefesselt vor einen thronenden Gott gebracht wird, mit dem Sturmvogel Zû identifizieren, der nach einem Epos (A. Ungnad *Die Religion der Babylonier und Assyrer* 1921 S. 151 ff.) die Schicksalstafeln geraubt hat, die ihm aber dann durch den Gott Lugalmarada wieder abgenommen wurden. Die Vogelgestalt dürfte als Beweis für die Gleichsetzung mit Zû nicht ausreichend sein.

§ 19. Vogelkentauroin. Ein fliegender Vogel mit weiblichem Oberkörper und Armen ist als Bronzehenkel für Vasen in Wan (s. Tuschpa), im urarthäischen Kulturbezirke, verwendet worden, z. B. ein Stück in Berlin (VA 2988); dieser Typus ist aber über das Mittelmeer weiterverbreitet (Bull. Corr. Hell. 1888 S. 380 ff. Holleaux) und hat sich in der klassischen Antike als Typus für die Sirenen festgesetzt (Roscher *Lexikon* s. v. Sirenen Weicker). In Mesopotamien hat der Typus kein Interesse gefunden.

§ 20a. Vogelkentauro, sog. Skorpionmensch (geflügelt). Auf dem kassit. Kudurru in Paris (Steinmetzer Nr. 55; Délég. Perse Mém. 7 Tf. 27—28) als älteste Darstellung (1200 v. C.) erhalten. Er hat Skorpionsleib mit Schwanz und Stachel, Adlerbeine und -flügel. Später ist das Relief eines ähnlichen M. auf dem aram. Relief von Karkamisch (s. d.). Es besiegt einen geflügelten Stier (s. § 46) mit Hilfe eines Gottes (Hogarth *Carchemisch I* B 16a). Auf einem Siegelzylinder aus weißem Steatit von demselben Orte sieht man zwei ähnliche M. (Hogarth-Woolley *Carchemisch II* Tf. 26, 8 und 8*). Das M. ist also auch im Aramäer-Lande zu Hause. Im 9. Jh. ist es in Assyrien auf den Orthostaten Assurnassirpals nachgewiesen, Relief

in Paris (Tf. 68a; Pottier Nr. 6, Tf. 4; Hunger und Lamer *Altor. Kult. i. Bilde*³ Abb. 103). Der Oberleib ist menschlich und mit 4 Flügeln versehen. Den Kopf deckt der Hörnerhelm. Dazu kommen Skorpionsschwanz mit Stachel, gefiederter Unterleib und Adlerbeine. Die Rechte segnete wahrscheinlich — sie ist im Relief abgebrochen —, die Linke hielt wohl eine Blume, deren Stengel noch erkennbar ist. Beim Lebensbaum vgl. Layard a. a. O. Tf. 44, 2. Dasselbe M. ist auf einem Tonkübel in London (Br. M. 91941) in Relief, von vorn gesehen, angebracht (Tf. 68c; Hunger und Lamer a. a. O. Abb. 155). In späterer Zeit sitzt der Kopf unmittelbar auf dem Leibe auf, so bei dem Neubabylon. Siegelzylinder (AO 17—18 Abb. 345), wo ein Mann zwei solche M. bändigt, und auf dem pers. Siegel (AO 17—18 Abb. 331).

§ 20b. Ders. mit Löwenfüßen, vermutlich vom vorigen verschieden, bisher nur in zwei Exemplaren erhalten. Auf dem Grenzstein des Meli-Šipak (1200 v. C.) in London (Br. M. 90827; vgl. Steinmetzer Nr. 3); am Helm ist ein eigentümliches, spitzes und gerades, eingekerbtes, hornartiges Gebilde vorn angebracht. Die Flügel, die die Arme vertreten, sind nach vorn und nach rückwärts geschwungen. Das zweite Bild findet sich auf dem pers. Siegel (AO 17—18 Abb. 321) in Paris, wo der Oberkörper des M. menschlich ist, mit Armen, den Bogen gegen den Löwen spannend.

§ 20c. Ders., ungeflügelt, mit Adlerfüßen. Einen Bogen schießend, ist das M. zuerst auf dem Grenzstein Nebukadnezars I. (1160 v. C.) in London (Br. M. 90858; vgl. Steinmetzer Nr. 6; *Guide*³ Tf. 25; s. Band IV Tf. 205 a) dargestellt. Den Kopf schmückt der gehörnte Polos. In aram. Kunst zeigen zwei unveröffentlichte Orthostaten aus Gusana (s. d.) denselben Typus: der eine mit rundem Helm und zwei Hörnern daran, der andere mit konischem, niederen Hut und Band, dadurch als zwei verschiedene M. charakterisiert. Die Brust ist anscheinend mit Flaumfedern besetzt. Ein ähnlicher Orthostat scheint die Skulptur in Karkamisch (Tf. 68d) gewesen zu sein, die jedoch stark verstümmelt ist. In assyr. Kunst existiert

das M. als Göttertrabant auf dem Siegel des Rimmani-ilu (s. Band IV Tf. 194 c) und als Stützer der geflügelten Sonne (Siegel in Berlin [VA 508] AO 17—18 Abb. 257; s. Band IV Tf. 210 a), als anbetender Gott auf dem Siegel in Paris (Bibl. Nat. 355; s. Tf. 62 a) — Anbetung von höheren Gottheiten, sowie Opfer vor ihnen (vgl. § 6 a, 31 a), scheint manchen M. eigentümlich zu sein—; einander gegenüberstehend, ergreifen zwei solche M. die Bänder der geflügelten Sonne (mit Mann in der Scheibe), die über dem Lebensbaum schwebt, vgl. Siegel in Paris, Louvre (A 703; Delaporte *Cylindres orientaux* Tf. 89, 11).

Im Weltschöpfungsglied I 141 (AOTU II 4 E. Ebeling) und im Gilgamesch-Epos Tf. 9 werden Skorpionsmenschen *aqrab-amêlu* genannt, ein männlicher und ein weiblicher, die beim Gebirge Mäschu, am Ende der Welt, am Eingang in die Unterwelt leben (vgl. auch VAT 8228 R. 7 und VAT 9831). Der *aqrab-amêlu* wird auch zur Dekoration des Ašur-Tempels in Assur verwendet. Eine Gleichsetzung mit dem Skorpionsmenschen liegt nahe, ist jedoch inschriftlich noch nicht gesichert. Weitere Literatur vgl. F. Roeck *Skorpionsmenschen* Mitra I (1914); Rev. d'Assyr. 14 (1917) S. 187f. Toscane.

§ 21. Löwennagel. Kupferfigur eines in einen Nagel endigenden Löwen wurde von E. Banks (*Bismaya* S. 237) in Adab (s. d.) gefunden, die zusammen mit einer Gründungsurkunde (s. d.), wie andere Beispiele zeigen, zur Verwendung gekommen ist. Man vergleiche auch den auf der Kuppe eines Nagels gelagerten kupfernen Urstier in Paris (Heuzey Nr. 162), der in Lagaš einer Göttin vom König Dungi von Ur (2500 v. C.) geweiht wurde.

§ 22. Geflügelter Löwe ist äußerst selten, aus den Reliefs des Burgtors in Sam'al (Mitt. a. d. Orient. Slg. 13 Tf. 37 S. 217) bekannt, wo das M. aufrecht geht, ferner vom assyr. König Salmanassar III. (855 v. C.) als Leibungsthoren für ein Tor des eroberten Til-Barsip (s. Kar-Salmanassar) verwertet. Die M. haben den gewöhnlichen Löwenschwanz mit dem Stachel.

§ 23. Dgl. mit Vogelschwanz; um 1200 v. C. zuerst auf dem Grenzstein des

Meli-Šipak II. in London (Br. M. 90827; Steinmetzer Nr. 3) als Symboltier liegend dargestellt (vgl. King *Babyl. Boundary Stones* Tf. 18f.). Dasselbe M. findet sich in Gesellschaft der Schlange auf dem Grenzstein des Marduk-apla-iddina I. (1180 v. C.), dem Nachfolger des Meli-Šipak, in London (Br. M. 90850; Steinmetzer Nr. 5; G. Smith *Assyrian Discoveries* dtsh. 1904 Tf. S. 274; King a. a. O. Tf. 40f.). In Karkamisch (s. d.) gibt es für das M. zwei Parallelen, ein Basaltfragment, das die Reste desselben M. erkennen läßt (Hogarth-Woolley *Carchemisch* II Abb. 33 S. 115), und eine Skulptur vom „Wassertor“ B 29, die aus Kalkstein gefertigt ist und anscheinend eine Löwin darstellt.

§ 24. Dgl. mit Adlerkopf. In assyr. Kunst kommt dieses M. gelegentlich vor, es bändigt Ziegen (Layard *Monuments* I 43, 7 und 46, 2); auf einem in Berlin (VA 653) befindlichen Siegel (AO 17—18 Abb. 355) bekämpft es einen Steinbock (?); doch bin ich geneigt, dieses Siegel wegen der ungleichmäßigen Ausführung und Stilisierung für gefälscht zu halten. Das M. wird von einem geflügelten Mann gleichzeitig mit einem ähnlichen (r.) M. (s. § 25 b) gebändigt auf dem Siegel des Adad-uballiš in Berlin (VA 2144; s. Tf. 62 c), das um 800 v. C. entstanden ist. Im W. zeigen die aram. Reliefs von Karkamisch zwei antithetische M. (s. Tf. 66 c) und in Sam'al das Relief des Burgtors (Mitt. a. d. Or. Slg. 13 Tf. 38, 43) und das viel ältere (um 1000 v. C. anzusetzende) Relief des s. Stadttors (ebd. Tf. 34e).

§ 25 a. Dgl. mit Adlerhinterbeinen ist nach Siegelabdrücken von den sog. „protoelam. Tafeln“ (um 2750 v. C.) schon damals in Elam bekannt, Originale in Paris, Louvre (S 366—368; Delaporte *Cylindres orientaux* Tf. 44, 10—11; 45, 2). Aus assyr. Zeit (9. Jh.) stammt der Bronzebeschlag eines Möbels aus Kalhu (Layard *Nineveh und Babylon*, dtsh. von Zenker Tf. 5 B, S. 200; Meissner *Babylonien u. Assyrien* I Abb. 77 S. 268), wo zwei M. seitlich des Lebensbaumes aufgerichtet sind.

§ 25 b. Dgl. mit Vogelschwanz, bisher in einem Terrakotta-Relief aus Nippur

in Konstantinopel (Nr. 1659; Tf. 67 b; um 700 v. C.) und sonst nur in Assyrien auf Siegelzylindern nachgewiesen, wo ein Gott das M. bändiget (AO 17—18 Abb. 337, 339) oder auch ein geflügelter Mann (a. a. O. Abb. 336, 338, Louvre [A 667] Delaportea. a. O. Tf. 87, 13), der auf dem Berliner Siegel (s. Tf. 62c) noch ein anderes M. (s. § 24) siegreich packt.

§ 26. Geflügelter Löwe mit Horn, Adlerhinterbeinen und Skorpionschwanz, ein in Assyrien sehr häufig vorkommendes M., das dem Hauptgotte Ašur und dem Wettergotte Adad als Symboltier beige stellt ist. Der Kopf des M. ist am besten als Katzenkopf zu bezeichnen, da die Form wechselt. Ašur steht auf diesem M. im Relief von Maltaja (s. Tf. I Nr. 1), vgl. das assyr. Siegel, der Gott mit Herrscherkeule, in Paris, Louvre (A 681; s. Tf. 61c), die Stele des Asarhaddon aus Sam'al (VA 2708; s. Band IV Tf. 208b), ein Relief aus Aššur in Berlin (AO 15 Abb. 224 B. Meissner; s. Tf. 68b). Ebenfalls auf dem M. stehend, bekämpft er mit dem Bogen (Siegel Tf. 61d, 62b, Siegel des Bêl-emuranni s. Band IV Tf. 162d) ein M. (§ 27), das durch spitze Ohren und Vogelschwanz von dem seinigen verschieden ist und gemäß dem Siegel (Tf. 61c) der dem Ašur nachfolgenden Göttin, also seiner Gemahlin Ninlil (Bêlit), zugeeignet worden ist. Ašur hat sich also das M. für seine Gattin selbst erobert. Sie sitzt auf dem Amulett (Tf. 61a—b) auf demselben M., das auch auf der Rückseite dieser Bronze nochmals abgebildet ist. Siegel mit derselben Kampfszene sind häufig (AO 17—18, Abb. 290, 292, 294—295, 311 O. Weber). Das Siegel Tf. 62b, sehr schnell und flüchtig gearbeitet, ist ein Beispiel, daß damals auch Fehler in der Darstellung unterlaufen, da der Vogelschwanz hier beiden M. beigegeben ist. Gemäß dem Siegel (Tf. 62a) ist aber unser M. auch dem Wettergott Adad mit dem Beil zugewiesen, was das Relief von Maltaja (Tf. I Nr. 6) bestätigt, wo er ein zweites Tier, den Stier, unter sich hat. Diese beiden Tiere dürften auch auf dem Lapislazuli-Siegel des Asarhaddon für Adad (s. Band IV Tf. 195b) gemeint sein; die kleine Darstellung macht das aber unklar. Einem anderen Gott, dem dritten von Maltaja (s. Tf. I Nr. 3), ist das M. ebenfalls zu

eigen gegeben, seine Gleichsetzung ist aber zweifelhaft. Den Insignien nach dürfte es einer der drei höchsten Götter Anu, dem ja die Katze als Göttersymbol (s. d. E 1) gehört, Enlil oder auch Sin sein. (Anderes Material vgl. Toscanne *Le lion cornu* Rev. d'Assyr. 13 [1916] S. 69f.). — Um 754 ist auf dem Kudurru des Nabu-šumi-iškun in Berlin (VA 3031; Steinmetzer Nr. 73) die Statue eines bärtigen Gottes mit Bogen dargestellt, der das M. als Symboltier bei sich hat (Band IV Tf. 202b) und beweist, daß es auch in Babylonien heimisch war. Die Identifizierung dieses Gottes ist aber ungewiß. Auf dem Kudurru aus Susa in Paris von Meli-Šipak (1200 v. C.; Steinmetzer Nr. 38; vgl. AO 19 [1919] S. 19) ist im zweiten Frieze ein liegendes ähnliches M. abgebildet (s. Band IV Tf. 205b), dessen Horn anscheinend zerstört ist. Der katzenartige Kopf trägt eine Mähne. Das M. ist hier das Symbol der Šuqamuna-Šumalija, Trabanten des Nergal, vielleicht nur des Nergal selbst, da ein M., das dem der assyr. Ninlil entspricht und in derselben Reihe, ebenfalls bei einem Keulensymbol Nergals liegt, vielleicht die Gemahlin, Las, versinnbildlichen würde.

§ 27. Dgl. mit Spitzohren und Vogelschwanz. Ein M., das anscheinend schon sehr alt ist. Einige vielleicht der späteren Akkad-Dynastie angehörende Siegelzylinder geben das M. als Zugtier vor dem Wagen eines Gottes, in Berlin (VA 242; Harper-Memoir I Abb. 3 S. 363; Greßmann *Texte u. Bilder* Abb. 69), in Petersburg (Ermitage; Amer. Journ. Sem. Lang. 14 S. 94f.; Harper-Memoir I Abb. 2 S. 362), wo eine nackte Göttin mit je drei Flammen(?)-strahlen in den Händen auf dem M. steht. Sie ist allein auf dem M.; der Gott auf einem zweiten, nach dem Siegel in London (Harper-Memoir I Abb. 5 S. 364 [= AO 17—18 Abb. 297]); der Gott allein auf einem anderen Londoner Siegel (Layard *Nineveh und Babylon* dtsh. von Zenker Tf. 18k; Harper-Memoir I Abb. 4). Das M. kommt dann weiter in der Dungi-Zeit (2500 v. C.) vor, auf dem Siegelabdruck einer Tontafel aus Lagaš mit Dungi-Datum in Paris, Louvre (T 51; T 73; Delaporte *Cylindres orientaux* Tf. 8, 10 [S. 5]; Tf. 8, 13). Das M. wird vom Stier-

menschen (§ 47 a) bezwungen, dgl. von dem Wilden Mann (s. § 29), antithetisch dargestellt auf dem Siegel AO 17—18 Abb. 310. Auf einem anderen Siegelabdruck derselben Epoche aus derselben Ruinenstätte in Paris, Louvre (T 72; Delaporte a. a. O. Tf. 8, 11; vgl. T 74; ders. Tf. 8, 12 a—b) wird das M., das hier als Variation aber einen Löwenschwanz hat, vom „Wilden Mann“ (s. § 29) bzw. von diesem und dem Stiermenschen (§ 47 a) gebändigt. Die Gottheit, der es untertan ist, oder der Dämon, den es darstellen soll, ist unbekannt.

Für das M. auf einem Kudurru des Meli-Šipak (1200 v. C.), das die Göttin Las symbolisch darstellen würde bzw. das ihr unterworfenen Tier ist, s. § 26, Schluß. Ein anderer Kudurru aus Susa in Paris, derselben Kassitenzeit angehörend (Steinmetzer Nr. 39; Délég. Perse Mém. I S. 175 Abb. 381), hat den Rest eines ähnlichen M. erhalten. Im vierten Friese des Kudurru aus Babylon (s. Band IV Tf. 206), das MDOG 42 (1909) S. 13 veröffentlicht, von Steinmetzer (*Die babyl. Kudurru* 1922) nicht verwertet worden ist, steht das M. hinter dem Pferdekentaur (s. § 13 b); vielleicht ist es auch hier dem Kreise des Nergal oder seiner Gemahlin zuzuweisen.

Der Abdruck des assyr. Siegelzylinders z. Z. des Eriba-Adad (1400 v. C.) in Berlin (VAT 9009) zeigt einen zweiköpfigen Löwenmenschen (s. § 38), der zwei solche M. bändigt (s. Band IV Tf. 161 h). Neben diesem Bilde sind noch zwei M. dargestellt, die die geflügelte Sonne, über dem stilisierten Lebensbaume schwebend, stützen; wenn die Zeichnung von A. Bollacher richtig ist. Auf einem Siegelabdruck desselben Königs (VAT 9011; s. Band IV Tf. 160 h), bändigt das M. zwei geflügelte Löwen(?). Eine Erklärung dieses M. ist aus dem spärlichen Material nicht möglich.

Zeitlich das nächste Denkmal ist das sog. Tiamat-Relief aus dem Palaste Assurnasirpals II. aus Kalhu (Tf. 61 e), wo das M. durch den in einen Tierkopf endigenden Penis als männliches (!) Wesen charakterisiert ist und von einem geflügelten Gott bekämpft wird, der in jeder Hand einen zweiflammigen Dolch gegen das M. zückt (vgl. PKOM 2 [1916] S. 33 f. E. Unger). Der Gott trägt das Wolkengewand. Der

Blitzstrahl genügt zur Benennung des Gottes als des Wettergottes Adad (vgl. Assurn. Annal. II 135). Es ist derselbe Gott, der beim Kampf Asurs auf dem Siegel (Tf. 61 d) Beistand leistet. Auch dem Adad gehört, wie § 26 ausgeführt (Tf. 62 a), dasselbe M. wie Asur zu eigen, und von Adad wird hier augenscheinlich derselbe Kampf illustriert, den Asur (Tf. 61 d, 62 d) gegen ein und dasselbe M. zu bestehen hatte. Eine andere Erklärung als die hier gewonnene ist nicht möglich, wenn man nicht dem Denkmal Gewalt antut und Dinge hineingeheimnißt, die keine Begründung haben, was seither geschah.

In sargonidischer Zeit (722 ff. v. C.) war schon (oben § 26) als Herrin dieses M. die Gemahlin des Asur, die assyr. Götterkönigin Ninlil (Bêlit), festgestellt worden. Das M. ist auf der amulettartigen Bronze in Paris, Louvre (Pottier Nr. 172; s. Tf. 61 a—b), dreimal dargestellt, unter der sitzenden Ninlil und als antithetische Gruppe auf der Rückseite des Amuletts mit den Sibitti, der Siebengottheit, darüber. Auch in Susa fand sich ein assyr. Siegel der Sargoniden-Zeit mit demselben M., jetzt in Paris, Louvre (D 116; Delaporte *Cylindres orientaux* Tf. 53, 12). Der ebenda Tf. 72, 9 (A 154) abgebildete, aus dem Kunsthandel erworbene Siegelzylinder ist als Fälschung zu bewerten. — Das auf dem Siegel des Asarhaddon aus Babylon (s. Band IV Tf. 195 b und § 26) dargestellte M. ist vermutlich mit einem Horn versehen, was entweder der moderne Abzeichner oder der antike Graveur versehen haben dürfte.

Im aram. Gebiete ist auch dies M. zu Hause, wohin es, wie die alten Vorbilder der Dungi-Zeit (s. Anfang des Paragraphen) lehren, gewandert ist (z. B. Hogarth-Woolley *Carchemisch* II B 29 b).

§ 28 a. Labartu, die Fieberdämonin, ein M. aus Löwenkopf mit spitzen Eselsohren, weiblichem Oberkörper, an dessen Brüsten ein Schwein und ein Wolf (*barbaru*) oder Hund saugen, in jeder Hand eine Schlange erhebend, mit Adlerbeinen auf einem Esel kniend, der sich in einem beiderseits mit Tierköpfen verzierten Schiffe gelagert hat. Dieses schreckliche M. ist von C. Frank (*Babylon. Beschwörungsreliefs* LSS

III 3 [1908]) und von Thureau-Dangin (Rev. d'Assyr. 18 S. 161f., wo 18 Amulette zusammengestellt sind), ausführlich behandelt worden. Allerdings sind die Reliefs nicht als „babylonisch“, sondern als assyrisch zu bezeichnen, da die Symbole der geflügelten Sonnenscheibe und der Siebengottheit (*Sibitti*) speziell assyrische Symbolformen sind. Zu den Amuletten (Tf. 70e) sind zwei in Berlin (VA 8278 [= Assur 15 665] und VA 5289 [= Assur 15412⁵]) nachzutragen, noch nicht veröffentlicht, sowie zwei in der Slg. Nies (HRET S. 18f. Tf. 8 und 71 [Nr. 13] und S. 19f. Tf. 8 und 71 [Nr. 14]); sie gehören der Spätzeit, dem 8.—7. Jh., an. In Beschwörungen, die meist der Bibliothek Assurbanipals in Ninive entstammen, wird Labartu neben anderen Dämonen, die Krankheiten verursachen, häufig genannt (A. Ungnad *Die Religion der Babylonier und Assyrer* 1921 S. 243ff.).

§ 28b. Löwe mit Hörnern und Stiervorderbeinen. Ein seltsames M. aus Löwe und Stier begegnet bisher nur einmal in der Bronzestatuetten eines auf diesem M. stehenden Gottes aus Erzerum in Paris (Pottier Nr. 144; L. Heuzey *Origines Orientales de l'art S.* 234 Tf. 9; s. Tf. 67d). Es ist möglich, daß hier ein Werk der urartäischen Kultur von Tuschpa (s. d.), dem heutigen Wan, vorliegt.

§ 29. Wilder Mann. Kein eigentliches M., aber mit phantastischen Zügen erscheint eine heroenartige Gestalt auf den Denkmälern Vorderasiens, deren Benennung und Deutung noch nicht gelungen ist. In Anlehnung an die dtsh. Bergriesen, Rübezahl im Riesengebirge, besonders aber an den auf den braunschweig. Talern abgebildeten „Wilden Mann“, den Bergriesen des Harzes, habe ich den unverbindlichen Namen „Wilder Mann“ gewählt, um eine ähnliche Gestalt der vorderas. Denkmäler zu bezeichnen. Wie ich Glyptik C § 8 gezeigt habe, ist die Heimat der Sumerer, wegen der Darstellung des Wisents, im Gebirge zu suchen, und der bisher willkürlich und irrig als Gilgamesch (s. d.) bezeichnete „Wilde Mann“ mit seinem wisentähnlichen Kopfe ist jedenfalls auch ein Bergriese. In sumer. Zeit ist er nackt, höchstens mit

einem Gürtel versehen; er tritt als Beschützer der vom Löwen angegriffenen Tiere, des Wisent, des Urstiers, des Hirsches, auf (s. Glyptik C § 8). Eigentümlich sind ihm mehrere große, geringelte Locken auf dem Kopfe, auch seitlich herabfallend, ein langer, breiter Kinnbart, wie beim Wisent (s. die Siegel Band IV Tf. 155). In akkad.-sem. Zeit jedoch tritt er als Kämpfer auf gegen ein neues Tier, den Arnibüffel (Band IV Tf. 157; AO 17—18 Abb. 52); er trinkt das Tier (Band IV Tf. 157d) und tritt als Fischer auf (Cros *Nouvelles fouilles de Tello S.* 32f.); er bekämpft auch Löwen (AO 17—18 Abb. 122; Band IV Tf. 157c; Meissner *Babylonien und Assyrien* II Tf. Abb. 32), reitet auf dem überwundenen Tier (AO 17—18 Abb. 139), ist zwar dem sumer. wilden Mann in Nacktheit, Lockenfülle nachgebildet, unterscheidet sich aber von jenem in seiner Tätigkeit, kann also mit ihm nicht gleichgesetzt werden. In der neusumer. Per. (2600—2300 v. C.) tritt der wilde Mann zurück (s. § 27), erst die sem. Hammurapi-Zeit bringt ihn mehr zu Ehren, besonders als Opferer eines Zickleins vor dem Gotte Ea (Band IV Tf. 154 l, m), mit der wassersprudelnden Vase in den Händen (AO 17—18 Abb. 242, 259, 261), mehr die friedliche Tätigkeit betonend, als Diener im Götterkult. Also auch hier bietet sich wenig Zusammenhang mit früheren Zeiten. Es bleibt der rein äußerliche Typus, der sich in der 1. Per. der mesopot. Kultur verfolgen läßt, an sich allein jedoch nicht der geringste Beweis dafür ist, immer wieder den gleichen Heros in dem Wilden Mann zu erblicken. Das innere Wesen des wilden Mannes ist jeweils verschieden — es drückt sich durch die wechselnde Tätigkeit deutlich genug aus —, und die Verschiedenheit geht mit dem Wechsel der Kulturnationen parallel, Sumerer, Semiten-Akkader, Neusumerer und sem. Altbabylonier. Erst aus der Zeit der letzteren existieren mythologische Literaturdenkmäler, aus denen man unter keinen Umständen — wie es aber bisher ohne den Schatten eines Beweises geschehen ist — einfach die Mythologie früherer Zeiten rekonstruieren darf. Der Name des wilden Mannes dieser Epochen ist noch nicht zu ermitteln.

In der 2. Per. der mesopot. Geschichte ist der wilde Mann in Babylonien nicht nachzuweisen; er kommt z. B. in kassit. Zeit auf keinem der Kudurrus (Grenzsteine) vor (Steinmetzer *Die babyl. Kudurru* 1922). Er ist aber im n. Assyrien auf den kappadok. Tontafeln (s. d.) geläufig, die in die Zeit von 2300—2000 v. C. fallen (Band IV Tf. 158h), und wird auf älteren assyr. Siegeln um 1400 v. C. als Mann mit wassersprudelnder Vase (AO 17—18 Abb. 470), als Träger der geflügelten Sonne (a. a. O. Abb. 254) dargestellt; dasselbe Siegel in abweichender Zeichnung von derselben Hand (Bollacher) vgl. E. Meyer *Reich u. Kultur der Chetiter* 1914 Abb. 54 S. 64; andere spätere Beispiele: Layard *Monuments* II Tf. 69, 20 und 48. Der Thronaltar des Tukulti-Ninurta I. (1250 v. C.) in Konstantinopel (Nr. 7802; Band VII Tf. 147; AO 15 Abb. 163) bringt einen wohl schon zur Hammurapi-Zeit üblichen Typus des wilden Mannes, der eine Standarte, hier die des Šamaš, hält (vgl. B. Meissner *Babylonien u. Assyrien* I Tf. Abb. 164). Noch Sargon II. (710 v. C.) kennt diesen wilden Mann; er ist als Schutzgott der Gründungsurkunde (Band IV Tf. 266 e) unter das Pflaster des Palastes in Dur-Sargon (s. d.) als Terrakotte eingebettet worden (Potter *Antiquités assyriennes* Musée du Louvre 1917 Nr. 213 [Tf. 32]). Wilder Mann mit Lanze, Reliefs von Sanherib aus Ninive vgl. Paterson *Palace of Sinacherib* S. 21—22. Der wilde Mann ist als Laufender bei einem stilisierten Lebensbaum (s. d.) auf einem Siegelzylinder der spätassyrr. Zeit (7. Jh. v. C.) in Graz (AO 17—18 Abb. 270 O. Weber) dargestellt. Seit der Mitte des 13. Jh. hat der wilde Mann einen Schurz, meist mit Quaste, umgetan. Die Sargoniden hüllten ihn auch in ein langes, befranstes göttliches Gewand und stellten ihn als Bezwinger des Löwen dar, was den Anlaß gab, in dieser Gestalt den „Nimrod“ der Bibel zu sehen, jedoch noch des Beweises bedarf. Ein solcher wilder Mann in kurzem, ein anderer in langem Gewand s. Dur-Sargon (Bezold *Ninive und Babylon*³ Abb. 76 S. 95 [kurzes Gewand]; Paterson *Assyrische Skulpturen* Tf. 4 [langes Gewand]). Auch Sanherib (700 v. C.) meißelte solche Reliefs, z. B. in den Felsen von Bawian (Tf. 3c). Um

600 endlich ist ein löwenschwinger wilder Mann auf einem Siegelzylinder mit neubabyl. Inschrift zu nennen (AO 17—18 Abb. 31). Der Typus des wilden Mannes, ein Hirschkalb opfernd, findet sich auch in assyr. Zeit (Layard *Monuments* I Tf. 50, 7). Für seine Stellung und Zugehörigkeit zu einem göttlichen Wesen ist vielleicht wichtig, daß er als Bändiger von zwei geflügelten Stieren (s. § 46) abgebildet ist (Layard a. a. O. Tf. 48, 1), nämlich auf einem Relief Assurnassirpals II. (880 v. C.; vgl. a. § 46). Auch der wilde Mann dieser Zeiten hat noch nicht mit seinem Namen genannt werden können. Der im alten Sumer erfundene Typus des wilden Mannes hat sich aber in wechselnder Aufmachung erhalten und ist auch in das aram. Kulturgebiet eingedrungen, als Bezwinger von zwei Löwen, die dem vergöttlichten König als Sockel gedient haben: eine Statuenbasis aus Karkamisch (s. d.) und eine aus Sam'al (s. d.), jetzt in Konstantinopel (Nr. 7768; s. Band VII Tf. 165 a), wo beide M. im Knielaufschemata dargestellt sind und den charakteristischen Syrerbart mit ausrasierten Lippen tragen.

§ 30. Zweiköpfiger Gott. Die Darstellung eines janusartigen Gottes ist verhältnismäßig selten und beschränkt sich auf die Zeit der 2. Hälfte der Dyn. von Akkad und der neusumer. Periode. 1. Relief aus Kalkstein von einer Stele des Gudea von Lagaš (2600 v. C.) in Berlin (VA 2890; E. Meyer *Sumerier u. Semiten* Abh. Pr. Ak. 1906 S. 55 [= Meissner *Babylonien u. Assyrien* II Tf. Abb. 15]); zwei nach außen gewendete, langbärtige Köpfe, die mit den Ohren aneinanderstoßen und von einer großen Hörnerkrone überdeckt sind. Der Oberkörper ist nackt. — 2. Mit dem Volantgewand bekleidet ist die Gestalt eines ähnl. Gottes auf einem Terrakotta-Relief aus Sippar in Konstantinopel (Nr. 2581; Meissner a. a. O. II Tf. Abb. 16), einer etwas späteren Zeit angehörend. Sonst gibt es nur Darstellungen dieses Janus auf Siegelzylindern der Akkad-Zeit.: 3. Siegel des Adda in London (Br. M. 89115; Band IV Tf. 199 d); der Gott ist bei dem Aufgang des Sonnengottes gegenwärtig. Eine moderne Wiederholung dieses Siegels, aber mit anderem Besitzernamen, ist das Siegel der Slg. Offord (Proc. Soc. Bibl.

Arch. 1911 Tf. 40, I Th. Pinches). Auch das Siegel des Adda ist anscheinend eine antike Kopie (s. § 32). Andere Siegel zeigen Anbetungsszenen vor einem sitzenden Gott oder Vorführung des Vogelkentauren (s. § 18) vor demselben. — 4. Berlin VA 244; E. Meyer a. a. O. Abb. S. 63; AO 17—18 Abb. 399. — 5. *Découv. Chaldée* Tf. 30ff. in Paris. — 6. Paris, Louvre (A 7; Menant *Glyptique orientale* I Abb. 64; Rev. d'Assyr. 5 S. 130 [B]). — 7. Paris (Bibl. Nat. 75; Menant a. a. O. Abb. 63); eine moderne Wiederholung dieses Siegels ist in Petersburg (Eremitage; Harper-Memoir I 368 Abb. 10 W. H. Ward). — 8. Terrakotte eines bärtigen Mannes mit einem Bumerang in jeder Hand vor der Brust aus alter Schicht in Aššur (Nr. 22410; WVDOG 39 S. 104 Abb. 77 W. Andrae). Die Zeit würde sich mit der neusumer. decken. Zum Unterschied von den oben angeführten Darstellungen ist diese Terrakotte mit zwei von einander getrennten Köpfen versehen. Trotzdem es sich also um eine andere Kopfbildung handelt, ist die Figur hier zum Vergleich gestellt, da sie an sich ein Unikum bildet.

Zur Erklärung dieser Janus-Gottheit wird von W. Andrae (a. a. O. S. 104f.) und Ebeling auf das Weltschöpfungsgesang (I 95; vgl. AOTU II 4 S. 90) verwiesen, wo Anšar = Ašur (nach assyr. Version) = Marduk (nach altbabyl. Version) als doppelgestaltig, vieräugig, vierohrig beschrieben wird. Auch Enlil wird in einer Hymne (Jastrow *Religion* I 519ff.), die in Assyrien auf Ašur übertragen wurde, als zweiköpfig geschildert (Beitr. z. Assyr. 10, I Nr. IX T. 10). Dem Ninurta werden ebenfalls mehrere Köpfe (wieviel, ist nicht gesagt) zugeschrieben (Meissner *Babylontien u. Assyrien* II 42). Das Epos der Weltschöpfung ist aber erst nach 2300 v. C. verfaßt, d. h. später als die Janus-Bilder; auch käme Marduk nicht in Frage, da er vor der Hammurapi-Dyn. kaum erwähnt ist. Aber auch Enlil, als einer der höchsten Götter, kann mit diesem niederen, noch bei Gudea halbnackten Gott nicht eins sein. Es wird sich um eine niedere Gottheit handeln und die Beschreibung des Epos als poetisch, die Zahl 4 als summarisch, „viel“, aufzufassen sein. In Aššur läge allerdings die

Deutung auf den Gott Ašur (so W. Andrae) nahe, denn den Bumerang führt er noch in spätesten Zeiten als Zeichen höchster Würde.

Eine weitere Fälschung ist das Siegel, das Rec. de Trav. 31 S. 126 (H) veröffentlicht ist, eine Person mit 2 Frauenköpfen (?) u. a. darstellend. Durch die 8 Denkmäler, die alle mir bekannten Exemplare umfassen, ist ihre Zeit auf etwa 2700—2300 festgestellt. Weiteres Material vgl. R. Heidenreich *Beiträge z. Geschichte der vorderas. Steinschneide-Kunst* 1925 S. 15.

Da, soviel bis jetzt bekannt, das Vorkommen des janusköpfigen Gottes sich auf einen bestimmten Zeitraum beschränkt und im 2. und 1. Jht. in Vorderasien nicht nachgewiesen ist, so ist vorderhand eine Verbindung mit dem Janus des klassischen Altertums nicht zu behaupten.

§ 31a. Geflügelter Mann. Ebenso wie der Mensch erst ganz zuletzt es gewagt hat, die Luft zu durchfliegen, so ist auch nur der Gedanke daran erst verhältnismäßig spät aufgetaucht. Er tut sich dadurch kund, daß man Menschen mit Flügeln darstellte, die wenigstens als Geister die Luft durchfliegen konnten. Die erste Epoche der mesopot. Kulturgeschichte kennt nur das Fliegen des Menschen auf dem Rücken eines Adlers, wie es Etana (s. Da önos) vollbrachte; der Gedanke, dem Menschen selbst Flügel anzulegen, ist erst im Laufe der 2. Kulturper., in assyr. Zeit, aufgekommen. Entsprechend der Körperschwere hat man dem Menschen stets zwei Flügelpaare, also 4 Flügel, beigegeben, zwei kleinere Flügel an den Schultern, zwei große am Rücken. Wo aber angeblich nur zwei Flügel dargestellt scheinen, ist ein kleiner und ein großer als Flügelpaar anzusehen. Bei den assyr. Skulpturen des Palastes von Assurnassirpal II. (880 v. C.) in Kalḫu sind meist 2, aber auch 4 Flügel gezeichnet.

Ihrer Stellung nach kommen die geflügelten Männer nach den großen, menschlich gestalteten Göttern. Es ist sogar nicht unmöglich, daß ein großer Gott geflügelte Gestalt annimmt, wie auf dem Relief aus Kalḫu (Tf. 61 e); vgl. § 27. Jedenfalls ist ein Kampf eines geflügelten Mannes gegen einen großen Gott nicht darge-

stellt, dagegen oft gegen M. von mehr tierischer Gestalt, denen er überlegen ist. Der geflügelte Mensch bändigt eine Löwentaurin (§ 8a) und einen geflügelten Löwen (§ 24) auf dem Siegelzylinder in Paris, Louvre (A 667; Delaporte *Cylindres orientaux* Tf. 87, 13); nur ein M. wie § 8a bei der Bronze eines Möbels (Layard *Nineveh and Babylon* S. 198; AO 17—18 Abb. 47); eine Löwentaurin (§ 8a; Layard *Monuments* I Tf. 44, 8; Delaporte a. a. O. Tf. 57, 3); einen Stierkentauren (§ 18a; Delaporte a. a. O. Tf. 89, 18; Louvre A 717); einen geflügelten Stier (AO 17—18 Abb. 45—46; s. a. Band IV Tf. 162c) und auch Löwen (a. a. O. Abb. 54; Koldewey *Das wieder erstehende Babylon* S. 262 Abb. 191).

Auf den Reliefs Assurnassirpals II. unterscheidet man zwei Arten von geflügelten Männern nach ihrer Bekrönung, mit Hörnerhelm und mit kranzartigem Diadembande, die beide eine wechselnde ähnliche Tätigkeit ausüben: Sie befruchten den Lebensbaum (s. d.) mit Blüte in der Rechten und Schöpfgefäß (s. § 1) in der Linken, besonders monumental mit der geflügelten Sonne und im Beisein des Königs dargestellt (Tf. 64c; s. a. Tf. 64b und Layard *Monuments* I 39A, wo der König vor dem Lebensbaum mit der Sonne darüber anbetend kniet, häufig auch ohne den Baum [Paterson *Assyr. Skulpt.* Tf. 23]). Andere geflügelte Männer fassen statt der Dattelblüte eine Blume (Layard *Monuments* I Tf. 34). Ein 3. Typus zeigt den geflügelten Mann mit Gefäß in der Linken und segnend erhobener Rechten (Pottier *Antiquités assyriennes* Nr. 3 Tf. 2). In einem 4. Typus (London [Br. M. Nimr. Gall. 78—79]; Budge *Assyr. Sculptures in the British Museum* 1914 Tf. 48, 1—2; Paterson *Assyr. Skulpt.* Tf. 24) hält die Linke eine Blumendolde, während die Rechte segnet; vgl. auch Mansell 359 in London (Nimr. Gall. 32). Ein 5. Typus hat in der Rechten die Blume erhoben, in der Linken aber ein Zepter (Layard *Monuments* I Tf. 38, 2), oder 6. die Rechte segnet, die Linke faßt das Zepter (Br. M. Nimr. Gall. 1; Budge a. a. O. Tf. 10; Layard a. a. O. I Tf. 37, 1). Von besonderem Interesse sind 7. die geflügelten Männer als Opferer mit Zicklein auf dem linken Arm und erhobenem

Palmzweig in der Rechten (Br. M. Nimr. Gall. 18; Budge a. a. O. Tf. 27; Layard a. a. O. I Tf. 35, 1), ferner 8. mit Opferlamm und Blume vor dem Lebensbaum (Layard a. a. O. I Tf. 47, 4) und 9. mit Hirschkalb und Blume (Br. M. Nimr. Gall. 17; Budge a. a. O. Tf. 26; Layard a. a. O. I Tf. 35, 2; Mansell 358).

Es hat den Anschein, als ob hier zahlreiche Vertreter einer Göttergattung dargestellt sind, die, wenn der Unterschied der Kopfbedeckungen Bedeutung hat, zwei wesensähnlichen Gattungen zuzuweisen sind. Ihre Flügel sind Abzeichen von Wesen, die sich in der Luft bewegen, also von Windgöttern, die Befruchtung des Lebensbaums, die Anwesenheit des Sonnengottes Šamaš, die Attribute von Blumen und Zweigen machen sie zu Genien, die die Fruchtbarkeit garantieren und vielleicht dem Kreise des Sonnengottes angehören. Die assyr. Könige setzen ihre Bekanntheit voraus — Assurnassirpal II. hat 317 Exemplare in Kalhu in seinem Palaste aufgestellt —, trotzdem aber sind ihre Namen noch unbekannt. Sie haben zwar manches mit den oben § 1 genannten babyl. „Weisen“ gemein, und B. Meissner (*Babylonien u. Assyrien* II 49f.) will Abbildungen dieser Wesen in den geflügelten Männern sehen; auch die in § 39 beschriebenen M. würden dann dazu gehören. Doch ist noch kein abschließendes Urteil möglich, solange sich solche M. nur in Assyrien, nicht aber in Babylonien finden. In einem assyr. Brief (Harper Nr. 1194) an Assurbanipal (7. Jh.) werden Bilder der „Kuribi“ (s. Kerub) ausdrücklich als „Bilder der Winde“ bezeichnet, und da die M. Windgötter sind, liegt ihre Identifizierung mit den Kuribi sehr nahe (vgl. § 1). Daß der geflügelte Mann tatsächlich mit der Sonne in Beziehung steht, zeigt der Siegelabdruck auf einer Tontafel in Berlin (VAT 5389; VASD I 86 Beiheft Tf. 7; s. Band IV Tf. 210d), wo er die mit drei Köpfen ausgestattete geflügelte Sonnenscheibe stützt. Ein ähnliches Relief aus dem aram. Gusana (s. d.) mit Inschrift des Kapara vgl. Syria 5 (1924) Tf. 30, 3.

Während die geflügelten Männer mit ihrer fruchtbringenden Tätigkeit eine besondere Kategorie darstellen, dürften die



a



c



b



d



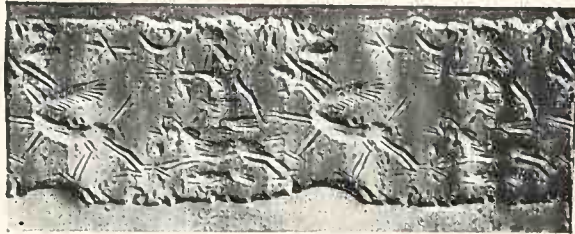
e

Mischwesen. Vorderasien

a.—b. Assy. Bronzeamulett in Paris, Louvre (Pottier Nr. 172) [§ 27]. Vorder- und Rückseite. Nach Pottier. — c. Assy. Siegelzylinder in Paris (Louvre A 681) [§ 26, 27]. Nach Delaporte. — d. Assy. Siegelzylinder des Ninurta-bêli-uşur (877) aus Aşşur in Berlin (VA 5180) [§ 26, 27]. — e. Relief des Assurnassirpal II. aus Kalhu in London (Br. M.) [§ 27, 31a]. Nach G. Smith.



a



b



c



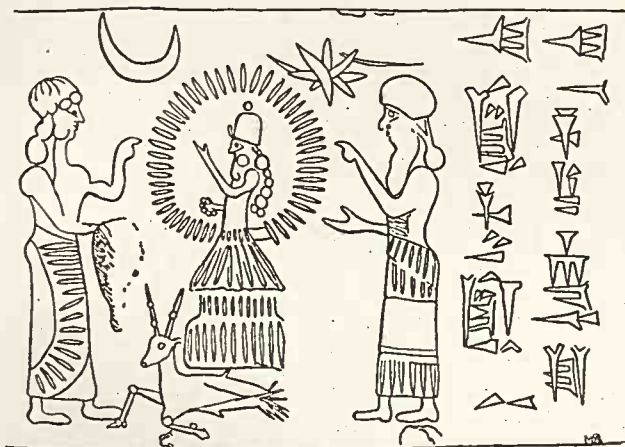
d

Mischwesen. Vorderasien

a. Assy. Siegelzylinder in Paris (Bibl. Nat. Nr. 355) [§ 20c, 26]. Nach Delaporte. — b. Dgl. in Berlin (VA 3885) [§ 26, 27]. — c. Dgl. des Adad-uballiṣ, Sohn des Niṣ-ili in Berlin (VA 2144) [§ 24, 25 b, 31a]. — d. Dgl. in Berlin (VA 7544) [§ 26, 27]. Nach Photographie.



a



b



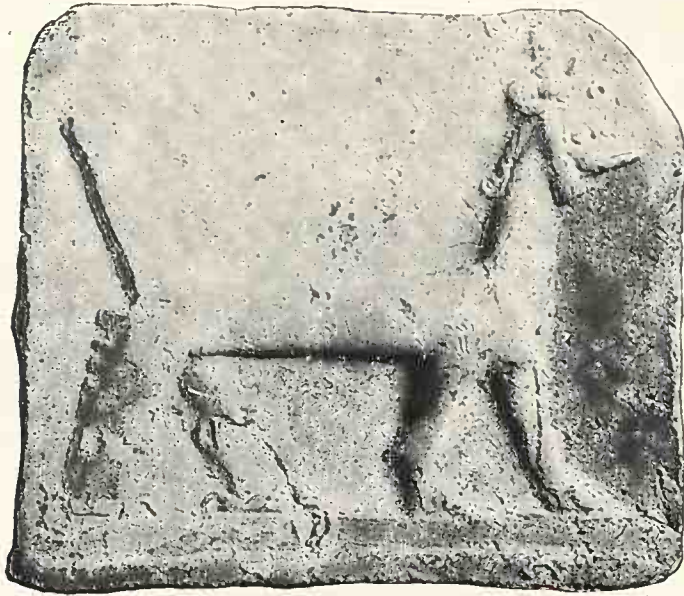
c

Mischwesen. Vorderasien

- a. Assyr. Siegelzylinder in Paris (Louvre A 686) [§ 45a]. Nach Delaporte. —
 b. Dgl. des Nergal-ešir in Slg. Schlumberger, Paris [§ 50, 51]. Nach V. Scheil. —
 c. Dgl. des Asur-kassuni in Berlin (VA 2706) [§ 1, 50]. Nach Photographie.



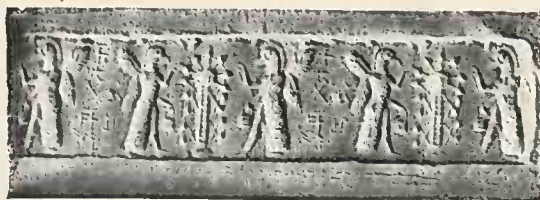
a



b

Mischwesen. Vorderasien

- a. Reliefschmuck der Steatitvase des Gudea von Lagas in Paris [§ 45 b]. —
b. TerrakottarelieF aus Nippur [§ 45 a]. Nach Meissner.



a



b



c

Mischwesen. Vorderasien

a. Assy. Siegelzylinder in Berlin (VA 255) [§ 1, 39]. Nach Photographie. — b. Relief des Assurnassirpal II. aus Kalhu in Dresden (Nr. 19) [§ 31 a]. Nach Schramm. — c. Geflügelte Genien und Assurnassirpal II. vor dem Lebensbaum mit dem Sonnengott. Relief aus Kalhu in London (Nimr. Gall. 2) [§ 31 a, b]. Nach Budge.



a



b

Mischwesen. Vorderasien

a. Assyr. Siegelzylinder des Mušeš-Ninurta, *sangu* (Priesterfürst) von Sadikanni (Arban) aus Tarbisi in London [§ 1, 31 b, 39]. Nach Mansell. — b. Adlermensch und Assurnassirpal II. Relief aus Kalḫu in London (Nimr. Gall. 39—40) [§ 1, 39]. Nach Budge.



a



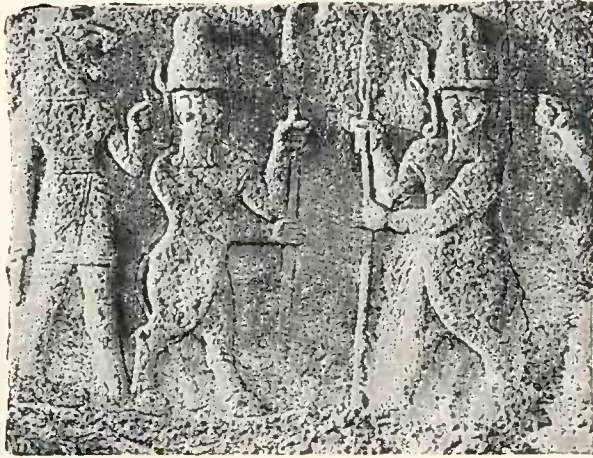
b

Mischwesen. Vorderasien

a. Relief Assurnassirpals II. aus Kalhu in London (Nimr. Gall. 37 a) [§ 31 b]. Nach Bezold. —
 b. Dgl. (Nimr. Gall. 37 b) [§ 32]. Nach Budge.



a



b



c

anfangs erwähnten kämpfenden geflügelten Männer ganz andere göttliche Wesen verkörpern, möglicherweise auch höhere Götter, wie zu dem Relief Tf. 61e in § 27 im Vergleich mit dem Siegelzylinder Tf. 61d angenommen werden mußte. Derselbe Gott tritt auch auf dem assyr. Siegel (AO 17—18 Abb. 348) als Bekämpfer der Schlange (§ 43) auf (s. Religion E § 4).

§ 31 b. Wolkengott. In 60 Exemplaren ist im Palaste des Assurnassirpal II. in Kalhu eine besondere Art des geflügelten Mannes, zu beiden Seiten des Lebensbaumes kniend, mit Blüte und Schöpfgefäß, meist aber mit beiden Händen den Baum fächelnd, dargestellt, stets in der oberen Reihe von zwei Relieffriesen (Tf. 65^Aa). Dieser Gott hat einen Chiton und vom Gürtel abwärts einen fransenartig gestaltetes Gewand in 5 Volants, das von L. Heuzey (*Origines Orientales* S. 129 ff.) als Fortsetzung des altsumer. Zottenrocks erkannt worden ist. Die wie Fransen gebildeten Zotten sind aber unten nicht spitz wie jene, sondern abgerundet. Sie entsprechen in ihrer Ausführung den sog. Flügeln und dem Schwanz der „geflügelten Sonnenscheibe“ (Tf. 64c), unterscheiden sich also wesentlich von den Federn der Flügel, die eine Längsrippe haben und schräg gestreift sind (Tf. 65b). Es kann sich also nicht um Wiedergabe von Flügeln handeln, sondern ich vermute, daß es nach assyr. Auffassung eine Darstellung von Wolken ist, hinter der sich die Sonne im gebirgigen Assyrien verbirgt. So würde auch das Gewand des Gottes als Wolkengewand (s. a. § 27) anzusehen sein und er selbst als Windwolkengott zu gelten haben, was durch Stellung der Reliefs im oberen Friese unterstützt wird (Tf. 65^Aa; Br. M. Nimr. Gall. 37a; Budge a. a. O. Tf. 43; Mansell 362); Exemplare auch in Berlin (VA 949), Konstantinopel (Nr. 22), in Slg. Baracco (Helbig 1893 Tf. 12), in Slg. de Clercq (*Catalogue* II Tf. 17), im Vatikan (*Studi e documenti di storia e diritto* 4 Tf. 4, 1), in Petersburg (Golenischtscheff *Catalog* 1897 Nr. 4 S. 23).

§ 32. Geflügelte Frau. Die einmalige Darstellung der geflügelten Frau ist auf dem Siegelzylinder des Adda in London (Br. M. 89115; Band IV Tf. 199d), der etwa der späteren Akkad-Zeit angehört, zu finden, sonst erst in der 2. Hälfte des

2. Jht., also über 1000 Jahre später. Da dieses M. sonst damals nie vorkommt, möchte ich den merkwürdig gut erhaltenen Siegelzylinder für eine Nachbildung späterer antiker Zeiten halten, wie das Siegel des Ur-Nammu und des Dungi (s. Glyptik C Liste). Einige Unstimmigkeiten verstärken diesen Eindruck: Das Zeichen *da* hat über den „Fingern“ einen nicht üblichen Querstrich (Band VI Tf. 80 Nr. 12). Beim Zeichen *šar* fehlen die schrägen Aufstriche rechts (ebd. Tf. 78 Nr. 8). Der mit Quaste versehene Köcher des Gottes mit Bogen ist ungenau gezeichnet; dieser Gott hat einen weiblichen Haarzopf und die geflügelte Frau hat nur einen Fuß und einen Arm. Wegen der tadellosen Erhaltung des Stücks können dies nur Versehen des Nachahmers, also in zweiter Redaktion, sein. Entsprechend den geflügelten Männern (s. § 31a und § 39) treten die geflügelten Frauen erst in späterer Zeit auf; in kassit. Zeit auf dem Kudurru in London (Br. M. 90829, Steinmetzer Nr. 4), von Meli-Šipak II. (1200 v. C.; King *Bab. Bound. Stones* Tf. 29f.). Die Beine der nackten Gottheit sind zweimal gekreuzt. Auf dem hett. (?) Siegel in Petersburg (Harper-Memoir S. 378 Abb. 20) stützt sie eine geflügelte Sonnenscheibe, auf einem anderen Siegel in London befindet sie sich in einem bienenkorbartigen Gehäuse, das mit Flechtband (s. d.) geziert ist (a. a. O. S. 370); es dürfte derselben Zeit angehören. Auf zwei liegenden Tieren steht die geflügelte Göttin nach dem Siegel in Paris, Louvre (D 57; vgl. Delaporte *Cylindres Orientaux* Tf. 51, 20). Sie bändigt zwei geflügelte Stiere (s. § 46). In assyr. Zeit (8. Jh.) ist die geflügelte Frau vierflügelig, nackt dastehend abgebildet: Slg. de Clercq 334 Siegel: AO 17—18 Abb. 47; in Berlin Lajard *Mithra* Tf. 54B, 14; zweiflügelig auf hettit. (?) Siegel in New York (AO 17—18 Abb. 447), um 1200 v. C. entstanden. Ihr entspricht wohl die geflügelte Göttin aus späterer Zeit (9. Jh.) aus künstl. Lapislazuli von Kalhu in London (Tf. 67a). Mit dem Wolkengewande (s. § 31b) bekleidet ist die geflügelte Frau auf den Reliefs des Assurnassirpal II. (880 v. C.) in Kalhu mit Hörnerhelm, Hals- und Brustschmuck, die Rechte segnend, die Linke einen Kranz haltend abgebildet, in

London (Nimr. Gall. 35; Budge a. a. O. Tf. 41; hier Tf. 65^A b), ferner seitlich eines Lebensbaumes ebenda (Nimr. Gall. 37b; Budge a. a. O. Tf. 42, 2) zweimal dargestellt, in kleinerer Gestalt auf den Gewändern, 2 Pegasus (Layard *Monuments I* Tf. 44, 1) oder 2 Löwenkentauren (a. a. O. Tf. 44, 3) bändigend. Auf letzterem Bild ist auch die weibliche Brust deutlich wiedergegeben. Man vergleiche auch noch Layard a. a. O. Tf. 50, 5. Diese weiblichen Windgöttinnen sind selten, sie gehen vermutlich mit den männlichen M. ihrer Art Hand in Hand. Ihre Benennung ist jedoch ebenfalls noch unsicher.

§ 33. Nagelmensch. Für die Geschichte dieses M., das einen menschlichen Oberkörper besitzt, unten aber in einen Nagel, der an sich auch als Tonurkunde (s. d.) gebraucht wurde, ausgeht s. a. Gründungsurkunde. Dieses M. tritt nur in der 1. Per. der mesop. Kultur auf bis 2000 v. C. Es ist eine uralte sumer. Schöpfung, zuerst die Gründungsgöttin — nur in einem einzigen Falle als bärtige Göttin —, später den Gründungskönig, als Sumerer bartlos, darstellend. Das M. ist das Vorbild für die Hieroglyphe 'Mensch' (*galu*), die unter Hinzufügung der Krone das Bildzeichen *Lugal* 'König' versinnbildlicht (s. Band VI Tf. 76—77).

§ 34. Pazuzu, ein vierflügeliger Dämon mit menschlichem Ober- und Unterkörper, fratzenhaftem Kopf mit langen Hörnern (Löwe oder Hund), Löwenvordertatzen, Adlerhinterbeinen und Skorpionsschwanz, inschriftlich als der böse, krank machende Südoststurmwind *Pazuzu* bezeichnet. Die assyr. Statuetten und Köpfe (um 700 v. C.) dieses M. sind von K. Frank (Rev. d'Assyr. 7 S. 21f.) und von Thureau-Dangin (ebd. 18 S. 189ff.) gesammelt (vgl. LSS 3, 3 K. Frank). Am interessantesten ist die Statuette in Paris, Louvre (Pottier a. a. O. Nr. 146 [Tf. 31]; vgl. Hunger und Lamer *Altor. Kultur i. B.*² Abb. 103; B. Meissner *Babylonien u. Assyrien II* Abb. 33 S. 204). Das M. ist auf der Rückseite des Labartu-Reliefs (Tf. 70f) in ganzer Gestalt, ebenso auf der Vorderseite desselben Amuletts (Tf. 70e), hinter der Labartu (§ 28) stehend, abgebildet; s. auch die Köpfe in London (Tf. 70a—d).

§ 35. Löwenmensch. Ein M. mit menschlichem Körper und Löwenkopf sowie spitzen Ohren gehört zu den 7 Dämonen (s. § 40a), die den Menschen anfallen, und wird von K. Frank (LSS 3, 3 [1908] S. 26 [zu Abb. 1]) nach einer beschrifteten Bronzefigur in London (Br. M. 93078 *Guide* 1922³ S. 171) vermutungsweise als *Utukku* angesprochen. Die Gleichsetzung ist also noch unsicher. Solche M., mit einem Dolch in der Hand, wurden um 700 v. C. in Assyrien in den Grundstein eingebaut, in Dur-Sargon (s. d.; Pottier a. a. O. Nr. 214, 215 [Tf. 32]; Hunger u. Lamer a. a. O.² Abb. 101; AO 15 Abb. 255 B. Meissner; Botta-Flandin *Monuments de Ninive* Tf. 152, 153). Dieses M. tritt auch in Syrien auf, hinter dem Stiermensch (s. § 47a) stehend und mit einer kurzen Schlagwaffe drohend, in Karkamisch (s. d.; Relief B 14b; s. Tf. 66b), auch in Sam'al (s. d.; Mitt. a. d. Orient. Slg. 3 Tf. 44 Abb. 126, 128). Sie sind also auch hier als böse Dämonen charakterisiert.

§ 36. Dgl. mit Adlerfüßen ist ein M., das schon in kassit. Zeit viermal vorkommt, und zwar auf dem Kudurru des Kurigalzu (1340 v. C.) in London (Br. M. 102588; Steinmetzer Nr. 2; King *Babyl. Bound. Stones* Tf. 107). Das M. hält eine Keule in der Hand. Auf dem Kudurru des Kastiliaš (1250 v. C.) in Paris (Steinmetzer Nr. 44; Délég. Perse Mém. I Abb. 386 S. 178) und auf den kassit. Grenzsteinen in Paris (Steinmetzer Nr. 45; Délég. Perse Mém. I Abb. 387 S. 179) und Berlin (MDOG 42 S. 13; s. Band IV Tf. 206) faßt die Linke den Dolch, die Rechte die Keule bzw. umgekehrt. Die Ohren sind spitz. In Assyrien sind im Palaste des Assurbanipal (650 v. C.) in Ninive Reliefs dieses M. gefunden, jetzt in London (Br. M. Assy. Sal. 17, 18, 80, 81; s. Tf. 69b; Nin. Gall. 60, Paterson *Palace of Sinacherib* Tf. 86; Layard *Monuments I* Tf. 82; B. Meissner *Babylonien und Assyrien II* Tf. Abb. 19). Hier steht ein Gott mit erhobener Rechten vor dem betr. M.; zwei andere gleichartige bedrohen sich gegenseitig mit Dolch und Keule. Dasselbe streitbare Paar begegnet auch auf den Labartu-Reliefs (Tf. 70e), ebenso auf der assyr. Glocke (s. d.; Band IV Tf. 144), nebst dem Einzeldämon, hinter dem Gott

stehend. Diese M. gehören also zum Kreis von Krankheitsdämonen, und K. Frank will in LSS 3, 3 (1908) S. 53 den einzelnen Dämon mit dem *ilu limnu*, das Paar aber mit den „kämpfenden Zwillingen“ (a. a. O. S. 50) identifizieren. Ersteres dürfte nicht stimmen, da die 7 Dämonen, zu denen *ilu limnu* gehört, nach ihren Bildern auf den Amuletten (vgl. auch das Relief in Paris; Pottier Nr. 106 Tf. 25) menschliche Füße haben (s. § 35, 40) und keine Adlerfüße. Die Deutung des anderen Paares baut sich aber vorläufig nur auf dem Worte „kämpfender Zwilling“ auf, ist daher nicht als sicher zu bezeichnen. Dasselbe M. (?) eines Reliefs Sanheribs (?) vgl. Layard a. a. O. Tf. 82, 1.

§ 37. Geflügelter Löwenmensch, ist bisher m. W. nicht nachgewiesen, wohl aber

§ 38. Dgl. mit zwei Löwenköpfen. Dieses M. tritt als Bändiger von zwei geflügelten Löwen des in § 27 behandelten Typus (der von Ašur bekämpft wird) auf dem Siegelabdruck z. Z. des Eriba-Adad von Assur (1400) in Berlin (VAT 9009; s. Band IV Tf. 161 h) auf und ist sonst nur noch im nahen W und zwar im aram. Gusana (s. d.) nachgewiesen. Das M. ist hier an den Handgelenken gefesselt und mit einem Tau an einen Erdflock angebunden. Das Relief stammt von Kapara, dem Sohn des Hadiani, aus dem 9. Jh. v. C. Die Bedeutung ist unbekannt.

§ 39. Adlermensch mit Flügeln. Schon auf dem Siegel des assyr. Königs Ašur-uballiš I. (Band IV Tf. 160g) in Berlin (VAT 8995) sind diese M. dargestellt. Ein Adlermensch schlachtet einen Löwen; der Adlermensch ist antithetisch wiederholt. In späterer assyr. Zeit auf den Wandreliefs des Assurnassirpal-Palastes in Kalhu (880 v. C.) treten M. auf, die einzeln oder paarweise vor dem Lebensbaum stehen, ihn mit der Blüte befruchtend und das Schöpfgefäß in der anderen Hand haltend. Layard hat im ganzen 103 Exemplare gesichtet, die sich zum kleinen Teil in den Museen befinden, in London (Nimr. Gall. 33; Mansell 355; Budge *Assyrian Sculptures in the British Museum* 1914 Tf. 40; Nimr. Gall. 34; Budge a. a. O. Tf. 39, 1; Nimr. Gall. 38; Budge Tf. 44; Nimr. Gall. 102487; Budge Tf. 38, 2). Sie stehen hinter dem König auf dem Relief in London

(Br. M. Nimr. Gall. 39—40; Budge a. a. O. Tf. 45—46; vgl. hier Tf. 65b). Die Szene dieses Reliefs ist auf dem Siegel des Mušēš-Ninurta von Šadikanni (s. d.), aus Tarbiši stammend, kopiert (s. Tf. 65a). Ein kniendes M. zeigt Layard *Monuments I* Tf. 50, 4. Auch Sargon II. (710 v. C.) meißelte in seinem Palaste in Dur-Sargon (s. d.) solche Reliefs (Botta-Flandin *Monuments de Ninive I* Tf. 74—75; Pater-son *Assyrische Skulpturen* Tf. 8). Auch auf Siegelzylindern wird das M. dargestellt (s. Tf. 64a; AO 17—18 Abb. 477 und 484 [s. Lebensbaum], vgl. auch Layard *Monuments II* Tf. 69, 44). In Ziegelkapseln unter dem Ziegelpflaster wurden Reliefs des M. aus ungebranntem Ton gefunden (MDOG 51 Abb. 4 S. 30), demnach für Gründungszwecke gebraucht. Das M. ist dem Löwenkentauren überlegen (Layard *Monuments I* Tf. 45, 1; 48, 3), wie der geflügelte Mann (§ 31a). In den Beschreibungen der babyl. „sieben Weisen“ (s. § 1) sind ähnliche Gestalten erwähnt, doch gilt auch hier die in § 31a gestellte Reserve bezüglich einer Gleichsetzung. In Susa ist auf einem Siegelabdruck ein ähnliches M. gefunden worden, in Paris, Louvre (S 462; Delaporte *Cylindres orientaux* [1924] Tf. 45, 11—12 und S. 57). Es hat aber Adlerfüße, und es dürfte sich hier um ein adlerartiges Wesen handeln, da in dieser alten Zeit — das Siegel soll archaisch sein — geflügelte Menschen noch nicht erfunden worden sind (vgl. § 31a). — Auch im aram. Karkamisch (s. d.) ist das M. vertreten in einem Relief mit 2 antithetischen M., die Schnabelschuhe tragen und beide Arme wie zum Stützen erheben (B 12, vgl. hier Tf. 69a). In Sakschegözü (s. d.) ist das M., ähnlich dem assyr., dem 8. Jh. angehörig, in Relief gemeißelt, die Befruchtungszereemonie des Lebensbaums (s. d.) vornehmend (O. Weber *Hehitische Kunst Orbis Pictus* 19 Tf. 17). Auch in Sam'al (s. d.) kommt es vor.

§ 40 a. Mensch mit Tierkopf (Dämonen). Eine besondere Gruppe von 7 bösen Krankheitsdämonen (s. a. Dämon C) ist in Beschwörungstexten genannt und auf den sog. Labartu-Reliefs (s. § 28) abgebildet (vgl. LSS 3, 3 S. 32 K. Frank). Diese Dämonen bringen Krankheiten, und

zwar *Ašakku* dem Kopf des Menschen, *Namtaru* der Kehle, *Utukku* dem Hals, *Alū* der Brust, *Ešimnu* der Leibesmitte, *Gallu* der Hand und *Ilu* dem Fuß. Auf jedem der 3 größeren Labartu-Reliefs (Tf. 70e) sind diese 7 bösen Dämonen dargestellt (Frank a. a. O. Tf. 1, 3; Pottier *Antiquités assyriennes* Nr. 106), hintereinander stehend, nur auf dem Relief in Konstantinopel (Frank Tf. 3) steht der 7. Dämon in der 3. Reihe. Die Abfolge der Dämonen ist unregelmäßig. Es sind menschliche Wesen ohne Flügel, also Erdwesen, mit Adler-, Hunde-, Löwen-, Löwin (Panther?), Schafs-, Schlangen- und Ziegenkopf. Bisher ist eine Identifizierung nur bei dem Löwenmenschen (§ 35) als *Utukku limnu* 'böser Utukku' vielleicht möglich. Der Adlermann ist noch von anderen Denkmälern in wenigen Exemplaren bekannt. Er bündigt auf einem assyr. Relief des Assurnassirpal II. (880 v. C.) einen Löwenkentauren (§ 6a), während eine Löwenkentauren (§ 8a) danebenliegt (Layard *Monuments* I Tf. 49, 4). Das M. erscheint auf einer Standarte Sargons II., in jeder Hand eine kurze Waffeführend (Botta-Flandin *Monuments de Ninive* Tf. 158). In Karkamisch ist das M. zweimal dargestellt, mit Schwert, beide Arme erhebend (Relief B 26b; Tf. 66b), und am Sockel des Wettergottes (Hadad) im Knielauf, zwei Löwen bändigend (B 26a; s. Band IV Tf. 197b). Da es ungeflügelt ist, also ein Erdwesen und kein Luftwesen, und da es neben den anderen (§ 39) auftritt, so ist eine Gleichsetzung mit jenem geflügelten M. ausgeschlossen. Es dürfte aber mit dem Adlermannen, dem Mitgliede der 7 Dämonen, wohl eins sein.

Der Adlermann ohne Flügel steht dem Stiermenschen (s. u.) gegenüber auf einem wohl elam. Siegelabdruck aus Susa in Paris (S 462; Delaporte *Cylindres Orientaux* S. 57). Eine neue Art bildet der Stiermann mit Kopf eines Urstiers auf dem eben genannten Siegel von Susa. Er kommt sonst aber nicht vor. Die Griechen würden ihn Minotaurus (s. d.) nennen.

Das M. mit dem Schafskopf ist anscheinend recht alt; es ist auf einer Reliefvase der Gudea-Zeit, auf einer Pauke

stehend, abgebildet (Rev. d'Assyr. 9 Tf. 3; Meissner *Babylonien und Assyrien* I Tf. Abb. 182).

§ 40b. Dgl. Einen Menschen mit zwei Köpfen, Ziegen- und Hirschkopf, zeigt der Siegelzylinder in London (Br. M.) neben der geflügelten Frau (§ 32; vgl. Harper-Memoir I 370 Abb. 21), ein anderes M., auf zwei geflügelten Kentauren stehend, ist geflügelt und hat drei Köpfe, außer dem Menschenkopfe seitlich noch je einen Löwenkopf (Slg. de Clercq Catalogue Nr. 357; Menant *Glyptique* II Abb. 109 S. 115). Ihre zeitliche Bestimmung ist nicht ganz sicher. Sie gehören jedenfalls in die II. Per. der mesop. Kultur.

§ 41. Pegasus. Ein seltenes M. ist das geflügelte Pferd, das erst im 9. Jh. auf assyr. Denkmälern nachweisbar ist. Es befindet sich in Gegenüberstellung am Lebensbaum (Layard *Monuments* I Tf. 50, 6); die geflügelte Göttin im Wolken-gewand (§ 32) bündigt zwei derartige M. (Layard a. a. O. I Tf. 44, 1). Auf einem assyr. Siegelzylinder in Berlin (VA 4244; AO 17—18 Abb. 343 O. Weber), der aus Aššur stammt und derselben Zeit angehört, beschießt ein Bogenschütze den Pegasus; nach einem anderen Siegel (AO 17—18 Abb. 482) in der Slg. Southesk kämpft ein Löwe mit ihm. Es ist möglich, daß der Pegasus dem Kreise des Sonnengottes zugewiesen werden muß, dem das Pferd — allerdings ohne Flügel — als Begleitier dient (s. Maltaja § 2 Nr. 5).

§ 42. Pferdemannsch. Ein M., dessen Oberkörper menschlich, dessen Unterkörper mit Pferdebeinen und halblangem, breiten Schwanz pferdeartig gestaltet ist, zeigt sich nur einmal auf dem Kudurru in London (Br. M. 90 829 Steinmetzer Nr. 4; King *Bab. Bound. Stones* Tf. 29 B) aus der Zeit des kassit. Königs Meli-Sipak (1200 v. C.). Das M. hält eine Lanze in beiden Händen. Eine Erklärung des M. ist nicht gelungen.

§ 43a. Schlange mit 2 Füßen. Nur auf einem assyr. Siegelzylinder in London (AO 17—18 Abb. 348) um 800 v. C. ist ein M. mit gehörntem Schlangenkopf und zwei kurzen Vorderbeinen dargestellt, das von dem geflügelten Gott mit Dolchblitz (s. § 27 und § 31a) bekämpft wird.

§ 43b. Schlange mit 4 Füßen. Ein sehr schlecht gearbeiteter Siegelzylinder im Haag (Menant *Cylindres Orientaux d. Cabinet d. médailles à la Haye* 1879 Nr. 29 S. 22; Menant *Glyptique Orientale* I Abb. 133 S. 203; Harper-Memoir I Abb. 6 S. 365), vermutlich dem 3. Jht. angehörend, enthält das Bild des M., wie ein Schiff gestaltet, Schlangenkopf auf hohem Hals, langer, behaarter (?) Körper auf 4 Beinen (worauf ein Gott mit seinem Schemel sitzt) und langer, hoch aufrichteter Schwanz, am Ende zweiteilig. Die Zeichnung und die Beschreibung des M. sind jedoch nicht genau festzustellen.

§ 44. Schlange mit Adlerkopf. Im Südwest-Palaste in Kalhu (s. d.) fand Layard (*Nineveh und seine Überreste* dtsh. von Meissner 1854 Abb. 85 [S. 422]) ein eigentümliches M., wie eine Schlange oder ein Wurm mit 1000 Füßen an der Unterseite des gewundenen, hoch aufrichteten Körpers gestaltet, mit einem adlerartigen, federgekrönten Kopf. Das Relief stammt vom Palaste des Tiglatpileser III. (730 v. C.). Seine Bedeutung ist unbekannt.

§ 45a. Mušhuššu. „Die rote Schlange“, ein M. mit Schlangenkopf und 2 Hörnern, von denen das eine vielfach vom anderen verdeckt erscheint, mit geschupptem Schlangenkörper, Vorderbeinen von Löwe (oder Katze), Adlerhinterbeinen und Skorpionsschwanz mit Stachel. Auf den Kudurru der Kassiten-Zeit (14. Jh. ff.) ist das M. liegend mit einem Postament verbunden, das die Lanze des Marduk oder den Griffel des Nabu als deren Göttersymbole trägt (vgl. Steinmetzer *Die babylon. Kudurru* 1922 S. 163ff.), und wird dem mušhuššu (= Tiamat) gleichgesetzt, die Marduk nach dem Mythos besiegt hat (A. Ungnad *Die Religion der Babylonier und Assyrer* 1921 S. 25ff.; AOTU II 4 E. Ebeling). Die Städte Babylon (s. d.) und Borsippa (s. d.) sind Schwesterstädte, und Borsippa mit seinem Tempel Ezida wird von Hammurapi noch dem Marduk zugeeignet (Th. Paffrath *Zur Götterlehre in den altbabylon. Königsinschriften* Stud. z. Gesch. u. Kult. d. Altert. 6, 5—6 [1913] S. 151—152); daher erklärt sich die Übereinstimmung der Symboltiere (s. a. Götterbild E 1 § 7, 10, 14, 15). Nach

einem in Nippur gefundenen Relief des M. möchte man auch auf Enlil, den Gott von Nippur, als Symbolinhaber schließen (H. V. Hilprecht *Ausgrabungen im Bel-Tempel zu Nippur* 1903 Abb. 56 S. 76; AO 15 Abb. 114 S. 63 B. Meissner). Das Relief dürfte aus dem Anfang des 2. Jht. stammen (s. Tf. 63^Ab). Auf dem Kudurru in Paris (Steinmetzer Nr. 41; Délég. Perse Mém. I Abb. 383 S. 177) ist ein lagernder Mušhuššu abgebildet — nicht wie Steinmetzer a. a. O. S. 123 will, ein „Jungstier“, oder wie Hinke (*A new Boundary Stone* S. 38) annimmt, eine Ziege —, dessen gerade Hörner, langer, dünner Schwanz, dünnes Hinterbein für einen Mušhuššu sprechen. Ein bärtiger Gott mit wassersprudelnder Vase steht dabei, und vielleicht könnte auch hier die Deutung auf Enlil richtig sein, dem sonst noch der Schakal (s. Göttersymbol E 1) beigeordnet ist.

• Auch in assyr. Zeit wird Marduk und Nabu auf dem M. stehend gedacht (Tf. 63). Nebukadnezar II. ließ im 6. Jh. das Ištar-Tor in Babylon mit diesen „Drachen“ verzieren (s. Fayence D § 3). Ein Kopf aus Bronze auf langem Hals ist als Rest einer plastischen Darstellung des M. erhalten (Rev. d'Assyr. 6 Tf. 4; AO 15 Abb. 142 S. 82). Er gehört in die spätere Zeit, da dem M. die Hörnerkrone, die das Relief aus Nippur und das in § 45b besprochene M. haben, fehlt. Das M. wird in Assyrien auf Ašur übertragen, der es von Marduk oder Enlil übernommen hat (s. Maltaja). In Maltaja ist auch noch ein anderer sehr hoher Gott, auf dem M. stehend, eingemeißelt, vielleicht als Enlil zu deuten.

§ 45b. Ders. mit Flügeln. Als Symboltier des Gottes Ningizzida, des Schutzgottes des Gudea, tritt das M. geflügelt, also als ein Luftwesen, auf, s. den Steatit-Becher in Paris (Heuzey Nr. 125; hier Tf. 63^Aa) und das persönliche Siegel des Gudea (Band IV Tf. 158a), hier einmal schreitend und zweimal Hals und Kopf des M. aus den Schultern des Ningizzida hervorwachsend (s. a. § 15a).

Die M. des Bechers halten einen gebogenen Stab mit Griff, wie ein Säbel aussehend; zwischen ihnen ringeln sich zwei Schlangen um einen Stab, der an die Abzeichen des Hermes oder des Askulap erinnert.

Ningizzida ist der Sohn des Anu (Paffrath a. a. O. S. 187) oder des Ea (Ungnad *Religion* S. 55) und wird von Gudea der Sonne gleichgestellt (Paffrath a. a. O. S. 188), mag also dem Kreise des Sonnengottes nahestehen und wird auch als ein Vegetationsgott angesehen (Ungnad a. a. O. S. 257). Die Benennung des M. bei Gudea ist nicht ermittelt (vgl. a. L. Heuzey *Origines Orientales de l'art* 1915 S. 331ff.).

§ 46. Geflügelter Stier. Die älteste Darstellung dieses M. bietet das Lapislazuli-Siegel in Paris, Louvre (A 830; s. Band IV Tf. 195c), von einem babyl., vielleicht noch kassit. Könige gestiftet. Es begleitet den Gott Adad (?). Zeitlich dürfte das Siegel in Paris, Louvre (D 57) folgen (Delaporte *Cylindres orientaux* Tf. 51, 20), wo eine geflügelte Frau mit gekreuzten Beinen (s. § 32) zwei M. bändigt. Auf den Reliefs des Assurnassirpal II. aus Kalhu ist die Wiedergabe des M. kniend vor dem Baum oder der Palmette (an Stelle des Baumes) in antithetischer Gruppe (Layard *Monuments I* Tf. 43; 44, 4; 45, 3; 47, 3; ohne Baum [a. a. O. Tf. 46, 3]); das M. befindet sich auf einer Rosette (a. a. O. Tf. 48, 9); der „Wilde Mann“ (§ 29) in kurzem Rock bändigt zwei M. (a. a. O. Tf. 48, 1); es springt gegen den Baum auf einem Siegel (Layard *Monuments II* Tf. 69, 36). Es steht neben der geflügelten Sonnenscheibe, die ein wilder Mann stützt (a. a. O. Tf. 69, 48); schreitet gegen einen Vogel an auf einem anderen Siegel in Paris, Louvre (S 369; Delaporte a. a. O. Tf. 26, 9), das aus Susa stammt. Ein wilder Mann bändigt nach dem assyr. Siegel in Wien (Layard *Mithra* Tf. 51, 5) ein M. und einen Stierkentauren mit Flügeln (§ 16). Ähnlich sind zwei gleichartige M., Stier und Stierkentaure, seitlich eines geflügelten Mannes (§ 31a) aufgerichtet, der die dreiköpfige, geflügelte Sonnenscheibe stützt, nach dem Siegelabdruck in Berlin (VAT 5389; s. Band IV Tf. 210d). Die betr. Tontafel ist nach dem Eponymen Sili aus der 2. Hälfte des 7. Jh. datiert. Zwei M. bändigt ein geflügelter Mann auf dem assyr. Siegel AO 17—18 Abb. 45 und in feinerer Ausführung auf dem Siegel, das in Olympia in alten Schichten gefunden wurde und um 700 v. C. anzusetzen ist

(s. Band IV Tf. 162c). AO 17—18 Abb. 47 wird ein solches M. und eine Löwenkentauren (s. § 8a) von einem geflügelten Manne gebändigt.

In größerer Skulptur begegnet das M., wiederum neben dem geflügelten Stierkentauren (§ 16) und dem Fischkentauren (§ 4), in dem Baumtransportrelief aus Dur-Sargon (710 v. C.) in Paris (Potier Nr. 43—44; Botta-Flandin *Monuments de Ninive* Tf. 33). Ein Terrakotta-Relief aus der 1. Hälfte des 1. Jht. aus Nippur in Konstantinopel (Nr. 2020) s. Tf. 67c.

Außerhalb Mesopotamiens findet sich das M. in Karkamisch auf dem Relief B 16a, wo es von einem Vogelkentauren und einem Gott mit der Axt (?) angegriffen wird. Ferner dürften zwei vor dem Lebensbaum kniende M. hierhergehören, wenn die an den Schultern gezeichneten Ansätze als solche von Flügeln gemeint sind (B 13b). Gemäß dem häufigen Vorkommen dieser M. neben Baum, Sonne oder geflügelten Wesen würde man es zum Kreise der Vegetationsgötter, eventuell auch dem des Sonnengottes rechnen wollen.

§ 47a. Stiermensch, männlich. Wie im Artikel Glyptik C § 9 ausgeführt, ist der Stiermensch, ein M. aus menschlichem Kopf und Oberleib nebst Unterkörper und Beinen eines Stiers, erst in sem.-akkad. Zeit aufgekommen. Das Gesicht hat etwas Wisenthaftes. Das M. kämpft gegen Löwen (Siegelabdruck Paris, Louvre [T 58]; Delaporte a. a. O. Tf. 7, 16) und gegen geflügelte Löwen (§ 27; ebd. T 51; Delaporte a. a. O. Tf. 8, 10), ist häufig in Gesellschaft des wilden Mannes (§ 29), den man bisher ohne Grund mit Gilgamesch (s. d.) gleichsetzte, und daher den Stiermenschen als seinen Gefährten Engidu ansah (s. das Siegel Band IV Tf. 157b). Aber auch in späterer Zeit fehlt das M. nicht. Auf dem Wagenrelief des Gudea in Berlin (VA 2903; AO 15 Abb. 73) steht es auf dem Wagen an der Deichsel, als Begleiter des Wagens. Auf Terrakotten späterer Zeit aus Sippar und Babylon findet man sein Bild. In kassit. Zeit bringen ihn die Kudurrus (Br. M. 90829; Steinmetzer Nr. 4) des Meli-Šipak (1200 v. C.). Hier hält der Stiermensch

eine Lanzenstandarte. Eine Standarte mit Scheibe faßt er auf dem Kudurru von Babylon (MDOG 42 S. 13; Band IV Tf. 206). Gleichzeitig ist ein assyr. Relief in Konstantinopel (Nr. 4698), das in Aššur gefunden wurde (WVDOG 46 Tf. 8g W. Andrae), wo das M. ebenfalls eine Scheibenstandarte hält. Das Wachehalten scheint in dieser und in späterer Zeit seine besondere Tätigkeit zu sein. An den Füßen des Throns des Sonnengottes Šamaš steht das M. nach dem Relief des Nabu-apla-iddina von Babylon in London (Br. M. 91 000; s. Band IV Tf. 198 b). Auf einem assyr. Siegel ist es dem wilden Mann (§ 29) beim Stützen der geflügelten Sonne (mit dem Mann in der Scheibe), die über dem Lebensbaum schwebt, behilflich (Layard *Monuments* II Tf. 69, 20). Es stützt den Mond mit dem Mann nach dem Siegel des Ištar-duri (800 v. C.; s. Band IV Tf. 162 b), wo noch zwei behelmte M. zwei Standarten halten, die miteinander verbunden sind und eine Art Baldachin bilden, in der der Anbetende vor der Götterstatue steht.

Als Opferer von Tieren erscheint das M. in der Hammurapi-Zeit auf den Siegelzylindern, z. B. Band IV Tf. 160b.

Das M. betätigt sich also ähnlich wie der wilde Mann, wird auch im späteren Assyrien als Tonfigur in Fundamenten in den Grundstein versenkt (vgl. Botta-Flandin *Monuments de Ninive* Tf. 153). Sein Name ist jedoch noch nicht festgestellt.

In Karkamisch (s. d.) gibt es zwei Reliefs, die das M. als Wächter darstellen; es wird einmal von einem Löwenmenschen (§ 35) bedroht (Relief B 14b; s. Tf. 66b); auf dem 2. Relief hält es eine Standarte, deren Oberteil zerstört ist (Hogarth-Woolley *Carchemish* II B 31a). Die beiden Reliefs unterscheiden sich voneinander dadurch, daß beim letzteren der Penis des M. angegeben ist, bei ersterem jedoch nicht. Dieses M. hat hier den aram. Ballonhelm (s. Krone B), Stierhörner, -ohren, -beine und -schwanz. Nach seinem ganzen Wesen ist also dies M. durchaus von Mesopotamien her übernommen.

§ 47b. Ders., weiblich. Eins der ersten, in Mesopotamien entstandenen M.,

auf den Siegelbildern der Sumerer von Lagaš, wo ein Wisentstier von einem Löwen angefallen und von seinem weiblichen Gefährten, der Wisentkuh, verteidigt wird. Sie hat weiblichen Oberkörper mit Brüsten, Arme und einen langen weiblichen Haarzopf; das Gesicht aber ist, wie bei einem Wisent, behaart und hat menschenähnliche Züge (vgl. Glyptik C § 8 und Band IV Tf. 155). Dies M. verschwindet nach dem Ende der altsumer. Kultur völlig.

§ 48. Stiersäule. Säule mit Wisentkopf, menschlich anmutend und mit zwei Stier Vorderbeinen, ist in Susa aus emaillierten Ziegeln hergestellt, von den elam. Königen Kutur-Nahunte II. und Šilhāk-Inšušinak (1170 v. C.) gestiftet worden (Rev. d'Assyr. 19 [1922] Tf. 6 Meckenquernem; s. a. § 3).

§ 49a. Vogel mit Löwenkopf. Der Adler mit dem Löwenkopf, über zwei Löwen schwebend, ist als das Wappen der sumer. Stadt Lagaš (s. Lagaš) und mit seinem Namen *Indugud-Barbarra* bekannt. Reliefs des Ur-Nina (s. Kunst E), des Eannatum (s. ebd.), des Dudu, z. Z. des Entemena auf der Silbervase (Band I Tf. 5a—b), auch Siegelzylinder (s. Band IV Tf. 155b) stellen ihn dar. Andere Städte haben ein ähnliches Wappen wie Lagaš; der Adler ist derselbe, nur die Tiere sind verschieden, so daß das M. höchstwahrscheinlich das Land Sumer an sich repräsentiert. Die Stadt Umma (s. d.) hatte im Wappen zwei Böcke (Band I Tf. 5a; AO 17—18 Abb. 277), die Stadt Uruk (? s. Obaid) zwei Hirsche, eine dritte (Susa?) hatte liegende Enten (AO 17—18 Abb. 162) usw.

§ 49b. Ders. mit 2 Köpfen. Noch Gudea kennt das Wappen, aber in lebendigerer Ausführung (vgl. Cros *Nouvelles Fouilles de Tello* Tf. 8, *Monuments Piot* 16, 1 S. 20 L. Heuzey). Mit Heuzey ist beim Adler noch ein zweiter Kopf zu ergänzen, so daß eine neue Form dieses M. entsteht, die auch auf Siegelzylindern dieser Per., z. B. dem des Ur-Dun, Priesters des Ningirsu, in Paris, Louvre (T 110; s. Band IV Tf. 199a), wiederkehrt, hier unter Fortlassung der beiden Wapenlöwen. Über den Doppeladler s. Adler B und Göttersymbol E I § 5d.

§ 50. Ziegenfisch. Das älteste Beispiel für den aus dem Vorderteil der Ziege und dem Hinterteil des Fisches komponierten M. bietet ein Siegelabdruck auf einer Tafel der Hammurapi-Zeit, wo der sitzende Gott als Enki (Ea), die stehende Göttin als seine Gemahlin Damgalnunna beischriftlich bezeichnet sind. Das M. ist sehr häufig erst seit den Kassiten (14. Jh. v. C. ff.) auf den Kudurru vorhanden (vgl. Steinmetzer *Die Babylon. Kudurru* 1922 S. 161ff.) als Symbol des Gottes Ea; sein Name ist *suhurmašu* (vgl. LSS 2, 2 [1906] S. 11 Anm. 1 [H. Zimmern]; H. Holma *Kleine Beiträge* 1912 S. 36). Auch in assyr. Zeit wird das M. auf Siegeln abgebildet (Tf. 63b, c).

§ 51. Der bärtige Mann mit Vogelschwanz, aber ohne Flügel (s. Göttersymbol E I § 42c), zum ersten Male mit dem Strahlennimbus umgeben auf dem Siegel des Astronomen Assurbanipals, Nergal-eṭir (7. Jh.; s. Tf. 63b), ist der Sonnengott Šamaš; auf dem babyl. Siegel in London (Phot. Mansell 1647) ohne Nimbus, aber ausdrücklich mit Flammenscheibe versehen. Eckhard Unger

Missbildung. § 1. M., besonders bei Neugeborenen, erweckten früh das Interesse ihrer Menschengenossen. Durch deren Verknüpfung mit religiösen oder abergläubischen Vorstellungen oder Ansichten suchte das grübelnde Menschenhirn sie sich in irgendwelcher Weise zu erklären oder doch sich mit ihnen abzufinden. Als Ergebnis verbotenen Verkehrs mit übeln, dämonischen Mächten aufgefaßt, wurden sie teils mit abergläubischer Scheu betrachtet und gefürchtet, teils einfach vernichtet. Schloß doch auch jede, selbst geringe, angeborene oder erworbene Entstellung oder M. vom Dienste am Göttlichen aus: der Priester mußte untadelig gebaut und körperlich vollkommen ausgebildet sein.

§ 2. Greifen wir in die germ. Frühgeschichte hinein, so treffen wir dort auf die Vorstellung des Wechselbalges, des Alpkalbes als „Ausgeburt“, als Ergebnis der Elbminne, des Geschlechtsverkehrs mit den Elben im Alptraum, von dem die „elbischen Zeichen“ an den Neugeborenen herrühren, Klumpfüße, Hasenscharten,

Doppelköpfe, Verwachsungen (Thorakopagus usw.), selbst die harmlose Vorhautverengung (Phimose) des Nestelknopfes. Was keinen menschenähnlichen Kopf, kein Menschenantlitz hatte, wurde einfach getötet und verscharrt, namentlich, da man auch weiter Folgen für die Sippe und deren Fortpflanzung fürchtete durch den „Nachzehrer“, worunter vor allem auch der habituelle Abortus mit begriffen war. Auch von erblichen Krankheitsschäden hatte man schon einige Vorstellungen, z. B. in Lungensucht, Gicht, Lähmungszuständen usw.

§ 3. Am feinsten ausgebildet auf dem Boden empirischer Beobachtungsreihen, ja zu einem vollständigen System eines auf ihrem Vorkommen begründeten Auslegungsgebäudes entwickelt, zeigt sich die Mißbildungslehre in Altbabylonien. Auch Bildungsabweichungen am Körper neugeborener Menschen und Tiere galten als einer der (zahlreichen) Wege, auf welchen die überirdischen Gewalten den Menschen ihren Willen kundtun und ihnen einen Blick in die Zukunft ermöglichen, wenn man nur über das hierzu nötige, auf mühsamem Registrierungswege zu erringende Beobachtungsmaterial verfügt. Zu diesem praktischen Zweck, der Beschaffung unentbehrlichen Parallelmaterials für die Vorhersage der Zukunft, war in Babylonien seit frühester geschichtlicher Zeit eine große kasuistische Literatur der Geburtsomina entstanden, von der Priesterschaft geführte Register angeblich oder wirklich beobachteter Verbildungen und Entstellungen an Tier- und Menschenfrüchten, reifen oder unreifen, neben denen ursprünglich wohl ebenso empirisch gedachte Erfolgslisten hergestellt wurden, d. h. Listen der nach der Geburt bestimmter Fehlbildungen etwa in der Familie des Fürsten oder sonst im Lande und seinem Volke eingetretenen Ereignisse. Beides ist dann in der uns heute teilweise noch vorliegenden Form zu Auslegungslisten vereinigt worden. Sie gestatten uns für die heutige Forschung einen Einblick in die Fülle der beobachteten Mißbildungserscheinungen (zugleich in die Beobachtungsfähigkeit der Einwohner des Zweistromlandes), die in dieser *izbu*-Serie niedergelegt sind, größtenteils der Ham-



a



b



c



d



e



f

Mischwesen. Vorderasien

- a. Relief aus künstlichem Lapislazuli aus Kalhu in London (Br. M. Guide³ 1922 Nr. 129, S. 129) [§ 32]. Nach Layard. — b. TerrakottarelieF aus Nippur in Konstantinopel (Nr. 1659) [§ 25 b]. — c. TerrakottarelieF aus Nippur. Geflügelter Stier, in Konstantinopel (Nr. 2020) [§ 46]. Nach Photographie. — d. Bronzestatuette aus Erzerum in Paris (Louvre Pottier Nr. 144) [§ 28 b]. Nach Meissner. — e. Löwenkentaure des Assurnassirpal II. aus Kalhu in London [§ 6 a]. — f. Stierkentaure dgl. [§ 16]. Nach Photographie.



a



b



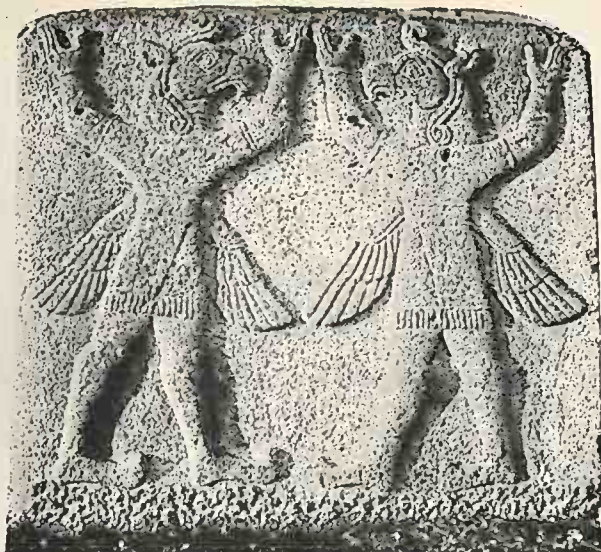
c



d

Mischwesen. Vorderasien

a. Relief aus dem Palast des Assurnassirpal II. in Kalbu in Paris (Pottier Nr. 6) [§ 20a]. Nach Pottier.
 — b. Kalksteinrelief aus Assur in Berlin (VA 8750) [§ 26]. Nach Meissner. — c. Assyrischer Tonerzeugnis mit geflügeltem Dämon in Relief in London (Br. M. 91941, *Guide*³ S. 81 Nr. 479) [§ 20a]. Nach Hungerford.
 — d. Fragment eines Reliefs aus Assur in Berlin (VA 8750) [§ 26]. Nach Meissner.



a



b

Mischwesen. Vorderasien

a. Aramäisches Relief aus Karkamisch [§ 39]. Nach Photographie. — b. Assyrisches Relief aus Ninive in London (Assyr. Sal. 17/18 oder 80/81) [§ 36]. Nach Rogers.



Mischwesen. Vorderasien

a—d. Assy. Dämonenköpfe aus Stein in London (Br. M. 91 873—76) [§ 34]. Nach Rogers. — e—f. Assy. Labartu-Relief aus Bronze der Slg. de Clercq [§ 1, 28 a, 34, 36, 40 a]. Nach Hunger-Lamer.

murapi-Periode entstammend. Von menschlichen M. wird zunächst eine bunte Musterkarte alles dessen geboten, was Frauen alles schon geboren haben sollen: Säugtiere, Vögel, Schlangen und Fische, Herzen, Köpfe, Schultern, Hände, Genitalien, Geschwürsprodukte, Speichel, Exkremente, Lehm, Tierhörner, Stöcke, Handwerkszeug, Krüppel, Lahme, Hinkende, Tölpel, Blinde, Taube, Menschenleiber mit Tierköpfen, Doppelmißbildungen, mißgebildeten Mund, Lippen, Nasen, Ohren, Kiefer, Arme, Hände, Finger, Hüften, Beine, Füße und Zehen, After und Geschlechtsteile, Hautverfärbungen, -wucherungen, -ausschläge, Zahnverbildungen, Haar- und Bartabnormitäten; ferner Veränderungen der Schwangerschaftsdauer oder besondere Geburtszeiten im Jahresverlaufe, Vielgeburten. Ebenso groß ist, wenn nicht größer, die Zahl der Abweichungen von der Norm und der Doppelmißbildungen bei Tieren, die besonders zusammengestellt sind, von einzelnen Tierarten, wie Schafen, Pferden, Ziegen, Kühen, Schweinen, Eseln, Löwen, Vögeln.

§ 4. Im allg. sind die Auslegungen solcher Geburtsabnormitäten ungünstige, teils öffentliches, teils privates Unheil anzeigend. Auf Einzelheiten kann nicht eingegangen werden. Von diesem babyl. Geburtsomenbrauche sind aber weit in die Ferne gehende kulturelle Einwirkungen feststellbar. So hat de Groot in der chines. Mantik, besonders unter deren Geburts- und Tiervorzeichenlehre, auffallende Übereinstimmungen nachgewiesen, stärkere noch, ja geradezu frappierende Thulin im Wahrsagesystem der etrusk. Auguren. Diese mantisch-prodigiale Einschätzung von Geburtsabsonderlichkeiten blieb bis in die Renaissance-Zeit, ja noch über diese hinaus lebendig, ja, sie zittert heute noch im Volke in leichten Wellen nach, auch in Europa.

F. Lenormant *Die Magie und Wahrsagekunst der Chaldäer* 1878; A. Boissier *Choix des Textes relatifs à la Divination ass.-bab.* Genf 1905; M. Jastrow *Die Religion Bab. u. Ass.* II (1906—12) S. 891ff., 933ff.; ders. *Babylon.-Ass. Birth-Omens and their Cultural Significance* Gießen 1914; Fossey *Présages tirés des naissances* Babyloniaca 5, 1—3 Paris 1912/13; L. Dennefeld *Babylon.-assy. Geburtsomina* 1914; C. Thulin *Die etruskische Disziplin* Göteborg 1905 III 115ff.; Göteborgs Högskolas Årsskrift 11, 12, 15.

Sudhoff

Miskolcz s. Ungarn A § 2.

Mistkogel-Leskoun (Mähren). Eine dominierende Anhöhesö. von Kromau-Mor. Krumlov in Mähren, bekannt durch eine größere Wallbefestigung, die bis in die ä. BZ zurückdatiert wird, da dort außer einigen hallstädtischen Artefakten hauptsächlich Bronzeobjekte und Scherben des Aunjetitzer Stils ausgegraben wurden. Die M. Wallanlage stammt jedoch aus einer viel jüngeren Zeit, denn die Wälle wurden erst auf der Aunjetitzer Kulturschicht aufgebaut. Dieselben Erfahrungen wurden am Schlaner Berg (Slanský vrch) bei Schlan-Slaný in Böhmen gemacht, wo sich eine größere Ansiedlung mit Aunjetitzer Kultur auch außerhalb der Befestigung vorfand. Die Aunjetitzer haben ihre Ansiedlungen noch nicht mit Wall und Graben befestigt.

MAGW 2 (1872) S. 207 H. Wankel; Pravěk 4 (1908) S. 13ff. J. Knies; Památky 17 (1896) S. 286ff. W. Schmidt. I. L. Červinka

Mitanni.

A. Geschichte. § 1. Reich auf dem l. Euphrat-Ufer, s. der Taurus-Ketten, umfaßte zur Zeit seiner größten Machtentfaltung außer Nordmesopotamien auch Gebiete des späteren Assyrien, z. B. Ninive (s. d.). Der Landesname scheint sich an den Namen einer Stadt M. anzuschließen; als Hauptstadt wird jedoch das noch nicht lokalisierbare *Waššuggani* genannt.

§ 2. Die Einwanderung der nichtsem. Bevölkerung des Reiches M., die man am besten mit Ungnad als *Šubarū* oder Subaräer bezeichnet, erfolgte zu Anfang des 2. Jht. v. C. und stieß südwärts bis in die Gegend von Nippur vor, wie aus zahlreichen subaräischen Personennamen hervorgeht; auch die ältesten Patesis von Assur, Ušpia und Kikia, gehörten dieser Bevölkerung an. — Über die „Mitanni-Sprache“, das Subaräische, sind wir durch ein umfangreiches Schreiben des Königs Tušratta an den Pharaon Amenophis III. informiert.

§ 3. Der älteste z. Z. bekannte König von M. war *Šausatar*: er unterjochte Assyrien. Seine Nachfolger traten mit den Ägypterkönigen in nahe verwandtschaftliche Beziehungen, so gab *Artatama* I. seine Tochter dem Pharaon Thutmosis IV. (1421—1413) zur Frau; und Amenophis III.

(1413—1377) heiratete Giluḫepa, die Tochter des *Sutarna*, später noch Taduḫepa, die Tochter des *Tušratta*; Giluḫepa ist vielleicht identisch mit Teje, Taduḫepa mit Nofretete. —

§ 4. Der aus dem Amarna-Funde wohl-bekanntes *Tušratta* war der letzte große Regent des Reiches von M. oder *Ḫanigalbat* (s. d.). Mit dem Regierungsantritt *Amenophis IV.* erkalteten die mitann.-äg. Beziehungen sichtlich; die Kriege, die M. mit *Šubbiluliuma* von *Ḫatti* und *Artatama* von *Ḫarri* zu führen hatte, endeten zunächst mit dem Verlust der an der Nordgrenze gelegenen Landschaft *Išurwa* (bei *Milidia*) und boten wohl den Anlaß zu der Verschwörung, in der *Tušratta* umkam. Die daraus entstandenen Wirren benutzte *Assyrien* (unter *Ašur-uballit*) und das ihm verbündete *Alše* (*Alzi*) zu Besitzergreifungen mitannischen Gebiets (Südost-Mesopotamien) und Erpressung großer Tributleistungen. Gegen König *Artatama II.* von M. schritt auf Veranlassung des von ihm vertriebenen *Mattiwaza*, eines Sohnes des ermordeten *Tušratta*, der *Ḫatti*-König *Šubbiluliuma* ein; *Mattiwaza*, der eine *Ḫatti*-Prinzessin ehelichen mußte, wurde als König (von *Ḫatti* abhängig) eingesetzt; der Vertrag, den er mit *Šubbiluliuma* schließen mußte, ist erhalten. Kurze Zeit später erlag M. den *Assyriern*: *Adadnirari I.* (1310—1281) eroberte die Hauptorte von M., u. a. *Taīdi*, *Kaḫat*, *Uššukani* (d. i. *Waššuggani*), *Irrite*, *Ḫarrân*, (s. *Harrân*), *Karkemiš* (s. *Karkamisch*).

J. A. Knudtzon *Die el-Amarna-Tafeln* 1912 S. 1039ff.; L. Messerschmidt *Mitanni-Studien* MVAG 4 (1899); F. Bork *Die Mitanni-Sprache* MVAG 14 1/2 (1909); B. Meissner *Zur Geschichte des Chattireiches* 1917; MDOG 35 (1907) H. Winckler; MDOG 58 (1917) S. 53ff. E. F. Weidner; MDOG 61 (1921) S. 20ff. E. Forrer; A. Ungnad *Die ältesten Völkerwanderungen Vorderasiens* 1923 S. 5ff.; F. Schachermeyr *Zur geographischen Lage von Mitanni u. Ḫanigalbat* Festschrift f. Lehmann-Haupt 1921 S. 188ff. O. Schroeder

B. Sprache.

§ 1. *Tuschratta* von *Mitanni* und sein Reich. — § 2. Der *Mitanni*-Brief des *Tuschratta* und seine Entzifferung. — § 3. Die *Mitanni*-Sprache. — § 4. *Mitanni*-Namen und die Verbreitung des *Mitanni*-Volkes. — § 5. Die *Churri* und das *Churrische*.

§ 1. *Tuschratta* von M. und sein Reich. Unter den im J. 1887 in *El-Amarna*

(s. *Amarna* [El]) in *Ägypten* gefundenen Keilschrifttafeln, einer politischen Korrespondenz der Pharaonen mit Königen und Vasallen im vorderen Orient, fanden sich auch eine Anzahl von Briefen des *Tuschratta*, Königs von M., an *Amenophis III.* und *IV.* sowie an *Teje*, die Witwe *Amenophis' III.* Die Briefe führen uns in die Zeit um 1400 v. C. *Tuschratta* gehörte nicht zu den von *Ägypten* unterworfenen Fürsten; er stand dem Pharaon als selbständiger Souverän gegenüber. Er redet ihn als seinen Bruder an und gibt ihm seine Tochter zur Frau. Im übrigen bemüht er sich, soviel als möglich finanziellen Vorteil aus dieser Bekanntschaft zu ziehen. Seine Briefe sind wahre Bettelbriefe, in denen es sich immer wieder um „Gold, das nicht zu zählen ist,“ handelt.

Tuschratta bezeichnet sich als König von M.; die *Ägypter* nennen sein Reich *Naharina*, d. h. *Stromland*. Er beherrscht also das eigentliche *Mesopotamien*, nämlich das Gebiet, das nach W zu vom großen *Euphrat*-Bogen umschlossen ist, sich n. an die Gebirgszüge *Kleinasien* lehnt und im O den *Tigris* als Grenze findet, während es im S *Assur* zum Nachbarn hat. Der Einfluß *Tuschrattas* ging wohl noch über den *Tigris* hinaus; jedenfalls stand *Ninive* (s. d.) unter seiner Botmäßigkeit. Denn er schickt dem erkrankten *Amenophis III.* das wundertätige Standbild der *Ištar* (s. d.) von *Ninive*.

Über die ferneren Schicksale des *Tuschratta* und des *Mitanni*-Reiches unterrichten uns die von *Hugo Winckler* in den Jahren 1906 und 1907 in *Boghasköj* (s. *Hatti*) im Herzen *Kleinasien* ausgeführten Ausgrabungen, die das Staatsarchiv der Könige von *Chatti* ans Licht befördert haben. Danach ist es mit *Tuschratta* und der Großmachtstellung seines Reiches bald vorbei gewesen. Er selbst wurde infolge einer Verschwörung, die einer seiner Söhne gegen ihn angezettelt hatte, ermordet. Die Wirren, welche diesem Ereignis folgten, benutzte der König *Šubbiluliuma* von *Chatti*, seinen Einfluß geltend zu machen. Er setzte *Mattiwaza*, einen anderen Sohn *Tuschrattas*, der Schutz suchend zu ihm geflohen war, auf den Thron seines Vaters und gab ihm eine seiner Töchter zur Frau. Seine selbständige Rolle hatte freilich das Reich M. damit ausgespielt; es kam unter

den Schutz und die Oberhoheit des Großkönigs von Chatti. Später ist es eine Beute der vordringenden Militärmacht der Assyryer geworden.

C. Niebuhr *Die Amarna-Zeit* AO 1, 2³ (1913) S. 13 ff.; E. Meyer *G. d. A.*³ § 465 f.; ders. *Reich und Kultur der Cheliter* 1914 S. 57 ff.; I. A. Knudtzon *Die El-Amarna-Tafeln* 1915 S. 1039 ff. (Anmerkungen von O. Weber); MDOG 35 (1907) S. 30 ff. H. Winckler; ebd. 58 (1917) S. 55 ff. E. F. Weidner; ebd. 61 (1921) S. 31 E. Forrer; Br. Meissner *Zur Geschichte des Chattireiches nach neuerschlossenen Urkunden des chattischen Staatsarchivs* Jahresber. Schles. Ges. vaterl. Kultur 1917 Abt. IV.

§ 2. Der Mitanni-Brief des Tuschratta und seine Entzifferung. Unter den in El-Amarna gefundenen Briefen des Tuschratta an den Pharaon befindet sich einer, der in der einheimischen Sprache des Reiches von M. geschrieben ist, und zwar auch in Keilschrift (s. d.), die damals „das Alphabet“ Vorderasiens war. Auch die Könige von Chatti schrieben ja, wie ihr in Boghasköj aufgedecktes Staatsarchiv zeigt, ihre eigene idg. Sprache mit babyl. Keilschrift. Diese merkwürdige Tontafel des Tuschratta, bei der es sich auch wieder um die Erlangung von möglichst viel Gold handelt, hat die ansehnliche Größe von 0,43 × 0,25 m und wird im Museum zu Berlin aufbewahrt (VAT 422). In Autographie herausgegeben ist sie erstmalig von H. Winckler (*Der Tontafelbund von El-Amarna* Mitt. aus d. orient. Samml. d. Königl. Museen zu Berlin 27 [1889] H. 1), zuletzt von O. Schroeder (Vorderasiat. Schriftdenkmäler der Königl. Museen zu Berlin 12 [1915] S. 35 ff.).

Da der Brief mit Keilschriftzeichen geschrieben ist, so konnte man ihn ohne weiteres lesen, jedoch ohne ihn zu verstehen. Man durfte freilich von vornherein annehmen, daß sein Inhalt von dem der akkad. geschriebenen Briefe des Tuschratta nicht erheblich abweichen werde. Unter dieser Voraussetzung machte man sich an die Enträtselung der Sprache des Briefes. In ZfAssyr. 5 (1890) erschienen gleichzeitig drei unabhängig voneinander entstandene Entzifferungsarbeiten von P. Jensen, R. E. Brünnow und A. H. Sayce (vgl. dazu die Bemerkung der Redaktion ebd. S. 275). Jensen hat seine Arbeit in ZfAssyr. 14 (1899) S. 173 noch fort-

gesetzt. Eine wesentliche Vorarbeit für weitere Übersetzungsversuche war die Transskription von I. A. Knudtzon (*Beitr. zur Assyry.* 4 [1899] S. 134 ff.), weil hierbei peinlich genau die Zwischenräume zwischen den Keilschriftzeichen beachtet wurden und so eine sichere Abgrenzung der einzelnen Wörter erreicht werden konnte; Verbesserungen sind I. A. Knudtzon *Die El-Amarna-Tafeln* 1910 S. 180 ff. gegeben. Auf Grund dieser Transskription, die ihm schon vor der Veröffentlichung zur Verfügung gestellt war, konnte L. Messerschmidt (*Mitanni-Studien* MVAG 4 [1899] S. 175 ff.) erheblich größere Erfolge als seine Vorgänger erzielen. Für die Beschäftigung mit der Mitanni-Sprache ist seine gründliche und systematische Arbeit auch heute noch wertvoll. Auf eine breitere Grundlage hat F. Bork (*Die Mitannissprache* MVAG 14 [1909] S. 1 ff.) die Mitanni-Forschung gestellt. Er bemüht sich, in den Geist der Sprache tiefer einzudringen, und stellt fest, daß das M. seinem inneren Bau nach ein Glied jener eigenartigen Sprachenfamilie ist, die heute noch in den Sprachen einiger Kaukasusvölker, z. B. der Georgier und der Tscherkessen, fortlebt, und die man darum die kaukas. zu nennen sich gewöhnt hat. Von Sprachen des alten Orients gehört das Elamische hierher. S. Elam B, Kaukasische Völker B.

§ 3. Die Mitanni-Sprache. Bei einer kurzen, abrißartigen Darstellung der Mitanni-Sprache begegnet man erklärlicherweise der Schwierigkeit, daß das vorliegende Material zu gering und vor allem zu einseitig ist, um ein fertiges Bild ergeben zu können. Man konnte anfangs die Hoffnung hegen, daß der Boghasköj-Fund das sprachliche Material auch nach dieser Seite hin bereichern werde; das ist leider nur durch einige wenige churrische Fragmente geschehen, die obendrein sehr lückenhaft sind (s. § 5). So wird man über eine Skizze, die nur hier und da etwas mehr ausgeführt ist, nicht hinauskommen. Es seien zunächst etliche für den Charakter der Sprache und ihre Einordnung in eine größere Sprachenfamilie entscheidende Merkmale angeführt; dann möge ein Ausschnitt aus der Laut- und Formenlehre folgen, der sich auf das sicher Erkannnte beschränkt.

I. Allgemeiner Charakter der Formen und des Satzes. In den idg. und sem. Sprachen sind bestimmte Endungen vorhanden, mit deren Hilfe feste Formen gebildet werden. Diese Endungen müssen in jedem Falle da sein und dürfen nicht fehlen. Derartige feste Formen gibt es im M. nicht. Was dort an Stelle der Endungen auftritt, das sind deutende und modifizierende Elemente, die eigenes Leben haben und daher von großer Beweglichkeit sind. Sie können auch fehlen, wenn der Sinn trotzdem klar ist. Infolgedessen hat auch jeder Satzteil eine große Selbständigkeit. Die Verbindung im Satze wird entweder dadurch erreicht, daß logisch zusammengehörende Worte dieselbe Endung erhalten, und zwar die dem wichtigsten Begriff zukommende. Hierher gehört die auffallende Erscheinung, daß der Genitiv außer seiner eigenen Endung *-wa* noch die jeweilige Endung des Regens dazu annimmt. Oder es werden die Satzteile dadurch zueinander in Beziehung gesetzt, daß vorhergehende Substantiva durch Pronomina wiederaufgenommen werden, etwa in folgender Art: „und meinem Bruder — die Gattin — Dir — ich gab sie“ = „und ich gab meinem Bruder die Gattin“.

Das sind Erscheinungen, die den idg. und sem. Sprachen vollkommen fremd sind, dagegen den Kaukasus-Sprachen eignen, zu denen auf Grund der Forschungen von Heinr. Winkler und G. Hüsing auch das Elamische (s. Elam B) zu stellen ist. Eine weitere Verbindungslinie vom M. zu diesen Sprachen ist der Umstand, daß auf beiden Seiten ein grammatisches Geschlecht nicht unterschieden wird; es werden nicht Maskulinum und Femininum getrennt, sondern vielmehr Persönliches und Sächliches. F. Bork gebührt das Verdienst, die Zugehörigkeit des M. zum kaukas. Sprachstamm nachgewiesen zu haben (s. § 2 Schluß).

II. Aus der Lautlehre mag nur eine sehr beachtenswerte Erscheinung angeführt werden: Die Orthographie des Mitanni verzichtet auf die genaue Unterscheidung von Fortes (*p, k, t*) und Lenes (*b, g, d*). So wird der Name des Königs bald *Tu-uš-rat-ta*, bald *Du-uš-rat-ta* geschrieben; der Name seiner Tochter, die in den Harem

des Pharaos entsendet worden ist, bald *Ta-a-du-he-pa*, bald *Da-a-du-he-e-pa*, bald *Ta-a-tum-he-pa*. Das kann nicht Zufall oder Nachlässigkeit sein, sondern hat seinen Grund darin, daß die mitann. Stoßlaute wahrscheinlich stimmlose Lenes gewesen sind. Ein solcher Mittellaut zwischen Fortis und Lenis konnte in der Schrift, wenn ein besonderes Zeichen dafür nicht zur Verfügung stand, sowohl durch eine Fortis als auch durch eine Lenis wiedergegeben werden. Genau dieselbe Erscheinung findet sich auch im Elamischen; sie liegt ebenfalls auf hettit. Sprachgebiete in den Urkunden von Boghasköj vor, wie E. F. Weidner (*Studien zur hettitischen Sprachwissenschaft* 1917 S. 13 ff.) gezeigt hat.

Im ganzen hat man den Eindruck, daß die Keilschrift nur ein unvollkommenes Mittel zur Wiedergabe der mitann. Laute war; wenn alle möglichen Sprachen Vorderasiens in das Gewand dieser sem., ursprünglich sumer. Schriftart gekleidet wurden, so wird dieselbe oft genug als Zwangsjacke gewirkt haben. Aus diesem Grunde ist bei Versuchen, den Lautbestand des M. festzustellen, Vorsicht geboten.

III. Aus der Formenlehre. a) Das Verbum ist bisher am besten erforscht und am klarsten im Bau. Trotz einer überraschend großen Zahl von Formen ergibt sich ein fest umrissenes System.

Die Verbalstämme des M. bestehen entweder aus Konsonant + Vokal + Konsonant, z. B. *tat-* 'lieben, gerne tun', *kat-* 'mitteilen', *pal-* 'fordern', *kul-* 'sagen', *šar-* 'befehlen', *haš-* 'hören'; oder aus Vokal + Konsonant, z. B. *ar-* 'geben', *ak-* 'darbringen', *un-* 'schicken'. Stämme, die aus Konsonant + Vokal bestehen, sind seltener. Außerdem gibt es auch Verben, die aus zwei Stämmen komponiert sind, z. B. *ar-om-* 'mehr geben', *ar-an-* 'lesen', *par-uš-* 'schicken'.

Die Personen werden für die 1. Person durch Anfügung von *u*, für die 2. Person durch *o*, für die 3. Person durch *a* gekennzeichnet, wobei eine Unterscheidung zwischen Singularis und Pluralis nicht stattfindet. Es ergibt sich folgendes Paradigma:

1. Pers.	<i>tan-a-u</i>	ich gebe (wir geben)
2. Pers.	<i>tan-o</i>	du gibst (ihr gebt)
3. Pers.	<i>tan-a</i>	er gibt (sie geben)

Darin haben wir das Präsens vor uns. Außerdem kennt das M. noch zwei Tempora, das Praeteritum und das Futurum; bei dem ersteren wird *-oš-*, bei dem letzteren *-št-* an den Stamm angefügt. So entstehen die Formen:

	Präteritum	Futurum
1. Pers.	<i>tan-oš-a-u</i>	<i>tana-št-a-u</i>
2. Pers.	<i>tan-oš-o</i>	<i>tana-št-o</i>
3. Pers.	<i>tan-oš-a</i>	<i>tana-št-a</i>

Von diesen Indikativen können zwei Modi gebildet werden, der Modus der Bedingung (Conditionalis), der durch *-ill* bezeichnet wird, das auf die Tempuselemente *-oš* und *-št* folgt, und der Modus der Wiederholung (Iterativ), bei dem *-ol* unmittelbar hinter den Stamm tritt. Die 3. Person der beiden Modi lautet also:

	Conditionalis	Iterativ
Präs.	<i>tan-ill-a</i>	<i>tan-ol-a</i>
Prät.	<i>tan-oš-ill-a</i>	<i>tan-ol-oš-a</i>
Futur.	<i>tana-št-ill-a</i>	<i>tan-olo-št-a</i>

Doch hiermit ist der Formenreichtum des Mitanni-Verbums noch nicht zu Ende. Von dem einfachen Stamm werden durch Anfügung von allerlei Bildungselementen Abwandlungen und Nuancierungen der Grundbedeutung erzielt, die vollkommen für das Fehlen von Hilfszeitwörtern entschädigen. Diese Stammexponenten haben ihre Stelle hinter den Tempus- und Moduselementen. Die hauptsächlichsten sind: *-eta*, *-etta*, *-ikka*, *-ewa*, *-ja*. Von ihnen bezeichnet *-eta* die beginnende Handlung (Inchoativstamm), *-etta* die vollendete Handlung (Perfektstamm), *-ikka* die gesteigerte oder nach der Gewißheit und Wirklichkeit ihres Eintretens besonders betonte Handlung (Intensivstamm), *-ewa* die gewollte oder gewünschte Handlung (Desiderativstamm), *-ja* die vorausgesetzte, als möglich angenommene Handlung (Potenzialstamm). Man könnte sagen, daß diese Stämme, welche die eigentliche Achse bilden, um die das Verbalssystem schwingt, die Hilfsverben „beginnen (im Begriff sein), haben (fertig sein), sollen, wollen, dürfen“ ersetzen. Es entwickeln sich dann folgende Gebilde:

Inchoativstamm

Präs.	<i>tan-et-a</i>	er beginnt (ist im Begriff) zu geben
Prät.	<i>tan-oš-et-a</i>	
Futur.	<i>tana-št-et-a</i>	

Perfektstamm

Präs.	<i>tan-ett-a</i>	er hat gegeben (ist fertig mit Geben)
Prät.	<i>tan-oš-ett-a</i>	
Futur.	<i>tana-št-ett-a</i>	

Intensivstamm

Präs.	<i>tan-ikk-a</i>	er soll geben, er wird bestimmt geben
Prät.	<i>tan-oš-ikk-a</i>	
Futur.	<i>tana-št-ikk-a</i>	

Desiderativstamm

Präs.	<i>tan-ew-a</i>	er will (möchte) geben
Prät.	<i>tan-oš-ew-a</i>	
Futur.	<i>tana-št-ew-a</i>	

Potenzialstamm

Präs.	<i>tan-j-a</i>	er dürfte geben
Prät.	<i>tan-oš-j-a</i>	
Futur.	<i>tana-št-j-a</i>	

Treten hierzu noch die Moduselemente, so ergeben sich Formen wie *tan-ol-ew-a*, *tan-ol-oš-ew-a*, *tan-olo-št-ew-a*; *tan-ill-ew-a*, *tan-oš-ill-ewa*, *tana-št-ill-ew-a*. Oder wenn der Modus der Bedingung und der Modus der Wiederholung zugleich ausgedrückt werden sollen: *tan-ol-ill-ew-a*, *tan-ol-oš-ill-ew-a*, *tan-olo-št-ill-ew-a*. Man sieht, nach welcher klarer Gesetzmäßigkeit der Aufbau der Verbalformen erfolgt.

Die Verneinung des Verbums wird dadurch bewirkt, daß in die Verbalform vor dem Personalelement ein Infix eingefügt wird, und zwar nach einem Vokal *-wa-*, nach einem Konsonanten *-oww-*. So lautet die 1. Pers. Praeteriti vom Potenzialstamm in der verneinten Form von der Wurzel *tan-* 'geben': *tan-oš-j-oww-u*.

Bei den bisher entwickelten Formen finden wir als Bindevokal am Ende der Verbalwurzel *-a-*. Es gibt nun noch eine Reihe von Formen, welche an dieser Stelle den Vokal *-i-* aufweisen. Während *-a-*

auftritt, solange das Verbum persönlich flektiert wird, charakterisiert *-i-* die unpersönlichen Bildungen. Die Wurzel, nur mit dem Bindevokal *-i-* versehen, drückt das Partizipium Präsens aus: *kull-i* = 'sagend'; tritt das Tempuselement *-oš-* dazwischen, so haben wir das Partizipium Praeteriti vor uns: *ar-oš-i* = 'gegeben habend'. Auch beim Imperativ findet sich meist derselbe Bindevokal: *ar-i-en* = 'er möge geben, er gebe!', *haš-i-en* = 'er möge hören, er höre!'. Gern wird ein Imperativ Futuri gebraucht: *tanašt-i-en*; vielleicht ist durch die futurische Form der Wunsch oder Befehl noch dringender gestaltet. Das Negationsinfix steht beim Imperativ gleich nach dem Bindevokal *-i-* und lautet dann gemäß der oben gegebenen Regel *-wa-*; von dem Kompositum *his-uh-* 'betrüben' heißt der verneinte Imperativ: *his-uh-i-wa-en* = 'er möge nicht betrüben!'.
 Ein Passivum hat die Sprache nicht entwickelt; es werden eben alle Aussagen aktivisch gewendet. Nur die Formen auf *-šša-*, *-šše* kann man als Participia Passivi ansehen: *šira-šše* = 'erwünscht'.

b. Das Nomen. Die nominalen Wurzeln enden fast alle auf *-i-*: *iwri-* 'König', *iši-* 'Bild', *tiwi-* 'Wort', *omini-* 'Stadt', *ašti-* 'Weib, Gattin' (die von F. Bork vorgeschlagene Lesung *ruti-* ist nicht begründet genug), *makanni-* 'Geschenk', *talami-* 'Dolmetscher', *tošuppi-* 'Vorschlag', *nihari-* 'Mitgift', *wihi-* 'wahr'. Es ist wohl nicht Zufall, daß diejenigen Formen des Verbuns, die sich in der Bedeutung dem Nomen nähern, wie das Partizipium, auch ein *-i* am Schlusse der Wurzel aufweisen.

Von Verbalwurzeln werden durch Anfügung der Silbe *-ti* Nomina gebildet: Von *kel-*, das etwa dem assyr. *šalāmu* II I entspricht, *kel-ti* 'Wohlbefinden' (= assyr. *šulmu*). Sehr beliebt sind Ableitungen von Substantiv + Verbum: *irin* (Heer) *-ar* (geben) *-ti* 'Hilfstruppen, Subsidien'; das könnte man vielleicht mit 'Heergebung' übertragen. Ferner *att* (Vater) *-ar-ti* 'Vatergabe', *wirat* (Regent) *-ar-ti* 'Regentengabe'. Während *-ti* Nomina unpersönlichen, sächlichen Inhalts bildet, ergibt die Anfügung von *-hi* persönliche Nomina: Von *par-uš-* 'schicken' wird *par-uši-hi* 'Gesandter' ab-

geleitet. Bisweilen wird *-hi* noch durch das demonstrative Deutelement *-š-*, das auch zur Kennzeichnung des Nominativs dient, zu *-šhi* verstärkt: Von *tih-an-* 'ausstatten' wird *tih-ane-šhi* 'Ausstatter', von *tupp-* 'Tafel' und *ak-* 'abliefern' wird *tupp-ako-šhi* 'Tafelbringer' gebildet.

Von der Flexion des Nomens, die an sich recht einfach ist, gilt in besonders hohem Maße, was unter I über den allgemeinen Charakter der Formen gesagt ist. Das Verbum, das bei dem lockeren Zusammenschluß der einzelnen Satzteile das Rückgrat des mitannischen Satzes ist, hat entschieden das Bestreben, stets klar und deutlich zu bleiben. Beim Nomen herrscht eine weit größere Ungebundenheit. Man spürt, wie selbständig diese pronominalen und adverbialen Anfügungen sind. Sie fehlen, wo ihre Anwesenheit nicht allzu wichtig ist, und lassen sich auch einmal von Verwandtem vertreten. So ist das Aufstellen von gültigen Paradigmen nicht leicht. Von *iwri-* 'König' lauten normalerweise die Kasus des Singularis:

Nominativ	<i>iwri-š</i>	der König
Akkusativ	<i>iwri-n</i>	den König
Lokativ-Genitiv	<i>iwri-wa</i>	des Königs, bei dem Könige
Dativ (Allativ)	<i>iwri-ta</i>	dem Könige, zu dem Könige

Wie der sog. Genitiv seiner Natur nach ein Lokativus ist, so stellt der Dativ auf *-ta* eigentlich einen Richtungskasus vor. Außerdem gibt es noch mehrere kasusähnliche Bildungen; aber sie kommen zu selten vor, um ihre Bedeutung genau bestimmen zu können.

Der Pluralis ist vielfach gar nicht bezeichnet, sondern nur aus dem Zusammenhange zu erkennen, oder daraus, daß das keilinschriftliche Deutezeichen für die Mehrzahl dabei steht. Der Akkusativ Pluralis hat die Endung *-ena*, z. B. *tiw-ena* 'Worte'.

c. Pronomina. Die besitzanzeigenden Fürwörter treten zwischen die Wurzel des Nomens und die Kasusendung: z. B. *šen-iwru-š* 'mein Bruder', *ammal-iwru-š* 'mein Großvater', *atta-iwu-š* 'dein Vater', *par-uš-it-hi-wu-ta* 'deinem Gesandten' (von der Wurzel *par-uš-it-hi*).

Die selbständigen Pronomina personalia sind aus folgendem Schema ersichtlich:

	Subjekt	Objekt
1. Pers. Sing.	šu-š	suene
2. Pers. „	we-š	anni
3. Pers. „	-š	n

Die verbalen Objektssuffixe lauten für

	Personen	Sachen
1. Pers. Sing.	-i	
2. Pers. „	-nni	
3. Pers. „	-n	-še

Für die 3. Pers. Pluralis sind die Formen *-sena* und *-ll-* vorhanden, die bald für Personen und bald für Sachen gebraucht werden.

Noch einige Beispiele: *uro-kk-o-n* 'du nimmst ihn an' (Intensivstamm), *ar-oš-a-u-n* 'ich gab sie (die Gattin)', *tiw-ena* (pl.) *tan-oš-a-šsena* 'die Worte — er hat sie erfüllt' = 'er hat die Worte erfüllt'.

d. Konjunktionen hat das M. eine ganze Anzahl. Da der Satz bei seinem lockeren Bau oft in einzelne Atome auseinanderzufallen droht, so ist das eine Notwendigkeit. Nur schade, daß wir diese Gebilde, die durch allerlei Anfügungen noch weiter differenziert werden, so wenig verstehen. Wir werden auch wohl kaum jemals ganz in ihre Feinheiten eindringen, wenn das sprachliche Material nicht erheblich vermehrt wird. Einige Andeutungen müssen genügen.

„Und“ wird durch die enklitischen Silben *-an*, *-man*, *-aman*, die dem anzufügenden Worte nachgesetzt werden, wiedergegeben. Z. B. *Kelia-šš-an* 'und Kelia', *šen-iwuwu-šš-aman* 'und mein Bruder', *šen-iwuwu-šš-an ašti šar-oš-a* 'und mein Bruder hat die Gattin gefordert', *šen-iwuwu-ta-man* 'und meinem Bruder'. Gegenüberstellende Bedeutung haben die Bildungen vom Stamme *ai-*; sie sind daher mit 'aber' oder 'sondern' zu übersetzen. Z. B. *ai-ma-nin Mane-n šen-iwuwu-š par-uš-j-a-ma* 'sondern den Mane möge mein Bruder entsenden' (Wenn der Potenzialstamm einen gemilderten Wunsch ausdrückt, so wird die Endung gern um *-ma* verlängert.) Oft wird auch *unto-* 'also'

zur Satzverbindung gebraucht: *unto-man ar-oš-a-u-n, illo-št-a-man šen-iwuwu-ta* 'und also gab ich sie, und sie wird zu meinem Bruder gehen'.

e. Postpositionen. Aus dem bisherigen Überblick ist zu ersehen, daß die Mitanni-Sprache präfigierte Elemente nicht kennt. Alles wird hinten angefügt oder höchstens einmal in die Form eingefügt. So entspricht es vollkommen dem Geist der Sprache, daß Präpositionen fehlen. Dafür finden sich einige Postpositionen, die ihrem Wesen nach selbständige Nomina sind: *pati-* 'Mittel (mit)', *eti-* 'Ziel (über, betreffs, für)', *anti-* 'Hinsicht (wegen)'. Z. B. *šo-e anti* 'meinetwegen', *tiwi anti* 'in Hinsicht auf das Wort'.

L. Messerschmidt *Mitanni-Studien* MVAG 4 (1899) S. 175 ff.; F. Bork *Die Mitannisprache* MVAG 14 (1909) S. 1 ff.

§ 4. Mitanni-Namen und die Verbreitung des Mitanni-Volkes. Nur in seltenen Fällen decken sich Staat und Volkstum restlos. Einesteils wird ein Staat fremdrassige Bestandteile in seiner Bevölkerung enthalten; anderenteils wird es auch außerhalb seiner Grenzen Angehörige seiner Rasse geben. Das letztere ist für das Mitanni-Volk in erheblichem Maße der Fall gewesen.

In einem Briefe aus dem El-Amarna-Funde, den die Einwohner der im mittleren Syrien gelegenen Stadt Tunip an den Pharaon schreiben (I. A. Knudtzon *Die El-Amarna-Tafeln* 1910 Nr. 59), finden sich mitann. Glossen; das läßt kaum einen anderen Schluß zu, als daß in Tunip Mitanni gesprochen worden ist (L. Messerschmidt *Die Sprache von Dunip* MVAG 4 [1899] S. 293 ff.). Daß Mitanni-Leute dort saßen, zeigt auch der in diesem Briefe vorkommende Eigenname *Aki-Tešup*; das ist ein echter Mitanni-Name. Der Wettergott *Tešup* (s. d.) ist für die Mitanni so typisch, daß man mit Hugo Winckler (MDOG Nr. 35 [1907] S. 52 f.) die M. als die Schicht der *Tešup*-Bevölkerung bezeichnen kann. Überhaupt sind Eigennamen beim Fehlen hist. Urkunden ein nicht zu unterschätzendes Indizium für ethnographische Verhältnisse. Sie reden oft eine deutliche Sprache über Völkerwanderungen und Rassenverbreitung da, wo offizielle Dokumente schweigen.

An zweifellos mitannischen Eigennamen kommen zur Amarna-Zeit in Syrien und Palästina noch folgende vor: In der Landschaft Nuḥašše, die sich ö. vom Orontes zwischen Hamath und Aleppo ausdehnt, tritt in den Boghasköj-Urkunden ein *Takib-sarri* auf (E. F. Weidner *Politische Dokumente aus Kleinasien* 1923 S. 13 Anm. 7); in den Amarna-Briefen ist dort ein gewisser *Taku König* (Knudtzon a. a. O. Nr. 51). Der Bote eines nordsyr. Stadtkönigs an die Könige Kanaans heißt *Akija* (Knudtzon Nr. 30); das ist ein Kurzname, etwa von dem obengenannten *Aki-Tešup*. Auch *Akizzi* von Kaṭna, das in nächster Nähe von Nuḥašše liegt, muß man in Verdacht haben, daß er ein Mitanni-Mann ist; denn abgesehen davon, daß sein Name mit dem häufigen Mitanni-Stamm *ak-* gebildet ist, enthalten seine Briefe mitann. Glossen (Knudtzon Nr. 52—55). Unverkennbar mitann. sind auch *Ḳatihu-Tišupa* (Knudtzon Nr. 58), *Šatija* (Knudtzon Nr. 187), *Tagi*, Schwiegervater des Milkilu (Knudtzon Nr. 249 u. ö.), alles Stadtfürsten in Syrien. Unter den von E. Sellin in dem nordpalästin. Tell Ta'annek (Thaanach; s. d.) ausgegrabenen, ebenfalls in die Amarna-Zeit gehörenden Keilschrifturkunden befinden sich Eigennamenlisten (Denkschr. Wien. Ak. 50 [1904]; 52 [1906]), in denen die Namen *Agija* (Fragm. 4, 12), *Tāgu* (Fragm. 3, Rs. 5), *Abd-Ḥiba* (Fragm. 7, Rs. 7) als mitann. anzusehen sind. Besonders bemerkenswert ist der letzte Name, da er mit dem Namen der mitann. Göttin *Ḥipa* (*Hepa*) zusammengesetzt ist. Denselben Namen trägt auch noch ein Machthaber von Jerusalem zur Amarna-Zeit (Knudtzon Nr. 285—290). Der Name bedeutet 'Diener der Hepa'. Der erste Teil des Namens, der mit dem Ideogramm für 'Sklave, Diener' geschrieben ist, muß vielleicht mitann. ausgesprochen werden; dann würde der Name *Put-i-Ḥepa* lauten (OLZ 14 [1911] S. 341ff. Gustavs). Wir können also Spuren von Mitanni-Leuten um 1400 von Syrien über Nordpalästina bis hinab nach Judäa feststellen. Ja, wahrscheinlich trägt noch *Uria*, der Hettiter, zur Zeit Davids, also um 1000 v. C., einen Mitanni-Namen (ZfATWiss. 33 [1913] S. 201ff. Gustavs).

Kehren wir nun in den N zurück, so finden wir zunächst in dem wichtigen Amurru-Lande, welches das Küstengebiet des n. Syrien einnahm und zeitweilig die ganze Steppe bis an den Euphrat hinüber beherrschte, um 1300 einen Fürsten *Bente-sina*. Also dieser Mann, der über das spätere Phönizien gebot, trägt nicht etwa einen westsem., sondern einen mitann. Namen (MDOG 35 [1907] S. 45ff. Hugo Winckler. Zur Erklärung des Namens OLZ 15 [1912] S. 300ff. A. Gustavs. Sonst noch: E. F. Weidner *Politische Dokumente aus Kleinasien* 1923 S. 126 Anm. 3).

Daß das n. Assyrien mit der Stadt Ninive zum Reiche des Tuschratta gehörte, ist schon in § I gesagt worden. Die M. müssen aber noch viel weiter s. bodenständig und in größerer Zahl ansässig gewesen sein. Erstaunlich ist die Tatsache, daß um 2300 v. C. die Gründer der Stadt Assur (s. Aššûr), der älteren Metropole des assyr. Reiches, Mitanni-Namen tragen; sie heißen *Ušpia* und *Kikia*. Von jenem rührt die älteste Anlage des Asur-Tempels, von diesem die älteste Stadtmauer her (Beitr. zur Assyrl. 6 [1909] H. 5 S. 13 A. Ungnad). Assyrl. Kontrakte mit zahlreichen Mitanni-Namen sind mehrfach in Kerkuk (s. Kerkuk-Tafeln), das ziemlich genau ö. von Assur in den Vorbergen des Zagros liegt, zutage gekommen (z. B. Vorderasiat. Schriftdenkmäler I [1907] Nr. 106—110; CT 2 [1896] Nr. 21; OLZ 5 [1902] S. 245f.; V. Scheil *Tablettes de Kerkouk* Revue d'Assyrl. 15 [1918] S. 65ff.). Die Zeit dieser Kontrakte ist nicht genau zu bestimmen; die Schrift weist ungefähr in die Mitte des 2. Jht.

In Babylonien trägt schon um die Mitte des 3. Jht. ein Fürst von Urkisch und Nawar den Mitanni-Namen *Ari-sen* (Thureau-Dangin *Tablette de Samarra* Revue d'Assyrl. 9 [1912] S. 1ff.). Zur Zeit der Könige von Ur, um 2200, treten in Tafeln aus Drehem bei Nippur Mitanni-Namen auf (OLZ 16 [1913] S. 304f. Hommel). Während der 1. Dyn. von Babylon, also um 2000—1900, finden sich Mitanni-Namen in Urkunden aus Dilbat, einem in der Nähe von Borsippa, der Schwesterstadt von Babylon, gelegenen Ort (A. Ungnad *Untersuchungen zu den Urkunden aus Dilbat*

Beitr. zur Assyrl. 6 [1909] H. 5 S. 8 ff.). Besonders zahlreich sind Mitanni-Leute vertreten in den von A. T. Clay (Babyl. Exped. Univers. Pennsylvania 14 und 15 [1906]) veröffentlichten Geschäftsurkunden aus Nippur (s. d.). Daß man es hier wirklich mit Mitanni-Namen zu tun hat, ist zuerst von F. Bork (OLZ 9 [1906] S. 588 ff.) erkannt worden; er hat gesehen, daß die von Clay *te-ru* gelesenen Silben vielmehr *te-šup* auszusprechen sind, wir darin also den Namen des mitann. Wettergottes vor uns haben. Diese Tafeln führen in die Zeit der Kassitendyn., die etwa von 1700—1200 auf dem Thron von Babylonien saß.

So finden wir also auch hier ebenso wie in Syrien und Palästina Mitanni-Namen weit nach S hin. In ganz Assyrien bis in die Zagros-Berge hinein scheinen die M. die einheimische Bevölkerung ausgemacht zu haben. Bis in die Mitte des 2. Jht. findet man versprengte Teile im eigentlichen Zentrum Babyloniens bei Nippur. Nur in Südbabylonien, im ursprünglichen Bereiche der sumer. Kultur, sind sie bisher nicht angetroffen worden. Ihre Urheimat, soweit man in der Ethnologie überhaupt von einer solchen reden kann, scheint das Land Subartu zu sein, das in den alten Ominasammlungen neben Sumer, Elam und Amurru als einer der vier Weltteile genannt wird und Babylonien im N und NW begrenzt. Daher wird man nach dem Vorgang von A. Ungnad (Beitr. zur Assyrl. 6 [1909] H. 5 S. 16 ff. und ders. *Die ältesten Völkerwanderungen Vorderasiens* Kulturfragen H. I [1923] S. 5 ff.) das Volk besser und richtiger als Subaräer und ihre Sprache als subaräisch bezeichnen müssen, da M. nur der Name des letzten, schon im Stadium des Verfalls befindlichen Subaräer-Staates ist. Die s. von Subartu vorkommenden subaräischen (Mitanni-) Namen sind nun entweder ein Zeichen davon, daß ein subaräischer Staat in weit zurückliegender Zeit einmal seine Grenzen weiter gesteckt hatte und späterhin, als er an Ausdehnung einbüßte, seine Angehörigen fremden Zeptern überlassen mußte; oder aber davon, daß der Umfang des Landes nicht imstande war, den Nachwuchs zu fassen, und daß daher größere Scharen von Stammesangehörigen sich unter die umliegenden Völker mischten,

um in der Fremde ihr Glück zu versuchen. Wieweit etwa der Bereich der subaräischen Rasse sich nach N und W in Kleinasien hinein erstreckt hat, bedarf noch der Aufhellung. Jedenfalls ist es auffallend, daß manche von den aus späteren Jh. griech. überlieferten kleinas. Namen Mitanni-Gepräge tragen (OLZ 15 [1912] S. 241 ff. A. Gustavs). Und wenn in den „kappadokischen“ Keilschrifttafeln (s. Kappadokische Tontafeln) Namen wie *Agia*, *Akua*, *Akuza*, *Dahia*, *Irisim*, *Takie* begegnen, so besteht der dringende Verdacht, daß dieselben mitann. Herkunft sind.

Einen Versuch zur Erklärung der Mitanni-Namen hat A. Gustavs (*Bemerkungen zur Bedeutung und zum Bau von Mitanninamen* OLZ 15 [1912] S. 241 ff., 300 ff., 350 ff.) unternommen. Nachdem F. Bork in das seltsam verzweigte Geäst des mitann. Verbuns Licht gebracht hatte, konnte man versuchen, von den Verbalformen aus in das Verständnis der Mitanni-Namen einzudringen. Es zeigt sich, daß die Mitanni-Namen formell und inhaltlich den assyr.-babyl. Personennamen gleichen. Jeder vollständige Name besteht aus einem Satz, der eine religiöse Aussage enthält. Hierin unterscheiden sich diese Namen ja scharf von denen des idg. Kulturkreises, die meist eine Eigenschaft des Namen-trägers nennen. Von diesen Namen werden ebenso wie im Assyr.-Babyl. Kurz- oder Koseformen gebildet. Auch dies alles ein Zeichen von dem tiefgehenden und weitreichenden Einfluß der babyl. Kultur in Kleinasien.

Von Verbalformen kommt zunächst der einfache Stamm vor, der als Partizipium zu übersetzen ist: *Ar-i-Tešup* 'Gebend (ist oder war) Tešup'; *Ak-i-Tešup* 'Darbringend (ist oder war) Tešup'. Daneben sind häufig vertreten der Desiderativstamm, dessen Exponent *-ew* (*-ib*) ist, und der Potenzialstamm, der durch *-ja* gekennzeichnet ist (s. o. § 3 IIIa). Der erstere begegnet in Namen wie *Hut-ib-tilla*, *Ak-ib-LUGAL*. Zu übersetzen ist *Hut-ib-tilla* etwa 'Willens zu streiten ist der Herr', wobei *tilla* 'Herr' als Gottesäquivalent aufzufassen ist. Der Potenzialstamm ist häufig in Kurznamen, z. B. *Ar-i-ja* 'Er möge geben!' (zu ergänzen irgendein Gottesname).

Knut L. Tallqvist *Assyrian Personal Names* Act. Soc. Scient. Fennicae 43 (1914), besonders Introduction S. XXVIII.; A. T. Clay *Personal Names from Cuneiform Inscriptions of the Cassite Period* 1912, besonders S. 28ff.; B. Landsberger *Über die Völker Vorderasiens im dritten Jahrtausend, 3. Subartu und Mesopotamien* (ZfAssyr. NF I [1924] S. 228 ff.).

§ 5. Die Churri und das Churrische. In den Boghasköj-Texten kommt ein Land Churri vor, das unter einem eigenen König steht; es ist etwa an der Stelle des heutigen Armenien zu lokalisieren. Außerdem gab es Churri auch im Lande M.; sie scheinen dort die Herrschicht und eine Art Kriegeradel gewesen zu sein. Da nun verschiedene Mitglieder der Königsfamilie von M. Namen tragen, die arisch anmuten, und außerdem in einem Verträge zwischen Schubbiluluma von Chatti und Mattiwaza von M. die ind. Götter Mithra, Indra und Varuna als Schwurzeugen unter den Göttern von M. auftreten, so war es verständlich, daß Hugo Winckler (MDOG Nr. 35 [1907] S. 51f.) die Churri als Arier ansah, ja sie schließlich (OLZ 13 [1910] S. 289ff.) für die Arier erklärte, so daß der Name Charri — so las man früher — mit dem der Arier identisch sei. Diese Auffassung war zunächst einleuchtend und fand allg. Beifall.

Als man sich jedoch eingehender mit den in den einheimischen Sprachen der Hettiter geschriebenen Urkunden befaßte, entdeckte man, daß die Sprache der Churri keineswegs idg. oder arisch sei, sondern dem M. verwandt sein müsse, sich von diesem vielleicht bloß dialektisch unterscheidend (MDOG 56 [1915] S. 42f. Hrozný). Leider gibt es nur eine kleine Anzahl von Churri-Texten, und unglücklicherweise sind diese fast alle am Anfang oder Ende beschädigt, so daß sich ihrer Entzifferung große Schwierigkeiten entgegenstellen. Trotzdem ist es A. Ungnad (ZfAssyr. NF I [1923] S. 133ff.) gelungen, ein churrisches Fragment des Gilgamesch-Epos, das *Keilschrifttexte aus Boghazköi* 6 (1921) Nr. 33 veröffentlicht ist, zu übersetzen. Er stellt dabei fest, daß wesentliche Unterschiede zwischen dem Churrischen und dem Subaräischen, wie Ungnad das M. nennt (s. o. in § 4), nicht bestehen. So ist es überhaupt wohl mit dem M. identisch.

Bei diesem Sachverhalt muß die Hypothese vom Ariertum der Churri verschwinden. Die Churri redeten dieselbe Sprache wie die M. Das Churrische ist demnach ebenso wie das M. zum kaukas. Sprachstamm zu stellen.

Vielleicht sind die Churri, wie schon Hugo Winckler (MDOG 35 [1907] S. 53) meinte, mit den Choritern (s. d.) gleichzusetzen, die im AT unter der Urbevölkerung Kanaans begegnen. Diese Gleichsetzung verleitet dazu, den Namen anstatt Charri, wie man anfangs las, lieber Churri auszusprechen. Das Keilschriftzeichen, mit dem die erste Silbe geschrieben ist, kann beide Werte, *har* und *hur*, haben. A. Ungnad stützt diese Lesung auch durch einen stichhaltigen Grund; in der Orthographie der hettit. Texte wechselt das Zeichen *HAR* fast ausschließlich mit *hu-ur* (ZfAssyr. NF I [1923] S. 133 Anm. 1; ebd. NF 2 [1925] S. 101 Anm. 1). Und D. Opitz weist (ZfAssyr. NF 2 [1924] S. 81) darauf hin, daß äg. Namen, die mit dem Landesnamen *H-r* zusammengesetzt sind, in Keilschrift immer mit *-huru/as* wiedergegeben werden.

Eine besondere Darstellung der churr. Sprache erübrigt sich nach dem oben Gesagten. S. auch *Altkleinasiatische Sprachen* § 14.

E. Forrer *Die acht Sprachen der Boghazköi-Inschriften* SB. Preuß. Ak. 1919 S. 1029ff.; ders. *Die Inschriften und Sprachen des Hatti-Reiches* ZDMG NF I (1922) S. 174 (besonders: 5. *Die harrische Sprache*); A. Ungnad *Hurri-land und Mitanni* ZfAssyr. NF 2 (1925) S. 101 ff.; A. Gustavs *Eigennamen von marjamu-Leuten* ZfAssyr. NF 2 (1925) S. 297ff. A. Gustavs

C. Anthropologie. Die Bevölkerung ist „unsemitisch“, dürfte also höchstens nur zu einem Teile der „orientalischen“ Rasse (*Homo mediterraneus* [s. d.], var. *orientalis*) angehört haben. Der Hauptteil der M. ist wohl aus den n. Nachbarländern gekommen und ist demnach wahrscheinlich zur „vorderasiatischen“ Rasse (*Homo tauricus*; s. d.) zu rechnen. Schon recht früh (Anfang des 2. Jht.) scheint das Land von einer Adelskaste erobert worden zu sein, die möglicherweise hellfarbig war und vielleicht der nord-europ. Rasse (*Homo europaeus*; s. d.) angehört hat; für diese Annahme spricht, daß die an den Pharao Amenophis III. verheiratete mitann. Königstochter Teje (VAB 2

S. 1058) blauäugig war, und der Umstand, daß idg. Götter als Schwurzeugen angeführt werden. Es scheinen übrigens mehrere derartige Eroberungen stattgefunden zu haben. Eine dieser Herrensichten wird als Churri bezeichnet. S. a. B § 5.

Müller *Asien u. Eur.* 1893 S. 288; Meissner *Babylonien und Assyrien I* (1920) S. 16 ff., 61 ff., 253 ff.; H. Winkler *Vorderasien im 2. Jahrtausend* MVAG 18 (1913) S. 67, 100, 101; F. Hommel *Hettiter und Skythen* Korr. Anthr. Ges. 1898 S. 39. Reche

Mitgift. § 1. Der Begriff der M. entstammt der römisch-rechtlichen *dos* und den besonderen Familienorganisationen der Römer (s. a. Ehe A, Familie A, Familienformen). In der röm. *familia* ist der *pater familias* der absolute Herr und alleinige Eigentümer von Land, Vieh und sonstigen Gütern. Jedoch werden Söhne und Knechte nach dem Herkommen in den Gütern geschützt, die sie in Gestalt des *peculium* verwalten, das also, wie der Name andeutet, in Vieh bestanden hat. In paralleler Weise ist das bei der *dos* der Gattin der Fall. Ein Teil der Geschenke, die bei der Verheiratung gewechselt werden (s. Ehe A, Heirat), wird als „Mitgift“ betrachtet, über die die Frau in einem gewissen Umfange verfügen kann, und die ihr namentlich im Falle der Witwenschaft zufällt (Vinogradoff I 254 ff.).

§ 2. Die Rechte anderer idg. Völker haben das Patriarchat nicht mit der gleichen Schärfe ausgebildet wie die Römer. Namentlich war das nicht im alten Germanien der Fall. Daher fehlt hier auch der röm. Begriff der *dos*; man spricht nur von Aussteuer. Diese ist das Gut, das der Frau aus dem Elternhause oder aus der Hausgemeinschaft, der sie angehörte, anlässlich der Eheschließung mitgegeben wurde, und bestand ursprünglich, solange die Frauen nicht vermögensfähig waren, lediglich aus der fraulichen Ausrüstung an Kleidung und Schmuck: in Geschmeide, Festgewändern, Zierat, wie Spiegel, Kamm usw. Ein alter Ausdruck für diese war *gerade*, der in den sächs. Rechtsquellen gebraucht wird, aber bereits in fränk. Zeit in dem thüring. *rhedo* und in dem burgund. *malahereda* anklingt. Die *gerade* war eine übliche, aber doch wesentlich freiwillige Gabe; sie ging schon in fränk. Zeit nicht in

das Eigentum des Mannes über. Mit der Anerkennung der Erbfähigkeit der Frauen erweiterte sich die Aussteuer über die zu der eigentlichen *gerade* gehörigen Gegenstände und erstreckte sich zunächst auf die der Frau mitgegebenen Fahrnissachen, später auch auf Liegenschaften. Diesen Charakter hatte die Aussteuer bereits im 7. Jh. bei den Langobarden, deren *fadertio* schon damals auch Geld und unbewegliche Sachen umfaßte und als Erbfindung galt. Zur Aussteuer konnten im Verlauf der Ehe weitere Erwerbungen hinzutreten.

§ 3. Wenn Tacitus (Germania 18) berichtet, daß bei den Germanen die *dos* nicht von der Frau dem Manne, sondern umgekehrt vom Manne der Frau zugebracht werde, so handelt es sich dabei um ein kleines Mißverständnis, weil diese Gabe nicht an die Braut selbst, sondern an deren Verwandte fiel. Denn das Eingehen der Ehe hatte zweifellos schon zu dieser Zeit den Charakter eines Kaufs. Aber die Eheschließung war Sippenangelegenheit. Ein Teil der Kaufsumme, namentlich die bei der Verlobung angezahlte *arrha*, wurde als Wittum gestiftet. Dieses Wittum wurde insbesondere im fränk. Recht, infolge Einwirkung des Rechtes der Provinzialen, als *dos* bezeichnet, entsprach aber in Wirklichkeit der röm.-rechtlichen *donatio ante nuptias*, die in spät-röm. Zeit regelmäßig der Bestellung der *dos* voranzugehen und von der Frau dem Manne hinterher wieder als *dos* eingebracht zu werden pflegte, darum als *donatio ante nuptias in dotem redacta* bezeichnet wurde, und schließlich die Verwendung des Ausdrucks für die Gabe des Mannes herbeiführte. Das Wittum hatte den Zweck, der Frau nach dem Tode des Mannes als Versorgung zu dienen, und setzte sich in älterer Zeit aus Gegenständen der Fahrnis, Geld, Vieh, Hörigen zusammen.

§ 4. Von M., Aussteuer und Wittum ist weiterhin die Morgengabe zu unterscheiden, die den Charakter eines *pretium virginitalis* trug und mit dem Wittum zusammen den Zweck einer vermögensrechtlichen Sicherstellung der Frau darstellte. Bei manchen Stämmen verschmolz im Laufe der Zeit die Morgengabe mit dem Wittum zu einer einheitlichen Leistung.

So namentlich bei den Langobarden, wo diese Gesamtleistung regelmäßig aus dem vierten Teil des Mannesvermögens zu bestehen pflegte — die langobard. *Quarta* (Hübner S. 525, 527ff., 551ff.).

§ 5. Bemerkenswert ist, daß bei den Osseten des Kaukasus durch den Einfluß der Russen in Verbindung mit einer sehr fühlbaren Veränderung ihrer Lebensbedingungen und einem damit Hand in Hand gehenden Wandel in den Anschauungen nach allg. Volksentschließung offizielle Veränderungen in den herkömmlichen Bräuchen in den Jahren 1859 und 1911 verkündigt wurden. Dazu gehört auch der Beschluß, daß ein Drittel des gewöhnlich sehr hohen Kaufpreises der Frau, des *kalym*, der z. B. in einigen Gegenden in 60—100 und mehr Ochsen im Werte von tausend Rubel oder in Kühen, Sklaven, Sklavinnen, Panzern usw. zu bestehen pflegte, Eigentum der Braut werden soll. Kovalewsky erblickt darin das Anfangsstadium der Mitgift; denn der Vater verwendet einen Teil von der für seine Tochter erhaltenen Summe auf ihre Aussteuer (Dirr S. 124). — Vgl. dazu das bulg. Sprichwort: „Frauengut bringt kein Glück“ (Kohler nach Barbar in Zfvgl. RW. 33 [1916] S. 443).

Unter dem Einfluß mütterrechtlicher Anschauungen finden wir es häufig, daß die jungen Mädchen durch außerehelichen Verkehr vor der Ehe ihre Aussteuer verdienen, wie z. B. im mikrones. Gebiet der Südsee oder im alten Mexiko usw. (Post 1894—95; 1887, I 352ff., 375ff., 417 I 21; II 153).

S. a. Ehe A, Familie A, Heirat, Keuschheit, Mädchenweihe.

Dirr *Aus dem Gewohnheitsrecht der kaukas. Bergvölker* Zfvgl. RW. 41 (1925); Hübner *Grundzüge des Deutschen Privatrechts* 1913; Kovalewsky *Coutume Contemporaine et Loi Ancienne. Droit Coutumier Ossétien* 1893; Post *Afrikan. Jurisprudenz I und II* (1887); ders. *Ethnologische Jurisprudenz I* (1894), II (1895); Vinogradoff *Outlines of Historical Jurisprudence* 1920.

Thurnwald

Mittelmeerrasse s. *Homo mediterraneus*.

Mittelpaläolithikum s. Paläolithikum § 3.

Mittel- und Süddeutschland. A. Paläolithikum (Tf. 71, 72).

§ 1. Einleitung; Mauer bei Heidelberg. — § 2. Pfalz, Hessen, Baden: Mainz, Lammerspiel; Munzingen, Istein, Kleinkems. — § 3. Württemberg: Propstfels, Winterlingen; Hohlefels-Hütten, Schmiechenfels, Schmiechen, Gansersfels, Hohlefels-Schelklingen, Sirgenstein; Bockstein-Höhle, Hohlestein-Langenau, Irpfel-Höhle; Niedernau, Cannstatt; Schussenried. — Arktische Nagerschichten als klimatische Stufenmerkmale. — § 4. Bayern: Ofnet-Höhlen, Hohlenstein-Nördlingen, Kaufertsberg; Fischleiten-Höhle, Kastlhäng-Höhle, Klausenhöhlen, Schulerloch; Schelmengraben, Buchberg; Hohle Fels bei Happurg, Petershöhle bei Hartenstein, Lichtenfels a. Main (Kösten u. a.). — § 5. Zusammenfassender Überblick.

§ 1. Wir fassen unter dieser geogr. Einheit die bayer. Pfalz, Hessen s. des Mains, Baden, Württemberg und Bayern, unter unvermeidlichem Ausschlusse der weniger bedeutenden FO. Bezüglich geschichtlicher und bibliographischer Einführungsdaten s. Norddeutschland A § 1, hinsichtlich Elsaß-Lothringen s. Frankreich A.

Die paläol. Funde dieser Zone sind bislang ausschließlich von einer kalten, glazialen Fauna begleitet, im Vordergrund mit *Rangifer tarandus*, *Elephas primigenius*, *Rhinoceros tichorhinus*, *Capra ibex*, *Capella rupicapra* usw., was uns im nachstehenden in den meisten Fällen die Wiedergabe von Tierlisten erspart.

Eine Ausnahme bildet der rein anthrop. Fund von Mauer bei Heidelberg, welcher in Gestalt des primitiven Unterkiefers des *Homo heidelbergensis* (s. d.) den ältesten, faunistisch genau datierten Menschenrest darstellt, den wir derzeit kennen. Das im J. 1907 entdeckte Fossil (Band V Tf. 114) lagerte in 24m T. in den Kiessanden eines ehemaligen Neckarlaufes, welche neben 21 Land- und 24 Wassermollusken, nach W. Soergel, die Reste der nachstehenden Säugetiere enthalten: *Elephas antiquus*, *E. trogontherii*, *Rhinoceros etruscus*, *Ursus arvernensis*, *U. deningeri*, *Hyaena arvernensis*, *Felis leo fossilis*, *F. pardus*, *F. cf. catus ferus*, *Canis neschersensis*, *Equus mosbachensis*, *Bison priscus*, *Alces latifrons*, *Cervus capreolus* (mut. *prisca*), *C. elaphus* (mut. *prisca*), *Sus scrofa* var. *cf. prisca*, *Castor fiber*.

Die Anwesenheit von *Rhinoceros etruscus*, *Ursus arvernensis*, *U. deningeri*, *Hyaena arvernensis* erlaubt nicht, die Sande von Mauer in die letzte Zwischenseit zu stellen, sondern weist ihnen ihren Platz im vor-

letzten Interglazial an, was heute so ziemlich allg. angenommen ist. In ihren hangenden Partien gehen diese Sande in verlehmtten älteren Löß über und liefern ebenda, nach F. Förster, eine ausgesprochen kalte Fauna: *Rangifer tarandus*, *Canis lagopus*, *Myodes torquatus*, *Spermophilus*, *Microtus*, *Branta* (nordische Wildgänse). Ganz zu oberst wird das Profil durch jüngeren Löß abgeschlossen.

§ 2. Pfalz, Hessen, Baden. Aus der bayer. Rheinpfalz fehlt vorläufig jede sichere Spur des paläol. Menschen; unverwertbar sind die sog. „mesolithischen Funde“ vom Donnersberg, die „paläol. Steingeräte“ vom Gewann Vogelsang bei Neustadt und die angeblich bemalten Kiesel vom Gewann Böhl, ebenda, die von C. Mehlis in die Literatur eingeführt wurden.

In Hessen kam kürzlich eine kleine Aurignacien-Station im Löß des Linsenberges, im Stadtgebiete von Mainz, zutage, welche von E. Neeb untersucht wurde und die Bruchstücke von zwei weiblichen Figürchen aus Stein lieferte (Präh. Z. 15 [1924]). Älter ist ein FO im Rodgau, unfern des Dorfes Lämmerspiel (s. d. und Band VII Tf. 186; Kr. Offenbach a. Main). Die nach F. Behn dem Moustérien nahestehenden Chalzedon-Artefakte lagern in der Grenzstraße zwischen den Main-Sanden und Basaltgrus; faunistische Reste haben sich nicht erhalten.

Baden besitzt im SW von Freiburg, am Fuße des Tuniberges, die freie, in jüngeren Löß eingebettete Jägerstation von Muzingen, deren Kulturzugehörigkeit viel umstritten wurde. Nach den letzten Ausgrabungen von A. Padtberg (1914—1915) entscheiden die Steinwerkzeuge (mit meist flüchtiger Randretusche) und Knochengeräte (darunter ein großer, kreisrunder durchlochter Kommandostab mit leider stark verwitterter Oberfläche) ungleich mehr zugunsten eines älteren Magdalénien als für Aurignacien. Unter der Begleitfauna herrscht das Ren bei weitem vor; danach folgen an Häufigkeit das Wildpferd, der Schneehase, Vielfraß, Eisfuchs, Lemming, das Wildschwein usw.; sehr selten sind das Mammut und wollhaarige Nashorn. Dem Azilien sind, nach R. R. Schmidt, die Höhlenfunde bei Istein und Kleinkems, nahe am Rhein-Knie bei Basel, zuzuteilen.

§ 3. Württemberg. In den J. 1906—1911 das Hauptarbeitsfeld von R. R. Schmidt, lieferte dieses höhlenreiche Gebiet mehrere neue Paläolithplätze, deren hoher wissenschaftlicher Wert vor allem in der einwandfreien Feststellung der genauen Folge der Schichten und ihrer arch. Einschlüsse besteht. Dies ermöglichte es, die schrittweise Evolution der verschiedenen Unterstufen speziell des Jungpaläol. in einer Weise festzulegen, wie sie vorher auch nicht annähernd versucht werden konnte.

Eine ansehnliche Reihe von FO liegt im Gebiete des oberen Donaulaufes, meist in kleinen Seitentälern der Schwäbischen Alb (vgl. die Fundkarte bei R. R. Schmidt *Die diluv. Vorzeit Deutschlands*).

Unweit Beuron (Hohenzollern) befindet sich die spätmagdalénienzeitl. Höhle des Propstfels, dem frühen Magdalénien gehört wahrscheinlich die Grotte von Winterlingen, in einem Nebentale der Schmiecha, an. Weiter stromabwärts begegnen wir, im Schmiech- und Ach-Tale, dem Hohlefels bei Hütten (Hoch- und Spätmagdalénien), dem Schmiechenfels (Spätmagdalénien), dem Freiland-Moustérien vom „Kogelstein“ bei Schmiechen, der Höhle des Gansersfelsens (wahrscheinlich älteres Magdalénien) und dem Hohlefels bei Schelklingen (Aurignacien und Magdalénien).

Ungleich wichtiger ist der im Ach-Tale zwischen Schelklingen und Blaubeuren gelegene, von R. R. Schmidt erforschte Siringenstein, welcher den nachstehenden Schichtenaufbau aufwies:

a. Humus (0,15—1 m). — Neuzeitliche Reste.

b. Schwarze Kulturschicht (0,05—0,45 m); Wald- und Hausfauna. — BZ.

c. Obere diluviale Nagetierschicht (0,40 m); der untere Teil gliederte sich in eine jüngere *Lagomys pusillus*-Strate und ältere *Myodes torquatus*-Schicht. — Oben: Spätmagdalénien; unten: Frühmagdalénien.

d. Mittlere Schichten (0,70—0,80 m); Glazialfauna. — Protosolutréen, Spät-, Hoch- und Frühaurignacien.

e. Untere Schichten (0,23—0,32 m); oben mit einer *Myodes obensis*-Strate. — Jüngerer und primitives Moustérien.

f. Fossilfreie Sande und tertiäre Lehme.

Die diluv. Faunenreste umfassen, wie angedeutet, nur Kältespezies; am häufigsten waren Ren, Wildpferd, Höhlenbär, Schneehase, noch ziemlich gut vertreten Mammut, sibirisches Nashorn, Steinbock. Als verschärfte Kälteeinschläge fassen R. R. Schmidt und E. Koken die untere Lemmingstrate, welche sich, nur wenige Zentimeter stark, zwischen das jüngere Moustérien und frühe Aurignacien einschob, sowie den etwa 20 cm starken oberen Lemminghorizont, welcher die Frühmagdalénienkultur (noch mit Mammut und zahlreichem Höhlenbär) einschloß. Das Frühaurignacien-Niveau lieferte überdies drei menschliche Zähne.

Weiter nw. liegt im kleinen Lone-Tale die vor Jahren erschlossene Bockstein-Höhle (nach der Schichtenrekonstruktion von Schmidt mit Früh-, Hoch- und Spätaurignacien sowie Spätmagdalénien); im ausgehenden Aurignacien bzw. Magdalénien scheint auch der benachbarte Hohlestein bei Langenau vorübergehend aufgesucht worden zu sein. Nur wenige Artefakte von Moustérien-Gestalt lieferte die bei Giengen im Brenz-Tale gelegene Irfel-Höhle.

Die Zone des oberen Neckarlaufes ergab einstweilen nur wenige paläol. Kulturstätten. An älteres Magdalénien erinnern die spärlichen Funde vom Napoleonskopf bei Niedernau im Katzbach-Tale. Die Zugehörigkeit der feingearbeiteten, im J. 1905 anscheinend 4 m t. im Löß von Cannstatt (s. d.) zutage gekommenen Silexblattspitze zum Solutréen ist auch m. E. kaum zu bezweifeln. Breuil hält das Stück für westeurop. Import. Wissenschaftlich unverwertbar, weil völlig ungewisser Herkunft, ist der angeblich in das 18. Jh. zurückgehende Schädelfund vom gleichen Orte.

Von Wichtigkeit für die Altersstellung des ausgehenden Paläol. sind mehrere im Bodenseegebiet befindliche Magdalénienplätze geworden, darunter die Rentierjägerstation von Schussenried an der Schussenquelle. Die Kulturschicht schaltet sich zwischen Kiesmoräne und einer moorbedeckten Quellufflage ein und besteht aus mit Sand und Schlamm durchsetzten Moosstraten, Tier- und Kohlenresten sowie Arte-

fakten der (jüngeren) Magdalénien-Zeit. Dem glazialen Charakter der Moosflora (s. Diluvialflora § 1) entsprechen die tierischen Belege: Rentier, Vielfraß, Eisfuchs, Schneehase, kleines Wildpferd, Wolf, Bär, Singeschwan, Moorenten.

Schussenried und die auf Schweizer Boden gelegenen, der gleichen Stufe zugehörigen FO des Schweizerbildes bei Schaffhausen und Keßlerlochs bei Thaining (s. Schweiz A) lagern am inneren Rande des großen äußeren Endmoränenwalles des letzteiszeitl. Rheingletschers. Damit gewinnen wir ein Mindestmaß für das Alter des Magdalénien, insofern Jägertrupps dieser Kulturstufe sich bereits am Rande dieser Jungmoränen anzusiedeln vermochten, was nur unter der Voraussetzung möglich ist, daß das Rhein-Eis damals schon in endgültigem Rückzuge gegen das Alpen-Innere (Bühlstadium) begriffen gewesen sein muß (s. Diluvialchronologie).

R. R. Schmidt, E. Koken, ich selbst und andere haben aus dem Vorhandensein von deutlich ausgeprägten arktischen Nagerschichten (mit Lemmingresten im Vordergrunde) inmitten verschiedener Quartärprofile (z. B. des Sirgenstein, der Großen Ofnet, Wildscheuer) den Schluß gezogen, daß diese Lemmingstraten zwei besonders markante Klima-Tiefstände des Schlußquartärs, das Maximum der letzten Eiszeit und das Bühlstadium, charakterisieren würden. Ich vermag diesen Standpunkt heute nicht mehr zu vertreten und glaube mit F. Wiegers (1920), daß diese Ablagerungen der Hauptsache nach überhaupt nur akzidentellen Ursprungs sein dürften und Zeitpunkten entsprechen, in denen jene Höhlen vom Menschen nur wenig oder gar nicht besiedelt waren, so daß ebenda wieder Eulen zu horsten vermochten, als deren Gewöllresiduen jene Schichten mit den Tausenden trefflich erhaltener Kieferchen und zahllosen, scharfspitzen Ripphen aufzufassen sind. Damit stimmt überein, daß derartige Straten sich tatsächlich überhaupt nicht ausschließlich auf die Horizonte zwischen dem Moustérien und Aurignacien bzw. das ältere Magdalénien beschränken, sondern auch anderweitig eingestreut vorkommen.

§ 4. Bayern. Dank der verdienstvollen und glücklichen Entdeckungen von J. Fraunholz und F. Birkner ist das bayer. Paläol. im verflossenen Jahrzehnt in den Vordergrund der dtsh. Diluvialforschung gerückt.

Eine erste Fundgruppe ist im „bayerischen Ries“, in der Gegend von Nördlingen (Nordschwaben), gelegen. Auf dem Gemeindegrund von Hohlheim befinden sich die beiden Ofnet-Höhlen. In dem noch unberührten Teile der „Großen Ofnet“ vermochte R. R. Schmidt die folgende Schichtreihe festzulegen:

a. Humus (0,32 m). — Neuzeitl. Reste.

b. Schuttstraten (0,53 m). — Neol. Einschlüsse.

c. Desgl. (0,05—0,25 m). — Azilio-Tardenoisien, mit Schädelbestattungen.

d. *Myodes torquatus*-Schicht (0,15—0,20 m). — Spätmagdalénien.

e. Glazialstrate (0,20 m). — Alt-Solutréen.

f. Desgl. (0,20 m). — Früh- bis Spätaurignacien. An der Basis mit sehr dünner Lemmingstrate.

g. Dolomitsand und Jurablöcke.

Aus dem Azilio-Tardenoisien-Niveau erwähnt Schmidt, neben dem Edelhirsch, Elch und Wildschwein, *Gulo borealis* und *Felis leo*. Der Löwe ist ebenda zu streichen, denn es handelt sich nach der Bestimmung von M. Schlosser um Hyäne, die jedenfalls, ebenso wie der Vielfraß, sekundär lagerte. Der Azilien-Zeit gehören zwei Schädelbestattungen an, welche sich, in Form vertiefter Mulden und mit Ocker ausgebettet, in die Magdalénien-Schicht einsenkten. Die größere dieser kreisförmigen Anlagen hatte 0,76 m Dm und enthielt, eng zusammengedrängt, 27 Schädel; etwa 1 m davon entfernt fand sich eine zweite Vertiefung mit 6 Schädeln. Es handelt sich augenscheinlich um die sorgsame Beisetzung von 33 Schädeln (samt 51 Wirbeln), die, noch mit ihren Weichteilen versehen, hier nach bestimmtem Ritus allmählich niedergelegt worden waren (s. a. Ofnet-Höhle und Band IX Tf. 182). An Schmuck begleiteten sie über 200 durchlochte Eckzähne vom Hirsch und 4000 angehörte Muscheln (s. Grab A). Nach W. Scheidt sind sowohl dolicho- wie meso- und brachykrane Rassen-elemente vertreten. Die „Kleine Ofnet“

barg nach Schmidt ebenfalls Früh- bis Spätaurignacien, Frühsolutréen, Spätmagdalénien, (Azilien?), Neol. und jüngere Straten.

In dem benachbarten Hohlenstein (Gemeinde Ederheim) hielt sich der Magdalénien-Mensch nur vorübergehend auf.

Bedeutsamer ist die von F. Birkner untersuchte Fundstelle am Kaufertsberg bei Lierheim. Zwar fanden sich in der sog. „Hexenküche“ soviel wie keine paläol. Reste, dagegen erschien etwas weiter w. am Felsabsturz eine Magdalénien-Schicht und unmittelbar darüber eine typische Azilien-Strate mit reichlichem Feuersteinmaterial und einer ockerumhüllten Kopfbestattung von der gleichen Art wie die Ofnet-Vorkommnisse. Am Hinterhauptsloche des mesokranen Schädels lagen der 1. und 2. Halswirbel.

Weiter westwärts stoßen wir neuerdings auf paläol. FO im Altmühl-Tale, zunächst in der Fischleiten-Höhle zwischen Mühlbach und Meiern (mit Moustérien- und Aurignacien-Spuren; nach F. Birkner), sodann in der Umgebung von Essing bei Kelheim (Niederbayern), nahe an der Mündung dieses Flusses in die Donau.

Zwischen Schloß Prunn und Neu-Essing liegt die von J. Fraunholz und mir in den J. 1897 und 1898 ausgebeutete Magdalénien-Station der Kastlhäng-Höhle; unmittelbar gegenüber dem letztgenannten Dorfe öffnen sich die wichtigen Klausen-Grotten.

Die Klausen-Höhlen zergliedern sich in eine „obere“, „mittlere“ und „untere“ Höhle, wobei sich überdies zwischen die mittlere und untere Grotte noch ein halb-offenes Felsdach, die „Klausen-Nische“, einschaltet. Die Anwesenheit des Quartärmenschen in diesem Höhlenkomplex wurde schon vor Jahren von J. Fraunholz festgestellt, die endgültige Erschließung in den J. 1912 und 1913 von mir durchgeführt, unter Mitwirkung von J. Fraunholz, F. Birkner und P. Wernert.

In der „oberen Klausen“ konnte direkt am Felsboden eine grobe Moustérien-Schicht, mit vielen Höhlenbärenresten, nachgewiesen werden, darüber ein typisches älteres Solutréen, das im Grenzniveau mit der nächsthöheren Magdalénien-Schicht ein Elfenbeinfragment mit der feingravierten Darstellung eines Mammutts enthielt. Das

Magdalénien zerfiel in eine untere Strate, mit Horn- und Elfenbeinartefakten, und in ein Oberniveau, mit Spitzen aus Rentierhorn, einreihigen Harpunen, dünnen Nadeln, Elfenbeinstäben und -scheiben, drei unvollendeten Kommandostäben und mehreren Kalkplatten mit regelrechter, roter Bemalung (Tupfenmuster; Tf. 71b—d; vgl. Band VII Tf. 11a).

Die Schichtung der „mittleren“ Höhle war weniger klar, insofern das spärliche Acheuléen und rohe Moustérien bereits während der Magdalénien-Zeit vielfach aufgewühlt worden waren. Das Solutréen war nur durch einige Fragmente von ziemlich gut gearbeiteten Lorbeerblattspitzen angedeutet; auch das ältere und mittlere Magdalénien erschienen stark vermengt. Diesem Mischhorizonte entstammen mehrere Proben darstellender Kleinkunst, so Kalksteinplatten mit zahlreichen Gravierspuren (darunter der Vorderteil eines fein ausgeführten Wildpferdes; Tf. 71a) und ein Kommandostab mit einem halb menschlichen, halb tierischen Kopfe in leichter Relieferhöhung. Ein menschliches, sicher paläol. Skelett war auf Ocker gebettet und gehört nach den FU dem Solutréen an. Unter und über dem Haupte waren große Mengen von Elfenbeinstücken angehäuft.

Die „Klausennische“ war früher z. T. geleert worden, so daß das jüngere Paläol. nur mehr schwach angedeutet war; darunter folgten wenig zahlreiche Belege des groben, in den vorbesprochenen Höhlen gut vertretenen Moustérien und eine ungestörte Acheuléen-Schicht, mit Mammut, wollhaarigem Nashorn, Pferd u. dgl. Ihre reiche Industrie spiegelt ein selten schönes Jung-Acheuléen wieder (Tf. 72), teils mit massiveren, teils mit flachen Faustkeilen, welche überaus sorgfältig und geschickt behauen und des öfteren förmlich zu dünnen Blattformen gestaltet sind. Dazu gesellen sich, in mannigfachen Varianten und Größen, beiderseits bearbeitete, dünnflache Spitzen, Schaber usw. Vom Menschen liegt aus diesem Horizonte ein Molar vor.

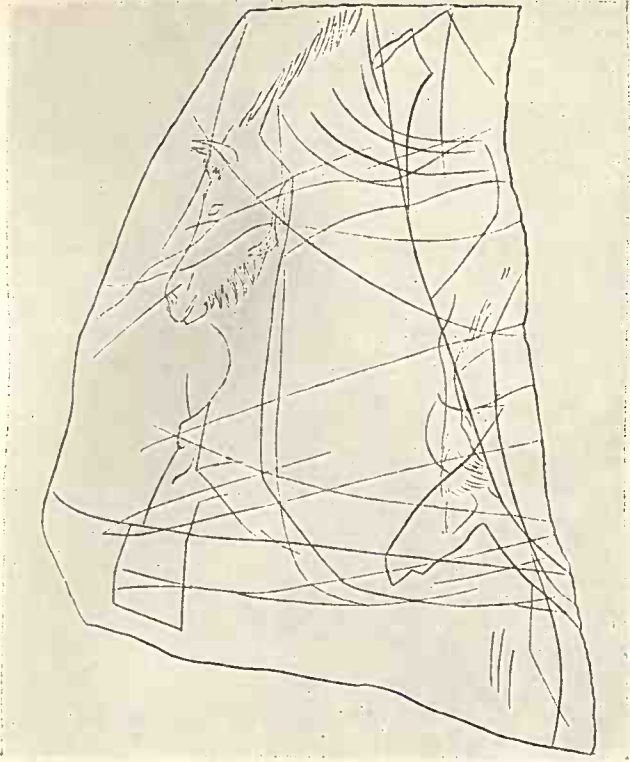
Die „untere“ Höhle diente als Keller und barg in ihren Bodenspalten nur mehr diluv. Faunenreste.

Zwischen Alt-Essing und Kelheim erstreckt sich tief in den Fels hinein das

Schulerloch, in dessen Anfangsteil bereits Fraunholz und ich auf paläol. Spuren gestoßen waren. Der Platz wurde im J. 1915 von F. Birkner untersucht und lieferte ein reiches mittleres Moustérien, mit dem Höhlenbären und Ren als Hauptjagdtieren.

Die gleiche Kulturstufe liegt aus der Höhle am Schelmengraben, unweit Etterzhausen-Waltenhofen (nächst der Naab-Mündung) vor, welche von Fraas und Zittel im Jahre 1871 erschlossen wurde, und begegnet uns weiter donauabwärts am Buchberg bei Münster (Amt Straubing), wo F. Birkner eine weit ausgedehnte Wohnschicht erforschte, welche ehemals von Fels überdacht war und *Elephas primigenius*, *Rhinoceros tichorhinus*, *Hyaena spelaea*, *Ursus spelaeus*, *Equus germanicus*, *Cervus megaceros*, *C. elaphus*, *Rangifer tarandus*, *Canis lupus*, *Lagomys pusillus*, *Myodes torquatus*, *Cricetus frumentarius* usw. enthielt.

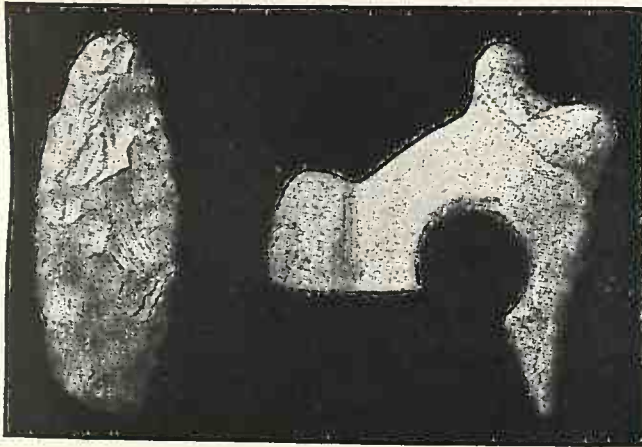
Ein weiteres Siedlungszentrum ist für Nordbayern (fränkischer Jura und oberes Main-Gebiet) erwiesen. Der Hohle Fels bei Happurg, unfern Hersbruck, enthielt ehemals einen Moustérien-Komplex, ein mittleres Aurignacien-Niveau (mit viel bearbeitetem Elfenbein und vielleicht mit dürftigen Menschenresten) und einen reichen, typischen Azilio-Tardenoisien-Horizont (MAGW 44 [1914] S. 55 ff.). Moustérien von der Gestalt der Altmühltal-Funde ergab auch die von K. Hörmann untersuchte Petershöhle bei Hartenstein (B.-A. Hersbruck). Prächtiges Freiland-Acheuléen entdeckte G. Roßbach in der Umgebung von Lichtenfels am Main, speziell bei Kösten, dessen völlige Übereinstimmung mit den Funden der Klausen-Nische bei Neu-Essing jeden Zweifel an unserer Altersdatierung ausschließt. Als Tardenoisien-Plätze kommen ebendort in Betracht Kösten, Schönsreuth, Stein und Michelau, die sich ihrerseits mit den Hohle-Fels-Serien bei Happurg decken. Es scheint nicht ausgeschlossen, daß in diese reine Tardenoisien-Zeit wenigstens ein Teil der „Oberflächensteinzeit-Funde“ gehört, welche F. Birkner aus der Gegend von Ansbach und Neumarkt in der Oberpfalz namhaft machte (Abh. Bayer. Akad. Mathem.-physik. Kl. Suppl.-Bd. 1923 S. 240 ff.).



a



d

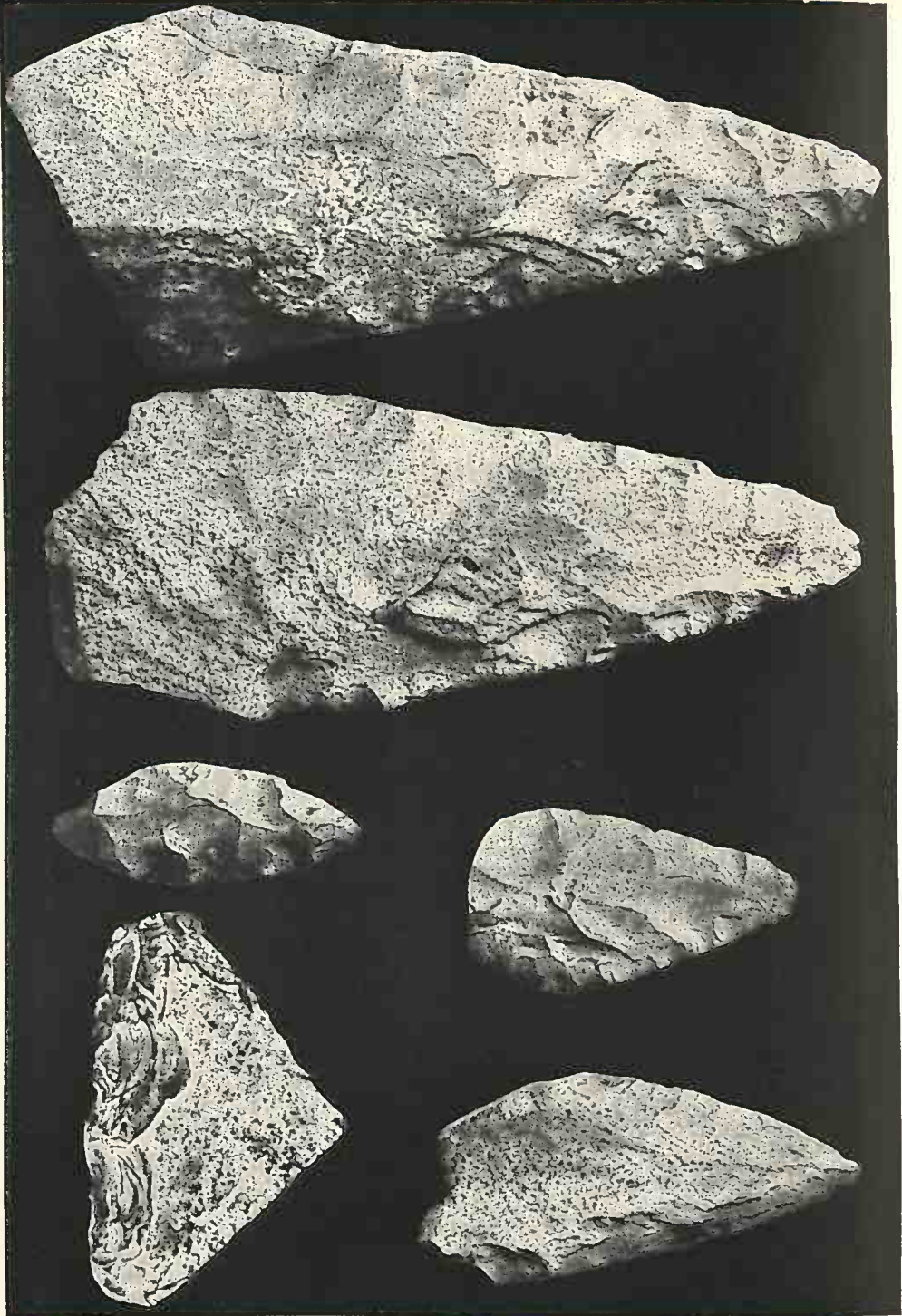


b

c

Mittel- und Süddeutschland A. Paläolithikum

Klausenhöhlen bei Neu-Essing (Niederbayern): a. Mittlere Höhle. Steinplatte mit Gravierungen. — b, c. Obere Höhle. Solutréenspitze und Bruchstück eines Kommandostabes (Magdalénien). — d. dgl. Rotbemalte Kalksteinplatte (Magdalénien). Leicht verkleinert.



a
b
c
c
d
f

Mittel- und Süddeutschland A. Paläolithikum

Acheuléenindustrie aus der „Klausenmische“ bei Neu-Essing (Niederbayern): a. Dicker Faustkeil (17,5 cm). — b. Dünnere Faustkeil (16 cm). — c. Doppelseitig bearbeitete dünnflache Spitze (6,9 cm). — d. Handspitze (9 cm). — e. Doppelseitig bearbeitete Spitze (6,2 cm). — f. Flacher Schaber (8,5 cm)



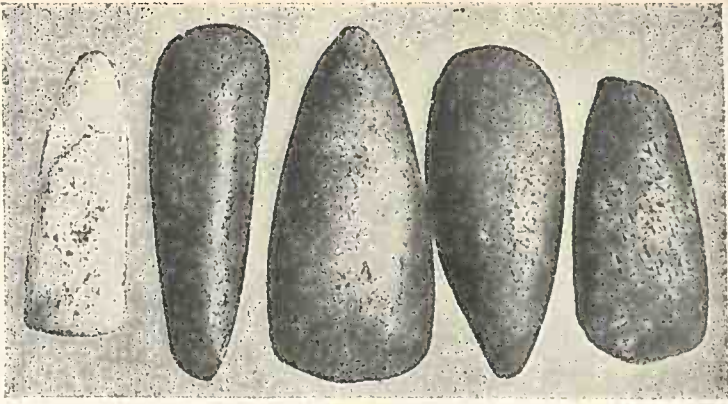
a



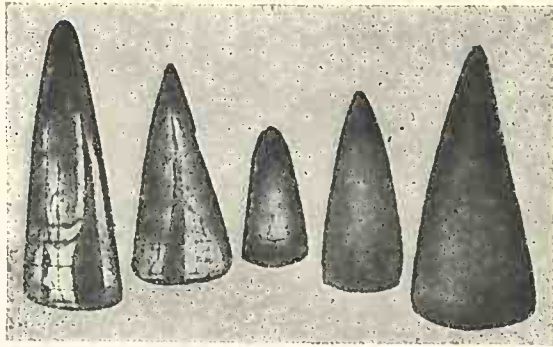
b

Mittel- und Süddeutschland B. Neolithikum

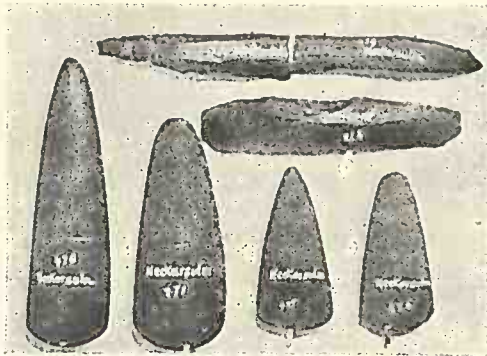
Steinzeitliche Depotfunde: a. Groß-Bieberau, Kr. Dieburg, Hessen-Starken-
burg. — b. Sickert, Kr. Thann, Elsaß-Lothringen. Nach K. Schumacher.



a



b



c

Mittel- und Süddeutschland B. Neolithikum

Steinzeitliche Depotfunde: a. Erbesbüdesheim bei Alzey, Rheinhessen.
b. Gonsenheim bei Mainz. — c. Scheuerberg bei Neckarsulm. Nach Anthes.

§ 5. Ein zusammenfassender Überblick über das s. Deutschland zeigt uns ebenda die von warmen Fauneneinschlüssen begleiteten altpaläol. Stufen noch nicht erwiesen, ausgenommen den wichtigen FO von Mauer. In überraschender Schönheit stellt sich das Spät-Acheuléen (Klausen-Nische und Kösten) ein, in welchem wir eine eigene „Fazies“ zu erblicken geneigt sind, die wohl auf ö. Einflüsse zurückzuführen ist, da sie im w. Europa (Frankreich) keine unmittelbaren Parallelen besitzt. Im s. Europa erinnern an sie technisch-morphologisch die Sbaikien-Einschläge Spaniens (s. Pyrenäenhalbinsel A).

Das hierauf folgende Moustérien mit kalter Fauna ist gut ausgeprägt, hauptsächlich im Sirgenstein, den Klausen-Höhlen, im Schulerloch und am Buchberge vertreten, und steht mit der erwähnten Vorstufe in keinerlei verwandtschaftlichem Verbands, so daß es sicher auf stark verschiedene Bevölkerungswellen zurückzuführen ist, und dies wohl auch in somatischer Hinsicht.

Das Jungpaläol. ist, hinsichtlich des Aurignacien und Magdalénien, reich entfaltet und weist in deren Typenbesitz und näherer Gliederung eine derartige Übereinstimmung mit Westeuropa auf, daß es schwer fällt, nicht enge innere Zusammenhänge mit dem letzteren anzunehmen. Diese werden vor allem auch durch die Werke der Kleinkunst (Klausen-Höhlen) nahegelegt. Verändert liegen die Verhältnisse für das nach aller Wahrscheinlichkeit im ö. Europa entstandene Solutréen (s. d.). Auch im s. Deutschland ist nur der ältere Horizont dieser Stufe vertreten (Sirgenstein, Ofnet- und Klausen-Höhlen), ausschließlich mit (meist ziemlich archaischen) Lorbeerblattspitzen. Die jüngere Stufe, mit Kerbspitzen, fehlt durchaus, ähnlich wie weiter im O, und stellt daher wohl eine ausschließlich auf das w. Europa beschränkte spätere Blütezeit dar, deren mitteleurop. Äquivalent sich derzeit noch unserer Kenntnis entzieht.

Das reine Azilien fehlt; unverkennbare Einschlüsse desselben erscheinen aber dem Tardenoisien beigemischt, so vor allem am Kaufertsberg, im Hohle-Fels bei Happurg und in Lichtenfels.

Auf jeden Fall verdient es besondere Hervorhebung, daß dank der glücklichen Entdeckungen der letzten Zeit die Anwesenheit des diluv. Menschen speziell in Bayern, angefangen von der Acheuléen- bis zur Azilio-Tardenoisien-Zeit, mit Sicherheit und im wesentlichen lückenlos nachgewiesen ist.

R. R. Schmidt unter Mitwirkung von E. Koken und A. Schliz *Die diluviale Vorzeit Deutschlands* Stuttgart 1912 (mit der gesamten älteren Literatur); H. Obermaier *Der Mensch der Vorzeit* o. J. (1912); E. Werth *Der fossile Mensch* (erscheint seit 1921).

F. Behn *Die paläolithische Fundstelle bei Lämmerspiel, Kr. Offenbach* Germania 1923 H. 2; A. Padtberg *Die altsteinzeitliche Niederlassung Munzingen* Deutsche Görresgesellschaft. Dritte Vereinschrift. Köln 1921 S. 73–76; P. Wernert *Schmiechen, OA. Blaubeuren: Diluviale Funde* Fundb. Schwaben 21 (1913); E. Werth *Zur Kenntnis des Magdaléniens am Bodensee* Präh. Z. 6 (1914) S. 203ff.

F. Birkner *Der Eiszeitmensch in Bayern* Bayr. Beitr. 19 (1914); ders. *Der paläolithische Mensch im bayerischen Ries* Wien. Präh. Z. 1 (1914) S. 1ff.; W. Scheidt *Die eiszeitlichen Schädelknochen aus der Großen Ofnet-Höhle und vom Kaufertsberg bei Nördlingen* 1923; H. Obermaier *Institut de Paléontologie Humaine: Fouilles en Bavière* L'Anthrop. 25 (1914) S. 254ff.; H. Obermaier und P. Wernert *Paläolithbeibräge aus Nordbayern* MAGW 44 (1914) S. 44ff.; F. Birkner *Die eiszeitliche Besiedlung des Schulerloches und des unteren Altmühltales* Abh. Bayer. Ak. mathem.-physik. Kl. 28 (1916) 5. Abhdlg.; ders. *Eine altpaläol. Siedlung am Buchberge bei Münster* Jahresber. des histor. Vereins f. Straubing und Umgebung 23 (1920) S. 7ff.; K. Hörmann *Der hohle Fels bei Happurg* Festschrift zum 44. Anthropologenkongreß, 20. Bd. der Abhandlgn. der Naturhistorischen Gesellschaft Nürnberg 1913; ders. *Die Petershöhle bei Velden in Mittelfranken* Abhandl. der Naturhistor. Gesellschaft Nürnberg 21 (1923); G. Roßbach *Steinzeitl. Siedlungen bei Lichtenfels* Festschrift zum 44. Anthropologenkongreß Nürnberg (s. o.).

H. Obermaier

B. Neolithikum (Tf. 73, 74).

§ 1. Allgemeines. — § 2. Geschichte der Forschung. — § 3. Entwicklung und Stufen des Neol. in Mittel- und Süddeutschland. — § 4. Befestigungen. — § 5. Haus- und Dorfformen. — § 6. Gräber. — § 7. Ackerbau und Viehzucht. — § 8. Tracht und Schmuck. — § 9. Handel.

§ 1. Die große Kulturveränderung, die das Neol. einleitet, ist das Auftreten des Ackerbaus und der Viehzucht. Beide treten gleichzeitig in ganz Europa auf, ohne daß sich bisher erschließen läßt, wo diese Umwälzung der Lebensweise zuerst entstanden ist. Wie sich im Mittelmeergebiet (Kreta,

Ägypten) das 5. Jht. als Beginn des Neol. ergibt, so auch im nord. Gebiet, wo durch die Veränderung des Ostseespiegels die Blütezeit der Kjökkenmöddinger auf rund 5000 v. C. festgelegt ist. Das Ende des Neol. ist nicht so gleichmäßig. Während in den Metalländern die BZ schon um 3000 einsetzt, beginnt sie in Deutschland erst um 2000 v. C., obwohl schon seit dem Anfang des 3. Jht. die ersten Kupfergeräte auftauchen, kalt gehämmerte Dolche der Zonenkeramik, Perlen u. ä. in der Schnurkeramik. Auch Äxte und Beile von ungar. Typus treten damals bereits auf. Aber diese durch Handelsbeziehungen in das Land gebrachten Dinge rufen noch keine Kulturveränderungen hervor, die es erlaubten, mit ihnen eine neue Kulturphase einzuleiten. Die Zeit des mittel- und südd. Neol. umfaßt also das 5.—3. Jht. v. C.

Aus dem Ackerbau resultieren alle anderen Kulturerscheinungen, die im Neol. neu auftreten, und die früher teilweise als die Haupterrungenschaften dieser neuen Kulturphase aufgefaßt wurden. Ackerbau zwingt zur Seßhaftigkeit, mindestens während der Zeit von der Saat bis zur Ernte. Da aber der Transport der Kornvorräte Schwierigkeiten macht, und da man auch die einmal gerodeten und von Unkraut befreiten Ackerbeete nur ungern verläßt in der Voraussicht, im neuen Jahre die Arbeit von neuem beginnen zu müssen, so führt er meist zu dauernder Niederlassung an einem Platze. Noch stärker wirkt in dieser Beziehung der Obstbau, der erst bei durchgeführter Seßhaftigkeit möglich ist.

Die Seßhaftigkeit veranlaßt die Herstellung dauernder Wohnsitze, den Hausbau. Als weitere Kulturerrungenschaft, bei einem nomadisierenden Volk schwer denkbar, stellt sich die Töpferei ein. Der Schliff der Steingeräte, ursprünglich eins der Hauptargumente für die Teilung der StZ in eine ältere und eine jüngere StZ, erscheint alledem gegenüber als ein nebensächlicher Fortschritt.

Der Ackerbau ermöglicht aber auch die Ernährung einer größeren Anzahl von Menschen in einem engeren Bezirke, er ermöglicht mit anderen Worten den Siedlungszusammenschluß größerer Gemeinden. So entstehen die ersten Dörfer, die zuweilen

von einer Befestigung umzogen sind, also eine einheitliche Verwaltung erkennen lassen. Daneben bleiben natürlich auch die Einzelsiedlungen bestehen.

Eine außerordentlich starke Differenzierung der Kultur tritt im Neol., besonders in Mittel- und Süddeutschland, auf, in schärfster Weise scheiden sich die Kulturgruppen und Kulturformen voneinander. Diese Mannigfaltigkeit, die besonders im Vergleich mit der ä. StZ auffällt, ist ebenfalls eine Folge der Seßhaftigkeit, die die Berührung der verschiedenen Bevölkerungsteile weit weniger intensiv werden läßt als das ständige Umherziehen der Nomadenstämme, die auf der Suche nach neuen Jagdgründen oft weite Gebiete durchstreifen müssen. Diese Differenzierung prägt sich natürlich weniger in den Werkzeugen aus, deren Form durch die Zweckmäßigkeit mehr oder minder vorgeschrieben ist, als in den Gefäßen, die überall im Hausbetrieb hergestellt wurden, und in ihrer Ornamentik. Von ihnen nahm daher die Forschung ihren Anfang.

§ 2. Den ersten bedeutsamen Schritt zur Erkenntnis der verschiedenen Stufen des Neol. in Mittel- und Süddeutschland unternahm Klopffleisch, der aus der bis dahin als einheitlich betrachteten Masse des Fundmaterials zwei Gruppen heraus hob, die Schnurkeramik (s. d. A) und die Bandkeramik (s. d.). Sein Versuch, die letztere wiederum in zwei Unterabteilungen, die Bogenband- und Winkelbandkeramik, zu scheiden, konnte keinen Fortschritt in der Erkenntnis bringen, da Winkelbänder an sich keine spezifische Erscheinung einer besonderen bandkeramischen Gruppe sind. Sie wiegen zwar im Hinkelstein vor, begegnen aber ebenso häufig zusammen mit Bogenbändern, bisweilen sogar an demselben Gefäße. So wurde durch diese Trennung Zusammengehöriges auseinandergerissen und Getrenntes zusammengeworfen.

Auf Klopffleisch fußt sein Schüler A. Götze, der in seiner Dissertation 1891 die erste grundlegende Monographie der Schnurkeramik gab, 1892 den Bernburger Typus, 1900 den Rössener Typus und die Gruppe der Kugelamphoren scharf umriß und in demselben Jahre eine Aufteilung des gesamten Neol. aus Mittel- und Süddeutsch-

land vornahm. Dabei unterschied er 4 große, 6 mittlere und mehrere unbedeutendere Stilgruppen. Neben die großen Gruppen der Schnurkeramik, der Glockenbecher, Bandkeramik und der nordwestl. Keramik stellte er die kleineren Gruppen des Bernburger Typus, der Kugelamphoren, des Rössener Typus, Pfahlbauten-, Schussenrieder- und Mondsee-Typus. Götze führte den Nachweis der Gleichzeitigkeit der Schnurkeramik und der Glockenbecher durch die Feststellung verschiedener Mischungen dieser beiden Gruppen (s. Schnurzonenerbecher).

Dadurch aber fiel schon sein chronol. Ansatz der Schnurkeramik, die er für älter als alle anderen Gruppen mit Ausnahme der Pfahlbaukeramik hielt, während ein Zweifel daran, daß die Glockenbecher ganz an das Ende des Neol. gehören, da sich der Übergang dieser Gruppe zur frühen BZ klar verfolgen läßt, nicht statthaft ist. Die gleichzeitige Aufstellung P. Reineckes, der für Südwestdeutschland Pfahlbau-Keramik, Schnurkeramik, Glockenbecher, Bandkeramik und Rössener Typus unterscheidet, ist von der Götzeschen Auffassung nicht allzu verschieden. Die Polemik Götze-Reinecke, die sich an diese Aufstellungen anschloß, trug wesentlich zur Förderung der Forschung bei.

Eine Scheidung der verschiedenen Gruppen der Bandkeramik wird erst den Untersuchungen Koehls verdankt, dem die reichen Funde der Wormser Gegend, vor allem aus der großen Ansiedlung von Monsheim, das Material dazu an die Hand gaben. In einem Vortrage von 1900 unterschied er innerhalb der Bandkeramik drei Stufen: 1. Ältere Winkelbandkeramik (Hinkelstein-Typus); 2. Bogenbandkeramik (Spiralmäanderkeramik); 3. Jüngere Winkelbandkeramik (Albsheimer, später Rössener Typus). Dieselbe Dreiteilung hat er dann 1903 in der Wormser Festschrift durchgeführt. 1910 konnte er den inzwischen von A. Schliz entdeckten Großgartacher Typus als eine neue Gruppe auf Grund neuer Monsheimer Grabungen als 4. Phase der Bandkeramik einreihen. Von besonderer Bedeutung wurden die Koehlschen Forschungen durch die Feststellung von Überschneidungen von Wohnplätzen dieser 4 Stufen,

die nunmehr, zunächst natürlich nur für Rheinhessen gültige, positive chronol. Unterlagen gaben. In 4 Fällen lag ein Wohnplatz der Spiralmäanderkeramik über einem des Großgartacher Typus, zwölfmal über einem des Rössener und zweimal über einem des Hinkelstein-Typus. In 16 Fällen lag der Großgartacher Typus über einem Hinkelstein-Wohnplatz, in 6 Fällen über einem der Rössener Stufe. Einmal lag Rössen über Hinkelstein und zweimal lagen drei Stufen übereinander, oben Spiralmäanderkeramik, in der Mitte Großgartach und zu unterst der Hinkelstein. Damit war nicht nur der Beweis erbracht, daß es sich bei diesen Gruppen auch um zeitliche Stufen handelte, sondern auch die Reihenfolge gesichert, die als älteste Stufe in Rheinhessen den Hinkelstein ergab, dem zunächst der Rössener Typus, dann der Großgartacher Typus und als jüngste Periode die Spiralmäanderkeramik folgten. Die letzte Tat Koehls war die Aufteilung der Spiralmäanderkeramik in ihre beiden Hauptgruppen, den Flomborner und den Plaidter Typus, ohne daß freilich bisher das chronol. Verhältnis der beiden Stufen zueinander endgültig feststeht. Die Chronologie Koehls für die vierte Stufe der Bandkeramik wurde 1913 von Bremer durch stilistische Analysen bestätigt, der auch die Übergänge vom Rössener zu dem jüngeren Großgartacher Typus durch Aufstellung der Zwischenstufen des Heidelberg-Neuenheimer, Friedberger und Eberstadter Typus zu klären suchte. Daß diese für Rheinhessen gewonnene Chronologie nicht überall die gleiche zu sein braucht, ist nur natürlich, und daß in anderen Gegenden teilweise andere Verhältnisse obwalten können, zeigen, wenn auch vorläufig nicht beweisend, die Funde vom Frauenberg (s. d.) bei Marburg und anderwärts. S. a. § 3.

Durch eine Reihe von Forschern wurde unsere Kenntnis der verschiedenen Stufen des mittel- und südd. Neol. weiter gefördert, namentlich E. Amende-Altenburg, G. Behrens-Mainz, G. Bersu-Frankfurt, A. Bonnet-Karlsruhe, R. Forrer-Straßburg, P. Gößler-Stuttgart, H. Größler-Eisleben, P. Helmke-Gießen, P. Höfer-Blankenburg, G. Kossinna-Berlin, P. Kupka-Stendal, H. Lehner-Bonn, A. Möller-Weimar, M. Näbe-

Leipzig, N. Niklasson-Halle, H. Reinert-Hübinger, A. Schliz-Heilbronn, C. Schuchhardt-Berlin, H. Seger-Breslau, F. Sprater-Speier, G. Wolff-Frankfurt u. v. a. Das Hauptverdienst aber, der Forschung neue Wege gezeigt zu haben, gebührt K. Schumacher, der in einer Reihe von Aufsätzen in den *AuhV* 5 und in der *Präh. Z.*, besonders aber in der einzigen uns vorliegenden vollständigen Behandlung der einschlägigen Fragen über *Stand und Aufgaben der neol. Forschung in Deutschland* 1916 die maßgebenden Grundlagen für weitere Arbeiten geschaffen hat.

Kloppfleisch *Vorgesch. Altert.* H. 1 S. 1ff.; *Westd. Z.* 19 (1900) S. 209ff.; *ZfEthn. Verh.* 32 (1900) S. 600ff., ebd. 34 (1902) S. 261ff.; *Germania* 6 (1922) S. 45f. P. Reinecke; A. Götze *Die Gefäßformen und Ornamente der neol. schnurverzierten Keramik im Flußgebiet der Saale* 1891; *Anthrop. Korr.-Bl.* 1900 S. 133ff.; *ZfEthn. Verh.* 24 (1892) S. 184ff., ebd. 32 (1900) S. 146ff., *Verh.* S. 237ff., 259ff.; ebd. *Verh.* 33 (1901) S. 414ff. ders.; *Korr. Gesamtv.* 1900, 1910, 1911; *Mannus* 4 (1912) S. 49ff., ebd. 6 (1914) S. 53ff. C. Koehl; ders. *Festgabe zur 34. allgemeinen Versammlung d. Deutschen Anthropologischen Gesellschaft in Worms* 1903; *Präh. Z.* 5 (1913) S. 366ff. W. Bremer; *Sächs. Jahresschrift* 8 (1909) S. 1ff. H. Größler; M. Nabe *Die steinzeitliche Besiedlung der Leipziger Gegend* 1908; *Monteliusfestschr.* 1913 S. 35ff.; *Präh. Z.* 2 (1910) S. 105ff. A. Schliz; ders. *Festschr. zur 42. Versammlung d. Deutschen Anthrop. Gesellschaft in Heilbronn* 1911; *AuhV* 5 S. 1ff., 23ff., 53ff., 97ff., 169ff., 201ff., 275ff., 353ff., 387ff.; *Ber. röm.-germ. Kom.* 8 (1913/4) S. 30ff.; *Präh. Z.* 6 (1914) S. 29ff. K. Schumacher; ders. *Rheinlande I* (1921) S. 20ff.; *Präh. Z.* 3 (1911) S. 1ff. G. Wolff; *Archiv f. Anthr. NF* 5 (1906) S. 116ff.; *Schles. Vorz. NF* 7 (1916) S. 1ff. H. Seger; Götze-Höfer-Zschiesche *Thüringen S. XIVff.*; Kossinna *Deutsche Vorgeschichte*⁴ S. 13ff.; C. Schuchhardt *Alleuropa*² S. 46ff.; O. Paret *Urgeschichte Württembergs* 1921 S. 22ff.; A. Möller III. *Führer durch die vorgesch. Abt. d. städt. Mus. Weimar* 1912; F. Sprater *Urgeschichte der Pfalz* 1915; ders. *Rasse und Kultur der jüngeren Stz. in der Rheinpfalz* 1910; E. Wahle *Vorgeschichte des Deutschen Volkes* 1924 S. 28ff.; H. Reinert *Chronologie der jüngeren Steinzeit in Süddeutschland* 1923.

§ 3. Zwei alte, offenbar bodenständige, aus dem Mesol. an Ort und Stelle entstandene Kulturen haben wir in M.- u. S. in der j. StZ zu erkennen, im N die nordwestd. Tiefstichkeramik, die ihr Zentrum in den Megalithgräbern der Lüneburger Heide und Westfalens hat (s. Megalithgrab C), und im S und am Rhein die Pfahlbauten-

stufe in der Abart der Landsiedlungen des Michelsberger Typus (s. d.). Während die erstere sich in vieler Beziehung an die Stufe der Kjökkenmöddinger (s. Nordischer Kreis § 3 b3) anschließt, ist letztere, wie vielfache Hinweise wahrscheinlich machen, aus dem Azilien der Ofnet-Isteingruppe hervorgegangen. Beide haben sehr viel Verwandtes. Die lederartigen Gefäße des Michelsbergs (Tf. 57) haben ihre nächsten Verwandten in den älteren Gefäßen der Muschelabfallhaufen (vgl. Band IX Tf. 12 d, 13), in denen man die Form des Tulpenbeckers deutlich vorgebildet sieht, und auch die Gefäße der älteren Megalithgräber gehen auf ähnliche Ledervorbilder zurück. Bei beiden Kulturen handelt es sich um Ackerbaukulturen. Freilich geht die nordwestd. Gruppe bald eigene Wege, sie übernimmt, offenbar von Großbritannien her, den Dolmengedanken, und ihre Gefäße erhalten von den alten Ledervorbildern abweichende, aus der Korbflechttechnik zu erklärende Formen. In beiden Gruppen ist eine lange Entwicklung zu verfolgen, die von den älteren Stufen des Neol. bis in die Metallzeit hinüberleitet. Daher auch das lange Schwanken der Forschung in der zeitlichen Ansetzung der Pfahlbautenkeramik. Näheres über diese Entwicklung s. Michelsberger Typus, bes. § 8, und Schweiz B.

Zwischen diese beiden bodenständigen Kulturen schiebt sich von SO die Bandkeramik (s. d.) in einem breiten Keil ein. Ihre Heimat haben wir in der weiten Fruchtebene der mittl. Donau und auf dem Nordbalkan zu suchen; wo sie aus der bemalten Keramik hervorgegangen ist. Schon die Kürbisformen ihrer Gefäße deuten auf eine fremde, südlichere Herkunft hin. Ihre Wege gingen offenbar donauaufwärts und dann einerseits über die Alb durch das Neckar-Tal, andererseits über den fränkischen Jura durch das Main-Tal in die oberrhein. Tiefebene; dann folgt sie dem Rhein-Tal bis in die Gegend von Köln und bis Lüttich. Von der Donau aus wandert sie aber auch durch Mähren und Böhmen nordwärts in das Elbe-Tal und weiter nach Thüringen, nordostwärts nach Schlesien. Diese Ausdehnung geht jedoch nicht so vor sich, daß es sich um eine Reihe gleichzeitiger, isolierter Ausstrahlungen handelte, sondern die Be-

wegung ist viel komplizierter, ohne daß sich bisher in ihrem genaueren Verlaufe feststellen ließe. So ist die thüring. Gruppe mit der rhein. durch eine Reihe von FO des Werra-Saale-, Fulda-Kinzig- und Schwalm-Lahn-Tales verbunden, und hin und her müssen die Beziehungen außerordentlich rege gewesen sein. Auf diese Weise entstehen die vielen Varianten der Bandkeramik. Teilweise aber sind diese Unterschiede schon im Gebiete der mittl. Donau vorgebildet. So ist der Jordansmühler Typus (s. d.; Band VI Tf. 52) Schlesiens von der eigentl. Bandkeramik abzutrennen und als besondere Welle zu betrachten, die sich über einen großen Teil desselben Gebietes verbreitet wie die eigentl. bandkeramischen Gruppen des Hinkelstein (s. d.) und der Spiralmäanderkeramik (s. d. Bandkeramik). Diese Welle hat ihren Ursprung in den jüngsten Ausläufern der bemalten Keramik in Mähren. Aus Thüringen ist dieser Jordansmühler Typus besonders aus den Brandgräbern von Rössen (s. d.) bekannt, in Bayern haben wir ihn in der Abart des Münchshöfer Typus (s. d.; Tf. 112) zu erkennen und in Oberschwaben im sog. Aichbühler Typus (s. Schussenried § 4). Daß diese Welle jünger ist als die der Bandkeramik, ist durch die Bodenfunde in Mähren klar und auch aus der Schichtenlagerung der Kelheimer Jura-Höhlen zu erkennen, wo die Münchshöfer Schicht über einer Rössener Schicht liegt, die Entstehung des Rössener Typus aber das Vorhandensein der Bandkeramik voraussetzt. Wir werden gut tun, diese Welle des Jordansmühl-Münchshöfer Typus ganz von den anderen bandkeramischen zu trennen, die sich ebenso durch die Gleichartigkeit der Steingeräte (Schuhleistenkeile [s. d.] und Hackenbeile) wie durch die Siedlungsweise in meist geschlossenen Dorfschaften auf dem leicht anbaufähigen Lößboden als eng zusammengehörig erweisen. Diese anderen Gruppen sind der schon genannte Hinkelsteintypus (Band V Tf. 99) und die Spiralmäanderkeramik (vgl. z. B. Band II Tf. 22, X Tf. 50a, b). Ihr chronol. Verhältnis zueinander bedarf der Klärung. Während in Rheinhessen die Hinkelstein-Kultur mit ihren Stichreihenornamenten sicher älter ist als die Spiralkeramik im Elsaß, beide öfter

gemischt in Wohngruben vorkommen, ohne daß die Art der Aufeinanderfolge gesichert wäre (Anz.f. Els. A.-K. 2 S. 83, ebd. 3 S. 202 G. Bersu; ebd. 3 S. 222 R. Forrer; Schaeffer *Les Haches néol. du Musée de Haguenau* S. 28), ist in Böhmen und Mähren das höhere Alter der Spiralmäanderkeramik gegenüber der Stichreihenkeramik durch K. Buchtela und L. Niederle erwiesen (Buchtela und Niederle *Vorgeschichte Böhmens* S. 16; vgl. Wien. Präh. Z. I [1914] S. 32 E. Šimek und M. Hoernes *Kultur der Urzeit* I 129). Auch in Mähren ist die Stichreihenkeramik öfter mit der jüngsten bemalten Keramik vergesellschaftet, wodurch dasselbe zeitliche Verhältnis gesichert ist (Wien. Präh. Z. I [1914] S. 259 Palliardi). Solche Differenzen sind nur durch verschiedenen örtlichen Ursprung und verschiedene Wanderwege zu erklären. Vielleicht wird manches Rätsel sich lösen, wenn bei derartigen stratigraphischen Beobachtungen mehr Gewicht auf die Variationen der beiden fraglichen Kulturen gelegt wird. Im Hinkelstein des Rheinlandes ist eine längere stilistische Entwicklung zu verfolgen, und die Spiralmäanderkeramik besteht aus zwei Gruppen, von denen die reinere, der Flomborner Typus (s. d.; Band III Tf. 151), schärfer abzutrennen ist, als es bisher geschah. Man wird gut tun, in Zukunft Hinkelstein-, Flomborner und Plaidter Typus (s. d.; Band VII Tf. 79; X Tf. 42, 43) als drei gleichwertige Stufen der Bandkeramik in engerem Sinne zu scheiden. Dem Plaidter Typus engst verwandt und nur als geographische Spielarten von ihm aufzufassen sind der Wormser (s. d.), der Wetterauer (s. Wetterau) und der Eichelsbacher (s. d.) Typus. Während in der Ornamentik Flomborner und Plaidter Typus größere Verwandtschaft aufweisen, zeigen sich Flomborner und Hinkelstein-Typus durch die Sitte, die Toten in Reihengrabfeldern beizusetzen, als zusammengehörig im Gegensatz zum Plaidter Typus, der meist Brandgräber hat. Über Grabfelder des Hinkelstein s. Alzey, Hinkelstein, Rheindürkheim, über FO des Plaidter usw. Typus s. Diemarden, Eichelsbach, Fauerbach, Frauenberg, Kretz, Plaidt, Wetterau u. a. Über das schwierige chronol. Verhältnis s. a. Flomborner Typus.

Die Grenzen der Bandkeramik im W bilden im allg. Vogesen, Hunsrück und Eifel, nur in das fruchtbare Tal der Nahe und in die West-Eifel ist sie noch vorgedrungen. Im S schließt sie gegen die Pfahlbaukultur in der Gegend von Kolmar und mit dem Kaiserstuhl ab, während sie im N bis über den Harz hinaus (Magdeburg, Halberstadt [Mannus 15 (1923) S. 249ff. N. Niklasson], Braunschweiger Gegend) in das megalithkeramische Gebiet vorgedrungen ist.

Die Bevölkerung der Megalithkeramik war den bandkeramischen Einwanderern gegenüber offenbar widerstandskräftiger als die Pfahlbauer. Ihr Gebiet scheint wenig an Umfang eingebüßt zu haben. Anders mit dem Michelsberger Typus. Dieser findet sich rheinabwärts bis in die Kölner Gegend, in der Wetterau (s. d.) bis in die Gießener Gegend (s. Eberstadt), und gerade in letzter Zeit ist die Zahl der Fundplätze besonders in Rheinhessen durch G. Behrens' Forschertätigkeit sehr vermehrt. Auch in Thüringen scheinen Anzeichen dieser Kultur vorhanden zu sein: Stöber (Montelius-Festschr. 1913 S. 34); Auleben (Götte-Höfer-Zschesche *Thüringen* S. 132). Der Michelsberger Typus hat also offenbar einmal ganz Südwestdeutschland beherrscht. Wie weit das Vordringen der Bandkeramik, wie weit erst das des gleich zu besprechenden Rössener Typus ihn aus seinen alten Gebieten verdrängt hat, ist schwer zu sagen. Jedenfalls muß er nach dem Auftreten des Hinkelsteins und des Rössener Typus aus Südwestdeutschland verschwunden sein, da nur von diesen beiden Stufen eine Beeinflussung des Michelsberger Typus nachweisbar ist, nicht aber von der Spiralkeramik. Die großen Flichburgen des Michelsberger Typus und die Anlage der befestigten Dörfer (s. u. § 4) auf leicht zu verteidigenden erhöhten Geländepunkten erklären sich aus dieser sicher nicht friedlichen Berührung mit den Trägern der Hinkelstein- und Rössener Kultur. Den großen Landverlust gleicht die Pfahlbautenkultur aus durch Besiedlung der Alpentäler, wo sie in den Pfahlbauten (s. d. B und Schweiz B) sich unverändert bis in die Metallzeit hinein hält.

Wo sich die Bandkeramik mit den alt-eingesessenen Kulturen der Megalith-

keramik und der Pfahlbautenkultur trifft, entstehen Mischkulturen. Besonders klar treten diese Mischkulturen um das Gebiet der Pfahlbautenkultur auf, wo sie als Schussenrieder Typus (s. d.; Band XI Tf. 114), Altheimer Typus (s. d.; Band I Tf. 32), Mondsee- (s. d.; Tf. 103, 104) und Laibacher Typus (Band X Tf. 30^e) sich wie ein Kranz um das alpine Gebiet legen.

Wesentl. wichtiger sind die Mischkulturen zwischen der Bandkeramik bzw. dem Jordansmühler Typus und der Megalithkeramik, weil diese Mischkulturen infolge der stärkeren Kraft der Megalithbevölkerung teilweise größere Expansionskraft gezeigt haben.

Wohl die älteste dieser Mischkulturen ist der Rössener Typus (s. d.; Band XI Tf. 33 und Albsheim), der sich in der Folge über ganz Südwestdeutschland bis nach dem sö. Bayern ausgedehnt hat und hier infolge der Einwirkung erst des Hinkelsteins, später der Spiralkeramik eine lange Entwicklung durchmacht. Diese geht über den Niersteiner (s. d.) und Heidelberg-Neuenheimer Typus (s. d.; Band V Tf. 86), die beide noch als Abarten des Rössener Typus zu betrachten sind, zur südwestd. Stichkeramik über, die in den drei Stufen des Friedberger (Band IV Tf. 84a), Eberstadter (Band III Tf. 3) und Großgartacher Stils (Band IV Tf. 263) eine große Höhe erreicht, dann aber offenbar durch die Spiralkeramik wieder völlig verdrängt wird. (Näheres s. unter den betr. Stichworten.)

Zu den Mischkulturen des Grenzgebietes zwischen der Megalithkeramik und Bandkeramik ist auch die von Niklasson behandelte Gruppe der „nordischen Keramik“ (jetzt Baalberger Typus genannt; Band I Tf. 65; s. Rössen § 5) mit ihren Trichterhalsamphoren und Henkelkrügen zu rechnen. Lediglich lokale Bedeutung scheint der von Kupka entdeckte Schönfelder Typus (s. d.; Band XI Tf. 97, 98) mit seinen eigenartigen Brandgräbern zu haben. Er wird ziemlich spät anzusetzen sein.

Auch die Elbmegalithkeramik (s. d.) gehört in diesen Zusammenhang. Sie ist im mittl. Elbegebiet entstanden und teilt sich geographisch in zwei Gruppen, eine ö., den Molkenberger Typus (s. d.; Tf. 98^d; Band III Tf. 11), und eine westelbische. In den

Flachgräberfeldern des Molkenberger Typus des Havellandes begegnet bisweilen schon Leichenbrand; zeitlich entspricht er den beiden jüngeren Stufen der w. Gruppe. Die Entwicklung dieser w. Gruppe der Elbmegalithkeramik ist in drei zeitlich aufeinanderfolgenden Stufen zu verfolgen, im älteren und im jüngeren Walternienburger Typus (s. d.; Band XIV Tf. 58) und im Bernburger Typus (s. d.; Band I Tf. 132) des unteren Saalegebietes, der ohne scharfe Grenzen sich direkt aus dem jüngeren Walternienburger Typus bildet. Die Einflüsse, die bei seiner Bildung maßgebend gewesen sind, sind im Jordansmühler Typus zu suchen. Der Walternienburger Typus tritt in ausgedehnten Flachgräberfeldern auf (s. Tangermünde), die geschlossene Ortschaften voraussetzen, selten in Steinkisten (s. Bruchberg [bei Drosa]), während die Skelettbestattungen des Bernburger Typus sich meist in Hügeln mit Steinkisten, die bis zu 15 Skelette bergen (s. Bernburger Typus § 6), finden (s. a. Baalberg, Bruchberg, Derenburg [Band II Tf. 190], Ebendorf, Nietleben). Nur im „Spitzen Hoch“ (s. Latdorf) tritt vielleicht Leichenbrand auf. Wie eng die Beziehungen zwischen diesen Gruppen der Elbmegalithkeramik sind, geht daraus hervor, daß im Gräberfeld von Walternienburg Walternienburger und Molkenberger Typus, in dem von Tangermünde (s. d.) Walternienburger und Bernburger Typus vergesellschaftet sind. Die letzteren beiden erweisen sich auch dadurch eng verwandt, daß beide Gruppen Wiedaer Schieferäxte (s. Wiedaer Schiefergeräte) führen.

Zwei thüringische Kulturgruppen haben eine besondere Bedeutung dadurch erlangt, daß sie sich von Thüringen aus über weitere Teile Europas verbreitet haben, die Kugelamphoren (s. d.; Band VII Tf. 89) und die Schnurkeramik (s. d. A; vgl. Band XI Tf. 96). Letztere wird jetzt meist, da die Schnurverzierung keine ihr ausschließlich zukommende Dekoration bildet, als sächs.-thüring. Keramik bezeichnet, eine Namensprägung, die nicht minder mißverständlich ist, und die daher besser die alt-hergebrachte Bezeichnung nicht beseitigt. Während die Kugelamphoren, offenbar mit einer Volkswanderung, nach O bis in die

Ukraine und die Gegend von Kijev gelangt sind, hat die Schnurkeramik außer einer noch weiteren Expansion nach O am Ende des Neol. in der 2. Hälfte des 3. Jht. v. C. sich über das ganze sw. Deutschland ausgebreitet und ist sogar in ihrem Einfluß in den Pfahlbauten der Schweiz zu spüren. Beide Gruppen sind direkt aus der nord. Megalithkeramik hervorgegangen. Über Funde der Schnurkeramik s. auch Baalberge, Bruchberg, Derfflinger Hügel, Göhlitzsch (Band II Tf. 16), Hebenkies, Helmsheim, Latdorf u. a. Die Schnurkeramiker waren offenbar keine Ackerbauer, sondern in der Hauptsache Jäger und Hirten, die ihre Spuren besonders auf den Höhen, weniger in den anbaufähigen Talweiten hinterlassen haben. Deshalb ist es sehr wohl möglich und sogar wahrscheinlich, daß sie, als sie sich in der Mitte des 3. Jht. über das ganze, bis dahin von den handkeramischen Bauern besiedelte Gebiet verbreiteten, längere Zeit neben diesen gelebt haben, ohne sie zu verdrängen oder aufzusaugen.

Sehr schwierig erscheint beim heutigen Stande unserer Kenntnis die chronol. Frage dieser verschiedenen thüring. Kulturen. Nur durch Ausgrabungsbeobachtungen ist sie zu lösen. Aber die Antwort, die die großen thüring. Grabhügel in dieser Frage geben, ist nicht eindeutig. Unverwertbar ist der Befund im „Spitzen Hoch“, das Klopffleisch 1880 ausgegraben hat (s. Latdorf), wo Klopffleisch und Götze die schnurkeramischen Funde für älter als die des Bernburger Typus ansahen. Fraglich bleibt auch das Resultat des Bruchberges (s. d.) bei Drosa und des von Möller untersuchten Derfflinger Hügel (s. d.; Band II Tf. 191), wo Möller die Kugelamphoren für jünger hält als die Schnurkeramik (vgl. dazu Mannus 15 [1923] S. 244 N. Niklasson). Auch das Resultat der Götzeschen Ausgrabungen von Poserna (Präh. Z. I [1909] S. 188 ff.) kann nicht als klärend gelten. Völlig klar erscheint nur das Ergebnis der beiden Höferschen Grabhügelgrabungen im Baalberge (s. Baalberg; Band I Tf. 64) und im Pohlsberg (s. Latdorf; Band VII Tf. 189). In letzterem ist der Bernburger Typus älter als die Schnurkeramik, und im Baalberge ergab sich als ältestes der Bernburger

Typus, als zweites die Kugelamphoren und wieder als jüngstes die Schnurkeramik. Dieser junge Ansatz der sächs.-thüring. Schnurkeramik deckt sich mit den in anderen Gegenden Europas gewonnenen Datierungen.

Gesichert aber ist dieser späte Ansatz der Schnurkeramik schon, wie oben § 2 angedeutet wurde, durch ihre Berührung mit der im SW Europas entstandenen Kultur der Glockenbecher (s. Glockenbecherkultur; Band IV Tf. 145, 148, 149, 151, 152). Da freilich der Glockenbecher nicht die einzige Gefäßform dieser Kulturgruppe darstellt, aber die in gleichmäßigen horizontalen Streifen das Gefäß von Rand bis Fuß bedeckende Zonendekoration für die Gefäße dieser Stufe charakteristisch ist, erscheint der früher allg. bräuchliche Ausdruck der Zonenkeramik für diese Gruppe passender. Gerade im sw. Deutschland, in den Rheinlanden, ist die Mischung beider Kulturen zu erkennen, die sich in der Gruppe der Schnurzonenebecher (Tf. 155 A 1) ausdrückt (s. Glockenbecherkultur § 40f., ferner Andernach, Blömkeberg, Eysersheimer Typus [Band III Tf. 30], Hebenkies, Schnurzonenebecher, Urmitz, Wetterau § 4, Züschen). Die einseitige Übertragung des Namens der Zonenbecher auf diese Gruppe ist, weil verwirrend, abzulehnen. Die Schnurzonenebecher sind im Gebiet der nordwestd. Tiefstichkeramik unter dem Einfluß der Zonenkeramik entstanden. Daher tritt sie auch bei ihrer Wanderung rheinaufwärts häufiger in jungmegal. Grabformen auf. Am Mittelrhein hat sie ihrerseits wieder zu einer Modifikation der reinen Glockenbecherkultur beigetragen (anders s. Glockenbecherkultur § 40f.). Die Schnurzonenebecher sind eng verwandt mit den *drinking cups* (Band IV Tf. 248 b—d) der frühen engl. BZ, ohne daß man deshalb freilich mit Kossinna eine Einwanderung dieser Bevölkerung aus Holland nach Großbritannien anzunehmen brauchte (vgl. Glockenbecherkultur § 50 und Großbritannien B). Auch in Thüringen sind in der Gefäßornamentik gelegentlich Berührungen zwischen der Jäger- und Hirtenbevölkerung der w. Zonenkeramik und den Schnurkeramikern nachzuweisen. Aber wie sich tatsächlich das Verhältnis dieser beiden Kulturen, die zusammen am Ausgang des

Neol. den größten Teil Zentraleuropas beherrschten, zueinander gestaltet hat, ist noch völlig unklar. Mit der Zonenkeramik verbreitet sich auch die Sitte, Menhire zu errichten, in Mittel- und Süddeutschland (s. Gollenstein, Menhir B), die freilich gelegentlich schon früher mit stark vom Neol. des Mittelmeergebietes beeinflussten Kulturen vorkommen (s. Hinkelstein).

Die Zonenkeramik leitet direkt zur frühen BZ über. Den Übergang stellen Funde wie das Grab von Heidesheim dar (Mainz. Z. 8/9 [1913/14] S. 52 E. Neeb). Der rhein. Adlerberg-Typus (s. Adlerbergstufe) ist direkt aus der Zonenkeramik abzuleiten. Der Straubinger Typus (Tf. 75 b) der bayr. frühen BZ dagegen scheint aus dem Altheimer Typus (s. d.) hervorgegangen zu sein, der ja selbst auch schon Kupfer führt und teilweise in enge Berührung mit der Zonenkeramik kam, wie z. B. das Gräberfeld von Groß-Mering, B.-A. Ingolstadt, zeigt (Band IV Tf. 152 a—c, g; Bayr. Beitr. 16 [1907] S. 125ff. F. Weber; *AuhV* 5 Tf. 61 Nr. 1103—1112 K. Schumacher). In Thüringen und Schlesien aber verschwindet die Zonenkeramik ganz mit dem Eintritt der BZ und macht dem Aunjetitzer Typus (s. Aunjetitzer Kultur) Platz.

Die absolute Chronologie wird sich etwa so darstellen, daß die ganze bandkeramische Entwicklung die 2. Hälfte des 4. und die 1. Hälfte des 3. Jht. einnimmt, der Rössener Typus um 3000 zu setzen ist, die Elbmegalithkeramik in die 1. Hälfte des 3. Jht. gehört und die Schnurkeramik und die Zonenkeramik in dessen 2. Hälfte fallen.

§ 4. Die in der Hauptsache auf Grund der Keramik aufgestellten Kulturgruppen unterscheiden sich auch im Siedlungswesen. Während sich in der nordwestd. Gruppe keine Befestigungen nachweisen lassen, wohl entsprechend der Stärke, die die ständigen Ausstrahlungen dieser Kultur erweisen, sind sie für die Kultur des Michelsberger Typus charakteristisch. Teils handelt es sich um befestigte Dorfschaften, wie auf dem Michelsberg (s. d.; Band III Tf. 64), dem Goldberg (s. d.) und der Ansiedlung hinter der Reserve bei Bruchsal (8. Ber. röm.-germ. Kom. 1913/14 S. 35 Anm. 4 K. Schumacher), teils um Fliehburgen (s. Mayen [Band III Tf. 60, 61], Urmitz

[ebd. Tf. 62, 63]). Die Befestigung besteht immer aus Palisadenzaun und breiten Sohlgräben. Auch die Befestigung von Altheim (s. d.) ist in diesem Zusammenhang zu nennen. Ausnahmsweise begegnen ähnliche Befestigungen auch mit dem Rössener Typus (s. Monsheim; Band V Tf. 39), und in einem Falle ist eine bandkeramische Einzelsiedlung von einer solchen Befestigungsanlage umgeben (s. Plaidt; Band X Tf. 41). In diesen Fällen ist der Typus offenbar von der Michelsberger Bevölkerung übernommen. Aus den anderen neol. Perioden sind Befestigungen so gut wie unbekannt. Die Funde aus dem Ringwall von Oltingen im Oberelsaß, den Schuchhardt der Zonenkeramik zuteilen möchte, sind nicht derart, daß man ihn einer bestimmten Stufe zuweisen kann. Auch mit der Möglichkeit einer zeitlichen Differenz zwischen den Hütten und dem Wall muß gerechnet werden. Schuchhardt möchte überhaupt den Ursprungsgedanken dieser Befestigungen in seinem westeurop. Kulturkreise suchen, ein Gedanke, den Schumacher wohl mit Recht ablehnt. Diese Befestigungen in ihrer eigenartigen Ausprägung erscheinen im Rheinland ebenso bodenständig wie die ganze Michelsberger Kultur. Bei den Pfahlbautensiedlungen, zu denen die Michelsberger Bevölkerung später überging, kann das Sicherungsbedürfnis nur nebensächlich maßgebend gewesen sein (s. Pfahlbau B § 8). S. a. Festung A I.

Präh. Z. 2 (1910) S. 1 ff. H. Lehner; Schuchhardt *Alleuropa*¹ 1919 S. 60 ff.; 8. Ber. röm.-germ. Kom. 1913/4 S. 79; Gött. gel. Anz. 1921 S. 87 K. Schumacher; ders. *Rheinlande* I 232 Anm. 30. — Oltingen: Präh. Z. 5 (1914) S. 153 ff. K. S. Gutmann.

§ 5. Aus der Zeit der Schnur- und Zonenkeramik sind nur wenig Hüttenplätze bekannt. Solche der Schnurkeramik begegnen in Ostdeutschland und Böhmen zwar häufiger (s. Schnurkeramik), auch in Südwestdeutschland sind sie gelegentlich nachgewiesen, z. B. Schulzenberg bei Fulda (Band V Tf. 38b; 6. Veröffentlichung des Fuldaer Gesch.-Vereins 1907 J. Vonderau), aber nirgends ist die Form der Hütten durch Grabungen festgestellt. Ein kleines Hüttchen von Haldorf, Reg.-Bez. Kassel, das der Schnurzonkeramik angehört (s. Züschen § 2), hatte viereckigen Grundriß mit

einer Vorhalle (ebd. Tf. 38a). Noch weniger wissen wir von den Häusern der Zonenkeramik. Eine Wohngrube dieser Zeit fand Koehl am Fuchsrech bei Monsheim (Mannus 4 [1912] S. 59), und bei Kreuznach ist ein Wohnplatz nachgewiesen worden. Wenn wirklich die Hütten von Oltingen (Band V Tf. 40b) hierher zu rechnen sind (s. o. § 4), so würden sie zeigen, daß diese Kultur auch ihre Rundhütten mit Steinunterbau aus dem SW mit nach Deutschland gebracht hat. Wir werden für diese Jägervölker der Schnur- und Zonenkeramik nur leichtgebaute Hütten anzunehmen haben, die wohl in der Nähe ihrer Grabhügel oben auf den Bergen bei den Quellen lagen.

Wesentlich andere Erscheinungen zeigen die Siedlungen der Ackerbaukulturen. Hier wiegen geschlossene Dorfansiedlungen vor. Einzelhöfe, wie sie uns die Anlage von Plaidt (s. d.) zeigt, treten demgegenüber zurück. Dies scheint selbst bei den Randgruppen der Megalithkeramik der Fall zu sein, obwohl wir für Nordwestdeutschland nach der Verteilung der Megalithgräber Einzelsiedlungen oder kleinere Gruppen von Gehöften annehmen müssen. Die großen Gräberfelder der Elbmegalithkeramik (s. Walternienburger Typus, Tangermünde) deuten auf größere, geschlossene Ansiedlungen hin. Bestätigt wird diese Annahme durch die Grabungen Kiekebuschs in Trebus (s. Molkenberger Typus § 6), wo aus einer solchen größeren Ansiedlung ein Pfostenhaus mit verschobenem viereckigen Grundriß von etwa 6 × 7 m Dm herauskam (Band V Tf. 37c). Eine ähnliche Siedlungsart scheint für den Bernburger Typus durch die Ansiedlung auf dem Bornhög bei Nägelstedt (Götze-Höfer-Zschieche *Thüringen* S. 67f.) gesichert. Die Siedlungen des Rössener Typus entsprechen ganz denen der Bandkeramik (s. u.).

Ein klareres Bild haben die Ausgrabungen von den Ansiedlungen des Michelsberger Typus gegeben. Dessen Dorfanlagen bestehen aus Reihen viereckiger Pfostenhäuser, die meist mit einer Vorhalle versehen sind (Megaron-Typus), ein Haus neben dem anderen. So sind offenbar auch die Häuser auf den Pfahlrosten angelegt gewesen (Band V Tf. 34—36; X Tf. 30^A—30^D). Auf den Bau der Häuser selbst ist, wie namentlich die Aus-

grabungen in Schussenried gelehrt haben, große Sorgfalt verwandt worden. Die Fußböden sind mit einem Estrich versehen und ebenso wie die Wände mit Birkenrinde tapeziert. Auch auf dem Goldberg (s. d.) bei Nördlingen kamen mehrere solcher nebeneinander an einer Straße liegender Häuser zutage, und selbst in der Verteilung der Herd-, Vorrats- und Abfall-Gruben auf dem Michelsberg (s. d.) glaubt man z. T. noch diese Reihung wiedererkennen zu können. Wo sonst noch einzelne Häuser des Michelsberger Typus ausgegraben sind, handelt es sich ausschließlich um viereckige Häuser (s. Michelsberger Typus). S. a. Gering, Kottenheim.

Der Eindruck der bandkeramischen Dörfer und der des Rössener Typus ist ein wesentl. anderer. Sie sind als Haufen- oder Gruppendörfer zu bezeichnen. Die Hütten liegen oft über ein weites Gebiet unregelmäßig oder in Gruppen verteilt, wie in Monsheim, Großgartach (Band V Tf. 46 d), Eberstadt (Band III Tf. 3 a), Praunheim (s. Wetterau § 2) u. a. O. Näheres unter den betr. Stichworten. Sehr verschieden ist die Form der Hütten. Während rechteckige Pfostenhäuser von Lißdorf (s. d.; Band V Tf. 41, 42) und Sarmsheim (s. d.; ebd. Tf. 45) bekannt sind, sind die Häuser von Großgartach (s. d.; ebd. Tf. 40a) und die Rössener Häuser vom Goldberg (s. d.) rechteckig in die Erde eingetieft. Meist aber stellen sich die Reste der Hüttenplätze als äußerst unregelmäßige Komplexe ovaler und nierenförmiger Gruben dar, wie in der Wormser Gegend und in der Wetterau. Möglich, daß diese Gruben teilweise von einem rechteckigen Holzbau umstellt waren, wie in Lißdorf. Sicher waren sie aber teilweise auch direkt mittels schräg an ihrem Rande eingerammter Stangen von einem lehmbevorfenen, zeltartigen Dach überdeckt, wie in Praunheim, am Frauenberg (s. d.; ebd. Tf. 43, 44) bei Marburg und in Eberstadt (s. d.). Diese Verschiedenheiten entsprechen den vielen lokalen Varianten der Bandkeramik. Wo hier Viereckshäuser auftreten, brauchen sie keineswegs von der Michelsberger Bevölkerung übernommen zu sein, da schon die bemalte Keramik an der mittleren Donau solche kannte (s. z. B. Erösd, Vinča). Zu erwähnen sind noch die regelmäßig in bandkeramischen Dörfern sich

findenden schmalen Erdschlitze; die Deutung derselben ist noch nicht einwandfrei gesichert (s. Wildfalle). S. a. Haus A 1 II.

§ 6. So mannigfaltig wie die Erscheinungsformen des Neol. in M.- u. S. ist auch die Entwicklung des Grabritus. Auch hier ist das vorhandene Material vielfach noch viel zu lückenhaft, um klare Entwicklungslinien herauszuschälen zu können. Hier seien nur kurze Hinweise auf die allgemeineren Erscheinungen gegeben.

Gräber des Michelsberger Typus sind nur wenige bekannt. Auf dem Michelsberge selbst liegen die Toten teils in alten Herdgruben oder neben den Hütten in Hockerstellung mit Geräten und Gefäßen als Beigaben (s. Michelsberg). Auch sonst handelt es sich immer um Hockerskelette, z. B. bei Mundolsheim im Elsaß (Anz. f. els. A.-K. 3 [1912] S. 256ff. Forrer). Über die Gräber der späteren Pfahlbauten s. Schweiz B § 6.

Die Megalithgräber der nordwestd. Tiefstichkeramik sind nur in ihrer jüngsten Phase, als Steinkisten, nach M.- u. S. gekommen, besonders mit der Schnur- und der Schnurzonkeramik (s. d.; ferner Wetterau, Züschen [Band XIV Tf. 70]). Auch der Bernburger Typus (s. d.) hat diese Bestattungssitte beibehalten. Sonst aber sind die Toten der Elbmegalithkeramik in großen Skelettgräberfeldern beigesetzt (s. Molkenberger Typus, Tangermünde, Walternienburger Typus). Auch beim Rössener Typus handelt es sich, wie in Rössen (s. d.) selbst, meist um derartige Gräberfelder. Gelegentlich benutzen seine Träger auch Höhlen für die Niederlegung ihrer Leichen, wie in Steeten a. d. Lahn.

Von den bandkeramischen Kulturen haben der Hinkelstein und der Flomborner Typus ebenfalls Flachgräberfelder (s. Alzey, Flomborn, Hinkelstein, Rheindürkheim). Auch die südwestd. Stichkeramik hat in den ersten Phasen ihrer Entwicklung bis zum Eberstadter Stil ihre Toten in Reihengräberfeldern niedergelegt, wie im Elsaß die Funde von Erstein (s. d.) und Lingolsheim (s. d.) zeigen, in Rheinhessen die von Niederingelheim (Mainz. Z. 3 [1908] S. 31 K. Schumacher). Die Einzelgräber aus diesen Per. sind so häufig, daß sie nicht alle aufgezählt werden können. Sie werden

meist Teile solcher Gräberfelder darstellen. Nur in Sachsen, wo der Hinkelstein-Typus erst in einer jüngeren Phase auftritt, sind Brandgräber seiner Kultur bekannt: von Löcknitz bei Dresden, von Grödel bei Riesa und von Leippen bei Lommatzsch (Sitzgeber. u. Abh. d. naturwiss. Ges. Isis zu Dresden 1910 Juli—Dez. S. 28).

Solche Brandgräber treten nun im Plaidter Typus ganz allg. auf, und zwar meist in der Form der Hausbestattung oder jedenfalls in nächster Nähe der Hütten. Auch der Großgartacher Typus, der mit dem Plaidter so viele innige Berührung zeigt, hat meist solche Brandgräber (s. Frauenberg, Wetterau). Woher diese Gruppen die Brandbestattung übernommen haben, läßt sich vorläufig noch nicht sicher entscheiden. Jedenfalls hat der Jordansmühler Typus (s. aber d.) den Leichenbrand schon aus Mähren und Böhmen mit nach Deutschland gebracht (Mannus 3 [1911] S. 244ff. A. Jira). So tritt er auch in Rössen mit Leichenbrand auf, und es ist nicht ausgeschlossen, daß der Leichenbrand auf diesem Wege in die jüngsten Entwicklungsstufen der Bandkeramik und in die Schnurkeramik eingedrungen ist. Der Leichenbrand tritt in der Mitte des 3. Jht. in so vielen Teilen Europas auf, daß die Frage nach seinem Ursprung wohl noch länger ungelöst bleiben wird. Möglich, daß er mit der Sitte der Hausbestattung zusammenhängt. Die mesol. Schädelbestattungen der Ofnet-Höhle (s. d.) und des Kaufertersberges kommen noch gelegentlich in späneol. Zeit vor (Schles. Vorz. 7 [1916] S. 72ff. H. Seger). Schuchhardt möchte auch in den bandkeramischen Brandgräbern der Wetterau, die sich aber ähnlich in den verschiedensten anderen Gegenden finden, solche Teilbestattungen sehen. Ob aber, wie es dann vorauszusetzen wäre, auch schon vorher in der Bandkeramik Hausbestattungen begegnen, ist fraglich, nur bei Jöhlingen (Amt Durlach, Baden) wäre solche Deutung möglich (Wagner *Fundstätten* II 88f.).

Die kleinen Gräbergruppen der Schnur- und der Schnurzonkeramik behalten auch, als die Toten nicht mehr in Steinkisten beigesetzt werden und man zum Leichenbrand überging, immer die äußere Form der Grabhügel bei. Die Beisetzung

erfolgte teils auf ebener Erde, teils in einem Schachtgrab.

Auch die Zonenkeramik kennt diese Form der runden Grabhügel; daneben aber kommen Flachgräberfelder vor (s. Dienheim). Das Hockergräberfeld von Großmering wurde schon oben erwähnt. In seltenen Fällen hat sich auch in die Zonenkeramik der Leichenbrand eingeschlichen.

Bei den Skelettbestattungen ist zwischen gestreckten Leichen und Hockerbestattungen zu scheid. Im Michelsberger Typus, in der Schnur- und Zonenkeramik wiegen letztere vor. Die Gräberfelder des Hinkelsteins bergen gestreckte Leichen, ebenso die der südwestd. Stichkeramik, während beim Flomborner (Band III Tf. 151b) und Rössener Typus die Hockerlage vorwiegt. Aber diese Regeln werden öfter durchbrochen. So begegnet in den bandkeramischen Gräberfeldern von Höhnheim-Suffelweyheim und von Enzheim im Elsaß eine Mischung beider Formen (Anz. f. elsäss. A.-K. 9 [1918] S. 885 R. Forrer). Näheres über diese Fragen s. Hockerbestattung B.

Allg. Literatur über Bestattungssitten: ZfEthn. Verh. 32 (1900) S. 209ff. A. Götze; Bericht d. Hist. Ver. Heilbronn 6 (1900) S. 1ff. A. Schliz; *AuhV* 5 S. 392f. K. Schumacher; ders. *Rheinlande* I 53f.; Anthr. Korr.-Bl. 41 (1910) S. 115ff. H. Seger; F. Kauffmann *Deutsche Allertumskunde* I 82ff.; Altfrankfurt 2 (1910) S. 101ff.; Präh. Z. 3 (1911) S. 1ff. G. Wolff; SB. Preuß. Ak. 26 (1920) C. Schuchhardt; Präh. Z. 13/14 (1921) S. 7ff. M. Ebert.

§ 7. In fast jedem neol. Wohnplatz finden sich flache Mühlsteine (s. Mühle A), immer aus einheimischem Material, und zugehörige Quetschsteine und Reibkugeln, die Beweis ablegen für den Ackerbau, den die Bewohner getrieben haben. Nach den Getreidefunden in Pfahlbau-Schichten wurden schon im Vollneol. mehrere Gersten- und Weizenarten angebaut. Dazu kommt noch die Hirse, die in der Schweiz gleichzeitig mit diesen, im n. Europa etwas späteraftaucht. Auch der Flachs wurde schon angebaut. Für die Herkunft dieser Getreidearten und damit den Ursprung des Ackerbaus deutet alles auf Südosteuropa und Vorderasien hin. Auch die Obstbaumzucht reicht zeitlich ebenso weit zurück wie der Getreidebau. Wir müssen auch sie in M.- u. S. schon für das Neol. annehmen, da die gleichen Kulturapfel-

sorten aus den alpinen Pfahlbauten und aus Schweden bekannt sind.

Schon im Neol. ist man vom einfachen Hackbau zur Pflugwirtschaft übergegangen, wie besonders die bandkeramischen Pflugkeile lehren (s. Schäftung der Steingeräte). Hacken aus Hirschhorn, wie sie für den Hackbau verwandt wurden, sind im Früh-Neol. Norddeutschlands häufig und begegnen auch noch regelmäßig in der Michelsberger Kultur. Der Pflug wurde offenbar schon in neol. Zeit vom Rinde gezogen, wie es für die frühe BZ durch die ligur. und skand. Felszeichnungen (s. d. A, C) gesichert ist.

Würde man aber auch alle diese Beweise für neol. Ackerbau nicht haben, so spräche schon die Verteilung der Siedlungen des Michelsberger Typus, der Bandkeramik und der verwandten Mischkulturen dafür, daß es sich um Ackerbaustationen handelt. Denn alle diese Siedlungen liegen regelmäßig auf gutem, leicht zu bebauenden Ackerboden. Einer Einschränkung bedarf freilich dieser Schluß. Die bandkeramischen Stationen decken sich geradezu in ihrer Verbreitung mit der des Lößes im s. Deutschland. Nun ist das nicht so aufzufassen, daß die Bandkeramiker sich diesen Boden als den besten Ackerboden ausgesucht hätten, sondern für die Wahl waren pflanzengeographische Gründe maßgebend. Dieser Lößboden war nämlich in der mit dem Neol. und der BZ zusammenfallenden subborealen Trockenzeit waldfrei, und so eigneten sich seine mit Steppenheide bedeckten Regionen eher zur Besiedlung als der Rodung erfordernde Urwald.

Für die Stufen der Schnur- und Zonenkeramik ist Ackerbau dagegen kaum in größerem Maße nachzuweisen. Schon der Mangel an Wohnplätzen zeigt, daß wir es mit wenig seßhaften Elementen zu tun haben, und die Lage der FO, meist auf den Höhen und in kargem Lande, lehrt, daß Jagd und ev. Viehzucht den Hauptnahrungszweig ausmachten.

Außer dem Ackerbau spielte die Viehzucht eine große Rolle. Durch die Knochenfunde in den Abfallgruben der Wohnplätze sind außer dem schon im Mesolithikum auftretenden Hund (s. d. A), das Rind (s. d. A), Schwein (s. d. A), Schaf (s. d. A) und Ziege (s.

d. A) als Haustiere nachgewiesen. Seltener tritt das Pferd (s. d. B) auf. Natürlich spielte die Viehzucht nicht bei allen Kulturen die gleiche Rolle. So lieferte nach den Monsheimer Funden der dortigen Rössener Bevölkerung noch die Jagd die eine Hälfte der Fleischnahrung, die andere Hälfte die Viehzucht. Unter den Knochen der dortigen Großgartacher Gruben dagegen bestand nur ein ganz geringer Teil aus Jagdwild; die Hauptmenge stammte von Herdenvieh.

§ 8. Über die Tracht (s. Kleidung A) der Neolithiker M.- u. S., bei der offenbar Flachs- und Wollwebereien ausgiebig verwendet wurden, wie in den Pfahlbauten, sind wir im einzelnen nicht orientiert. Bei dem Schmuck handelt es sich fast ausschließlich um Hängeschmuck, der um Hals, Arme und Beine getragen wurde. Am wenigsten Schmuck findet sich in den Gräbern der beiden jungneol. Kulturen der schnur- und zonenkeramischen Jägervölker. Durchbohrte Tierzähne und gelegentlich kleine Kupferperlen bei der einen, kleine Steinanhänger bei der anderen bilden den einzigen Schmuck der Toten. Im Rössener Gräberfeld (s. Rössen) begegnen Armringe aus Marmor (vom Fichtelgebirge?), meist paarweise am Oberarm getragen, und solche, die anscheinend aus Elchgeweih geschnitzt sind. Kleine röhren- und scheibchenförmige Perlen waren auf Fäden zu Ketten vereinigt und wurden um den Hals, um die Arm- und Fußgelenke getragen. Sie bestehen aus Marmor, Muschel oder Braunkohle. Dazu kommen Anhänger verschiedener Form, auch in der der Axt wie im germ. N, aus Stein oder Knochen und Hirschgrandeln. Letztere wurden auch in Marmor imitiert. Doppelknöpfe aus Eberzähnen wurden wohl zur Tracht verwendet. Nicht minder reich ist der von Männern und besonders Frauen der Bandkeramik getragene Schmuck. Im Gräberfeld vom Hinkelstein trugen die Männer Anhänger aus Stein, Muschel, Horn und Tierzähnen. In den Frauengräbern aber fand sich Schmuck aus fossilen Schnecken und Muscheln, die bisweilen aus dem Mittelmeere importiert waren. Rötelstücke dienten offenbar zur Hautfärbung. Auch der Schmuck in den Gräbern des Flomborner Typus besteht häufig aus Spondylusschalen, die aus dem Mittelländ. Meere

oder gar dem Ind. Ozean durch den Handel (s. d. A) ins Land gebracht zu sein scheinen.

Von besonderem Interesse sind die Halsketten und Anhänger, die in den Brandgräbern der Wetterau (s. d.) zutage gekommen sind. Neben Halsketten aus Bachkieseln mit Punktverzierung kommen kunstvoll aus Schiefer oder Knochen geschnitzte vor, gelegentlich auch solche aus Tonscherben und rohen Tonperlen. Von besonderen Formen sei ein kleiner Fisch hervorgehoben. Der häufig in Gräbern und Wohnstätten gefundene Rötel deutet vielleicht auf Körperbemalung hin.

§ 9. Schon der Schmuck lehrt, wie ausge dehnt der Handel (s. d. A) in M.-u. S. in neol. Zeit war. Über die Wege dieses Handels und seine verschiedene Bedeutung in den einzelnen Per. unterrichten am besten die Depotfunde (Tf. 73, 74), die von den Händlern in unsicheren Zeiten versteckte Ware uns erhalten haben. S. Depotfund B I. † W. Bremer

C. Bronzezeit (Tf. 75—84^c).

§ 1. Umgrenzung des Gebietes. — § 2. Chronologische Einteilung: a. Früheste Bronzezeit; b. Hügelgräberbronzezeit; c. Späteste Bronzezeit (Urnenfelderstufe); d. Pfahlbauten. — § 3. Absolute Chronologie. — § 4. Bronzeerzeugung und -technik. — § 5. Andere Metalle in der BZ. — § 6. Depotfunde und Handelsverkehr. — § 7. Kunst und Kunstgewerbe. — § 8. Kultus. — § 9. Kleidung. — § 10. Rassen.

§ 1. Aus rein praktischen Gründen wird die Einteilung der bronzezeitl. Kulturprovinzen meist nach den heutigen Ländergrenzen vorgenommen*. Bei dem Ausdruck: mittel- und süddeutsche BZ besteht aber wenigstens nach N ein Spielraum, dessen Grenzen zu umschreiben sind. Allerdings sind sie streng genommen für jede Per. der BZ besonders zu bestimmen, denn während die Aunjetitzer Kultur (s. d. und unten), über ganz Nord- und Ostthüringen sich ausbreitend, bis zum Nordrand des Harzes nachzuweisen ist, weiter w. aber fehlt, erstreckt sich diesüdd. Hügelgräberbronzezeit w. davon bis in die Gegend von Göttingen. In der späten BZ endlich verschiebt sich die Grenze wieder zugunsten der n. (germ.; s. Niederrheinische Hügelgräber-Kultur) und ö. (Lausitzer Typus; s. Lausitzische Kultur) Kulturen, indem diese vorrücken und die südd. Urnenfelder-Stufe (s. Urnenfelder-

Kultur [Süddeutsche]) nur durch die Wetterau nach N (bis in das Flußgebiet von Fulda und Werra) vordringen kann.

§ 2. Da die Kenntnis eines neuen Metalls in den weitaus meisten Fällen durch friedlichen Handelsverkehr (Tauschhandel) vermittelt worden sein dürfte, ist weder der Beginn der BZ noch der EZ (also auch das Ende der BZ) jemals auf das Jahr genau zu bestimmen. Und die damals Lebenden haben es sicherlich am allerwenigsten bemerkt, daß sie in eine neue Kulturrepoche eintraten. Wären Völkerverschiebungen der Grund gewesen, so ließen sich die Grenzen leichter ziehen. Aber in dem hier zu behandelnden Gebiet glauben wir weder am Beginn noch am Ende der BZ solche ansetzen zu müssen. Die drei großen Abschnitte der mittel- und südd. BZ sind oben schon kurz genannt worden: Früheste BZ, Hügelgräber-BZ und späteste BZ, letztere auch Urnenfelderstufe genannt. Zwischen diesen drei Stufen sind deutliche Grenzen gezogen, wenigstens für die meisten Gegenden M.-u. S., während hier und da Kontinuität zwischen den genannten Stufen zu herrschen scheint. — a. Gleich zu Beginn der BZ können wir drei „Provinzen“ unterscheiden, deren Kulturen auf verschiedenen Grundlagen beruhen: die mitteld. („Aunjetitzer Stufe“), die westd. („Adlerberg-Stufe“) und die südd. („Straubinger Stufe“). Die Adlerberg-Stufe (s. d.; Tf. 75 a) ist ohne Zweifel eine Fortsetzung der Zonenkeramik (s. Glockenbecherkultur) oder mit anderen Worten: die Zonenkeramik dauert hier bis in den Beginn der BZ fort. Über die Herkunft der Aunjetitzer Stufe herrschen verschiedene Meinungen. Die neueste Ableitung (Mannusbibl. 22 S. 134 ff. A. Winkler) des Aunjetitzer Typus (s. o.), der seinen Mittelpunkt in Böhmen hat, von dem jungneol. Marschwitzer Typus (s. d.; Tf. 6) Schlesiens hat viel Wahrscheinlichkeit für sich (s. a. Böhmen-Mähren C II und D I). Endlich bildet die Straubinger Stufe (Tf. 75 b) gleichfalls die Fortsetzung sö. spätneol. Formen (Altheimer Typus?; s. d.). — b. Während wir so für die frühe BZ mehrere nebeneinander hergehende Stufen unterscheiden konnten, umfaßt die Hügelgräber-BZ in einheitlichem Gepräge ganz Süddeutschland, hat aber eine so lange Dauer, daß wir inner-

* Vgl. Band I Vorwort S. II.

halb derselben wieder Unterstufen unterscheiden müssen. Die weitere Forschung wird immer mehr Unterabteilungen machen können (den hierher gehörigen Stufen II und III von Montelius entsprechen bei Kossinna schon fünf: IIa, IIb, IIc, IIIa, IIIb), da aber eine kontinuierliche Entwicklung vorliegt, empfiehlt es sich, die Hügelgräber-BZ als Ganzes zu behandeln. — c. Die südd. Urnenfelderstufe als letzte Periode der BZ aufzufassen, ist der Standpunkt der meisten Forscher, während Reinecke sie als erste Stufe der HZ ansieht (*AuhV* 5 S. 239 ff.; *Der bayer. Vorgeschichtsfreund* 1/2 [1921/22] S. 21). Da Eisen in dieser Per. tatsächlich nur spärlich vorkommt, als Schmuckeinlage in Schwertergriffen, Armringen u. dgl. (*Déchelette Manuel* II 2 S. 548; 9. Jahresber. Schweiz. Urgesch. 1916 S. 67), schließen wir uns der Meinung derer an, die die Urnenfelderstufe als letzte Per. der BZ auffassen (*Archiv f. Anthr.* 9 [1910] S. 241 Schliz; *Déchelette Manuel* II 1 S. 104; *Mannus* 8 [1917] S. 73 Kossinna; 10. Ber. röm.-germ. Kom. 1917 S. 53/54 Schumacher; ders. *Rheinlande* I 61). — d. Eine besondere Stellung in der südd. BZ-Kultur nehmen die Pfahlbauten ein. Da sie aber typol. zu der größeren Gruppe der Schweizer Pfahlbauten gehören (s. Schweiz C § 4), seien sie hier nur kurz behandelt. Wir finden sie am Ufer des Bodensees (s. d.) und an den kleineren, heute z. T. vertorften Seen, die weiter n. liegen. Im Verhältnis zu den neol. Pfahlbauten sind die rein bronzezeitl. stark in der Minderzahl (vgl. die Karten bei Reinert h a. a. O. S. 34 und 35). Doch ist mit dieser Feststellung allein nichts gesagt. Es ist nötig, die bronzezeitl. Funde aus Pfahlbauten genauer zeitlich zu ordnen. Und wir können dann sofort eine Beobachtung machen, die beim Vergleich mit den zahlreicheren und darum einen sicheren Schluß gewährleistenden Schweizer Pfahlbauten voll bestätigt wird. Darum sei zunächst eine Liste der hauptsächlichsten und gutdatierten Stationen, soweit sie bisher bekannt sind, gegeben:

Pfahlbauten mit frühbronzezeitlichen Funden:

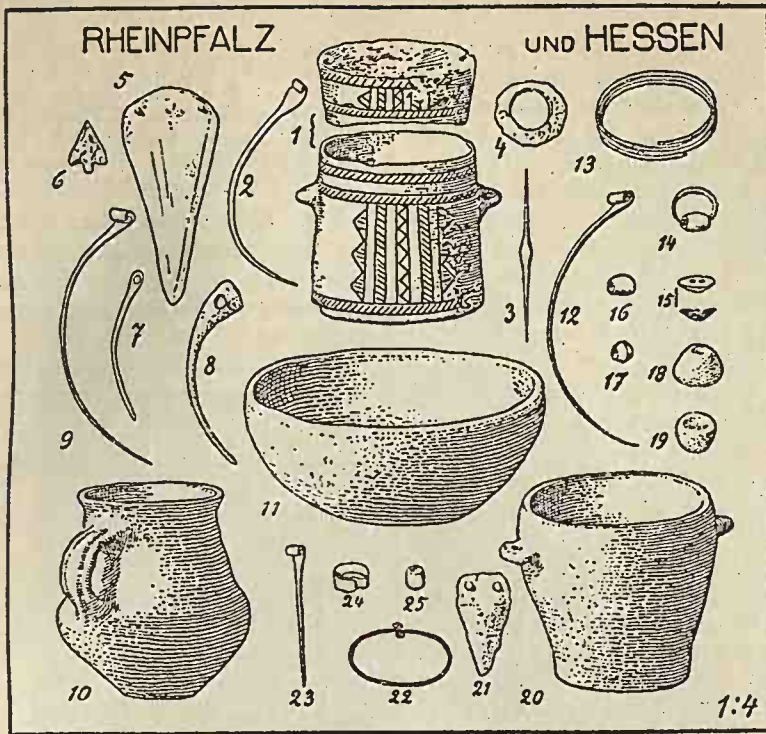
Hagnau (Randaxt)
 Halttau (Randaxt)
 Unter-Uhldingen (Flachaxt, Randaxt)

Nußdorf (Flachäxte, Randäxte)
 Sipplingen (Flachaxt, Randäxte)
 Bodman (Flachaxt, Randäxte)
 Stein und Bottighofen im Kanton Thurgau (je eine Flachaxt).

Pfahlbauten der mittleren BZ:
 [Dingelsdorf-Weiherried (2 Radnadeln)].

Spätbronzezeitliche Pfahlbauten:
 Immenstaad (Schwert mit Griffzunge, Lappenaxt, Nadeln u. a.)
 Hagnau (Bruchstück einer Ronzano-Schwertklinge, Lappen- und Tüllenäxte, Lanzenspitzen, Messer, Sichel, Nadeln u. a.)
 Halttau (Lanzenspitzen, Messer, Nadeln u. a.)
 Unter-Uhldingen (Lanzenspitzen, Lappen- und Tüllenäxte, Tüllenmeißel, Messer, Sichel, Nadeln)
 Bodman (Lanzenspitze, Lappenäxte)
 Stadt-Hoheneck (Lanzenspitzen, Lappenaxt)
 Konstanz-Rauenegg (Nadeln)
 Konstanz-Frauenpfahl (Nadeln)
 Wollmatingen-Langenrain (Lanzenspitzen, Lappenaxt, Nadeln)
 Insel Weerd (kleines Schwert vom Ronzano-Typus Messer, Nadeln).

Überblicken wir die Liste, so ergibt sich zwanglos eine Gruppierung in früh- und spätbronzezeitl. Stationen. Der einzige dazwischenstehende Fund von Dingelsdorf-Weiherried besteht aus zwei Radnadeln (s. d.), die im Ried gefunden wurden, ohne daß Spuren von Pfahlbauten bemerkt wurden. Er kann darum beiseitegelassen werden. Im übrigen ist zu beobachten, daß alle frühbronzezeitl. Funde an neol. Pfahlbauten sich anschließen, jedoch nur teilweise (wie Nußdorf, Sipplingen usw.) bis in die späteste BZ reichen. Andere spätbronzezeitl. Bauten dagegen haben keinen Vorläufer in der frühen BZ und sehr wenige von ihnen einen solchen im Neol. (Wollmatingen-Langenrain). Die frühbronzezeitl. Pfahlbaubewohner dürfen wir also als die spätneol. Bevölkerung ansehen, während in der spätesten BZ eine Zuwanderung neuer Völkerteile stattgefunden haben wird. Das Inventar der letzteren ist spätbronzezeitl., und doch, besonders was die Keramik angeht, von gewisser Eigenart. Wir kennen sie besonders gut von Unter-Uhldingen, Bodman, Konstanz-Rauenegg und Wollmatingen-Langenrain, ferner Buchau (Tröltsch a. a. O. S. 126 Abb. 173; S. 132 Abb. 196—203; S. 195 Abb. 450—55; *Fundber. Schwaben NF* I S. 43 Abb. 11). Sie hat Anklänge an die späteste Urnenfelderkeramik, verwendet aber gern die Kerbschnittdekoration. Außer aus Pfahl-



a



b

Mittel- und Süddeutschland C. Bronzezeit

a. Funde von Mundenheim (1-4), vom Adlerberg bei Worms (5-8) und Nierstein (9 und 10). —
 b. Funde von Straubing, Niederbayern. Nach G. Behrens.

bauten ist sie wenig bekannt, wie ja Gräber der Pfahlbau-Kultur überhaupt selten sind. Zweifellos ist ein solches das 1912 zwischen Reichenau und Hegne gefundene Brandgrab (Röm.-Germ. Korr.-Bl. 1913 S. 65 Abb. 25). Außer am Bodensee wurden auch an kleineren Seen Pfahlbauten festgestellt: Banzenreute-Killiweiher (A. Überlingen; vgl. Wagner *Fundstätten* I 73); Buchau - Federsee (Donaukreis; Fundber. Schwaben NF I S. 36ff. Reinerth).

Letztere Fundstelle bedarf einiger Worte. Es ist die beste Ausgrabung einer derartigen Pfahlbauanlage, wie sie nur durch besonders günstige örtliche Verhältnisse denkbar war. Bronzen sind selten (Messer, Nadeln, Ringehänge und Anhänger), um so reicher die Keramik. Sie hat denselben Charakter wie die der spätbronzezeitl. Bodensee-Pfahlbauten, läßt aber wegen ihrer Menge eine genauere Datierung zu. Es ist, wenn man will, schon frühe HZ, aber noch in den meisten Erscheinungen bronzezeitlich. Dieser Charakter hängt mit der ganzen Frage der Pfahlbauten zusammen (darüber s. Schweiz C § 4). Hier sei nur noch ein Punkt hervorgehoben, der in Buchau besonders lehrreich ist, da der Gesamtplan der Anlage uns vorliegt (Band III Tf. 74). Es ist eine Moorfestung, d. h. die Pfahlbausiedlung ist mit einer (stellenweise zwei- und dreifachen) Palisade umgeben. Bei Bodman (s. d.) sind solche Palisaden mit Durchlässen auch festgestellt worden, die zugleich als Wellenbrecher dienten (Mainz. Katal. 5 S. 74 Nr. 125 Schumacher). Diese Nebenfunktion brauchte die Palisade der Buchauer Wasserburg nun nicht zu versehen, denn so gefährlich ist der Federsee nicht. Auch hierin möchte ich einen Beweis sehen, daß die Anlage der Pfahlbauten aus einer Notlage erwachsen ist, eben zur Verteidigung gegen andere Völkerstämme (s. Schweiz C § 4), und weniger des leichteren Nahrungserwerbs wegen, wie Reinerth (*Pfahlbauten* S. 16) meint: „Wo könnte der Vorzeitmensch seine Nahrung reicher und günstiger erlangen als an der Grenze zwischen Wasser und Urwald, am Rande der Flüsse und Seen?“

Pfahlbauten 9. Bericht Mitt. Zürich 22, 2 (1888) S. 33ff. J. Heierli; W. Schnarrenberger *Die Pfahlbauten des Bodensees* Gymnas.-

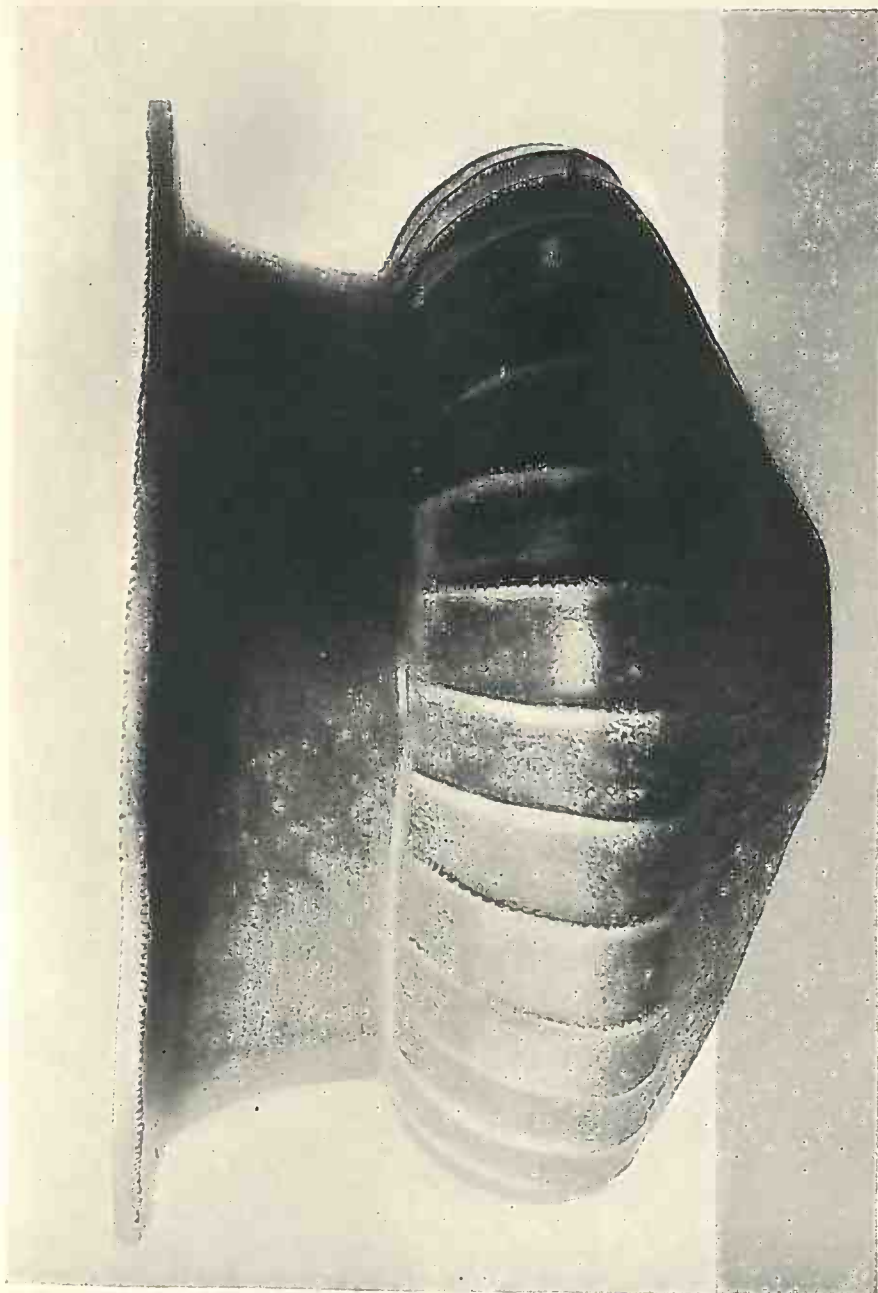
Progr. Konstanz 1891; Veröff. d. Karlsruher Sammlg. 2 (1899) S. 27 ff. Tf. 1, 1-4 K. Schumacher; E. v. Tröltzsch *Die Pfahlbauten des Bodenseegebietes* 1902; E. Wagner *Fundstätten* I (1908); Fundber. Schwaben NF I (1922) S. 36ff. H. Reinerth; ders. *Pfahlbauten am Bodensee* (o. J.) 1923; Germania 6 (1923) S. 103 ff. P. a. r. e. t.

§ 3. Entsprechend dem Schwanken in der Ansetzung des Beginns der BZ variieren auch die absoluten Zahlen, die für die Dauer der BZ und ihrer einzelnen Per. angegeben werden. Eine Tabelle möge die verschiedenen Anschauungen illustrieren:

Montelius	Déchelette (Manuel II 1 S. 105)	Kossinna (Mannusbibl. 9)	Schumacher (<i>Rheinlande</i> I 61)
	2500		
	I	2300	
	1900	I	2100 } B ₁
1800	II	1750	1800 } B ₂
I	1600	II a, b	1600 } B ₂
1500	III	1550	II c
II	1300	1400	III a
1300	III	1300	1400 } B ₄
III		1150	III b
1100	IV	1000	IV
1000	IV	750	1200 } B ₅
750	V		1000 } B ₅

Die Unterschiede sind im Grunde genommen nicht sehr groß, zumal wenn wir uns überlegen, wie wenig gut datierte Fixpunkte uns zur Verfügung stehen. Der sicherste ist das Bronzeschwert vom Griffzungen-Typus, das den Namen König Sethos II. trägt (s. Schwert B; Band XI Tf. 144a), der am Ende des 13. Jh. v. C. in Ägypten regiert hat (Amtl. Ber. Pr. S. 33 [1911/12] S. 124 Abb. 65; ÄZ 50 [1912] S. 61 ff. Tf. 5, 1). Weitere Anhaltspunkte sind die Ähnlichkeiten zwischen myk. und dtsh. Funden (Rapierschwerte, Spiralmotive auf Schwertgriffen), zwischen Rollen- und Schleifennadeln aus Troja, Zypern, Ägypten einerseits und Deutschland andererseits. Auch bei Glasperlen und Buckelurnen (Troja VII. Schicht; s. Troja; Band II Tf. 85 e, f) können wir Parallelercheinungen feststellen, die bei der Datierung der dtsh. Funde helfen.

§ 4. M.-u. S. erhielt auf verschiedenen Wegen, von W und von O her, Kenntnis von den ersten Metallen. Im W haben

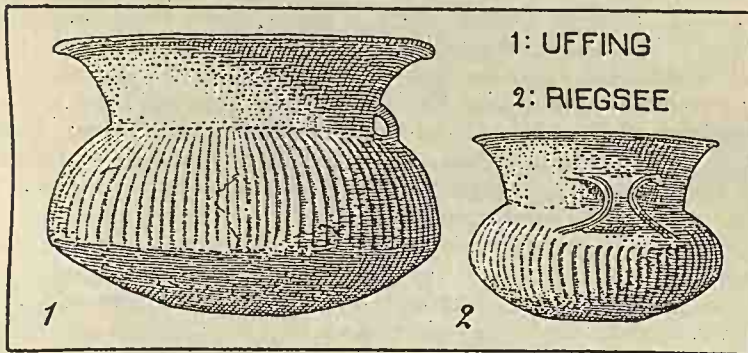


Mittel- und Süddeutschland C. Bronzezeit

Tongefäß vom Ende der III. Periode aus einem Grabhügel bei Wulfen (Anhalt). Ausgegraben im J. 1692 (vgl. Bekman *Historie des Fürstentums Anhalt 1710 I 28*). Berliner Staatsslg. Nach Photographie.



a



b



c

Mittel- und Süddeutschland C. Bronzezeit

a. Funde von Heroldingen am Ries, bei Nördlingen. — b. Keramik von Uffing und Riegsee, Bez.-Amt Weilheim. — c. Bronzezeimer (3), zwei Bronzebecken (4, 5) und zwei goldene Becher (1, 2). Unterglauheim, Bez.-Amt Dillingen. Nach G. Behrens.

Spanien und Irland (auch Südengland) reiche Funde der Frühzeit, im O besonders Ungarn. Bedingt ist die Entdeckung der neuen Metalle durch das Vorkommen von Erzen an der Oberfläche, die also im Tagbau zu gewinnen waren. Zu diesen Ländern gehört auch Böhmen, denn hier findet sich sowohl Kupfer als Zinn, so daß auch in Böhmen, wo ja der Mittelpunkt der Aunjetitzer Kultur ist, die Legierung von Kupfer und Zinn zu Bronze entdeckt worden sein kann, wie Piroutet (*L'Anthrop.* 25 [1914] S. 263 ff.) annimmt (s. a. Bronze-guß A, Legierung). Denn es berechtigt nichts zu der Annahme, daß die Kenntnis der Bronze von einem Punkte der Erde aus (etwa Vorderasien, wo sie sehr früh vorkommt) verbreitet wurde. Für M.- u. S. sind, wie schon gesagt, mehrere Quellen anzunehmen. Von W kam auf den Wegen der Zonenkeramik, also letzten Endes aus Spanien, die Bronze früh an den Mittelrhein. Von O aus Böhmen nach M.-Dtschld. und vielleicht auch S.-Dtschld. (Bayern s. d. Donau), wo allerdings auch direkte Beziehungen zu Ungarn wahrscheinlich sind. Diese Fragen zu entscheiden, bedarf es weiterer Untersuchungen, besonders chemischer Analysen von Bronzegegenständen, denn während Kupfer öfters vorkommt, wird das zur Bronzelegierung nötige Zinn (s. d.) seltener gefunden, mußte also in kupferreiche Länder bisweilen importiert werden, so daß man sich mit dem Zusatz anderer Metalle zur Härtung des Kupfers aushalf, z. B. von Antimon (s. d.) in Ungarn, von Blei (s. d.) in Asien. Allerdings ist immer die Frage zu stellen, ob nicht eine ursprüngliche Verunreinigung des Metalles vorliegt, dessen Erze schon den Zusatz hatten, wie z. B. die Bergwerke vom Mitterberg nickelhaltiges Erz liefern, während Transsylvanien silberhaltiges Kupfer hat (s. a. Bergbau A § 12).

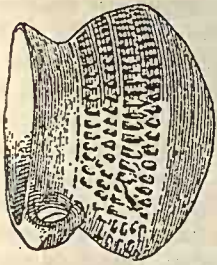
Mit dem Bekanntwerden der Bronze verbreitete sich auch die Kenntnis ihrer Verarbeitung. Aus den Depotfunden (s. u.) ersehen wir u. a., daß zunächst nur fertige Fabrikate vertrieben werden, die technische Herstellung also nur an wenigen Orten erfolgte (der Gießereifund von Jena [Götze-Höfer-Zschesche *Thüringen* S. 306] dürfte nach dem spätesten Stück zu datieren, also nicht frühbronzezeitl. sein), während später die Werkstättendepots erscheinen und

solche, in denen eingesammeltes Altmaterial überwiegt. Auch Gußformen begegnen uns in M.- u. S. ziemlich spät, für Gegenstände der frühen BZ überhaupt nicht. Eine Gußform für eine Radnadel mit drei Ösen stammt von Großschwabhausen bei Weimar. Das Bruchstück einer Gußform für eine Radnadel fand sich in einer Siedlung der Urnenfelderstufe in Biebrich; vom Margarethenberg a. d. Alz (Oberbayern) liegen Gußformen vor für Dolch, Meißel und Lanzenspitze, vom Karlstein (s. d.) bei Reichenhall für Dolch mit breiter Griffplatte. Aus einem Grabhügel bei Wenkheim, B.-A. Tauberbischofsheim, zwei Gußformen aus Stein, eine für ein Absatzbeil, die andere für Absatzbeil, Messer und Meißel (Badische Fundberichte 2 [1925] S. 33 ff. Wahl e). Man scheint in diesen älteren Stufen der BZ mehr mit verlorener Form gearbeitet zu haben, während die späteste BZ zahlreiche Gußformen aus Bronze, Stein und Ton kennt (Landshut, Erlingshofen bei Kipfenberg, Homburg bei Gössenheim, Meckenheim, Cobern, Friedberg, Lindenstruth, Schotten, Wenigenjena). S. a. Bronze-guß A.

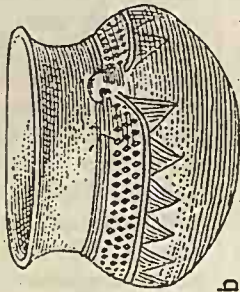
Das Treiben von Gefäßen aus Bronze scheint in manchen Gegenden erst gegen Ende der BZ bekannt geworden zu sein. Und doch liegt der Gedanke sehr nahe, da z. B. die Schneiden der Bronzebeile durch Hämmern geschärft wurden (auch die halbkreisförmige Verbreiterung der Schneide gewisser Randäxte ist die Folge dieses Hämmerns oder Dengeln der Schnittkante) oder die Köpfe der Rollennadeln platt geschlagen wurden. Die verbreitetste Form der getriebenen Bronzegefäße ist in Süddeutschland die Henkeltasse (*Auh V* 5 Tf. 43 Nr. 721 und 729), der die henkellosen Tassen (bisweilen mit graviertem Rand) von Ehingen, Wonsheim und Homburg v. d. H. an die Seite treten. Vielleicht gehören diese, wie der Teller von Ehingen (im Innern abgetrept), schon in etwas jüngere Zeit. Seltene Importstücke sind die Schüsseln und der Eimer von Unterglauheim (Tf. 77c 3—5), für die Parallelen sowohl in Dänemark wie in Ungarn, Oberitalien und Frankreich zu finden sind (über die getriebenen Goldbecher von Unterglauheim s. u.). Der N dagegen bevorzugte gegossene Bronzegefäße, deren prächtigste Vertreter die sog. Hängegefäße (s. d.) mit reichster

a-b BAYERN, c-g WÜRTTEMBERG

h-i HESSEN



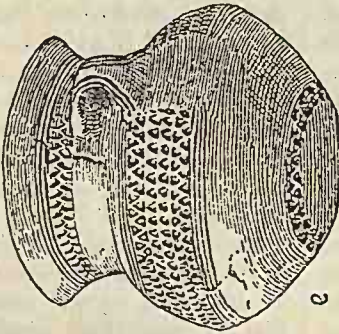
c



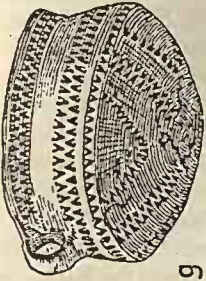
b



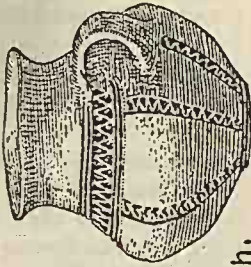
d



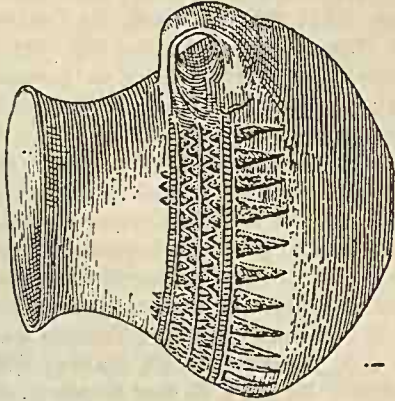
e



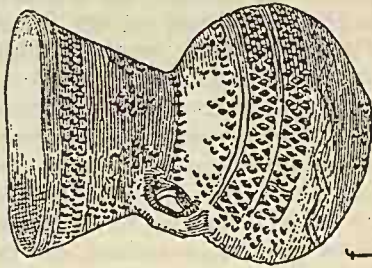
g



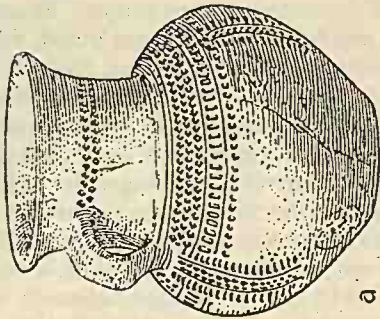
h.



i



f



a

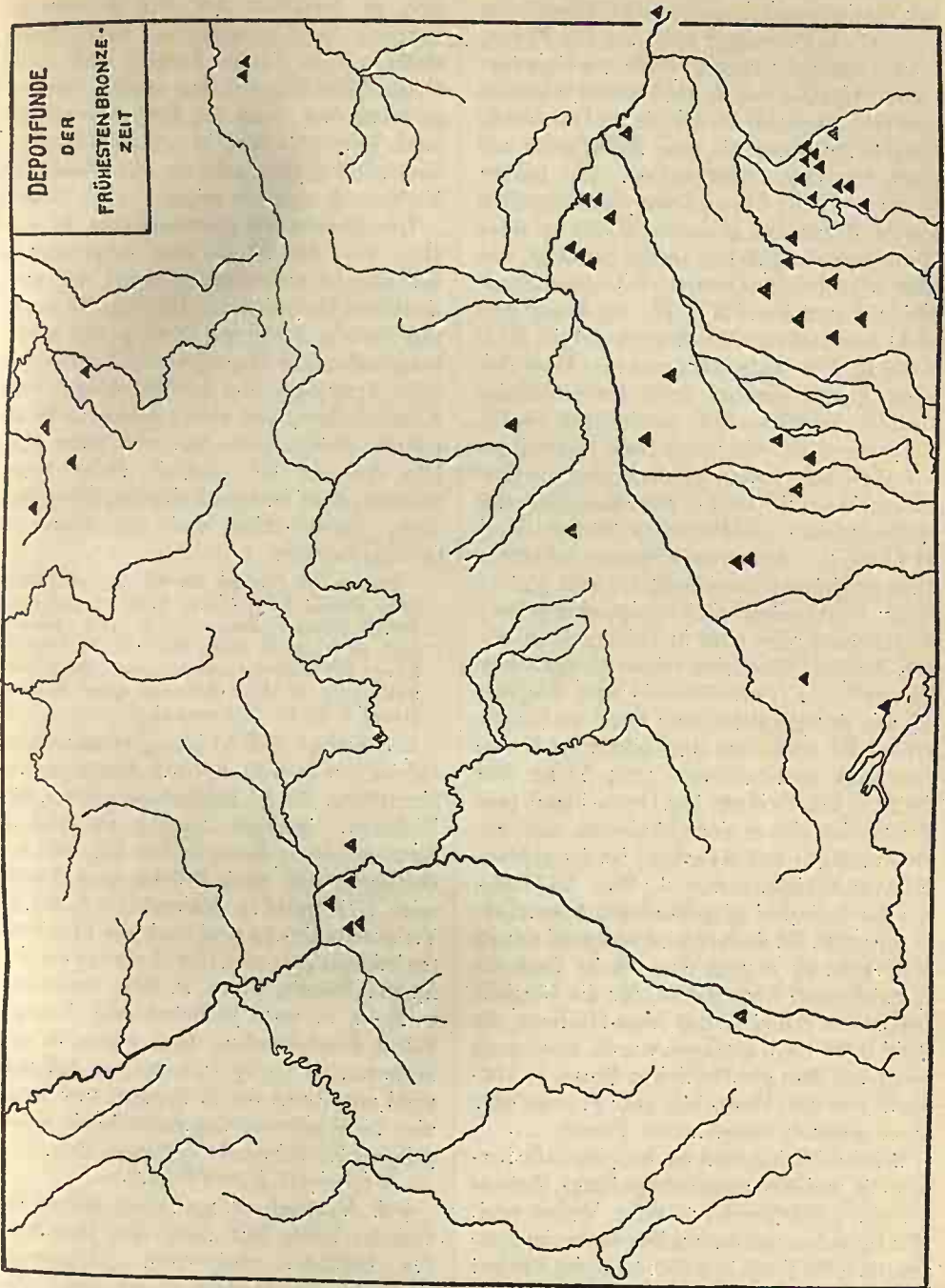
Mittel- und Süddeutschland C. Bronzezeit
 Kerbschnittverzierte Gefäße. Bayern, Württemberg, Hessen. Nach G. Behrens.

Gravierung sind. Vereinzelt sind sie nach dem S und SW exportiert worden (Bruchstück im Depot von Dossenheim bei Heidelberg; ganzes Exemplar aus dem Pfahlbau Cortailod (s. d.) am Neuenburger See; Bruchstücke im Depotfunde von Petit-Villatte, Dép. Cher [P. Goy *La cachette de fondneur du Petit-Villatte Mémoires de la soc. des antiq. du Centre. Bourge* 1885; Fornvännen 1924 S. 303]).

Während das Lötverfahren in bronzezeitl. Funden aus M.- u. S. bisher noch nicht beobachtet worden ist (BJ 123 S. 132 ff. Mötelfindt), erscheint das Vernieten zweier Bronzeteile aneinander schon früh, z. B. bei den Bronzeschwertern, deren Griff und Klinge getrennt hergestellt worden sind, oder bei den Bronzeblechtassen, deren bandförmiger Henkel angenietet ist.

§ 5. In manchen Gegenden Europas war Gold (s. d. A) das erste Metall, das die j. StZ kennenlernte. Es hat z. B. dem Kupfer (s. d. A) gegenüber die Vorzüge, daß es stets rein (nicht in Form von Erzen) auftritt, daß es in vielen Flüssen sich findet (wo die Neolithiker schon ihr Rohmaterial für Steinbeile auf-lasen), und daß es durch kaltes Hämmern umgeformt werden kann. Die bronzezeitl. Goldsachen Mitteleuropas stammen gewiß meist aus Irland und Siebenbürgen (aber auch aus Flüssen wie dem Rhein hat man wohl Goldkörner ausgewaschen), und zwar bezog Mitteleuropa sein Gold meist aus Ungarn (besonders Siebenbürgen), Skandinavien und Nordfrankreich aus Irland, Südfrankreich vielleicht auch aus Spanien (s. Gold A, Gold f u n d e). Entsprechend seinem Charakter wird Gold in erster Linie zu Schmucksachen verarbeitet. Zu Waffen und Werkzeugen eignet es sich wegen der fehlenden Härte nicht (abgesehen natürlich von Schmuckeinlagen in solche aus anderem Metall). Wenn uns also solche begegnen, so können sie nicht zum wirklichen Gebrauch bestimmt gewesen sein. Die goldene Randa xt von Merseburg (Band I Tf. 49 e) ist wohl ein Würdeabzeichen oder eine Weihgabe, hat man die Flächen doch noch mit parallelen Linien verziert. Wir müssen schon in ferne Gegenden gehen, ehe wir etwas Ähnliches finden: Bei Czófalva (s. d.) sind mehrere Goldbeile mit Stielloch (zusammen mit anderen Goldsachen) gefunden worden, von denen eines heute noch erhalten ist (Band II

Tf. 171). Aber hier in dem goldreichen Siebenbürgen überrascht es uns weniger als in Mitteldeutschland, wo wohl das Salz ein ähnlich wertvolles Tauschobjekt war wie im N der Bernstein (s. d. A und Handel A). Von den Gebrauchsgegenständen, die gleichzeitig Schmuck sind, erscheinen aus Gold gefertigte Nadeln in den älteren Stufen der BZ, nämlich in der Form von Ösenkopfnadeln (Rhein bei Mainz, Helmsdorf [Band V Tf. 95 k], Leubingen [Band I Tf. 49 f]), Rollennadeln mit seitlichen Scheibchen (Helmsdorf; Band V Tf. 95 e) oder mit seitlichen Spiralen (Trassem; Tf. 83). Die Mehrzahl der bronzezeitl. Goldsachen ist Frauenschmuck. Am formenreichsten sind die Armbänder und -ringe, die in allen Stufen der BZ uns begegnen. Bandförmig mit Längsrippen (Dieskau [Band I Tf. 49 d], Rhein bei Mainz, Gensingen), stabförmig mit Facetten (Böhl, Heildolsheim), mit leichten Pufferenden (Helmsdorf [Band V Tf. 95 h], Leubingen, Dieskau) oder tordiert (Trassem; Tf. 83). Der Goldarmring aus dem Rhein bei Coblenz (Behrens *Bronzezeit* S. 177; Ztschr. f. Heimatkd. der Reg.-Bez. Coblenz und Trier 3 [1922] S. 242 ff. Günther) ist aus 4 Drähten zusammengedreht, ein Typus, der sonst in der mittel- und südd. BZ (auch in Bronze) nicht vorzukommen scheint, wohl aber in der RKZ, so daß seine Einreihung in die BZ zweifelhaft erscheint, zumal die Enden (mit Verschuß?) beiderseits unvollständig sind. Ohringe aus Gold sind von Helmsdorf (Band V Tf. 95 f, i) bekannt, in einer Form, die nach dem O weist. Fingerringe sind, soviel ich sehe, aus unserem Gebiet zufällig keine vorhanden, wenn man nicht Golddrahtspiralen mit wenigen Windungen als solche ansprechen will, während die Spiralen mit größerer Zahl der Windungen bisweilen als Lockenhalter angesehen werden, jedenfalls zeigte genaue Fundbeobachtung, daß sie etwa an der Schläfe getragen wurden. Ich nenne beispielsweise die Stücke von Heildolsheim, Trassem (Tf. 83) und aus mehreren Grabhügeln in Ober- und Kurhessen. Spiralaröhren kleineren Durchmessers dürften Glieder einer Halskette sein, wohin auch enge Blechröhren gehören, wie die von Wollmesheim, Niederolm und Wintersdorf. An der gleichen Halskette hängen bisweilen Kreis-



Mittel- und Süddeutschland C. Bronzezeit

scheibchen aus dünnem Blech mit getriebener Verzierung, wie solche von Wollmesheim (Tf. 84^Aa), Petterweil und aus der Kreuznacher Gegend vorliegen. Während diese eine rollenartige Öse tragen, sind andere Scheiben größeren Formates am Rande mit Durchbohrungen versehen, die eine Befestigung auf einer Unterlage ermöglichen. Die beiden Wormser (Tf. 84^Ab) und eine wahrscheinlich aus der Rheinpfalz stammende sind auf einer Bronzescheibe gleicher Größe befestigt, andere, wie solche aus Österreich-Ungarn (Stollhof [s. d. und Band XII Tf. 110] usw.), sind wohl unmittelbar als Schmuck auf die Kleidung der Frau aufgenäht worden. Dem gleichen Zweck dienten wohl lanzettförmige Goldblechstreifen mit getriebener Verzierung, von denen ein Stück bei Petterweil gefunden wurde. (Ganz erhaltene sind von Binningen in der Schweiz — aus einem Grab der spätesten BZ — und Paseka in Böhmen [Band II Tf. 35, 4] — aus einem Depot — bekannt.) Ihre getriebene Verzierung ist sehr gleichartig: Punktreihen, Strichgruppen und konzentrische Kreise sind in Feldern angeordnet. Andere Dekoration zeigen die ähnlichen Bronzebleche (vom Gürtel?) vom Riegsee, die aus Brandgräbern vom Ende der Hügelgräber BZ stammen (abgebildet bei Naue *Bronzezeit in Oberbayern* 1894 Tf. 24 und 26/27). Ein Unikum für Deutschland (aus Frankreich gibt es einen ähnlichen, aber unvollständigen von Avanton) ist der goldene Hut von Schifferstadt (s. d.; Ban XI Tf. 69), der durch die drei mitgefundenen Absatzäxte in die mittl. BZ datiert wird und wohl nur als Votivgabe zu deuten ist. Es ist dann die in Edelmetall hergestellte, für die Gottheit bestimmte Nachbildung einer Hutform, die wohl tatsächlich getragen wurde, wenn auch nicht von dem gewöhnlichen Mann, so vielleicht von dem Häuptling oder Priester oder einer anderen angesehenen Person.

Schließlich hat man auch Goldgefäße hergestellt, und es ist ein strittige Frage, ob diese Gefäße „Tafelgeschirr“ oder Votive sind. Wir brauchen uns darauf hier nicht einzulassen, da diese Frage mit dem Material, das aus M.- u. S. zur Verfügung steht, nicht gelöst werden kann. Aus M.- u. S. kennen wir bisher nur einen Fund mit Goldgefäßen, das Depot von Unterglauheim (s. d. und Tf. 77 c 1, 2) der spätesten BZ. Es sind zwei gleiche Tassen

aus dünnem Blech mit getriebenen Verzierungen, in derselben Art wie die oben genannten Goldblechstreifen. Neben diesen steilwandigen Tassen müssen noch flache Goldschalen (ähnlich den nordd.) bekannt gewesen sein, denn ein Tongefäß von Abbach (Niederbayern) ist offenbar die Tonnachbildung einer solchen, wie Form und Verzierung deutlich zeigen. Vgl. a. Tf. 82c.

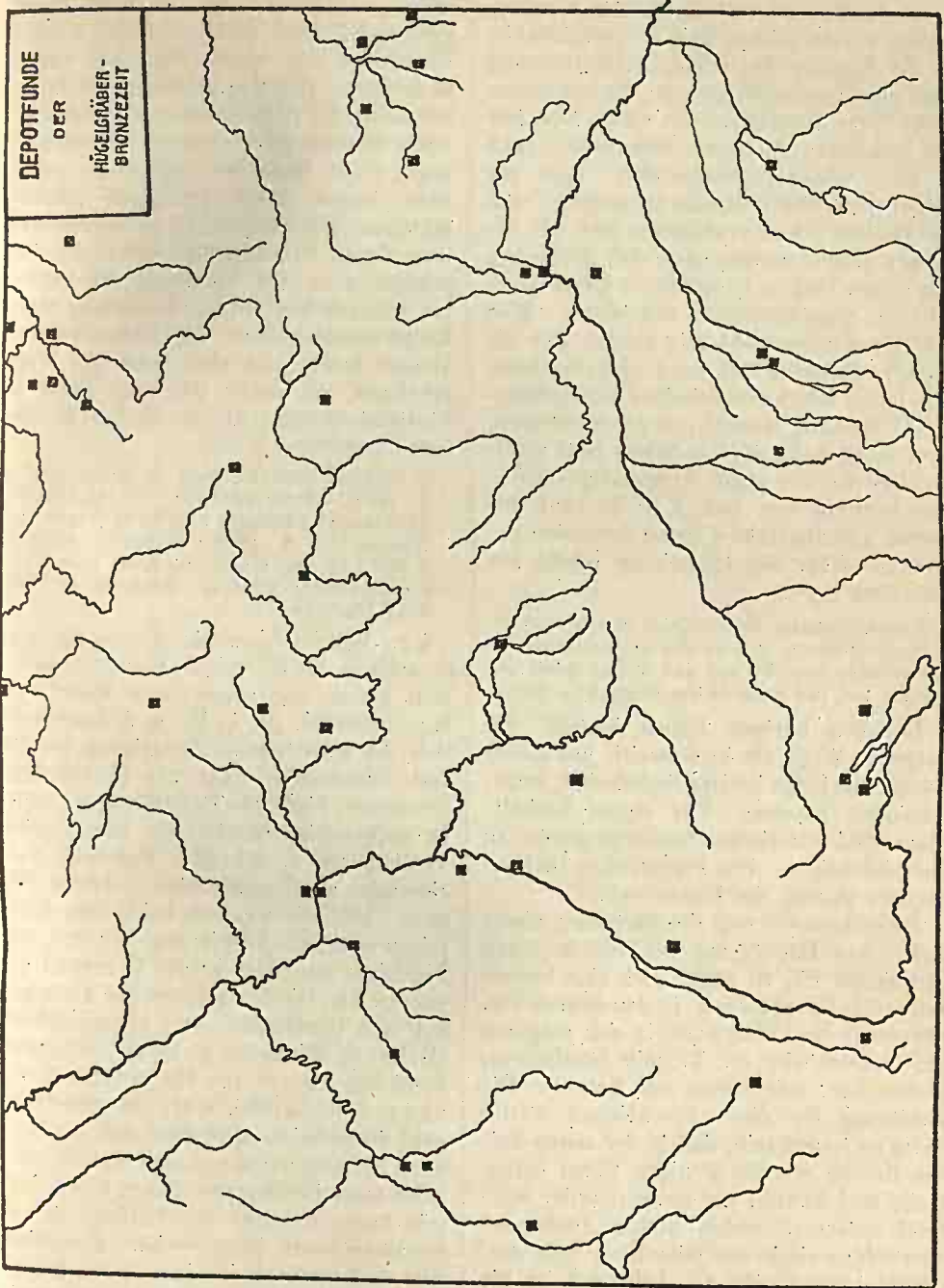
Überblicken wir nochmals kurz, in welchen Per. der BZ die eben besprochenen Goldsachen auftreten, so ergibt sich eine deutliche Gruppierung. Die frühe BZ kennt nur Nadeln, Armringe, Ohringe und Schläfenspiralen, die Hügelgräber-BZ außer Nadeln, Armringen und Schläfenspiralen noch Kreisscheiben, und weiter enthalten sie als seltene Stücke eine Axt und einen Hut. Die späteste BZ endlich außer Kreisscheiben noch Hängescheibchen, Blechröhrchen, Blechstreifen und vor allem die Goldblechgefäße.

Montelius *Chronol.ält. BZ.* S. 92ff.; Schlesiens Vorzeit NF 2 (1902) S. 3ff. Seger; *Guide British Museum, Bronze Age* S. 145ff.; Mannsbibl. 12 (1913) S. 20 ff. Kossinna; Schuchhardt *Der Goldfund vom Messingwerk bei Eberswalde* 1914 S. 18f.; Ber. röm.-germ. Kom. 10 (1917) S. 57, 66 Schumacher.

Das Silber (s. d. A) begegnet in unserem Gebiet nur in Gestalt eines Armringes von Merseburg. Er ist goldhaltiges Silber, also Elektron. Spanien dagegen ist reich an Silbersachen in dieser frühen BZ, und von dorthier kamen auch Stücke nach Frankreich (Déchelette *Manuel* II 1 S. 365/6). Vereinzelte Stücke sind auch aus Pfahlbauten bekannt geworden (Déchelette a. a. O.). Andere Metalle, wie z. B. Blei, erscheinen in M.- u. S. nicht in bronzezeitl. Funden. Seiner Beschaffenheit nach eignet es sich auch nur zu wenig Zwecken, so daß man wohl mit Recht die in Spanien und Sardinien nicht seltenen Gegenstände als Votivgaben oder Schmuck auffassen darf.

Déchelette *Manuel* II 365f.

§ 6. Vorgesch. Wege lassen sich in den meisten Fällen nur durch die Gestaltung des Geländes nachweisen (Höhenwege, Richtung auf Flußübergänge usw.). Die Häufigkeit von Funden einer bestimmten vorgesch. Stufe läßt oft den Schluß zu, daß der betreffende Weg gerade in dieser Per. schon bestanden hat. Als seltener Glücks-



Mittel- und Süddeutschland C. Bronzezeit

fall aber ist es anzusehen, wenn unmittelbar bewiesen werden kann, daß ein Weg z. B. in der BZ benutzt worden ist. Aus unserem Gebiet ist ein solcher Fall zu verzeichnen: In der Riegerau bei Freising (Oberbayern) liegt eine Hügelgräbergruppe, die von einem alten Wege durchschnitten wird. Nun hat der Entdecker (Altbayer. Monatsschr. 1911 S. 1 ff. Wenzl) festgestellt, daß ein Hügel über dieser Straße angelegt ist und ein zweiter schon vorhanden war, als die Straße gebaut wurde, ohne daß die Funde aus diesen Hügeln wesentliche Altersunterschiede gegeneinander aufweisen. Man schließt daraus wohl mit Recht, daß die Straße in dieselbe Zeit wie die Hügel gehört, also in die ältere und mittlere Hügelgräber-BZ (Randäxte, Nadeln mit geschwollenem, aber nicht mehr durchbohrtem Hals u. a.). Sie besteht aus einer dammartigen Kiesaufschüttung von fast 3 m Br. auf der Krone und ungefähr 5 m an der Sohle gemessen. Über die Umgebung erhebt sie sich etwa 0,5 m.

Korrekturzusatz: Nachträglich höre ich von P. Reinecke-München, daß es sich um eine bekannte Römerstraße handelt, und daß Wenzl später zugegeben hat, daß seine Beobachtung irrig war.

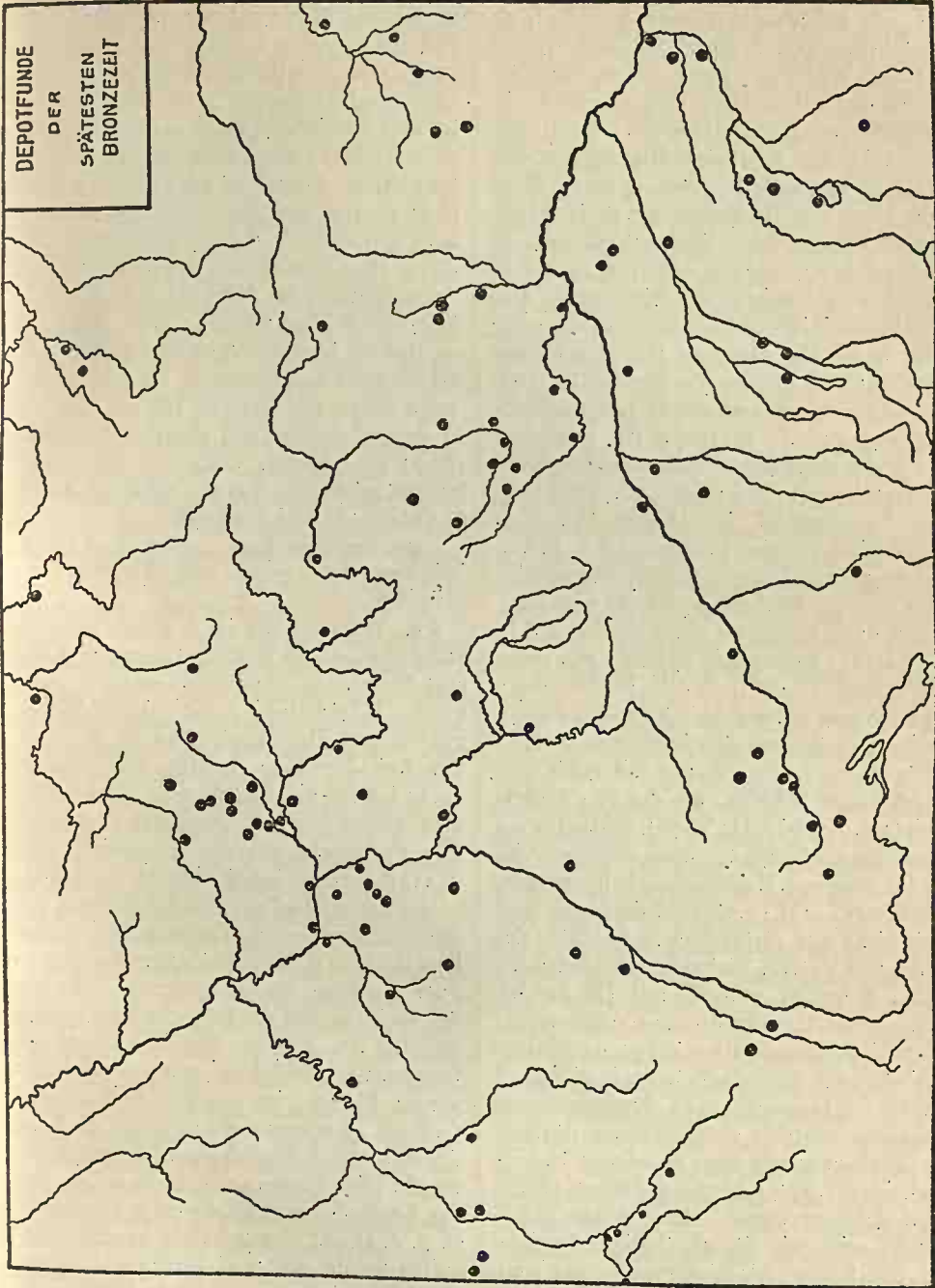
In allen übrigen Fällen können wir vorgesch. Wege als bronzezeitl. nur durch Funde, die längs ihnen gehoben sind, wahrscheinlich machen. Für engere Verhältnisse sind sämtliche Siedlungsspuren zu berücksichtigen. Für Fernstraßen sind besonders wichtig die Depotfunde.

Betrachten wir nun die Verteilung dieser Arten von Depots auf die verschiedenen Stufen der BZ, so ergibt sich eine bemerkenswerte Gruppierung: in den älteren Per. überwiegt die Fertigware, in den jüngeren die Bruchstücke (z. T. mit Gußformen, Gußkuchen, sehr selten mit Barren). Die Erklärung für diese Erscheinung dürfte darin zu finden sein, daß in der ersten Zeit die Bronze erst an wenigen Orten hergestellt und weithin exportiert wurde, während später an vielen Stellen Gießereien entstanden sind, die teils Erze, teils Altmaterial verarbeiteten. Lehrreich ist die Verbreitung der Depots der verschiedenen Stufen auf M.- u. S. Unsere Karten (Tf. 79—81) lassen dies deutlich erkennen. Während in der frühesten BZ

noch eine scharfe Scheidung der Kulturgruppen (thür., mittelh. und süddonauländ.) zu erkennen ist, ist in der Hügelgräber-BZ ganz Süddeutschland ziemlich einheitlich mit einem Netz von Depots überzogen. Dagegen scheiden sich in der spätesten BZ (Urnenfelderstufe) wieder gewisse Zentren oder, vielleicht richtiger gesagt, dicht besiedelte Flußgebiete gegenüber leeren, meist gebirgigen Länderstrecken. Das hängt damit zusammen, daß nun, da die Bronze gießerei fast überall betrieben wird, die Verteilung der Depots im wesentlichen mit der Besiedlung überhaupt zusammenfällt. Die frühbronzezeitl. Depots lassen uns eher noch die Wege erkennen, auf denen das neue Metall in Fertigfabrikaten (teilweise auch in Barrenform) importiert wurde.

Anthrop. Korr.-Bl. 1903 S. 90ff.; *AuhV* 5 S. 142 ff. Schumacher; Götze-Höfer-Zschiesche *Thüringen* S. XXVI; *Déchelette Manuel II* 1 S. 163ff.; Behrens *Bronzezeit* S. 60ff.; 10. Ber. röm.-germ. Kom. 1917 S. 55f. Schumacher; Anthrop. Korr.-Bl. 50 (1919) S. 18 Birkner.

§ 7. Wie im Altertum überhaupt, gibt es auch in der BZ keine „Kunst an sich“. Man kennt nur angewandte Kunst und Kunstgewerbe. Ja, in M.- u. S. beschränkt sich die künstlerische Betätigung der BZ fast ausschließlich auf das geometrische Ornament. Figürliche Darstellungen — seien es selbständige Werke wie Götterbilder, Votivfiguren u. dgl. oder figürliche Verzierungen an Gegenständen — fehlen fast ganz. Und die wenigen bekannten Fälle zeigen stärkste Stilisierung, so daß das Figürliche auch fast wieder Ornament geworden ist. Hierher gehören die Tierköpfe auf dem Bronzeeimer von Unterglauheim (Behrens *Bronzezeit* S. 26/27), die vogelähnlichen Figuren von Hader (ebd. S. 23) und Ackenbach (ebd. S. 17). In allen Fällen geht die Stilisierung so weit, daß von einer auch nur annähernd naturgetreuen Wiedergabe eines bestimmten Tieres keine Rede sein kann, vielmehr die Tierform nur als Ornamentmotiv benutzt ist. Neuerdings sind in Kreuznach in einer spätestbronzezeitlichen Wohngrube mehrere rohe menschliche Ton-Plastiken gefunden worden (die in ihrem Stil teilweise an die Statuen von Fivizzano [*Déchelette Manuel II* 1



Mittel- und Süddeutschland C. Bronzezeit

S. 489] erinnern). Innerhalb der rein geometrischen Ornamente können wir im Verlauf der BZ deutlich eine Entwicklung feststellen. Die Muster der frühen BZ sind noch spätnool.: Punktreihen, Strichbänder und schraffierte Dreiecke sind die Elemente derselben. Als etwas ganz Neues kommt in der mittleren Hügelgräber-BZ die Kreis- und Spiralverzierung hinzu, über deren Ursprung die Meinungen noch geteilt sind. An verschiedenen Stellen der alten Welt hat sie ihre Ausbildung erfahren, in Norddeutschland, Ungarn, Griechenland. Die verhältnismäßig seltenen Stücke (Schwertgriffe u. a.) aus unserem Gebiet scheinen mehr mit den ungar. als den nordd. Ausprägungen der Spiralmuster zusammenzuhängen. In der spätesten BZ gewinnen wieder die einfacheren geometrischen Verzierungselemente die Oberhand: Punktreihen, Strichbündel, schraffierte Dreiecke, konzentrische Kreise, Halbkreise u. a. In der spätesten Urnenfelderstufe Südwestdeutschlands (Baden, Rheinpfalz, Rheinhessen) erscheint dann vereinzelt der Mäander (s. d.).

Hoernes *Urgeschichte*² S. 402ff.; Ber. röm.-germ. Kom. 10 (1917) S. 76ff. Schumacher.

§ 8. Wenig sichere Anhaltspunkte haben wir für die religiösen Anschauungen der BZ-Leute M.- u. S. Ein Wagen mit gold- und silberbelegter Scheibe, wie der von Trundholm (s. d.; Band XIII Tf. 76), dürfte für die Verehrung der Sonne sprechen, aber damit ist nur für den germ. N der Sonnenkult erwiesen, keineswegs für M.- u. S. Und deswegen sind noch nicht alle Goldscheiben Abbilder der Sonne und Votive. Vielmehr möchte ich die beiden Scheiben von Worms (Tf. 84^A b), die aus einem Grab zu stammen scheinen, als Schmuck auffassen, wie ja oft genug Bronzescheiben (die ursprünglich auch glänzend waren) an Halsketten in Frauengräbern festgestellt worden sind. Ebenso dürften die Goldbecher aus dem Fund von Unterglauheim (Tf. 77 c 1, 2), der aus einem Grabhügel gehoben wurde, eher reiches Tafelgeschirr sein, wie die zugehörigen Becken und der Eimer, als Votivbecher für den Sonnenkult. Doch scheint mir der goldene Hut von Schifferstadt (s. d. und Band XI Tf. 69) als Weihgabe an eine Gottheit aufzufassen zu sein, deren Name und Eigenart uns aber unbekannt ist.

Während der Sonnenkult nach dem N weist, treten in der spätesten BZ Süddeutschlands sog. Mondbilder (s. Mondidol) auf, die bisweilen als Zeugen für die Verehrung des Mondes (in Gestalt des Halbmondes) angesprochen worden sind. Diese Deutung ist sehr zweifelhaft, denn die Parallelen, die nach S und O weisen, scheinen eher ein Stierhörnerpaar darstellen zu sollen. Zunächst aber dienten sie zum täglichen Gebrauch als Feuerböcke (s. d.) am Herd und fanden dann eine besondere, sicher symbolische Ausgestaltung im Hinblick auf die Gottheit, die am Herd verehrt wurde. So kommt es, daß die bankförmigen Stücke älter sind als die spitz ausgezogenen, sie gehören teilweise schon der ältesten HZ an. Sie sind in den Rheingegenden (Mittel- und Oberrhein) sehr häufig, ebenso in den Pfahlbauten, seltener in Bayern, zahlreich wieder in Österreich und Schlesien.

Ber. röm.-germ. Kom. 10 (1917) S. 57f., 60ff. Schumacher (wo alle ältere Literatur angeführt ist).

§ 9. Während wir im S durch bildliche Darstellungen, im N durch Baumsarg (s. d.)- und Moorfunde über die Tracht (s. Gerum, Kleidung A) der BZ-Menschen gut unterrichtet sind, sind in M.- u. S. die Anhaltspunkte hierfür sehr dürftig. Zwar haben die Pfahlbauten des Bodensees genug Stoffreste bewahrt (Tröltzsch *Die Pfahlbauten des Bodenseegebietes* 1902 S. 113ff.), doch sind die Stücke meist klein, so daß nur die Technik und das Material, nie die Form des Ganzen zu erkennen ist. Zudem liegt in vielen dieser Pfahlbauten die bronzezeitl. Siedlung an der gleichen Stelle wie die neol., so daß die zeitliche Bestimmung unsicher ist. Was wir über die Tracht der bronzezeitl. Menschen unseres Gebietes wissen können, ist nur gut beobachteten Gräbern zu entnehmen, in denen die Lage der einzelnen Beigaben genau aufgezeichnet wurde. Wir können aus ihnen sehen, daß das Gewand der Frau durch je eine Nadel (s. d. A 1) auf der Schulter zusammengehalten wurde, während Männergräber nur eine Nadel enthalten, an deren Stelle in der spätesten BZ die zweiteilige Fibel (s. d. A) tritt. Ausgehend von den Beobachtungen an den bayer. Grabfunden der Hügelgräber-BZ hat Naue Wandtafeln gezeichnet, auf

denen ein Krieger der älteren Hügelgräber-BZ und eine Frau der jüngeren Stufe in Tracht und Bewaffung bzw. Schmuck rekonstruiert wurden, die nicht übel im Eindruck sind, während eine „weise Frau“ der älteren BZ gar zu phantastisch geraten ist. (Erschienen im Verlag von Piloty und Loehle in München.)

Déchelette *Manuel* II 307ff.

§ 10. Wohl die schwierigste Frage im Bereich unseres Themas ist die nach der Stammeszugehörigkeit der BZ-Menschen. Darum sind auch die darüber geäußerten Ansichten so verschiedenartig. Die drei Kulturprovinzen der frühesten BZ M.- u. S. sind wohl unbestritten. Auch die Abstammung der Adlerberg-Leute von westeurop. Neolithikern wird kaum bezweifelt werden, mögen wir sie nun aus Spanien kommende Zonenkeramiker oder westeurop. Dolmen-Bevölkerung nennen. Die wenigen erhaltenen Schädel sind vorwiegend brachykephal und weisen auf einen mittelgroßen Menschenschlag (Präh. Z. 4 [1912] S. 67ff. Bartels). Die Straubinger Leute scheinen mir eher eine Fortsetzung einer Voraunjetitzer (also spätneol. Bevölkerung Böhmens, Schlesiens und der angrenzenden Gebiete) zu sein als — wie Schliz es aus den Schädelformen schließen will — eine Mischbevölkerung von Aunjetitzern und Adlerberg-Leuten, zumal gerade über die Aunjetitzer noch große Meinungsverschiedenheiten herrschen. Schuchhardt (*Alteuropa*¹ 1919 S. 274) sagt darüber: „Alles verweist bei dieser Kultur auf s. Ursprung, die Hockerbestattung, die Beutelform und die Ornamentlosigkeit der Gefäße, die kleinen Dolchmesser, die Goldspiralen. Es zeigt sich in Mähren auch eine nahe Verwandtschaft mit dem Glockenbecherkreise, manche Gefäßformen sind beiden gemeinsam. Es muß irgendwo in Süddeutschland oder Österreich die Abzweigung aus der w. Pfahlbaukultur erfolgt sein, wo, läßt sich bisher nicht erkennen. Aunjetitz selbst hat keine Nachwirkung geübt. Wie ein Meteor erscheint und verschwindet es in der ersten Metallperiode.“ Kossinna dagegen (z. B. *Mannus* 3 [1911] S. 319) läßt die Aunjetitzer „durch Vermittlung der mitteld. schnurkeramischen und, weiter zurück, der älteren Lat-

dorf-Bernburger aus der n. Megalithbevölkerung sich herleiten“. Diesen widersprechenden Behauptungen gegenüber sucht Winckler (*Mannusbibl.* 22 S. 134ff.) durch Aufstellung typol. Entwicklungsreihen der Aunjetitzer und Voraunjetitzer Keramik die Frage nach der Herkunft des Aunjetitzer Kulturkreises zu lösen und kommt zu einem, wie ich glaube, festen Ergebnis: daß der Schwerpunkt der Entwicklung der Aunjetitzer Stufe sich von Schlesien nach Böhmen verschoben hat und die Gefäßformen sich rückwärts über die Voraunjetitz-Stufe bis in die Marschwitz-Stufe (s. Marschwitzer Typus) und z. T. bis in die Noßwitz-Stufe (s. Nosswitzer Typus) verfolgen lassen, d. h. daß in der „Oder-Schnurkeramik“ (im Gegensatz zur mitteld. „Saale-Schnurkeramik“) eine der Wurzeln des Aunjetitzer Kulturkreises liegt (s. Aunjetitzer Kultur). Während von der Einheitlichkeit der Bevölkerung der südd. Hügelgräber-BZ alle Forscher überzeugt sind, herrschen über ihren Ursprung verschiedene Ansichten. Kossinna hält sie für Abkömmlinge der ö. Aunjetitzer und nennt sie Kelten (im Gegensatz zu den germ. BZ-Leuten Norddeutschlands und den Nord-Illyriern des O (*Mannusbibl.* 6² Karte 5). Schliz dagegen läßt sie aus Mitteldeutschland einwandern, wo die Sitte der Hügelgräberbestattung ja schon in der frühen BZ herrschte. Letztere Auffassung würde zwanglos erklären, daß gerade am Rande des Vogelberges, der auf der Linie der Einwanderung liegt, so viele Gräber der älteren Hügelgräber-BZ sich finden. Schwerlich hätten aber diese zugewanderten Volksteile ganz Süddeutschland so schnell überziehen können, wenn nicht einheimische Spätneolithiker mit ihnen zusammengefloßen wären. Es sind dies in erster Linie wohl die Schnurkeramiker, deren Grabhügelsitte ja mit der bronzezeitl. harmonierte. So dürfen wir annehmen, daß da, wo die frühbronzezeitl. Funde vom Aunjetitzer, Straubinger und Adlerberg-Typus fehlen, die Spätneolithiker gleich in die frühe Hügelgräber-BZ hinüberwandern, oder (wie Reinecke es in seiner neuesten Übersicht im *Bayerischen Vorgeschichtsfreund* 1/2 [1921/22] S. 21 ausdrückt) daß die Schnurkeramik einen Teil

des frühen BZ-Abschnittes einnimmt. Auf die Ähnlichkeit gewisser Tongefäße der Hügelgräber-BZ mit schnurkeramischen aus Mitteldeutschland ist bei Behrens *Bronzezeit* S. 219 hingewiesen. So wenig wie die Neolithiker in der BZ spurlos verschwinden, werden die Träger der Hügelgräber-BZ in der letzten Per. der BZ, der Urnenfelderstufe, durch die Vertreter dieser Kultur restlos hinweggefegt, vielmehr „schiebt sich eine neue Bevölkerung mit Flachgräbern und Leichenbrand in die Haupttäler Süddeutschlands ein“ (Schuchhardt *Alleuropa*¹ 1919 S. 270). Ihre Urheimat ist noch unbekannt, sie kommt von SO und dringt vor bis zur Werra, der oberen Lahn, dem Siebengebirge, der Eifel und dem Saar-Tal (Schumacher *Rheinlande* I 70). Vielleicht sind es die Nachkommen der Bandkeramiker, die an die Alpenränder, namentlich die Ostalpen, zurückgedrängt wurden. Wolff (Arch. f. hess. Gesch. NF 13 [1920] S. 21) will die Urnenfelderleute der Wetterau gleichfalls an die Bandkeramik anschließen, allerdings die wetterauische Bandkeramik. Die Urnenfelderstufe hat teilweise eine sehr lange Dauer und reicht noch in die HZ hinein, z. B. in Südwestdeutschland, besonders da, wo die ö. Hallstattkultur spät und spärlich hingekommen ist, so daß ich der Ansicht Schuchhardts (*Alleuropa*¹ 1919 S. 270) nicht ganz beipflichten kann: „Diese Zuwanderung ist offenbar von der alten Bevölkerung aufgesogen worden, denn die dann folgende Hallstatt-Kultur ignoriert ihren Hausrat und baut weiter auf der Grundlage der alten Hügelgräberzeit.“

Die Lausitzer Kultur erscheint nur in ihren jüngeren Formen in den ö. Teilen Mitteldeutschlands (s. Lausitzische Kultur). Behrens

D. Hallstatt- und Latène-Zeit (Tf. 84^B—93).

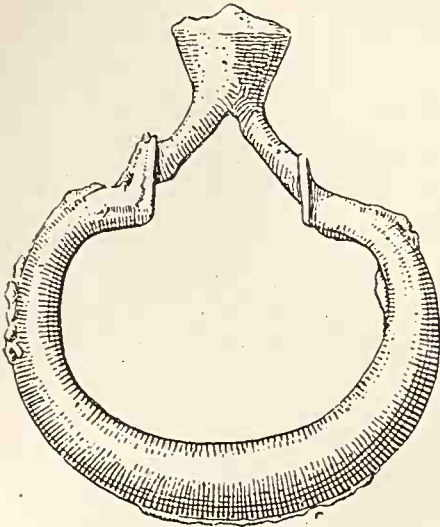
I. Mittel- und süddeutsche Hallstatt-Kultur (§ 1—6): § 1. Allgemeines. — § 2. Hallstattstufe 1 (1000—900 v. C.). — § 3. Hallstattstufe 2 (9.—8. Jh.). — § 4. Hallstattstufe 3 (8.—7. Jh.). — § 5. Hallstattstufe 3—4 (Mehrener Typus, 7.—6. Jh.). — § 6. Hallstattstufe 4 (ca. 6. Jh.).

II. Mittel- u. Süddeutsche Latène-Kultur (§ 7—11): § 7. Allgemeines. — § 8. Latènestufe 1 (Ende des 6. Jh. bis ca. 400 v. C.). — § 9. Latènestufe 2 (400—300). — § 10. Latènestufe 3 (300—100). — § 11. Latènestufe 4 (100—um C. Geb.).

I. Hallstatt-Kultur. § 1. Der Versuch einer zeitlichen und kulturellen Gliederung der Hallstattperiode Süd- und Westdeutschlands, wie er zuerst von O. Tischler, J. Naue und anderen älteren Gelehrten unternommen wurde, beschränkte sich auf eine allgemeinere Einteilung in eine ältere, mittlere und jüngere Hallstattstufe. P. Reinecke hat dann in einer Reihe grundlegender Arbeiten 4 scharf umrissene Abschnitte festgelegt, die er Stufe A—D nennt, und die in formaler Beziehung auch heute noch ihre volle Geltung besitzen. Neuerdings habe ich selbst in mehreren Aufsätzen neben den formal-entwicklungsgeschichtlichen auch die ethnologischen und siedlungsgeschichtlichen Gesichtspunkte für Westdeutschland schärfer betont. Ich weiche dabei von der Reineckeschen Einteilung nur insofern ab, als ich die ältere Urnenfelderkultur noch zur jüngsten BZ rechne (B₅) und unter H₁ nur deren jüngere Formen verstehe (Präh. Z. 11/12 [1919/20] S. 123f.). H₂ umfaßt dann den Gündlinger, H₃ den Alb-Koberstadter Typus, während für H₄ noch keine speziellere Bezeichnung vereinbart ist.

Gerade in Westdeutschland zeigt die Hallstatt-Kultur eine solche Vielgestaltigkeit, daß man hier mit jenen 4 formaltypol. Stufen allein nicht durchkommt. Es hängt dies nicht nur mit der Verschiedenartigkeit des Landes, sondern auch mit der großen Anzahl von Volks- und Kulturströmungen zusammen, die am Rhein von allen Seiten sich trafen und in mannigfachster Weise mischten, je nach der Stärke des einen oder anderen Elements. Dabei spielt die alteinheimische Bevölkerung eine viel größere Rolle, als man meist annahm. Wir werden deshalb versuchen, im folgenden neben der typol. die ethnologische und besiedlungsgeschichtliche Betrachtungsweise zu ihrem Recht zu bringen.

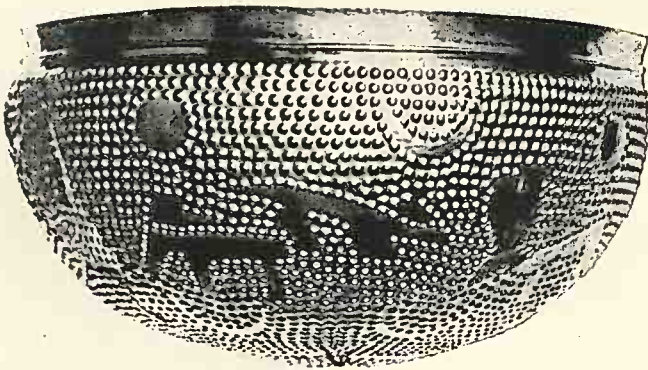
§ 2. Hallstattstufe 1 (ca. 1000—900; Tf. 84^B, 84^C). Wo die ackerbaureibenden Nachfolger der bronzezeitl. Urnenfelderleute in größerer Anzahl sich halten konnten, wie n. vom Neckar und noch mehr n. des Mains, oder wo sie, in größeren Verbänden abgedrängt, neue feste Wohnsitze gewannen, wie im Mittel- und Niederrheingebiet und n. vom Main bis zum Mittelgebirge, da haben



a



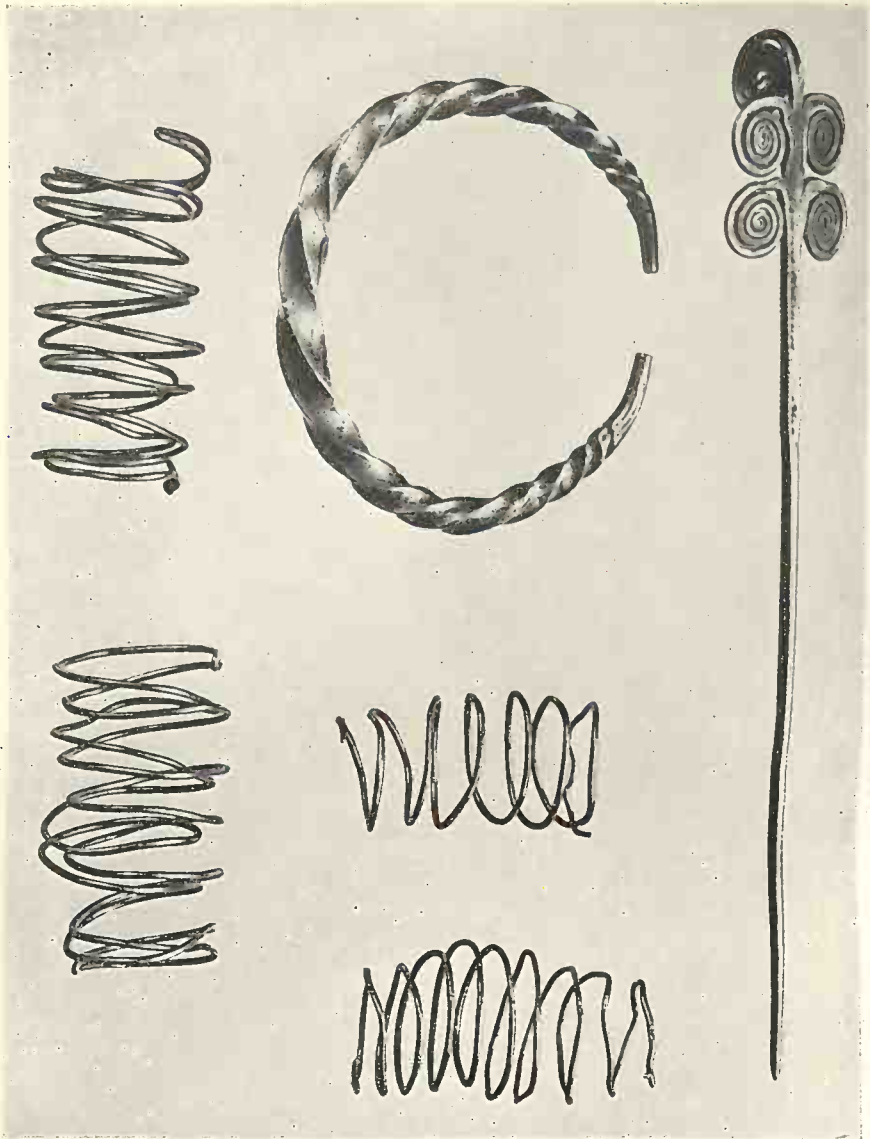
b



c

Mittel- und Süddeutschland C. Bronzezeit

Vergleichsmaterial aus der schweizerischen BZ: a. Armring aus Bronze mit Gußzapfen. Corcelette, Schweiz. $\frac{2}{3}$ n. Gr. Nach *Antiquités Lacustres* Lausanne 1896 Tf. 27, 17. — b. Sichel aus Bronze mit Holzschaft. Mörigen, Schweiz. $\frac{1}{4}$ n. Gr. Nach Groß *Les Protohelvètes*. — c. Goldschale von Altstetten bei Zürich. $\frac{1}{3}$ n. Gr. Nach Hoops *Reallexikon* II Tf. 18.



Mittel- und Süddeutschland C. Bronzezeit

Goldschmuck aus dem Depotfunde von Trassem, Kr. Saarburg. Ca. $\frac{1}{1}$ n. Gr.
Nach Aufnahme des Provinzial-Museums Trier.



a



b

Mittel- und Süddeutschland C. Bronzezeit

a. 6 goldene Zierscheiben und 2 goldene Perlen. Wollmesheim, Bez.-Amt Landau (Grab 2, Brandgrab). $\frac{7}{10}$ n. Gr. Nach Aufnahme des Museums Speyer. — b. Goldscheiben aus einem Hügelgrab bei der Liebfrauenkirche in Worms. Ca. $\frac{1}{1}$ n. Gr. Nach Aufnahme des Museums Wiesbaden.



Mittel- und Süddeutschland C. Bronzezeit. D. Hallstattzeit

Typen der Urnenfelderstufe: Nr. 695–697. Weinheim bei Alzei, Kr. Alzei. — 698. Gonsenheim, Kr. Mainz. 699–701. Bretzenheim, Kr. Mainz. — 702–708. Aub, B.-A. Ochsenfurt. — 709–718. Nierstein, Kr. Oppenheim. — 719. Huttenheim, A. Bruchsal. — 720. Oberingelheim, Kr. Bingen. — 721–726. Fuchsstadt, O.-A. Ochsenfurt. — 727–729. Burladingen, O.-A. Hechingen. — 730–732. Heidesheim, B.-A. Frankenthal. Nach *Allertümer unserer heidnischen Vorzeit* 5 Tf. 43.

sie ihre alte Kultur, den Brandritus, den Ackerbau usw., fortsetzen und weiterüben können, wenn sie auch von den Nachbarn manches Neue annahmen. Wie in der jüngsten BZ wird die Totenasche in einem großen, manchmal geradezu faßartigen Ossuarium von Urnen- oder Eimerform geborgen, zusammen mit wenigen Metallbeigaben aus Bronze, die vom Scheiterhaufen verschont oder von der Pietät der Angehörigen mitgegeben wurden, dagegen mit zahlreichen kleineren Tongefäßen, oft förmlichen Servicen, kleineren Urnen, Schalen, Bechern, Tassen, Tellern, die in oder neben dem Ossuarium standen. Gegen den Erddruck war das Ossuarium durch Bretter, Steinplatten, Trockenmauerchen, manchmal mit primitiven Überwölbungen, geschützt. Darüber wurde ein flacher Hügel aufgeschüttet, dessen Rand häufig von einem Steinkranz umgeben ist. Auch wo die geschlossenen Urnenfelder vorherrschen, wie im Voralpengebiet, dürften über den Einzelflachgräbern niedrige Erdaufwürfe anzunehmen sein. Nicht selten begegnet mitten unter den Brandgräbern Skelettbestattung ganz der gleichen Zeit, aber öfters mit Waffenbeigaben, ein deutliches Anzeichen von Stammesmischung. Es sind die Überreste der alt-einheimischen BZ-Bevölkerung, die mehr Jagd und Viehzucht trieb und auf ihre Waffen noch im Tode stolz war. Wie die Friedhöfe waren auch die Siedlungen von größerer Ausdehnung und geschlossen, wenn auch in loser Anordnung der einzelnen Gehöfte. Die Häuser, wohl meist viereckig, bestanden in Block- und Fachwerkbauten mit Holzpfeilern, doch haben bis jetzt erst ganz wenige eine eingehendere Untersuchung erfahren, an erster Stelle ein Haus bei Kreuznach.

Als typische Beispiele können genannt werden in Südbaden die Urnenfelder von Möringen und Singen, die schon Vorstufen der Gündlinger Formen enthalten, in Nordbaden Wiesloch, in Oberhessen zahlreiche Nekropolen der Gießener Gegend, in der Vordereifel Gering. Der ganze Kulturapparat steht in engem Zusammenhange mit demjenigen des n. Alpenrandes, mag es nun ein rätisches oder sonst ein verwandtes Volk gewesen sein. Die meisten Formen sind Weiterentwicklungen solcher, wie sie

in C § 2 c geschildert wurden. Neue Erscheinungen sind durch Einflüsse der alt-einheimischen Hügelgräberbevölkerung, der Pfahlbauer oder durch andersartigen Fernhandel veranlaßt. Auch in dieser Per. muß man das große Geschick dieser Leute für die Töpferei, namentlich in der Gestaltung der großen, oft ungemein dünnen und fein polierten Gefäße und in der geschmackvollen Anwendung der Ornamente, bewundern.

§ 3. Hallstattstufe 2 (ca. 9.—8. Jh.): Gündlinger Stufe (Tf. 85; s. a. Band IV Tf. 59, 12. 13): Während in vielen Teilen unseres Gebietes, namentlich n. des Neckars und Mains, die bisherige Ackerbaubevölkerung ungestört sich weiterentwickelte, drängen in die Südwestecke Deutschlands neue Volksstämme von O ein, augenscheinlich illyr. Völker aus den Ostalpenländern, wieder mehr Jäger und Viehzüchter. Von ihrem eigenartigen Kulturapparat, der mit H₁ und B₂ noch manche Beziehungen zeigt, aber auch vieles selbständige Neue bringt, vor allem in der Keramik mit ihren flaschenartigen Vasen, Henkelkrügen, abgetreppten Tellern usw., hat P. Reinecke (*AuhV* 5 S. 315f.) eine vorzügliche Schilderung gegeben, doch sind die Funde dieser Stufe noch wenig zahlreich. Die feine Polierung der oft auffallend dünnwandigen Gefäße von tiefschwarzem Glanze, die vielen Riefelungen, die fast mehr an die von Holz- als Metallgefäßen erinnern, die rot oder gelbrot und schwarz aufgemalten Mäander- und Schachbrettmuster verraten engsten Zusammenhang mit der Keramik der Ostalpen (Kärnten, Krain usw.), dem vermutlichen Ausgangsgebiet dieser Stämme. Ihre Verbreitung geht über die bayr. und schwäb. Hochebene und die Alb hinweg über Südbaden, Elsaß und die bayr. Pfalz bis nach Frankreich. N. des Neckars begegnen nur verwandte Formen oder Einzelstücke, ohne jene scharfe Ausprägung des S. Der Grabritus scheint zwischen Verbrennung und Bestattung zu schwanken, obwohl ersterer von Haus aus vorwiegen dürfte. In den Grabhügeln ist die (Viereck-) Hausform öfters durch regelrechtes Trockenmauerwerk angedeutet, ausgestattet mit sehr vielen Gefäßen für Speise und Trank, aber weniger mit Bronzeschmuck und Geräten, abgesehen von

Vasenkopfnadeln und den schöngeschwungenen Bronzeschwertern mit den Flügelortbändern. Die Lage der Siedlungen weist auf Jäger und Viehzüchter.

Zu den bekannten alten FO sind in Bayern und Schwaben einige neuere hinzugekommen, vor allem eine hochinteressante Befestigung im Schussenrieder (s. d.) Torfmoor (bei Buchau; s. Festung A § 20; Band III Tf. 74), die auch umfangreiches keramisches Material ergeben hat, darunter Dutzende von Urnen, Krügen, Schüsseln, Schalen u. a. aus feingelätetem, schwarzen Ton, sehr interessante Übergänge von der Urnenfelderstufe H_1 zu H_2 . Aus Rheinbayern sind Grabhügel von Offenbach, Rheingönheim, Speier, Westheim zu nennen, von Inzheim eine ausgedehnte Siedlung auch mit bemalter und mäanderverzierter Ware (Präh. Z. 11/12 [1919/20] S. 137). N. der Donau und des Neckars treten an Stelle des Gündlinger Typus Sonderentwicklungen auf, meist in Weitergestaltung der Formen des Urnenfeldertypus von H_1 , so namentlich im Rhein-Tal, wo die Umgebung von Mayen prächtiges Material geliefert hat, aber auch in der Wetterau, wo neuerdings in Muschenheim und Niedermockstadt (Tf. 87b) wertvolle Funde zum Vorschein gekommen sind, die z. T. wieder mehr an den Gündlinger Typus erinnern. Es ist ja nicht ausgeschlossen, daß, wie sich dem Albtypus von H_3 , die verwandte Koberstadter Kultur n. vorlagerte, so auch schon in H_2 dem Gündlinger sich eine nahestehende, aber abgeschwächte Ausprägung jener beigesellte, wie sich auch in Franken an Stelle des Gündlinger Typus ein besonderer regionaler ausbildete.

AuhV 5 S. 315f. Tf. 55 Reinecke; Wagner *Fundstätten I* (1908) S. 181f., 190; Schumacher *Rheinlande I* 90ff.; Veröffentlicht. d. Oberrh. Museums und der Gailschen Sammlung zu Gießen 1 (1919) S. 26ff. ders.

§ 4. Hallstattstufe 3 (ca. 8.—7. Jh.): Alb- und Koberstadter Typus (Tf. 86). Diese dritte Stufe der HZ bezeichnet teils eine Weiterentwicklung der vorausgehenden Kultur, teils aber das Aufkommen eines neuen Elementes, wohl infolge neuen Zustroms aus dem Ostalpengebiet. Charakteristisch für dieselbe sind die buntbemalten und mit Kerbschnitt

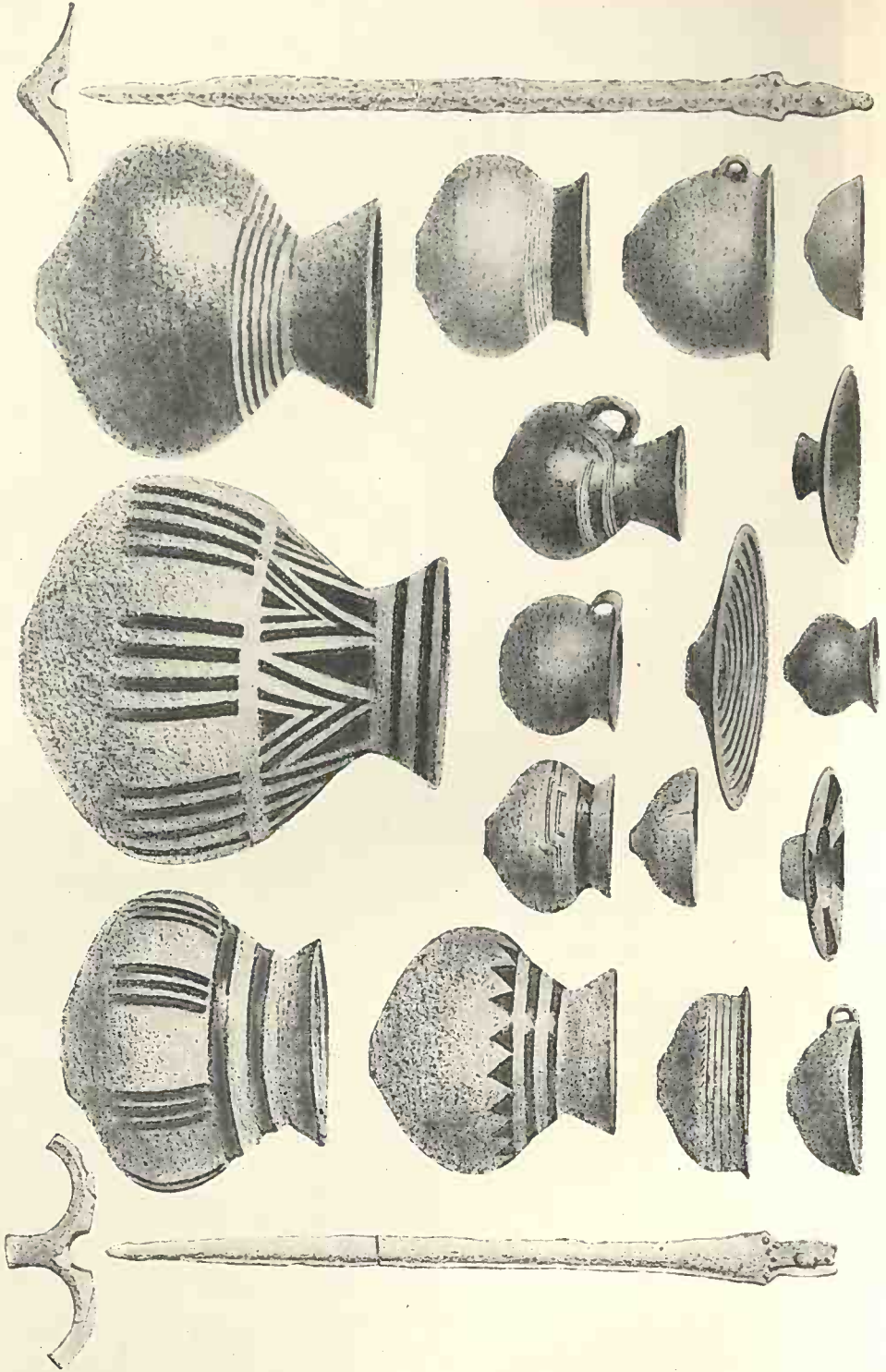
verzierten Urnen und Schüsseln, die eine bewunderungswürdige Hingabe und feingestimmte Empfindung verraten. Das Wiederauftreten des Kerbschnittornaments, das in der bronzezeitl. Hügelgräberzeit Südwestdeutschlands (vgl. Tf. 78) bis an den Niederrhein sehr beliebt war, ist sicher kein Zufall, sondern hängt wie die immer mehr aufkommende Erdbestattung wohl mit dem Wiedererstarken jenes einheimischen Bevölkerungsteiles zusammen. Doch beschränkt sich die buntere Bemalung und Kerbschnittverzierung im wesentlichen auf die Lande s. der Donau und der Linie Ulm — Baden-Baden — Hagenau — Nancy, dem Hauptgebiet des Tannheim-Alb-Salemer Typus (Tf. 86a; s. a. Band VII Tf. 80), der von einer Jagd und Viehzucht treibenden Bevölkerung getragen war. Der n. angrenzende Koberstadter Typus (Tf. 86b) zeigt zwar so ziemlich dieselben Gefäßformen, abgesehen von gewissen Eimerchen, Henkelkrügen, mäanderverzierten Schalen usw., die noch einen engeren Zusammenhang mit den Ostalpen dartun, aber die Koberstadter Formen sind meist etwas plumper, einfacher und schwächer bemalt, auch nur selten mit Kerbschnitt verziert. Der ausgeprägtere Koberstadter Stil reicht bis zum Taunus und zur n. Wetterau; den Mittelrhein hat er nur ausnahmsweise, z. B. bei Worms, überschritten. Er traf überall auf stärkere Reste der alten Urnenfelderbevölkerung von B_5/H_1 , namentlich im mittleren Neckar-Tal und in der Wetterau, mit der er sich mischte, Ackerbau und Leichenbrand von ihr übernehmend. Diese Nachfolger der Urnenfelderleute waren es auch, die die Koberstadter am allgemeineren Überschreiten des Rheines in Rheinhessen hinderten, so daß hier wie auch in der Vordereifel eine Fortdauer dieser Ackerbaukultur von H_1 — H_3 , ja stellenweise noch in H_4 zu beobachten ist.

Als Bewaffnung waren lange Eisen Schwerter und Eisenlanzen beiden Stämmen, dem des Alb- wie Koberstadter Typus, gemeinsam, ebenso Hieb- und Dolchmesser bzw. kurze Weidmesser sowie Pfeil und Bogen, während die schönen zweischneidigen Dolche fast nur bei dem Alb-Stamm gefunden sind. Die Bronzeschwerter, im ganzen von gleicher Form wie die eisernen, die in H_2 ,

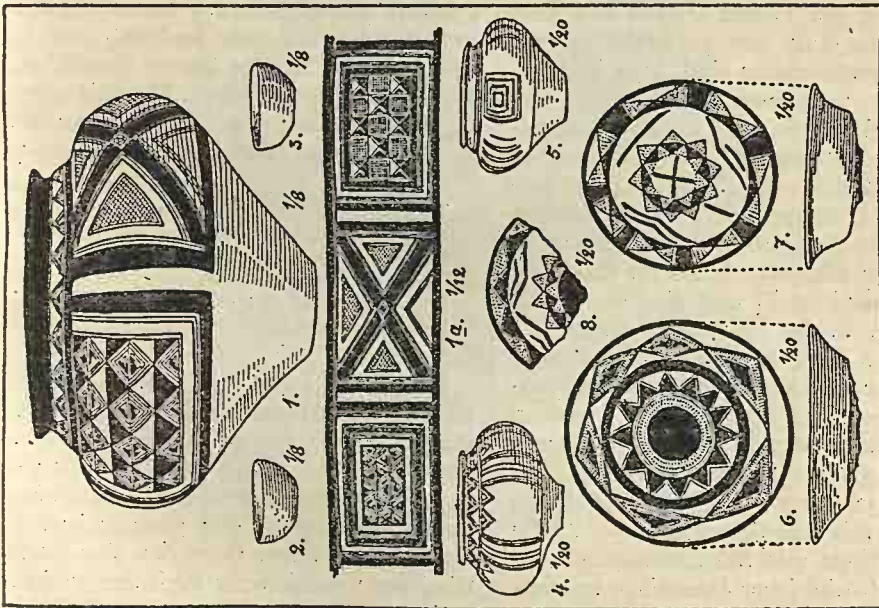
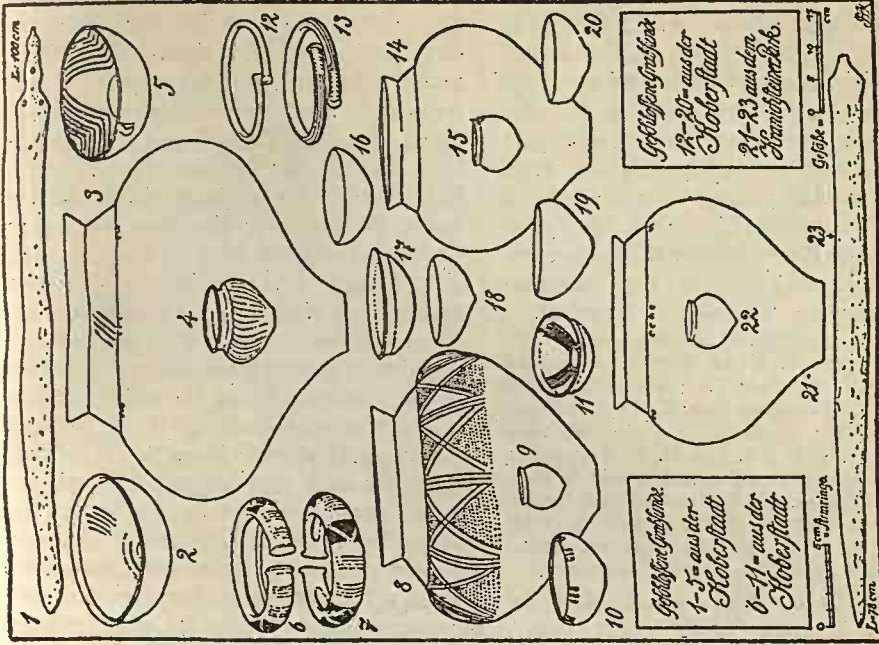


Mittel- und Süddeutschland C. Bronzezeit. D. Hallstattzeit

Typen der Urnenfelderstufe: Nr. 733–737. Nierstein, Kr. Oppenheim. — 738. Gaudernheim, Kr. Alzei. — 739–740. Unbek. FO in Rheinhessen. — 741–742. Oberingelheim, Kr. Bingen. — 743–746. Eberstadt, Kr. Darmstadt. — 747–748. Haßloch, B.-A. Neustadt a. H. — 749. Wiesbaden. — 750–751. Mainaschaff, B.-A. Aschaffenburg. — 752. Bretzenheim. Kr. Mainz. — 753. Heidesheim, B.-A. Frankenthal. 754–755. Bierstadt, L.-Kr. Wiesbaden. — 756–750. Burladingen, O.-A. Hechingen. — 761–763. Tönniesfeld bei Hanau, Kr. Hanau. Nach *Allertümer unserer heidnischen Vorzeit* 5 Tf. 44.



Mittel- und Süddeutschland D. Hallstatt- und Latènezeit
Typen der Gündinger Stufe. Nach *Altertümer unserer heidnischen Voreit* 5. Tr. 55.



a

b

Mittel- und Süddeutschland D. Hallstattzeit
Typen der Salem-Koberstadt-Stufe. Nach K. Schumacher.

innerhalb des Gündlinger Typus so oft begegnen, kommen in H_3 fast nur noch in Frankreich und Belgien vor. Teile von Pferdegeschirr und Wagen werden bei beiden ins Grab mitgegeben. Roß und Wagen spielten ja, wie manche Zeichnungen verraten, bei der Jagd eine Rolle, der letztere auch als Paradeleichenwagen. Auch die Schmuckgeräte sind beiden Stämmen ziemlich gemeinsam, wenn auch bei dem Alb-Stamm alles viel reicher ist. Die schönen Gürtelbleche des Alb-Typus kommen in der Koberstadter Kultur nur selten vor, dagegen häufiger die sog. Toilettengeräte (Zängchen, Löffelchen, Kratzer).

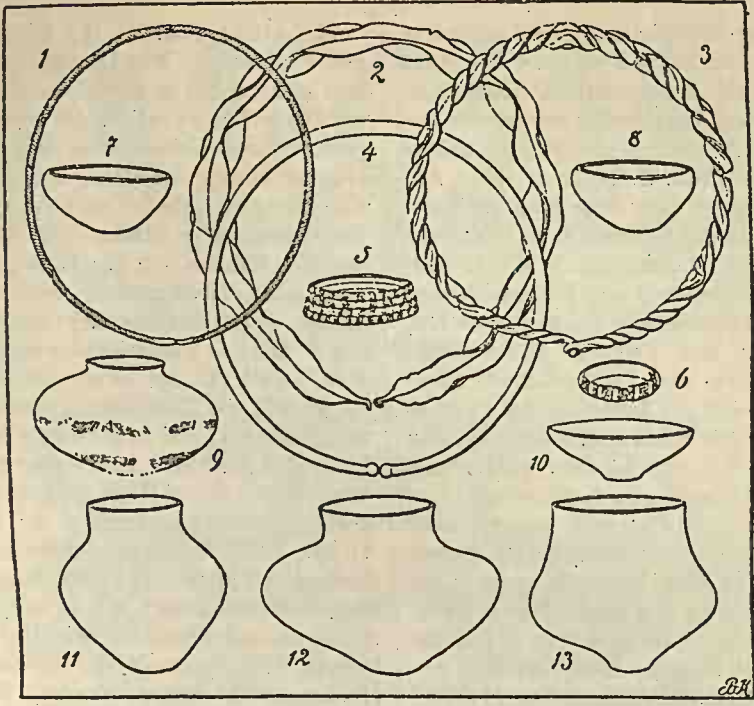
J. Naue *Hügelgräber zwischen Ammer- und Staffelsee* 1887; v. Föhr *Hügelgräber auf der schwäbischen Alb* 1892; P. Göbeler *Hügelgräber im Illertal bei Tannheim* 1910; E. Wagner *Fundstätten* 1908ff.; Heilbronner Festschrift 1911 A. Schliz; *AuhV* 5 S. 399 Tf. 69 Reinecke; Hess. Quartalbl. 1 und 2 und Archiv f. hess. Gesch. u. Altertsk. 3 F. Kofler und R. Adamy; Germania 2 (1918) S. 98ff. und Präh. Z. 11/12 (1919/20) S. 145ff. K. Schumacher; ders. *Rheinlande* I 235ff., wo weitere Literatur.

§ 5. Die Stufe H_{3-4} (ca. 7.—6. Jh.): Mehrener Typus (Tf. 87). Im Hunsrück und in der Eifel, an deren Rändern die Urnenfelderleute von H_{1-4} ziemlich dicht saßen, während im Innern (abgesehen von der Trierer Gegend und dem unteren Saar-Tal) nur schwache Spuren derselben nachweisbar sind, kam in H_{3-4} eine weit zerstreute Bevölkerung von Hirten und Jägern auf, die sich namentlich an den wild- und wiesenreichen oberen Ausläufern der Flüsse, auf den sonnigen Hochflächen mit ihren prächtigen Eichen- und Buchenwäldern sehr behaglich fühlte. Ein Hauptfundplatz im Hunsrück ist Hermeskeil (s. d.) und die Birkenfelder Umgebung, in der Eifel außer Mayen die Gegend von Mehren, wonach diese Kultur auch die Mehrener genannt wird (s. a. Mehrener Typus). Eigentümlich sind derselben die sog. Wendelringe (s. d.); „Totenkranze“; Tf. 87 a 1—3), fein tordierte Brustringe, fein geglättete, schwarze oderschokoladenbraune Tongefäße mit schön geschwungener Profillinie und öfters mit Schnurornament, das durch Eindrücke jener Brustringe entstanden ist (vgl. Band IV Tf. 179 d). Die Männer führen nur Lanzen, Hiebmesser und Bogen, die Frauen tragen allerlei Gehänge und reichen Brustschmuck. In dieser scharfen Aus-

prägung wird diese Kultur im ö. Lothringen, im Saargebiet, Westpfalz, Eifel, Hunsrück und im w. Teil des Taunus und Westerwalds angetroffen. Sie erscheint hier im W als bodenständig und verrät eigene Weiterbildung mancher Formen, z. B. der feinen Brust- und Armringe, auch der Wendelringe, obwohl deren Vorbild aus Mittel- und Norddeutschland stammt. Ihr Verhältnis zu den Urnenfelderleuten, deren gleichzeitige oder nur wenig ältere Gräber bisweilen in denselben Grabhügelgruppen vorkommen, ist noch nicht klargestellt. So zahlreich die Spuren der Mehrener Kultur in den genannten linksrhein. Waldlandschaften sind, in der Ebene der Rheinpfalz und Rheinhessens ebenso wie in der Wetterau hören sie allmählich fast ganz auf, offenbar weil hier die Ackerbauer der Urnenfelderkultur ihren Boden behaupteten, der auch dem Hirtenvolk wenig zusagte. Dagegen treten sie wieder im w. Taunus und Westerwald mit ihren Skelettgräbern auf, nicht nur in Kulturausstrahlung, sondern in z. T. recht volkreichen Gruppen, wie die ausgedehnten Nekropolen mit allerdings nur sehr geringen Beigaben beweisen. Im ö. Taunus hat die ältere, verbrennende Hallstattbevölkerung energischen Widerstand geleistet, und auch im ö. Westerwald ist bereits der Einfluß einer anderen (nach G. Wolff und W. Bremer bereits chattischen) Bevölkerung zu verspüren. Über die ethnologische Herkunft dieses Hirtenvolkes läßt sich zur Zeit noch nichts Bestimmtes sagen.

Jahresb. d. Ges. f. nützliche Forschung zu Trier 1894 H. Lehner; Birkenfelder Katalog 1914 H. Baldes-G. Behrens; 31. Veröffentl. des Ver. f. Heimatkunde in Kreuznach 1919 (*Hallstattzeit an der unteren Nahe*) G. Behrens; Präh. Z. 8 (1916) S. 139ff., ebd. 11/12 (1920) S. 163ff. und Nass. Annalen 44 (1916/17) S. 175ff. K. Schumacher.

§ 6. Die Stufe H_4 (ca. 6. Jh.; Tf. 88). Formal und chronol. ist diese Stufe, deren Hauptvertreter späte Certosa-, Schlangens- und Paukenfibeln sind, ziemlich klar von P. Reinecke umschrieben, um so schwieriger ist sie ethnologisch und geographisch zu fassen, da in vielen Gegenden eine starke Mischung verschiedener Kulturen vorhanden ist. In der Nordschweiz, im Elsaß, in Südbaden und im sw. Württemberg ist die gall. Kultur von LT_1 nur schwach oder gar nicht vertreten, ein Beweis, daß hier die



a



b

Mittel- und Süddeutschland D. Hallstattzeit

a. Typen der Mehrener Kultur. — b. Bemalte Gefäße von Niedermockstadt, Wetterau.
 Nach K. Schumacher.

Späthallstatt-Bevölkerung länger als weiter n. standgehalten hat (bis ca. 400 v. C.). Dies bestätigen auch die späthallstädtischen Gefäßformen und Verzierungsweisen, die bereits manche Anlehnung an gall. Frühlatènetypen zeigen (Präh. Z. 11/12 S. 176). Andererseits begegnen aber hier auch geschlossene Funde, in der Schweiz z. B. das reiche Skelettgrab von Lunkhofen (s. d.), in Südbaden Grabhügelfunde von Blumenfeld und Singen, in Württemberg bei Mergelstetten, die so sehr mit Funden Südostfrankreichs, des Jura- und Doubs-Gebiets übereinstimmen, daß ein Zusammenhang, sei es in ow., sei es wö. Richtung, vorhanden sein muß, wobei mir das letztere wahrscheinlicher ist. Wieweit eine Kultur- bzw. eine Volksbewegung in Betracht kommt, muß erst näher untersucht werden. Die Scheidung ist um so schwieriger, da es im W bis jetzt fast ganz an gut beobachteter Keramik fehlt, während sie allerdings in Bayern in letzter Zeit häufiger zum Vorschein gekommen ist (Korrbl. f. Anthr. 48 [1917] S. 92; Germania 2 [1918] S. 31 E. Wagner; die nordbayr. Funde s. unter Beckerslohe).

N. der Linie Hagenau—Rastatt—Stuttgart—Ulm, die zugleich die Grenze der reicher bemalten und gekerbten Hallstattgefäße und später des fränk.-alemann. Volkes bildet, war das Ende der HZ schon um 500 v. C. mit dem Einbruch der Kelten gegeben, so daß hier das geschilderte allgemeine Nachleben der Hallstattkultur wegfällt. Aber auch hier haben sich hallstädtische Bevölkerungselemente, weniger des Koberstadter als des bauerlichen Urnenfeldertypus, bis in LT₁₋₂ gehalten, wie späte, verwaschene Hallstattgefäßformen und Frühlatènegräber mit Leichenbrand im Hunsrück und am Rhein bestätigen. Auch in Oberhessen und im Westerrwaldgebiet, wo auch wieder etwas mehr Keramik von H₂ zutage gekommen ist, lassen sich späte Hallstattnachzügler beobachten. Weiter rheinabwärts in der Kölner Gegend (s. Niederrheinische Hügelgräberkultur) tauchen dann allmählich germ. Einflüsse auf und zuletzt der germ. Harpstedter Typus (s. d.) selbst.

AuhV 5 S. 144ff. Tf. 27 Reinecke; Präh. Z. 11/12 (1920) S. 170ff. Schumacher; [G. Behrens Die Hallstattzeit am Mittelrhein Mainzer Festschrift 1927].

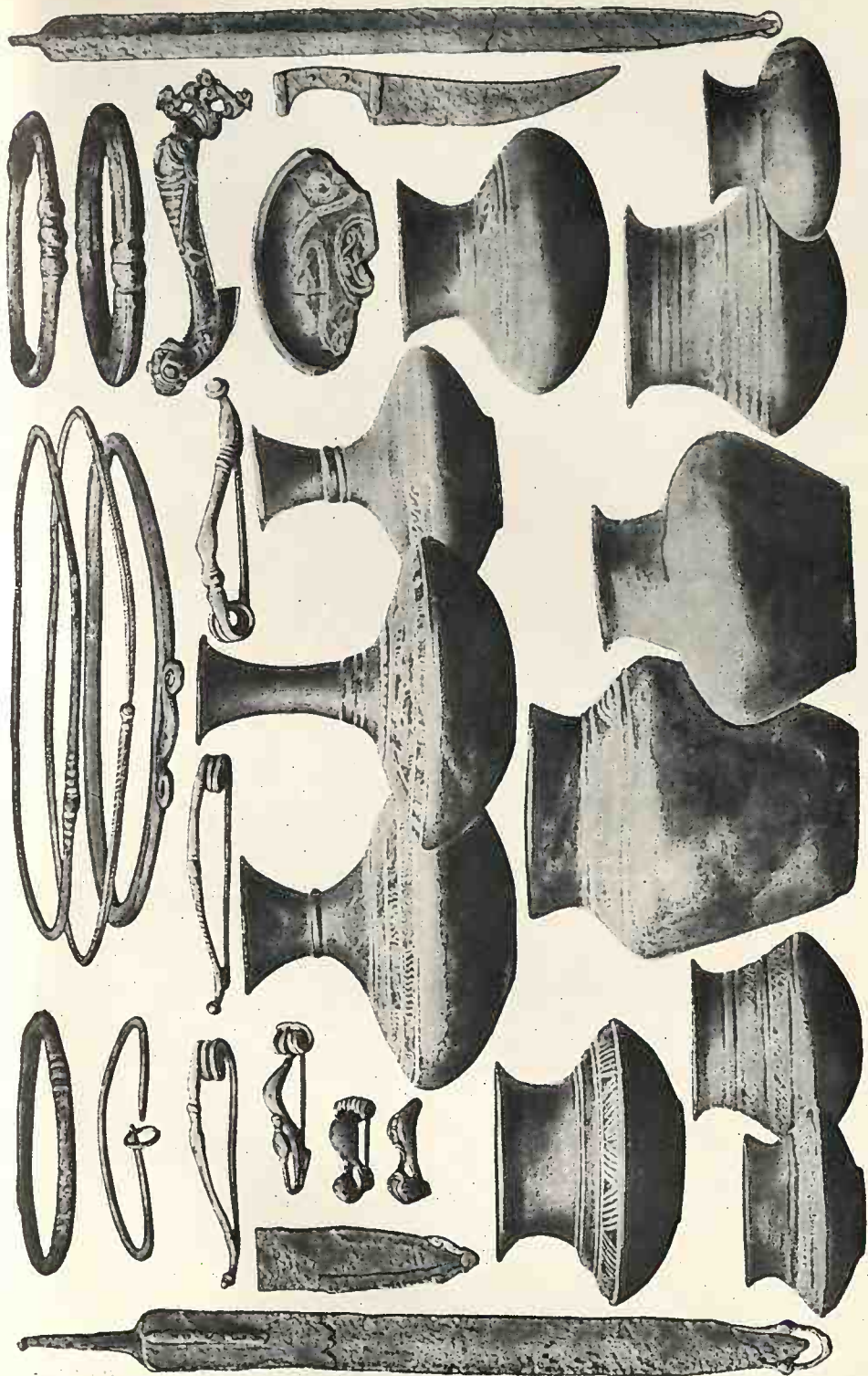
II. Latène-Kultur. § 7. Die Frage nach der Entstehung der Latène-Kultur kann hier nicht weiter in Ausführlichkeit erörtert werden (s. Latènestil). Im übrigen liefert gerade unser Gebiet einen wichtigen Beitrag zur Lösung derselben. Für die chronol. Einteilung schließe ich mich der Gliederung Reineckes in 4 Stufen an, obwohl für manche Gebiete wie die Schweiz nur die drei alten Tischlerschen Stufen (Früh-, Mittel- und Spätlatènezeit) Geltung haben.

§ 8. Die von Reinecke klar umschriebene Periode A (Tf. 89) — wir nennen sie LT₁ — umfaßt die Zeit vom Ende des 6. Jh. bis ca. 400 v. C. und ist durch die berühmten „Fürstengräber“ von Besseringen und Weißkirchen (Band IV Tf. 64 Abb. 20, 24) an der Saar, Schwarzenbach (s. d.; Band VII Tf. 191, XI Tf. 115—118), im Hunsrück, Rodenbach (s. d.; Band XI Tf. 29, 30) und Dürkheim (s. d.; Band II Tf. 215) in Rheinbayern, Armsheim und Schwabsburg in Rheinhessen, Urmitz-Weißenturm in der Rheinprovinz, Horhausen in Hessen-Nassau, Klein-Aspergle (s. d.; Band VII Tf. 1—4) und Ludwigsburg am Neckar in Württemberg u. a. vertreten. Es sind meist sehr stattliche Grabhügel bis 65 m Dm und 6 m H., die nicht selten 1 oder 2 hölzerne oder steinerne Grabkammern für den Häuptling und seine Frau enthalten. Die Männer sind im Schmucke ihrer Waffen bestattet mit eisernen Lang- (La Motte, Gorge-Meillet [s. d.], Rodenbach) und Kurzschwertern („Hiebmessern“: Weißkirchen, Rodenbach [s. d.], Eygenbilsen [s. d.], Schwabsburg), schön verzierten Dolchen (Weißkirchen, aber auch im Späthallstatt-Grabhügel bei Pflugfelden; s. Klein-Aspergle), mit eisernen Lanzen und Pfeilen (Weißkirchen, Rodenbach, Armsheim), öfters mit ihrem Streitwagen (Weißenturm, Armsheim, Horhausen), dem reiches Pferdegeschirr beigefügt ist (Rodenbach, Armsheim, Horhausen). Umgeben sind sie mit kostbarem Tafelgerät, etrusk. Schnabelkannen, Bronzezisten, Mischgefäßen, Kesseln, Becken und Schüsseln aus Bronze, rotfigurigen griech. Trinkgefäßen, Kantharoi und Schalen. Die Frauen tragen ihren reichsten Schmuck zu Schau: Hals- und Armringe von Gold (Besseringen, Schwarzenbach, Dürkheim), Masken- und Tierkopffibeln aus Bronze, Gürtel mit kunstvollen Schließen, Zier-

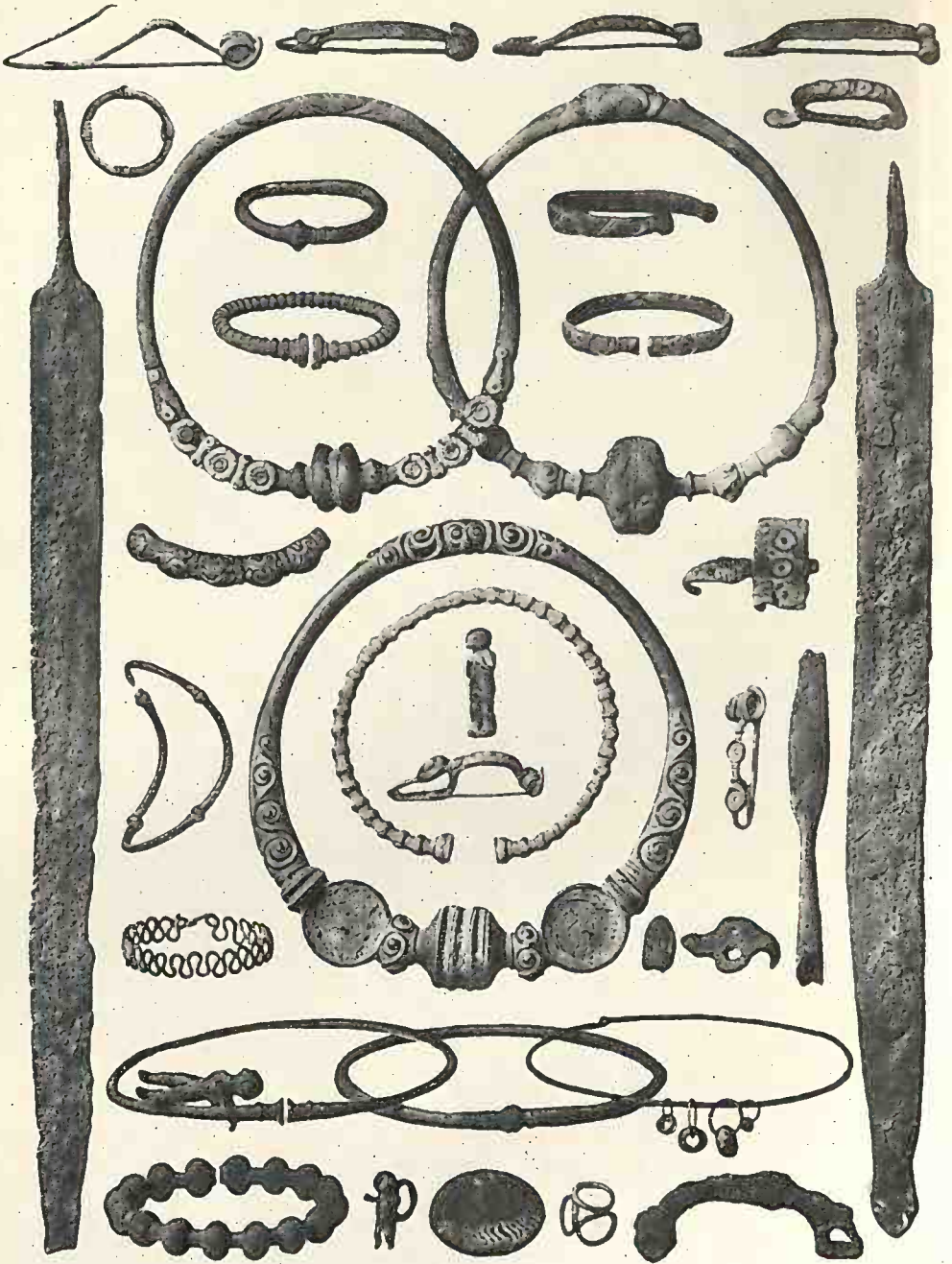


Mittel- und Süddeutschland D. Hallstatt- und Latènezeit

Typen der Hallstattstufe D. Nach *Allertümer unserer heidnischen Vorzeit* 5 Tf. 27.



Mittel- und Süddeutschland D. Hallstatt- und Latènezeit
 Typen der Latènestufe A aus Nordostbayern. Nach *Allertümer unserer heimischen Vorseit* 5 Tf. 50.



Mittel- und Süddeutschland D. Hallstatt- und Latènezeit

Typen der Latènestufe B aus Süddeutschland. Nach *Allertümer unserer heidnischen Vorzeit* 5 Tf. 57.

scheiben und Toilettengeräte aller Art, eigentlich auch Spiegel (La Motte, nicht Dürkheim!), Korallen- und Gagat-Schmuck u. a. m. Während die älteren Gräber alle von Hügeln überdeckt waren, sind die jüngeren, die schon Übergänge nach LT₂ zeigen, bereits Flachgräber, so bei Urmitz-Weißenturm genau wie an der Marne. Keramik ist in diesen Gräbern in unserem Gebiete leider sehr selten, so daß wir sie teils aus den ostrz. Funden teils aus ihrer Einwirkung auf die südwestd. Hallstattgefäße erschließen müssen. In Frankreich kommt auf diesen Gefäßen, deren Form meist den ital.-griech. Bronzegefäßen nachgebildet ist, ungemein häufig das Mäanderornament (s. Mäander) vor (wie schon in der HZ im frz. und n. Alpengebiet, ein deutlicher Hinweis auf die Wege dieser neuen Kultureinflüsse, die wir auch in den schönen Fußvasen von Hermeskeil und vom Burrenhof auf der Alb erkennen müssen. Deutlich lassen sich mehrere aus Süd- und Mittelfrankreich nach O vordringende Völkerwellen verfolgen: Bituriges, Turones, Volcae, Boii, Helvetii, zuletzt Treveri, die sich durch Grabriten und Keramik unterscheiden (Leichenbrand und Skelettbestattung bzw. Fußvasen, Linsenflaschen [Band VII Tf. 193 d] usw.), von denen die frühesten, die Bituriger und Turones-Volcae, vom untern Main aus teils bis Thüringen, teils bis zur mittleren Donau und nach Böhmen gelangten. Die Helvetii besetzten erst in der Stufe LT₂ die Nordschweiz und das Land zwischen Oberrhein und Neckar, die Treveri beschränkten sich auf die rechtsrhein. Landschaften am Taunus und Westerwald (s. Kelten A 1).

§ 9. Die zweite Stufe der LTZ (LT₂; Tf. 90), etwa 400—300 v. C., hatte eine viel weitere Verbreitung und weist eine viel intensivere Besiedlung des Landes auf als die erste, indem die nachrückenden Völker den letzten Widerstand der Hallstatt-Bevölkerung am Oberrhein, in der Schweiz und anderwärts brachen und nachhaltiger als die kriegerische Bevölkerung von LT₁ sich dem Ackerbau hingaben. Dieser Unterschied spricht sich auch in den Siedlungsplätzen und Grabriten aus. Noch finden sich auf den bewaldeten Berghöhen zahlreiche Grabhügel mit Waffenbeigaben, namentlich im Neckar-

hügelland, wie die bekannte von Dekan K. Wilhelmi untersuchte Nekropole auf den 3 Bückeln bei Sinsheim-Dühren, aber gleichzeitig erscheinen auf den Ackerebenen und den Lehmwellen Flachgräber einer Bauernbevölkerung, die ohne Waffen beigesetzt ist. Und öfters, wie namentlich in der Gegend von Heilbronn-Großgartach, ist auch der zugehörige Bauernhof entdeckt worden, bestehend aus einem größeren Wohngebäude und meist zwei Nebengebäuden für landwirtschaftliche Zwecke, alle aus Fachwerk, ersteres öfters mit einer Steintrockenmauer als Unterbau. Eines der charakteristischsten Gräberinventare bildet das bekannte (Grabhügel-)Doppelgrab von Waldalgesheim (s. d.; Band XIV Tf. 55—57^B; vgl. a. Band VII Tf. 193 b, c), ein Männer- und Frauengrab, und nicht minder kennzeichnend sind die Flachgräberfunde von Leimersheim in der bayr. Pfalz, von Braubach (s. d.) am Rhein, von Großgartach, Cannstatt und viele andere. Typische Formen der Männerausstattung sind das eiserne, gladius-artige Kurzschwert mit dem schmalen Ortbandbeschlag, einschneidige, manchmal gekrümmte Hiebmesser, eiserne Lanzen mit Mittelgrat, für die Frauengräber Hals- und Arminge mit Puffer- wie Petschaft-Enden, Fibeln mit zurückgebogenem Fuß, oft durch Kettchen verbunden. An Tongefäßen sind am häufigsten die großen Flaschenkrüge und Omphaloschalen. Über die einzelnen Stadien dieser Entwicklung s. Schweiz E. Die Handelsbeziehungen sind im ganzen noch dieselben wie in LT₁, wie das zahlreiche ital. Bronzegeschirr, der Korallenschmuck, der allmählich durch Blutemail ersetzt wird, u. a. beweisen. Die etrusk. Bronzezierer mit dem schönen Palmettenornament, wie der von Waldalgesheim, finden sich öfters in den gall. Gräbern Oberitaliens, und die dortigen Gallier werden es auch gewesen sein, die die Ausfuhr der Produkte des ital. Kunstgewerbes nach dem N vermittelten. Zu diesem ital. Import kommen aber die Erzeugnisse alpinen und frz. Werkstätten, wie sie in der bronzenen Feldflasche von Rodenbach (Band XI Tf. 30c) und in dem Krug von Waldalgesheim vorliegen, obwohl sich der genauere Sitz dieser Industrie noch nicht bestimmen läßt. Allmählich erstarkte die Industrie im Lande selbst, wie die größere

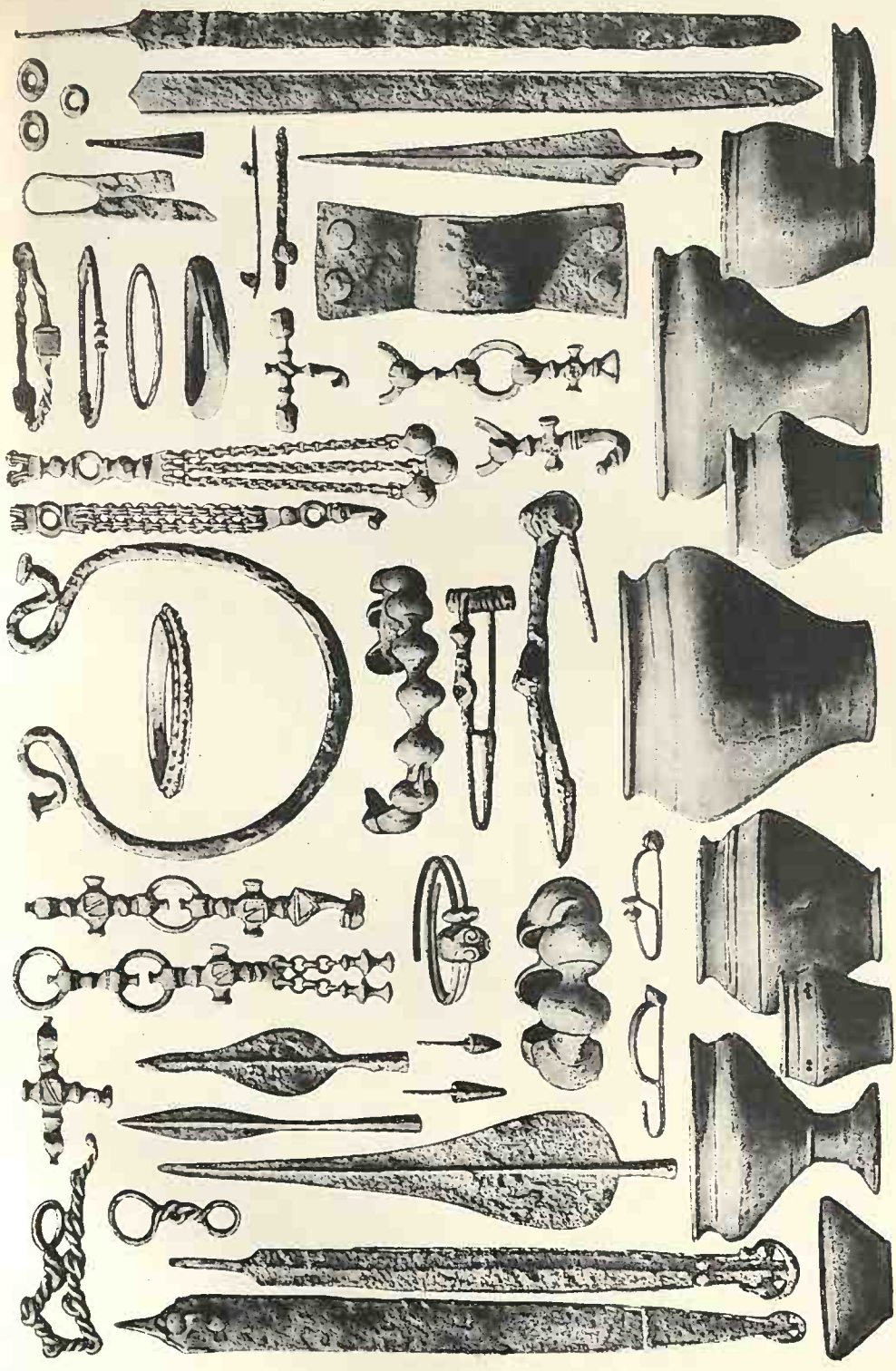
Verwilderung der s. Formen und Ornamente auch in der Keramik dartut.

§ 10. Die dritte Stufe (LT₃; Tf. 91) umfaßt die Zeit von ca. 300—100 v. C. und ist durch die langen Eisenschwerter, breite Lanzen mit scharfem Mittelgrat, Schildbuckel mit Seitenflügeln, blaue und gelbe Glasringe, Fibeln mit auf dem Bügel aufliegendem Fußende, stark gebuckelte Bronzeringe, Gürtelketten, Schalen mit hohem Fuße usw. charakterisiert. Der hellen. Einfluß macht sich nicht nur in den elegant geschwungenen Gefäßformen, sondern auch in der Ornamentierung geltend, in den schönen Palmetten und Arabesken, die häufig die Schwertscheiden, bisweilen auch die Lanzenblätter, Gürtelschnallen und Scheiben aller Art zieren (s. Latène stil). Freilich regt sich auch die gall. Neigung nach Stilisierung und Vergrößerung immer mehr, die aus den Menschen-, Tier- und Pflanzenformen der griech.-ital. Kunst oft kaum mehr zu erkennende Verwilderungen schafft und den aufgesetzten feinen Filigran- und Granulierschmuck der klassischen Vorbilder durch grobes Gußrelief ersetzt. Doch stellt sich auch in dieser Stufe selbst auf unserem engeren Gebiet die gall. Kultur nicht überall gleichartig dar. Im s. Teil, wo die eigentlichen Kelten sich niedergelassen haben, ist diese hellen.-gall. Kultur viel ausgeprägter als im n. Teil, wo die belg. Völker wohnten. Deshalb sind im Treverer-Gebiet im Hunsrück und in der Eifel bis an den Rhein jene speziell mittelgall. Formen nur schwach vertreten, wenn auch der frühere Einbruch der Germanen in Betracht zu ziehen ist. Im Belgen-Gebiet setzen sich die Frühlatène-Formen bis weit in diese Stufe hinein fort, wie übrigens manche Typen auch im S. In Rheinhessen (Wiesoppenheim, Heppenheim usw.), in der Wetterau, in Baden (Ladenburg [s. d.], Dühren), Württemberg, Bayern (Manching; s. d.) ist diese Art reicher vertreten, noch besser in der Schweiz, also bei Mediomatikern, Sequanern, Helvetiern, Boiern usw., Völkerstämmen, die aus Mittel- und Südfrankreich eingewandert waren und auch im Neuland rege Verbindung mit der Urheimat aufrecht erhielten.

Auch im Siedlungswesen sind in dieser Per. manche Unterschiede gegen die Früh-

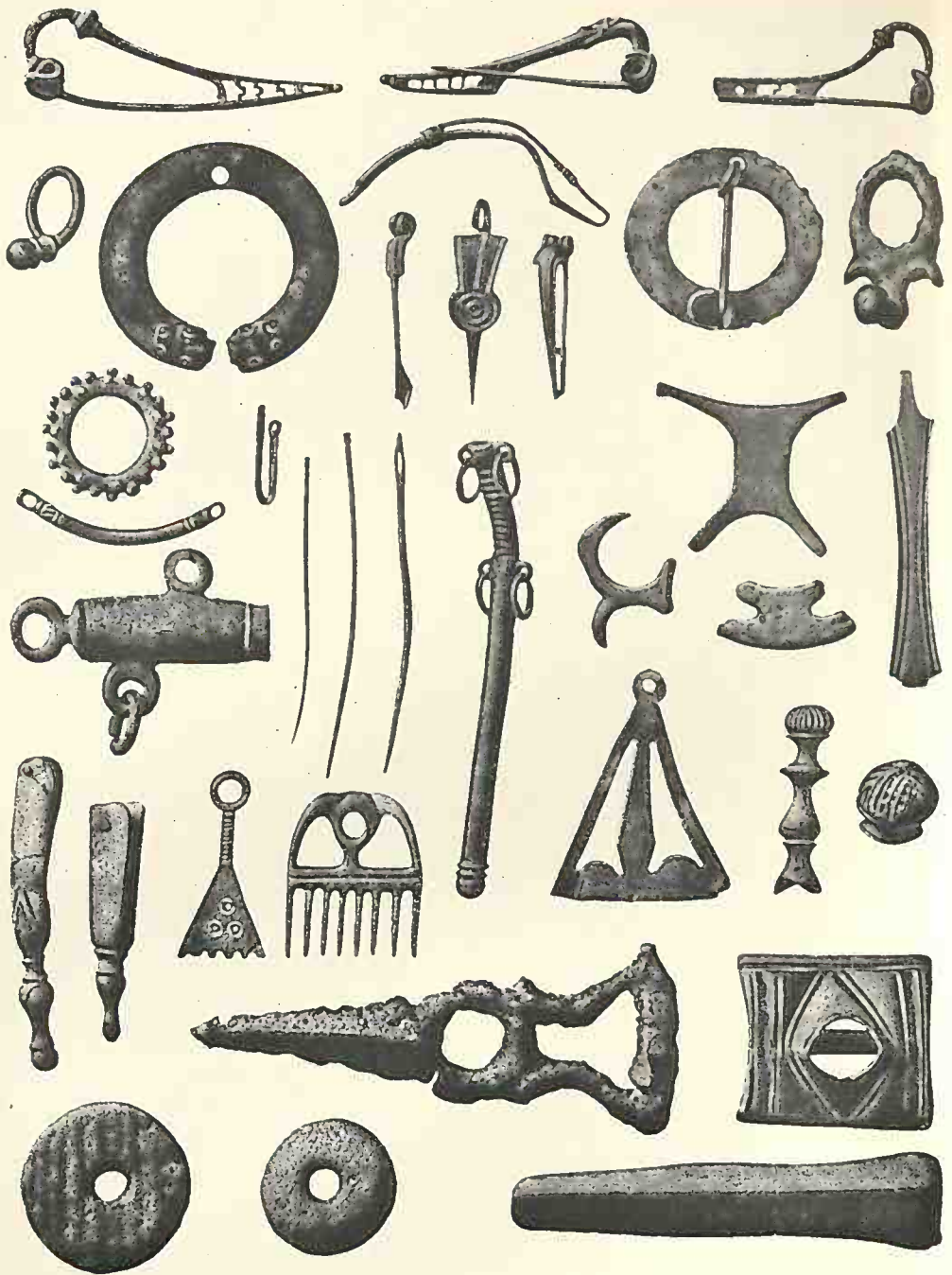
latènezeit zu erkennen. Die ersten gall. Eroberer, die über den Rhein vordrangen, haben in LT₁ und LT₂ an strategisch hervorragenden Punkten, die die Ebenen und Völkerwege beherrschten, starke Festungen (oppida; s. d.) angelegt, wie auf dem Heiligenberg (s. d.) bei Heidelberg, auf dem Altkönig (s. d.), bei Rittershausen (s. d.) im Westerwald bis zu den thüring. Bergen, und lagen rings um diese festen Punkte der Jagd, dem Weidebetrieb, dem Acker- und Bergbau ob. Mit *briga* (= Feste) bezeichneten sie diese Punkte, wie der befestigte Flußübergang Boudobriga (Bopard), Magetobriga im Sequanerland bis Artobriga in Noricum bezeugen. In der Mittelatènezeit hatten sich die Verhältnisse ziemlich konsolidiert durch straffere Stammesverbände, zahlreiche kleinere Befestigungen, gleichmäßige Besiedlung und Ausnutzung des fruchtbaren Landes, besonders der Ebenen, in denen nun allenthalben größere, offene oder nur leichter befestigte Siedlungen entstanden (Lopodunum = Ladenburg [s. d.], Borbitomagus = Worms). Erst als die Germanengefahr von N und O drohte, wurden wieder mächtige Festungen zur Aufnahme großer Menschenmassen und Herden angelegt, nunmehr aber auch in den Ebenen, wie bei Zarten (s. d.; Tarodunum), Finsterlohr (s. d.) usw. (s. Festung A). Jetzt wurden auch die zahlreichen zerstreuten Bauernfarmen, namentlich für die Viehzucht, mit Wall und Graben umgeben, wofür namentlich Gerichtstetten (s. d.) ein gutes Beispiel bietet (sog. VierECKSchanzen). Sie haben sich in vielen Gegenden, wie am Main, Neckar und in Bayern, bis tief in die Spätlatènezeit gehalten und sind teilweise zum Vorbild der röm. *villae rusticae* geworden. Auch in Frankreich sind sie namentlich in der Gegend von Rouen stark vertreten: die gleichen vier-eckigen Erdschanzen meist mit einem Eingange, häufig in der Nähe von Maren und kleinen gall.-röm. Tempeln gelegen.

§ 11. Die vierte Stufe (LT₄; Tf. 92, 93), von ca. 100 bis in die christliche Ära hinein, gehört nicht mehr allein dem gall., sondern auch dem germ. Volke an. Seit dem Cimbern- und Teutonenzug versuchten germ. Scharen aus Mitteldeutschland gegen den Rhein vorzudringen, aber erst Ariovist gelang es mit suebischen



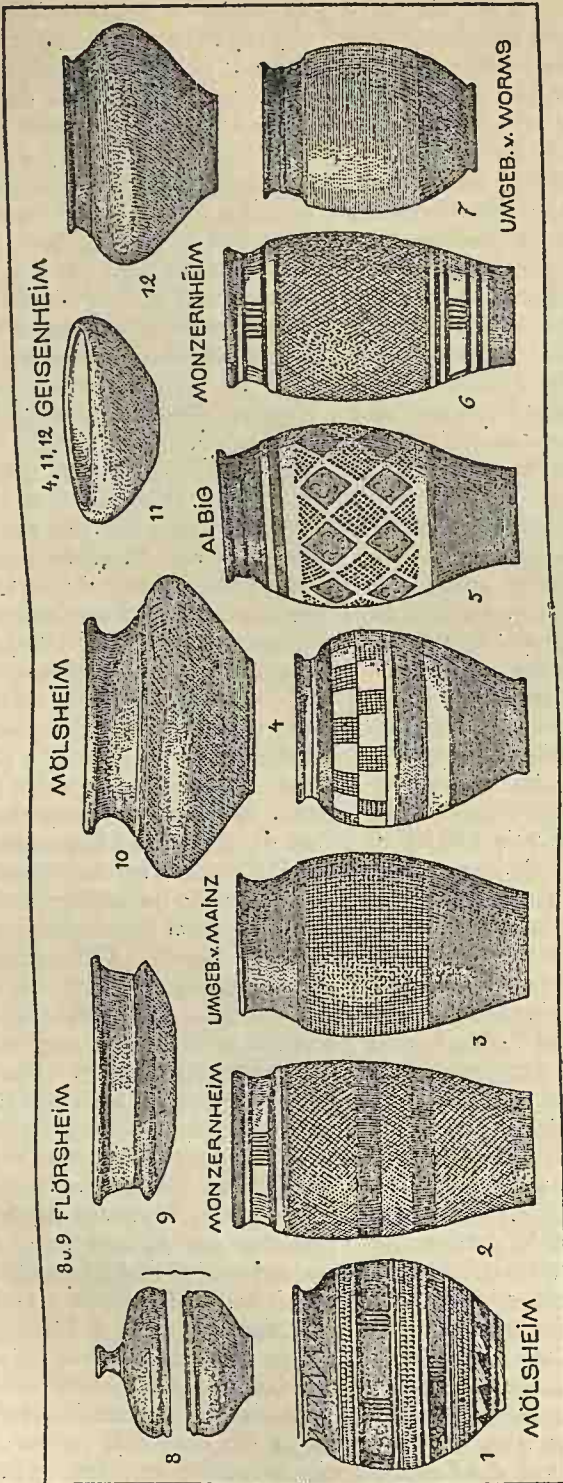
Mittel- und Süddeutschland D. Hallstatt- und Latènezeit

Typen der Latènezeit C aus dem Bayerischen Donau-Gebiet. Nach *Altöttinger unserer heidnischen Vorzeit* 5 Tf. 51.



Mittel- und Süddeutschland D. Hallstatt- und Latènezeit

Typen der Latènestufe D um Karlstein (Siedlungsfunde), Oberbayern. Nach *Allertümer unserer heidnischen Vorzeit* 5 Tf. 63.



Mittel- und Süddeutschland D. Latènezeit
 Keramische Typen der Spätlatènezeit. Nach K. Schumacher.

und wandilischen Stämmen um das J. 70 v. C., den Rhein — wohl zwischen Mainz und Worms — zu überschreiten und das Gebiet der Mediomatriker und Sequaner von der Nahe bis zum Jura zu besetzen. Wurde er auch im J. 58 v. C. von Cäsar in der Gegend von Schlettstadt, nahe der Grenze der späteren Germania superior, geschlagen, so blieben die Germanen mit röm. Erlaubnis doch vom unteren Elsaß bis zur Nahe im Besitz des Landes und verstärkten sich allmählich durch neu hinzukommende Scharen immer mehr. Im s. Elsaß wie im Treverer-Gebiet blieben die Gallier alleinige Herrscher, und auch rechtsrheinisch konnten sie manche Gebiete wie am mittleren Main und Neckar noch lange Zeit festhalten. In den fruchtbareren Teilen der Rheinlande, namentlich in Rheinbayern und in Rheinhessen, wo viele Gallier zurückgeblieben waren, entstand eine Mischbevölkerung, die sich sowohl die gall. wie die germ. Kultur zunutze machte. Den besten Vertreter der rein gall. Kultur dieser Stufe bildet das helvetische Dorf an der Gasfabrik bei Basel (Aribinnum?), das auf bad. Seite in dem gewaltigen Ringwall bei Zarten und in einer Siedlung bei Hochstetten und Altbreisach seine Gegenstücke hat (Anz. f. schweiz. AK. NF 16 [1914] S. 2 ff. E. Major; Schumacher *Rheinlande* I 239 Nr. 73). Es ist großenteils dieselbe bemalte Keramik mit den phantastischen Mustern, die wir vom Mont-Beuvray (s. Bibracte) und dem Ädver-Avernerland kennen, wohin auch die Weinamphoren weisen. Wie in der Mittel- und Frühlatènezeit unterscheidet sich davon auch wieder die Kultur und Keramik im Treverer-Gebiet, die ihre Beziehungen mit den Belgen und Reims deutlich verraten. Doch tritt im vordersten, am Rheine gelegenen Teile alsbald auch die germ. Kultur auf, wie die große, von R. Bodewig im Coblenzer Stadtwald untersuchte Siedlung und das Gräberfeld bei Ettringen (Mayen) beweisen. Die Gallier bestatteten ihre Toten allgemein bis zur späteren Mittellatènezeit und bewahrten diese Sitte manchenorts noch bis in die röm. Zeit. Die Germanen dagegen übten wie seit Jh. den Leichenbrand und übertrugen ihn an den Grenzgebieten auch auf die Gallier, die außerdem von der Narbonensis aus in

derselben Richtung beeinflußt wurden. In der Spätlatène-Per. verbrannten die vornehmen Gallier bereits allgemein ihre Toten, wie Cäsar berichtet, so daß dieser für die Scheidung gall. und germ. Kultur wichtige Unterschied seit LT₃ für die Gräberfelder des linken Rheinufer wegfällt. Die feinebemalte Keramik und bessere Drehscheibenarbeit in den Gräbern der Vangionen und Nemeter geht ohne Zweifel auf gall. Werkstätten zurück, ebenso wohl manches der langen Eisenschwerter mit den bronzenen Scheiden, andere dagegen, namentlich die Waffen mit den eingezätzten Mustern, dürften, allerdings nach gall. Vorbildern, eher germ. Schmieden zuzutrauen sein, wie auch die spitzen Schildbuckel, einschneidigen Hiebmesser u. a. Die besten Repräsentanten der fast reingerm. Kultur dieser Zeit sind das große suebische Gräberfeld bei Nauheim (s. d.; Tf. 146, 147) in der Wetterau, wo auch eine ausgedehnte Salzsiederei betrieben wurde, und der dreifache Ringwall auf dem Dünsberg (s. d.; Band III Tf. 75a) bei Gießen, der, wie die Altenburg (s. d.; ebd. Tf. 76b, 79, 80) bei Kassel, die Goldgrube (s. d.; ebd. Tf. 75b) bei Oberursel, die Milseburg (s. d.) in der Rhön, ein germ. oppidum und eine Gauburg dieser Zeit darstellt. Die Befestigungsweise dieser Hochburgen ist ohne Zweifel durch die gall. Technik beeinflußt, verrät aber in den Vorwerken Einrichtungen, die bei den Galliern fehlen. Noch selbständiger ist die Keramik, die auf Formen Mitteldeutschlands zurückgeht, wenn sie auch manche kelt. Beeinflussung und gelegentlich kelt. Import zeigt. Neuerdings sind in der Wetterau auch Gefäße mit dem ostd. Mäanderornament (s. Mäander) zum Vorschein gekommen, wie sie für die wandalische Kultur charakteristisch sind, mögen es nun Wandalen aus Schlesien oder Haruden aus Jütland sein, wo wie auf Seeland wohl gleichfalls wandalische Kultur vertreten ist (Germania 4 [1920] S. 75 ff. und Mannusbibl. 22 S. 87 ff.). Diese germ. Kultur der Spätlatènezeit ist sowohl nach den Grabriten, der Vorliebe für gewisse Beigaben und auch an Hand der Keramik bis in die röm. Zeit zu verfolgen, links wie rechtsrheinisch, hier namentlich bei den Suebi Nicretes und den Mattiaci.

Westd. Zeitschr. 5 (1886) S. 189ff.; Mainzer Festschr. S. 53ff. und *AuhV* 5 S. 103ff., 281ff., 288ff., 330ff., 364ff. Reinecke; *Déchelette Manuel* II 3 (1914); *Präh. Z.* 8 (1916) S. 145ff. und *Nass. Annalen* 44 (1916/17) S. 175ff. Schumacher; ders. *Rheinlande* I 120ff.; 34. Veröffentlich. d. Ver. f. Heimatkunde in Kreuznach 1920 (*Die Lalènezeit an der unteren Nahe*) G. Behrens; ders. *Germ. Denkmäler der Frühzeit* (Vangionengebiet) I (1923). K. Schumacher

Mitterbergalpe s. Bergbau A § 18ff.

Mixnitzer Höhle s. Österreich A.

Mjeltelhaugens. Nordischer Kreis B § 5.

Mjölko s. Äloppe-Mjölko.

Mnaldra. Megal. Gebäudegruppe auf Malta, die der neol. Kulturperiode Malta's angehört und als Heiligtum aufzufassen ist. S. Malta B § 3 und Band VII Tf. 220b.

† Albert Mayr

Moabiter (hebr. *Mō'āb*, keilschr. *Ma'āba*, *Mu'āba*, zunächst Volks-, dann Reichs- und Landesname).

§ 1. Die M. gehören mit den Ammonitern (s. d.), Israeliten (s. d.) und Edomitern (s. d.; vgl. die Genealogie des AT, besonders Gen. 19, 30ff.) zu einer Völkergruppe, die sich gegen Ende des 2. Jht. v. C. im Kulturland von Palästina festsetzte und es ihrer staatlichen Neubildung unterwarf. Dabei fiel den M. das Gebiet im O des Toten Meeres zu, in der Hauptsache ein für Getreidebau und Baumpflanzung (2. Kön. 3, 25; Ruth 1, 1f.; Jes. 16, 8f.), aber auch für Weidewirtschaft (2. Kön. 3, 4) sehr geeignetes Kalktafeland in 700—1200 m Meereshöhe, das von tief eingeschnittenen, z. T. wasserführenden Tälern durchfurcht ist. Sein steiler Abfall zum Toten Meer kommt nur für Viehzucht in Betracht; ebenso geht das Hochland gegen O hin infolge der raschen Abnahme der Niederschlagsmengen bald in Wüste über (Ackerbaugrenze ungefähr bei der jetzigen Mekka-Bahn). Der meist schmale Landstreifen in der Depression am Toten Meer ist da, wo wasserführende Bäche aus dem Gebirge in ihn eintreten, zur Oasenbildung brauchbar. Da der Spiegel des Toten Meeres (jetzt etwa 390 m u. M.) im letzten Jahrhundert um mehrere Meter gestiegen ist, hat man für frühere Zeiten vielleicht mit einem noch wesentlich niedrigeren Wasserstand und mit entsprechend größerer Ausdeh-

nung des Landes in der Depression zu rechnen; besonders der sehr flache Südteil des Toten Meeres (im S der jetzigen Halbinsel) könnte ehemals trocken gelegen haben und der Besiedlung und Bewirtschaftung zugänglich gewesen sein, soweit das Wasser der Gebirgsbäche reichte (Pal. Jahrb. 4 [1908] S. 77ff. G. Dalman; ZdPV 36 [1913] S. 143ff. H. Fischer; Bull. Amer. School Or. Res. 14 [1924] S. 7ff. W. F. Albright). Während so das Siedlungsgebiet der M. gegen W und O durch See und Wüste begrenzt ist, erscheint als seine Südgrenze gegen Edom vielleicht der 'Arābīm-Bach (*Wādī el-Ehsa*; Jes. 15, 7), als Nordgrenze gegen die Wohnsitze der israel. Stämme Gad und Ruben (Num. 32, 34ff.; Jos. 13, 15ff.) zumeist der 'Arnōn (*Wādī el-Mōgib*); doch haben die M. oft weiter nach N ausgegriffen, sogar bis zu den Oasen im Jordan-Graben nō. des Toten Meeres ('Arbōth *Mō'āb* Num. 22, 1 u. ö; vgl. Ri. 3, 12ff.).

§ 2. Daß die M. nicht die ersten Bewohner dieses Gebietes waren, ergibt sich literarisch aus den vagen Andeutungen des AT über die 'Ēmīm als ihre Vorgänger (Deut. 2, 10f.; Gen. 14, 5) und wird durch arch. Funde (s. § 3) bestätigt. Doch fehlt uns jede nähere Kenntnis jener Vorzeit, zumal die Urkunden der Ägypterherrschaft in Palästina hierüber völlig schweigen. Man darf wohl auch bezweifeln, daß die Pharaonen dieses abgelegene Gebiet unter ihre Botmäßigkeit brachten. Desgleichen liegt die Landnahme der M. für uns im Dunkel. Sie gehört aber spätestens der 2. Hälfte des 2. Jht. an; nur so erklären sich die isr. Überlieferungen, wonach die M. schon früher als die Israeliten staatlich konsolidiert waren (Deut. 2, 9ff.) und bis zur Reichsgründung der letzteren überlegen auftreten konnten (besonders Ri. 3, 12ff.; vgl. Ri. 11). Auch David (2. Sam. 8, 2) und den späteren Königen von Israel (2. Kön. 1, 1; 3, 4ff.) gelang nur zeitweise die Beugung des Moabiterstaates unter ihre Oberhoheit; noch im assyr. und neubabyl. Weltreich wußte dieser sich als Tributärstaat zu behaupten. Als Staatsgott der M. erscheint der nach Wesen und Gestalt nicht näher bekannte *K'mōs* sowohl im AT (z. B. 1. Kön. 11,

7.33) und in den assyr. Texten (H. Zimmern in *KAT*³ S. 472) wie auf der Stele des Königs *Mēša*⁴, dem einzigen bisher gefundenen größeren Schriftdenkmal der M. (M. Lidzbarski *Handb. d. nordsem. Epigr.* I [1898] S. 415f., II Tf. 11; 2. Hälfte des 9. Jh. v. C.).

§ 3. Die arch. Erforschung des Moabiterlandes steht noch in den Anfängen, besonders was die älteren Siedlungsperioden betrifft; Ausgrabungen sind noch nicht unternommen worden. Doch kennt man eine Reihe megal. Denkmäler-Gruppen (s. Megalith-Grab F), vor allem in den n. Grenzgebieten, die aus der Zeit vor der Landnahme der M. stammen werden (C. R. Conder *Heth and Moab*² 1885 S. 254ff.; *Survey of Eastern Palestine Memoirs* I [1889]; P. Karge *Rephaim* 1917 S. 431ff.; Albright a. a. O. S. 6f., 10). Die materielle Kultur der M. selbst ist noch kaum greifbar; von ihren städtischen Zentren scheinen *Dibôn* (jetzt *Dibân*), der FO der *Mēša*⁴-Stele, und *Qir-ḥareseth (el-Kerak)* die bedeutendsten gewesen zu sein (vgl. zu *Dibân* PEF Quart. Stat. 1913 S. 57ff. D. Mackenzie; *ZdPV* 37 [1914] S. 63ff. H. Thiersch; zu *el-Kerak* Albright a. a. O. S. 10f.). Die Fülle der Ruinen des Landes gehört erst der röm. und byzant. Zeit an (R. E. Brünnow und A. v. Domaszewski *Die Provincia Arabia* I, II [1904—05]).

*Realenzykl. f. prot. Theol.*⁸ XIII (1903) S. 192ff.; ebd. XXIV (1913) S. 170 F. Buhl; Ed. Meyer *Die Israeliten u. ihre Nachbarstämme* 1906 S. 311f.; A. Musil *Arabia Petraea* I (1907).

A. Alt

Moarda s. Sizilien B I.

Möbel s. Hausgerät und die Einzelartikel.

Mobiliare Kunst des Paläolithikums („Art mobilier“) s. Kunst A I.

Mochlos. Felseneiland vor der Nordküste von Kreta (s. d. B und Band VII Tf. 29), unmittelbar ö. der Mirabello-Bucht, einst eine Halbinsel mit doppeltem, kleinen Hafen, der Grund zu einer bedeutenden FM-Ansiedlung gab. Reste davon an der Küste und am Südabhang der Insel. Geringe SM-Neubauten. Bedeutende FM-Nekropole am steilen Felsenhang, vor allem 5 sehr große, gemauerte Kammergräber mit Türen und einst flachem Dach; sehr reicher Inhalt, Goldschmuck, wundervolle Steingefäße, Keramik. Auch

ärmere Gräber, Steinkisten, Pithoi, Felshöhlungen, Felskammern. Ausgrabungen des Amerikaners Seager. S. a. Band IV Tf. 166 d, V Tf. 1 c, VII Tf. 42 b, XI Tf. 62 b.

Amer. Journ. Arch. 1909 S. 274ff.; R. Seager *Explorations in the Island of Mochlos* 1912.

G. Karo

Modell A. Europa s. Bronzeguß A § 8—13.

B. Ägypten (Tf. 94). § 1. Das Wort „M.“ hat einen ganz verschiedenen Sinn je nach dem Zweck, dem der Gegenstand dienen soll, und dem Rohstoff, in dem das nach dem M. herzustellende Stück endgültig ausgeführt werden soll. Ein M. kann von einem Handwerker entweder zur Abformung oder zur Nacharbeitung in einem anderen Stoff benutzt werden.

§ 2. Metalltechnik. Der antike Metallgießer hat ein WachsmodeLL des zu gießenden Gegenstandes in Ton abgeformt und die Form zum Ausgießen mit Metall benutzt (s. Bronzeguß B). Das Gußmodell mußte, wenn nicht eine Nachbearbeitung mit Punzen (s. d. B) stattfinden sollte, schon alle Feinheiten des fertigen Stückes aufweisen. Antike Gußmodelle sind bisher noch nicht nachgewiesen. Ein im Delta, allerdings in griech. Stil arbeitender Künstler, der mit den Motiven und technischen Verfahren der Äg. vertraut war, hat seine schnell geformten WachsmodeLL in Bronze nachgegossen, die aus besonderen Wachsstückchen gebildet waren. Dabei hat er die einzelnen Teile, aus denen er sein Modell zusammensetzte, nicht fest miteinander verbunden, sondern Fugen zwischen ihnen stehen lassen, die er nur gelegentlich und oberflächlich verstrich. Von einzelnen M. sind mehrere Stufen der Entwicklung in Bronze vorhanden, so daß wir nachprüfen können, wie der Künstler seinen Entwurf im WachsmodeLL dauernd verbesserte und weiterführte (Ippel *Der Bronzejund von Galjub* 1922). Vielleicht ist das Verfahren in ähnlicher Weise auch früher schon in Ä. geübt worden. Allerdings wird der Hergang im äg. Stil etwas anders gewesen sein, wo die Innehaltung bestimmter Formengesetze, die in der Steinplastik ausgebildet waren, dem Künstler eine stärkere Beschränkung auferlegte als im griech. Stil, der freiere Bewegung gestattete.

Als M. könnte man auch den Kern ansehen, über dem Platten von Gold und Silber sowie von Kupfer und Bronze gehämmert wurden, um aus ihnen Gefäße, Schalen oder Teile von Schmuck und Gerät in ähnlicher Form herzustellen (s. Treiben B). Am einfachsten lassen sich Abdrücke über Kernen herstellen, bei denen die Öffnung der Schale einen größeren Durchmesser hat als jede andere Stelle bis zur Standfläche hinunter; dann kann der Treibkern aus einem einzigen Stück bestehen. Verengert sich das Gefäß jedoch an der Mündung, so muß der Treibkern aus mehreren Stücken zusammengesetzt sein, damit man ihn aus dem fertigen Gefäß wieder herausnehmen kann.

§ 3. Rundplastik in Stein. Der äg. Bildhauer hat seine rundplastischen Werke im allg. nicht auf Grund eines gleich großen M. ausgeführt, das er in einem bildsamen Stoff, etwa Ton oder Wachs, vorher hergestellt hatte. Er mag wohl durch eine Skizze einen plastischen Entwurf angefertigt haben, der die Idee des zukünftigen Werkes enthielt. Aber die eigentliche Vorbereitung der endgültigen Ausführung einer steinernen Figur geschah auf dem rechtwinklig zugehauenen Block, aus dem die Plastik herausgearbeitet werden sollte. Auf alle 5 freien Flächen des auf den Boden oder einen Untersatz gestellten Blockes wurden die Umriss der Plastik so gezeichnet, wie sie sich dem Beschauer von dieser Stelle aus darboten. Gemäß dieser Vorzeichnung schlug der Bildhauer den Stein vom Block los, bis sich die groben Umriss der Figur ergaben und dann die feinere Ausführung erfolgen konnte. Für die sorgfältige Ausarbeitung der Einzelheiten waren natürlich Vorbilder erforderlich, und als solche standen in jeder antiken Bildhauerwerkstatt M., d. h. gute Ausführungen von Körperteilen, besonders Gesichter, Kronen usw., nach denen die Gesellen sich richten konnten. Derartige von Meisterhand ausgeführte M. als Vorbilder sind aus antiken Bildhauerwerkstätten gelegentlich erhalten, besonders aus Amarna (MDOG Nr. 50 Okt. 1912 Blatt 5). Aus vielen anderen Werkstätten sind M. erhalten, in denen die einzelnen Stufen der Arbeit festgehalten sind, um den Lernenden den Arbeitsvor-

gang im voraus zu zeigen, z. B. für einen Königskopf, einen stehenden Mann, eine liegende Sphinx usw. An diesen ist an der einen Hälfte des Blockes gelegentlich die Außenseite mit der Vorzeichnung stehen gelassen, während an der anderen das Bildwerk schon in seinen Umrissen herausgehauen ist.

Schäfer *Grundlagen der äg. Rundbildnerie* 1923; C. C. Edgar *Sculptors studies Catal. Génér. Le Caire* 1906; Amtl. Ber. Pr. S. 30 (1908) S. 39 Ranke.

Nach dem lebenden M. haben äg. Bildhauer, wie wir früher glaubten, niemals unmittelbar gearbeitet, indem sie das Gesicht als Vorbild benutzt oder gar abgeformt hätten. In Bildhauerwerkstätten in Amarna sind nun aber Stuckköpfe gefunden, die den Eindruck von Abgüssen nach dem Leben machen. Allerdings sind die Augen geöffnet, das Haar ist aufgelockert, und auch andere Einzelheiten schließen es aus, daß wir hier Ausgüsse aus Abformungen lebender Personen vor uns haben. Auch Totenmasken sind ausgeschlossen. So ergeben sich diese Köpfe von einer in der Kunst aller Zeiten nur selten wieder erreichten Lebenswahrheit als freie künstlerische Arbeiten, vielleicht im Anschluß an Abgüsse nach dem Leben, jedenfalls mit dem Zweck, in der Werkstatt als M. für die Arbeit von Gesellen an Porträtplastiken zu dienen (MDOG Nr. 52 Okt. 1913 S. 31).

§ 4. Relief und Malerei. Für Relief und Malerei hat das M. wieder anderen Charakter gehabt. Als Vorlage für den Entwurf des Bildes hat eine Zeichnung gedient, auf der die auszuführende Darstellung vollständig, wenn auch nur in mäßiger Größe, vorgezeichnet war, überzogen mit einem Netz von roten Linien. Ein Netz von sich rechtwinklig schneidenden Linien wurde auch auf die Fläche getragen, auf der das Bild angebracht werden sollte, und nun konnte die Darstellung mechanisch von der Vorzeichnung her übertragen werden. Das rote Liniennetz ist bei unfertigen Wänden und Gegenständen zuweilen noch erkennbar, z. B. deutlich an einer Tempelwand Ptolemaios I. aus Mittelägypten (Hildesheim Nr. 1883).

Für die Ausführung der Einzelheiten des Reliefs wurden den Gesellen Vorbilder von

Meisterhand gezeigt, die uns aus vielen Werkstätten erhalten sind. Sie stellen Figuren von Menschen und Göttern oder Teile von ihnen in Relief dar, einzelne Tiere in verschiedenen Ansichten, gelegentlich auch Kompositionen von Gruppen. Viele der uns erhaltenen derartigen „Modelle“ sind Versuchsstücke, die von Lernenden gearbeitet sind, um sich in der Ausführung von Einzelheiten zu schulen.

Schäfer *Von äg. Kunst* 1922.

§ 5. Fayence und Ton. Die Bedeutung der M. bei der Herstellung von Plastiken aus Fayence (s. d. B) in der älteren und Ton in der jüngeren Zeit ist etwa die gleiche wie in der Metalltechnik. Das M. mag wieder aus Wachs oder Ton angefertigt worden sein. Formen nach den Modellen sind in großer Zahl erhalten.

Roeder

Mogón (bei Villacarrillo, Prov. Jaén, Spanien). In der Nähe von M. wurden verschiedene Münzschätze gefunden, deren bedeutendster 1914 zum Vorschein kam. Er lag in einer iber. Vase der andalusischen Gattung mit aufgemalten geometrischen Ornamenten (parallele Zonen), die mit einem Silberdeckel (scheibenförmig) bedeckt und deren Hals mit 4 Silberhalsringen umgeben war.

Der Schatz bestand aus 1258 röm.-konsularischen Silbermünzen, alle vor dem J. 89 v. C. geprägt. Außerdem fanden sich dabei ein Silberkollier (torques), drei Armringe, einer mit zwei Schlangenköpfen an den Enden, zwei Silberbänder, zwei Silberbleche, eine Schnalle in Vogelform, zwei Nägel, ein Gehänge mit Medusenkopf und ein zerbrochenes Ohrgehänge in Form einer Eichel. Alle Stücke sind von guter Arbeit, einige weisen Spuren von Vergoldung auf.

Der Medusenkopf scheint griech.-röm. Arbeit des 2. Jh. v. C. zu sein. Die Schnalle mit Vogelkopf kann als iber. angesehen werden, ebenso die getriebenen Tierdarstellungen an einem der Silberbleche. In der Nähe des FO kommen iber. Scherben des landläufigen andalusisch-geometrischen Stiles vor. Außerdem kennt man von M. noch 5 Schätze von röm. Denaren, ebenfalls 1914 gefunden.

H. Sandars *Foyas ibero-romanas halladas en Mogón cerca de Villacarrillo; en la prov. de Jaén*
Jaén o. J.

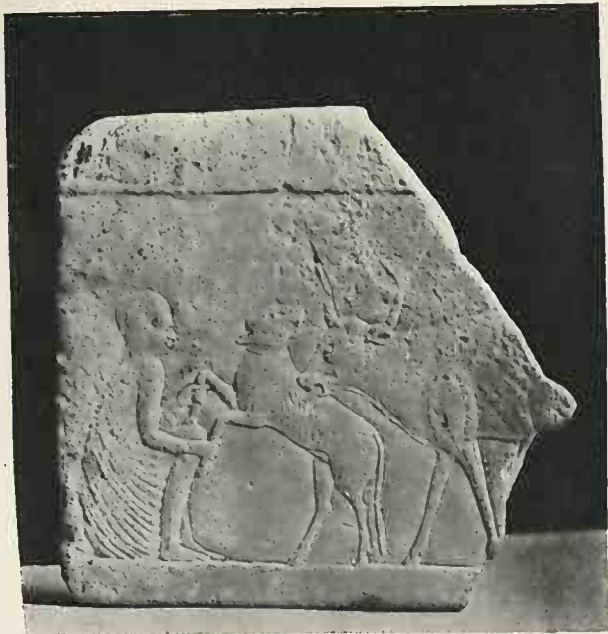
L. Pericot

Mohn. Vom M., von dem die Botaniker annehmen, daß er mit einer Wildform des Mittelerrangebietes zusammenhängt (*Papaver setigerum*), kann man wohl mit einer gewissen Sicherheit aussagen, daß er dem Getreidebau vorangegangen ist oder sich doch sehr schnell mit ihm verband. Denn einmal kommt Mohnsamen auch in Mohnkuchen in Robenhäusern (s. d.) und in Oberitalien (Lagozza) vor, dann aber bilden Mohnköpfe auf den allerältesten babyl. Zylindern und auf Darstellungen der kret.-myk. Kultur das mit der Hauptgottheit verbundene Symbol der Fruchtbarkeitsgöttin. Aufgestreuter Mohnsamen ist oft als letzte Spur auf den Festgebäcken der agrarischen Jahreszeiten bis in unsere Zeit erhalten geblieben. Hier und da sind dann auch noch Mohnspeisen gebräuchlich, jetzt wohl nur der Süßigkeit und des Fettgehaltes wegen. Daß die Pflanze einst auch wegen ihres narkotischen Gehalts für den Kult Bedeutung hatte (Ovid, *Fast.* IV 151 f.), ist nach den Erfahrungen der Völkerkunde nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen.

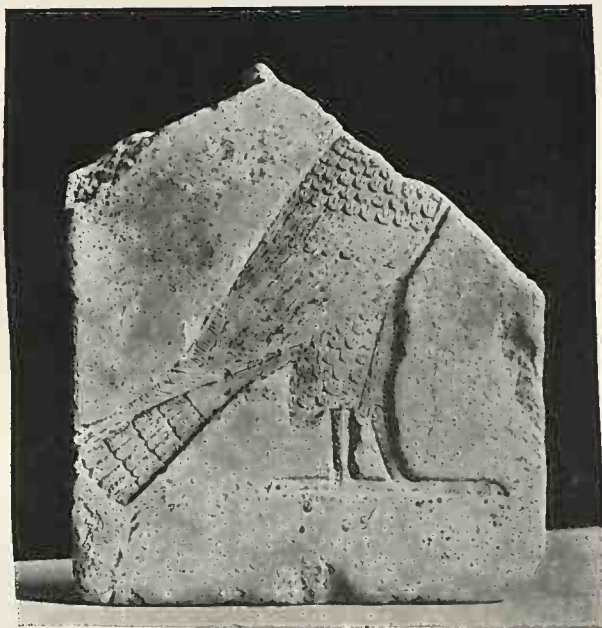
Ed. Hahn

Möhre. § 1. Die M. (mit der hier zugleich die Wurzel- und Suppengemüse besprochen werden), *Daucus carota*, steht im Verdacht, daß sie wegen der Samen, die in Pfahlbauten gefunden sind, ursprünglich mehr als Gewürz denn als Gemüse gedient hat, doch ist es auch möglich, daß ihr Same in älterer Zeit, wie später noch in Island, zum Würzen des Bieres gebraucht wurde. Im Orient und am Mittelmeer scheint die M., wengleich in der Literatur unbeachtet, doch liebevoll gepflegt zu sein; darauf deutet die uns aus Ägypten bekannte vier-eckige, dunkelblutrote äg. Form mit wachsweißem Kern, die wohl die höchste Kulturform ist, die wir haben. Daß der Name Karotte für die besseren und zarteren Formen alt ist, deutet auf alte Zucht, auch wenn der neueste Herausgeber des Athenäus den Namen aus philologischen Bedenken hier hat streichen wollen.

§ 2. Seit alten Zeiten geht neben der M. als Seitenstück die Pastinake her, deren Vulgärnamen Pasternack und Palsternack eine ehemalige Beliebtheit verraten. Sie unterscheiden sich, wie ich von Ascherson weiß, von den M. durch den starken Mittelfaden, der hart bleibt.



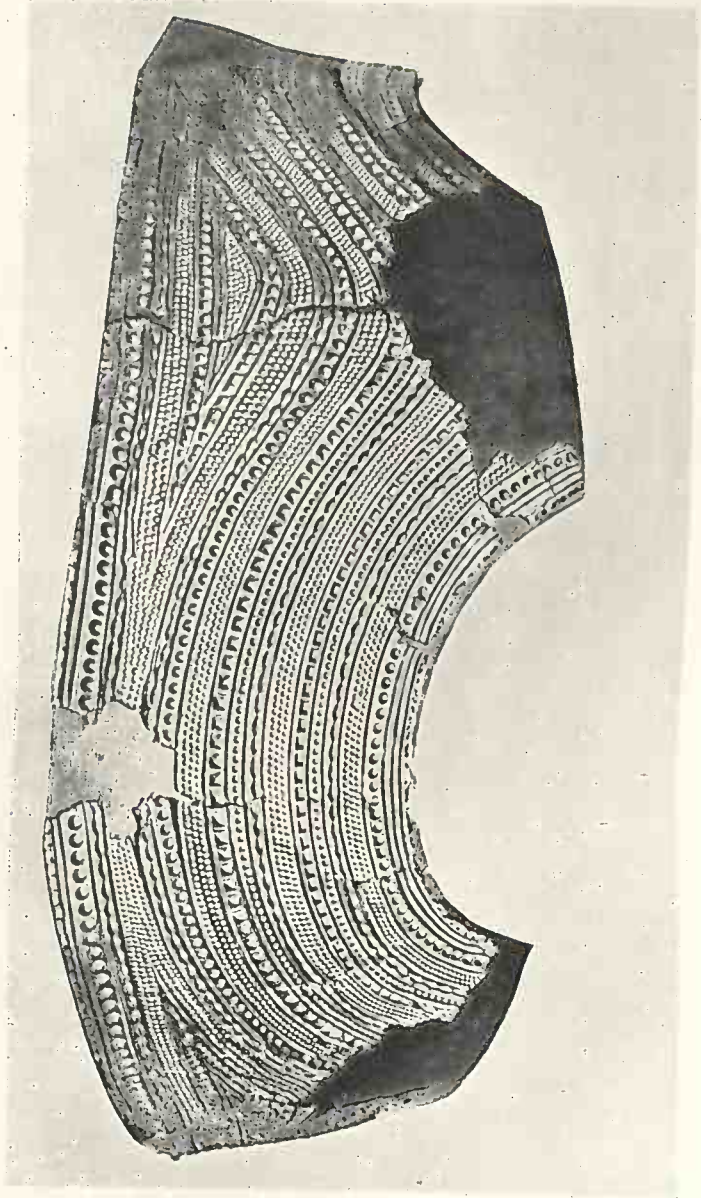
a



b

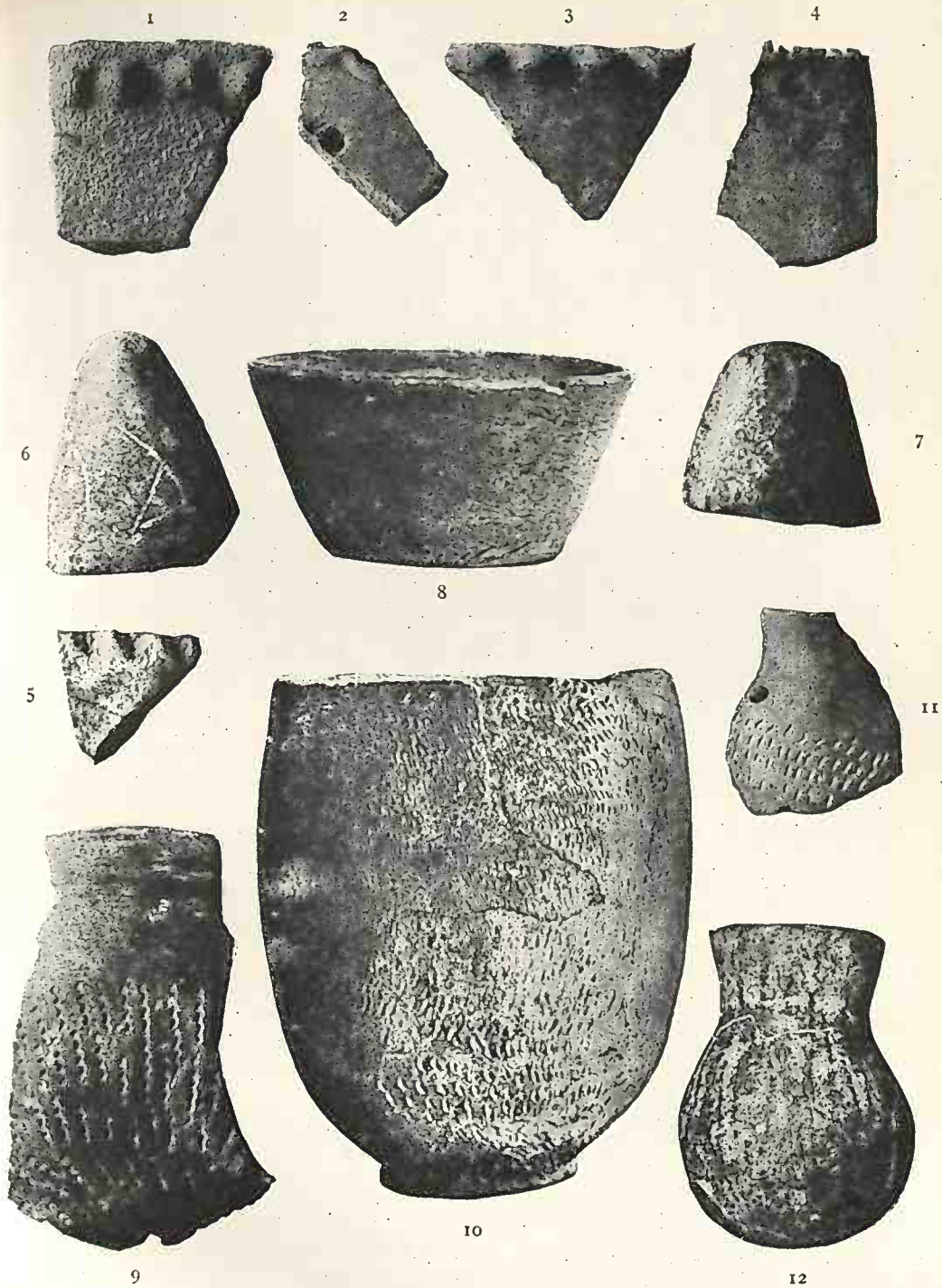
Modell. Ägypten

Kalksteinplatte mit Bildhauerstudien (Hildesheim Nr. 2108): a. Eine Kuh leckt das Kalb, das ein Hirt an den Vorderbeinen hochhebt. — b. Falke mit sorgfältiger Wiedergabe des Gefieders. Saitische Zeit. Nach Photographien.



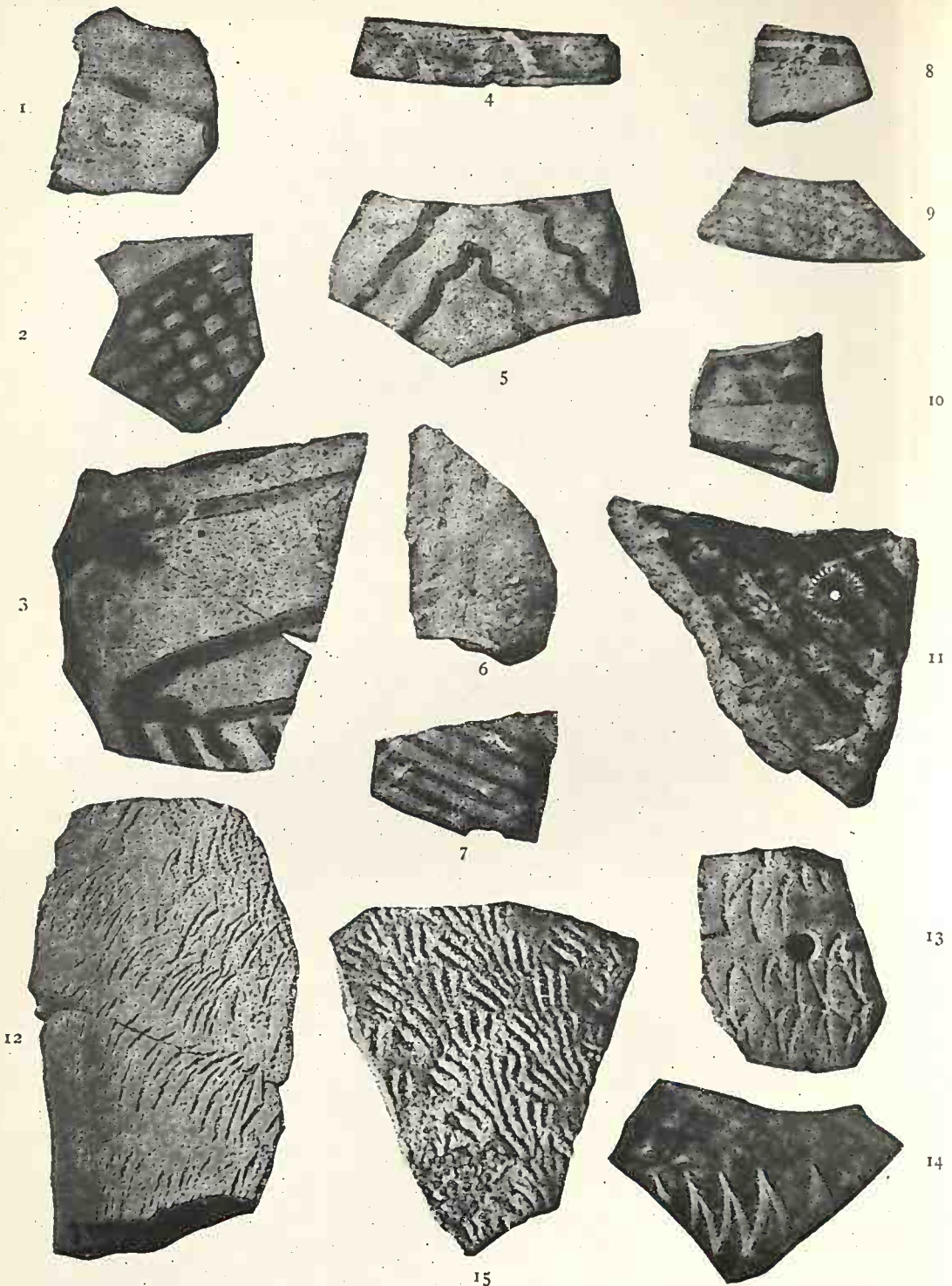
Mold Corslet

Brustpanzer eines Pferdes. Gold auf Kupferunterlage. $\frac{1}{3}$ n. Gr. Nach British Museum Guide.



Molfetta

1—11. Stein- und Tongeräte von Molfetta. — 12 von Bari. — Nach M. Mayer.



Molfetta

1—11. Bemalte Keramik von Molfetta. — 12. Ältere Art. — 13 u. 14. Gelbe und rote Polituren. — 15. Von Trefontane (Sizilien).

§ 3. Ein altes, wahrscheinlich sehr weit verbreitetes Gemüse stellt der Giersch (plattdeutsch *Gesch*, *Aegopodium*), der Geißfuß, dar. Er wird allg. zu gewissen Zeiten wild gesammelt, und in Holstein, Mecklenburg, Schwaben und Böhmen werden die Blätter wie Spinat, die Stengel wie Spargel gegessen. In Schwaben dienten die Stengel auch für Nester des Osterhasen, während das Kraut in den ehemaligen russ. Ostseeprovinzen mit Bierhefe angesetzt und gesäuert wurde, um dann, nach einem ganz alten Verfahren, mit heißen Steinen als Trank gekocht zu werden. Seine Verbreitung scheint mir darauf zu deuten, daß wir es hier mit einem ganz alten, früher angebauten, jetzt nur noch verwildert erhaltenen Gemüse zu tun haben.

§ 4. Die Zuckerwurzel (*Sium sisarum*), ein jetzt gleichfalls im Verschwinden begriffenes Gemüse, läßt sich auch in den älteren Zeiten erwarten. Sie würde sich dadurch auszeichnen, daß wir nicht, wie bei der M. und der Pastinake, eine Hauptwurzel vorfinden, sondern vielmehr viele kleine, höchstens bleistiftdicke Wurzeln an einer Pflanze.

§ 5. Die Kerbelrübe (*Chaerophyllum tuberosum*), ein jetzt nur in Süddeutschland und selten vorkommendes Gemüse, das leicht in die wilde Form zurückfällt, oder wie der Gärtner sagt, „ausläuft“, würde vorliegen, wenn an einer Pflanze 4—5 etwa kleinfingerlange Knollen sitzen.

§ 6. Ein halbwildes Gemüse und Heilkraut, dessen Wurzel und Stengel, wie schon der Name verrät, einst als Heil-, aber auch als Gemüsepflanze geschätzt wurde, ist die Engelwurz (*Archangelica silvestris*). Sie wurde in ältesten nord. Zeiten durch besondere Gesetze geschützt.

§ 7. Eine Pflanze mit ähnlicher Stellung aus dieser Verwandtschaft scheint die Pimpinelle gewesen zu sein, wenn es sich nicht bei diesem Namen um den Wiesenknopf (*Sanguisorba officinalis*), das Blutknöpfchen, handelt. Beide machen sich seit alter Zeit den Namen Bibernell und die Heilkraft, die sich an ihren Namen knüpft, streitig. „Esset Eberraute und Bibernell, dann sterben die Leute nicht so schnell.“ In der Mark wurde von den Schulkindern bei einer Art Fest nach der größten Pimpinellen-

wurzel gesucht, was ja einigermaßen auf eine frühere Wichtigkeit deutet, und Pimpinellenberg ist daher als Flurname stark verbreitet.

§ 8. Eine Knolle, die wahrscheinlich stets nur wild gesammelt wurde, aber in den alten Zeiten größere Bedeutung gehabt haben wird, ist *Bunium bulbocastanum*, die noch heute von den Kindern unter dem Namen der „Erdnuß“ gesucht und nicht nur in der Moldau, sondern auch in Norwegen, England und Ostfalen, bei Hildesheim, gegessen wird.

§ 9. Ein wichtiges Suppengemüse war schon lange Sellerie (*Apium graveolens*). Nach allen Überlieferungen Abkömmling einer an den europ. Küsten außerordentlich weit verbreiteten Strandpflanze, von der Hagen aus Ostpreußen noch berichtet, daß sie sehr giftig wäre. Vielleicht, daß sie bei den Mysterien der Kabiren, wo Blätter und Wurzeln eine Rolle spielten, noch als Rauschmittel in Frage kam. Jedenfalls ist auch ein Gewinde aus Sellerieblättern in einem älteren äg. Grabe zutage gekommen.

§ 10. Die nah verwandte Petersilie (*Petroselinum*) war dagegen eine ausgesprochene Gebirgspflanze Südeuropas, die trotz ihrer bescheidenen Stellung eine weite Verbreitung hat, deshalb auch schon in älteren Schichten vorkommen könnte.

v. Fischer-Benzon *Alld. Gärtenflora* S. 116 ff.; Hoops *Waldbäume* S. 466, 600.
Ed. Hahn

Mokijevka s. Südrußland D.

„Mold Corslet“ (Tf. 95). Unter einem mächtigen, aus kleinen Steinen aufgeschütteten Grabhügel, dem Bryn-yr Ellyllon (Feen-Hügel) am Alun bei Mold (Flintshire, Wales) wurde 1834 eine Steinkiste angetroffen, in der neben einem männlichen Skelett außer vielen Bernsteinperlen und Eisen Spuren das berühmte „Mold Corslet“ gefunden wurde. Es handelt sich um den panzerähnlichen Brustschmuck eines Ponys aus auf Kupfer montiertem Goldblech, unten gerade abschließend, an den Schultern hochgezogen und nach hinten sich verjüngend; H. vorn 21,5 cm, erhaltene L. über 1 m. Der untere Rand zeigt dichte Durchbohrungen, in denen Fransen befestigt waren, die teilweise erhalten sind. Das Goldblech weist getriebene, in horizon-

talen Zonen angelegte Dekoration auf, die runde und viereckige Niet- und Nagelköpfe imitiert und in den Ausgang der BZ (Per. V Mont.) hinweist.

Archaeologia 26 S. 422; Proceedings Soc. of Ant. 4 S. 132; ebd. 18 S. 223; Read *Guide to the Antiquities of the Bronze Age Brit. Mus.* 1904 S. 149ff.

† W. Bremer

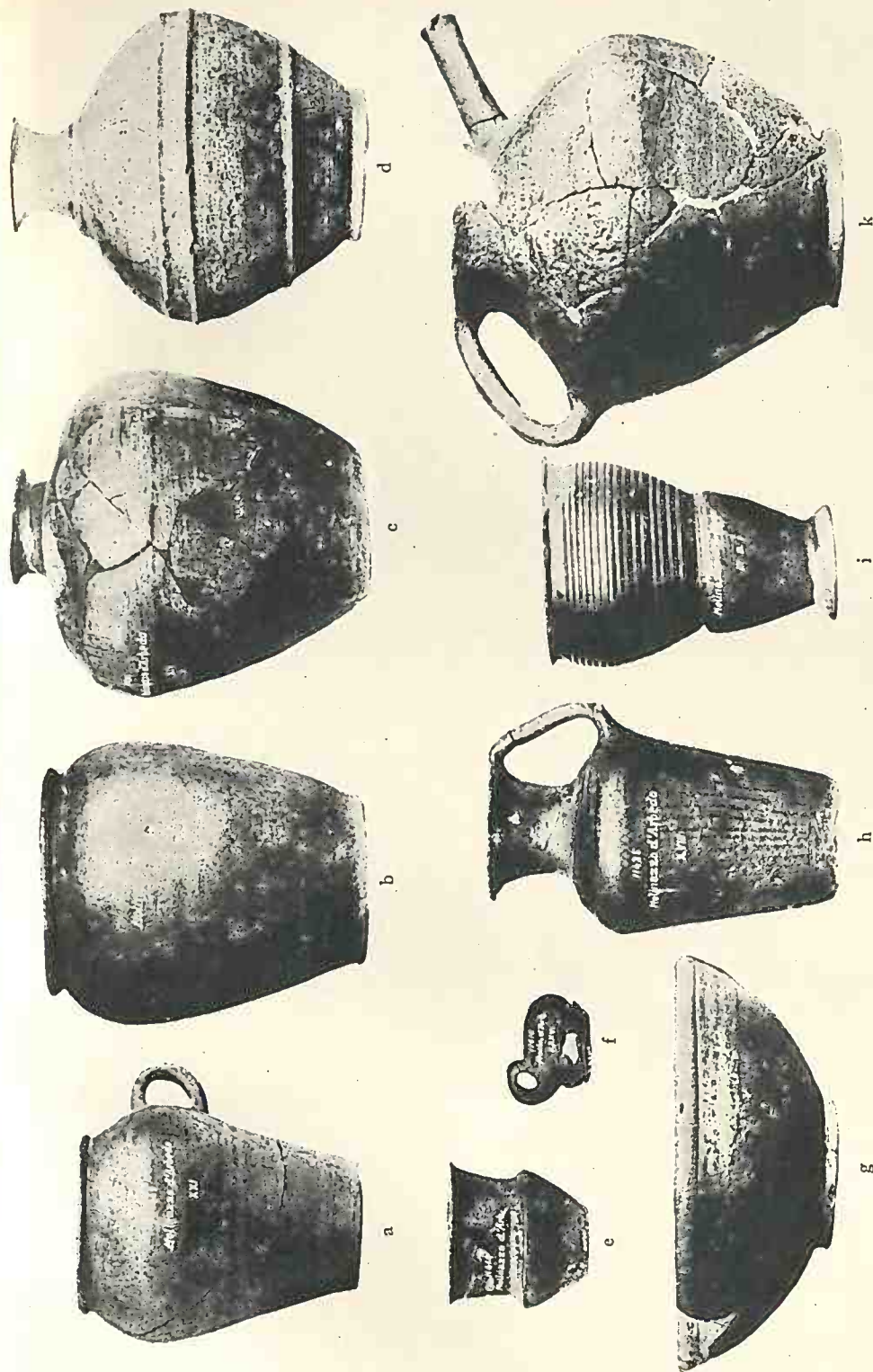
Molfetta (Italien; Tf. 96, 97). § 1. Arch. wichtig durch Entdeckungen an einer 2 km landeinwärts nach Ruvo zu gelegenen Örtlichkeit, wo ein kraterartiger, aber nicht vulkanischer großer Einbruch, der Pulo di Molfetta, zuerst der Mittelpunkt einer neol.-kuprolith. Dorfsiedlung gewesen ist, die sich rings um die Ränder gruppierte, später in seinem Inneren, in den z. T. künstlich erweiterten Höhlen, bronzezeitl. Bewohner aufnahm, deren Kultur zunächst gegenüber den Dorfbewohnern einen stark rückschrittlichen Eindruck macht und sicher einer neuen, von N gekommenen Welle angehört. Maximilian Mayer, damals Direktor des Provinzialmuseums in Bari, gebührt das Verdienst der wissenschaftlichen Entdeckung (1901) und Verarbeitung, der später durch Grabungen Mossos, des verdienten Bearbeiters der verwandten Siedlung von Coppa nevigata (s. d.), noch weiterer Stoff hinzugebracht wurde.

§ 2. Die zuerst runden, später auch viereckigen Hütten, nicht mehr in den Boden eingesenkt, zeigen z. T. Fußböden aus Holzdielen, die Wandpfähle in Tonlager gestellt, Stuckbewurf innen und außen, gepflasterte oder doch gestückte Straßen: also alles trotz der frühen Zeit kulturell sehr fortgeschritten, wohl durch die Nähe der ö. Mittelmeerländer zu erklären. Neben frühem Steingerät, Pfeilspitzen, Beilchen, Schabern, Gegenständen aus Horn und Knochen hat die Dorfsiedlung reichste Keramik gegeben, unter der einmal die den Gefäßkörper ohne Rücksicht auf seine Form mit reihenweisen Eindrucklinien, zu deren Herstellung besonders häufig Muschelränder benutzt sind, überziehende Ornamentik wegen ihrer Beziehung zur gleichzeitigen sog. Stentinello-Keramik Ostsiziliens (s. Matera, Sizilien B I)) interessant ist, alsdann die in verschiedener Art bemalte Gattung, auch schon auf dem

Urboden gefunden, also keineswegs jünger, die nach dem Balkan hinüberweist, aber auch nach Sizilien, Capri usw., und sich durchaus deckt mit nahverwandten Arten aus Matera (s. d.) und anderen Orten Apuliens. Zuerst durch diese farbige Keramik Molfettas — die Mayer mit Recht in den Mittelpunkt seiner „Molfetta-Kultur“ stellt — ist ein wissenschaftlich trefflicher Ausgangspunkt gewonnen für die Gliederung und Sichtung der bemalten Frühkeramik Italiens, wie sie von Mayer (*Molfetta u. Matera* 1924 c. IX und XIII A), von Orsi (Mon. Lincei 27 [1921] S. 125—140) sowie von Rellini (Mon. Lincei 29 [1923] S. 357—376) unternommen worden sind.

§ 3. Auch zum Hüttendorf gehörige Gräber sind angetroffen, zumeist durch Mossos Grabungen. Haben sich auch nicht wie auf der Serra d'Alto von Matera nicht mehr bewohnte Hütten als Gräber verwendet gefunden, so ist doch die runde Gestalt der Gräber wahrscheinlich den Hütten nachgebildet, wie sie denn auch (Mon. Lincei 29 S. 381 Rellini), ebenso wie in Matera und Monteverde bei Terlizzi, nicht von den Siedlungen der Lebenden getrennt sind, sondern mitten unter ihnen angelegt wurden (s. aber Matera § 2), und zwar für liegende Hocker. Sie waren mit Steinen ausgestellt und wahrscheinlich mit Holz gedeckt. Waffen und Messer — diese oft im Haar — aus Stein, auch geglättete Kiesel, wohl Schleudersteine, vielleicht gleichem Zweck dienende Tonkügelchen, sowie Hirschhornspitzen sind beigegeben außer dem z. T. absichtlich zerschlagenen Tongeschirr, auch wurde einmal ein Topf mit Eisenocker-Stücken in der Hand des Toten angetroffen (Mon. Lincei 20 S. 265 Abb. 16 Mosso; ders. *Orig. d. civ. medit.* S. 192), also wie in Ligurien Farbe zum Malen oder Tätowieren. Einmal fand sich sogar in einem Kindergrabe eine als Spielzeug mitgegebene Schildkröte.

§ 4. Gegenüber dieser reichen Frühkultur ist die folgende Stufe ein auffälliger, allerdings auch anderswo fühlbarer Rückschritt. Die Rückkehr zum Wohnen in Höhlen und die grobe, reizlose Keramik stellen dieser bronzezeitl. Entwicklung kein gutes Zeugnis aus. Eine frühe Blüte wurde geknickt durch eine von N kommende bar-



Molinazzo-Arbedo

a.—k. Keramische Typen aus dem Gräberfeld. Nach Aufnahmen des Zürcher Landesmuseums.



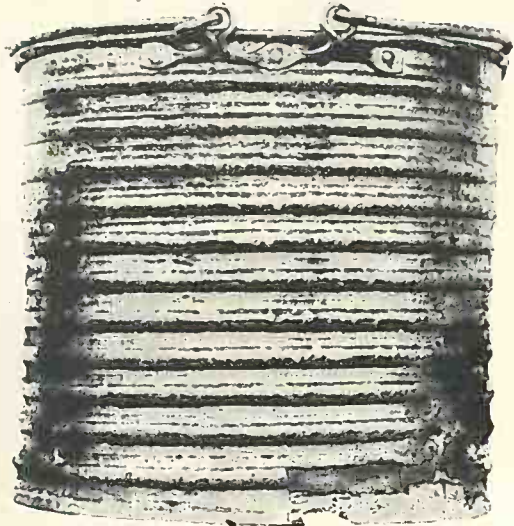
a



b



c



d



e



f

Molinazzo-Arbedo

a-f. Waffen und Bronzegeschirr (f. Holz mit Bronzeverkleidung) aus dem Gräberfeld.
Nach Aufnahmen des Züricher Landesmuseums.



a



b



c



d



e



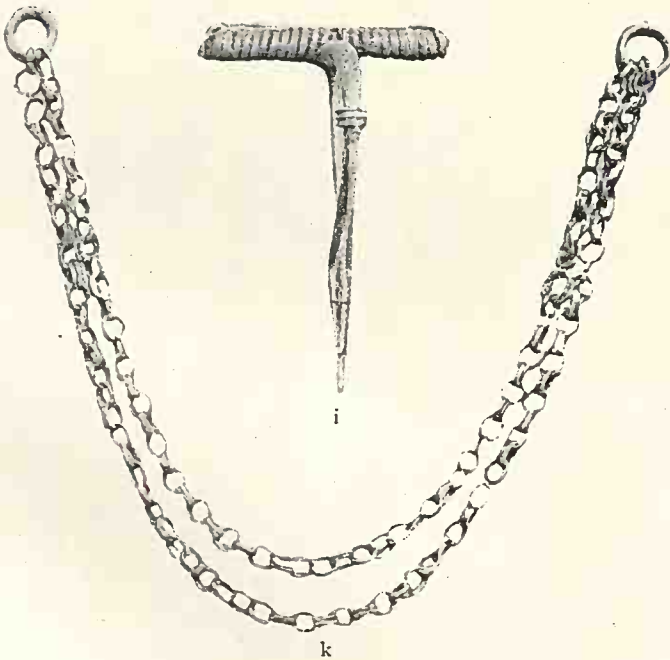
f



g



h



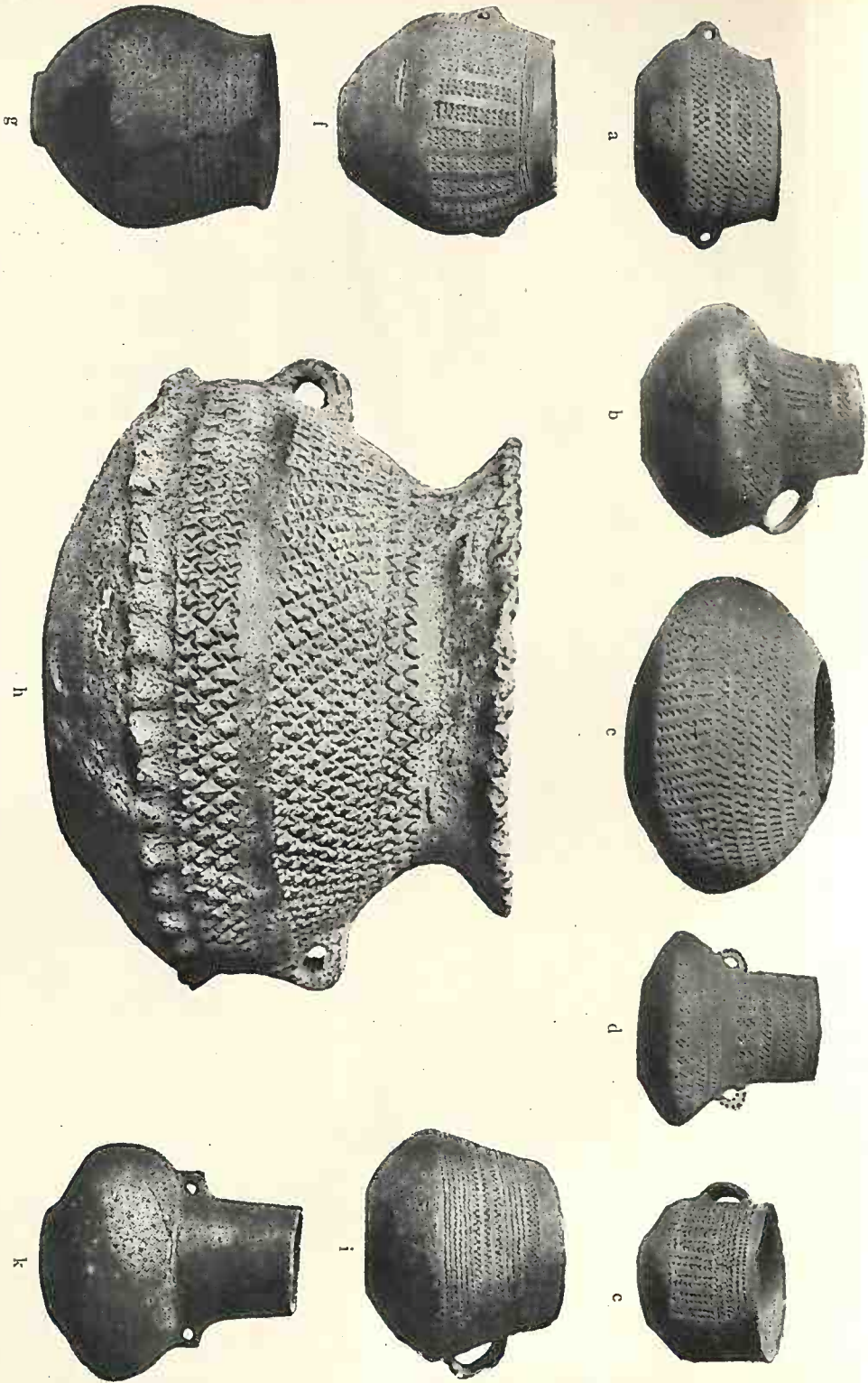
k

Molinazzo-Arbedo

a—k. Fibeln und Hängeschmuck aus dem Gräberfeld. Nach Aufnahmen des Züricher Landesmuseums.

a, b, Butzow. $\frac{1}{4}$ n. Gr. — c, Walternienburg. $\frac{1}{2}$ n. Gr. — d-f, Butzow. $\frac{1}{4}$ n. Gr. — g, Dahhausen. $\frac{1}{4}$ n. Gr. — h-k, Butzow. $\frac{4}{5}$ n. Gr. und $\frac{1}{4}$ (i, k) n. Gr. Nach E. Sprockhoff *Die Kulturen der jüngeren Steinzeit* 1926 Tf. 15-18.

Molkenberger Typus



barische, aber mit Herstellung der Bronze vertraute Strömung, die ethnologisch vorläufig schwer zu bezeichnen ist. Wo sich keine japygische Schicht darüberlegte — und das tat sie nicht beim Pulo di Mol-fetta, wohl aber z. B. in Matera — mag diese rückständige Strömung lange angehalten haben.

Mayer *Le stazioni preistoriche di Mol-fetta* Documenti e monografie della Commissione di archeol. e stor. patria 6 (1904); Mon. Lincei 20 S. 237—356 mit 5 Tf. Mosso; v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 41, 48—49; Mayer *Molfetta und Matera* 1924, wozu DLZ 1924 S. 1995—2004 v. Duhn.

Molinazzo-Arbedo (Tessingruppe; Tf. 98^{A-C}). Das ganze schweiz. Tessin-Tal von Airola bis Bellinzona ist ungemein reich an Gräberfeldern, besonders großen in M., Castione, Cerinasca und Giubiasco usw., die einen Stolz des Züricher Museums bilden. Dazu kommt am unteren Tessin die ital. Nekropole von Golasecca (s. d. und Band IV Tf. 164, 165; Mus. Mailand). Die zahlreichen Zisten, Situlen, Schnabelkannen, „Feldflaschen“, Kessel und Schüsseln, hunderte von Fibeln und Schmucksachen aus Bronze, Helme und mannigfache Waffen aus Bronze und Eisen, reiche Keramik eigenartiger Form gehören teils noch den Perioden Golasecca I, II—Certosa, teils den folgenden unter venet. und gall. Einfluß stehenden Stufen an, die bis in die röm. Zeit hineinreichen. Allerdings wird die Scheidung der einzelnen Gräbergruppen sowohl in chronol. als ethnologischer Beziehung nicht leicht, da die ansässige einheimische Kultur wie die zugewanderte von allen Seiten Einflüsse aufnahm und ihr altertümliches Gepräge bis in ganz junge Zeiten bewahrte. Dennoch ist es namentlich auf Grund der Arbeiten von R. Ulrich möglich, z. B. in den gleichartigen alten Gräberfeldern von Castione und Cerinasca, in dem etwas später einsetzenden M. und dem noch etwas jüngeren Giubiasco, jene verschiedenen Kulturen ziemlich klar zu trennen; seit etwa dem 8. Jh. „ligurische“ Hirten aus der Po-Ebene, seit dem 4. Jh. Gallier (später Lepontier genannt). Diese wurden kurz vor C. Geb. von den Römern unterworfen, hielten aber noch lange Zeit an ihrer alten Kultur fest, so daß noch am Ende des 1. Jh. n. C. Spät-

latène (ja Pseudo-Mittellatène-)Formen auftreten.

Heierli *Urgeschichte der Schweiz* 1901 S. 380f.; Mainz. Festschr. 1902 S. 102 Reinecke; Festgabe d. schweiz. Landesmuseums 1898 S. 83f.; R. Ulrich *Die Gräberfelder in der Umgehung von Bellinzona* Zürich 1914.

K. Schumacher

Molinello s. Sizilien B II.

Molino della Badia s. Sizilien B II.

Molkenberger Typus (Havelländer Typus; Tf. 98^D; Band III Tf. 11). § 1. Der M. T., auch Burger und Tangermünder Typus genannt, ist die ostelbische Abart der jüngeren Elbmegalithkeramik (s. d.). Auch hier wiegt das nord. Element vor, aber nicht die Tiefstichkeramik Nordwestdeutschlands, sondern die Megalithkeramik der jüngeren Ganggräberzeit Mecklenburgs und Dänemarks mit ihrer flacheren Ornamentik.

§ 2. Hauptgefäßform ist die Tasse, teils in der doppelkonischen Form des jüngeren Walternienburger und älteren Bernburger Typus, meist aber die verwaschenere, mehr glockenartige Form des jüngeren Bernburger Typus. Bisweilen tragen diese Gefäße statt des einen breiten Bandhenkels zwei kleinere Henkel oder Schnurösen und gehen infolge stärkerer Einziehung des Halses unterhalb der meist ausladenden Randlippe zu einer Form über, die an die schnurkeramischen Amphoren erinnert. In dem Gräberfelde von Burg bei Magdeburg begegnet auch eine viereckige Lappenschüssel, deren Entstehung wieder in dieselbe sö. Richtung verweist, die auch bei der Walternienburger Keramik spürbar war. Auch zwei Gefäße aus Trebus gehören in denselben Zusammenhang. So ist also der M. T. aus der nordd. megal. Keramik unter Beeinflussung des Jordansmühler Typus (s. d.) entstanden (s. a. Rössen).

§ 3. Die Ornamentik beschränkt sich auch im M. T. auf den oberen Teil der Gefäße. Sie setzt sich aus einfachen Horizontalmustern, Hängemotiven und Reihen hängender Dreiecke zusammen. Seltener sind (Butzow bei Brandenburg) Rautenmuster aus schräg gekreuzten Linien. Die Technik, in der diese Ornamente ausgeführt sind, ist vor allem ein flacher Furchenstich, daneben finden sich kleine Zickzacklinien, die durch Muschelrandeindrücke erzeugt sind (Kardium-Technik), und namentlich

Ornamente aus kleinen, nebeneinander gesetzten Kreuzstempeln. Dieses Kreuzstempelornament ist ein Hauptcharakteristikum für den M. T.

§ 4. Aus dem Steininventar, das den M. T. begleitet, sind querschneidige Pfeilspitzen, dicknackige Feuersteinbeile und doppel-schneidige Streitaxte hervorzuheben.

§ 5. Der M. T. begegnet, wie auch der Walternienburger Typus (s. d.), in Flachgräberfeldern mit Skelettbestattung; in einzelnen Fällen (Flieth, Kr. Templin; Dedelow, Kr. Prenzlau; Melzow, Kr. Angermünde) auch Leichenbrand.

§ 6. Von den dorftartigen Siedlungen des M. T., die sich aus den Gräberfeldern erschließen lassen, ist die von Trebus, Kr. Lebus (Prov. Brandenburg), von Kiekebusch untersucht worden. Sie ergab viereckige Pfostenhäuser von schiefwinkligem Grundriß und 6—8 m Seitenlänge mit Herdstellen usw. (Band V Tf. 37 c). Ein bei Göttin, Osthavelland, untersuchtes Haus der gleichen Zeit wies Schwellenbau auf.

Präh. Z. 5 (1913) S. 340 ff. A. Kiekebusch; vgl. auch Müncheberger Mitteilungen 1 (1912) Hessler.

§ 7. Der M. T. ist hauptsächlich über den Kreis Jerichow I, das Havelland und die Uckermark verbreitet. Berührung mit dem Walternienburger Typus ist besonders in Walternienburg selbst nachgewiesen. [Die FO finden sich bei Sprockhoff zusammengestellt.]

8. Ber. röm.-germ. Kom. 1913/4 S. 45 f. K. Schumacher; N. Åberg *Das nordische Kulturgebiet in Mitteleuropa während der jüngeren Steinzeit* Uppsala 1918 S. 165 ff. und Karte 6; Mannus 15 (1923) S. 248 N. Niklasson; [E. Sprockhoff *Die Kulturen der jüngeren Steinzeit in der Mark Brandenburg* Vorgeschichtliche Forschungen 1, 4 (1926) S. 27 ff.].

† W. Bremer

Monaco (Paläolithikum). Im Landesbereiche des Fürstentums von M. liegt die „Grotte de l'Observatoire“, welche von L. de Villeneuve untersucht wurde und noch unveröffentlicht ist. In den diluv. Schichten am Höhleneingange fanden sich wertvolle Faunenbelege, vor allem vom Cuon und Eisfuchs (*Canis lagopus*). Der gleiche Platz lieferte ein spätes Chelléen mit Quarzitfäusteln, allem Anscheine nach in Kontakt mit warmer Fauna. — Das

anthrop. Museum der Stadt M. birgt die Mehrzahl der Funde der Grimaldi-Höhlen (s. Italien A).

H. Obermaier

Monastir-Stufe s. Diluvialgeologie § 9.

Mond. S. a. Astronomie, Göttersymbol E 1 § 28, Kalender, Sternkunde. — (Ägypten; Tf. 99) § 1. Gestirnkunde. — Wie alle Wüstenbewohner sind die Äg. durch die Phasen des M. zur Bildung von Zeiteinheiten veranlaßt worden, die etwa 27 Tage umfassen. Die Ableitung eines Jahres ist aus den Mondmonaten allerdings unmöglich; hier muß, sobald die Berechnung für seßhafte Ackerbauer gemacht wird, die Rücksicht auf den Jahreslauf der Sonne eintreten, der mit dem Gang des Tier- und Pflanzenlebens übereinstimmt. Der Wüstenbewohner braucht dem Sonnenlauf nur die Unterscheidung von Tag und Nacht zu entnehmen und kann es wagen, durch Zusammenfassung einer beliebigen Anzahl von Monaten ein Mondjahr zu bilden, das sich in Widerspruch zu dem Leben des Landmannes setzt. Sobald ein Beduinenvolk aber das umherziehende Leben aufgibt und Ackerbau beginnt, muß es notgedrungen auch auf das Mondjahr verzichten.

Mondmonate sind in der Urzeit zweifellos in Gebrauch gewesen. Man hat noch im MR den Tempeldienst im Anschluß an den Mondlauf geregelt. Die uns dadurch an die Hand gegebenen Neumonddaten kommen für eine chronol. Verwertung wie bei den Sothisdaten nicht in Frage (ÄZ 41 [1904] S. 34, 36 Borchardt und Brix). Die Beobachtung der Phasen des M. hat bis in die späte Zeit zu den Aufgaben der Priesterschaft gehört; Datierungen nach ihnen sind in den Tempeln der griech. Zeit häufig. Für die Darstellung des M. haben die Äg. eine Form gefunden, die für alle Zeiten gültig geblieben ist: die Mondsichel mit der darüberstehenden Scheibe; mit der letzteren ist nicht der Vollmond, sondern der bei Neumond schwach erkennbare beschattete Teil des M. gemeint. Mondfinsternisse sind beobachtet und mythologisch ausgedeutet worden (ÄZ 6 [1868] S. 29 Brugsch).

§ 2. Gottheit. Die Äg. haben eine Verkörperung des M. in menschlicher Gestalt gekannt, der sie das Gestirn als Abzeichen



a



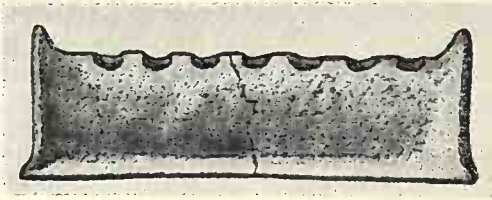
b



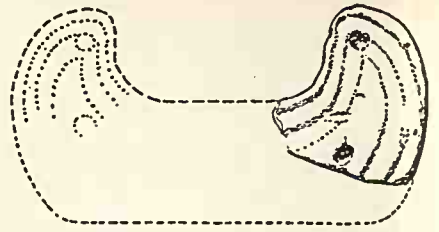
c

Mond

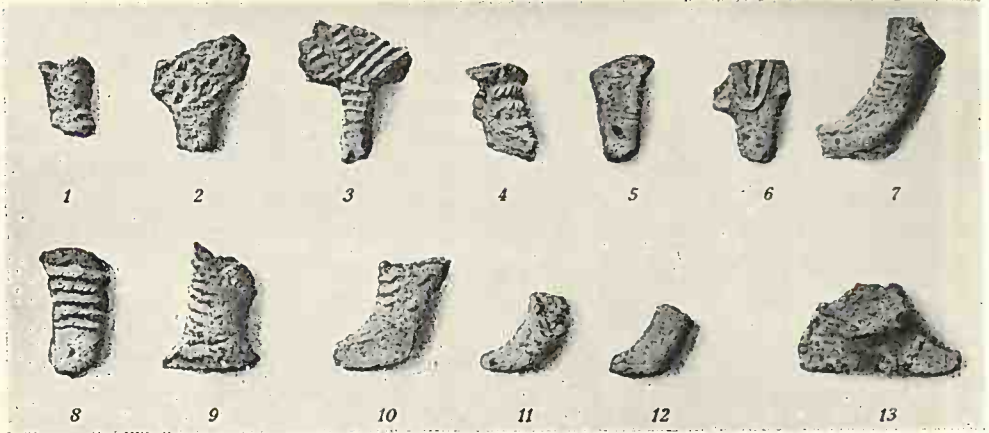
a. Mondgott in Gestalt eines Pavians mit Mond auf dem Kopf. Bronze. Hildesheim Nr. 1230. —
 b. Dgl. als schreitender Mann mit Mond auf dem Kopfe, hält das heilige Uzat-Auge (s. Horus-
 auge § 1) in der Hand. H. 17 cm. Bronze. Hildesheim Nr. 63. — c. Relief, bemalt, aus einem
 Tempel: Ptolemaios I. als Pharao opfert vor einem hockenden Pavian mit Mond auf dem Kopf.
 Hildesheim Nr. 1883. Nach Photographien.



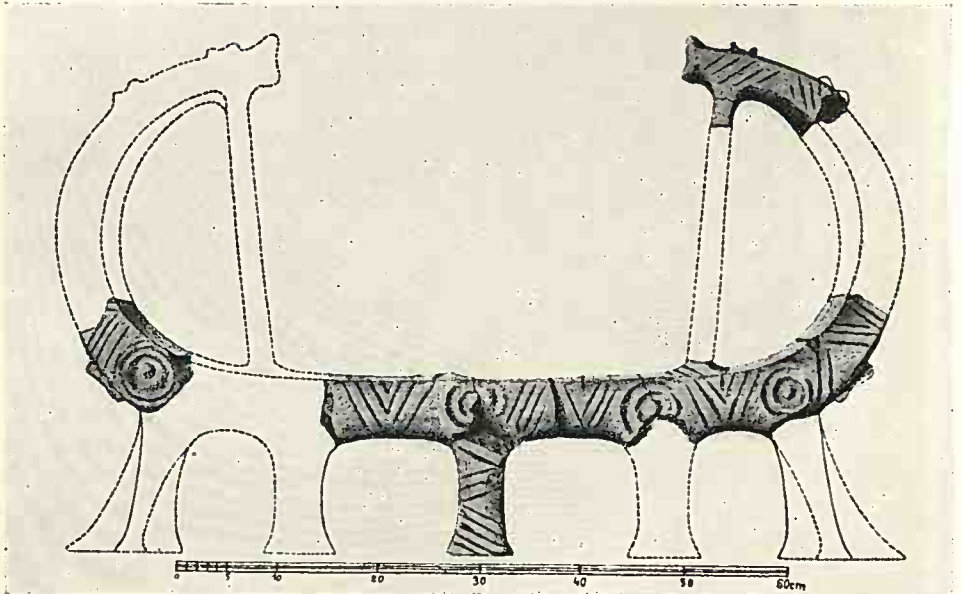
a



b



c



d

Monddiol

a. Gehörnte Tonbank. — b. Bronzezeitliches Mondbild. — c. Füße von Monddiolen (1, 2 zylindrisch, 3—13 menschenfußähnlich). — d. Monddiol mit plattenförmigen Füßen. Nach Jahrbuch f. Altertumsk. 6 (1913) S. 232, 238, 241.

auf den Kopf setzten. Der Name dieses Gottes ist meist *ʿaḥ*, d. h. „Mond“, also nur der Name des Gestirns. Oft wird er dem Osiris angegliedert, wofür der Grund nicht festzustellen ist. Als eigentliche Mondgötter erscheinen Chons von Theben (Band XI Tf. 13 a), der wegen anderer mytholog. Beziehungen Kindergestalt erhalten hat, meist allerdings mit sog. Mumienleib, und vor allem Thot von Hermopolis (äg. Schmun) in Mittelägypten. Dieser ist als Wesir und Schreiber der Götter gleichzeitig der Stellvertreter des Weltregenten; da jener der Sonnengott ist, ergibt sich auch hieraus für Thot die Rolle des Mondgottes. Dem Thot ist der Pavian heilig, und deshalb erscheint auch der Pavian mit dem M. gekrönt (Tf. 99 a, c). Volkstümliche Gebete wenden sich zuweilen an den M., dann allerdings gern ohne mythologisches Beiwerk und als eine mächtige Gewalt vorgestellt, in deren Schutz man sich begibt.

Ein Kultus des M. ist nur dort nachzuweisen, wo das Gestirn mit einem Lokalgott vereinigt worden ist. Gewiß aber ist auch außerhalb dieser Tempel Gelegenheit gegeben worden, sich im Gebet und mit Opfern an den M. zu wenden. Die zahlreichen Bronzefiguren von Mondgöttern aus der Spätzeit (vgl. Tf. 99 b) stammen vermutlich aus verschiedenen Teilen Ägyptens. Ein Mondkultus im Sinai mitten in der Wüste ist für den äg. Bergwerksbetrieb aufgenommen und wird der einheimischen Bevölkerung angehören (Ancient Egypt I [1914] S. 9 Eckenstein).

Literatur s. Religion C. Roeder

Mondello s. Sizilien B I.

Mondhenkelkrug s. Ansa lunata-Gefäße.

Mondidol (Tf. 100). Unter M. haben wir bis vor kurzem barrenförmige, gehörnte Blöcke aus gebranntem Ton verstanden, die nach Deutung von Keller, auf welchen auch der Name zurückgeht, mit einem Mondkulte in Verbindung stehen sollten. Die einfach geformten hat man auch für Feuerböcke (s. d.), Kopfstützen usw. angesprochen. Unter M. sind eine ganze Reihe in gar keiner Beziehung zueinander stehender Objekte subsummiert worden. Es gelingt aber, drei genetische und z. T. auch chronol. Gruppen zu unterscheiden.

I. Gehörnte Tonbänke (Tf. 100 a). Es sind trapezförmige oder quadratisch profilierte, gebrannte Tonbarren, ohne Fuß, die an beiden Enden vom Mittelkörper mehr oder weniger steil aufsteigende Spitzen tragen. Diese letzteren werden höher, im Laufe der Entwicklung mit Tierköpfen verziert, und schließlich entstehen ganze Tierprotomen daraus. S. a. Band II Tf. 173 b.

Die gehörnten Tonbänke sind als Feuerböcke, dabei wohl häufig als sakrale, zu betrachten. Sie finden sich von der j. StZ bis zur Hallstattperiode und haben eine ziemlich große Verbreitung.

II. Bronzezeitliche Mondbilder (Tf. 100 b). Sie besitzen einen mehr oder weniger ausgeprägten, standflächenähnlichen Fuß, und ihre Spitzen verlaufen vom Mittelkörper aus in einem sich allmählich krümmenden Bogen. Die mit nur angedeuteten hornförmigen Spitzen sind noch Feuerböcke, je nach ihrer Größe zu Gebrauchs- oder Votivzwecken, die mit stark entwickelten, geschweiften Hörnern bereits reine Kultgegenstände. Die Mondbilder sind ihrer Hauptsache nach bronzezeitlich.

III. Hallstattzeitliche Mondidole. Sie sind nicht mehr in Ton entstanden, sondern Nachbildungen von zentralen Stammesheiligtümern aus anderen Stoffen (Holz und Flechtwerk). Auch sind sie nicht eine typologische Weiterentwicklung aus den bronzezeitlichen Mondbildern, sondern haben diese mit neuen Formen, welche aus anderen Stoffen stammen, befruchtet.

Als Verzierungsart haben wir es bei ihnen durchwegs mit Reliefverzierungen, die auch bei der Kalenderberg-Keramik (s. d.) verwendet wurden, zu tun, bestehend aus Reliefleisten, deren Kämme häufig quergerichtet sind, rhomboedrischem Furchenzug, konzentrischen Kreisornamenten, zentralen Buckeln und Buckeln überhaupt in allen möglichen Verbindungen.

Die Füße (Tf. 100 c) sind entweder plattenförmig oder zylindrisch. Die letzteren werden häufig menschenfußähnlich ausgebildet, die ersteren sind manchmal mit Tierköpfen verziert; auch Radreliefornamente und Vollräder kommen vor.

Die Mittelkörper sind rechteckig, kreisförmig oder oval profiliert, reichlich mit Reliefornamenten verziert.

Die oberen Enden sind hornartig gebogen, gewöhnlich mit Boviden- oder Cervidenköpfen verziert. Wenn sie sehr mächtig sind und stark nach innen einbiegen, gehen von ihnen zum Mittelkörper bandähnliche Stützen aus Ton.

Das größte bisher gefundene Stück (Tf. 100 d) ruht auf 5 Füßen, ist etwa 90 cm weit, 50 cm h. und hat annähernd 20 kg gewogen. Es kommen aber auch ganz kleine Stücke sowie reine Schablonen aus Ton vor.

Nach den Verzierungs-elementen kann kein Zweifel bestehen, daß die M. mit einem Mondkult gar nichts zu tun haben, sondern Motivstücke für einen Haustierkult sind, zu welchem im Laufe der Entwicklung anthropomorphe Vorstellungen traten.

Die Verbreitung der hallstattzeitlichen M. liegt im Grenzgebiete zwischen Niederösterreich und dem Burgenlande. Sie kommen fast immer mit Kalenderberg-Keramik (s. d.; Band IX Tf. 195—199) vergesellschaftet vor und bilden, obwohl sie vereinzelt auch von anderen Fundplätzen bekannt sind, einen integrierenden Bestandteil der Kalenderberg-Kultur (s. d.).

Bisher konnten zwei Fabriken, in denen sie erzeugt wurden, aufgedeckt werden, nämlich auf dem Kalenderberg (s. d.) und auf dem Malleitenberg (s. d.). Sie sind hallstattzeitlich, ihre entwickelteren Formen gehören der Hallstattstufe C an.

Zusammenfassend kann man sagen:

1. Die gehörnten Tonbänke sind Vorformen der Mondbilder, und diese werden durch Mondidole abgelöst.

2. Die tönernen M. sind Nachbildungen zentraler Stammesheiligtümer aus anderen Stoffen und dienen einem Haustierkulte, zu dem später anthropomorphe Vorstellungen traten.

3. Die lokale Begrenzung der M. bedingt eine lokale Verbreitung dieses Kultes.

J. Déchelette *Le béliet consacré aux divinités domestiques sur les chenets gaulois* Revue arch. 1898; G. Kyrle *Prähistorische Keramik vom Kalenderberg bei Mödling, mit besonderer Berücksichtigung der hallstattzeitlichen Mondidole* Jahrb. AK. 1913 S. 221—266; G. Kyrle und I. Hofmann *Sammlung Ignaz Hofmann Österreichische Kunsttopographie* 18 S. 369—380; Paribeni *Corni di consecrazione nella prima età del ferro Europea* Bull. Paletn. Ital. 1904; W. Schmid *Die Ringwälle des Bacherngebirges*

Mitt. Präh. Kom. 2 (1915) S. 303; O. Tschumi *Vorgeschichtliche Mondbilder und Feuerböcke* Jahresbericht des histor. Museums in Bern 1912.

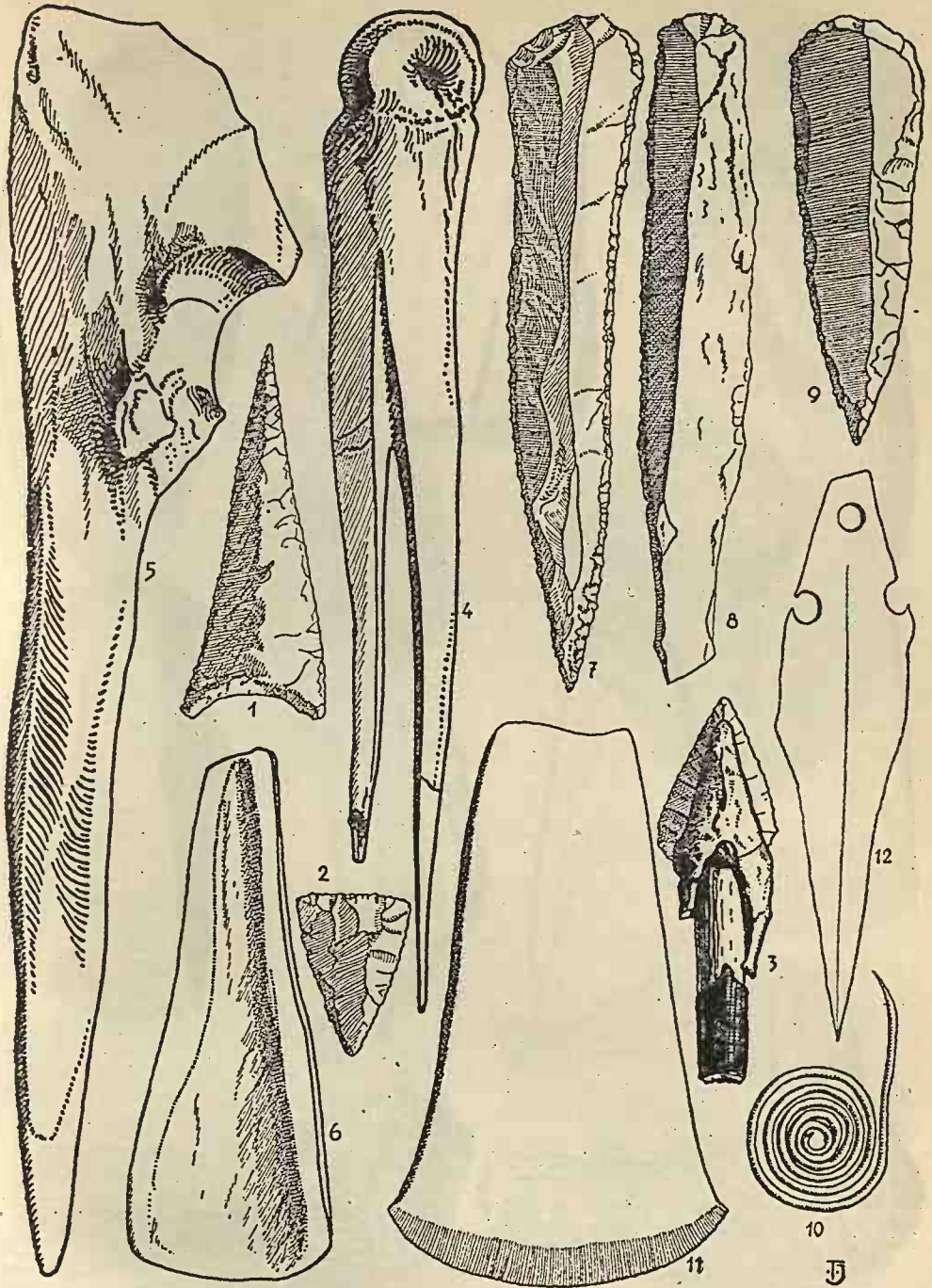
G. Kyrle

Mondkult s. Kultus, Religion.

Mondsee (Oberösterreich; Tf. 101, 102). A. Pfahlbau. § 1. Am Ausflusse des M., nächst dem Gasthaus See, wurde von M. Much 1871 ein ausgedehnter Pfahlbau entdeckt. Derselbe liegt bis 4 m unter dem heutigen Wasserspiegel, umfaßt eine Fläche von etwa 3000 qm, zeigt guterhaltene Pfahlreste (etwa 5000) ohne bestimmte Anordnung und hat infolge der jahrelangen, systematischen Baggerungen M. Muchs eine ungeheuere Zahl von Funden ergeben, die sich fast vollständig im Präh. Institut der Universität Wien befinden. M. war der erste Pfahlbau, der im ostalpinen Gebiete eine umfangreiche Untersuchung erfuhr, weshalb bei der ostalpinen Pfahlbaukultur in der Regel von Mondsee-Kultur gesprochen wird.

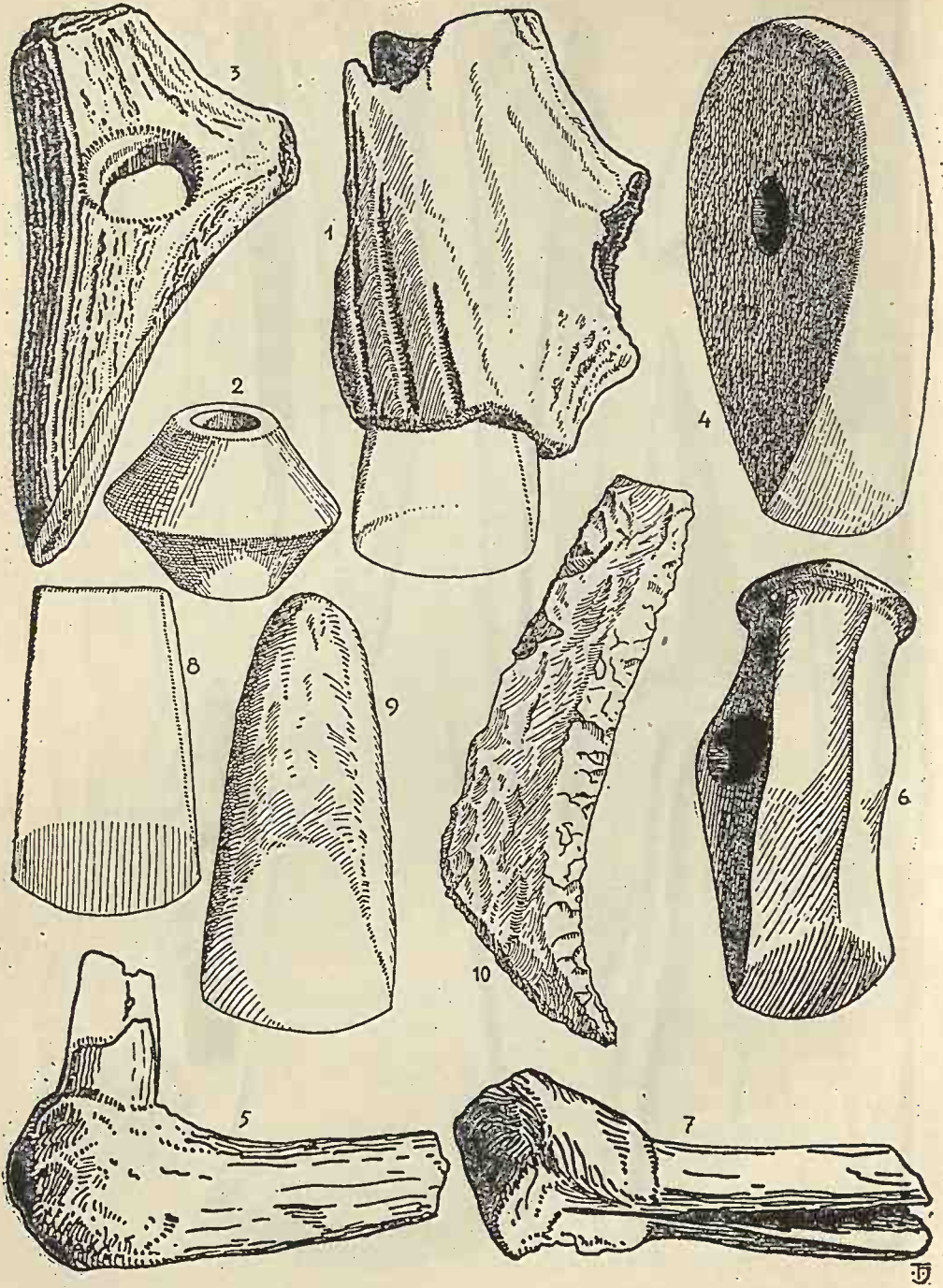
§ 2. An Steinartefakten sind von geschlagenen Objekten besonders Pfeilspitzen von dreieckiger Form mit und ohne Flügel (Tf. 101, 1—3), verschiedene Messer, darunter insbesondere Sichelmesser (Tf. 102, 10), ferner Kratzer und Schaber (Tf. 101, 7—9), fast durchweg aus Feuerstein, an polierten Objekten eine große Menge Flachäxte (Tf. 102, 8. 9) aus Serpentin, Chlorit-schiefer usw., sowie einfache (Tf. 102, 4) als auch gut facettierte Lochäxte (Tf. 102, 6) und Keulenknaufe (Tf. 102, 2) hervorzuheben. Auch Flachbeile aus Sandstein kommen vor, endlich tutulusförmig erhöhte Knöpfe mit V-Bohrung und gelochte Perlen, zumeist aus Marmor. Von Metallgeräten fanden sich Flachäxte (Tf. 101, 11), einfache kurze Dolche (Tf. 101, 12), eine Fischangel, Gußtropfen, Spiralen (Tf. 101, 10) usw. Sie bestehen z. T. aus reinem Kupfer, z. T. ist ihnen bereits eine bescheidene Menge von Zinn zugesetzt.

§ 3. Die Überreste aus Ton (Tf. 103, 104) gehören großen, unverzierten oder nur einfach verzierten Gefäßen, dann solchen mit weiß inkrustiertem Tiefstichornament (s. Mondsee-Typus) und endlich einer schärfer profilierten Keramik von besserer Paste an, die bereits der entwickelteren BZ zuzuschreiben ist. Neben der Keramik sind



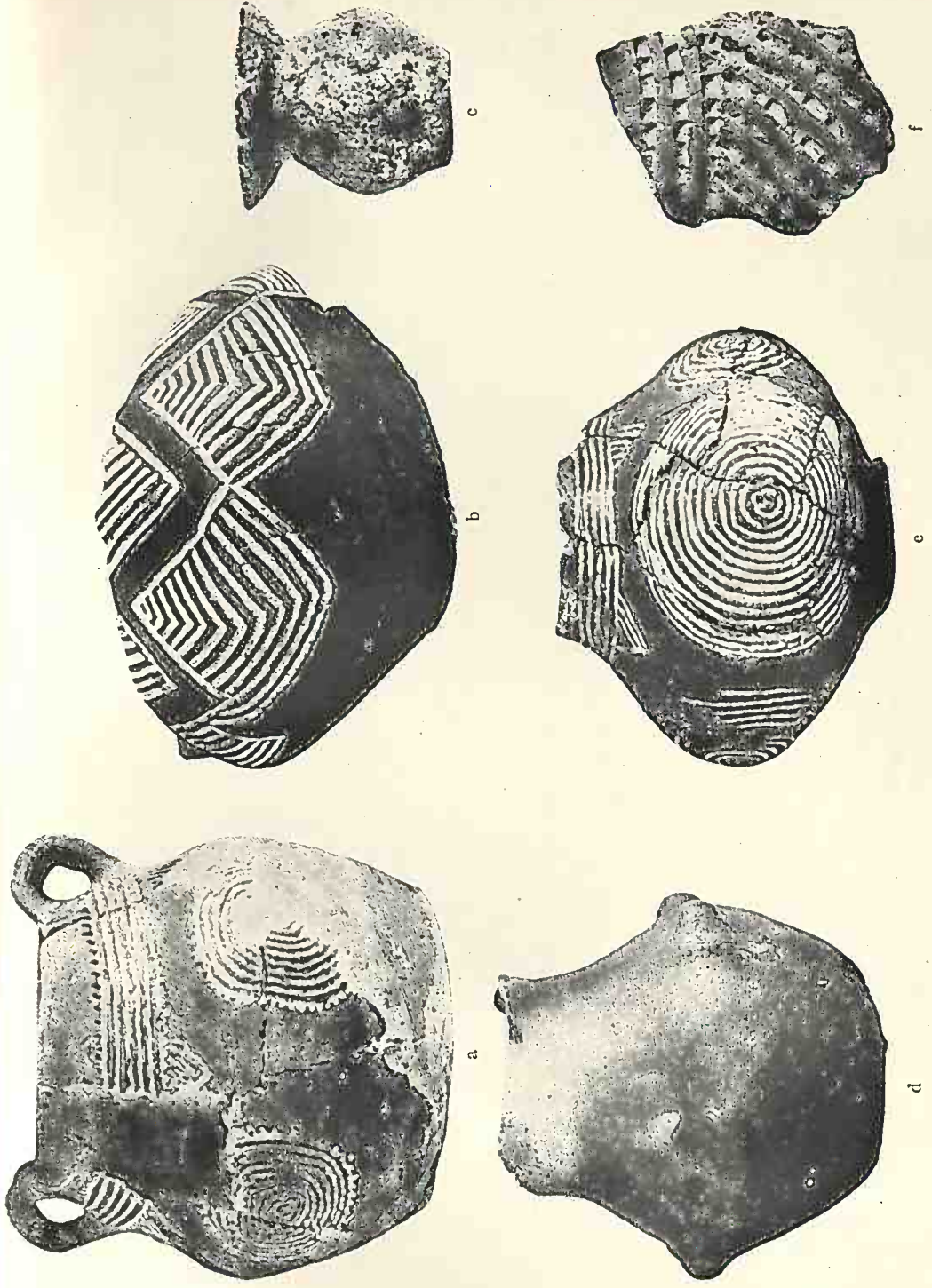
Mondsee

1-3. Pfeilspitzen. 4. Webgabel. 5. Dolch. 6. Spatel. 7-9. Schaber. 10. Spirale. 11. Flachaxt. 12. Dolch. — 1-3, 7-9 aus Stein; 4-6 aus Knochen; 10-12 aus Kupfer.



Mondsee

1. Axtfassung. — 2. Keulenknauf. — 3. Hacke. — 4, 6. Schaftlochaxt. — 5, 7. Axtstiele. — 8, 9. Flachäxte. — 10. Krummesser. — 1, 3 aus Horn; 2, 4, 6, 8—10 aus Stein; 5, 7 aus Holz.



Mondsee
a—f. Keramische Typen aus dem Pfahlbau bei See im Mondsee. Nach Originalaufnahmen von Dr. J. Weninger, Wien.



a



b



c



d



e



f



g



h

Mondsee

a—h. Keramische Typen aus dem Pfahlbau bei See im Mondsee. Nach Originalaufnahmen von Dr. J. Weninger, Wien.

noch modellierte Tierfiguren aus Ton, hauptsächlich Haustierte, sowie Spielereien, z. B. ein kleines Boot in Ton usw., bemerkenswert. S. a. Band II Tf. 72 d.

§ 4. An organischen Resten wurden neben einer unglaublichen Menge von Tierknochen, die Mahlzeitüberreste darstellen, zahlreiche Axtfassungen (Tf. 102, 1), Hornhacken (Tf. 102, 3), Glätter (Spatel; Tf. 101, 6), Nadeln, Pfiemen, doppelspitzige Webgabeln (Tf. 101, 4) usw. gehoben. Durchlochte und angeschliffene Tierzähne fanden sich als Schmuck.

Dem Pflanzenreiche gehören zahlreiche Axtschäftungen (Tf. 102, 5. 7), Pfähle, Hüttenbalken, Schilf- und Grasplacken, offenbar von Hüttendächern, geflochtene Seilreste und massenhaft Speisereste, wie Hirse (s. d.), vermahlene und unvermahlene Getreide, brotartige Gebilde, Haselnußschalen usw., an.

Neben den Schleif- und Mahlsteinen, zahlreichen Handsteinen und Rohmaterialien aus Stein fanden sich auch Raritäten, wie Sternkorallenkalk, Marienglas usw., die darauf hindeuten, daß weite Streifzüge ins Land unternommen und besonders mineralische Vorkommnisse beobachtet wurden.

Die ganze Pfahlansiedlung gehört der Hauptsache nach dem Äneol. an, reicht aber in ihren Ausklängen, wie uns die jüngerzeitliche, schärfer profilierte Keramik bezeugt, bis in die entwickeltere BZ hinein.

MAGW 1872, 1874, 1876 M. Much. G. Kyrle

B. Depotfund. Auf dem Abhange des Mondsee-Berges wurden 9 Stück Ösenringe aus Bronze, z. T. fragmentiert, gefunden. Es handelt sich um einen kleinen Bronze-Depotfund der ä. BZ, der höchstwahrscheinlich mit den Siedlungen in den Pfahlbauten im Zusammenhange steht. S. a. Pfahlbau F.

J. Szombathy *Vorgeschichtliche Funde aus Innerösterreich* Mitt. Zentralkom. 1905 S. 43, 44. G. Kyrle

Mondsee-Typus (Tf. 103, 104). Unter M.-T. verstehen wir einen Teil der großen Gruppe der weiß inkrustierten endneol. und frühbronzezeitl. Keramik, der im ostalpinen Pfahlbaugebiete vielleicht weniger in den Gefäßformen als vielmehr in der Art und Technik der Dekorationselemente eine besondere Entwicklung gefunden hat.

Neben rohen Formen gewöhnlicher Hauskeramik, die, meist unverziert, höchstens flüchtige Fingerdruckleisten aufweisen, sind als spezifisch zu betrachten Gefäße aus gut gebranntem Ton, gut geglättet, in der Regel dunkelgrau oder schwarz, verschwommen profiliert.

Am häufigsten kommen Henkelkrüge, meist birnförmig, mit langem, bandförmigen Henkel, der manchmal über den oberen Mundsäum emporgezogen ist, vor, dann Henkelschalen, urnenförmige Gefäße sowie Töpfe mit mittel- oder oberständigen Schnurösenpaaren und ebensolche Formen mit kleinen, randständigen, schnurösenähnlichen Henkelpaaren, ferner konische Töpfe, Schüsseln, birnförmige Urnen mit Zapfenpaaren, Becher mit weit ausladendem Mundsäume, tief kannelierte, bandförmige Henkel u. a. m. Die Gefäßformen sind sichtlich von N und NO beeinflusst und, wie O. Menghin feststellte, vielfach mit dem Badener und Nosswitzer Typus (s. d.) völlig identisch. Die Dekorationsidee baut auf der Kontrastwirkung der dunklen Gefäßfarbe mit den vertieften Verzierungsfingern, die mit weißer Masse ausgefüllt wurden, auf. Die Zierfiguren sind entweder im tiefen Furchenzug hergestellt, oder sie wurden mit spatelförmigen Instrumenten gestochen (Tf. 103, 104). Auch vertiefte Punkte und Punktlinien kommen vor. Die Muster bestehen ihrer Hauptsache nach aus umlaufenden Linien, Punktreihen, konzentrischen Kreisen mit oder ohne Radialstricheln an der Peripherie, gefüllten Dreiecks- oder Schachbrettmustern, hängenden Girlanden, aufgelösten Spiralen und gestrichelten Bändern. Die Verzierungsweise ist roh und derb, offenkundig von s. und sö. Stilen stark beeinflusst, die gelegentlich nicht mehr verstanden wurden.

Das Zentrum der Verbreitung liegt im Pfahlbaugebiet der oberösterr. Alpenseen; auch auf Landstationen im Vorlande der Ostalpen nachweisbar. Wie weit aber die Verbreitung gereicht hat, ist derzeit noch ununtersucht. Der östlichste Fundplatz ist jetzt die Pfahlbaustation in Klein-Andrä am Neusiedler-See.

Hoernes-Menghin *Urgeschichte der bildenden Kunst*³ 1925 S. 337 ff., 762. G. Kyrle

Mönitzer Typus. Für die mähr. Fazies der Aunjetitzer Kultur wollte A. Rzehak den Namen M. T. einführen nach dem von ihm aufgedeckten FO Mönitz-Měnin bei Brünn (MAGW 11 [1881] S. 178; Z. dtsh. Ver. f. Gesch. M.-Schl. 6 [1902] S. 10; Jahrb. AK. 1907 S. 123). Da aber die Unterschiede zwischen der mähr. und böhm. Aunjetitzer Kultur (s. d.) nur gering sind, ist der neue Terminus nicht durchgedrungen. S. a. Böhmen-Mähren D.

I. L. Cervinka

Monochromie s. Polychromie.

Monogamie s. Ehe, Heirat.

Monoglazialismus s. Diluvialgeologie § 6.

Monserrato s. Sizilien B II.

Monsheim (Kreis Worms). Die neol. Ansiedlungen beiderseits des Pfrimbaches bei M. sind wohl die wichtigsten, die bisher in Südwestdeutschland untersucht sind. Die sonnigen Lößhänge des Pfrimm-Tales sind von allen ackerbaureibenden Kulturen der StZ besiedelt worden. Am Nordhange liegt die Ansiedlung und das Gräberfeld am Hinkelstein (s. d.; Band V Tf. 99, 4. 5), der jener ganzen Per. der Bandkeramik den Namen gegeben hat. Auch der Rössener Typus (s. d.) und spätere Perioden sind hier vertreten. Das zweite Siedlungsgebiet liegt in der Gewann Klauer (Band V Tf. 39) am Südufer des genannten Baches, direkt neben dem vorgesch. Höhenweg („Heerstraße“), der von Mainz nach Neustadt a. d. H. und weiter nach S führt. Die Ausgrabung ist eins der großen Verdienste C. Koehls, der hier auch die bekannten Überschneidungen verschiedener Per. feststellte. Es fanden sich 4 Hüttenplätze der Michelsberger Kultur (Tf. 57 Abb. 25), 3 des Hinkelstein-Typus, annähernd 100 der Rössener Stufe und über 60 der Bandkeramik. Die letzteren liegen hier wie in Großgartach (s. d.) mehr in den äußeren Teilen der Siedlung. Der über 800 m l., langovale Umfassungsgraben, dessen West- und Nordseite untersucht wurden, gehört offenbar zu der Rössener Ansiedlung. Ein 11,6 m br. Eingang wurde in ihm festgestellt. In der Zeit der Spiralkeramik wurde er jedenfalls nicht mehr benutzt, da deren Hüttenplätze teilweise außerhalb und auf diesem Palisadengraben liegen. Eine Reihe von „Wildfallen“ (s. d.) sind in die Siedlungen eingesprengt. Die Hütten-

plätze der einzelnen Perioden gruppieren sich in der Art eines Haufendorfs. Für den Oberbau der unregelmäßigen Wohngruben konnten keine Anhaltspunkte gewonnen werden.

Anthrop. Korr.-Bl. 37 (1906) S. 123f.; Manns 4 (1912) S. 49f. C. Koehl; Schumacher *Materialien zur Besiedlungsgeschichte Deutschlands* (Katal. Mainz Nr. 5) 1913 S. 202 Nr. 8; ders. *Rheinlande I* 34ff., 43. † W. Bremer

Montagna di Caltagirone s. Sizilien B II.

Montaigllen (Montaigle-Stufe) s. Belgien A.

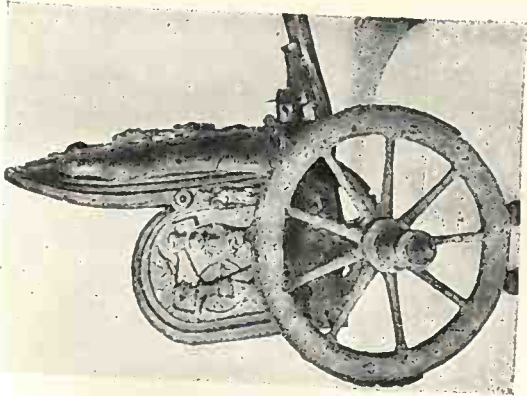
Montata dell' Orto (Band II Tf. 137 B).

Große Pfahlbausiedlung auf einer der Vorhöhen des Apennin oberhalb Piacenzas, 1892—1897 durch Scotti untersucht. Wichtig durch ihre Bestätigung von Pigorinis Ergebnissen in Castellazzo di Fontanellato (s. d.). Auch hier in der ö. Hälfte der von Hütten freie Raum, jedoch hier nicht von einem Graben umschlossen. Aber der kleine Ostwestgraben im Inneren dieses Raumes ist da und weist 5 Gruben auf, die auch hier Steinchen, Tonscherben und Knochen, darunter auch im Feuer gewesene, also wohl von einem Opfer, enthielten und, hier zuerst beobachtet, mit Holzdeckeln geschlossen waren. Ferner ist auch hier auf der Innenseite des Walles, unter dem äußeren Fuß der Holzversteifung, der *sulcus primigenius* festgestellt, in dem dieselben Dinge wie in den Gruben des Grabens auf der „Arx“ verteilt waren.

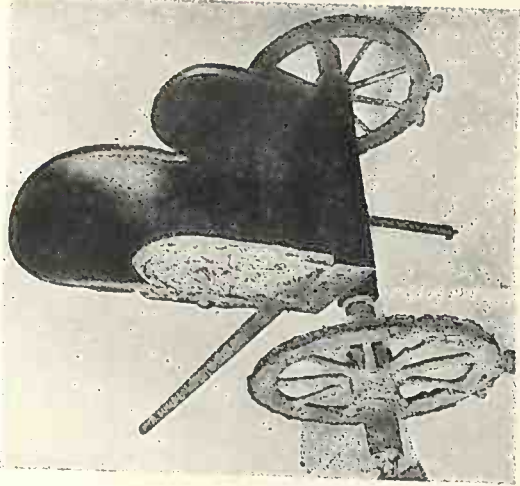
Bull. Paletn. Ital. 24 (1898) S. 296—300 Scotti; Notizie 1900 S. 118—127 mit Plan 119 Abb. 1 und Durchschnitten Abb. 2—4 = Bull. Paletn. Ital. 26 (1900) S. 151—164 und Tf. 9, 10 Scotti; *Peet Stone- and Bronzeages* S. 340f. v. Duhn

Mont Beuvray s. Bibracte.

Monte Abrahão (Portugal; Tf. 20g). Megalith-Grab, in der Nähe von Bellas gelegen, wenige Kilometer nw. von Lissabon. Es besteht aus einer polygonalen Kammer und einer Galerie oder einem Gang. Der größte Dm der Kammer beträgt 3,60 m, und der Gang hat eine L. von 8 m, bei 2 m Br. Der Erhaltungszustand dieses Denkmals war im Jahre 1880 verhältnismäßig gut. Die Decke fehlte allerdings schon, und manche der Steinplatten hatten sich geneigt oder waren



a

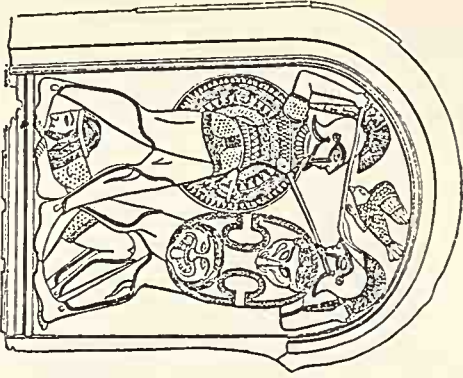


b

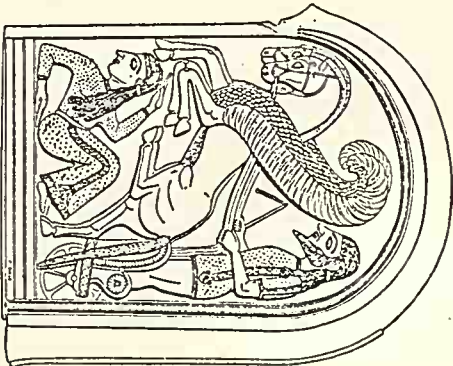


c

Monteleone di Spoleto
Der Wagen in drei Ansichten. Nach G. Richter *Greek, Etruscan and Roman Bronzes* 1915.



105 B



Monteleone di Spoleto
Darstellungen auf dem Wagen. Nach G. Richter *Greek, Etruscan and Roman Bronzes* 1915.

nicht mehr an alter Stelle. Die Funde figurieren unter den reichsten aus megal. Gräbern (Band X Tf. 129 Abb. 20—32, 34, 39). Es sind dies: Steinäxte, Messer aus Silex, die nur wenig bearbeitet sind, Hellebarden aus Silex, mehr als 100 Pfeilspitzen aus Silex von rhomboidaler Form, alle mit konkaver Basis, Zylinder aus Kalkstein, ein Knopf mit Durchbohrung in V-Form, Halskettenperlen aus Knochen, Jadeit und Callais (s. d.) usw. Von der groben Töpferware, die sich erhalten hat, zeigten die meisten Gefäße kugelförmige Körper. Die menschlichen Reste waren sehr zahlreich; obgleich es schwierig ist, abzuschätzen, wievielen Individuen sie entsprechen, kann man annehmen, daß die Zahl der vorgenommenen Bestattungen 100 überschritt. Man kann diese Grabstätte dem beginnenden Äneol. zuweisen, doch schon einem vorgeschrittenen Zeitpunkt desselben, der an die Blüte des Äneol. heranreicht. Verwandte Denkmäler, deren Ausgrabung weniger ergiebig war: die Gräber von la Pedra dos Mourous (Band X Tf. 129, 1 und 2), von Estria (ebd. Tf. 130 Abb. 50) und von Agualva.

C. Ribeiro *Estudos prehistóricos em Portugal* II (1880).

J. de C. Serra-Ráfols

Monteaperto, Monte Dessueri, Monte Finocchito s. Sizilien B II.

Monte Bubbonia s. Pantalica A § 6, Sizilien B II.

Montefortino s. Kelten A 2 § 11 ff.

Monteleone di Spoleto (Italien; Tf. 105^{A, B}).

§ 1. Am Corno, 20 km in Luftlinie osö. von Spoleto. Für die Frühgeschichte viel genannt einmal durch frühital. Brandgräber, dann durch den Fund des bedeutendsten antiken Bronzewagens, jetzt in New York.

Zu zwei von ringförmigem Wall aus Steinblöcken und Erde umgebenen Burgen hat Pasqui 1907 Brandgräber gefunden, die hier inmitten des hochsabinischen Berglandes durch ihren Ritus sehr überraschten, weil die Umbro-Sabeller ausschließlich bestatteten. Gleichartige Erscheinungen bei Pianello (s. d.), Terni (s. d.) und Palombara Sabina hoben die Funde von Monteleone aus ihrer Vereinzelung und lassen keinen Zweifel daran, daß die Erbauer dieser Burgen und Gräber eine Gruppe verbrennender „Italiker“ gewesen sind, die bei ihrem Vordringen in die Halbinsel im 2. Jht.

sich hier festsetzten, hernach jedoch den bestattenden Vettern weichen mußten.

Milani *Il R. Museo archeol. di Firenze* 1912 S. 297 Tf. 117; v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 194; Bull. Paletn. Ital. 44 (1924) S. 123—137 mit 4 Abb. Minto.

§ 2. Die Grabkammer, in welcher der berühmte Wagen (Tf. 105^{A, B}) gefunden wurde, ein Rundgrab mit Krepis und Steinbedeckung sowie umgebender Steinpflasterung, muß einem Häuptling oder vornehmen Manne, einem Umbro-Sabeller, gehört haben, der nach benachbarten etrusk. Mustern für sich und seine Frau den Bau errichten ließ, geräumiger und reicher, als es sonst damals in Umbrien oder der Sabina üblich war. Nach Etrurien weist der sonstige Inhalt des Grabes, soweit er mit nach New York gekommen oder durch die höchst mangelhaften Berichte und Pasquis Ermittlungen bekannt geworden ist; die Zeit ist, abgesehen von dem Charakter der den Wagen verkleidenden Bronzereliefs, durch att. Kleinmeisterschalen in die 2. Hälfte des 6. Jh. bestimmt. Den Wagen wird sich der Grabherr bei einem etrusk. oder griech. Wagenbauer der Küstenstädte bestellt haben.

G. Richter *Greek, etruscan and roman Bronzes*. Neu York 1915 S. 17—29; v. Brunn-Bruckmann *Antike Denkmäler* Tf. 586—87; v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 591—594; Bull. Paletn. Ital. 44 (1924) S. 144—149 mit 2 Plänen Minto. v. Duhn.

Monteracello, Monte Sara s. Sizilien B II.

Monte San Mauro s. Pantalica A § 5, Sizilien B II.

Montespan-Höhle (unweit Saint-Gaudens, frz. Dép. Haute-Garonne). Die sehr schwer zugängliche Bachhöhle, im Volksmunde Hountaou-Höhle genannt, wurde im J. 1923 von N. Casteret entdeckt. Von besonderem wissenschaftlichen Interesse sind 5 aus Höhlenlehm gefertigte Tierplastiken, leider zumeist stark beschädigt und von ungleich geringerem künstlerischen Werte als die Statuetten des Tuc d'Audoubert (s. d.). Eine derselben stellt einen Feliden (Höhlenlöwen?) von 1,60 m L. und 0,70 m H. dar, welcher in Form eines Hochreliefs an die Wand gepreßt ist; ein Pferderelief hebt sich in Hochplastik vom Lehm Boden selbst ab. Besser erhalten ist die freistehende Wieder-

gabe eines Bärenrumpfes von 1,10 m L. und 0,60 m Höhe. Den Kopf desselben bildete ehemals ein echter, wohl mumifizierter junger Bärenschädel, dessen Knochenreste tatsächlich auf dem Boden zwischen den Vordertatzen vorgefunden wurden. Eine dreieckige Vertiefung im Halse läßt darauf schließen, daß dieser Originalkopf seinerzeit an der Tonstatue befestigt war, über die möglicherweise auch ein echtes Fell gespannt gewesen sein dürfte.

Alle Körper, besonders aber jene des Feliden und Bären, weisen zahlreiche, tiefe Löcher auf, wohl die Folgen von Speerstichen oder Pfeilschüssen, als interessanten Beleg für an ihnen geübte magisch-symbolische Tötung. Eine ziemliche Menge weiterer kleiner Lehmhügel sind anscheinend die Reste von durch die Höhlen-gewässer zerstörten ähnlichen Plastiken.

Außerdem erscheinen manche Spalten der Felswände künstlich mit Lehm ausgefüllt und überkleidet und tragen Finger-eindrücke. Anderwärts ist eine aus Ton gefertigte Art von „Schwalbennest“ bzw. ein ebensolches „Wespennest“ an der Wand befestigt oder eine Silexklinge mittels eines Erdkügelchens an dieselbe geklebt. Nahezu alle Gebilde sind mit einer feinen Kalk-sinterschicht überkrustet.

Malereien sind nicht vorhanden bzw. erhalten, wohl aber Gravierungen von Bisons, Wildpferden, einem Hemion, Steinböcken, einer Gemse und einem Hirsch. Zweifelhaft ist die Wiedergabe eines Mammut, einer Hyäne und eines Menschenkopfes, ganz neu die tiefe Gravierung einer linken Hand auf dem Schulterteile eines Pferdes. Die bisherigen Schürfungen ergaben amorphe paläol. Silex und einige wenige Reste von Ren, Bison, Pferd und Bären; hingegen lagen auf Felsvorsprüngen ein schöner Stichel und Doppelkratzer sowie ein Glätter aus Knochen (s. Kunst A I und II).

Vorläufige Mitteilung: Comte Begouën, N. Casteret, L. Capitan *La caverne de Montiespan (Haute-Garonne)* Rev. d'Anthropol. 33 (1923) Nr. 11—12 (vgl. a. L'Anthrop. 34 [1924] S. 182).

H. Obermaier

Monte Tabuto s. Tabuto (Monte).

Montgó. Berg bei Denia (Prov. Alicante, Spanien), auf dessen Abhänge im

J. 1891 ein Schatz in einem Topf gefunden wurde. Er bestand aus 16 Silbermünzen, darunter verschiedene Scheidemünzen von Emporion und Massalia, anderen Münzen aus Messana, Korinth, Selinunt und Syrakus sowie einem Obol aus Karthago, außerdem einer Tetradrachme, anscheinend iber., welche nicht bestimmt worden ist. Dabei wurden auch 1 kg Silber, in kleine Barrn gegossen, Reste von 4 oder 5 Silberscheiben mit angesetzten Fadenornamenten (ähnlich wie im Goldschatz von Jávea; s. d.) und Spuren von Vergoldung, eine kleine Silberkette und eine bronzene Ring-fibel (iber.) gehoben.

Über Form oder Art des Topfes, der den Schatz barg, liegen keine Angaben vor. Man weiß aber, daß in der Nähe des FO Reste eines Ofens (Schmelzofen?) vorhanden waren.

Leider sind die Münzen wie die übrigen Fundstücke verlorengegangen, so daß die nähere Datierung des Fundes unmöglich ist.

R. Chabás *Tesoro griego del Montgó* El Archivo 5, 1 (1891) S. 59—64; erwähnt auch bei Almarche *La antigua civilización ibérica en el reino de Valencia* Valencia 1918 S. 105. L. Pericot

Montières s. Acheuléen.

Montikel s. Bludenz.

Mont Saint-Michel (bei Carnac, Dép. Morbihan). Diese megal. Grabanlage löst sich in ein kompliziertes Zellen-system auf und ist von dem größten künstlichen Hügel überdeckt, welchen man aus der Bretagne kennt (115 m l. und 58 m br.). Die systematische Untersuchung des von einem Kirchlein gekrönten Hügel geht auf G. d'Ault du Mesnil zurück, ist aber unver-öffentlicht. Im Fundmaterial figurieren neben angebrannten Menschenknochen 37 geschliffene Steinäxte, einige bis zu 40 cm l., Callais-Perlen, Anhängsel und ähnliches.

Bulletin de la Société polym. Morbihan 1864 S. 79ff. R. Galles und A. Mauricet.

J. de C. Serra-Ráfols

Moorleiche. § 1. Unter der von J. Mes-torf eingeführten Bezeichnung M. versteht man menschliche Leichen, die in den nord-holl., dän., ir. und nordwestd. Mooren ge-funden werden, und die infolge des völligen Luftabschlusses und der chemischen Ein-wirkung des Moores mumienhaft konser-

viert sind. Von den bisher aufgedeckten M. entfallen auf Jütland 16, Fünen 1, Falster 2, Schleswig-Holstein 11, Nordhannover 18, Holland 5 und Irland 1.

§ 2. Da frische Leichen im Sumpfe in der Regel (aber keineswegs, wie Hahne annimmt, immer; vgl. Mannus 16 S. 250 Martin) wie alle Wasserleichen nach einiger Zeit wieder an die Oberfläche treiben und hier infolge des Luftzutrittes rasch verwesend, kann es sich bei diesen M., die meist in liegender oder hockender, häufig auch in sichtlich widernatürlicher Lage mit dem Kopfe nach unten und mit zusammengebundenen Armen aufgefunden werden, in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle nur um eine beabsichtigte Versenkung durch fremde Hand handeln, wobei häufig auch noch durch Pfähle und Holzhaken oder durch Bedeckung mit Reisig und Steinen ein Wiederemportauchen der Leiche verhindert wurde.

§ 3. Ihre Erklärung erhalten die M. — soweit wirklich absichtliche Versenkung und nicht, wie beispielsweise bei der Vehner Leiche, ein bloßer Unglücksfall vorliegt (Mannus 16 S. 250) — durch die von Tacitus (Germ. c. 12) geschilderten germ. Rechtsbräuche, nach denen ehrlose Verbrecher, wie Feigheit vor dem Feinde, Fahnenflucht, Selbstverstümmelung und widernatürliche Unzucht, durch Versenkung des Schuldigen in einen Sumpf geahndet wurden, damit so dauernd die Schandbarkeit verhütet werde. (Vgl. hierzu auch das Ertränken von Verbrechern nach dem Gesetz buche Hammurapis; s. a. Ertränken.) Doch wurden nach alten isl. Sagas, z. B. der Kjalnesinga-Saga, auch Menschen, die zuvor auf dem Altar geopfert worden waren, in einen neben dem Tempel befindlichen Sumpf versenkt, der deshalb den Namen „Opfersumpf“ (*blótkelda*) führte (ZiEthn. Verh. 1893 S. 600). Ein Teil der M. ist daher wahrscheinlich, was den Moorleichenforschern bisher entgangen zu sein scheint, als Menschenopfer aufzufassen, wozu freilich außer Sklaven mit Vorliebe Verbrecher verwendet wurden.

§ 4. Die Datierung der M., die bei ihrer Auffindung schwammig und schmierig sind, an der Luft aber rasch mumienartig zusammenschrumpfen, und die uns auch

wertvolle Aufschlüsse über die Kleidung geliefert haben, bietet gegenwärtig noch einigermaßen Schwierigkeiten. Denn da es sich bei ihnen in der Hauptsache um Verbrecher handelt, denen eine ehrende Grabausstattung versagt blieb, so fehlt es natürlich an Beigaben, die bei den Grabfunden die zeitliche Festlegung ermöglichen. Nur in zwei Fällen haben sich bisher chronol. verwertbare Geräte gefunden: in dem Moorfund von Obenaltendorf eine Silberkapsel aus der Zeit um 300 n. C. und bei der M. von Corselitz eine Bronzefibel und Perlen der gleichen Periode. Zu dieser Datierung stimmen auch gut die erhaltenen Kleider- und Gewebereste, die vollständig denen des Moorfundes von Thorsberg (3.—4. Jh. n. C.) gleichen, und ebenso weist die Übereinstimmung des Schuhwerkes der M. mit gewissen Saalburg-Funden auf den gleichen Zeitabschnitt hin. Aus taciteischer Zeit selbst sind zwar bisher noch keine sicher datierbaren Moorleichenfunde gemacht worden, doch will dies nach den oben dargelegten Gründen nichts besagen. Sicher ist jedenfalls, daß die germ. M. durchweg dem oberen Sphagnetum-Torf entstammen, der vom unteren, älteren Sphagnetum-Torf durch den sog. Grenzhorizont geschieden wird. Nach Hahne soll die säkulare Trockenperiode, die zur Entstehung dieses Grenzhorizontes geführt hat, erst gegen Ende des 3. Jh. n. C. zum Abschluß gelangt sein. Doch haben Sernanders Untersuchungen gelehrt, daß das Ende dieser säkularen Trockenzeit und damit auch die Oberkante des Grenzhorizontes mit dem Beginn der Eisenzeit zusammenfallen (Mannus 4 S. 417 ff.; s. Klimaver-schlechterung). Es ist daher möglich, daß ein Teil der M. noch der älteren, vorröm. EZ entstammt, und insbesondere scheint dies für die Kayhauser Leiche zutreffen, deren Alter Martin (Mannus 16 [1924] S. 246) auf annähernd 2000 J. errechnet. Andererseits setzen sich diese eigentümlichen Rechtsbräuche, wie das Gudrunlied, die Gesetze der Burgunder und einige spätere Notizen lehren, bis weit ins Mittelalter hinein fort, also in Zeiten, für die auch das Begraben im Moore, z. B. von Heimatlosen, wahrscheinlich gemacht ist.

42. und 44. Ber. Vaterl. Mus. zu Kiel 1900 und 1907 J. Mestorf; H. Hahne *Die Moorleichen der Prov. Hannover* Mannus 2. Ergänzungsband 1911 S. 18ff.; ders. *Die Moorleichenreste im Prov.-Mus. zu Hannover* Jahrb. Hannover 1909/10 I, II; Hoops *Reall.* III 238ff. H. Hahne; ders. *Die geologische Lagerung der Moorleichen u. Moorbrücken* Halle 1918; Wilke *Archäologische Erläuterungen zur Germania des Tacitus* 1921 S. 59ff.; J. Martin *Beiträge zur Moorleichenforschung* Mannus 16 (1924) S. 240ff.

G. Wilke

Moorpatina s. Patina A § 2.

Moosbach s. Diluvialfauna § 6f.

Moosseedorf (Kanton Bern, Schweiz).

§ 1. Allgemeines. — § 2. Fundstellen. — § 3. Funde. — § 4. Zeitstellung. — § 5. Herkunft der Pfahlbaubewohner.

§ 1. M., etwa 8½ km n. von Bern, spielt eine Hauptrolle in der frühen Pfahlbauforschung. Schon 1856 entdeckt, wurde dieser neol. Pfahlbau von Uhlmann in für damalige Zeit mustergültiger Weise ausgegraben. Er lieferte Rütimeyer und Heer wesentl. Stoff für ihre grundlegenden Untersuchungen der Tier- bzw. Pflanzenwelt der Pfahlbauten. Eine zusammenfassende Darstellung gab Gummel. Neuere brachten König und Tschumi (s. u.).

§ 2. Die Hauptfundstelle (ö. Pfahlwerk) liegt am Ostende des Seedorfsees (Großen Moosseedorfsees). Sie ist ein ungefähres Quadrat von 20—21 m Kantenlänge parallel bzw. senkrecht zum Seeufer in der Nähe vom Ausfluß des Urtenen-Baches aus dem See. Die Stratigraphie ist nicht in wünschenswerter Weise geklärt. Die Pfähle bestehen hauptsächlich aus Nadelholz; unter den Laubhölzern überwiegt die Eiche. Die Wohnräume waren nach Uhlmann vermutlich geradlinig begrenzt. Eine zweite (Neben-) Fundstelle (w. Pfahlwerk) liegt beiderseits der Strecke des Urtenen-Kanals, welche den Kleinen und Großen Moosseedorfsee verbindet, kurz vor der Einmündung des Kanals in den großen See, also etwa an dessen Westende. Sie wird von Uhlmann als „Zweigstation“ des ö. Pfahlwerks aufgefaßt. Tschumi berichtet folgendes über neuere Arbeiten an dieser Stelle: „Die Sondierungen erfolgten auf der Nordseite des Kanals, zwischen den beiden Seen, und führten zur Freilegung eines Pfahlwerkes von senkrechten Pfählen und dazwischen querliegenden zerstreuten Hölzern, die sich

wie ein Rost ausnahmen. Die spärlichen Funde von Reibsteinen, Steinsplittern und Tierknochen lassen vermuten, daß es sich um einen Zugang oder eine Brücke zu dem eigentl. Pfahlbau handelt, welcher auf der Südseite des Kanals gelegen sein muß.“ Eine weitere Untersuchung ist von Tschumi geplant. Eine von Uhlmann entdeckte, oft im Zusammenhang mit dem Pfahlbau genannte Silexschlagstelle hat vermutlich keine Beziehung zu diesem. Diese Stelle ist jüngst im Gelände wieder aufgefunden (freundl. briefl. Mitt. der Herren Dr. Fr. König sen. und Prof. Dr. O. Tschumi).

§ 3. Vom heutigen Standpunkte der Forschung aus bedauerlicherweise sind die Funde weder ihrer Herkunft aus dem ö. und w. Pfahlwerk noch ihrer höheren oder tieferen Lage nach auseinandergelassen. Es fanden sich wenige Menschen-, viel Tier- und Pflanzenreste. Unter den Geräten überwiegen solche von Silex (Hornstein, Jaspis, frz. Feuerstein). Es sind Messer, „Sägen“, Schaber, Pfeilspitzen, Lanzen spitzen bzw. Dolchklängen; außerdem viel Abfallsplisse. Solche gibt es auch von Bergkristall. Von anderem Gestein (Serpentin, Gabbro, Eklogit, Jadeit, Nephrit, Diorit, Granit u. a.) finden sich besonders Keile in den Formen Beil, Hacke, Meißel und „Keilmesser“. Nur vereinzelt handelt es sich um scharf ausgeprägte Typen. Mahlsteine und „Läufer“ bestehen aus Granit oder ähnlichem Gestein. Von Knochen gibt es „Dolche“, „Meißel“, „Messer“, Pfriemen — darunter zwei mit Asphalt- (oder Birkenteer-?) Kugeln als Handhabe —, „Doppelpfriemen“ und „Hecheln“. Ein beim ö. Pfahlwerk gefundener Schlittknochen ist sicherlich sehr viel jünger als die neol. Fundstücke. Ferner sind zu nennen: Bärenzähne, zum Anhängen durchbohrt, Eberhauer, meist gespalten, mit einem Loch am stumpfen Ende, seltener noch einem zweiten. Einzigartig ist ein Angelhaken aus Eberzahn. Nagezähne vom Biber wurden wohl als Meißel verwendet. Hirschgeweih wird reichlich zu Geräten gebraucht. Bei den Fassungen mit Vollzapfen erscheinen alle Stufen der typol. Entwicklung vom nicht scharf abgesetzten bis zum scharf abgesetzten, im Querschnitt rechteckigen Zapfen. Daneben gibt es

Fassungen mit gegabeltem Zapfen und Doppelfassungen. Von Hirschgeweih sind ferner Griffe für „Keilmesser“, Stücke mit Schaftloch, Harpunen, Anhänger, „Perlen“, „Trinkbecher“ und ein Löffelchen; von Holz, außer den Pfählen, ein Aufhängehaken, Näpfe, ein Kamm mit zwei Buckeln, Beilschäfte, Griffe für Silex, „sägen“, Netzschwimmer, Stücke mutmaßlicher Reibfeuerzeuge, Flechtwerk aus Birkenrinde und unverarbeitete Stücke dieses Stoffes. Auch Flachsschnüre und Flechtwerk aus solchen fanden sich. Bei der Töpferware sind größere, schlecht gebrannte, schmutziggelbe, in vielen, aber nur kleinen Scherben vorliegende Gefäße zu unterscheiden von feineren, besser gebrannten, meist mit schwarzbraunem Überzug versehenen, kleinen, einfach geschwungenen Schüsseln, Näpfen und becherartigen sowie verschiedenartig gegliederten Gefäßen. Diese sind teilweise mit Deckeln versehen, die von durch Löcher laufenden Schnüren gehalten wurden. Mehrere Gefäße und Scherben haben senkrecht und wagrecht von Schnurösen durchbohrte Buckel, einmal 6 senkrechte Schnurösen auf einer Leiste. Unter der Tonware finden sich auch Miniaturgefäße. Kittung durch Asphalt oder Birken-teer war bekannt. S. a. Band XI Tf. 123 b 3, 6, 9, 13.

§ 4. M. wurde früher für den ältesten oder einen der ältesten schweiz. Pfahlbauten gehalten. Hierfür bieten weder die Tierwelt- noch die Gerätfunde, die das beweisen sollten, einen Grund. Da Uhlmann die Fundstücke aus den verschiedenen Tiefenlagen nicht auseinanderhielt, ist Zeitbestimmung nur durch Vergleich mit stratigraphisch gut erforschten Pfahlbauten (besonders durch Vouga bei Auvernier am Neuenburgersee) möglich. Aus Frankreich eingeführte schlanke Feuerstein-Dolchklingen oder -lanzenspitzen von Weidenblatt- oder langgestreckter Rauten-Form mit erhaltener Abspießfläche auf einer Seite (Typus „Sutzer Spitze“) zwingen zu der Annahme, daß der Pfahlbau nicht lange vor der „Kupferzeit“ noch bewohnt war. Daß er jedoch nicht mehr ganz bis in diese hineinreichte, ist auf Grund des Fehlens von Kupfer und steinernen Streitäxten wahrscheinlich. Geweihfassungen mit nicht

scharf abgesetztem Zapfen und vielleicht auch die feinere Tonware scheinen darauf hinzudeuten, daß der Pfahlbau auch schon zur Zeit der ältesten von Vouga bei Auvernier festgestellten Fundschicht bestand.

§ 5. Für die ganze „westalpine Pfahlbaukultur“ (Schliz), zu der M. gehört, ist bodenständige Entstehung aus dem Schweiz. Azilien sowie Herkunft von S oder O unwahrscheinlich. Einflüsse von N (Ausläufer der „Schnurkeramik“, Streitäxte) und NW (frz. Feuerstein) treten erst auf, als die westalpinen Pfahlbauten schon bestanden. Dagegen ist Herkunft aus Südfrankreich wahrscheinlich, wenn auch wegen ungenügender chronol. Erforschung des dortigen Neol. noch nicht zu beweisen.

H. Gummel *Der Pfahlbau Moosseedorf bei Bern* Diss. Bern 1923 (auch im Buchhandel durch Th. Schulzes Buchhandlung in Hannover). Dort die ältere Literatur. — Fr. König *Joh. Uhlmann, gewes. Arzt in Münchenbuchsee 1820—1882* SA aus Mitteil. d. Naturf. Gesellsch. in Bern aus dem Jahre 1924 S. 11—12, 16; O. Tschumi *Die archäologische Abteilung des Bernischen Historischen Museums in Bern* Jahrbuch des Bern. Hist. Mus. in Bern 2 (1923) S. 9.

Gummel

Moral.

§ 1. Die Bedeutung von Moral und Ethik. — § 2. Benehmen (Reinlichkeit, Fleiß, Faulheit, Verhalten gegen Tiere). — § 3. Schamhaftigkeit des Ausdrucks, Nacktheit, Kleidung. — § 4. Interindividuelles Verhalten (Vergeltung, Hilfe, Dankbarkeit, Freigebigkeit, Sittlichkeit, Lehren). — § 5. Mord und Totschlag, Grausamkeit, Täuschung und Lüge, Betrug, Diebstahl und Raub, Klatsch. — § 6. Sexuelles Verhalten. — § 7. Stellung zu den Kindern. — § 8. Behandlung der Kranken. — § 9. Behandlung der Alten. — § 10. Behandlung der Toten. — § 11. Ethik, Soziales Verhalten in der Gemeinschaft; Bedeutung der politischen Organisation und der Wirtschaft; Ostrakismos; Verhalten bei Kämpfen. — § 12. Verwandtschaftliches Verhalten; Bewertung von Tätigkeiten und Berufen. — § 13. Religion in Moral und Ethik; Verhalten gegen die Natur. — § 14. Kausalhypothesen (Zauberei) und moralische Wertung. — § 15. Systematik der Verhaltensnormen bei archaischen Völkern.

§ 1. Als Vermächtnis aus der romantischen Zeit lebt die landläufige und verbreitete Anschauung weiter, die selbst in philosophische Systeme Eingang gefunden und zur Grundlage von sog. Weltanschauungen gemacht wurde, daß der Mensch „ursprünglich“ unbeschränkt frei gewesen sei. Man schloß bei Naturvölkern auf das Fehlen

von Normen des Verhaltens, weil sie nicht in uns geläufigen Formen von Gesetzen niedergelegt oder in klaren Worten ausgesprochen zu hören waren.

Bei einer genaueren Kenntnis der Völker ärmerer Technik und geringerer Einsicht in die Kausalzusammenhänge hat sich jedoch mehr und mehr herausgestellt, daß die Bindungen ihres Lebens und Verhaltens nicht nur nicht fehlen, sondern sogar zahlreich und eingreifend sind, ja daß sie bei höheren Naturvölkern das Leben in allen Einzelheiten durchsetzen und beherrschen. Allerdings sind diese Bindungen vielfach anderer Art als bei uns und erstrecken sich auch auf andere Gebiete des Lebens.

Die Verschiedenheit der Bindungen ergibt sich aus der anderen Lebensführung, den anderen technischen Mitteln, mit denen man der Natur gegenübertritt, und der anderen Art kausaler Verknüpfung, wie sie einem auf ärmerer Erfahrung und geringerer Kenntnis aufgebauten Denken entspringen (s. Primitives Denken). Die Kleinheit der Gemeinde kommt hinzu (s. Politische Entwicklung), um eine durchaus verschiedene emotionelle Einstellung herbeizuführen. Solche Erwägungen sind zum Verständnis von Erscheinungen nötig, wie Kannibalismus (s. d.), Kopfgeld (s. d.) oder Menschenopfer (s. d. C).

Wir können daher der M. eines Volkes nicht näher treten, ohne seine Einrichtungen, den Stand seiner Technik und die Entwicklung seines analytischen Denkens in Betracht zu ziehen. Aber auch innerhalb der Naturvölker ist die M. keineswegs gleich: entscheidend dafür ist neben der Lebensweise und der Nahrungsgewinnung vor allem der Umstand, ob und wieweit eine soziale oder ethnische Schichtung vorhanden ist (s. Adel, Kaste A, Lehen, Schichtung), in welcher Weise die Herrschaft zur Ausbildung gelangt ist, ob wir es mit mutterrechtlichen (s. Mutterrecht A) Einrichtungen oder patriarchalischen (s. Patriarchat A) Grundsätzen zu tun haben.

Die Auswirkung ähnlicher Einrichtung auf die Bildung moralischer Wertungen ist nicht zu unterschätzen, wengleich nicht in Abrede gestellt werden soll, daß auch moralische Wertungen von einem

Volk zum anderen übertragen werden können. Dies wird in der Regel nur dann der Fall sein, wenn Hand in Hand damit auch andere Sitten und Gebräuche von Volk zu Volk übergehen. Denn ohne solchen Rückhalt haben moralische Wertungen allein wenig Aussicht, sich in einer ihnen sonst lebensfremden Atmosphäre zu halten. Sollten sie selbst da für eine Zeitlang angenommen werden, so ist kein Zweifel, daß sie bald wie ein Fremdkörper abgestoßen würden.

Hier werden M. und Ethik in gleicher Weise in Betracht gezogen. Ohne auf philosophische Erörterungen über den Unterschied der beiden einzugehen, möchte ich aus Zweckmäßigkeitsgründen vorschlagen, den Ausdruck M. auf die Beziehung unter den Einzelmenschen anzuwenden, von Ethik aber dann zu sprechen, wenn das Verhalten gegenüber der Gesamtheit in Betracht gezogen wird (§ 11).

M. und Ethik spielen unter den Naturvölkern eine außerordentlich große Rolle, denn sie regeln das gesamte Verhalten der Menschen untereinander im Alltagsleben. Ihre praktische Abgrenzung gegen das Recht (s. d.) ist schwierig, zumal die meisten Normen des Lebens, mag es sich um die Stellung zum Diebstahl, um Heiratsordnungen oder um die Behandlung der Alten oder der Toten handeln (s. § 9, 10), auch noch mit religiösen und abergläubisch-zauberischen Gedankengängen verwoben sind (s. a. § 13, 14).

Vielfach hat man unter M. nur die sexuelle M. verstanden und sie z. B. nach der Zahl der Frauen, die ein Mann besitzt, nach der Dauerhaftigkeit der Bindungen und dem sonstigen Verhältnis der Geschlechter zueinander beurteilt. Das einschlägige Material hierzu findet sich in den Artikeln: Ehe A, Ehebruch A, Ehescheidung, Familie A, Frau A, Fraueneinfluß, Geburt, Keuschheit, Kind, Mutterrecht A, Nebenehe, Patriarchat A, Polygamie, Verwandtschaft. Doch wird auch in § 6 hier kurz auf die sexuelle M. eingegangen.

Die M. der Naturvölker ist wesentlich konkreter Natur, d. h. sie knüpft sich an bestimmte Handlungen, Vorgänge und Geschehnisse, unabhängig von dem diesen zugrunde liegenden Willen oder der Ab-

sicht des Handelnden. Diese verfeinerte Unterscheidung fehlt gewöhnlich dem ganzen primitiven Rechtsleben. „Schuld“ in unserem Sinne kennt man nicht (vgl. Blutrache, Buße, Recht). In ähnlicher Weise stellt sich auch das Verhältnis zu den übermenschlichen Mächten dar. Es kommt nicht auf eine Willens- oder Gemüteseinstellung an, sondern einzig und allein auf die Erledigung gewisser Zeremonien. Darum haben die primitive M. und Ethik „formalen“ Charakter. Noch in verhältnismäßig hohen Religionen äußert sich das: im alten Brahmanentum oder in der alten persischen Religion kommt es vor allem auf das Kennen der „richtigen“ Opfer und ihrer „richtigen“ Durchführung an.

Das Verhalten des einen gegen den anderen wird nicht an abstrakten Forderungen gemessen und beurteilt, sondern nur an bestimmten formalen Verhaltensweisen. Auch dem liegen aber bestimmte Hypothesen über die Zusammenhänge von Ereignissen und Handlungen zugrunde, die jedoch dadurch gekennzeichnet sind, daß sie sich immer nur auf eine verhältnismäßig kurze Reihe von wenigen Vorgängen beziehen. Eine gewisse „Kurz-sichtigkeit“ tritt in Denken und M. der Naturvölker deutlich hervor. Die Impulse und Reaktionen erfahren ihre Hemmungen oder Förderungen ebenso wie bei uns durch intellektuelle Faktoren, nur sind die Kausalhypothesen dieses Denkens auf sehr unzulänglichen Analysen und Kombinationen aufgebaut (s. Primitives Denken).

Der ganze Prozeß der Überlegung wird von einem Eskimo in der Weise geschildert, daß er sagt: die Gedanken gehen im Herzen herum, dann steigen die Worte aus dem Körper herauf und kommen beim Munde heraus. Spricht ein Mann die Wahrheit, so bewegen sie sich auf geradem Wege, wenn er aber lügt, so winden sie sich und drehen sich beim Heraufkommen und entschlüpfen dann einem Mundwinkel (Jeness S. 237). Ähnlichen Auffassungen begegnen wir in Mittelamerika (bei den Pokontchi) und auch bei den Ewe-Negern des Sudan: das „gerade“ Wort gilt als das aufrichtige (Planert S. 134).

Der sprachliche Ausdruck für die moralischen Wertungen geht natürlich vom Konkreten aus. Er knüpft in einer ganzen Reihe von Sprachen vor allem deutlich an das physiologisch Angenehme an, an das, was den Sinnen zusagt. „Schön“ und „gut“ sind gewöhnlich in den Sprachen der Naturvölker ursprünglich identisch; ebenso „häßlich“ und „schlecht“. Mitunter ist der Ausgangspunkt aber auch ein anderer: als „gut“ gilt das „gerade“ und „ebene“ im Sanskrit und im Angelsächsischen, das „gebogene“ als „schlecht“. Im Kelt. und Altlateinischen ist es das „starke“ und „große“, das die moralische Wertung des Guten erhält usw. (Planert S. 124ff.). Es sind komplizierte Reflexionen, die aus einer anderen Lebenswelt von den genannten Eigenschaften die Übertragung zu den moralischen Wertungen vornahmen, und zwar wohl hauptsächlich aus den Erlebnissen der Großjagd und des Kampfes.

§ 2. Reinlichkeit der Lagerplätze ist etwas, das nomad. Völker fast gar nicht kennen. Der körperlichen Reinigung hilft gewöhnlich nur Regen oder das Durchwaten von Flüssen nach. Die Selbsthaftigkeit dagegen veranlaßt wenigstens ein Sauberhalten der Siedlungsorte; wenn nicht der Häuser, so doch der Rodungsstätte, auf der die Wohnungen sich befinden, und wo sich vorwiegend die Frauen aufhalten. Aber auch dort, wo Männerhäuser (s. d.) errichtet wurden, hält man die Rodung um diese herum rein. Nicht nur dies, sondern auch Zierpflanzen verschönern oft die Siedlung. — In der Regel erfolgt die Defäkation abseits an herkömmlichen Stellen, oft auch in Bächen oder Flüssen, wodurch allerdings das Wasser leidet.

Etwas, das z. B. durchaus der „guten Sitte“ zuzurechnen ist, findet man sowohl im näheren wie im fernen Orient: nämlich das Rülpsen nach genossenen Speisen, als Zeichen, daß das Essen gut geschmeckt hat (Burckhardt S. 36). Ja, der Gast wird im fernen Osten als unhöflich betrachtet, wenn er nicht gehörig rülpsst, weil man dann meint, die Speisen hätten ihn nicht befriedigt, und weil dadurch der Küche des Wirtes kein Kompliment gemacht wird. Ähnliche Auffassungen bestehen bei den Naturvölkern.

Von einem faulen Manne heißt es unter den Wadschagga Ostafrikas: er gleicht einem gerade wachsenden Baume, z. B. der Riesenlubilie im Urwald oder dem Bambusrohr in der Steppe, weil der Faule sich nicht gern bückt, und gerade steht, wo andere sich zum Behacken des Bodens beugen. Der Vorwurf der Faulheit und Feigheit ist der schlimmste, der gegen einen Mann erhoben werden kann. Als schlimmster Vorwurf gegen die Frauen gilt neben der Faulheit die Zanksucht (Gutmann S. 110ff.). Dabei ist zu beachten, daß es sich im Falle der Wadschagga um ein hauptsächlich Feldebau treibendes Volk handelt. Die Schätzung von Fleiß und Arbeit gilt nämlich nur der Feld-, Haus- und Viehwirtschaft. Alle auf den Erwerb von Geld und Unterhalt gerichteten anderen Beschäftigungen waren von jeher bei den Wadschagga verachtet (s. a. § 12). Die soziale Schichtung führte hinwiederum zu Widerwillen gegen aufgezwungene Arbeit in fremden Diensten (s. § 11). — Über Faulheit vgl. a. Hancke S. 6 u. 10.

Die Auffassung des älteren Griechentums über das Verhalten des Einzelnen wird in Hesiods $\epsilon\rho\rho\alpha$ $\kappa\alpha\iota$ $\eta\mu\epsilon\rho\alpha\iota$ (303) gekennzeichnet: „der ist den Göttern verhaßt und Sterblichen, welcher ohne Arbeit fortlebt, gleich an Mut den unbewaffneten Drohnen — die der emsigen Bienen Gewirk aufzählen in Trägheit — nur Mitesser“. — Diese M. entspricht der eines noch ungeschichteten Volkes oder doch eines solchen mit ungebrochener Sippenorganisation. Arbeit schändet nicht, nur Arbeitslosigkeit.

Moralische Widerstandskraft ist den Naturvölkern in nur beschränktem Maße eigen. Während auf der einen Seite die Neigung besteht, die Affekte ins Maßlose zu steigern, schafft sich auf der anderen Seite die Angst vor allem Unbekannten und Neuem Raum. So tritt eine mitunter rasende Kampfeswut und tollkühne Todesverachtung in Erscheinung, während die Ausdauer nach kleinen Mißerfolgen erlahmt. Tänze werden die ganze Nacht hindurch bis zur völligen Erschöpfung, oft Wochen hindurch, fortgesetzt, oder von Einzelnen, bis sie ohnmächtig hinfallen. Ähnlich ist es bei Eßgelagen oder sexuellen

Orgien und überhaupt im geschlechtlichen Ausleben. Die Angst befördert hingegen den Respekt vor zauberischen Künsten, treibt zur Beachtung von allerhand mystischen, unbekannteren Kräften. Das Unnormale und Außergewöhnliche an Erscheinungen oder an Fertigkeiten ruft jene Scheu hervor, die überlegenen ethnischen Schichten (s. Schichtung) entgegengebracht wird, und die daher auch hauptsächlich auf dem Wege des „Prestiges“, der außerordentlichen Geltung, aufrechterhalten wird, namentlich durch technische Überlegenheit, die gern als „Geheimlehre“ oder „Privileg“ einzelner Sippen oder Familien (s. d. A.) auftritt (s. a. Geheime Gesellschaft). Damit hängt sowohl die Sonderstellung der Hexenmeister (s. Zauberei A) wie der Handwerker (s. Handwerk A), etwa der Schmiede, als auch die von adligen Familien und Großhäuptlingen zusammen, vor allem auch die des weißen Mannes. Bei Mißerfolgen gegen solche als übermächtig gefürchtete Wesen, wie Hexenmeister, Häuptlinge, Adlige, Weiße, pflegt eine Lähmung des Willens und Könnens Platz zu greifen. Völlige Erschlaffung und Widerstandslosigkeit stellt sich ein, die zum Tode des Einzelnen, ja zum Aussterben der Rasse führen können (s. Mana B).

Damit erklärt sich auch die Angst vor Übertretungen der überlieferten Verbote (s. Mana B, Meidung, Totemismus A, Sühne).

Während auf der einen Seite die Naturvölker allenthalben verhältnismäßig großen Respekt gegenüber den Tieren bekunden und sie sich menschlich handelnd vorstellen (s. Totemismus B), fehlt es doch in der Regel völlig an Verständnis dafür, wie die Tiere durch die Behandlung der Menschen leiden können. So schneiden z. B. die arab. Beduinen, wenn sie Fett brauchen, einfach ein Stück von einem lebendigen Schaf am Schwanz heraus und essen es (Powell S. 532).

§ 3. Die beständige Angst vor Tod und Krankheit und die vermuteten Zusammenhänge von Vorbedeutungen und Zeichen (s. Omen A, Orakel A) tragen außerordentlich viel zu einem sorgfältigen Verhalten, zu Anstand und guter Sitte bei (s. a. Meidung, Name A). Dementsprechend be-

dient man sich auch verschiedener umschreibender Redensarten. Von einer hoffenden Mutter sagt der Bergdama-Jäger Südwest-Afrikas nicht: sie ist schwanger, sondern deutet ihren Zustand nur mit den Worten an: sie hat es schwer (hat etwas Schweres), oder: es geht ihr nicht gut. Der „ungebildete“ Ausdruck würde dem Weibe oder dem zu erwartenden Kinde oder dem, der den Ausdruck gebraucht, schweren Schaden bringen. Ebenso wendet man für die Niederkunft nicht das Wort *ôa* an, das nur von werfenden Tieren oder Eierlegenden Vögeln gebraucht wird, sondern den Ausdruck: //ora go = sie hat geboren, oder noch besser: sie hat sich getrennt (von dem Kinde), oder: sie hat sich erleichtert, sie hat Ruhe gefunden, sie liegt auf dem Lager. Von dem Kinde sagt man: es hat sich ereignet (die Geburt). Auch sagt man: das Kind hat die Erde erblickt; vom Erstgeborenen sagt man: er hat die Sonne als erster von den Geschwistern erblickt. Wenn die nächsten Anverwandten eines Kindes sehen, daß sich der erste Zahn eingestellt hat, so tut niemand dieses Geschehnisses auch nur mit einem Wort Erwähnung (s. a. Kind); denn sonst bekommt das Kind ein schlechtes Gebiß. Nur wer mit dem Kinde nicht verwandt ist, darf von dem Ereignis reden. Beim Anblick eines gesunden Säuglings hat man sich des Lobes zu enthalten, weil dieses als gefährlich gilt. Ist denn ein anerkennendes Wort gefallen, so fängt danach gewöhnlich der Säugling an zu heulen, weil ihn die Mutter sofort gekniffen hat, um auf diese Weise wenigstens ein Unglück fernzuhalten (Vedder S. 125f.). — Diese verschiedenen abergläubisch vermuteten Zusammenhänge, zeigen, wie sehr das traditionelle Verhalten, die gute Sitte und M., in ihrer Formgebung durch allerlei Vorurteile bedingt ist.

Besondere Bedeutung für die Beurteilung der sexuellen M. wurde, namentlich von früheren Reisenden und hauptsächlich von Missionaren, der Nacktheit, bzw. der Bekleidung beigemessen, auch der Sitte, bis zu welchem Lebensalter die Kinder unbekleidet bleiben. Es muß dahingestellt bleiben, ob und bis zu welchem Grade die Bekleidung mit sexueller

Moral (s. § 6) in unmittelbare Verbindung zu bringen ist. Bei Völkern, die unbekleidet gehen, fehlt die gleiche Aufmerksamkeit auf die erogenen Zonen wie bei uns. Die Schutzbekleidung beginnt keineswegs mit der Schambedeckung, eher mit der des Rückens zum Schutz gegen Regen und Kälte. Indessen hat das Anlegen von Schmuck in Gestalt von Blättern, Blüten, Federn, Bälgen erlegter Tiere oder von Organen getöteter Menschen als Trophäen (s. Auszeichnung) erotische Haupt- oder Nebenbedeutung. Unter nackt gehenden Menschen fällt dem Anlegen von Kleidungsstücken eine erotische Wirkung zu, unter bekleidet gehenden dem Entkleiden und Entkleidetsein. Dieser durch den gesellschaftlichen Brauch bedingte Umstand ist von derartiger Macht, daß der Einzelne sich der sozial-psychischen Atmosphäre, wie er sich zu tragen, zu kleiden und zu schmücken hat, nicht entziehen kann und auch daher seinen Maßstab für die Beurteilung der Sitten anderer Gesellschaften nimmt. Das, was als unmoralisch gilt, ist vor allem immer das Abweichen des Einzelnen von der Sitte. In diesem Abweichen besteht seine „Unsittlichkeit“. Dieser Zwang ist in kleinen, homogenen und ethnisch im Gleichgewicht befindlichen Lebensgemeinschaften besonders stark. Wer abweicht, wird ausgemerzt, auf direktem oder indirektem Wege getötet (s. Auslese). Solange keine Störungen durch Berührung mit anderen Kulturen eintreten, ist übrigens die Neigung zu Abweichungen kaum vorhanden.

Den Anfang einer Schmuckbekleidung haben wir eher in einer Betonung der erogenen Zonen zu suchen, die unter der (unbeabsichtigten) intellektuellen Maske von abergläubischen, zauberischen Gedankengängen geschmückt wurden (z. B. bei den Baining der Gazelle-Halbinsel von Neupommern in der Südsee mit einem Papegeikopf, oder am Dörfer-Fluß im Gebiet des Augusta-Flusses mit Kopf und Fell des fliegenden Hundes bei den Männern) oder zu verschiedenen Manipulationen anreizten, wie zum Gebrauch von sog. „Schutzvorrichtungen“ in Gestalt von Penis-Futteralen aus Muschel, Kürbis oder Flechtwerk, und zu den mannigfachen Ar-

ten von Beschneidungen (s. Jünglingsweihe, Mädchenweihe, Mannbarkeit) sowie auch zum Anlegen von Lendenbinden (die keineswegs nur der Verhüllung dienen, sondern z. B. manchmal das Skrotum rechts und links freilassen).

Jedenfalls haben wir es bei der Kleidung, wie so häufig auch sonst, mit einem Wechsel in der Richtung der Motive zu tun und zu bedenken, daß jede Sitte zusammen mit einem ganzen System von Einrichtungen, in das sie eingebettet ist, ihrerseits wieder der Ausgangspunkt und die Anregung für Änderungen an Gewohnheiten und Wertungen wird (s. a. Frau A, Keuschheit). — Vgl. a. Crooke, Dunn und § 6.

§ 4. Im interindividuellen Verhalten sind die Einzelpersonen unter den Naturvölkern in der Regel sehr vorsichtig und behutsam, hauptsächlich aus Angst voneinander. So fordert z. B. bei den Bergdama der Zauberer nicht Entlohnung, sondern erklärt, daß seine Anstrengungen wirkungslos sind, wenn er nicht den entsprechenden Lohn (s. d.) bekommt, weil der Häuptling des Jenseits (// *Gamab*) nicht wünscht, daß sein Knecht hungert (Vedder S. 105).

Auch bei den Indianern von Guiana (Südamerika) fällt die Achtung vor der Persönlichkeit des Nächsten auf. Im Thurn (S. 213f.) führt diesen Respekt, zweifellos mit Recht, auf die Angst vor feindlichen Gefühlsströmungen der anderen zurück. Auch er betont in dieser Hinsicht die Bedeutung der Blutrache (s. d.) und des ausgebildeten Vergeltungssystems nach dem Grundsatz Auge um Auge (s. a. Vergeltung).

Das Verhalten von Mensch zu Mensch ist bei den Naturvölkern überwiegend auf Vergeltung (s. d.) aufgebaut. Die Vergeltung kann als der psychologische Ausdruck dessen betrachtet werden, was man auf physiologischem Gebiet „Reaktion“ nennt. Sie richtet sich nicht nur gegen den Menschen, sondern gegen alles, was als belebt gilt und vorgestellt wird, und was man nach menschlicher Analogie behandelt, so insbesondere auch gegen Tiere. Sie kennt kein anderes Maß, als das des

Zornes und der vom Vergeltungsobjekt entgegengesetzten Schranke.

Bezeichnend für das alles traditionelle Verhalten durchsetzende Prinzip der Vergeltung ist die Art, wie Indianer „Entschuldigung“ (= I beg you pardon) übersetzen. Nach weitläufiger Beratschlagung einigte man sich, wie im Thurn (S. 214) berichtet, darauf, den Ausdruck mit „ich schlage zurück“ (= me hit you again) wiederzugeben.

Ziemlich allg. wird der Mangel an Dankbarkeit bei den Naturvölkern hervorgehoben. Es ist sehr die Frage, ob dieses Urteil in der üblichen Verallgemeinerung richtig ist (Cooper S. 122, 174). Man darf nicht vergessen, daß der Weiße schließlich immer der Fremde und gewöhnlich der sehr gefährliche Fremde ist, dessen „Sippe“ sich seinerseits gewöhnlich schon etwas an Übergriffen gegen die Sippe der Eingeborenen hat zuschulden kommen lassen. Die Naturvölker denken überwiegend in Sippensolidarität, und ihre Einstellung gegenüber den Fremden geht ebenfalls davon aus. Selbst wenn ein Weißer einer ganz anderen Nationalität sich etwas zuschulden kommen ließ, wird es dem nächsten Weißen, ob Europäer, Amerikaner oder sonstwie, vergolten. Durch derartig dazwischentretende Gemeinschaftsgeföhle wird die etwa bestehende persönliche Dankbarkeit stark beeinträchtigt. Ist jedoch die Sippensolidarität des Eingeborenen bereits erschüttert und eine starke persönliche Bindung an einen bestimmten Weißen zustande gekommen, so wäre es falsch, auch in solchen Fällen von einem Mangel an Dankbarkeit zu reden. Ganz im Gegenteil. Dann erwächst aus der traditionellen Bereitwilligkeit zu starker Bindung und aus dem sozialen Anlehnungsbedürfnis jene oft gerühmte treue Anhänglichkeit von Dienern der Europäer oder von Gefolgsleuten der eingeborenen Großhäuptlinge und Fürsten (s. a. Häuptling, Lehen).

Im Thurn (S. 213) findet, daß die Indianer Guianas in Südamerika für jede Freundlichkeit dankbar waren, andererseits jedoch stolz und schnell beleidigt, oft aber wieder ebenso schnell befriedigt. Zweifellos wurzelt dieses Verhalten, das

ziemlich allgemein von Europäern bei Naturvölkern beobachtet wird, in einem Mißtrauen gegenüber dem anderen, besonders gegenüber den Europäern, und zugleich oft in einem gewissen Minderwertigkeitsgefühl; während die regelmäßig bei Naturvölkern beobachtete Erscheinung hervortritt, daß neue, sinnliche Reize sofort ablenken und gewissermaßen eine neue Situation schaffen.

Das Verhalten gegenüber dem Eigentum des anderen hängt natürlich von dem Grade der Anerkennung eines Eigentumsanspruches ab. Dementsprechend wird auch der Diebstahl bewertet (s. Diebstahl, Eigentum A). Doch sind dabei vielerlei Ausnahmen und Besonderheiten zu beachten, namentlich beim Zusammentreffen mit Fremden, die ja in der Regel außerhalb der Sitte und der Gebräuche der eigenen Gemeinschaft stehen. Den Impulsen nach Genuß und Besitz wird fremdem Eigentum gegenüber ungehemmter Lauf gelassen, zumal wenn es sich um Weiße handelt, deren fremdartige Gegenstände zu verhältnismäßig „unermesslichen“ Gütern in den Augen der technikarmen Eingeborenen werden. Hat einer aber Überfluß an etwas, so liegt es durchaus in der M. des Naturmenschen, sich vom Überfluß des anderen zu holen, was er braucht. Bekannt ist ja die Erscheinung, daß im Dienste von Europäern stehende eingeborene Arbeiter, wenn sie am Ende ihrer Dienstzeit mit ihrem Naturallohn, in Kisten verpackt, nach dem Heimatdorfe zurückkehren, gestatten, daß ein jeder von ihrer Sippe sich aus dem manchmal schwer erarbeiteten Naturallohn für vielleicht drei Jahre holt, was er braucht. So ist innerhalb einer Viertelstunde der ganze Arbeitslohn und persönliche Reichtum zerronnen. Auch hier gilt der Spruch: Geben ist seliger denn nehmen (s. a. Kommunismus). Denn das soziale Ansehen dessen, der mit viel Gegenständen beladen nach Hause zurückkehrt, ist demgemäß um so größer. Man darf auch nicht vergessen, daß der Heimgekommene nun auf Monate hinaus das Recht hat, von den Vorräten der Sippe zu leben und von dem, was seine Leute inzwischen in den Pflanzungen erarbeitet haben. In diesem Zusammenhang

erscheinen in einem anderen Licht die häufigen Diebstähle; über die von den meisten Reisenden oft schon Klage geführt wird von ihren ersten Besuchen bei einem „Naturvolk“, das unter seinesgleichen den Diebstahl nicht kennt oder sogar verurteilt.

Gerade die Freigebigkeit ist ein Zug, der schon unter Jägern und Sammlern hoch bewertet wird. Stellt sich bei den Bergdama ein angesehener befreundeter Gast im Sippenlager (Werft) ein, so verfehlt man nicht, ihn durch einen Tanz zu ehren. Dafür aber wird von ihm verlangt, daß er der Sippe ein Tier schlachtet (Vedder S. 95). Auch hier: die Gegenseitigkeit der Leistungen, aber als gewissermaßen zugestandene Auszeichnung: das Verteilen von Gaben.

Routledge lenkt die Aufmerksamkeit darauf, daß bei den ostafrik. Akikuyu die Riten, z. B. die der Reinigung und des Gottesurteils, unter Umständen den Alten zufallen, während andere Zeremonien Sache des Zauberers oder Medizinmannes sind. Der Medizinmann interessiert sich nur für seine beruflichen Angelegenheiten (s. § 14), nicht für die Lehren des sittlichen Verhaltens, die durch die Eltern und Stammesalten (s. Altenherrschaft) vermittelt werden. Man kann so in gewissem Sinne von einer einfacheren patriarchalischen Religion sprechen, über die sich später die Lehre der Medizinmänner gelagert und der älteren „Staatsreligion“ den Boden abgegraben hat (Routledge S. 228). Die eigentliche Belehrung der Jugend und ihre Einführung in die Sitten des Stammes findet auf dem Wege der Jünglingsweihe (s. d.) statt (S. 154 ff.).

Bei den Seedajaks von Britisch-Borneo gibt es Gesänge, die bei einem Opferfest zum Segen der Feldfrüchte veranstaltet werden, und in denen auch eine große Zahl guter Lehren und Verhaltensvorschriften niedergelegt sind, z. B. wie Gäste empfangen werden, wie Frauen sich kleiden und ihre Haare frisieren sollen. Ermahnungen an die Kinder (vgl. § 7), das Verhalten der Frauen Gästen gegenüber und der Gäste gegen ihre Wirte, das Benehmen gegen Häuptlinge usw. (Dunn S. 332 ff., 817 ff.). — Ähnliche Lehren, die sich

aber hauptsächlich auf das Verhalten von Menschen untereinander beziehen, finden wir bei den Chinesen in großer Menge. Ja, ihre philosophische Literatur ist erfüllt davon (vgl. § 15).

§ 5. Auch die Stellung dem Mord und Totschlag gegenüber ist durch eine besondere Tradition und Wertung bedingt. Unter den Onas (Feuerländer) gibt es wenige über 30 J. alte Leute, die noch niemand getötet haben. Ich selbst konnte dasselbe von den Buin-Leuten im s. Bougainville (Salomo-Inseln, Südsee) feststellen (Thurnwald III 60). Auch von vielen anderen Orten wird ähnliches berichtet. Derartige Mordtaten sind teils der Ausfluß gewisser Vorurteile, die damit zusammenhängen, daß das Eintreten des natürlichen Todes eines Menschen auf den bösen Willen eines Feindes zurückgeführt wird, der seine Absicht auf mystische Art durchgeführt hat. Für diese vermeintliche Untat muß nun Rache genommen werden, die man gewöhnlich meuchlings vollzieht (s. Blutrache, Fehde). Teils sind diese Mordtaten mit dem enger umschriebenen Glauben daran verbunden, daß durch das Blut oder durch den Kopf eines Menschen besondere Kräfte erworben werden können, weshalb man sich des Blutes, des Herzens oder des Kopfes eines Menschen zu bemächtigen trachtet oder ihn etwa verzehrt (s. Kannibalismus, Kopffjagd, Menschenopfer C).

Während aber diese Gedankengewebe gerade bei den höheren Naturvölkern mehr und mehr Platz gegriffen haben, findet man bei niedrigen Naturvölkern, namentlich bei Jägern und Sammlern, oft friedlichere Sitten und eine Schonung des Menschenlebens (Wheeler) wenigstens innerhalb gewisser Grenzen (s. Fremder, Freundschaft, Gastfreundschaft, Kind, Politische Entwicklung, Wirtschaft D).

Es ist eine bekannte Erscheinung bei Naturvölkern, die auf eine sehr genaue Vergeltung durch Blutrache halten, daß sie völlig versagen und in Hilflosigkeit geraten, wenn innerhalb der Gemeinde ein Streit ausgebrochen ist (s. § 11), der etwa zu einem Mord unter nahen Verwandten führt (s. Blutrache, Buße). In diesem Zusammenhang wird es auch verständlich,

warum „Verbrechen“ etymologisch auf „Irrtum“ zurückzuführen ist, wie in einer ganzen Reihe von Sprachen (Planert S. 137).

Das Gebiet der Zauberei ist bei den Wadschaggas Ostafrikas vor allen Dingen der Tummelplatz persönlicher Feindschaft; denn hier kann Haß und Neid hoffen, unbemerkt dem anderen tödlichen Schaden zuzufügen (s. § 14). Das geschieht auf verschiedene Weise: durch Fluchformeln oder Zeremonien, durch Zaubertänke, die man beim Mediziner kauft, oder durch Veranstaltung sog. Restbeheerung, nämlich von Haupthaaren, Speichel, Nägelabschnitten, Fäden getragenen Zeuges usw., mit denen man gewisse rituelle Zeremonien vornimmt, oder dadurch, daß man nachts eine Zaubermurzel vor die Tür des Feindes legt usw., oder durch die komplizierte Zeremonie mit dem Fluchtopf (Gutmann S. 164 ff. — S. a. Fluch A, Gelübde A, Gottesurteil, Zauber A).

Auch bei den Bergdama ist die Rache für vermeintliche Verzauberung an einem Menschen, den man haßt, üblich (Vedder S. 152. — S. a. § 14).

Die primitive Moral ist gelegentlich nicht ohne transzendente Sanktion, wenn es sich um eine Grundlage der Lebensordnung, um Treu und Glauben in den Beziehungen unter den Menschen, handelt. So nimmt man z. B. unter den Bergdama Südwestafrikas an, daß die Hand des Diebes, die sich an ausgezeichneten Eigentumsstücken oder an auf dem Wege liegender, mit Eigentumsanspruch (s. Eigentum A) gekennzeichneter Jagdbeute oder an einem mit Beschlag belegten Honigfund vergeift, bald verschwärzt und abfällt (Vedder S. 66).

Der völlige Mangel an Abgeschlossenheit macht ein Verbergen, z. B. unter den Eskimos, sehr schwierig und bildet ein Hindernis für den einzelnen, anders als ehrlich und aufrichtig zu sein. Daher ist auch der Diebstahl unter den Leuten selbst verhältnismäßig selten. Ihre Moralität ist auf rein sozialen Sanktionen begründet (s. § 11), die außerhalb der Gemeinde kaum in Wirksamkeit treten. Indessen wird Fremden gegenüber, namentlich

Weißten, keineswegs die gleiche Zurückhaltung beobachtet (Jeness S. 236).

Bei den Kunama Abessiniens wird als Diebstahl (s. d.) nur die Verletzung des Eigentums (s. d. A) innerhalb des Gaues betrachtet. Doch gilt er nicht als Verbrechen. Kann er bewiesen werden, so wird das gestohlene Gut wie eine privatrechtliche Schuld behandelt. Der gefangene Dieb darf nicht verwundet oder getötet, noch zur Buße (s. d.) gezwungen werden; er erhält höchstens von seinen Verfolgern ein paar tüchtige Schläge. Man nimmt ihm das gestohlene Gut ab und läßt ihn laufen (s. a. Recht). Von Gefangenschaft, Lösegeld oder gar Knechtung des gefangenen Diebes ist keine Rede. Ein von seinen Landsleuten verfolgter Dieb schlägt sich nie, er sucht zu entfliehen, indem er seine Beute im Stich läßt. Seine Verfolger hüten sich aber, ihn zu verletzen, da das vergossene Blut des Diebes in gleicher Weise Blutrache (s. d.) heischt wie das eines anderen. „Darin zeigt sich, wie hier die Person höher geschätzt wird als das Eigentum.“ — Als einziger Beweis für den erfolgten Diebstahl wird der aufgefundenen Besitz an Vieh oder Viehbestandteilen (Fleisch oder Haut) betrachtet. — Verletzung des Eigentums außerhalb des Gaues unterliegt einer anderen Bewertung; denn Fremde oder Feinde kommen dadurch zu Schaden. Man kann in diesem Falle von „Raub“ reden. Die Räuber bilden eine eigene Klasse des Volkes mit besonderen Kampfesregeln. Der Raub, etwa an Vieh, wird den Greisen des Dorfes zum Geschenk gemacht; der Räuber versichert sich des Segens der Alten, und andere schließen sich ihm bei neuen Unternehmungen an. Während des Raubzuges ist der Führer unumschränkter Herr der Bande und hat auf blinden Gehorsam zu rechnen. Von der Beute erhält er den besten Teil; erst nach ihm kommen die Alten. Doch erhält ein Greis, der sich an der Expedition beteiligte, den doppelten Anteil eines Jünglings, auch wenn er ein Stammfremder sein sollte (vgl. § 9). Meinen die Greise, daß ein Raubzug, der geplant wird, den Interessen ihres Gaues schädlich sein könnte, oder haben die Räuber vor, einen befreundeten Stamm an-

zugreifen, so verhindern die Greise das Vorhaben einfach dadurch, daß sie gegen jeden Teilnehmer den Fluch (s. d. A) aussprechen. Ein fluchbelastetes Unternehmen macht niemand mit. In gleicher Weise kann der Vater seinen Sohn durch Androhung eines Fluches von der Teilnahme an einem Raubzug abhalten. — Sucht eine Gemeinde heimkehrende Räuber durch die Behauptung zur Rückgabe der Beute zu zwingen, daß das Vieh einem dem Gau verwandten Stamme gehöre, so wird ein unparteiischer Mittelsmann angerufen, der über die Beziehungen zu dem beraubten Stamm zu entscheiden hat. Gehört das geraubte Vieh aber einem fremden Stamme, dem zuliebe die Gemeinde den Räubern den Weg verlegte, so verteidigen letztere ihre Beute mit Stöcken als Waffe; die Lanzen legen sie absichtlich beiseite, da die Streitenden alle „Kinder eines Gaues“ sind (vgl. § 11), die sich nicht fremden Gutes wegen in Blutfehde bringen wollen (Munzinger S. 494ff.).

Charakteristisch für Naturvölker ist die eigenartige Stellung zur Wahrheit. Auch für die arab. Beduinen gilt es, daß die Wahrheit so lange befolgt wird, als sie ihren Zwecken dient. Sie sind ehrlich in finanziellen Angelegenheiten, treu in bezug auf anvertraute Sachen, und keiner bricht sein Wort, wenn es nicht nötig ist, und doch wird einer von der Karawane in der Wüste zurückgelassen, wenn er sein Passage-Geld nicht bezahlt, und die Rache gegen Feinde ist grausam: nicht selten werden sie zerstückelt. Der Mangel an Wasser bringt es mit sich, daß viel Schmutz herrscht und man sich mit dem Urin von Kamelen wäscht. Wie gewöhnlich bei Naturvölkern, ist man milde gegen Sklaven (Powell S. 532).

In bezug auf die Lüge bemerkt Kandt (S. 273), daß Lügen die ethischen Vorstellungen der Batussi Ostafrikas nicht beleidigt, weil es für sie eine nicht unedle Art des Wettstreits zweier Intelligenzen ist, in dem zu unterliegen den Gegner ehrt, aber den Besiegten nicht schändet. Ein Nhutu leugnet nicht, daß er seinesgleichen belügt, nur soll er den Europäer nicht belügen, „weil er ein *Mami*, ein Herr ist“. Ebenso behauptet der Mtussi, daß er nicht

lügt, wenn er auch im gleichen Augenblick einer Unwahrheit überführt wird.

Das Verbot von Mord, Diebstahl und Täuschung, andererseits Hilfeleistung und Freundlichkeit beziehen sich im allg. nur auf die Mitglieder der gleichen Gemeinde (Westermarck II 743).

Den Begriff der Täuschung findet man erst bei höheren Völkern abgegrenzt. Charakteristischerweise wird er vielfach den Erfahrungen mit dem Gesichtssinn entnommen: von der getäuschten Person sagt man im Japanischen, daß „das Auge ihr verfinstert“ wurde, man spricht auch von „Augen ausreißen“, während vom Täuschenden in der Haussa-Sprache gesagt wird, daß er „zwei Herzen besitzt“ (Planert S. 133).

Vergegenwärtigen wir uns, daß die Mitglieder der kleinen Gemeinden, in denen die Naturvölker überwiegend leben, einander seit frühester Jugend kennen, mit den Besonderheiten des Verhaltens in dem Charakter der Einzelnen sowie mit allen Lebensschicksalen derselben genau bis in die letzten Einzelheiten vertraut sind, so darf es uns nicht wundern, wenn einer den anderen an unbedeutenden Kleinigkeiten schon von weitem oder an Fußspuren festzustellen in der Lage ist. Aber auch weiteres folgt daraus: sowohl lebenslange Freundschaft wie Abneigung und Feindschaft, die sich bis zu starker Verbissenheit steigert. — Vor allem aber erfüllt diese Gemeinden bei der verhältnismäßig geringen Zahl von Neuigkeiten und Erlebnissen Klatsch aller Art (Goldenweiser S. 236). Dieser ist das Mittel, durch das Nachrichten sich verbreiten, aber auch entstellt werden. Durch diesen Filter findet der große Assimilationsprozeß neuer Gedanken statt.

Für die Art der Auffassung fremden, z. B. ausfragenden Weißen gegenüber, aber auch für die Bewertung eines ungewöhnlichen Verhaltens ist der Ausspruch charakteristisch, den ein Tunguse Sibiriens Huth gegenüber machte: „Heut bist du freundlich und liebenswürdig; neulich aber, als du mich mit deinem vielen Ausfragen quältest und wir darob in Streit gerieten, war ich nahe daran, dich niederzustoßen.“ Zeigt sich darin, in welcher Weise das

Nachdenken erfordernde Beantworten der Fragen ermüdet und Geduld verlieren läßt, so geht andererseits aus dieser Bemerkung auch die „Wildheit“, die rasch zum äußersten greifende Erregung, hervor, wenn einer sich verletzt glaubt (Huth S. 295).

§ 6. In eigenartig extremer Weise kommt die Stellung zur Sexualität bei den Syrjänen zum Ausdruck: Männer, Kinder und einige Tiere „nehmen, wenn sie eine Frau berühren, bestimmte, für sie schädliche Eigenschaften an“. Diese schädlichen Eigenschaften können sich auch dann von der Frau auf andere übertragen, wenn die Frau etwa über sie hinwegschreitet. Ein Kind, über das eine Frau gegangen ist, wird krank, ein Hund, dem eine Frau mit dem Fuß einen Stoß gegeben hat, oder über den sie hinweggeschritten ist, verliert seine sonstigen Fähigkeiten, den Geruchssinn, das Vermögen, die Waldgeister auf der Jagd zu sehen, usw. Diese Folgen treten nicht nur bei unmittelbarer Berührung ein, sondern auch bei gleichzeitigem Berühren eines dritten Gegenstandes. Daher wird das Aussprechen des Namens einer Frau vermieden, und jeder geschlechtliche Verkehr mit ihr erfordert umständliche Reinigungszeremonien (Nalimow S. 3ff.). — Vgl. a. Parkinson (S. 179) über Verunreinigung durch den Geschlechtsverkehr und folgende Reinigungszeremonien bei den Sulka der Gazelle-Halbinsel von Neupommern.

Die eheliche und voreheliche Moralität hängt allenthalben von bestimmten, sozialen Einrichtungen, wie z. B. solchen mütterrechtlicher Natur oder von patriarchischen Institutionen, ab (s. a. Mutterrecht A, Patriarchat A).

Der Ehebruch (s. d. A) von seiten der Frau wurde auf Neukaledonien damit vergolten, daß der Ehemann die Stirn der Frau mit einem Stein schlug, dabei kam es auch vor, daß der Schädel zerschmettert wurde (Lambert S. 96).

Als ein Zeichen moralischen Gefühls eines getanen Unrechts ist bei dem Jäger- und Sammlervolk der Bergdama Südwestafrikas der Umstand zu betrachten, daß der schuldige Ehebrecher, wenn er von dem gekränkten Mann verprügelt

wird, sich nicht wehrt. Das Schuldbewußtsein nimmt ihm Mut und Kraft, sich zu widersetzen (Vedder S. 54).

S. a. Blutschande, Ehe A, Ehebruch A, Familie A, Frau A, Gruppenehe, Heiratsordnung, Keuschheit, Mädchenweihe, Nebenehe, Polygamie, Promiskuität, Verwandtschaft.

§ 7. Die künstliche Beschränkung der Kinderzahl, hauptsächlich durch Kindermord (s. Kind), spielt besonders bei unsteten Jägern, Fängern und Sammlern eine nicht unerhebliche Rolle und hat die Zahl dieser kleinen Horden (s. d.) wohl immer verhältnismäßig niedrig gehalten. So suchen die Chinook-Indianer nicht mehr als zwei Kinder aufzuziehen, desgleichen auch die Giljaken vom Amur (Sibirien) und die Nutka des w. Amerika. Die Minkopier der Andamanen-Insel wollen nicht mehr als 3 Kinder haben. Die grönländischen Eskimo und die vom Puget-Sound sowie die Apachen und Comanchen von Neu-Mexiko, endlich auch die Australier vom Herbert-River in Queensland wünschen nicht mehr als 3—4 Kinder usw. (Descamps). Der Grund liegt darin, daß die kleinen Kinder teils auf den Armen mitgeschleppt werden müssen, und daß teils auch für sie die entsprechende Nahrung fehlt. Andererseits führt das lange Stillen der Kinder bis in deren drittes oder viertes Lebensjahr schon dadurch allein zu einer Beschränkung der Nachkommenschaft. — Die Einführung des Hackbaues war von außerordentlicher Bedeutung: nicht nur, daß die größere Selbstthätigkeit die Beschwerlichkeit des Mitführens der Kinder beseitigte, sondern das Hervortreten der pflanzlichen Nahrung war auch zuträglicher für das Kind, und es konnte eine Entlastung der Mutter vom Stillen eintreten. Die Folge war eine größere Bereitwilligkeit der Frauen, Kinder aufzuziehen. Dadurch wurde sowohl die Lage der Frau persönlich und wirtschaftlich verbessert, als sie auch in ihrer gesamten Stellung in der Gemeinde durch die Entstehung des Mutterrechts (s. d. A) an Bedeutung gewann. Dies fand wieder seinen Niederschlag in moralischen Wertungen, wie wir sie in den Heiratsordnungen (s. d.) und in verschie-

denen sexuellen Sitten (s. Ehe A, Gruppenehe, Keuschheit, Nebenehe, Promiskuität) finden.

Kinder gelten bei den Wadschagga Ostafrikas als ein Segen (s. d. A), und wenn es einer Mutter gelungen ist, vier oder mehr Kinder aufzuziehen, etwa zwei Knaben, zwei Mädchen, dann ist sie nicht wenig stolz, und eines Tages veranstaltet sie ein Freudenfest mit ihren Freundinnen. Den Mittelpunkt der Feier aber bilden die Kinder. Auf dem Hofe oder in der Kochhütte werden mehrere Feuer angezündet; denn für jedes Kind der Frau richtet man eine besondere Kochstelle ein: jede mit zwei Töpfen, so daß bei vier Kindern acht Töpfe nötig sind. In jeden seiner Töpfe darf das Kind Speisen hineinlegen. Das ist der Höhepunkt der Feier. Von den teilnehmenden Freundinnen und Nachbarn werden darauf die Kinder mit Butter gesalbt. Sodann verzehren alle die Speisen, und die glückliche Mutter wird gerühmt (Gutmann S. 99ff.).

Die Meinung, daß Zwillinge Unglück bringen, führt bei den Wadschagga dazu, wenigstens eines der beiden Kinder (s. d.) zu töten. Wenn schon ein Mädchen da ist, so wird das Mädchen getötet, und der Knabe bleibt am Leben, im umgekehrten Fall töten sie den Knaben. Bei gleichem Geschlecht erhält man das schönere und stärkere Kind am Leben (s. Auslese). Bei Drillingen werden alle drei Kinder getötet, und die Frau wird verachtet, als habe sie sittlich schwer gefehlt (Gutmann S. 33ff.).

Die Erziehung besteht bei den Kindern der Howa von Madagaskar hauptsächlich in der Belehrung in den alten Gebräuchen, vor allem in den Sagen und Geschichten (s. a. Kind). Doch finden sich hier Moralvorschriften bereits in Form von Sprichworten niedergelegt, deren es ungefähr 4000 gibt, und die in aphoristischer Form teils die Aufstellung gewisser kausaler Vermutungen, teils Verhaltensvorschriften, Lehren, Lebensweisheiten und dergleichen enthalten (vgl. § 4 und 15). — Aber auch Fabeln, die mit einer ausgesprochenen Lehre enden, wurden festgestellt (Camboué S. 844ff.).

Bezüglich der Erziehung (s. a. Kind) ist bei den Mandchus das auch sonst in

Asien verbreitete Symbol des Stockes charakteristisch, der an der Tür neben einem zweiten für die Hunde hängt. Der Stock zur Züchtigung der Kinder wird jedoch nur selten verwendet, obwohl er zweifellos einen nicht zu unterschätzenden Einfluß ausübt und zur Autorität der Alten gegenüber den Kindern beiträgt (Shirokoff S. 122).

§ 8. Eine der eigenartigsten Sitten der Bergdama Südwestafrikas besteht darin, daß zu einem Sterbenden sein Feind, nicht sein Freund, gerufen wird. Diese Sitte ist auf die Annahme zurückzuführen, daß die schwere Krankheit durch das Übelwollen seines Feindes herbeigeführt wurde. Es ist derselbe Gedanke, der in anderen Kulturen, die von einem stärkeren Selbstgefühl getragen sind, dazu führt, daß die Sippenangehörigen den Tod an dem Feind des Verstorbenen rächen. Das Verfahren der Bergdama dagegen ist milder, versöhnlicher. Man läßt den Feind rufen, und es gehört sich, daß er erscheint. Nun findet aber nicht etwa, wie wir erwarten würden, eine Versöhnung statt, also ein Ausgleich im gedanklichen Sinne, auch nicht etwa einer durch bestimmte Worte oder Formeln, vielmehr bloß durch gewisse symbolisch-zeremonielle Handlungen: beide Parteien verhalten sich völlig schweigend. Der Feind bestreicht aber mit seinem Speichel Brust oder Rücken des mit dem Tode Ringenden. Noch wirksamer ist es, wenn er von seinem Urin nimmt und damit den Kranken bespeit. Nach allgemeinem Glauben tritt bald nach dieser Behandlung ein friedlicher Tod ein. Wohnt der Feind an einem entfernten Ort, oder ist er durchaus am persönlichen Erscheinen verhindert, so schickt er durch den Boten, der ihn rief, ein mit eigenem Schweiß durchtränktes Schurzfell, ein altes Kopftuch, das von ihm gebraucht wurde und die Spuren seines Schweißes zeigt, oder irgendein anderes Kleidungsstück, mit dem man alsbald den Kranken bekleidet. Davon erwartet man dieselbe Wirkung wie vom persönlichen Erscheinen des betreffenden Feindes. Dabei handelt es sich nicht um eine Versöhnung in ethischem Sinne, eine Beseitigung des Übelwollens und feindlicher Gesinnung, sondern von den ver-

schiedenen Exkrementen des Feindes soll eine Zauberkraft ausgehen, um die Feindschaft hinwegzunehmen (Vedder S. 128f.). Im Grunde handelt es sich dabei dennoch auch um eine Beseitigung der Feindschaft vor dem Tode; nur die Formen sind entsprechend den Anschauungen der Kultur materieller Art.

Im allgemeinen geht man sonst Kranken aus dem Wege, oder man konstruiert sich eine „Verzauberung“, um sie bequem verkommen zu lassen.

§ 9. Obgleich das Verhältnis zu den Alten der Familie bei den Wadschagga Ostafrikas gut ist, wurde in der Landschaft Schira folgender Brauch des Aussetzens der Alten — wahrscheinlich dank dem Einfluß der Masai-Leute — geübt: Kam ein alter Mann dem Tode nahe, dann salbten ihn seine Angehörigen mit Butter ein, hüllten ihn in die Haut eines frischgeschlachteten Ochsen und trugen ihn so in die Steppe hinunter. Ein wenig Essen und einen Bergstock stellten sie neben ihn, dann überließen sie ihn seinem Schicksal, das sich meistens schon in der nächsten Nacht erfüllte. Ursache dieser Sitte ist der Glaube, daß durch einen Todesfall im Hause Unglück über seine Bewohner komme. Von dieser Übung sprechen die anderen Wadschagga mit Verachtung. — Insbesondere herrscht bei diesen ein vertrautes Verhältnis zwischen Enkel und Großeltern. Immerhin besteht auch hier ein gewisser Anklang an die obenerwähnte Sitte von Schira: fühlt ein Alter seinen Tod nahe, oder ist er selbst des Lebens überdrüssig, dann spricht er zu seinem Sohne: „Gehe hin und schneide mir einen Wanderstab, mit dem ich gehen kann.“ Damit bekundet er seine Absicht, zu den „Ahnengeistern“, „aus der Welt“ zu gehen. Der Sohn bringt ihm daraufhin eine Ziege; denn die ist unter dem Wanderstabe gemeint, auf den er sich stützen will, wenn er zu den Toten geht. Solche „Wanderstäbe“ verlangt er nun von allen Kindern und zehrt sie auf. Er nennt das sein *embuka-u*-Essen (*embuka-u* = ich scheide von hier). Es wird versichert, daß nach Kundgabe dieser Absicht des Sterbens bis zum Tode 2 Monate verstreichen. Die Beerdigung wird wie bei anderen voll-

zogen, nur fehlen die Ausbrüche ungezügelter Klage. Da in einem solchen Falle ein langes Leben sein natürliches Ende gefunden hat, findet man keinen Grund zur Klage. Die Enkel umspringen die Leiche des Großvaters und singen dazu — im Sinne eines Vorbildzaubers (s. Zauber A): „Ein Greis ist alt geworden, möge ich so alt werden wie er!“ (Gutmann S. 136ff.).

Das Ansehen der Alten der Werft (des Sippenlagers) kommt bei den Bergdama sprachlich darin zum Ausdruck, daß sie im Plural angedredet werden (Vedder S. 197 Anm.).

Munzinger sagt von den Kunama Abessiniens, daß die Ehrfurcht vor dem Alter die Garantie der Gesellschaft bei diesen Völkern sei. Er meint, daß bei ihnen die unbedingte Ehrfurcht vor dem Alter und die Waffe des Greises: der Fluch, die Stelle der positiven Religion vertreten. Denn hier ist jeder überzeugt, daß irgendein Unternehmen, das den Segen der Alten nicht für sich hat, scheitern, daß jeder von ihnen ausgesprochene Fluch (s. d. A) vernichten muß. Charakteristisch ist die Hochachtung des Alters in den demokratischen Gemeinwesen der Barea und Kunama, während sie in dem aristokratischen Familienstaat der Bogos nicht in gleichem Maße hervortritt. Bei letzteren wird die Verehrung des Alters durch die Übersichtung mit dem bevorzugten Stamm beeinträchtigt (vgl. § 11). Die Bogos und alle Geez-Völker, wie auch die Beni-amer, achten nur die physische Kraft: je älter der Mann wird und je schwächer, um so mehr verliert er von seinem Ansehen. Bei den Bogos und den anderen erwähnten Völkern zaudert kein Jüngling, in den Rat der Grauen hineinzureden und mit seiner jungen Kraft zu trotzen. Auch die Eltern werden von den erwachsenen Kindern oft sehr lieblos behandelt, und manchmal steht der Sohn seinem leiblichen Vater feindlich gegenüber oder vernachlässigt seine notleidende verwitwete Mutter. Bei den Beni-amer tritt diese Mißachtung der Eltern noch viel schroffer und unangenehmer hervor. Alte Mütter mächtiger Häuptlinge im Barka hatten kaum ein Obdach und erbettelten notdürftig ihren Unterhalt von ihren Töchtern. Dagegen sind bei den Kunama Vater

und Mutter hoch geehrt. Jünglinge mischen sich nie ins Gespräch der Alten, nie wagt ein Sohn, seinen Eltern zu widersprechen oder sich gegen ihren selbst ungerechten Spruch aufzulehnen. Besonders die Mutter wird sehr geliebt und in ihrem Alter zärtlich gepflegt: die Söhne bebauen ein besonderes Feld für sie und ertragen geduldig jede ihrer Schmähungen. Es gilt als ein unheilvoller, unheilbringender „Fluch“, seine Eltern zu mißhandeln (Munzinger S. 474ff.).

In früherer Zeit soll es unter den ostasiatischen Mandschus üblich gewesen sein, alte Leute über 60 Jahre zu töten. Wenn sie ungefähr dieses Alter erreicht hatten, so schloß man sie entweder in Häuser aus Papier, oder Arme in unterirdische Hütten ein; der Betreffende wurde dann „*bučeha*“ = Toter, genannt; eine Sitte, die übrigens auch im archaischen China bestanden haben soll. Dieser Übung steht indessen nicht Hochachtung und Liebe für die Alten entgegen. Der Durchführung der erwähnten Gebräuche folgten stets umständliche Riten und allgemeine Trauer. Unter den ostsibir. Tschuktschen kam es weniger auf das Alter als auf Hinfälligkeit des betreffenden Greises an, der dann aus freien Stücken die Hinrichtung an sich vollziehen ließ (s. a. Alter). Wahrscheinlich hängt die Festsetzung einer Grenze von 60 Jahren mit chines. Einfluß zusammen und ist auf Zahlenmystik zurückzuführen (Shirokogoroff S. 99).

Alte Leute werden ebenso wie Kranke in Bugia (Potsdamhafen, Nord-Neu-Guinea) in radikaler Weise beseitigt: ein Rotan-Seil wird ihnen um den Hals gelegt, zwei starke Männer ziehen nach entgegengesetzter Richtung und die Leute sind erledigt (Hancke). — Auf Bongu im n. Neu-Guinea werden alte Leute oft lebendig begraben.

Bekannt ist aus Procopius (de bello gothico II 14), daß im 5. und 6. Jh. die germ. Heruler für alte Leute Scheiterhaufen errichteten, jedoch mußte ein Fremder dem Alten den Todesreich versetzen (Grimm *Kleinere Schriften* II 241; vgl. a. Sartori *Die Sitte der Alten- und Krankentötung* Globus 67 S. 108). S. a. Altenherrschaft, Alter, Altersstufen.

§ 10. Wenn die Wadschagga Ostafrikas ihre eigenen Angehörigen, die vor dem Feinde fielen, nicht begraben, sondern ins Gebüsch werfen, so liegen diesem Handeln abergläubische Motive zugrunde (s. § 14): die Beerdigung des Gefallenen könnte für andere Kämpfer zum Verhängnis werden. Auch wer seinen Wunden daheim erliegt, erfährt das gleiche Schicksal. Stirbt jemand in der Fremde, so beerdigen die Angehörigen an seiner Statt einen möglichst schädelförmigen Stein, den man von derjenigen Landesgrenze holt, über die er beim Abschied gezogen ist. Dann hält man die übliche Trauerfeier und Totenklage. Kleine Kinder werden in der Dunggrube verscharrt oder weggeworfen. Doch begräbt man sie auch zuweilen. Später werden eines solchen Kindes Gebeine ausgegraben und mitsamt dem Schädel weggeworfen. Der Wahrsager bezeichnet als Ursache des Unglücks in einer Familie manchmal den Zorn eines Kindes, dem kein richtiges Begräbnis zuteil wurde. Dann zündet man vor einer eingepflanzten Drazäne im Bananenhain Feuer an, bringt entsprechende Opfer, begräbt Kopf und Brust einer Ziege und betet zu dem Kinde um Frieden und Ruhe (s. a. Totenkultus A). — Noch höher als ein Vater wird eine tote Mutter geehrt. Vier Tage lang werden für sie die Feuer angezündet; auf ihrem Grabe werden drei Steine aufgerichtet, und nach Ablauf der Trauertage auf dem Hofe des Mannes wird noch einmal auf dem Hofe ihres Vaters das Feuer zwei Tage lang gebrannt und Bier dazu bereitet, von dem man auch dem Ehemanne etwas ins Haus schickt. Ihre Fellgewänder werden jeden Tag bei Neuentzündung des Feuers gerieben, daß sie knistern. Diesen Müttern werden Opfer dargebracht, und zwar weibliche Tiere. Die Trankopfer bestehen in Milch, die mit Mehl und Zucker vermischt ist. Den verstorbenen Männern gießt man Bier aus, überdies noch keimendes Bierkorn als Speiseopfer, den Frauen ungekeimtes.

Stirbt den Wadschagga eine Frau im Wochenbett, so fürchtet man, daß die Verstorbene kommen und auch ihr Kind ins Totenreich holen werde, aus Sehnsucht nach dem Kinde. Um dies zu verhindern, legt man der Toten einen etwa 20—25 cm

langen Blütenkolben in den Schoß und bindet die Tote, in gebückter Stellung darüber gekauert, zusammen. Sie soll denken, es sei ihr Kind, das auf ihrem Schoße liegt. S. a. Totenkultus A (vgl. Gütman S. 91).

§ 11. Gehorsam gegen Gewohnheit, Sitte, Einrichtungen und Überlieferungen bilden die Grundlage für M. und Ethik auf den Trobriand-Inseln und bei fast allen Naturvölkern. Jedermann weiß, was von ihm gemäß seiner Stellung als Verwandter oder Angehöriger einer bestimmten Sippe gefordert wird, und erfüllt diese Erwartung, mag es sich um eine Aufgabe oder eine Leistung von seiner Seite oder um eine Forderung bestimmten Verhaltens anderer ihm gegenüber handeln; er weiß, daß es immer so war und es um ihn herum so sein und bleiben muß (Malinowski S. 158).

„Güte“ bedeutet bei den Copper-Eskimos gutes Verhalten gegenüber der Gesellschaft. Nur das gilt als „gut“, was die Wohlfahrt der Gemeinde in ihrer Gesamtheit fördert, das Gegenteil als „schlecht“. Was sich jedoch auf das Individuum allein bezieht oder nur in indirekter Weise auf die Gemeinschaft wirkt, so daß die Zusammenhänge nicht gleich klar sind, gilt weder als „gut“ noch als „schlecht“ (Jenness S. 235).

Jenness (S. 235) sagt von den Eskimos: die Eingeborenen können ruhig dabeistehen, wenn einer den anderen bestiehlt oder ermordet, ohne einen Finger zu rühren. „Es geht uns nichts an“, sagen sie in einem solchen Fall, „warum sollen wir uns einmengen?“ Ein derartiges Verhalten zeigt nicht einen Mangel moralischer Gefühle überhaupt, sondern eine andere Orientiertheit der M. Als Missetäter gilt nur der, welcher gegen die Gemeinde als ganzes sich vergeht (vgl. Planert S. 136).

Gegen den Mörder, der die Sippe in Blutrache verwickelt hat, richtet sich bei den Bergdama Südwestafrikas und auch bei den meisten anderen Naturvölkern von seiten seiner Angehörigen keinerlei Unwille. Man zürnt ihm auch nicht, wenn der Bluträcher nicht den Schuldigen, sondern ein anderes Mitglied des Verwandtenkreises zum Ziel seiner Rache genommen hat. Widerstandslos läßt man der Gerechtigkeit,

der Abwicklung der Ratchetaten, wie einem Naturereignis ihren Lauf. Der Spruch der Alten schlägt die Kampfbegierde der übrigen nieder: „Das Blut ist geflossen, die Tat ist gesühnt, laßt keinen Krieg entstehen!“ heißt es (Vedder S. 151).

Mit der aristokratischen Staffellung hängt eine große Zahl von gesellschaftlichen Wertungen und ein dementsprechendes Verhalten zusammen, so z. B. den Häuptlingen (s. d.) gegenüber (s. a. Gruss). — Dieses Verhalten steht oft noch in den mannigfaltigsten Beziehungen zu mystischen Vorstellungen. Werden z. B. auf den Trobriand-Inseln die Geister aus dem Baum gejagt, der für den Bau eines Kanus gefällt werden soll, so gilt es als eine grobe Beleidigung, wenn der Vertreiber der Geister einer anderen Sippe angehört, der die betreffenden Geister nicht zugerechnet werden (Malinowski S. 127).

Für die Auffassung, die man gewissen ausgezeichneten Familien und Sippen unter den arab. Beduinen entgegenbringt, ist bezeichnend, daß nicht nur bei allen Kampfunternehmungen die Truppen von einem Angehörigen der alten *Agyd*-Familie geführt werden, sondern daß dieser von vornherein als der „wahre Führer“ betrachtet wird, der vermöge einer Art göttlichen Eingebung handelt (Burckhardt S. 168f.).

Durchaus charakteristisch für geschichtete Gesellschaften mit dem Ansatz zu einem adligen Beamtentum ist die große Rolle, die der Würde der Haltung und dem Zeremoniell von Ansprachen und Reden beigemessen wird, wie wir sie z. B. sowohl unter den samoanischen Großen finden, als auch in den Palavern der afrik. Häuptlingsstaaten (Junker S. 503). — Die Eitelkeit, sich reden zu hören und in hergebrachten Phrasen sich zu ergehen, ist hier zur hochgeschätzten Ausbildung gelangt. Dieses Schönrednertum, das auch die arch. Kulturen erfüllt, wird besonders zum Ausdruck der Servilität benutzt.

Wie in geschichteten Gesellschaften Rang und Reichtum die Grundlage der Sitte und der M. sind, zeigen z. B. die Verlobungs- und Heiratsgebräuche. Kaufpreis, Aussteuer, Gegengabe sind bei den mongol. Völkern genau nach Rang und Reichtum ge-

ordnet gewesen (Pallas S. 200ff.; s. a. Heirat).

Die rücksichtslose Ausnutzung der Arbeitskraft durch die früheren Herrengeschlechter des Landes hat bei den Wadschagga Ostafrikas den Spruch gezeitigt: „Mit den Zähnen des anderen kannst du auch Sand beißen!“ Dem zum Schutz setzte man die Einstellung entgegen, nur unter äußerstem Zwang zu arbeiten (vgl. § 2). Daraus leitet Gutmann (S. 119) die Tatsache ab, daß viele Arbeitskräfte beim Europäer nur unter strenger Aufsicht etwas leisten, während dieselben Menschen auf ihrem eigenen Feld außerordentlich fleißig und beweglich sein können, obgleich es auch davon Ausnahmen gibt.

Der Einfluß der politischen Organisation auf die moralische Wertung tritt im alten Babylonien darin zutage, daß „Sünde“ sowohl Vergehen gegen den König als auch gegen die Gottheit ist. Es ist zweifellos ein Ausfluß der autoritären Verfassung, daß die Verehrung gegen die Eltern (s. Patriarchat A), aber auch gegen den älteren Bruder oder die ältere Schwester, die beide Elternstelle vertreten können, als moralisches Gebot besonders betont wird (Jeremias).

Als eine Art Kompensation gegen die despotische Herrschaft sind die Saturnalien (s. d.) aufzufassen, die für kurze Zeit die herkömmliche Rangordnung beiseite setzen oder umkehren.

Durchaus übereinstimmend mit den auch anderwärts gemachten Beobachtungen zeigt Mowinckel in seinen Psalmen-Studien (S. 58ff.), wie in der älteren israel. Religion und Weltanschauung Reichtum und Macht als logische, moralisch und psychisch notwendige Folge des Gerechtheits und Frommseins aufgefaßt wurden, und wie diese Verbindung auch mit der Auffassung der Vergeltung zusammenhängt. Diese Gedankengänge treten als Ergebnis einer einheitlichen Sippenkultur in der alten Zeit auf, wobei der Mächtige (ganz wie wir es im adligen Lehensstaat finden; s. Lehen) die geringeren Mitglieder des Geschlechts oder der Sippe mit tragen hilft, ihnen „Segen“ aus seinem eigenen „Segen“ (s. d. A) verleiht und als ihr Patron, Schützer und Helfer auftritt. —

Diese Auffassung ändert sich von Grund auf durch die Auflösung der Sippenverbände und der Sippenkultur mit der politischen und sozialen Entwicklung der Königszeit (s. Despotie). Damit entstand eine höfische und städtische, Grund und Boden unter sich verteilende Oberschicht, deren Ehrbegriff und Lebensideal despotisch und individualistisch waren; daneben eine immer besitzlose Unterschicht, die den alten Rückhalt im Sippenverbanden verloren hatte, kurz eine soziale Schichtung (s. a. Kaste A, Schichtung). Aus diesen schon in der mittleren Königszeit einsetzenden, zerrissenen Verhältnissen heraus sind die Propheten zu verstehen, die als Anwälte der Unterklasse auftreten und die alten Gesellschafts- und Kulturideale zu verteidigen sich bemühen. Damit tritt eine völlige Umkehrung der moralischen Wertung ein. Die Oberklasse mit ihrem Reichtum und ihrer Macht scheint in ihren Vertretern „Gewaltmenschen“ zu stellen, und „Gewalt“ wird zu einem typischen Wort für „Sünde“: es bezeichnet alles, was als Verletzung des Bruderbundes und der Bundesverpflichtungen aufgefaßt wird; sie sind zugleich die „Lügenmenschen“, weil sie sich auf einen Reichtum verlassen, der nicht der Macht und dem Segen einer „gerechten“ Seele entspringt und daher nur scheinbar, ein Blendwerk, eine „Lüge“ ist (s. a. § 5). Auch „Lüge“ war aber von jeher eine Bezeichnung der „Sündhaftigkeit“, die einer „nichtigen“ Seele entstammt. Die Psalmisten stellen sich z. T. ganz auf dieselbe Seite wie die Propheten. Die Dichter haben die traditionellen Feinde als Gewalttätige, Vornehme und Reiche geschildert und zeigen die Tendenz, ihnen geheimen „Zauber“ zuzuschreiben. „Gewalt“ und „Lüge“ waren von jeher beliebte und charakteristische Bezeichnungen der Zauberei. Sowohl die Priester, die die Gesetze geschrieben haben, als die Propheten vertraten die alten und einfachen Ideale der neuen Kultur gegenüber und gehörten selbst zu den Kreisen der besitzlosen, schon seit der mittleren Königszeit sozial sehr schlecht gestellten Schicht. — Das ist also der Ausgangspunkt der bei den Propheten und in den Psalmen zutage tretenden Moral-

auffassung. (Der soziale Aufstieg der niederen Priesterschaft, aus dem die Propheten und Psalmdichter überwiegend hervorgegangen sind, fängt erst zur Zeit der Chronisten an oder noch viel später, jedenfalls, nachdem der Psalter schon abgeschlossen gewesen sein dürfte.)

Für die primitive Ethik ist die Stellung zur Wirtschaft charakteristisch. Das Wirtschaften der Naturvölker ist einfacher und unmittelbarer; es erfordert nicht weitläufige und umständliche Berechnungen und Erwägungen, um das Gleichgewicht zwischen Erwerb und Gewinn auf der einen Seite, und Verbrauch und Verzehren auf der anderen herzustellen. Vor allem sind die indirekten Möglichkeiten des Wirtschaftens noch nicht erschlossen. Die Stellung der Häuptlinge (s. d.) wird in der Regel noch nicht nach ihren wirtschaftlichen Möglichkeiten ausgenutzt. Dort, wo dem Häuptling vermöge des Lehensystems (s. Lehen) viele Abgaben zufließen, werden diese zur Aufspeicherung von Kapital schon aus dem Grunde gewöhnlich nicht genützt, weil die technischen Möglichkeiten der Konservierung, wenigstens im ausgedehnten Maße, fehlen. Der Häuptling, namentlich der Oberhäuptling, ist wirtschaftlich gesehen, vorwiegend eine Verteilungsinstanz. Bei größeren Zuflüssen veranstaltet er Feste, und sowohl seine moralische Wertung als sein persönliches Ansehen und sein Einfluß steigen mehr durch reichliches Geben denn durch geringes Nehmen. Darum sind auch die Abgaben selber in der Regel nicht fest umschrieben (s. Lohn, Tribut). Charakteristisch ist es, daß für die Abgaben gewöhnlich ein Gegenwert, manchmal nur formaler Natur, zu leisten ist. Es gilt als unmoralisch, einseitige Leistungen zu fordern, denn es ist ein hervortretender Zug bei allen Naturvölkern, daß die Leistung mit einer Gegenleistung vergolten werden muß. Man kann diese ausgeprägte Forderung nach Gegenleistung ebenso als Grundlage des Zivilrechts, wie die nach Vergeltung und Rache als die des Strafrechts, wie auch der „Internationalen Beziehungen“ unter den Gemeinwesen der Naturvölker bezeichnen.

Entsprechend der Auffassung von der Wirtschaft (s. d. D) gilt bei den ö. von Neu-

Guinea wohnenden Trobriandern, wie bei den meisten Naturvölkern, kleinliche Knickerigkeit als verächtlich, während es als gehörig angesehen wird, daß ein jeder von seinem Überfluß hergibt und ihn verteilt (s. a. Kommunismus), ja man betrachtet den Geiz als das am meisten verachtete Laster, das einzige, worüber die Eingeborenen streng urteilen, während Großmut als das Wesen eines guten Menschen angesehen wird. Je mehr einer hat, desto mehr soll er verteilen, ist die Forderung. Tut er das, so sucht er damit zu glänzen (s. Auszeichnung). Durchaus gilt der Satz: *noblesse oblige*. Über all dies redet man sehr viel, und das der üblichen M. entsprechende oder nicht entsprechende Verhalten führt zu Streitigkeiten und Kämpfen (Malinowski S. 97). — Zweifellos hängen diese Ansichten und Wertungen damit zusammen, daß das Wirtschaften weniger individualistisch ausgebaut ist, und daß namentlich die Herrschaft nicht auf wirtschaftlicher Grundlage beruht, sondern auf einer ethnischen Überlegenheit, die religiös umwoben ist. Zu einer rationalistischen Nützung derselben ist es in der Regel noch nicht gekommen (s. Despotie, Häuptling, Lehen, Schichtung).

In welchem Ausmaß mit einer Veränderung der soziologischen Verhältnisse ein Volk innerhalb verhältnismäßig kurzer Zeit seine Sitten und damit seine Anschauungen und moralischen Wertungen ändern kann, zeigt das Beispiel der Mandchu. Dadurch, daß sie die Oberschicht des chinesischen Reiches wurden und hauptsächlich in den großen Städten zu leben begannen, nahmen sie den Geist der Eroberten an, den sie nachahmten, nicht unähnlich den germ. Stämmen, die zu Beginn des Mittelalters die verschiedenen Teile des röm. Reiches unter ihre Botmäßigkeit brachten. Innerhalb zweier Jh. verloren die Mandchu ihre Sprache und Sitten und machten sich die chines. Vorstellungen und Gedankengänge, Lebensanschauungen und Wertungen zu eigen. Das ging so weit, daß sie nicht nur ihre eigenen Einrichtungen nach Analogie der chines. zu deuten suchten, sondern sich vielfach sogar ihrer Abstammung

schämten und ihre Stammbäume auf chines. Ursprung zurückleiteten, ähnlich wie man das im europ. Mittelalter gern tat, um sich z. B. mit alten röm. oder trojan. Helden blutsverwandt darzustellen. Nichtsdestoweniger blieben bei ihnen gewisse Überlieferungen in beschränktem Maße erhalten (Shirokogoroff).

Bezeichnend für die Auffassung einer Sippe von ihrem Anspruch auf ihr Gaugebiet (s. Gau A) ist unter den Bergdama Südwestafrikas die Gepflogenheit, den fremden Jäger, der seine Jagdunternehmung zu weit ausgedehnt hat, wenn man ihn erwischt, zu verprügeln. Während dieses Verfahren zunächst als moralisch richtig gilt, erfordert es doch das Selbstgefühl der Anderen, hernach in das Gebiet der zuerst in ihrer Souveränität Verletzten einzudringen, Leute zu überraschen und sie zu töten (vgl. Blutrache, Vergeltung). Doch werden Weiber, Kinder und Greise in einem solchen Falle geschont. Auch sonst ist es üblich, wenn man einen Rachezug für ein Todesopfer unternimmt, nicht mehr als Einen zu töten. Es besteht also in dieser Hinsicht keine Zügellosigkeit, sondern ein in bestimmter Weise gewohnheitsmäßig umschriebenes und moralisch gewertetes Verhalten. Fallen bei einem Rachezug mehr Opfer, so müssen die Überzähligen wieder an den Rächern vergolten werden (Vedder S. 82).

Zu kriegerischen Unternehmungen wird bei dem Jäger- und Sammlervolk der Bergdama niemand gezwungen. Wer zaghaften oder feigen Gemütes ist, bleibt daheim, hat dann allerdings auch keinen Anteil an der Beute zu beanspruchen und muß es sich gefallen lassen, daß man ihn zum Gegenstand des Spottes macht. Es entspricht durchaus der Auffassung von der Gleichheit, wie sie unter den Jäger- und Sammlervölkern herrscht (s. a. Demokratie), daß die Einrichtung einer Art von Ostrakismos besteht. Hervorragende Jäger oder Kämpfer werden nämlich manchmal durch Gift beseitigt (s. Auslese). Denn der hervorragende Jagd- oder Kriegsheld ist nicht selten gegen die Leute der eigenen Sippe gewalttätig oder anmaßend, und er erweckt durch seine reiche Beute und seine Erfolge den Neid der

Anderen, hauptsächlich der Alten (Vedder S. 87).

§ 12. Eine Reihe von Meidungsvorschriften wird, wenigstens bei den Tlingit-Indianern des nw. Amerika, im Sinne moralischer Vorschriften gedeutet: ein Mann zeigt Hochachtung und Höflichkeit gegen seine Schwiegermutter, und umgekehrt sie gegen den Schwiegersohn dadurch, daß er sie oder sie ihn nicht direkt anredet; ein Mann erweist seinem Schwiegervater dadurch Respekt, daß er für ihn arbeitet, um seine Tochter zur Frau zu erhalten (s. Ehe A, Heirat), und der Schwiegervater umgekehrt gegen seine Tochter und seinen Schwiegersohn, daß er ihr eine große Aussteuer gibt. Dem Schwager gegenüber gilt es als Ehrbezeugung, daß einer die Geschenke des anderen mit hohen Zinsen erwidert und kein Geschenk ausschlägt (Swanton S. 424).

Ein Mann, der bei den Trobriandern die Zauberkunst erlernt, muß diese zuerst an der Mutter oder Schwester oder an den mütterlichen Verwandten „ausprobieren“ (Malinowski S. 74).

Wie schon in den Artikeln „Handwerk A“ und „Kaste A“ dargelegt, werden Spezialtätigkeiten, die bei Naturvölkern immer von einzelnen Sippen ausgeführt werden, mit Mißtrauen betrachtet, das bald zu einer respektvollen Höherbewertung, bald zu einer Verminderung des Ansehens führt. Am charakteristischsten ist in dieser Beziehung die Einschätzung der Schmiede. Bei den arab. Aeneze gelten alle Handwerke als verächtlich. Dazu gehören auch z. B. die Sattler, die von einem Ort, *Djof*, stammen und im Frühling sich unter die Beduinen zerstreuen, im Winter zu ihren Familien zurückkehren. Jede Vermischung zwischen Beduinen und Handwerkern (*Szona*) wird streng vermieden; höchstens können Handwerker Aeneze-Sklavinnen heiraten (Burckhardt S. 37).

Die bäuerliche Bevölkerung der Wadschagga verachtet vor allen Dingen den Handel (s. a. § 2), aber auch die im Lande geübten Handwerke (s. d. A), wie die Töpferei, die in der Hauptsache von Frauen bestimmter Landstriche und in bestimmten Sippen (s. d.) betrieben wird, ebenso wie auch die Gerberei und das

Schmiedehandwerk. Besonders niedrig in sozialer Beziehung werden die Gerber eingeschätzt, vielleicht deshalb, weil sie die Häute der geopfert und geschlachteten Tiere verarbeiten und das Abziehen der Häute besorgen, was ihnen eine ähnliche Würdigung einträgt, wie bei uns in früheren Zeiten dem Schinder. Die Schmiede nehmen bekanntlich immer eine Sonderstellung ein, die wohl mit der abergläubischen Scheu vor dem zauberhaften Schaffen der Eisengeräte und Waffen zusammenhängt. Sie heiraten nur unter sich und wohnen auch jetzt noch in eigenen Bezirken (Gutmann S. 119).

Die Unterscheidung zwischen zeremoniellem und profanem Tausch bringt auch die Anforderung eines verschiedenen Verhaltens bei den Trobriandern mit sich. So darf z. B. bei dem zeremoniellen Handenspiel (s. Handel F) unter keinen Umständen gefeilscht, die Gabe gegen die Gegengabe gewertet werden. Andererseits beruhen alle Handlungen beim zeremoniellen Tauschspiel, wirtschaftlich betrachtet, auf Kredit: man vertraut auf den Empfang der Gegengabe, die immer erst nach geraumer Zeit, nach Monaten, erfolgt. Das Pflichtgefühl, für Empfangenes eine Gegenleistung zu entgelten, ist traditionell in der Angst vor dem Zorn des anderen (s. § 4) verankert (Malinowski S. 188, 209).

Nach der Wertung des Korans war das Gewähren von Darlehen eine lobenswerte Handlung bei den Arabern und noch höher geschätzt als das Almosengeben. Für letzteres stand nur 10-facher, für ersteres aber 18-facher Ersatz im Jenseits in Aussicht. Hingegen galt jeder durch Zinsen erzielte Gewinn als verboten (Freund S. 31f.).

§ 13. Die primitive Ethik wird vielfach an den religiösen, mit Ehrfurcht erfüllten Objekten und Zeremonien ausgebildet: wenn z. B. der Bergdama angesichts des heiligen Feuers nicht wagt, seine Unzufriedenheit über den Fleischanteil, der ihm vom Speisemeister zugemessen wurde, zu äußern, so unterläßt er das aus hohem Respekt vor dem heiligen Feuer (Vedder S. 31). Allerdings wird dieser Ethik durch harte Strafen von seiten der Alten oft nachgeholfen, z. B. wenn eine Sammlerin

ihre Erstlinge dem Alten nicht darbringt (ebd. S. 28).

Den primitiven Religionen fehlt gewöhnlich ein Gesichtspunkt der Gesinnung überhaupt: Die Dama (Vedder S. 98) fürchten die Dämonengestalten, wie den *Gamab*, als Menschen, der je nachdem als launenhaft und willkürlich, gut oder böse hingestellt wird. Raub und Beute gelten ebenso wenig als sittlich anfechtbar wie etwa Totschlag oder heimtückischer Überfall. Gelingt der Raubzug, so ist der Führer ein gefeierter Held.

Durch die verschiedenen Meidungen (s. d.), die Enthaltensamkeit von gewissen Speisen während der Jünglings- oder Mädchenweihen (s. d.), in gewissen Lebensaltern oder Zuständen, während der Schwangerschaft oder während des Stillens, nach Todesfällen u. dgl. m., beachtet man ein überliefertes Benehmen. Das Verletzen dieser Gepflogenheiten gilt in der Regel als eine Handlung, durch die gewissermaßen die Weltordnung, mindestens aber die Gesellschaftsordnung, gefährdet und infolgedessen automatisch die entsprechende Vergeltung gegen den Frevler heraufbeschworen wird (s. Strafe). Gewöhnlich sind nach solchen Verletzungen Reinigungszeremonien oder ähnliche Entsühnungen notwendig. Treffen den Missetäter nicht übernatürliche Strafen (s. d.), oder hilft die Gemeinschaft nicht solchen übernatürlichen Strafen nach, so gilt das Brechen der verschiedenen Meidungsvorschriften wenigstens als unmoralisch (vgl. Spencer S. 342ff., 126, 313ff., 132, 144, 148, 323, 330).

Vedder (S. 175 ff.) meint, daß die Furcht der Lebensnerv der ursprünglichen Religiosität der Bergdama gewesen sei. Nicht das göttliche Wesen *Gamab* wird angebetet, sondern die verstorbenen Ahnen, die in *Gamabs* Werft wohnen. Denn letztere sind zu fürchten, weil sie das Leben bedrohen. Auch das heilige Feuer ist zu fürchten, denn es kann das Jagdglück beeinträchtigen. Die Gespenster sind zu fürchten, weil sie durch ihr Erscheinen den Tod bringen. Daher werden den Ahnen Opfer und Gebete dargebracht. In das heilige Feuer werden Wurzeln geschabt, um es günstig zu stimmen; wer ein Gespenst sieht, muß sich mit

dem Herzblut einer Ziege salben. Die Todesfurcht durchzieht das Leben des Bergdama von der Jugend bis in das Alter hinein. Denn nach seinem Glauben kann immer irgendein Versehen im Verhalten den Tod bringen. — Diese Versehen sind ihm das, was wir Sünde und Schuld nennen. Nirgend findet sich eine sittliche Norm. Wenn Vedder betont, daß Religion und Sittlichkeit im Leben der Bergdama völlig getrennte Gebiete seien, so ist dagegen einzuwenden, daß die Sittlichkeit durchaus konkret und gebunden an ein bestimmtes äußeres Verhalten aufgefaßt wird, das im Einklang mit dem herrschenden Glauben an die Kausalzusammenhänge des Geschehens steht. Abstrakte Wertungen sind unbekannt. Daher kommt es, daß Vedder von den Bergdama sagt, sie hätten kein angeborenes Gewissen in unserem Sinne. Denn ihr „gut“ und ihr „böse“ entspricht nicht unseren Wertungen in diesem Fall. Als Missionar sagt Vedder: „Gegenwärtig ist es so in den Gemeinden, daß der christliche Bergdama verstandesmäßig durch Unterweisung gelernt hat, was „gut“ und was „böse“ ist. Sein Gewissen reagiert aber nicht auf eine böse Tat, es sei denn, daß der Missionar davon Kenntnis erhält, und diese belastet dann oft das Gewissen derart (als Furcht vor der unbekanntem Macht des Fremden), daß der Eingeborene Tag und Nacht keine Ruhe mehr hat und unaufhörlich wiederkehrt und um Vergebung bittet. Ist das lösende Wort gesprochen, so macht man dabei meistens die traurige Erfahrung, daß alsdann die Angelegenheit für beglichen gehalten wird, daß man sich um Gott wenig kümmert und sich nur vornimmt, bei nächster Gelegenheit vorsichtiger zu Werke zu gehen, damit der Missionar, das Gewissen der Gemeinde, nichts erfährt.“ — Vedder betont, daß überhaupt die Beweggründe der Bergdama, etwas zu tun oder zu unterlassen, im wesentlichen in religiöser Furcht (die in abergläubische Gedankengänge gegossen wird) zu suchen seien, daß also daraus die Antriebe und Hemmungen sich herleiteten. Durch sich wandelndes und schwankendes Gefühlsleben hin und her geworfen, ohne klares Denken und ethisch weitblickende

Grundsätze fürchtet der Bergdama-Jäger nur das, was ihm unmittelbar schaden könnte.

Von den Wadschagga des ö. Afrika meint Gutmann (S. 163ff.), daß der Ahnendienst zu der irrigen Meinung verleiten könnte, dieser habe seine Ursache in Furcht und Angst. Dies ist jedoch nach seiner Meinung nicht der Fall, da die toten Geschlechtsgenossen auch etwas Tröstliches in dem Leben der Dschagga darstellen, denn die Toten und Lebendigen bilden gewissermaßen eine Einheit (in ähnlicher Weise wie das Schreuer S. 343ff. auch von der Auffassung der alten Germanen dargelegt). Eine andere Macht ist jedoch nach Gutmann da, die das sittliche Gefühl auf das ärgste verwirrt, die Herzen mit immerwährender Angst erfüllt und mit giftigem Argwohn die Menschen scheidet, das ist: der Zauber und Hexenglauben. Nicht nur die Verstorbenen sind Träger besonderer Kräfte, sondern auch der Mensch, der noch über die lichte Erde wandelt, kann Unnatürliches und Unheimliches wirken, wenn er der ihm anerschaffenen Macht bewußt und sie zu brauchen fähig wird. Weil dem Dschagga-Neger der Zusammenhang von Ursache und Wirkung in den Naturereignissen und im Menschenleben fast ganz unbekannt und unverständlich bleibt, so ist er umso mehr geneigt, an die Wirkung geheimer Kräfte zu glauben, über die vornehmlich der Zauberer verfügen kann. — Der stärkste Anreiz für sein abergläubisches Gemüt war früher die nahezu täglich drohende Gefahr räuberischen Einfalls von irgendeinem näher oder ferner wohnenden Volke, daneben die Sorge um das Gelingen des eigenen Anschlages auf den Nachbarstamm, um den Besitz an Weibern und Vieh. Religiöses Leben entspringt bei den Dschagga nicht aus Furcht vor der Gottheit oder aus Sehnsucht nach ihr, sondern aus dem Gefühle der Abhängigkeit von den Geistern der Voreltern, die aus Liebe oder Laune, aus Not oder Neid so an dem Menschen handeln, wie es ihm begegnet. Gerade dieses Abhängigkeitsbewußtsein von rein menschlich bestimmten Mächten und die dadurch herbeigeführte Verkenning der sachlich bedingten Zusammenhänge rufen

Mißtrauen und Angst vor jeder halbwegs ungewöhnlichen Erscheinung des täglichen Lebens wach, machen bei Plänen und Taten des einzelnen Menschen die ganze, ihn umgebende Welt zur Mitspielerin und lassen aus ihren Zufälligkeiten seine erregten Sinne Ermunterung oder Warnung (s. Gottesurteil, Omen A) heraushören (S. 148).

Unter die Objekte, denen man mit Furcht und Verehrung begegnet, gehören vielfach die Bäume. Teils sind es individuelle Bäume, so daß die Verehrung in diesem Falle ortsgebunden erscheint, teils knüpft sich der Respekt an eine ganze Gattung von Bäumen, wie z. B. im s. Neu-Guinea in den Landschaften der Guba, Wieabu und Baia (an der holländ. Grenze des engl. Teiles), in denen die Feigenbäume geschont werden, wenn man den übrigen Wald umschlägt. Die Feigenbäume gelten nämlich als Orte, in denen die Seelen der verstorbenen Angehörigen und anderer Geisterwesen spuken (Lyons Nr. 41; s. a. Meidung, Totemismus B).

Nach Tregear beruht die Moralität bei den Maori auf der Theorie von Geboten der Gottheiten, ungefähr in der Art wie etwa bei den alten Babyloniern. Religion besteht (in ähnlicher Weise wie im altbramanischen Indien) hauptsächlich in der Kenntnis von dem, was man in gewissen Fällen zu opfern oder sonst zu tun hat: das erscheint als ein moralisches Handeln und äußert sich vorwiegend in der intellektuellen Sphäre. Die Lehre von dem richtigen Verhalten (vgl. Mana A, Meidung) und den richtigen Opfern (s. d. A und Gelübde A) läßt wenigstens die priesterliche Religion, als eine Sammlung von Vorschriften über Verhalten und Benehmen, hervortreten: man muß danach trachten, herauszufinden, was die Gottheiten in jedem einzelnen Fall wünschen; die „Frömmigkeit“ erschöpft sich folglich in einer unterwürfigen und sorgfältigen Beobachtung und im rechten Erraten der Wünsche der transzendenten Mächte. Die Leiden, ebenso wie auch Krankheiten, erscheinen in diesem Zusammenhang als eine Verletzung des gottgewollten Zeremoniells und dadurch erst als Folge einer Übeltat, einer „unmoralischen“ Handlung. Andererseits wird das „richtige“ Verhalten vorwiegend

durch Nützlichkeitsrücksichten bestimmt. Hier spannt sich die Brücke vom affektbetonten Vorteil zur rationalistischen Konstruktion und Systematik.

Selbst den verhältnismäßig hochstehenden Maori von Neuseeland fehlt die Vorstellung einer Strafe der Seele nach dem Tode; auch kennen sie kein Gericht nach dem Tode. Erst durch die Missionare wurden ihnen andere Auffassungen beigebracht (Best S. 174).

Wie sehr von den europ. Reisenden des 17. Jh. die Gebete, Fasten, geistlichen Übungen usw. der verschiedenen Völker, mit denen man damals in Berührung kam, z. B. auch der Hindu, einfach als Teufelsdienst betrachtet wurden, zeigen alte Reisebeschreibungen, wie etwa von Pietro della Valle (S. 105 ff.).

§ 14. Das als moralisch oder unmoralisch geltende Verhalten findet manchmal seine Erklärung erst in gewissen abergläubischen Vermutungen über Zusammenhänge. So erzählt Sirelius von Ostjaken, daß sie dem besiegten Feind die Kleidung genommen, das Herz gegessen und den Skalp abgeschnitten hätten. Erst dann betrachtete man das betreffende Opfer als definitiv tot, derart nämlich, daß es seine Existenz im Jenseits nicht fortsetzen kann. Denn die Ostjaken verlegen den Sitz der menschlichen Seele in das Haar des Kopfes (Donner S. 5). — Bei anderen Stämmen betrachtet man die Seele als wesentlich an den Schädel gebunden und sucht sich die geistige Persönlichkeit durch Erbeutung des Schädels dienstbar zu machen (s. Kopffjagd), eine weitere, vielleicht besonders alte Variante sucht die Lebenskraft im Blut und bemächtigt sich darum des Herzens oder trinkt das Blut (s. Menschenopfer C), während wieder andere Hypothesen durch Verzehren des Körpers psychische Kräfte gewisser Art u. dgl. zu erwerben suchen (s. Kannibalismus).

Wie Taten innerhalb der Sippe vergolten werden, und wie man dabei zu zauberischen Gedankengängen greift, sich also intellektueller Umwege bedient, um gewissen moralischen Gefühlen Rechnung zu tragen, beleuchtet eine Geschichte, die Rasmussen (S. 128 ff.) von den Eskimo erzählt. Ein Mann namens Papik hatte seinen

Schwager aus Neid über dessen Jagderfolg getötet. Des Schwagers Mutter sagte Papik den Mord auf den Kopf zu; dieser aber leugnete. Die alte Frau bereitete ihren Tod vor, um als Gespenst ihren Sohn zu rächen, indem sie ein Bärenfell über ihren Kopf stülpte und am Strand wartete, bis die Flut über ihren Kopf gestiegen war. Papik wagte sich nun aus Angst vor der Drohung der Frau lange Zeit nicht auf die Jagd. Aber schließlich ging er doch wieder auf Seehunde, zusammen mit einigen anderen. Während Papik allein vor seinem Atemloch der Seehunde saß, hörte man angeblich Krachen im Schnee, und dichter Nebel fiel über das Eis. Darauf ertönten Schreckensrufe von Papik, „der durch ein Ungeheuer angegriffen worden war“. Die Begleiter Papiks flohen bestürzt gegen das Land und beredeten auch andere, die sie trafen, zu fliehen. Schnell verbreitete sich im Dorfe die Nachricht, daß Papik angegriffen worden sei. In einer Hütte des Dorfes setzten sich die darin befindlichen Leute so, daß sie aus der Hütte zu fliehen trachteten und bei dieser Panik einen Waisenknaben so stießen, daß er fiel und in ein Faß mit Blut stürzte. Als er herauskam, tropfte das Blut von ihm und hinterließ überall Spuren im Schnee. Nun sagte man, daß damit der Pfad für das Ungetüm gezeichnet werde, das nun alle Leute verschlingen würde. Einer schlug darum vor: töten wir den Knaben! Aber die anderen lehnten das ab. Darauf kam der böse Geist auf dem Eis in Sicht. Die Hunde wagten nicht zu bellen. Er hatte die Gestalt eines Eisbären. Man erlegte den Bären, und als man ihn aufschnitt, entdeckte man in ihm den Sack der alten Mutter, und der Bär hatte Menschenknochen. Als man nun in den Schlitten sich auf das Eis begab, entdeckte man Papik, der in Stücke zerrissen war. Seine Augen, seine Nase, seine Ohren, seine Organe waren auseinandergerissen, und außerdem war er skalpiert. — Man hatte also Papik im Nebel allein gelassen und ihn der Gefahr ausgesetzt, durch einen Eisbären zerrissen zu werden, was in der Tat eintraf. Man verließ ihn aber aus Angst vor der Rache der alten Mutter, weil durch ihre Tat das Vertrauen an Papik erschüttert war, man von ihm keine Hilfe für das Gemein-

wesen mehr erwartete, sondern in ihm nur eine Belastung und Gefahr für die übrigen erblickte.

Der Argwohn zauberischer Zusammenhänge führt zu verschiedenen Verhaltensweisen bei den Naturvölkern, die uns bald als unbegreiflich, bald als höchst unmoralisch erscheinen. Wird z. B. ein Albino geboren, oder wachsen dem Kinde die oberen Schneidezähne zuerst, so gilt das bei ostafrik. Bantu-Völkern Ruandas als Folge gewisser zauberischer Einflüsse. Aber der Albinismus wird viel weniger wichtig genommen als das vorschriftswidrige Wachsen der Schneidezähne. Im letzteren Falle werden nämlich die Kinder getötet (s. Kind § 4; Kandt S. 232). — S. a. § 5.

§ 15. Ein sorgfältig abgewogenes Verhalten beherrscht das Leben, insbesondere bei den höheren Naturvölkern, und reicht weit in die archaischen Kulturen hinein, ja gelangt darin vielfach zum ersten schriftlichen Niederschlag. Die sogenannten heiligen Bücher des Orients, insbesondere Indiens und Persiens, sind voll von moralischen Satzungen. Als Beispiel sei das altpers. *Lâ-Schâyast* genannt (West). Vorschriften über die Behandlung von Menschen- und Tierleichen, die Berührung von Kleidern oder von Gold und anderen Sachen mit Toten (vgl. § 10), entsprechende Reinigungszeremonien (s. Reinheit D) nach derartigen Befleckungen, das Verhalten gegenüber dem Feuer (s. d. A), ferner die Berührung von Frauen (s. d. A und § 6) in verschiedenen Zuständen, das Anlegen und Ablegen der heiligen Gürtel machen einen wesentlichen Teil der im erwähnten Buch niedergelegten Verhaltensvorschriften aus, aber auch andere Ordnungen sind darin enthalten: das ungehörige Geplapper von Kindern wird z. B. verboten, das Verhalten gegen Taubstumme und Hilflose geregelt, die Riten gegenüber der Sonne und dem Feuer werden festgelegt, und es wird angegeben, wie man sich von profanen und heiligen Sünden durch Opfer befreit. — Daraus ersieht man, welche Bedeutung dem zeremoniellen Verhalten beigemessen wird, aber auch, wie verschwommen sich davon das abhebt, was wir etwa als M. oder Ethik bezeichnen. Man muß vielmehr sagen, daß die Moral und Ethik auch dieser archaischen

Kulturen durchaus sachgebunden ist, daß das Geistige, etwa der Wille oder der Glaube, sich nicht verselbständigt hat gegenüber der Handlung, gegenüber dem tatsächlichen Geschehen und dem Vorgang. — Nichtsdestoweniger ist dieser archaische Moral-Kodex mit seinem Sündenregister und seinen Möglichkeiten einer Reinigung und Entsühnung, vielfach durch Vermittlung der Priester, etwas, das wesentlich über primitive M. erhaben ist und sogar gegen den alten Zauber Stellung nimmt. Man kann hier bei den Reinigungszeremonien von einem „höheren Zauber“ sprechen (s. Zauber A). — In den *Dâdistân-i-Dinik* werden z. B. der „rechtliche Mann“ und seine Charaktereigenschaften geschildert. Seine erste Eigenschaft ist das Bekenntnis zu der „guten Religion“, einem kraftvollen Verhalten, Charakterstärke, Weisheit und Geschicklichkeit. Aber dies alles zielt dahin, gute Werke zu verrichten, durch die gewisse Vorteile im Jenseits und in der transzendenten Welt erlangt werden sollen. Sünde und gute Werke werden mit der ganzen Welterschöpfung in ein großes System gebracht: alle Vorschriften, etwa über die gehörige Art des Handelns mit Korn, Wein und Vieh; die Adoption, die Pflegschaft und der Erbgang, die Rechte der Fremden und Ungläubigen; die Heiratsordnung, die religiösen Riten, die Begründung für die Erscheinung des Regenbogens, der Mondphasen, der Verfinsterungen und für den Lauf der Flüsse; Ehebruch, Trunksucht usw. werden mit diesem System in Beziehung gesetzt. Zeitliche und ewige Strafen werden reichlich dem angedroht, der sich gegen die zahlreichen Vorschriften irgendwie vergeht oder die Reinigungszeremonien und Entsühnungen nicht in der gehörigen Weise vornimmt (West 1882). — S. a. Blutschande, Ehe A, Familie A, Frau A, Keuschheit, Jünglingsweihe, Meidung, Politische Entwicklung, Primitives Denken, Primitive Kultur, Recht, Soziale Entwicklung, Strafe.

Best *The Maori Concept of the Spirit World* Journ. Polynes. Soc. 25 (1916); Burckhardt *Notes on the Bedouins and Wahabys* 1830; Camboué *Education et instruction en Madagascar*

Anthropos 10—11 (1915/16); Cooper *Analytical and Critical Bibliography of the Tribes of Tierra del Fuego and adjacent Territory* Smithsonian. Inst. Bur. Am. Ethnol. Bulletin 63 (1917); Crooke *Nudity in India in Custom and Ritual* Journ. anthr. inst. 49 (1919); Descamps *Comment les conditions de vie des sauvages influencent leur natalité* Revue de l'Institut de Sociologie 3, 1 (1922—23); Kai Donner *Ornements de la tête et de la chevelure; quelques mots sur leur signification* Journ. Soc. Finno-Ougr. 37 (1920); Dunn *The Mengap Bungal Taur* Anthropos 10—11 (1915—16); Durham *Ritual Nudity in Europe* Man 20 (1920); L. Freund *Lug und Trug nach moslemischem Recht* usw. 1894; Goldenweiser *Early Civilisation* 1922; Gutmann *Dichten und Denken der Dschagga-Neger* 1909; Hancke *Bugia Rhein. Missions-Traktate* 123 (1904); Hobhouse *Morals in Evolution* 1923; Huth *Die tungusische Volksliteratur und ihre ethnolog. Ausbeute* Bull. de l'Académie Imp. des Sciences de St. Pétersbourg 5. Série 15 (1901); Jenness *The Life of the Copper Eskimos* Report of the Canadian Arctic Exped. 12 (1922); Jeremias *Handbuch der altoriental. Geisteskultur* 1913; Junker *Reisen in Afrika* 1889; Kandt *Caput Nili* 1905; Knabenhans *Die politische Organisation bei den austral. Eingeborenen* 1919; Kroeber *The Morals of Uncivilized peoples* Amer. Anthr. 12 (1910); Lambert *Les Néo-Calédoniens* 1900; Lyons *Tree Reverence among Papuans* Man 1923 Nr. 41; Malinowski *Argonauts of the Western Pacific* 1922; Mowinckel *Psalmstudien. VI. Die Psalmendichter* Skrifter utgit av Videnskapsselskabet i Kristiania II. histor.-filos. Kl. 1924; Munzinger *Ostafrikanische Studien* 1864; Nalimow *Zur Frage nach den ursprünglichen Beziehungen der Geschlechter bei den Syrjänen* Journ. de la Soc. Finno-Ougr. 25 (1908); Pallas *Sammlung historischer Nachrichten über die mongolischen Völker* 1776—1801; Parkinson *30 Jahre in der Südsee* 1906; Planert *Le développement des idées morales examiné au point de vue linguistique* Le monde Oriental 18 (1924); The World's Work März 1922 Powell; Rasmussen *The People of the Polar North* 1908; Routledge *With a Prehistoric People (the Akikúyu)* 1910; Schreuer *Das Recht der Toten* Zfvl.RW. 33 (1916); Shirokogoroff *Social Organisation of the Manchus* Royal Asiatic Soc. (N.-China Branch) Extra Vol. 3 (1924); Spencer *Native Tribes of the Northern Territory of Australia* 1914; Swanton *Soc. Conditions ect. of the Tlingit Indians* 26. Ann. Rep. Bur. Am. Ethn. 1908; N. W. Thomas *Anthrop. Rep. on the Edo-Speaking Peoples of Nigeria* 1910; im Thurn *Among the Guiana Indians* 1883; Thurnwald *Forschungen auf den Salomo-Inseln und dem Bismarck-Archipel* III (1912); Tregear *The Maori Race* 1904; Pietro della Valle *The Travels in India from the old English Translation of 1664* Hakluyt Society 84 (1892); Vedder *Die Bergdama* 1923; West Pahlavi *Texts in Sacred Books of the East* 5 (1880) und 18 (1882); Westermann *Die Kpelle* 1921; Westermarck *The Origin and Development*

of Moral Ideas 1906—1908; Wheeler *The Tribe and intertribal relations in Australia* 1910.

Thurnwald

Mordvinen s. Finno-Ugrier A § 8, B § 14.

Mordvinov-Grabhügel (Südrussland). § 1. Im „Schwarzen Tal“ bei Kachovka, am Unterlaufe des Dnjepr, unweit Znamenka, gelegen. Untersucht von N. E. Makarenko und V. V. Sachaney. Wegen des Krieges und der Revolution konnte die Grabung nicht abgeschlossen und veröffentlicht werden. Nur kurze Berichte über die bisherigen Ergebnisse (ohne Pläne und Abb.) liegen vor, welche immerhin ausreichen, das Typische der Anlage und die ungefähre Zeitstellung zu bestimmen.

§ 2. Obsich im Aufschutt Reste von Totenopfer und -feier befinden, ist nicht festgestellt. Das Zentralgrab ist vom Typus Čertomlyk (s. d.; Band II Tf. 152) mit tiefem Schacht, Gang und 4 Nischengräbern an den Ecken: zwei waren geplündert (nur eins davon ist untersucht; Goldbleche), die beiden anderen enthielten einfache Bestattungen (an den Köpfen skyth. Bronzekeßel [s. d.] und griech. Amphoren). In einem Seitengrab an der W-Seite des Hügels lag ein junges Mädchen mit reichgeschmücktem Kostüm: auf dem Kopf ein konischer Schmuck aus Leder, besetzt mit einem goldenen Vogel und runden Goldblechen (s. Ryžanovka § 3), auf der Schulter ein goldenes Halsband, an den Schläfen goldener Hängeschmuck, an den Händen goldene Armringe und Fingerringe, offen, glatt, aus dünnem Blech mit herausgetriebener Mittelrippe und umgebogenen Rändern (vgl. *Antiq. Bosphore Cimmérien* Tf. 26, 3. 4: Kul Oba [s. d.]; ebenso Čertomlyk [s. d.], Solocha [s. d.], Dejev: *Izvestija Arch. Kom.* 19 Tf. 15, 3 [s. Šeregozy-Gruppe]), auf dem Gewand Goldbleche (darunter Göttin mit Spiegel und Skythenjüngling; vgl. *Antiq. Bosphore Cimmérien* Tf. 20, 11: Kul Oba). Neben ihrem Kopf, teilweise in einem besonderen hölzernen Kasten, z. T. freistehend, Gefäße (dabei silbernes Rhyton und Holzgefäße; s. Solocha), ferner einige eiserne Messer mit Knochengriff und Toilettengerät.

Die untersuchten Gräber der Anlage gehören an das Ende des 4. oder den Anfang des 3. Jh. v. C.

(Russischer) Hermes 1916 Nr. 12 Makarenko; Rostovcev *Skifija i Bospor* 1925 S. 422f., 450. M. Ebert

Morella la Vella (nw. vom Städtchen Morella, span. Provinz Castellón). Umfaßt drei Felsnischen mit paläol. Malereien, deren beide erstere von J. Senet (1917) und deren dritte von E. Hernández-Pacheco (1919) entdeckt wurden. Es sind dies „La Galería Alta de la Masía de Morella la Vella“ (mit Darstellungen von Steinböcken, Hirschen und Menschen, darunter eines „Fährtenuchers“), die „Cueva del Roble“ („Cova del Roura“; mit einigen Jagd- und Kampfscenen, teils leider von ziemlich schlechter Erhaltung) und die unbedeutende „Covacha de la Viña“ (s. Kunst A III).

In der „Galería Alta“ existieren auch neol. Schematisierungen. Vorläufige, auch bildlich ungenaue Notiz: E. Hernández-Pacheco *Estudios de Arte Prehistórico* Comisión de Investigaciones Paleontol. y Prehistór. Nota Nr. 16. Madrid 1918. H. Obermaier

Morges (Genfer See, Schweiz). § 1. In der Bucht von M. am Genfer See sind 4 Pfahlbaustationen bekannt, von denen zwei der BZ angehören: Les Roseaux und die große Station (la Grande Cité). Les Roseaux, das der Per. II der BZ entspricht, war für G. de Mortillet die Veranlassung, diese Per. als „Morgien“ zu bezeichnen. Ischer reiht diese Stufe von Roseaux als V. Per. an sein System des Neol. der Schweiz an (s. Schweiz B). Diese Station liegt 400 m n. der Grande Cité. S. Band XI Tf. 126, 6–8.

Von den steinzeitl. Stationen ist die Station de l'Église wegen ihrer Bauart hervorzuheben. In Reihen finden sich hier 20–30 rechteckige und ovale Vertiefungen im Boden, 4–6 m Dm, die von 20–50 cm hohen Bruchsteinmauern umgeben sind und offenbar die alten Hüttenplätze anzeigen. Metall fehlt völlig.

Steinplattengräber, denen von Auvergnier entsprechend, aus der Zeit der Grande Cité, sind in der Nähe auf dem Lande am Boiron gefunden mit Skelettbestattungen und ähnlich in der Nähe von St. Prex, wo aber daneben auch Anzeichen für Leichenbrand vorhanden sind.

Mitt. Zürich 15 (1863ff.) 6. *Pfahlb.-Ber.* S. 290ff.; ebd. 19 (1875ff.) 7. *Pfahlb.-Ber.* S. 42ff. F. A. Morel; Rev. d'Anthropol. 1893 S. 121 G. de Mortillet. † W. Bremer

§ 2. Die „Station des Roseaux“ ergab Bronzerandäxte mit halbrunden Schneiden (Band IV Tf. 51, 3), drei Lanzetten von Bronze und eine Schmucknadel (daneben Steinäxte u. a.). Die größere Station „Cité“, die durch eine doppelte Pfahlreihe gegen Wellenschlag geschützt war, hatte das übliche spätbronzezeitl. Pfahlbau-Inventar (s. z. B. Band IV Tf. 53, 7); nennenswert eine Gußform aus Bronze zur Herstellung einer Axt mit endständigen Lappen und Öse.

Mitt. Zürich 12 H. 3 (= 2. *Pfahlbau-Bericht*) 1858 S. 117ff.; ebd. 15 H. 7 (= 6. *Pfahlbau-Bericht*) 1866 S. 290ff.; ebd. 19 H. 3 (= 7. *Pfahlbau-Bericht*) 1876 S. 42ff. F. Keller; B. van Muyden und A. Colomb *Antiquités Lacustres* Lausanne 1896; Heierli *Urgeschichte der Schweiz* 1901 S. 209ff.; Forrer *Reall.* S. 490. Behrens

Morgien. Bevor die Periodeneinteilung von O. Montelius auch auf Frankreich ausgedehnt wurde, gab es dort nur eine Zweiteilung der BZ, die, in ähnlicher Art wie die Worsaaes, 1875 von Gabriel de Mortillet aufgestellt wurde. Er unterscheidet eine ä. BZ, das M. oder die Periode der Gußtechnik, und eine jüngere, das Larnaudien (mit dem Depotfund von Larnaud [s. d.] im Jura) oder die Periode der Schmiedetechnik. Das M. ist nach dem Pfahlbau von Morges am Genfer See genannt (s. Morges). Mortillet umschreibt das M.: „Auftreten der Bronze. Einfach gegossene Gegenstände, meist dünn, da das Metall noch selten ist. Flachbeile; Kurzschwerter, ohne Einkerbung am Griff.“ Diese Einteilung ist von de Mortillet noch in seinem *Musée préhistorique* aufrecht erhalten, hat aber heute nur noch historische Bedeutung.

Matériaux 1875 S. 374 G. de Mortillet; G. und A. de Mortillet *Musée préhistorique* 1881, 21903; vgl. auch noch A. de Mortillet *Classification paléolithologique* Paris 1908. † W. Bremer

Mörigen (Bieler See, Schweiz). § 1. Die innere Pfahlbautenstation gehört der StZ an. An wichtigeren Funden ist nur eine Halskette aus Quarz- und Kalksteinperlen

zu erwähnen. Die äußere Station aus der Blüte der BZ reicht in die LTZ hinein. Hier tritt, wie in Auvernier, das Pferd auf, während das alte Torfschwein schon fehlt. Das Schaf ist häufiger als das Schwein, die Ziege selten. Eine Anzahl von Einbäumen ist gefunden worden.

Mitt. Zürich 9 (1853/6) *1. Pfahlbau-Bericht* S. 96; ebd. 19 (1875 ff.) *7. Pfahlb.-Ber.* S. 9 ff. F. Keller; ebd. 22 (1886—1890) *9. Pfahlb.-Ber.* S. 68, 70 ff. J. Heierli, V. Gross.

† W. Bremer

§ 2. Unter den reichen Funden aus der äußeren Station sind beachtenswerte Stücke, z. B. Ronzano-Schwerter, ferner eiserne Klinge gleicher Form mit Bronzegriff, der Eiseneinlage trägt, Holzgriff einer Sichel, in seiner Form der Hand angepaßt, einschneidige Bronzemesser, die z. T. aus Armingen zugerichtet sind, wie die Reste der geometrischen Verzierung zeigen, Beil mit endständigen Lappen und vollständig erhaltenem Holzstiel, Bogenfibeln mit quergeripptem Bügel, zahlreiche Gußformen aus Ton oder Stein zur Herstellung von Schwertern, Lanzen, Beilen, Sichel, Hämmern u. a. Neben dieser Menge von Funden der Spätbronze- und Frühhallstattzeit erscheinen vereinzelt ältere Stücke: Triangulärer Dolch mit 6 Nieten. S. hierzu Möriger Schwert sowie Tf. 82 b; Band IV Tf. 53 Abb. 8, 17, 18; Tf. 54 Abb. 34, 40.

Mitt. Zürich 19, 3 (= *7. Pfahlbau-Bericht*) 1876 S. 9 ff. V. Gross; ebd. 22, 2 (= *9. Pfahlbau-Bericht*) 1888 S. 70 (38) ff. J. Heierli; ders. *Urgeschichte der Schweiz* 1901 S. 222 ff.; Forrer *Reall.* S. 490 f. Behrens

Möriger Schwert. Der M. S.-Typus hat seinen Namen vom Möriger Pfahlbau (Bieler See, Schweiz), wo er in größerer Anzahl zutage getreten ist (Band IV Tf. 53 Abb. 8). Der Haupttypus dieses zweischneidigen Schwertes besitzt doppelkegelförmige Griffstange mit drei Querbändern, einen spitzbogigen Ausschnitt am Heftabschluß, dessen Flügel über die oben abgesetzten Klingenträger hinausragen. Ein besonderes Merkmal ist die Knaufplatte, die, anfänglich oval und platt, später sich konkav wölbte (Vorstadium des Antennenschwertes; s. d.). Dieser gewölbte Knauf teilte sich dem Auvernier-Schwerte mit,

das auch sonst dem M. S. nahesteht (s. Auvernier-Schwert). Die jüngeren Abarten des Möriger Typus zeigen eine S-förmig geschwungene, auch geradlinig verlaufende Griffstange ohne Querbänder. In Süddeutschland — hier findet sich die ovale, wagrechte Knaufplatte des älteren Möriger Typus schon in der frühen BZ vorgebildet (Naue a. a. O. Tf. 21, 1—2) — nebst Schweiz und angrenzendem mittleren Ostfrankreich ist der Urtypus des M. S. entstanden (Kossinna). In denselben Gebieten gelangte es zur vollen Entwicklung, um dann auch im nord. Kulturkreise starke Verbreitung zu finden, von wo es bis nach Finnland hinübergriff (Band IX Tf. 218 f, g; Band III Tf. 133 e; Z. d. Finn. Altert.-Ges. 25 [1911] S. 37 Abb. 38 im Anhang). Auch auf „illyr.“ (Österreich) und ital. Boden sind einige Funde zu verzeichnen, während dieser Typus bisher in England und Ungarn fehlt. Zeitlich gehört das M. S. der V. Per. der mitteleurop. BZ an. S. a. Schwert A.

Congr. intern. préh. Stockholm 1874 II 904 ff.; Naue *Die vorröm. Schwertformen* 1903 Tf. 31—32; Déchelette *Manuel* II 1 S. 209; Mannus 8 (1916) S. 118 ff., ebd. 9 (1917) S. 128 ff. Kossinna; Schlemm *Wörterbuch* s. v. Möringer (sic!) Schwerter. W. Gaerte

Morin-Höhle s. Pyrenäenhalbinsel A § 4.

Mörser. A. Europa. Das Fundmaterial ist ganz geringfügig. Das mag daran liegen, daß der M. in der europ. Vorzeit wenig benutzt wurde, vielleicht aber auch daran, daß M. und Stampfe aus vergänglichem Stoff (Holz) bestanden. Gelegentlich werden sie unter den Pfahlbau-Funden erwähnt. Eine 1,70 m l. hölzerne Mörserkeule wurde in dem Latène-Ringwall Altenburg (s. d.) bei Niedenstein nahe Kassel gefunden; eine ähnliche in einem slav. Pfahlbau in Potsdam. Vielleicht sind auch die sog. *pila muralia* (s. Pilum) von der Saalburg und von Oberaden nichts anderes als Mörserkeulen. Über Ölpresen s. Mühle A § 8.

J. Heierli *Urgeschichte der Schweiz* 1901 S. 217; Saalburg-Jahrbuch Bericht 3 für 1912 (1914) S. 80 f. H. Jacobi; Die Saalburg 28/29 (1913) S. 458 Nigmann; Anz. f. schweiz. A. K. 18 (1916) S. 8 ff. A. Maurizio.

Alfred Götz

B. Palästina-Syrien. Solange die Bewohner Palästina-Syriens in Höhlen hausten oder bei ihrem Heim den nackten Felsen zur Verfügung hatten, begnügten sie sich mit Vertiefungen (Napflöchern) in der Felsplatte, um darin Getreide zu zerstoßen, Früchte zu zerquetschen oder Farbstoffe zu reiben. Später entstand das Bedürfnis, diese M. im Hause zu haben. Deshalb wurde ein größerer Stein zurechtgeschlagen und roh ausgehöhlt. Darin stampfte man mit einer abgerundeten Keule (Beispiele: Macalister *Gezer* I 77, 342; II 38, 41, Abb. 230, 234; Sellin-Watzinger *Fericho* S. 63, 120, 153f. Abb. 188, Tf. 40; Bliss *Tell el Hesi* S. 85 Abb. 170; Sellin *Tell Ta'annek* S. 17, 50, 93, Abb. 54; Schumacher *Tell el-mutesellim* S. 48, 52f., 81, Abb. 47, 56f. Tf. 22 C). Meist waren diese Geräte im Hause an einer bestimmten Stelle aufgestellt oder fest eingebaut, aber vom Gebrauch oft völlig durchgerieben. Eine viel vornehmere Art des M. ist eine flache Schale aus Granit, die auf 3 Füßen steht (Macalister *Gezer* I 119; II 37, 39, 430, Abb. 229c, 233; III Tf. 32, 6; Sellin-Watzinger *Fericho* S. 153; Schumacher *Tell el-mutesellim* S. 65 Abb. 83). In Gezer tritt diese Form in der 3. sem. Schicht auf. Sie stammt sicher aus dem W, ist aber weit nach O vorgedrungen (B. Meissner *Assyrien und Babylonien* I [1920] S. 261 Tafelabb. 124). Reste von roter Farbe darin zeigten, daß sie nicht nur zum Zerstoßen des Getreides benutzt wurden (Macalister *Gezer* II 40, 100). Gelegentlich scheinen sie auch als Kochtöpfe gedient zu haben, da sie Rußspuren trugen (ebd. II 40). Die Israeliten zerstießen im M. (hebr. *m'dōkâ* Num. 11, 8 [vgl. babyl. *mad-daku*] oder *maktēs* Sprüche 27, 22 [der Stößel hieß *lî*]) Früchte (z. B. Manna) und frisches Korn, das zum Mahlen zu weich war.

I. Benzinger *Hebräische Archäologie*² 1907 S. 62.

Peter Thomsen

C. Vorderasien. M., meist aus Kalkstein bestehend, wurden benutzt, um in ihnen mittels eines Klöppels Getreide oder Zwiebeln zu zerkleinern. Gewöhnlich befand sich der M. in einem kleinen Vorraum des Hauses, den man von der Straße zuerst passieren mußte, ehe man in den Hof gelangte (Meissner *Babyl. und Assyr.* I [1920] S. 261, 285).

B. Meissner

Moschusochse s. Diluvialfauna § 2, 3, 4.

Mostrinciano s. Sizilien B II.

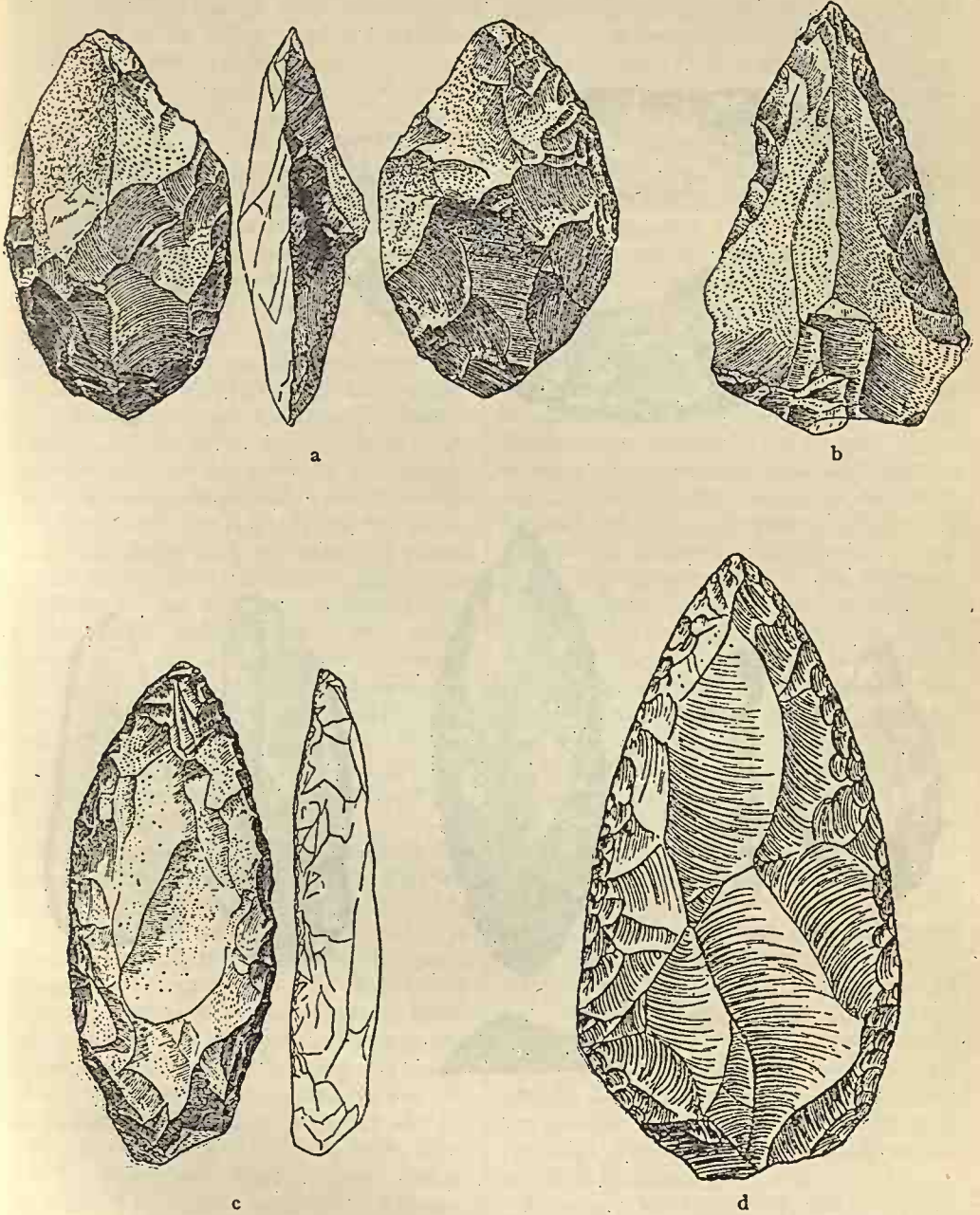
Moustérien (Tf. 106, 107).

§ 1. Gliederung. — § 2. Prämoustérien. — § 3. Kleinmoustérien. — § 4. Moustérien von Acheuléenmorphologie. — § 5. Endmoustérien. (Abri-Audi-Stufe). — § 6. Verbreitung. Fauna. Alter. Neanderthal-Mensch.

§ 1. An einer Reihe von FO Westeuropas (Amiens und Abbeville, Nordfrankreich; Umgebung von Paris; Marignac [Gironde]; Umgebung von Madrid usw.) erscheinen über den Industrie-Straten des Chelléen und Acheuléen in direkter Auflagerung die Einschlüsse der vierten und letzten Stufe des Alt-Paläolithikums (s. d.), des M. (Moustier-Stufe; engl. Mousterian; span. Musteriense), benannt nach der Fundstätte Le Moustier, Gemeinde Peyzac (frz. Dép. Dordogne); einige wenige Autoren haben der frz. Bezeichnung „Moustérien“ den Vorzug gegeben.

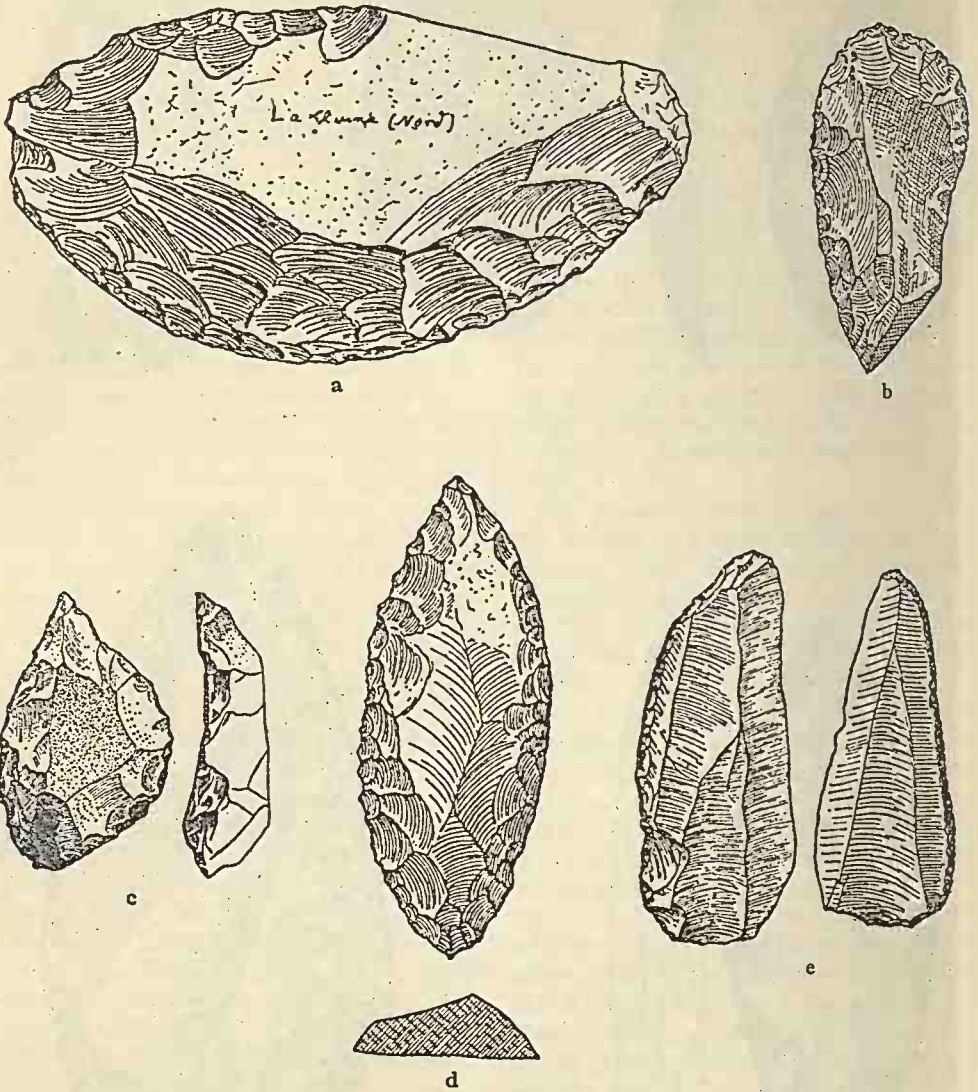
Die neuesten Forschungen legen nahe, für Europa ein zweigestaltiges M. anzunehmen, das, verschiedenen Ursprungs, schließlich ineinander verschmolz, und welches wir *Kleinmoustérien* bzw. *Moustérien von Acheuléenmorphologie* benennen werden.

§ 2. Das Klein-M. hat seine Wurzeln im Prä-Moustérien, einer von uns bereits im J. 1908 vermuteten und im J. 1920 endgültig aufgestellten Stufe. Wie wir andernorts betonten, findet sich das Chelléen (s. d.) in der ganzen Mittelmeerzone und, speziell in Europa, nur in Spanien, Italien, Frankreich und Südengland; in Zentral- und anscheinend auch in Osteuropa fehlt es hingegen gänzlich. Es ist daher wahrscheinlich, daß diese Kultur von S her auf dem Mittelerran-Wege nach dem W unseres Kontinents gelangte, und daß die letztgenannten Gebiete an ihm überhaupt keinen Anteil hatten. Ähnlich liegen die Verhältnisse bezüglich des Acheuléen (s. d. § 3). So würde denn das Chelléo-Acheuléen mediterran-westeurop. Urkulturen darstellen, welchen im zentralen und ö. Europa ein faustkeilfreies Primitiv-Paläolithikum, das Prä-Moustérien, entspräche. Die Urstufe des letzteren dürfte sich mit dem Prä-Chelléen (s. d.) decken; seine jüngeren Phasen sind mit den genannten Faust-



Moustérien

a. Kleiner Faustkeil. — b—d. Handspitzen: Ca. $\frac{1}{10}$ n. Gr.



Moustérien

a. Schaber. — b. Kratzer. — c. Bohrer. — d. Doppelspitze. — e. Abri-Audit-Spitzen. Ca. $\frac{9}{10}$ n. Gr.

keilstufen gleichaltrig. Ihre einstweilen im n. Deutschland (s. Norddeutschland A) besser, aber keineswegs reich vertretenen Steinartefakte fallen typol. im wesentlichen mit den einschlägigen „Begleitindustrien“ der gleichaltrigen westeurop. Fäustel-Etappen zusammen, in welchen sich in der Tat eine unverkennbare Evolution der kleinen Silexwerkzeuge vom Früh-Chelléen bis zum vollen M. vollzieht: die Artefakte der Urhorizonte sind fast ausnahmslos an amorphe, primitive Abschläge gebunden; die chelléenzeitl. Formen sind noch an den dicken, massiven Abschlag gelehnt, aber unter deutlicher Bevorzugung gut brauchbarer Grundformen, so daß bereits die Vorläufer oder Prototypen der echten Typen des späteren Alt-Paläol. erstehen. Diese selbst kommen bereits im Acheuléen so viel wie ganz zur Entfaltung.

Um zu einer einigermaßen sicheren Formendiagnose zu gelangen, muß der Fachmann auf jeden Fall ein genügend großes Fundinventar eines bestimmten Horizontes besitzen, welches die dominierenden Typen entsprechend widerspiegelt. Wir haben schon im J. 1908 (Obermaier *Steingeräte* S. 122) auf die Schwierigkeiten hingewiesen, welche sich der genauen arch. Klassifikation gerade der Kleintypenfunde von Mitteleuropa entgegenstellen. Hier hat die Begleitfauna bzw. Geologie unterstützend das klärende Wort zu sprechen.

§ 3. Aus diesem noch unvollständig bekannten Prä-Moustérien hat sich, wohl im n. Europa, allmählich das Kleinmoustérien entwickelt und sich von da, sicher in verschiedenaltrigen Wellen, über die Nachbargebiete ausgebreitet. In Frankreich findet sich an dem besonders von M. Bourlon studierten, in mehrere Siedlungsplätze zerfallenden FO von Le Moustier eine tiefste Herdschicht mit sehr primitivem M. (L'Homme Préhistorique 3 [1905] Nr. 7). Mit den Resten von Edelhirsch (nicht Rentier!), Pferd und Bison lagern archaische Kleintypen (schlechte Klingen, Schaber, Spitzen, Kratzer u. ähnl.) mit rohen Retuschen. Fäustel fehlen. Etwas höher verteilt sich über mehrere Straten (mit Hirsch, Ren, Pferd und Rind) ein *Mittelmoustérien* mit vorzüglich bearbeiteten Kleintypen, wie feinen Handspitzen

u. dgl. Dazu kommen 9 summarisch behauene Fäustel. Als jüngere Schichten folgen ein hochentwickeltes oberes M., mit großen, fein retuschierten Schabern u. a., und zum Schlusse eine Aurignacien-Strate. V. Commont beschreibt seinerseits, aus Saint-Acheul, ein unteres M., mit einseitig behauenen Kleintypen, rohen, geradezu „chelléen-förmigen“ Fäusteln und solchen von sehr sorgsamer Bearbeitung und triangulärer Gestalt. Letztere sind Einschläge des weiter unten besprochenen M. mit „Acheulmorphologie“. Darüber lagert desgleichen ein sehr vollendetes M., ohne Fäustel.

Alles in allem kann unser M. als Stufe definiert werden, die in den meisten Fällen ausschließlich kleinere und nur auf der Oberseite bearbeitete Typen umfaßt. Diese besitzen häufig eine für diese Kulturphase sehr kennzeichnende Retusche, die darin besteht, daß die an der Basis der Rückseite befindliche konvexe Schlagbeule („Bulbus“) abgedengelt bzw. durch Absprennung überhaupt unterdrückt ist (*Bulbusretusche*). An den Spitzen und flachen Bogenschabern erscheint überdies nicht selten eine charakteristische *Staffelretusche* (Stufenretusche), bestehend aus unregelmäßig übereinandergelagerten Retuschenreihen. Als die maßgebendsten Typen haben zu gelten: die feine Handspitze (Tf. 106b—d; frz.: *pointe à main* oder *pointe moustérienne*; engl.: *Mousterian point*; span.: *punta de mano*) von mehr oder minder dreieckiger Grundgestalt. Die Retusche greift manchmal über die ganze Oberseite über; des öfteren wurden auch regelrechte Doppelspitzen (Tf. 107d) geschaffen. In den höheren Niveaus pflegt der Bogenschaber (Tf. 107a; frz.: *racloir*; engl.: *scraper*; span.: *raedera*) an Zahl zu überwiegen. Ihm stehen als Abarten Sägeschaber mit gerader Schneide, Doppelschaber und vielfache Schaber, mit Schaberretuschen an allen Rändern, zur Seite.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Handspitzen teilweise als Speerblätter geschäftet, d. h. mit Sehnen, Bast oder Harz an einem Holzschafte befestigt waren; andere mögen, ebenso wie oftmals die Schaber, in kurze Holz-, Leder- oder Rindengriffen gefaßt, kleine Werkzeuge abgegeben haben.

Unter den übrigen Typen fallen meist langgestreckte dreiseitige Klingen (lame; blade oder flake; hoja), längliche oder kurzdicke Kratzer (Tf. 107b; grattoir; rasp oder planing tool; raspador), Stichel (burin; graver; buril) und Bohrer (Tf. 107c; perçoir; borer oder awl; perforador) auf. Fäustel sind im Formenkreise des Kleinmoustérien selten und pflegen sich alsdann auf mittelgroße, nachlässig zubehauene, „degenerierte“ Formen zu beschränken.

Beachtenswert ist, daß in der jüngeren Hälfte des M. Knochen (meist Oberarm- oder Fußwurzelknochen) zutage kommen, welche tiefe Schab- und Hiebspuren tragen; diese finden sich an Stellen, die mit der anatomischen Zergliederung der betreffenden Körperteile nichts zu tun haben. Man erklärt sie daher als „Unterlagen“, an denen Silexgeräte retuschiert oder auf welchen Holzspeere u. ähnl. zugerichtet wurden, wobei die Schnitte oder Hiebe vielfach den Knochen trafen (H. Martin). Noch wichtiger ist, daß mit dem oberen M. die erste intentionelle Knochenbearbeitung einsetzt. Dies beweisen einfache, leicht polierte und deutlich zugespitzte Knochenpfriemen der Castillo-Höhle (s. d.; Nordspanien) und mehrerer südfrz. FO.

§ 4. Die jüngsten Ergebnisse in Frankreich und Spanien legen nahe, neben dem Klein-Moustérien ein seinem Ursprunge nach verschiedenes M. von Acheuléenmorphologie anzunehmen. Es entwickelte sich aus dem jüngeren Acheuléen (s. d. § 3) und führt dessen Tradition morphologisch weiter, um alsdann allmählich zu degenerieren und zu erlöschen. In den einschlägigen Fundstraten erscheinen feingearbeitete trianguläre, subtrianguläre oder cordiforme Fäustel von vorzüglicher Acheuléen-Ausführung, sodann kleine „gespaltene“ Keile mit fast unbearbeiteter Unterseite. Auch die Levallois-Technik wirkt nach, in Form großer Klingen oder breiter, nahezu rechteckiger Scheiben, langer Spitzen oder grober Schneidewerkzeuge mit abgestumpftem Rücken. Die übrigen kleineren Typen (Handspitzen, Schaber usw.) und die häufige Basalretusche vergegenwärtigen ein typisches M. H. Breuil rechnet hierher die unterste Strate von Laussel und La Ferrassie; V. Commont (1914 und 1916) die

Funde an der Basis des jüngeren Lösses von Saint-Acheul und andere FO in Nordfrankreich, besonders im Tale der Verse und Mève, in Catigny bei Noyon usw.; D. Peyrony die Dordogne-Stationen von Pech-de-l'Azé unweit Sarlat, von Couze und gewisse Straten von Combe-Capelle und Le Moustier. Auch aus der Charente wurden FO bekannt, wo Straten mit cordiformen und dreieckigen Fäusteln (vom „Combe-Capelle-Stile“) über dem klassischen Hochmoustérien (vom „La-Quina-Stile“) lagern. Dies erklärt zugleich, daß Faustkeile dann und wann sogar noch in Kontakt mit dem älteren Aurignacien gemeldet wurden. Auch anderwärts scheint die Gruppe des M. von Acheuléen-Morphologie sich sehr lange erhalten zu haben, so z. B. in Spanien, wo es in den Höhlen Castillo und Morín (Prov. Santander) und bei Madrid in sehr später Stratigraphie innerhalb des dortigen Gesamt-moustérien auftritt.

§ 5. Dem M. wohnt eine unverkennbare Tendenz inne, sich in regionale Entwicklungszentren zu spalten, was seine feinere Klassifizierung nicht selten erschwert, besonders bezüglich der sog. „primitiven“ und „atypischen“ Komplexe, mit sehr einfachem Kleininventar. Auf keinen Fall aber kann in Abrede gestellt werden, daß es eine eigene, langandauernde Kulturstufe zwischen dem Acheuléen und Aurignacien darstellt, welcher volle Persönlichkeit zukommt. Daran ändert nichts, daß die große Mehrzahl seiner Silex-Leitformen schon in Vorstufen auftritt. Hinsichtlich der Endphase des M. gehen die Meinungen der Fachwelt auseinander. Wir möchten hierher die von H. Breuil aufgestellte Stufe des Abri Audi (Audit), unweit von Les Eyzies (Dordogne) rechnen, die auch am FO Le Moustier vertreten ist. Als Leitform hat die „Bogenspitze“ zu gelten, eine meist asymmetrische Klinge mit einem bogenförmig retuschierten Rande (Tf. 107e), sodann der kleine D-förmige Schaber. Noch ziemlich häufig sind kleine Faustkeile, bald besser, bald ziemlich schlecht geschlagen und von herzförmiger oder subdiskoider Form; sie sind die letzten Abkömmlinge des M. von Acheuléen-Tradition. Dazu kommen andererseits bereits ziemlich regelmäßige, prismatische Klingen, massive Kratzer von

kielähnlicher Gestalt und gewisse Stichelformen, welche das Aurignacien ankündigen, weshalb unsere Mischstufe von anderen Autoren der letztgenannten Kultur angegliedert wird.

Kurz erwähnt sei, daß die das M. charakterisierenden Kleintypen als Werkzeugformen keineswegs mit dieser Stufe erlöschen, sondern sich noch während des älteren Aurignacien in ziemlicher Menge erhalten, in entsprechender Vergesellschaftung mit Neutypen. Von da ab treten sie, als vernachlässigte Hilfsformen, ganz und gar in den Hintergrund.

§ 6. Das M. ist so ziemlich über alle Gebiete Europas verbreitet, in welchen überhaupt Paläol. nachgewiesen ist, tritt aber im zentralen und ö. Europa ungleich spärlicher auf als im W. Wir haben bereits erwähnt, daß ein Hauptentstehungsherd des Klein-Moustériens sich im n. Zentraleuropa aus dem Prä-M. entwickelt haben dürfte und von da nach dem s. Deutschland, Österreich, Mähren, Ungarn und Polen (s. d. A.) vorgedrungen sein dürfte. Westlich des Rheins stießen diese wohl sukzessiven Etappen auf das M. mit Acheuléen-Tradition, sich großenteils mit ihm vermengend. Südeuropa dürfte mehr unter nordafrik. Einflüssen gestanden haben und geblieben sein, wo sich inmitten der dortigen Fundstraten eine eigene Fazies, das *Atévien*, abhebt, gekennzeichnet durch kurzgestielte Handspitzen (s. Nördliches Afrika A und Ägypten A). Im span. M. geben sich interessante Sonderstraten mit dünnen Blattspitzen (Sbaikien-Typen) und anderen afrik. Einschlägen zu erkennen (s. Pyrenäenhalbinsel A § 4 und Band X Tf. 118).

Die Fauna des w. und zentraleurop. M. ist eine kalte. Abgesehen von der Primitivstufe, auf welcher in Frankreich manchmal das Rentier fehlt oder doch noch ziemlich selten ist, erscheint es von einer arkt-alpinen Fauna (*Elephas primigenius*, *Rhinoceros tichorhinus*, *Rangifer tarandus*, *Gulo borealis*, *Canis lagopus*, *Myodes torquatus*, *Capra ibex*, *Capella rupicapra*, *Arctomys marmotta*; daneben: *Bos primigenius*, *Bison priscus*, *Equus*, *Cervus elaphus*, *C. megarceros*, *Ursus spelaeus*, *Hyaena spelaea*, *Felis spelaea* u. a. m.) begleitet, ist also sicher glazial und nach unserer Überzeugung mit

dem Hereinbrechen der letzten Eiszeit in Verbindung zu bringen. Die langsam von N her vordringenden Eismassen dürften wesentlich zur s. Verbreitung des aus dem Prä-Moustérien entstandenen Klein-M. beigetragen haben und begünstigten außerdem in hohem Maße den Troglodytismus.

Im Gegensatze hierzu erfreute sich Südeuropa (Spanien, Italien) noch ungleich milderer Klimabedingungen, welche die Fortexistenz der letztinterglazialen Wärmewelt bedeutend länger ermöglichten als im N. Demgemäß ist das M. der Riviera (Grimaldi-Höhlen, Italien; s. d. A.) und Nordspaniens (kantabr. Zone; s. Pyrenäenhalbinsel A) noch warm, wie das Vorkommen von *Elephas antiquus* und *Rhinoceros Merckii* in der Castillo-Höhle (s. d.) und der Morín-Höhle beweist. Den beiderseitigen Faunenübergang gibt die südfz. Olha-Höhle (Basses-Pyrénées) trefflich zu erkennen; hier tritt in den unteren Horizonten des (jüngeren) M. das Mercksche, in den oberen das wollhaarige Nashorn auf, was zugleich alle Theorien zum Falle bringt, wonach das „kalte“ M. dem „warmen“ vorangegangen wäre (s. Diluvialchronologie § 3 und 4).

Das von manchen Autoren so stark betonte sog. „warme“ M. von West- und Mitteleuropa löst sich demnach, dank der jüngsten Ergebnisse, in folgender Weise: Die Fundstrate Commons in Montières ergibt sich höchstwahrscheinlich als eine auch in Spanien vorhandene alte Acheuléenfazies (s. Acheuléen § 2); die mitteleurop. FO von Taubach, Krapina, Wildkirchli sind dem warmen Prä-M. (s. o. § 2) einzugliedern; die Grimaldi-Höhlen gehören überhaupt dem gänzlich verschiedenen Klimakreise des Mittelmeergebietes an, das selbst zu Zeiten glazialer Maxima nur ganz beschränkte und schwache Infiltrationen nordischer Faunentypen erfuhr.

Mit dem M. beginnen menschliche Fossilreste sich in ziemlicher Menge und von befriedigender Erhaltung einzustellen; zugleich ist auf dieser Stufe bereits intentionelle Totenbehandlung zweifellos erweisbar (s. Grab A § 1). Vergleicht man das feine Jung-Acheuléen und das in ihm wurzelnde M. mit Acheul-Tradition besonders mit dem älteren, oft so auffallend rohen und armseligen Klein-M., so fällt es schwer, an eine irgendwie engere Verwandtschaft zwischen den Trägern beider zu denken. Der lithische Kulturbesitz ist

zu heterogen, als daß ihm nicht auch verschiedene Mentalitäten und Völkergruppen zugrunde liegen dürften. Die bisher zutage gekommenen Reste gehören ausschließlich dem primitiven *Homo neandertalensis* an, welcher der Vertreter der Klein-Moustérien-Kultur zu sein scheint. Ist diese Vermutung richtig, so würde er zugleich das letzte Lebewesen der interglazialen Fauna Europas verkörpern, das die letzte Eiszeit zum Erlöschen brachte.

H. Obermaier *Die Steingeräte des französischen Altpaläolithikums* Mitt. präh. Kom. 2 (1908) Nr. 1 S. 41—125 (mit zahlreichen Literaturangaben); ders. *Das Paläolithikum und Epipaläolithikum Spaniens* Anthropol. 14—15 (1919—20) S. 145—179; ders. *Los Derroteros del Paleolítico antiguo en Europa* Boletín de la R. Academia de la Historia 76 (1920) S. 214—219; M. Bourlon *L'industrie moustérienne au Moustier* Congr. intern. préh. Monaco 1906; ders. *L'industrie des foyers supérieurs au Moustier* Rev. préh. 1910 Nr. 6; ders. *Industries des niveaux moyens et inférieurs de la terrasse du grand abri du Moustier* Rev. préh. 1911; H. Martin *Recherches sur l'évolution du Moustérien dans le gisement de La Quina (Charente)* 1. u. 2. H.: *Ossements utilisés* Paris 1907 und 1909; D. Peyrony *Le Moustérien. Ses facies*. Assoc. franç. pour l'Avancement des Sciences. Congr. de Strasbourg 1921; H. Breuil *Études de morphologie paléolithique. I. La transition du Moustérien vers l'Aurignacien à l'abri Audi (Dordogne) et au Moustier* Rev. d'Anthropol. 1909 S. 320; G. Lalanne *L'abri des carrières dit l'abri Audi* Actes de la Soc. Linnéenne de Bordeaux 62 (1909); V. Commont *Le Moustérien ancien à Saint-Acheul et Montières* 8. Congrès préh. de France. Angoulême 1913; ders. *Les Hommes contemporains du Renne dans la vallée de la Somme* Mémoires d. l. Soc. des Antiquaires de Picardie 37 (1914) S. 207—646; ders. *Les terrains quaternaires des tranchées du nouveau Canal du Nord* L'Anthrop. 27 (1916) S. 309—350 und S. 517—538.

H. Obermaier

Moustier, Le (Frankreich; Tf. 108). S. a. Moustérien. — Im J. 1908 fand O. Hauser in der „unteren Grotte“ bei Le M. im Vézère-Tal (Dordogne) ein Skelett zusammen mit dem Acheuléen angehörenden Steinwerkzeugen (s. a. Grab A § 1). Der Fund ist also in die dritte Zwischeneiszeit zu setzen. Das außerordentlich gut erhaltene und mit der größten Sorgfalt ausgegrabene Skelett stammt von einem offenbar regelrecht bestatteten jungen Manne von etwa 16 Jahren und gehört zur Neandertalrasse (*Homo primigenius*; s. d.). Der Schädel zeigt Abweichungen von denen der Er-

wachsenen: die Stirn ist zwar ebenfalls typisch „fliehend“, aber der Oberaugenwulst ist noch sehr schwach; damit scheint zusammenzuhängen, daß Bregma-, Kallotten-Höhe und Bregmawinkel größer sind (Bregmawinkel: Neandertal 44°, La Chapelle 45,5°, Le Moustier 50°). Das Hinterhaupt ist gerundeter als beim Erwachsenen, wohl weil die Nackenmuskulatur noch schwächer war und noch keinen kräftigen torus occipitalis entwickelt hat. Die Augenhöhlen sind groß und fast kreisrund, die Nasenöffnung ist sehr breit, die knöcherne Nase springt recht weit hervor. Der Unterkiefer ist massiv und hat breite, ziemlich steil aufsteigende Äste; ein Kinnvorsprung fehlt. Die wichtigsten Maße des Schädels sind: größte Länge 196 mm, größte Breite 150 mm (Längenbreiten-Index 76,5), Kallottenhöhen-Index 47,3 (nach Weinert). — Von H. Klaatsch wurde der Fund als *Homo mousteriensis* bezeichnet.

H. Klaatsch und O. Hauser *Homo mousteriensis* Hauseri Arch. f. Anthr. NF 7 S. 287 ff.; H. Klaatsch *Die neuesten Ergebnisse der Paläontologie des Menschen* ZfEthn. 41 (1909) S. 537—584; H. Weinert *Der Schädel des eiszeitlichen Menschen von Le Moustier* Berlin 1925.
Reche

Moustoir. Grabtumulus bei Carnac (frz. Dép. Morbihan), mit mehreren Kammern. Im zentralen Teile der Anlage fanden sich unter einer Steinschichtung die Reste einer Feuerstätte mit zahlreichen Tierknochen, die ihrerseits von einer annähernd 50 cm h. Steinsetzung umrahmt waren. 25 m weiter im W war eine etwa 4 m l. und 2 m br. Kammer (mit Töpfereibelegen und Serpentinperlen); an der ö. Seite wurden zwei weitere, kleinere Kammern erschlossen, von denen eine besonders sorgsam konstruiert war. S. a. Band IV Tf. 421—n. J. de C. Serra-Ráfols

Mouthe (La)—Höhle. Gelegen im Gemeindegebiete von Tayac, unfern Les Eyzies (frz. Dép. Dordogne). Als E. Rivière ebenda seine systematischen Ausgrabungen im J. 1895 begann, war der Eingang der über 200 m l. Höhle nahezu bis an die Felsdecke durch Moustérien-(?), Aurignacien- und Magdalénien-Straten verschüttet. Die Wandbilder, auf welche E. und G. Berthoumeyrou bereits im J. 1894 aufmerksam geworden waren, wurden von Rivière studiert und gaben den Anlaß zur



a



b



c

Moustier, Le

a—c. Schädel des Menschen von Le Moustier. Etwa $\frac{1}{3}$ n. Gr. Zusammensetzung nach H. Weinert (1925).

Wiederaufrollung des Problems der diluv. Parietalkunst (s. Kunst A II). Meist Gravierungen, stellen sie Mammuts, Rentiere, Wildpferde, Bisonten und Urrinder, Steinböcke und „tektiforme“ Zeichen dar.

E. Rivière *Les parois gravées et peintes de la Grotte de la Mouthe*² Paris 1905.

H. Obermaier

Mugem s. Pyrenäenhalbinsel A.

Mugrón-Nische. Gelegen über der „Cueva Negra“, am Berge El Mugrón, bei Almansa, (span. Prov. Albacete). Entdeckt von einem Prospektor (1913), studiert von H. Breuil.

Nische mit nur wenigen, schlecht erhaltenen naturalistischen Malereien (s. Kunst A), aber ziemlich viel schematisierten Zeichen jüngerer Datums.

L'Anthrop. 26 (1915) S. 330 H. Breuil.

H. Obermaier

Mühlau (Tirol). Auf dem Schloßfelde stieß man anlässlich des Schulausbaues auf ein ausgedehntes Gräberfeld mit 75 Gräbern. Es sind durchweg Brandbestattungen, bei denen die Haupturne gewöhnlich mit Steinverkleidung umgeben war. Neben einer reichen Formenfülle von Gefäßen, meist Urnen und weitbauchigen Henkelschalen, wurden auch Reste von Säulchenurnen (s. d. und Band V Tf. 129 a) gefunden, ferner aus Bronze Fibeln, Kugel- und Vasenkopfnadeln, Bruchstücke von Rasiermessern, viele einfache Messer, verschiedene Ringe, Gürtelhaken und andere verschmolzene Bronzen, darunter auch Bruchstücke einer Schwertklinge, endlich Perlen aus Glas. Artefakte aus Eisen wurden nicht angetroffen.

Es handelt sich um ein ausgedehntes Brandgräberfeld aus der Übergangszeit von der Bronze- zur Hallstattperiode.

G. Kyrle *Urgeschichte Tirols* Österreichische Kunsttopographie (im Erscheinen). G. Kyrle

Mühle. A. Europa (Tf. 109).

§ 1. Allgemeines. — § 2. Antrieb. — § 3. Flache Reibemühle. — § 4. Napoleonshut. — § 5. Mahltrog. — § 6. Drehmühle mit konvexer Unterlage. — § 7. Drehmühle mit ebener Mahlfläche. — § 8. Ölprelle. — § 9. Herstellung im Großbetrieb.

§ 1. Der in der j. StZ einsetzende Getreidebau erforderte eine Vorrichtung zum Zerreiben der Körner, um ihren Mehlinhalt von der unverdaulichen Hülse zu scheiden. Von Anfang an bis in die Gegenwart hat man hierzu zwei Steine benutzt, von denen

der untere (Unterlagstein) festliegt, der obere (Läufer) bewegt wird. Nebenbei wurde die Handmühle auch in der Metallurgie zum Zerkleinern des Erzes und in erhitztem Zustande zum Brotbacken benutzt.

§ 2. Der Antrieb erfolgte in vorgesch. Zeit durch Menschenkraft, daher die Bezeichnung „Handmühle“. Die Römer benutzten daneben für ihre Drehmühlen Pferde- und Wasserkraft.

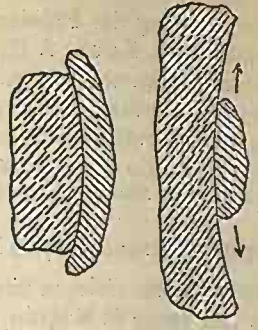
Der Läufer kann entweder als Walze oder Kugel gerollt (Quetschwirkung) oder geschoben (Reibewirkung) werden. Erstere Methode haben manche außereurop. Naturvölker ausgebildet, sie fehlt aber in Europa, wo man sich auf das zweite Verfahren beschränkte. Während des größeren Teils der vorgesch. Zeit kannte man nur die schiebende Hin- und Herbewegung des Läufers, erst spät und langsam verbreitet sich die Drehmühle.

§ 3. Von den Reibemühlen gibt es zwei Gebrauchstypen. Der eine besteht aus zwei Steinen mit annähernd ebener Reibfläche, bei dem anderen geht ein wesentlich kleinerer, etwa kugeliges Läufer auf der Unterlage. Sie nutzen sich verschieden ab. Bei der flachen Reibemühle liegt der Läufer quer auf der Unterlage, wird an beiden häufig überragenden Enden gefaßt und in der Längsrichtung der Unterlage hin- und hergeschoben. Dadurch nutzen sich beide Steine in der Mitte mehr als an den Enden ab, die Längsachse wird also mit der Zeit konkav, die Querachse konvex (Tf. 109 a). Ist der Läufer kürzer als die Querachse der Unterlage, nutzt sich letztere konkav ab. Die flache Reibemühle ist von Anfang an die bei weitem gebräuchlichste Form im vorgesch. Europa und in Troja. Im kelt. Gebiet beginnt erst in der späten LTZ die Drehmühle ihr ernstlich Konkurrenz zu machen, im freien Germanien bleibt sie durch die ganze RKZ noch in ausschließlichem Gebrauch — mit einer einzigen Ausnahme. Zur Herstellung wird Granit bevorzugt, daneben verwendet man auch andere brauchbare Steine wie Porphyr, Sandstein, Kalkstein usw.

Ist die Mahlfläche durch Abnutzung glatt und unwirksam geworden, wird sie durch Einhauen von Rillen geschärft (Steinsburg; s. d.). Über die Handhabung unterrichtet

Mühle A. Europa

a. Reibmühle (Längsschnitt und Querschnitt), Steinsburg, — b. Napoleonsmühl, Micheln, Prov. Hessen-Nassau. — c. Mahrtrog, Norddeutschland. —
 d. Drehmühle, Steinsburg, — e. Drehmühle, Celles. Mit Fixierung des Drehpunktes. Rekonstruktion nach L'Anthropologie 14 (1903) S. 494. —
 f. Ölprelle, Toja VI.



a



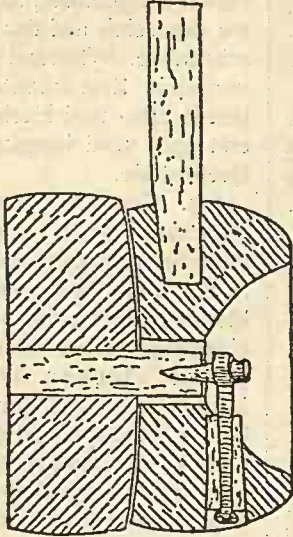
b



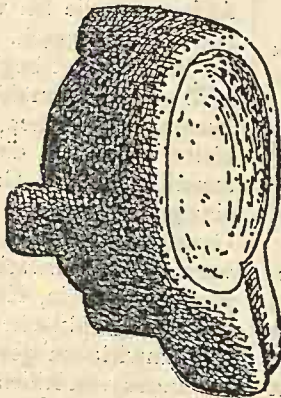
c



d



e



f

eine bei Forrer abgebildete äg. Statuette. In Troja VI wurde bei den Ausgrabungen des J. 1894 ein Unterlagstein auf einem $\frac{1}{2}$ m h. Lehmklotz mit etwas schräg geneigter Längsachse montiert gefunden, davor auf dem getennten Fußboden ein kleiner Lehmwall zum Auffangen des Mehls.

§ 4. Eine Sonderform der flachen Reibmühle ist der sog. Napoleonshut (Tf. 109 b), der sich in der HZ aus der flachen Reibemühle durch Zuspitzen der Unterseite entwickelt und durch die LTZ im Gebrauch bleibt. Er wurde in den Basaltlavabrüchen bei Mayen (s. § 9) hergestellt.

§ 5. Die zweite Hauptform der Reibmühle ist der Mahltrog, ein großer Granitfindling mit einer ovalen Vertiefung, die an einer Schmalseite gewöhnlich offen ist (Tf. 109 c); bei manchen stark benutzten Exemplaren ist der Boden durchgearbeitet. Er kommt in Norddeutschland und Skandinavien vor, seine Datierung ist umstritten. Während S. Müller ihn nur aus der Steinpackung bronzezeitl. Grabhügel kennt, setzen ihn Montelius und Beltz in die j. StZ. Eine kleine, weniger ausgeprägte Form (Mulde) ist überall sporadisch verbreitet. Als Läufer muß man einen nicht zu großen, etwa kugeligen Stein annehmen.

§ 6. Die runde Drehmühle entwickelt sich aus der Reibemühle, und zwar entsprechend deren beiden Formen ebenfalls in zwei Reihen.

Der flachen Reibemühle entspricht die Drehmühle mit konvexer Unterlage (Tf. 109 d), der ein konkaver Läufer entspricht. Der Dm beträgt durchschnittlich 30—40 cm. Die Unterlage hat im Zentrum selten ein durchgehendes Loch, meistens eine Vertiefung, in der ein vom Läufer kommender Zapfen sich bewegt. Das im Läufer befindliche zentrale Loch ist ziemlich groß, denn es soll nicht nur die starke Holzachse fassen, sondern auch noch Raum zum Durchfallen des Korns lassen, das in eine trichterartige Höhlung auf der Oberseite des Läufers geschüttet wird. Bei einer seltenen Sonderform der späten LTZ aus dem Grabhügel von Celles (Cantal) geht von diesem Trichter ein Loch horizontal durch den Läufer; es gehört jedenfalls zu einer Vorrichtung zur Fixierung des Drehpunktes (vgl. die Rekonstruktion Tf. 109 e).

Bei den Drehmühlen mit konvexer Unterlage gelangt das Korn durch die schon erwähnte trichterartige Vertiefung des Läufers auf den mittleren hohen Teil der Unterlage und gleitet während des Mahlvorganges nach dem Rand herunter.

Der Läufer wird mit einem Holzgriff gedreht, der von der Seite her in einer Vertiefung steckt. Erfolgt die Drehung, wie gewöhnlich angenommen wird, konstant im Kreise herum, dann ist die Handhabung bei seitlichem Griff unbequem; er mußte mindestens nach oben umgebogen werden. Vielleicht war aber die volle Rotation gar nicht gebräuchlich. In Vetulonia (s. d.) sind nämlich M. so nahe an der Mauerwand in situ gefunden worden, daß eine volle Drehung gar nicht möglich ist und eine hin- und herdrehende Bewegung angenommen werden muß. Eine andere Art des Antriebes verraten exzentrisch auf der Läuferoberfläche angebrachte Löcher, nämlich eine senkrecht hineingesteckte Kurbel, mit der eine rotierende Bewegung bequem erzielt wird.

Die Drehmühle mit konvexer Unterlage tritt n. der Alpen erst in der LTZ bei den Kelten noch vor dem Eindringen der Römer auf. Im röm. Provinzialgebiet ist sie die vorherrschende Form; in Italien bekommt der Läufer die Form eines steilwandigen Doppeltrichters (Pompeji). Im freien Germanien war die Drehmühle auch in der RKZ noch nicht üblich; das einzige mir bekannte Exemplar stammt aus einem burgund. Friedhof von Neuhaus, Kr. Soldin (Ausgrabung Götze). Im ostelb. Gebiet wird sie erst in slav. Zeit häufig.

§ 7. Die zweite Reihe der Drehmühlen hat eine ebene Mahlfläche, die in die Unterlage eingesenkt ist. Das Mehl fließt durch ein Loch im hochgehenden Rand der Unterlage ab (röm. und nachröm.). Dieser Typus ist eine technische Weiterbildung aus dem trogförmigen Mahlstein, aber da Übergangsformen fehlen und zeitlich eine große Lücke klafft, ist vorläufig ein genetischer Zusammenhang nicht zu erkennen.

§ 8. Mit der letztgenannten Form ist die im Mittelmeergebiet heimische Ölpressen verwandt. Sie besteht aus einer massiven Steinschale mit seitlichem Ausfluß (Tf. 109 f) oder ist in den anstehenden Felsen eingearbeitet. Das Quetschen erfolgt mit

dem Stöbel oder mit einem rotierenden Läufer nach Art der Drehmühle.

§ 9. Die Herstellung von Mühlsteinen erfolgte im Großbetrieb für den Export im Gebiet der Niedermendiger Basaltlava-Brüche zwischen Mayen und dem Kottenheimer Wald. Sie begann in der j. StZ, setzte in der BZ und ä. HZ aus, erreichte ihre Blüte von der mittleren HZ an und setzte sich durch die LTZ bis in die RKZ fort. Im O wurde eine ausgedehnte slav. Herstellungsstätte am Zobtenberg in Schlesien entdeckt.

G. Jacob *Die Gleichberge bei Römheld*² 1895 S. 41ff.; Forrer *Reall.* S. 461; Déchelette *Manuel* I 444ff., II 1386ff.; Hoops *Reall.* s. v. Mühle (Fuhse); Saalburg-Jahrbuch 3 für 1912 (1914) S. 75ff. H. Jacobi (mit weiterer Literatur); L. Pfeiffer *Die Werkzeuge des Steinzeit-Menschen* 1920 S. 143ff.; *Annales de la Soc. des Lettres, Sciences et Arts des Alpes-Maritimes* 19 (1905) S. 93ff. P. Goby. — Reibemühlen: Dörpfeld *Troja* S. 387f., 399f. Götze. — Napoleonschüte: Mannus 6 (1914) S. 283ff.; ebd. 9 (1917) S. 83ff. P. Hörter (mit der älteren Literatur). — Mahltröge: Montelius *Kulturgeschichte Schwedens* 1906 S. 15; Beltz *VAM* S. 71; Müller *NAK.* I 207. — Drehmühlen: *L'Anthrop.* 14 (1903) S. 402ff. Pagès-Allary, Déchelette und Lauby; L. Jacobi *Das Römerkastell Saalburg* 1897 S. 413ff.; *Anz. f. schweiz. AK.* 19 (1917) S. 166 Major. — Ölpresen: Dörpfeld *Troja* S. 400f. Götze; Déchelette *Manuel* II 1389; Bull. *Préh.* Sitzung v. 25. 11. 1909 SA. 1910 Clastrier, Guébbard, Goby.

Alfred Götze

B. Ägypten. Handmühlen zum Zerreiben der Getreidekörner gehören zum ältesten Hausrat der Äg. und haben sich sowohl in den Überresten von Siedlungen (Ayrton - Currelly - Weigall *Abydos* III Tf. 1, 7) wie als Beigabe in Hockergräbern Ä. und Nubiens gefunden. Sie bestehen aus einem großen, gewöhnlich in ovaler Form zugehauenen Stein, dessen Oberfläche muldenartig ausgearbeitet ist — der auf dem Boden stehenden eigentl. M. —, und einem kleineren handlichen Stein, mit dem die auf den Mahlstein geschütteten Körner zerrieben bzw. zerquetscht wurden. Für beide Steine wurden harte Gesteinsarten wie Granit, Sandstein oder Quarz bevorzugt.

Die Tätigkeit des Mahlens wird in den Darstellungen des AR stets von Frauen ausgeübt, die am Boden kniend die anstrengende Arbeit verrichten (Band VII Tf. 122 a),

und so finden sich auch die Mahlsteine der vorgesch. Gräber bei Frauenleichen beige- setzt (Ayrton-Loat *Mahasna* S. 17 N 49 und Tf. 18, 3; S. 12 H 45 [nach den übrigen Funden wohl ein Frauengrab!]) und Tf. 13, 1).

Ranke

C. Palästina-Syrien.

§ 1. Reibmühle. — § 2. Drehbare M. — § 3. Angaben im AT.

§ 1. In ältester Zeit wurde das Getreide, das man zum Brotbacken verwenden wollte, einfach im Mörser (s. d. B) zerstoßen. Das ging wohl bei frischem Korn, gab aber kein auf die Dauer brauchbares Mehl. Deshalb ist später (wohl vom Beginn der BZ ab) die Handmühle benutzt worden. Sie besteht aus einem größeren, schweren Stein, dessen obere Seite geglättet ist (durch den andauernden Gebrauch wird sie in der Mitte tiefer), und einem kleineren, etwa brotförmigen Stein, der mit beiden Händen auf dem unteren hin und her bewegt wird. Zur Bedienung sind zwei Personen nötig; eine, die Korn nachschüttet, während die andere reibt. Solche Steine fanden sich an allen Ausgrabungsplätzen (Macalister *Gezer* I 83; II 35ff., 99, Abb. 227, 231; Schumacher *Tell el-mutesellim* S. 64 Abb. 80f.; Sellin-Watzinger *Fericho* S. 19, 120, 153; Bliss-Macalister *Excavations* S. 144 Abb. 54; Bliss *Tell el-Hesi* S. 85 Abb. 170). Der untere Stein war aus Lava oder Basalt vom Haurân gefertigt (40—75 cm l., 30—40 cm br., 5—7 cm dick), der obere (36—40 cm l., 10—15 cm br., 5—7 cm dick) aus Granit, Konglomerat oder Muschelbreccie. Natürlich gerieten bei dem Reiben des Kornes allerhand Steinteilchen in das Mehl, woraus sich die schlechte Beschaffenheit der Zähne bei den aufgefundenen Schädeln erklärt (Macalister *Gezer* II 35). Der obere Stein ist anfangs lang und schmal, wird aber im Laufe der Zeit breiter und kürzer.

§ 2. Am Ende des 2. Jht. tritt neben dieser Form der M. eine andere auf, die aus zwei runden, aufeinander ruhenden Steinen besteht. Der obere hat in der Mitte einen Zapfen, der in eine Vertiefung des unteren paßt, also darin gedreht werden kann. Da ein Griff oder ein Loch für einen Handpflock am oberen Steine fehlt, mußte er mit der Hand bewegt werden, wohl nur in Halb- oder Viertelkreisdrehung (Macali-

ster *Gezer* I 96, 369, 392; II 36ff. Abb. 228; Schumacher *Tell el-mutesellim* S. 65 Abb. 82; Sellin *Tell Ta'annek* S. 50, 93, Abb. 54). Da diese M. ziemlich klein sind, könnte man vermuten, daß sie zum Mahlen von Farbstoffen dienten. Ein äg. Stück aus Fayence (?) fand sich in der 3. sem. Schicht von Gezer (Macalister *Gezer* II 37). Die heute in Pal.-Syrien übliche Form, bei der ein runder, oberer Stein mit einem Griff auf dem unteren gedreht wird, ist erst in arab. Zeit aufgekommen.

§ 3. Den Israeliten war die M. (hebr. *reḥajim* Exod. II, 5; Num. II, 8; Deut. 24, 6; Jes. 47, 2; späthebr. *ḥōn* Klagelieder 5, 13 oder *ṭah'nā* Pred. 12, 4) unentbehrlich, da man täglich buk und das Mehl gewöhnlich erst kurz vorher fertigstellte (Jerem. 25, 10). Der untere Stein (hebr. *peḥaṭ ṭahūt* Hiob 41, 16) war groß und schwer, der obere (*peḥaṭ rekeb* = Reiterscheibe, vgl. babyl. *narkabu*) war leichter, konnte deshalb schnell weggenommen (Deut. 24, 6) oder als Wurfgeschloß (Richt. 9, 53) benutzt werden. Das Mahlen war Arbeit der Sklavinnen (Exod. II, 5; Jes. 47, 2), gelegentlich auch der Gefangenen (Richt. 16, 21; Klagelieder 5, 13). Diese Angaben setzen durchaus die alte Form der M., nicht die drehbare, voraus. Über Mehl s. Nahrung D.

H. Guthe *Kurzes Bibelwörterbuch* 1903 S. 451.

Peter Thomsen

D. Vorderasien. Die M., auf der Getreide, Sesam und Datteln zerkleinert wurden, bestand aus einem flachen, ausgehöhlten Unterstein aus Diorit oder Basalt und einem Reibstein, der darauf hin- und hergeschoben wurde. Daneben gab es auch Reibschalen aus Basalt mit Reibsteinen und Mörser (s. Mörser C; Meissner *Babyl. und Assyrl. I* [1920] S. 238, 260).

B. Meissner

Mühlen-Eichsen (bei Gadebusch in Mecklenburg). Sehr großes und reiches Urnenfeld der II. und III. EZ, leider nicht fachmännisch ausgegraben (Funde in Privatbesitz). Die Urnen meist in großen und starken Steinpackungen und mit Deckelgefäßen; Beigefäße selten. Einige frührom. Funde stammen wohl von einer späteren Benutzung derselben Fläche. R. Beltz

Muldbjerg s. Nordischer Kreis B § 3 b 1.

Müller (Vorderasien). Das Mahlen des Getreides besorgte im Zweistromlande in kleineren Haushaltungen die Frau, in größeren Sklavinnen und Sklaven. In staatlichen und Tempelbetrieben arbeiteten M. auch in größerer Anzahl in einem besonderen Mahlhouse und waren einem Aufseher unterstellt. Von einem besonderen Müllergewerbe kann aber in Babylonien und Assyrien nicht eigentlich die Rede sein (s. a. Mahlen, Mühle D).

Meissner *Babyl. und Assyrl. I* (1920) S. 238; OLZ 25 (1922) S. 339f. B. Meissner

Mullerup-Kultur s. Maglemose.

Multorp (Bez. Tanum, Bohuslän, Schweden). § 1. Hier wurden im J. 1903 die Reste eines steinzeitl. Hauses gefunden und ausgegraben. Der FO liegt auf dem höchsten Punkt eines kleinen Bergpasses, der von N nach S geht. Man bemerkte über der Erde eine runde Steinpackung, die ungefähr in gleicher Höhe mit der Erdoberfläche lag. Als sie von Erde und Torf befreit war, sah man, daß sie aus Kante an Kante gelegten Steinen von ca. 20 cm Dm gebildet wurde, die sich zu einem Kreis, der nur im W eine 40 cm breite Öffnung hatte, zusammenschlossen. Der äußere Dm des Steinkreises betrug von N nach S 2, von O nach W 2,4 m. Die Füllung innerhalb der Steine bestand bis zu 30—35 cm T. aus Sanderde mit eingemischten Kohlenstücken. Hier fand man drei Flintspäne (L. 2,5—5,2 cm), 35 Flintscherben sowie einen kleinen Tongefäßscherben. Die Sanderde-Schicht lag im O und N auf ungestörtem, gelben Sand, der sich außerhalb des Steinkreises fortsetzte.

§ 2. Im SW traf man auf ein Bett von rissig gebrannten Steinen und Kohle, kreisrund von 1,10—1,20 m Dm und ca. 0,15 m T. Darunter lag der natürliche Sand. Sein sw. Teil ging unter die Randsteine hinunter, wurde aber von diesen durch die genannte sandige Erdschicht getrennt. In diesem Herd fanden sich eine dreikantige Pfeilspitze aus Feuerstein, wie Müller *Ordnung I* Abb. 174, mit abgebrochener Spitze (L. 4,1 cm; Br. 1,45 cm; Dicke 0,5 cm) und zwei Feuersteinstücke. Die Pfeilspitze lag anscheinend im untersten Teil des Herdes auf dem Sande. Bei

der Untersuchung außerhalb des Steinkreises fand sich keine Kulturschicht; nur einige Feuersteinstücke lagen im Sand.

§ 3. Ohne Frage haben wir es hier mit der Bodenschicht eines Hauses zu tun, dessen Aufbau wir nicht kennen, der aber nach der Analogie anderer skand. Funde aus Holzteilen und Lehmbewurf bestand. Den Eingang bildete sicherlich die Öffnung im W, trotzdem sie beinahe vollständig von der Feuerstelle eingenommen wurde. Ähnliches hat man auch anderwärts, z. B. bei Klein-Meinsdorf, bemerkt (s. Haus A 1 § 7; Band V Tf. 37 a, b). Mit Hilfe der Pfeilspitze kann man das Haus in die Ganggräberzeit datieren. Die H. des FO über dem Meere beträgt 24—25 m.

§ 4. In demselben Jahre, in dem dieser Fund bei M. gemacht wurde, entdeckte man bei Hemmör (Ksp. När, Gotland) einen ähnlichen, ebenfalls runden Hausgrundriß. Rundhütten finden sich auch bei Äloppe (s. Äloppe-Mjölkbö), wo man 1911 einen runden Grundriß (fest gestampfter Lehm Boden) von 3—4 m Dm freilegte. In dem natürlichen Lehm Boden unter der Kulturschicht beobachtete man eine Menge mit dunkler Erde gefüllte Pfostenlöcher. Der Boden der einen Hütte war mit Tannenzweigen bedeckt, der der anderen mit Sand. Außerdem fanden sich etwa in der Mitte Reste von Herden. Die Äloppe-Häuser stammen aus der Ganggräberzeit. Vielleicht gehören hierher auch die vermutlichen Rundhütten von Sjöberg (bei Sallerup, Schonen) und Råå (bei Helsingborg, Schonen). Das Haus von Råå gehört in die Steinkistenzeit.

§ 5. Einen anderen Typus repräsentieren die in den J. 1923—1925 ausgegrabenen Wohnhäuser der Ganggräberzeit bei Persbo und Ytterby (Uppland). Das Persbo-Haus war viereckig. Von zwei im Winkel gegeneinanderstehenden Wanderblöcken wurde eine kurze und eine lange Wand gebildet. Die andere Langwand bestand aus einer primitiven Mauer, von der nur Reste angetroffen wurden. Dagegen fand sich keine Spur von der noch fehlenden kurzen Wand. An deren Stelle lag ein von Steinen gebildeter Herd. Etwas nach innen von ihm wurden zwei Pfostenlöcher von Holzstreben festgestellt, die das Dach getragen hatten. Außer

(über 1200) verzierten und unverzierten Tongefäßscherben fand man in und neben dem Haus ca. 500 Lehmstakenstücke. Das Haus bei Ytterby, das ungefähr dasselbe Aussehen hat wie das Persbo-Haus, lag im Winkel zwischen zwei Steinwänden und hatte eine Feuerstelle unmittelbar neben dem Eingang an dessen Außenseite.

§ 6. Eine bisher in Schweden allein stehende Anlage ist bei Broby (nahe Alvastra, Östergötland) angetroffen worden. Das Ganze scheint eine Ansammlung kleiner Hütten auf einer horizontalen, auf Pfählen stehenden Fläche, die von Stämmen gebildet wurde, zu sein. Auf ihr fand man eine Anzahl Feuerstellen, Reste von Dach und Dachstützen, Steine, die offenbar als Sitzplätze dienten, u. a. — Einfachere Wohngruben, mit Wandbewurf, aber ohne Hüttenböden und mit Kohle, Asche und Abfällen von gespaltenen Knochen und Muschelschalen gefüllt, sind auf einer ehemaligen Insel bei Horsens auf Jütland gefunden. Sie werden durch Feuersteinkratzer und dicknackige Äxte in die Ganggräberzeit datiert. Ein Wohnplatz auf einem Flosse aus einem frühen Abschnitt der j. StZ scheint vorzuliegen aus dem Bare Moor (Schonen; vgl. Geol. För. Förhändl. 30 [1908] S. 237f. Sernander). — Schließlich mögen in diesem Zusammenhang ein paar StZ-Funde genannt werden, die wahrscheinlich mit Wohnhäusern in Zusammenhang stehen. Im J. 1893 traf man tief in einem Torfmoor im n. Östergötland eine Anzahl offenbar mit Steinäxten zugehauener Fichten- und Birkenstämme, die vermutlich einen rechteckigen Raum (1,80 × 0,60 m) umschlossen, möglicherweise eine Art Jagdhütte (ähnliches nahe dabei bei Grytgöt). S. a. Nordischer Kreis A § 6a.

Montelius *Kulturgeschichte Schwedens* 1906 S. 10; *Bidrag til kändedom om Göteborgs och Bohusläns forminnen och historia* 7 (1906—13) S. 424f. Frödin; *Fornvännen* 1910 S. 29ff. ders.; *Mannus* 1910 S. 109ff. ders.; *Anthr. Korr.-Bl.* 1911 S. 147 Sarauw; *Mannusbibl.* 11² (1923) Schulz-Minden (mit Literatur); *Fornvännen* 1916 S. 164ff. Lindqvist; *Almgren Sveriges fasta fornlämningar*² 1923 S. 13ff.; *Rig* 1926 Ekholm. Sven Drakenberg

Mumie (Tf. 110). § 1. Die Mumienpackung irgendwie konservierter Leichen (s. Konser-

vierungsverfahren) war über die frühen Mittelmeervölker der ital. und griech. Halbinsel zerstreut im Brauch, wie gelegentliche Funde von Gesichtsmasken in Gold (Band IV Tf. 174) und anderem Material aus myk. und altetrur. Zeit darzutun scheinen (s. a. Gipsmaske [Sibirische]). Bei den Azteken in Mexiko und den Inkas in Peru ist die Bündelmumie heimisch gewesen. Das klassische Land für Mumifizierung und Herstellung von Mumiengehäusen ist Ägypten, wo sich Mumien in Leder- und Binsenmattenhüllen schon in neol. Hockergräbern (Achmim) gefunden haben; doch war das Austrocknenlassen im Sande für die vordyn. Frühzeit Oberägyptens das üblichste, wie es scheint, später der liegende Hocker in Kapsel-, Kisten- und Wannensärgen von Ton mit Deckel usw. (s. Grab D). Auch außerhalb Ägyptens hat man Leichen ausgetrocknet oder geräuchert, später wohl auch gesalzen und mit harzigen Stoffen behandelt. Für Ägypten wurde es die jahrhundertlang innegehaltene Regel. Für die Höchsten des AR war das Mumifizieren und Einpacken in besonders geformte Mumienhüllen von Anfang an allg. ein Brauch, der sich immer mehr im Volke ausbreitete und sich bis weit in die ersten christl. Jh. hinein erhielt, ja erst mit der Araber-Herrschaft vollkommen erlischt.

§ 2. Das Reguläre ist durch lange Zeiträume die Eröffnung der Bauchhöhle durch einen Schnitt in die linke Bauchseite, senkrecht geführt zwischen Unterkante des Rippenbogens und Vorderkante des Hüftbeinkammes mittels eines Feuersteinmessers (Tf. 110a): Durch diesen Schnitt von Handbreite ging der Mumienmacher mit der rechten Hand ein, in deren Hohlhandfläche ein typisches flaches Bronzemesser von besonderer Form lag. An seinem vorderen Drittel trug es eine leichtbauchige Klinge, die an ihrem mittleren Ende in einen hakenförmigen, stumpfen Bogenausschnitt überging und an ihrem über der Handwurzel liegenden Hinterende eine zweite meißelartige, quer, gerade Schneide trug (Tf. 110 b—d). Stumpf und, wo es am Hilus der einzelnen Eingeweide wegen zu fester Verwachsung sich als nötig erweist, scharf schneidend mit einer der beiden angeschärften Stellen des bronzenen Mumien-

machermessers oder mit dessen Hakenausschnitt reißend, werden nun die gesamten Eingeweide der Bauchhöhle losgelöst und sukzessive durch den engen Bauchdeckenspalt nach außen befördert, selbst das voluminöseste Organ, die Leber, die zylindrisch zusammengepreßt oder gerollt wird. Danach wurde mit dem flachen Hakenmesser das Zwerchfell durchstoßen und genügend weit gespalten, um Lunge (und Herz) am Lungenhilus schneidend abzulösen und auf dem gleichen Wege nach außen zu befördern. Das Herz ist in nicht wenigen Fällen aus Unachtsamkeit gegen Brauch und Vorschrift in der Brusthöhle in späterer Zeit zurückgelassen, und nur die großen Gefäße am Aortenbogen sind durchtrennt worden. Die Eingeweidepakete wurden nach Konservierung in Salzlake in 4 Gruppen in 4 verschiedenen Krügen, oft mit den Köpfen der vier „Horuskinder“ als Deckel, geborgen. In späterer Zeit wurden sie einfach in 4 verschiedene Päckchen, in deren Inneres ein kleines Wachsigürchen des zugehörigen Horuskindes zum Schutz vor feindlichen Dämonen gelegt war, zusammengebunden und sodann in der Bauch- und Brusthöhle, nach deren völliger Reinigung, Auswaschung und Tränkung mit Asphalt und duftenden Harzen, wieder verstaut und die seitliche Schnittöffnung am Bauche vernäht.

§ 3. Mit langen Kupferhaken, teils scharf, teils durch Spitzenaufrollung stumpf gemacht, wurde die Siebbeinplatte von der Nase aus durchstoßen (mit den stumpf aufgerollten Haken) und das Hirn unter Umrühren völlig verflüssigt und aus den Nasenlöchern der auf den Bauch gelegten Leiche zum Auslaufen gebracht. „Zelt“ und „Sichel“ der harten Hirnhaut sowie deren Auskleidung der Schädelinnenfläche und die zarte Hirnhaut wurden mittels der scharfen Kupferhaken der Mumienmacher in tunlichst großem Umfange zerrissen und in zerrissenem Zustande durch die Nase herausbefördert, die Schädelhöhle also ebenso gründlich wie Brust- und Bauchhöhle entleert und ausgewaschen. Die Leiche und die hinausbeförderten Eingeweide der Bauch- und Brusthöhle wurden sodann 40 (70) Tage lang in eine Kochsalz-

lake (mit geringer Sodabeimengung) gelegt, wieder herausgenommen und zunächst die Schädelhöhle mit wohlriechenden Harzen gefüllt und mit Bindestreifen ausgestopft; von beiden haben sich Reste (samt Asphaltspuren) in eröffneten Mumienköpfen gefunden. Die Eingeweide wurden sodann in Krüge, die man ohne feste Begründung „Kanopen“ genannt hat, wie schon gesagt, gefüllt oder in der Leiche selbst verstaubt.

§ 4. Der Nahtverschluß der Bauchhöhle wurde vielfach später unterlassen, wie zahlreiche Untersuchungen von Kadavern der 21. Dyn. gelehrt haben. Zu gleicher Zeit (um 1000 v. C.) wurde eine eigentümliche Ausstopfung der Weichteile des Rumpfes und der Extremitäten mit Sand, Erde und Sägespänen geübt, um die Form der Mammae, Nates, Waden usw. wiederherzustellen; die Fahrlässigkeit der Mumienmacher im Beisammenhalten der Teile der einzelnen Leichen stieg in jener Zeit aufs höchste, ebenso die Flickerei mit Hilfe von Latten, Schilfstengeln usw. Schließlich wurden die Leichen in Tücher gehüllt und mit Binden umwickelt, die Öffnungen mit harzigen Pasten bedeckt, männliche Leichen rot, weibliche gelb bemalt, Soda häufig in den Mund geschoben und auch sonst um den Körper gesetzt. In der Spätzeit wird eine allg. Asphaltbehandlung der Leichen Brauch, die schließlich zur Pechfüllung, z. B. des Schädels, ausartete. Die kunstvolle Mumienbinden-Einhüllung erreicht in der Ptolemäer-Zeit ihren Höhepunkt. Salz aber und die hohe Trockenheit der Luft Ägyptens, welche die nachträgliche Austrocknung der eingepökelten Leichen bewirkte, — in der ganzen Frühzeit, wo keine Einpökelung vorausging, diese Austrocknung allein — bilden den konservierenden Grundfaktor der äg. Mumifizierung. Die Unterstützung der Konservierung durch harzige Mittel kommt dem Salz und der Austrocknung gegenüber nur unwesentlich in Betracht.

§ 5. Der Grundgedanke war die Erhaltung der Leiche für das Leben im Jenseits, tunlichste Bewahrung der äußeren Form der Hauptgesichtspunkt, der so weit ging, daß man das Abfallen der Nägel an Händen und Füßen im langen Pökelbade durch Fadenumwicklung zu verhindern bestrebt

war. Auch die Holz- oder Kartonnage-Hülle bildete den Körper nach und wurde vorübergehend (s. o.) durch die Ausstopfung der Leiche selbst z. T. ersetzt. S. a. Band I Tf. 20, 22, 74 b.

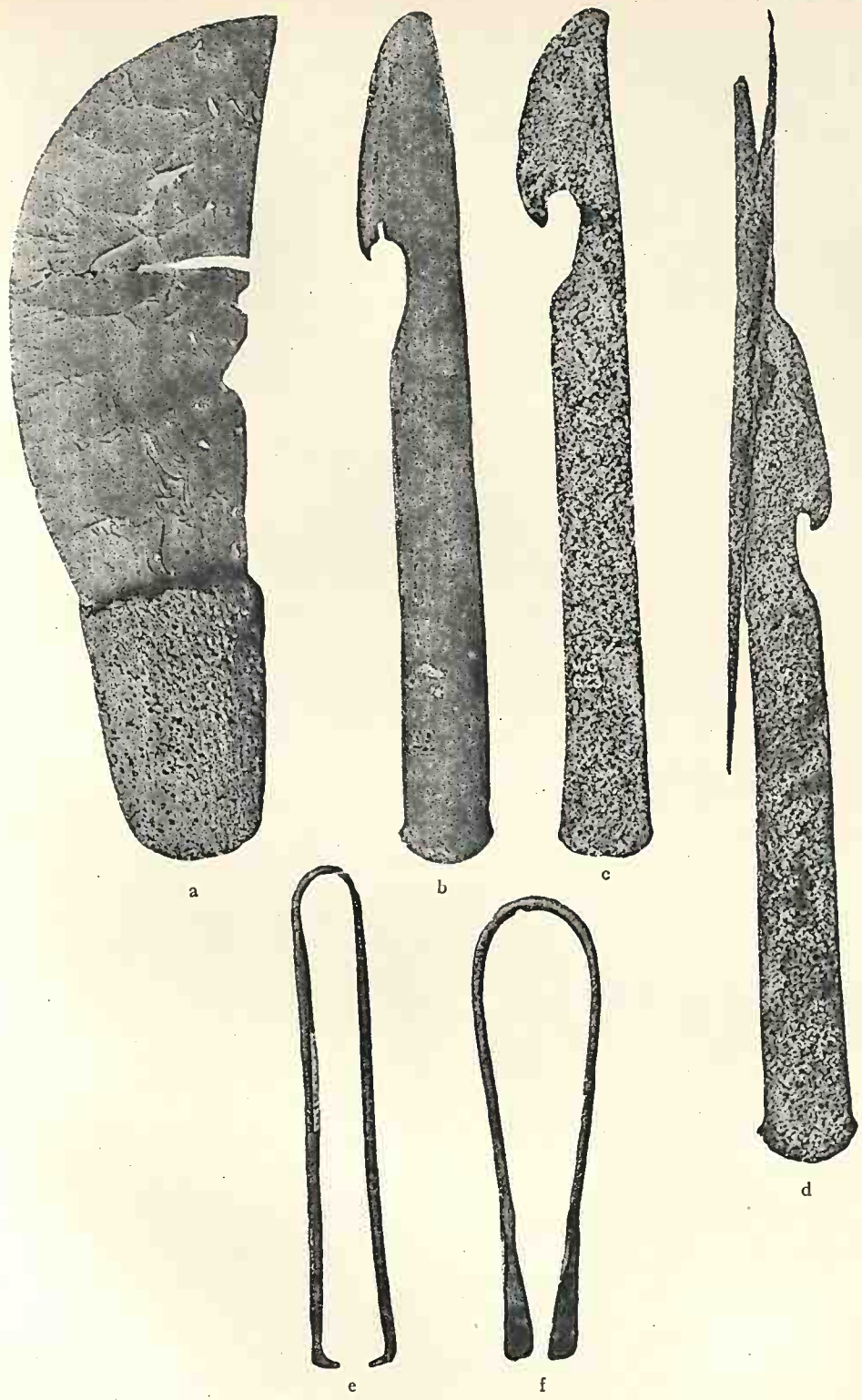
Pettigrew *History of Egyptian Mummies* London 1834; Joh. Czermak *Beschreibung und mikroskop. Untersuchung zweier äg. Mumien* SB. Wien. Ak. math.-nat. Kl. 1852 S. 427—469 (mit Tf.); Gr. Elliot Smith *A Contrib. to the Study of Mummification in Egypt* Mém. prés. à l'Inst. Egypt. 5, 1 (1906); Ruffer *Histol. Stud. on Egypt. Mum.* ebd. 6, 3 (1911); Schmidt *Chem. u. biol. Unters. von ägypt. Mumienmat. nebst Beitr. üb. d. Einbalsamierungsverf. d. alt. Ägypter* Ztschr. f. allg. Physiol. 7 (1907) S. 369—392; Sudhoff *Ägyptische Mumienmacher-Instrumente* Arch. f. Gesch. d. Med. 5 (1911) S. 161—171; The Archaeol. Survey of Nubia, Report f. 1907—1908 Vol. II Cairo 1910; *The Early Cemeteries of Naga-ed-Dér* 1909 (Hearst Exped. Vol. III); A. Lucas *Preservative Materials used by the Ancient Egyptians in Embalming* Survey Depart. Paper Nr. 12. Cairo 1911; Arch. d. Pharmazie 250. Berlin 1912 S. 170—185 Tschirch; Ruffer und Rietti *Notes on two Egypt. Mum. dating from the Persian occupation of Egypt* Bull. d. la Soc. Archéol. d'Alexandrie 14 (1912). Sudhoff

Mummenschanz (Vorderasien; Tf. III —III^B).

§ 1. Spiel. — § 2. Tanz. — § 3. Federkopfsputz. — § 4. Festaufzug. — § 5. Schiffswagen. — § 6. Gesichtsmaske. — § 7. Zweck der Gesichtsmasken. — § 8. Perücke. — § 9. Künstlicher Bart. — § 10. Fischhautmaske. — § 11. Löwenfellmaske. — § 12. Mensch als Maskenfigur.

§ 1. Das Brettspiel ist bei den Assyern des 8. Jh. bekannt. Auf einem Inschriftstein vom Palast des Assurnassirpal II. (9. Jh.) in Assur hat man später, als man ihn als Türangelstein wieder benutzte, ein Brettspiel eingeritzt, das, vom Spieler aus betrachtet, l. ein oblonges Feld zeigt, das in 4 mal 3 Felder geteilt ist, und deren mittlere Reihe sich nach r. in einer Flucht von 7 Feldern hintereinander fortsetzt (B. Meissner *Babylonien und Assyrien* I Abb. 138 S. 421). Man spielte vermutlich mit Steinen und Knöcheln, letztere von Koldewey (*Das wieder erstehende Babylon*³ Abb. 194 S. 264) in Babylon gefunden. In der Literatur ist das Spiel wohl nicht bekannt geworden. Ein ev. Spiel wird Babylonian Expedition of the Univ. of Pennsylv. XX Nr. 1 S. 11 Anm. 1 erwähnt.

An Spielzeug für die Kinder ist die Klapper zu nennen, zwei miteinander

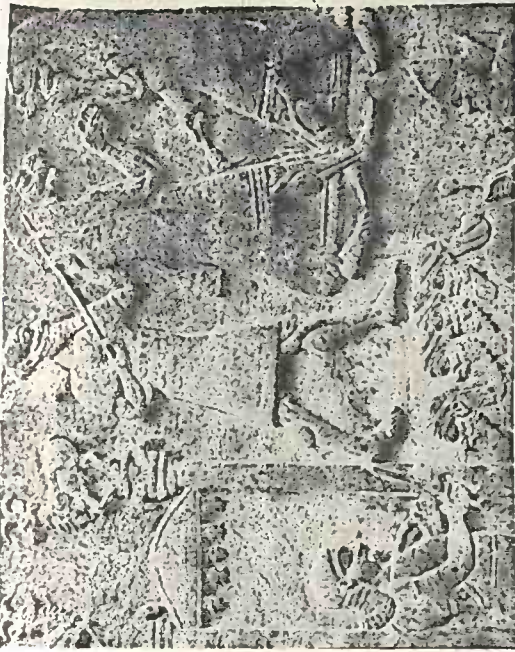


Mumie

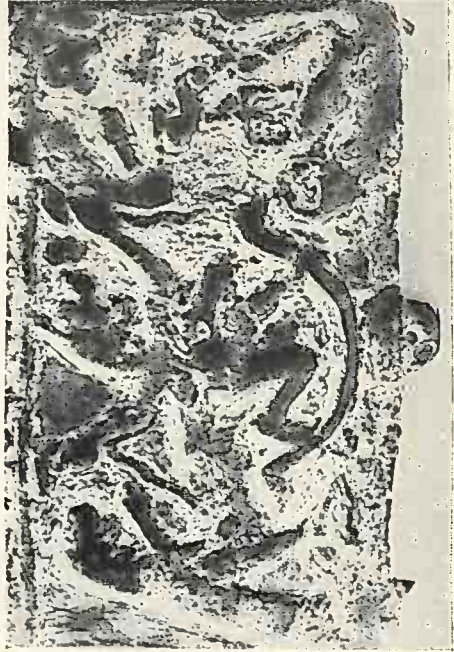
a-f. Messer und Pinzetten von Mumien-Machern. $\frac{2}{3}$ n. Gr. Nach Archiv für Geschichte der Medizin 5.



a



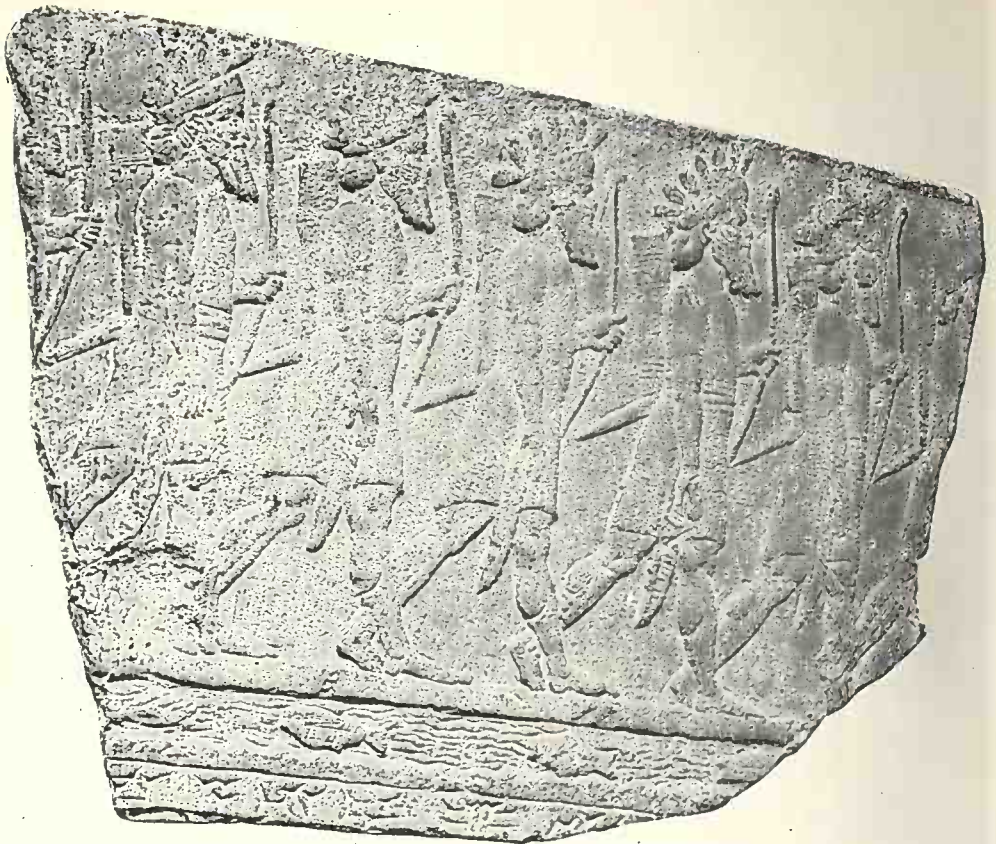
b



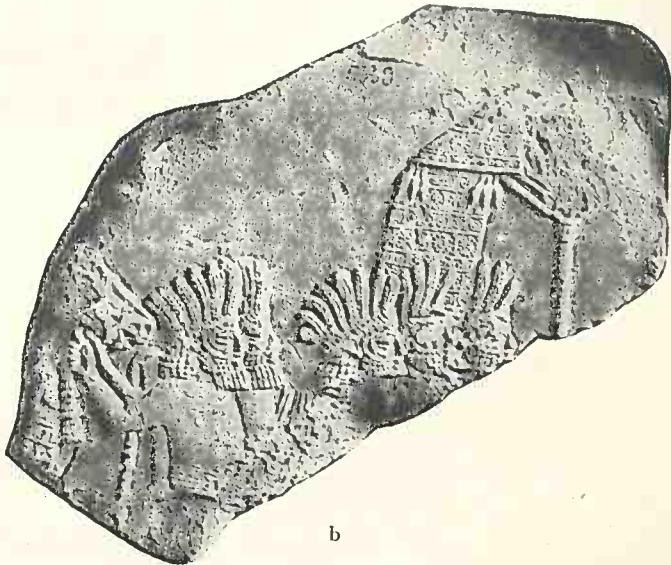
c

Mummenschanz

a. Relief des Assurbanipal von Ninive in London. — b. Relief des Assurnasirpal II. von Kalhu in London. Nach Mansell. — c. Labartu-Relief (Vorderseite, Ausschnitt) aus Bronze in Konstantinopel (Nr. 1741). Nach Photographie.



a



b

Mummenschanz

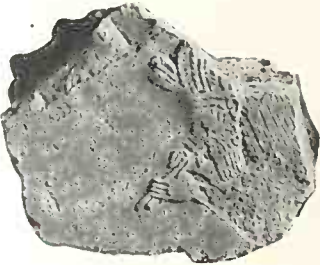
a. Relief des Assurbanipal aus Ninive in London (Br. M. Nr. 84). —
b. Dgl. in Konstantinopel (Nr. 6338). Nach Photographie.



a



b



c



d

Mummenschanz

a. Relief des Assurbanipal aus Ninive in Rom (Slg. Baracco Nr. 52). — b. Dgl. in Paris (Slg. de Clercq Nr. 23). — c. Dgl. in Konstantinopel (Nr. 6339). Nach Photographie. — d. Dgl. verschollen. Nach Layard.

verbundene tönernerne Halbkugeln, in die ein Kieselsteinchen eingeschlossen ist (Banks *Bismaya* S. 310; Meissner a. a. O. I Tf.-Abb. 212). Die einfache Form läßt keine sichere Zeitbestimmung zu. Zahlreiche Tierdarstellungen in Tonplastik, namentlich Schafe, Rinder, Pferde, Reiter, Ziegen, Elefanten usw. (vgl. Meissner a. a. O. S. 421), dienten als Spielzeug der Kinder. Dazu kommen Terrakottapuppen von nackten Frauen, auch mit dem Kind auf dem Arm, die man willkürlich als Darstellungen der Göttin Ištar (s. d.) anspricht (vgl. Götterbild E I § 13, Band IV Tf. 203b, d, e). Sogar Gliederpuppen haben sich gefunden, die etwa dem 7. Jh. v. C. angehören. Ein vorzügliches Exemplar aus Alabaster in Berlin hat F. M. Feldhaus *Die Technik* 1914 Abb. 707, S. 1055 bekanntgemacht.

Den Wettlauf und szenisches Spiel glaubt H. Ehelolf in hettit. Texten (SB. Preuß. Ak. 1925 S. 267) nachgewiesen zu haben, was für das 13. Jh. v. C. gelten würde. Die Anfänge des religiösen Dramas, bestehend in Dialogen zwischen Priestern oder Priester und König, hat Zimmern (MVAG 1903, 3 S. 16) für das spätere Babylonien bei Festen und Beschwörungen erkannt (vgl. a. AO 7, 3 S. 25ff. H. Zimmern; AO 7, 4 S. 33ff. O. Weber; A. Jeremias *Monoth. Strömungen innerhalb der babyl. Religion* 1904 S. 24; O. Weber *Literatur der Babylonier und Assyrer* 1907 S. 32f.). Das profane Drama liegt vorläufig nur in einem Zwiegespräch zwischen einem Herrn und seinem Diener vor. Dieses Stück hat moralisierende Tendenzen (vgl. Meissner a. a. O. II [1925] S. 432ff.).

Den Boxkampf gibt ein Tonrelief wieder, das etwa aus dem 1. Jht. v. C. stammt und von Loftus (*Chaldaeae and Susiana* S. 257) gefunden wurde (vgl. Meissner a. a. O. I Abb. 137, S. 420).

§ 2. Tanz und Musik gehören eng zusammen. In den Keilschrifttexten wird der kultische Tanz des Priesters nach vollbrachtem Opfer erwähnt, *surtu* genannt (Meissner a. a. O. II 87). Auch das Volk tanzte und musizierte, und zwar tanzen, gemäß einem Texte, die Alten, während die Jungen musizieren (Meissner

a. a. O. I 331). In welcher Weise der Tanz vor sich ging, ist nicht bekannt. Nach einem Relief des 9. Jh. aus dem aram. Karkamisch (s. d.) tanzt der Mann auf den Zehen und hebt die Arme hoch empor (Hogarth-Woolley *Carchemish* II [B 17b]). Gleichzeitig ist ein Relief aus Sam'al (s. d.), wo ein Tänzer vor dem Lautenspieler steht und die Hände in Schulterhöhe erhebt (O. Weber *Helthitische Kunst* Tf. 36). Anscheinend trägt der Tänzer an der Fessel des einen Fußes einen Ring, wie der aram. Wettergott Hadad (s. Götterbild E I § 6), den er vielleicht imitieren will. Die Entzifferung der Notenschrift hat C. Sachs (SB. Preuß. Ak. 1924 S. 120ff.) unternommen (s. a. Notenschrift).

§ 3. Federkopfputz findet sich schon auf sehr alten sumer. Reliefs zunächst bei Göttern als Schmuck der Hörnerkrone (s. Krone B). Bei Menschen ist der Federhut sehr selten und wird anscheinend nur bei ganz besonderen Anlässen getragen. Mit Sicherheit läßt sich diese Kopfzierde bei dem Vasenrelief aus Adab (s. d.), in Basalt gearbeitet und mit Halbedelsteinen eingelegt, nachweisen. Es sind drei Fragmente, die von O. Weber in MVAG 22 S. 392 zusammengesetzt sind. Dabei ist die Zeichnung (ebd. Abb. 27) dahin zu berichtigen, daß die beiden aneinanderschließenden Fragmente (links) so weit nach l. gedreht werden, daß die r. Kante des gebäudeartigen Gegenstandes senkrecht steht, und daß die Beine der oben sitzenden Gestalt Platz zur Ergänzung finden können. Fast alle Figuren dieses um 3300 v. C. zu datierenden Reliefs haben eine Mütze aufgesetzt, die etwa die halbe Kopfhöhe besitzt, senkrecht gestreift und oben mit drei auseinanderklaffenden Federn besetzt ist, die eingelegt waren. Dieser Federmütze dürfte die Hieroglyphe 'mir' = *agû* = Krone nachgebildet sein. Ein um den unteren Teil der Mütze gewickelter Diademband hält eine schwer herabhängende, breitere, gestrichelte, lange Haarflechte, eine Perücke (s. § 8). Soweit sich übersehen läßt, erscheint dieser Kopfputz erst wieder auf einem Relief Assurbanipals im 7. Jh. (s. § 4).

Als Volkseigentümlichkeit ist der Federschmuck der Urarthäer des 9. Jh. zu bewerten, die unter ihrem König Arum gegen Salmanassar III. kämpfen und mit den späteren sog. chaldischen Urarthäern nichts zu tun haben (s. Fremdvölker C § 16; Band IV Tf. 72 b). Eine Feder als Schmuck tragen die Äthiopier in den Darstellungen der Fayence-Gemälde des Asarhaddon und der Reliefs des Assurbanipal (s. Fremdvölker C § 4; Band IV Tf. 83 a, b).

§ 4. Festzüge wurden veranstaltet bei den großen religiösen Festen, die in vielen Städten Mesopotamiens besonders am Neujahr stattfanden, wo z. B. des Gottes Marduk (s. d.) feierlicher Prozessionszug (*mašdalyu*) stattgefunden hat. Darstellungen davon sind nicht bekannt. Bei Siegesfeiern wurden ebenfalls festliche Einzüge „mit Musikanten und Spiel“ (VAB VII 179 d, II 18) vorgenommen, so von Assurbanipal in Ninive. Besonders ausführlich beschreibt aber dieser König die Überführung der Statue des Gottes Marduk von Assur in seinen eben vollendeten Tempel Esagila in Babylon, die im J. 668 stattfand (VAB VII 265 f. Kol. III, 7—13 M. Streck). Da einige Worte zerstört bzw. unsicher sind, läßt sich nur folgendes über den Festzug feststellen. Auf dem ganzen Wege von Assur bis Babylon wurden Lamm-, Stier- und Wehrauchopfer dargebracht. Tag und Nacht wurde Essen bereitet, Brände und Fackeln wurden entfacht, die Soldaten umkreisten den Zug und machten Tag und Nacht Musik. Assurbanipal und Schamaschum-ukin, sein Bruder, zogen auch mit. Diesen außergewöhnlichen Festzug stellt wahrscheinlich ein Relief Assurbanipals dar, auf dem Personen, mit Federmützen geschmückt, aufeinander zukommen, von links Assurbanipal mit militärischem Gefolge, von rechts Soldaten mit Musik, Fackeln. Im ganzen sind es folgende 6, jetzt in der Welt zerstreute Reliefs: 1. Bruchstück Slg. de Clercq in Paris, Nr. 23; 2. Slg. Baracco, Nr. 52 in Rom; 3. London (Br. Mus. 84), welches Bruchstück ich der Liebenswürdigkeit von H. R. Hall verdanke; 4. Konstantinopel (Nr. 6338, H. 0,21, L. 0,265 m); Sonnenschirm des Königs Assurbanipal, von dem gerade noch drei Federn seines Kopfputzes erhalten sind;

5. ebd. (Nr. 6339, H. 0,15, L. 0,165 m; Flötist); 6. Layard *Monuments of Nineveh* I Tf. 44, jetzt verschollen. Diese Reliefs sind hier Tf. III^A—III^B zusammengestellt. Die seither geläufige Ansicht, daß es sich um Darstellung von Philistern handle (Olmstead *History of Assyria* Abb. 123), wird durch die Konstantinopler Bruchstücke endgültig beseitigt. Ein 7. Bruchstück in London (Phot. Mansell Nr. 469; hier Tf. III a) gehört nicht in den Zusammenhang und zeigt einen Zitherspieler mit Federmütze, der bei einem Löwen steht und ihn wohl durch seine Musik bändigen will.

§ 5. Bei der Götterprozession wurde das Götterbild auf einem Schiff in einem Wagen herumgeführt, so Marduk auf seinem Schiffe *Makua* (Meissner a. a. O. II 97). Bisher ist die Abbildung eines solchen Götterschiffs nur auf einem von C. F. Lehmann-Haupt (SB. Preuß. Ak. 1900 S. 8 Abb. 3) gefundenen Siegelabdruck mit urarthäischer Schrift bekannt, der dem 8. Jh. angehört. Solche Schiffe waren schon zur Zeit des Gudea (um 2600 v. C.) vorhanden, der dem Enlil von Nippur ein Schiff weihte, von dem sich der Sockel gefunden hat, jetzt in Konstantinopel (Nr. 5213; vgl. E. Unger *Weihgeschenk des Gudea* PKOM I [1916] S. 29f.). Das neben dem Schiffswagen des Siegels stehende Fabelwesen ist dem des Gottes Ašur gleichartig (s. Mischwesen § 26) und dürfte als Gespann des Wagens in Frage kommen. S. a. Felsenzeichnung A § 6c.

§ 6. Gesichtsmasken, vermutlich aus später Zeit, sind aus Ton geformt, und ihr Zweck ist nicht erkennbar. Sie schneiden gewöhnlich Grimassen, sind auch gorgonenhaft gebildet (z. B. Koldewey *Das wieder erstehende Babylon*³ S. 277). Eine Maske aus Goldblech ist zwar in Ninive gefunden, aber wohl nicht assyr. Ursprungs, da einem der Gräber eine Münze des röm. Kaisers Maximinus beigegeben war. Eine andere Maske wurde von der Chesney-Expedition am Ufer des Euphrat in einem Grabe entdeckt; sie soll sich im East-India-House in London befinden (vgl. A. H. Layard *Nineveh und Babylon* S. 452 [594]); eine dritte ist in Cannes.

§ 7. Diese Goldmasken für das ganze Gesicht sind verhältnismäßig selten; die

Umstände, unter denen man sie gefunden hat, sind gleichfalls so gut wie gar nicht bekannt. Daher ist der Zweck dieser Gesichtsmasken nicht ganz klar.

Vermutlich sind sie aus kultischen und apotropäischen Gründen den Toten mit ins Grab gegeben worden. Aus den Keilschrifttexten läßt sich vorderhand über solche Masken noch nichts entnehmen.

§ 8. Die Gründer der mesopotam. Kultur, die Sumerer, rasierten sich Gesicht und Kopf vollständig. Bei gewissen Gelegenheiten aber trugen sie eine Perücke, d. h. langes, in den Nacken fallendes Haar. Eannatum trägt auf seiner Geierstele (Band VII Tf. 138; E. Unger *Sumerische und Akkadische Kunst* 1926 Abb. 21) aus praktischen Gründen seine Perücke, um den Druck des metallenen Helms auf das geschorene Haupt auszuschalten. Andererseits sind religiöse Motive ausschlaggebend, wie bei dem Vasenrelief aus Adab (s. § 3) und bei einer jüngst vom Berliner Museum erworbenen Statuette des Priesters Ur-Ningirsu, der zur Zeit des Ibi-Sin von Ur (um 2300 v. C.) lebte. Als Perücke ist auch die Wollmütze des Gudea zu deuten, die er wohl als Zeichen der Göttlichkeit aufsetzte (Band VII Tf. 140b, c; Unger a. a. O. Abb. 48), und die in der Folgezeit, mit Hörnern verziert, als göttliches Abzeichen des Königs beibehalten wurde (Unger a. a. O. Abb. 52).

§ 9. In Verbindung mit der Perücke tragen die Neusumerer gelegentlich aus noch unbekanntem religiösen Gründen auch einen künstlichen Vollbart. Das älteste Beispiel ist eine kürzlich vom Berliner Museum erworbene Statuette des Sohnes des Gudea, Ur-Ningirsu, Patesi von Lagaš. Hier ist die Perücke des Kopfes deutlich auf der Oberseite kreuzweise geteilt, vermutlich, um sie zusammenzufalten zu können. Wie der Bart befestigt war, ist nicht erkennbar. In ähnlicher Weise trägt auch der spätere König Ur-Nammu, der sonst gewöhnlich rasiert erscheint (s. Gründungsurkunde), Perücke und Vollbart auf den in Ur entdeckten Reliefs seiner Gründungsstele des Sintempels (Museum Journal, University of Pennsylvania 16 [1925] Abb. S. 48, 51).

§ 10. Zur Beschwörung (s. d.) von Krankheiten bzw. Abwehr der Dämonen (s. d. C) ziehen die Priester in assyr. Zeit (9. Jh. ff.) eine Fischhaut über den Körper, indem sie den Fischkopf dabei über den Kopf stülpen. Es ist das Gewand des Beschwörungsgottes Ea. So treten die Priester an das Bett des Kranken auf den Labartu-Reliefs (LSS III, 3 Tf. 1, 3. Reihe, Tf. 3, 3. Reihe und Abb. 2, S. 46 C. Frank). Davon zu trennen sind die göttlichen Wesen, die ähnlich aussehen, aber eine Hörnerkrone tragen, z. B. auf einem Relief des Assurnassirpal II. (Paterson *Assyr. Skulpturen* Tf. 65), mit Blüte und Schöpfgefäß in den Händen (vgl. Mischwesen § 1). Die Fischmaske heißt *zumur nani* (s. a. Glocke; Band IV Tf. 144).

§ 11. In ähnlicher Absicht, wie § 10 angedeutet, trägt der Beschwörungspriester auf dem Labartu-Relief (Tf. III c) eine Löwenfellmaske, wodurch er dem Wesen der löwenartigen Dämonin ähnlich wird, sich ihr unbemerkter nähern und die Beschwörung wirksamer vorbringen kann. Auf einem Relief des Assurnassirpal II. in London, das die siegreiche Heimkehr vom Feldzuge schildert (Tf. III b), und wo Gefangene herbeigeführt werden, stehen zwei mit der Löwenfellmaske verummte Männer einander gegenüber. Der eine (l.) klatscht in die Hände, der andere (r.) hält die l. Hand ans Kinn, während er die Rechte mit einer Peitsche senkt. Daneben steht ein dritter Mann mit der Laute (?). Hier wird wahrscheinlich ein M. aufgeführt aus Anlaß des Sieges. Ähnliche Skulpturen sind wohl noch erwähnt in *Guide to the Babyl. and assyr. Antiquities*³ 1922 S. 49 (Br. M. Nr. 17, 18, 80, 81).

§ 12. Auf den Menschen als Maskenfigur läßt sich vorläufig nur eine Stelle der Keilschriftliteratur mit Sicherheit deuten, die ein historisches Ereignis z. Z. der Dynastie von Isin (um 2200) berichtet (vgl. *King Chronicles* II 12, 8f.; Meissner *Babylonien und Assyrien* I 48, 200; SB. Sächs. Ak. 70 [1918] S. 10 H. Zimmern). Irra-Imitti, König von Isin, hatte seinen Gärtner Enlil-bani als Maskenfigur (*šalam puhi*) auf den Thron gesetzt. Währenddessen wurde Irra-Imitti vergiftet, und Enlil-bani blieb König. Diese Vertauschung

des Königs mit einem gewöhnlichen Manne geschah vermutlich am Neujahrsfest, das in Mesopotamien mit besonderer Feierlichkeit begangen wurde. Dieser Brauch hat sich nach H. Zimmern (a. a. O.) noch in späteren Zeiten erhalten. S. a. Satalien. Eckhard Unger

Münchshöfer Typus (Tf. 112). § 1. Der M. T. führt seinen Namen von der ausgedehnten Wohngrubenansiedlung von Münchshöfen (Bez.-Amt Straubing, Niederbayern). Er hat bisher noch keine seiner Wichtigkeit entsprechende Behandlung erfahren, und es ist auch nur wenig Material veröffentlicht. Er hat sehr verschiedenartige Beurteilung gefunden. Hoernes (*Urgesch.*² S. 346) rechnet ihn zur Pfahlbauten-Kultur, Schliz (Präh. Z. 2 [1910] S. 119) läßt ihn aus der Rössen-Niersteiner, der Michelsberger (Schussenrieder) und der donauländisch-bandkeramischen Gruppe entstehen, und Schumacher sieht in ihm eine Verschmelzung von Hinkelstein-, Rössener und Pfahlbauten-Kultur. Er reiht ihn zusammen mit dem Bschanzer (s. d.) und Jordansmühler (s. d.) Typus in die große Gruppe der Hinkelstein-Kultur ein. Den engen Zusammenhang mit diesem schles.-mähr. Kreise betont auch Reinecke besonders. Ein Vergleich der Erscheinungen in diesen Gruppen zeigt nun, daß der M. T. sowie der Jordansmühler als zwei gleichwertige Ausläufer der jüngsten bemalten Keramik Mährens zu betrachten sind, wie sie vor allem in der Sammlung Palliardi in Mährisch-Budwitz = Mor. Budějovice vertreten ist (Boskowstein = Boskúvtýn, Střelice).

Pravěk 1911 S. 3ff., Wien. Präh. Z. 1 (1914) S. 262f. J. Palliardi.

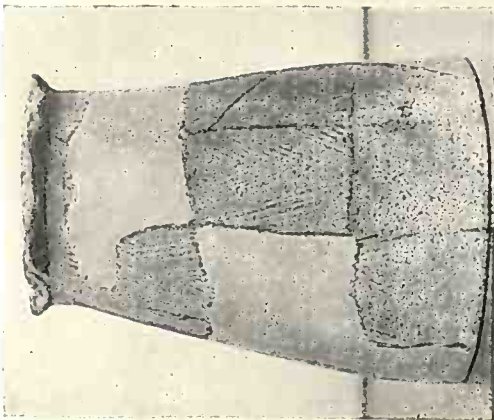
§ 2. Erwiesen werden diese Zusammenhänge durch die auf einfachste Elemente sich beschränkende Verzierung aus einfachen Stichreihen, vor allem aber durch die Gefäßformen: die flache Schale auf hohem, zylindrischen Fuß (Tf. 112 b); die halbkugligen Löffel mit kurzen, dicken, gerade abgeschnittenen und horizontal durchbohrten Henkeln (Kothingeichendorf, Mus. München; Tf. 112 c; diese auffallende Form ist bis Ungarn [Lengyel; s. d.] zurückzufolgen); endlich der bei den Schalen regelmäßig wiederkehrende, einfach dekorierte und

durch Knöpfe besonders betonte Knick, in dem der wenig eingezogene und am Rande ausladende Rand an das Gefäß angesetzt ist (Tf. 112 f, h). Auch die charakteristischen, im M. und Altheimer (s. d.) Typus auftretenden (z. B. Holzen, Altheim), zu zweien nebeneinander an einer Gefäßseite sitzenden Knöpfe oder Schnurösen kommen gerade auf mähr. FO vor (z. B. Grešlové-Mýto, Starý Zámek). Wenn so der M. T. sich als der letzte Ausläufer der bemalten Keramik darstellt, so ist der Altheimer als das Produkt der Mischung dieses Stils mit der einheimischen Pfahlbautenkultur aufzufassen. An Übergangsformen von dem einen zum anderen Typus fehlt es nicht.

§ 3. Das geogr. Zentrum der Verbreitung des M. T. ist bisher das sö. Bayern mit den Bez.-Ämtern Pfarrkirchen (Biberschanze bei St. Georgen), Landau (Kothingeichendorf, Dornach), Straubing (Münchshöfen, Hailing, Eglsee, Rinkham, Peinkofen, Niedersunzing, Geltofing), Landshut (Holzen, Unterröhrnbach), Freising (Rast, Asenkofen), Ebersberg (Glonn). Daran schließen sich noch FO von Maxglan bei Salzburg. Aber auch weiter w. sind in den Jura-Höhlen an der Donau und unteren Altmühl Funde des M. T. gemacht (z. B. Räuberhöhle bei Kelheim). Er hat aber auch noch weiter über dieses von Reinecke umschriebene Gebiet hinausgegriffen. Das Gefäß von Leiselheim, Kr. Worms (Band IV Tf. 148 d), das ohne weitere Beigaben in einem zonenkeramischen Friedhof gefunden wurde, haben wir ihm wegen der schnabelförmig hochgezogenen Reihe von Ansätzen, die für die mähr. Gruppe so bezeichnend sind, zuzuweisen (s. a. Rössen). Schon Schumacher zieht dazu (a. a. O. S. 353) böhm. und mähr. Parallelen heran. Über die Verbreitung der Münchshöfen-Jordansmühler Gruppe bis nach Thüringen s. Rössen. Im württemberg. Oberschwaben gehört der Aichbühler Typus (s. Schussenried § 4) hierher.

Der M. T. gehört nach seinem ganzen Inventar dem Jungneol. an. Stratigraphisch ist diese Datierung in den Höhlen des Kehlheimer Jura erwiesen, wo der M. T. die Rössener Schicht überlagert.

R. G. Korr.-Bl. 9 (1916) S. 71ff.; Präh. Z. 7 (1915) S. 213ff., Anthr. Korr.-Bl. 51 (1920) S. 32 P. Reinecke; 8. Ber. röm.-germ. Kom. (1913/4)



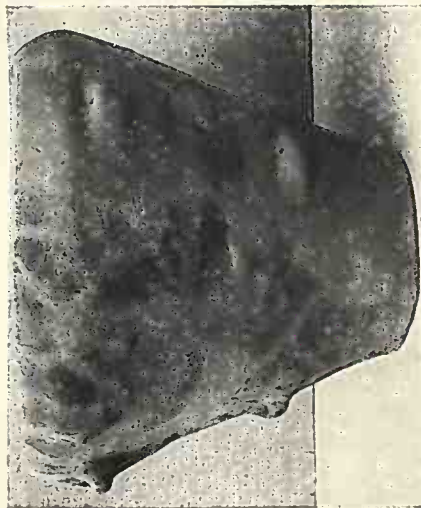
a



b



c



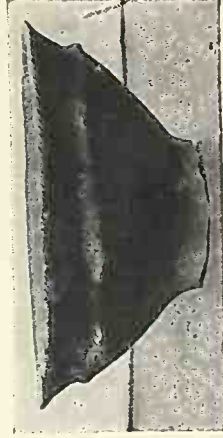
d



e



f



g



h

Münchshöfer Typus

a. Münchshöfen, B.-A. Straubing. H. des Fußes 26,6 cm. — b. Kothingeichendorf, B.-A. Landau a. d. Isar. H. 38,8 cm. — c. Kothingeichendorf, B.-A. Landau. H. 31,2 cm. — d. Kothingeichendorf, B.-A. Landau. H. 36,2 cm. — e. Kothingeichendorf, B.-A. Landau. H. 7,9 cm. — f. Dornach, B.-A. Landau. H. 12,5 cm. — g. Mathöhle bei Neu-Essing, B.-A. Kelheim. H. 12,7 cm. — h. Münchshöfen, B.-A. Straubing. H. 14 cm. Originale in der Präh. Staatssammlung, München.

S. 41, 62 K. Schumacher; Mannus 15 (1923) S. 215 F. Wagner; Reinerth *Die Chronologie der jüngeren Steinzeit* 1923. † W. Bremer

Munkács (Kom. Bereg, Ungarn). Latènezeitl. Siedlungen an den Steilhängen des Lovácska- und namentlich Gallisberges (n. von M.). Die (einräumigen) Wohnungen bestanden aus grubenförmigen Vertiefungen von 60—100 cm T. und 5—6 m Weite, über denen sich das Dach erhob. Als Firstträger dienten wahrscheinlich spitzwinklig gebogene Eisenbänder von 3 cm Br., deren Schenkel bei einer Lichtung von 16—18 cm 25—31 cm l. und am Ende mit einem Loch von 0,5 cm Dm versehen waren. Die 50 cm br. Feuerherde waren mit Steinklötzen umgeben und mit Lehm ausgeschlagen. Daneben befand sich eine größere Steinplatte, auf der die Handmühle aufgestellt war. Von Werkzeugen und Geräten fanden sich: eine Kesselkette, die genau der von Szalaczka (s. d.) entspricht, und außerdem mehrere Bruchstücke solcher Ketten und Traghaken. Ferner Hämmer, Breitbeile, Schafscheren, Feuerzangen, Feuerstahl mit Stein, seichte, vermutlich als Leuchter benutzte, von Ruß geschwärzte Schalen, Spaten und Feldhacken, Spinnerei- und Webereigeräte, Schwerter und Dolche, darunter auch einer mit hufeisenförmigem Griff und einfachem Knopf an Stelle des Kopfes, Schmucksachen aus Gold, Silber, Kupfer, Glas, Bernstein usw. Die Keramik zeigt nach Form und Verzierung den typischen Latène-Charakter. Unter den im allg. sehr einfachen Ornamentmustern sind besonders bemerkenswert die mit Stempeln eingedrückten Kreise und Reihen von S-förmigen Figuren. Auf Bronze- und Eisenbearbeitung deuten außer den Schlacken und Roheisenklumpen eine Feuerzange von 45 cm L. und 3 cm Fangarm-Breite sowie mehrere größere, pyramidenförmige Ambosse und ein kleinerer Amboß mit Dorn an der Basis. Die herrschende Bestattungsform war Skelettbestattung. Unter den Beigaben fanden sich bei einem Skelette zahlreiche Silbermünzen.

L. Bella
G. Wilke

Münsinger Fibel s. Fibel A § 32.

Münze s. Geld, Iberisches Münzwesen, Keltisches Münzwesen.

Munzingen s. Mittel- und Süddeutschland A § 2.

Muqajjar s. Ur.

Muraret el-Abed s. Palästina-Syrien A § 4.

Muraret ez-zuŧtije (Palästina). Höhle bei Kapernaum am Nordwest-Ufer des Sees von Genezareth in Galiläa. Hier wurde bei einer systematischen Grabung im J. 1925 von F. Turville-Petre in ungestörter diluv. Schicht zusammen mit Geräten des Moustérien ein defekter menschlicher Schädel gefunden, der zweifellos zur Neandertal-Rasse (*Homo primigenius*; s. d.) gehört und zum ersten Male den sicheren Nachweis erbringt, daß diese Rasse nicht auf Europa beschränkt war, wenn sie wohl auch in Europa ihre Heimat hatte.

Erhalten sind vom Schädel nur das Stirnbein, ein Wangenbein und die rechte Hälfte des Keilbeines. Die Stirn zeigt stark entwickelte Oberaugenwulste (echte Tori) von 119 mm Br., flache Wölbung und schräge Neigung nach hinten; die „größte Stirnbreite“ ist mit 113 mm geringer als die Breite der *Tori supraorbitales*. Das Wangenbein hat die gleiche Form wie bei den bisher bekannt gewordenen Exemplaren. Das Keilbein ist so gut erhalten wie bei keinem anderen Schädel der Rasse; es zeigt eine Reihe von Eigenschaften, die an die von Menschenaffen-Schädeln erinnern: das *Foramen rotundum* ist oval, das *Foramen ovale* aber rund und stellte eine Kerbe im Rande des Keilbeins dar, war also z. T. vom Felsenteil des Schläfenbeines begrenzt; die Keilbeinhöhle erstreckt sich bis in die *Processus pterygoidei* hinein. Die Dimensionen der Hirnkapsel lassen sich nur schätzen; Keith glaubt, daß die gr. L. über 190 mm, die gr. Br. unter 140 mm (wohl zu wenig), die Ohrhöhe (H. der Profilkurve über der Ohröffnung) mindestens 120 mm betragen habe.

Ein Gipsausguß von Stirn- und Keilbein läßt vermuten, daß die Gehirnwindungen zwar einfach waren, aber keine affenähnlichen Merkmale aufwiesen; der Ausguß zeigt die meiste Ähnlichkeit mit dem des Schädels von Gibraltar (s. d.).

Englische Zeitungsmeldungen; O. Reche *Der fossile Mensch von Galiläa* Vorgeschichtl. Jahrbuch 1 (1925) S. 128 ff.; British School of

Archaeology in Jerusalem, Bulletin Nr. 7 (1925) S. 101 Tf. 4 F. Turville-Petre; ebd. S. 102 A. Keith.

O. Reche

Murciélagos (Cueva de los) s. Cueva de los Murciélagos.

Mur-de-Barrez, Lokalität des frz. Dép. Aveyron, mit vorgesch. Silixminen. Die feuersteinführenden Straten wurden mittels senkrechter Schächte angebohrt, deren Tiefe, je nach der Lagerung des gesuchten Gesteins, zwischen 4 und 6 m schwankt. Einige Male sind diese Schächte unter sich mittels Galerien, von etwa 1,50 m Br. und nur 80 cm H., verbunden, deren Anlage ziemlich regellos die abbaufähigsten Schichten schneidet. Die Mehrzahl der Gänge wurde augenscheinlich unmittelbar nach der Ausbeutung mit Schutt gefüllt, um Einstürze und vielleicht auch Wassereinträge zu vermeiden. In dieser Füllmasse kommen auch die für die Chronologie der Anlagen wichtigen arch. Fundobjekte zum Vorschein.

Schächte und Galerien wurden hauptsächlich mit Hirschgeweihpickeln hergestellt, deren Hiebspuren an den Wänden deutlich zutage treten. Außerdem fanden sich Hämmer und Keile aus demselben Material, einige geschliffene Steinbeile und verkohlte Holzreste, welche wohl darauf deuten, daß man den Silix mittels Feuersetzung absprengte. Intakte Holzgeräte wurden nicht entdeckt, fanden aber wohl sicher Verwendung. In der Nachbarschaft dieser Minen stieß man auf ansehnliche Mengen von Feuersteinsplittern, ohne daß deshalb die Existenz regelrechter Werkstätten erweisbar wäre, obwohl dies wahrscheinlich ist.

Das genaue Alter der Anlagen läßt sich nicht bestimmen, da Hirschhorngeräte und geschliffene Beile ebensogut im Neol. wie im Äneol. auftreten.

M. Boule *Découverte de puits préhistoriques d'extraction du silix* Matériaux 1884 S. 65 ff.; ders. *Nouvelles observations sur les puits préhistoriques d'extraction du silix de Mur-de-Barrez (Aveyron)* ebd. 1887 S. 8.

J. de C. Serra-Ráfols

Mureaux (Les). Gedeckte Dolmengalerie im frz. Dép. Seine-et-Oise (Band IV Tf. 8). Der etwa 10 m l. und 2 m br. Bau barg die Reste von rund 60 Skeletten, welche in horizontalen, durch Steinplatten voneinander

getrennten Schichten lagerten. Die Grabbeigaben umfaßten Silixgeräte (darunter eine lange Klinge von Grand-Pressigny [s. d.]), mehrere Beile mit Querschnitten (*tranchets*) und meist glatte, unverzierte Keramik; immerhin liegen aber auch einige Bruchstücke mit Einritzungen bzw. Wülsten vor (ebd. Tf. 10). Unter dem Schmuck sind ein Anhängsel, Pectunculussachen und mehrere sehr-seltene Perlen aus Feuerstein beachtenswert.

R. Verneau *L'allée couverte des Mureaux* L'Anthrop. I (1890) S. 157 ff.

J. de C. Serra-Ráfols

Murmeltier s. Diluvialfauna § 2, 3.

Muroma s. Finno-Ugrier B § 14.

Mursia s. Pantelleria.

Murus Gallicus. Cäsar erzählt bei der Belagerung von Avaricum von dem Festungsmauerbau der Gallier folgendes (frei übersetzt):

Lange Holzbalken werden auf den Boden gelegt, zwei Fuß voneinander entfernt; man verbindet sie durch Querbalken und fügt Steinblöcke in die Zwischenräume der Vorder- und Rückwand; innen werden sie mit Erde gefüllt. Auf diese erste Lage kommt eine zweite mit versetzten Querbalken usw. Diese Mauer mit Balkenköpfen sieht gut aus und ist stark; man kann sie nicht in Brand setzen und nicht durch die Widder erschüttern. Die Längsbalken sind bis zu 40 Fuß lang.

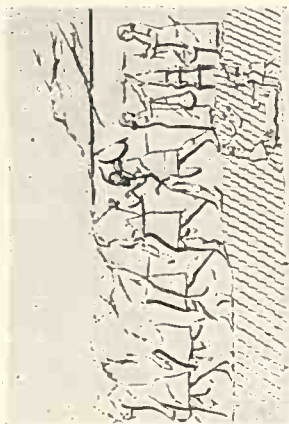
1868 fand man in Murcens (Dép. Lot) diese Art von Mauer bei einem gall. Oppidum cäsarianischer Zeit wieder. Die Mauer schloß nach kelt.-gall. Art einen Bergrücken ab, sie war etwa 2 km l. Die umschlossene Höhe hat etwa 150 ha Fläche. Die Mauer war unten 5—6 m stark; die Balken waren durch Eisenklammern verbunden. Die Querbalken hatten 2,70 m Abstand. Zwei Längsbalken, einer 1,20 m von der Außenwand, der andere 2,40 m davon (also 1,20 m zwischen den Balken), hielten das Gerippe zusammen. Über der Holzlage mit zwischengeführten Steinen kam 1,30 m Steintrockenmauerwerk, dann wieder eine Holzlage. Die Querbalken in den aufeinanderfolgenden Holzlagen waren versetzt. Später fand sich dieser Mauerbau noch öfter, und bis jetzt sind (*Déchelette Manuel* II 3) etwa ein Dutzend bekannt: Im N von Frankreich: Mont-Châtel (Dép. Meuse), Avenesles (Dép. Nord), Le-Châtelet (Dép. Aisne); Mitte: Mont-Beuvray (Dép. Saône-et-Loire) = Bibracte (s. d.), Alise-Sainte-Reine (Dép. Côte-



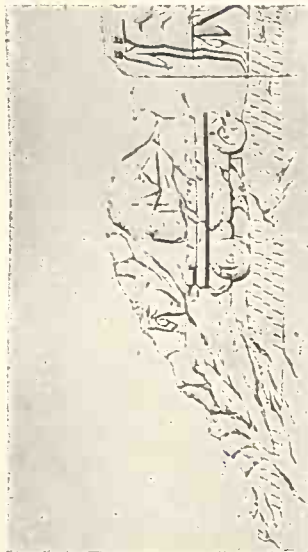
a



d



c



b

Muṣaṣir

a. Siegelzylinder des Königs Urzana von M., Gegner Sargons II., Im Haag (Menant Nr. 145). Nach B. Meissner. — b—d. Eroberung von M. (714). Plünderung des Chaldäa-Tempels. Zerstörung der Königs-, Fortführung der Gottesstatuen. Relief Sargons II. aus Dur-Sargon (Saal XIII). Nach E. Botta.

d'or) = Alesia (s. d.), Crêt-Châtelard (Dép. Loire), Essalois und Châtelard de Chazi (Dép. Loire), Ségourie (Dép. Maine-et-Loire), Vue (Dép. Loire-Inf.); im Süden: Murcens und Impenal (Dép. Lot), Coulounieix (Dép. Dordogne). Abb. hier Band III Tf. 77 b, 78 b; Déchelette a. a. O. II 3 S. 988—991. Dabei auch Literaturnachweis. Auch über außerfranzösische Befestigungen dieser Art (Altkönig [s. d.], Taunus; Alb usw.) vgl. Déchelette a. a. O. Die Holz- und Steinmauer kommt schon im Mittelmeerkreise früh vor; ihr scheint im Keltengebiet eine andere, einfachere Art voranzugehen: statt der Holzbalken Faschinenlagen, statt der Steine lose Erde und Steine. Diese Technik ist die einzige, die die Wälle mit gebranntem Steinkern, die sich von Frankreich bis Schlesien finden, erklären würde, da eine solche Mauer mit ihren dicken Faschinenlagen leicht brennen kann, eine in der Art der M. G. aber schon schwerer. Zeitlich stimmt das genau: Die hierhin gehörigen Wälle (s. Camp d'Affrique, Camp de Château [bei Salins; Band II Tf. 121]) gehören in die späte HZ und frühe LTZ, während der echte M. G. erst in der Mittel- bis Spätlatènezeit auftritt und in LTZ 3 seine Hauptverbreitung in Gallien hatte, als die Gallier zum Schutze vor den von O einbrechenden Germanen und dann in ihrem kurzen Kampfe gegen Rom ihre Städte nach Möglichkeit befestigten. E. Rademacher

Mušaşir (Tf. 113). § 1. Die Hauptstadt des urarthäischen Vasallenstaates M. lag nö. von Assyrien bei Topzauä im Tale von Rowandus, etwa 36° 48' n. und 44° 47' ö. Gr. Die Lage ist noch nicht genau bekannt.

§ 2. Nachdem Salmanassar III. im J. 828 einen Beutezug gegen M. unternommen hatte, tritt M. erst um 720 in das hellere Licht der Geschichte, als der König Urzana von M. in einer gewissen Abhängigkeit von dem Assyrierkönig Sargon II. steht, wie zwei Briefe des ersteren an den assyr. Oberhofmarschall beweisen (Harper *Letters* Nr. 409 und 1079, vgl. Rec. de Trav. 19 S. 63f. V. Scheil; Thureau-Dangin *Huitième Campagne* S. XII f.). Im Jahre 714 sah sich Sargon auf seinem 8. Feldzuge veranlaßt, M. plötzlich zu überfallen und zu plündern. Im Jahre 713 unternahm Sargon noch einen neuen Feldzug gegen M.

Es wurde dem assyr. Reiche, der Provinz des Oberhofmarschalls, einverleibt. Ein Bezirksherr Analaqunu wird in einem Briefe (Harper *Letters* Nr. 381) genannt. Urzana fand Hilfe beim Könige Rusa II. von Urarthu, der ihn in seine Stadt zurückführt und in seine Herrschaft wieder einsetzt, vgl. die urarthäische zweisprachige Stele von Topzauä, die Rusa aufstellte: ZDMG 1904 S. 834 C. F. Lehmann-Haupt; ZfEthn. Verh. 1900 S. 434f. ders. Zur Zeit Sanheribs ging dann M. dem assyr. Reiche wieder verloren.

§ 3. In M. wurde der urarthäische Hauptgott Haldia und seine Gemahlin Bagbartu in dem Haupttempel der Stadt verehrt, in dem außer vielen geweihten Schilden und Gefäßen auch Statuen der Könige Sarduri, Sohn des Ispuini, des Argistis und des Rusas aufgestellt waren, letzterer auf seinem Streitwagen mit zwei Pferden und dem Rosse lenker.

§ 4. Die Eroberung der Stadt M., insbesondere die Plünderung des Tempels durch Sargon II. im Jahre 714, hat dieser König auf seinen Reliefs des Saales XIII seines Palastes in Dur-Sargon (s. d.) darstellen lassen (vgl. Botta-Flandin *Ninive* II Tf. 139—142, Reliefplatte 1—6). Die Bilder geben gute Illustrationen zur ausführlichen Schilderung der Plünderung in der Tontafelinschrift des Königs, Zeile 343 ff. (vgl. Thureau-Dangin a. a. O.). Platte 1/2 ist schlecht erhalten; hier wird auf vierrädrigem Lastwagen die Götterstatue des Haldia (?) über Berggelände linkshin weggeführt (Tf. 113 b). Platte 3 zeigt 4 Soldaten mit Schilden, die einen Löwenkopf als Schmuck tragen, ein fünfter Soldat folgt mit einer Art Mischkrug auf hohem Fuß. Unten zerschlagen Soldaten eine Königsstatue mit Beilen (Tf. 113 c). Platte 4 (Tf. 113 d) bringt den zwischen mehrstöckigen Gebäuden auf einer Terrasse erbauten Tempel selbst, der ein Satteldach hat, mit Giebel und dem Firstschmuck einer Lanzen spitze darauf. Die Front ist durch Pilaster geteilt, allenthalben mit Schilden behängt. Seitlich des Tors in der Mitte stehen zwei Torwächter mit Lanzen, rechts davon eine Kuh mit dem säugenden Kalb und unten zwei riesige Gefäße in Ständern. Scheinbar über das Dach des Gebäudes laufen Krieger mit er-

beuteten Schilden, die teils von vorn, teils im Profil gezeichnet sind. Links oben läßt ein sitzender Offizier durch einen Tontafel- und einen Papyrus-Schreiber die Beute verzeichnen. Die folgenden Platten stellen Sargon zu Wagen dar, mit seinem Gefolge heranziehend. Die im Relief abgebildeten Gegenstände werden in der Inschrift genannt als 6 goldene, 12 silberne Schilde mit Hunde-, Löwen-, Schlangen- und Wildstierköpfen, 4 kolossale Bronzegefäße für Wein zum Opfer, 4 Bronzewächterstatuen, auch die säugende Kuh und mehrere Königsstatuen werden namhaft gemacht.

§ 5. Das einzige, vermutlich aus M. stammende Denkmal ist ein Siegelzylinder des Königs Urzana im Haag (Menant *Glyptique* II 54f. Tf. 7, 32; Thureau-Dangin S. XII). Es zeigt einen geflügelten Menschen, der zwei Strauße bändigt. Eine Inschrift in assyr. Schrift und Sprache nennt Urzana, den König von M. (Tf. 113 a).

Janus I S. 148f. E. Herzfeld; Klio 18 S. 62f. C. F. Lehmann-Haupt; ZfAssyr. 14 S. 128f. M. Streck; F. Thureau-Dangin *Une Relation de la huitième Campagne de Sargon* 1912. Eckhard Unger

Muschel. S. a. Conchilien. A. Europa.

§ 1. Gehäuse der M. und Schnecken, auch fossiler, sind im j. Paläol. und im Neol. sehr häufig, in den folgenden Per. seltener zu verschiedenen Gegenständen, besonders gern zu Schmuck verarbeitet worden. Die lebhaft oder schillernde Färbung, die porzellanartige glatte Oberfläche mancher Arten, die schöne natürliche Gestalt und Zeichnung machten häufig eine weitere Bearbeitung überflüssig; es genügte, ein Loch zum Anhängen einzubohren, um einen schön wirkenden Anhänger, eine Zierperle zu erhalten. Oder es wurden Stücke aus der Schale herausgeschnitten, um Perlen, Armringe, knopfartige Scheiben daraus herzustellen. Die Bearbeitung erfolgte durch Sägen, Schleifen und Bohren nach Analogie der Steinbearbeitung.

§ 2. Besonders geschätzt war der im Mittelmeer lebende Spondylus, dessen starkes Gehäuse das Material auch für umfangreichere Schmuckstücke (z. B. manschettenartige Armbänder im Museum zu Agram) lieferte. Im Mittelmeergebiet kommen Schmucksachen, Halbfabrikate und Rohmaterial in Troja (II—V?) vor. Spon-

dylus-Schmuck gelangte in der j. StZ im Gebiete der Bandkeramik bis nach Thüringen (Erfurt, Vitzsburg, Eisleben) und Bernburg, w. bis in die Gegend von Worms (Flomborn).

§ 3. In der Töpferei des nord. Neol. benutzte man den gekräuselten Rand der Herzmuschel, um Ornamente einzudrücken. Tiefornamente inkrustierte man mit eingeklebten Muschelstückchen. S. Einlage A I § 1.

§ 4. Das Tier der Muschel wurde verzehrt, im nord. Mesol. und Neol. bildete es für die Küstenbevölkerung einen Hauptbestandteil der Nahrung, deren Abfälle als mächtige Muschelhaufen (Kjökkenmøddinger, Affaldsynger) die ehemaligen Strandlinien begleiten. S. a. Purpur.

L. Pfeiffer *Die steinzeitliche Muscheltechnik* 1914. Alfred Götz

B. Ägypten. Ganze M. (im Gegensatz zu Schneckenhäusern; s. d.) sind im vorgesch. Äg. als Schmuck nicht nachgewiesen. Sie erscheinen erst, in Gold nachgeahmt, unter den Juwelen von Prinzessinnen des MR (de Morgan *Dahchour* 1895 Tf. 16f., 22 ff.). Dagegen mögen die aus „Muschelsubstanz“ hergestellten kleinen Kettenglieder für Schmuckketten (s. Schneckenhaus) z. T. auch von Muscheln herrühren. Ranke

C. Palästina-Syrien s. Schmuck D.

D. Vorderasien. Die Seltenheit des Elfenbeins (s. d. D) im Zweistromlande hat es mit sich gebracht, daß verschiedene Muschelarten und Perlmutter als Schmuck besonders für eingelegte Arbeiten vielfach verwendet wurden. So besitzen wir bereits einen kleinen Muschelkopf mit einer Inschrift Ur-Ninas (ca. 3100 v. C.), der augenscheinlich auf einem anderen Gegenstande befestigt war (Rev. d'Assyr. 7 [1907] Tf. 2 Nr. 1). Derselben Zeit gehört wohl die Einlage eines Bechers aus demselben Material an, die den Kampf eines Löwen mit einem Stiere darstellt (L. Heuzey *Catalogue des Antiquités chaldéennes* 1902 S. 389 Nr. 221). Auch in späterer Zeit wurden Halsketten häufig ganz oder teilweise aus Muscheln hergestellt. In Assyrien haben sich (ca. 900 v. C.) auch mehrfach Tridacna-Muscheln mit Gravierungen gefunden, die nur im Roten Meere vorkommen, also im Zweistromlande importiert gewesen

sein müssen (F. Poulsen *Der Orient und die frühgriechische Kunst* 1912 S. 65f.). S. a. Stein D I § 3 Nr. 14; Band VII Taf. 169d—f, 170f. B. Meissner

Muschelgeld s. Geld § 9, II.

Muschelhaufenkulturen des Paläolithikums und Epipaläolithikums s. Ägypten A, Asturias-Stufe, Australien, Cyprien § 2, Klima-Optimum, Nördliches Afrika A, Pyrenäenhalbinsel A, Sizilien A, Tardenoisien.

Muschelkost (diluviale) s. Jagd A § 7.

Museen und Sammlungen (Deutschland).

Einleitung. § 1. Geschichte. — § 2. Persönlichkeit des Leiters. — § 3. Beschränkung. — § 4. Vorbilder. — § 5. Zahl. — I. Aufgaben und Ziele: § 6. Bedeutung der Funde. — § 7. Erhaltung der Funde. — § 8. Ergänzung. — § 9. Landesaufnahme. — § 10. Veröffentlichung. — § 11. Wissenschaftliche Auswertung. — § 12. Verbreitung vorgesch. Kenntnisse (Wanderausstellungen; Kultur-schutzstelle). — II. Einrichtung: § 13. Schausammlung. — § 14. Studiensammlung. — § 15. Speicher. — § 16. Wechselausstellungen. — III. Entwicklung in den letzten Jahrzehnten: § 17. Grundsätze. — § 18. Berichte über Tätigkeit. — § 19. Leistungen. — IV. Zentralmuseen: § 20. Staatl. Museum Berlin. — § 21. Mainz. — § 21a. German. Mus. Nürnberg. — V. Landes- und Provinzialmuseen: § 22. Gebiet. — § 23. Ostpreußen (Königsberg). — § 24. Westpreußen und Danzig. — § 25. Pommern (Stettin). — § 26. Schlesien (Breslau, Görlitz). — § 27. Berlin (Märk. Mus.) und Brandenburg. — § 28. Prov. Sachsen (Halle). — § 29. Hannover. — § 30. Schleswig-Holstein (Kiel). — § 31. Westfalen (Dortmund). — § 32. Hessen-Nassau. — § 33. Rheinprovinz (Bonn, Trier, Köln). — § 34. Hamburg, Lübeck, Bremen. — § 35. Mecklenburg (Schwerin). — § 36. Oldenburg. — § 37. Braunschweig und Anhalt. — § 38. Thüringen (Weimar, Altenburg). — § 39. Freist. Sachsen (Dresden, Leipzig, Bautzen). — § 40. Freist. Hessen (Gießen, Darmstadt). — § 41. Bayern (Würzburg, München, Nürnberg, Speier). — § 42. Württemberg (Stuttgart, Heilbronn, Tübingen). — § 43. Baden (Karlsruhe, Heidelberg). — VI. Kreis- und Ortsmuseen: § 44. Berechtigung. — § 45. Leistungen. — § 46. Abgrenzung der Gebiete. — VII. Privatsammlungen: § 47. Bedeutung. — § 48. Verzeichnis aller deutschen Museen und Sammlungen.

§ 1. Die meisten älteren vorgesch. Museen sind aus fürstlichen Kunstsammlungen und Raritätenkabinetten entstanden. Beste Beispiele: Museum in Schwerin, hervorgegangen aus der Slg. des Großherzogs in Ludwigslust (Schrüter-Lisch *Friderico-Franciscum* 1824; *Vorgesch. Jahrb.* I [1926] S. 117ff. M. Ebert), das Staatl. Museum

in Berlin, hervorgegangen aus der Slg. im Schlosse Monbijou, und Dresden (Königl. Antikenskabinet). Auf Herkunft und Fundverhältnisse ist bei den ältesten Funden weniger geachtet worden als auf Schönheit und besonders auffällige Eigenheiten. Manches wurde auch gerettet, weil man ihm klassischen Ursprung zuschrieb (vgl. die beiden Gefäße von Wulfen [Anhalt] im Staatl. Museum Inv. Nr. 1 und 2; hier Tf. 76).

Neuere Museen sind oft aus Privatsammlungen und dem Interesse verdienter Altertumsfreunde heraus entstanden. Altertumsgesellschaften und Heimatvereine haben sich um begeisterte und organisatorisch befähigte Männer geschart und für die Erhaltung vorgesch. Funde gesorgt (Büsching, Kruse, Lisch, Danneil, Lindenschmit, v. Estorff, Handelsmann, Bujack, Grempler, R. Virchow, Lemcke, Friedel, Deichmüller).

§ 2. Die Leistungen der einzelnen Museen sind stets abhängig gewesen von der Persönlichkeit des Leiters. Das gibt jedem Museum ein anderes Gesicht. Für das Gepräge des Museums ist die Persönlichkeit beinahe so bedeutungsvoll wie die Eigenart des Fundgebietes. Beide Eigentümlichkeiten verhindern eine gewisse Gleichförmigkeit und machen Museumsreisen lehrreich und interessant. Jedes Bestreben, alle öffentlichen Slg. über einen Kamm zu scheren, ist vom Übel.

§ 3. Es wäre verkehrt, wenn jedes Museum das Ziel hätte, ein Bild der ganzen dtsh. oder gar europ. Urzeit zu geben. Es gibt schon reichlich viele Slg., die uns an der Hand mehr oder minder wertvollen oder mehr oder minder geschickt zusammengestellten Materials in das frz. Paläol. einführen wollen. Bei Zentralmuseen versteht sich das zwar von selbst. Auch größere Städte, in denen andere Sgl. nicht vorhanden sind, mögen ihre „Vergleichssammlung“ weiter ausbauen (Museumskunde 1921 Jakob-Friesen). Im übrigen aber wollen Gelehrte, Studierende und Einheimische die Eigenart des Fundgebietes kennen lernen. Letzteren soll das Museum zugleich „Heimatmuseum“ sein.

§ 4. Als Vorbilder standen die nord. Altertumssammlungen, namentlich das „Vaterländische Museum“ in Stock-

holm (seit etwa 1670) und das Nationalmuseum in Kopenhagen (seit 1807) in hohem Ansehen. Auch hier spielten neben der Reichhaltigkeit und guten Ordnung der Sammlungen die Führerpersönlichkeiten, besonders deren letzte Leiter, Oscar Montelius und Sophus Müller, eine große Rolle. In den letzten beiden Jahrzehnten haben sich die dtsh. Museen von der bloßen Nachahmung dieser Vorbilder freigemacht und sind, was die innere Anordnung und die Erfassung der Ziele betrifft, über sie vielfach hinausgewachsen. Auch von dem „Britischen Museum“ in London, dem Louvre und dem Museum in St. Germain-en-Laye, dem Museum in Bologna und der Ermitage in Petersburg haben dtsh. Museumsleiter manches gelernt.

§ 5. Die Zahl der vorgesch. Sammlungen in Deutschland ist sehr groß. Krieg und Nachkriegszeit haben den Besuch auswärtiger Slg. zudem erschwert. Dazu kommt, daß im Laufe der letzten Jahrzehnte die meisten Museen umgestaltet wurden, so daß es erwünscht wäre, sämtliche Museen im Laufe der letzten Jahre gesehen zu haben. Was Verf. nicht selber gesehen, hat er Mitteilungen angesehener Fachgenossen entnommen.

I. Aufgaben und Ziele. § 6. Bedeutung der Funde. Vorgesch. Slg. sind nicht selten Stiefkinder der Museumsverwaltungen. Wie es möglich war, daß ein geistig reges, in seiner Mehrheit ideal denkendes Volk die Denkmäler seiner eigenen Vorzeit so lange vernachlässigen konnte, wird ewig ein Rätsel bleiben. Selbst Hochgebildete wußten bis vor kurzem von der dtsh. Urzeit fast nichts. Erklärlich wird das einigermaßen nur, wenn man berücksichtigt, daß fast alle vorgesch. Museen so eingerichtet waren, daß sie die Besucher eher abschreckten als anzogen, und daß die Vorgeschichtswissenschaft lange Zeit dilettantisch betrieben wurde. Die Museen müssen im Dienste der Denkmalpflege, der Wissenschaft und der Volksbildung ihre Aufgabe erfüllen. Dem Volke in seiner Gesamtheit sind sie verantwortlich als Hüter ehrwürdiger Zeugen fernster Vergangenheit. Ist dieses Ziel klar erkannt, so ergeben sich ganz

von selbst die Aufgaben der vorgesch. Slg. (§ 7—12).

§ 7. Die Erhaltung der vorgesch. Funde in dem bei der Einlieferung vorhandenen Zustande ist erste Pflicht. Jede Zerstörung oder Verschleuderung, jede durch Vernachlässigung bewirkte Zersetzung wäre unverantwortlich, auch das Ausleihen oder Überlassen an Stellen, die eine regelrechte Behandlung der Funde nicht verbürgen können. (Letzteres durch Ausgrabungsgesetz vom 26. 3. 1914 [für Preußen] unmöglich gemacht.) Zur Erhaltung gehört sachgemäßes Konservieren und Inventarisieren. Beim Konservieren muß es darauf ankommen, die Altertümer möglichst so zu erhalten, wie sie aus dem Boden gekommen sind. Die Form darf nicht etwa bis zur Unkenntlichkeit zerstört werden. Das Verzeichnis mit genauer Beschreibung des Gegenstandes (auch Angabe des Gewichts) muß so abgefaßt werden, daß, falls die Nummer einmal verloren geht, der Gegenstand wiedererkannt werden kann. Dem Hauptkatalog müssen Zettelkästen zur Seite stehen, am besten zwei; der eine nach Fundorten und der andere nach Typen geordnet. Zeichnung oder Photographie jedes Fundes ist sehr erwünscht.

§ 8. Ergänzung des Bestandes durch neue Funde. Bisher hat es wohl kein Museum gegeben, daß nicht bestrebt gewesen wäre, seine Bestände zu ergänzen (Gelegenheitsfunde, Schenkung, Kauf, Ausgrabungen). Gelegenheitsfunde werden bei Bodenarbeiten, Eisenbahnanlagen und dgl. immer wieder ans Licht treten. Ausgrabungen müssen in Zeiten chronischer Finanznot wohl einmal aufs äußerste beschränkt werden, doch können gefährdete Fundstellen mit Hilfe freiwilliger Kräfte wenigstens in notdürftigster Weise vor Zerstörung geschützt werden. Ungefährdete Fundstellen sollte man nur berühren, wenn ein erhebliches Interesse der Wissenschaft in Frage steht. Am ehesten darf auf den Ankauf verzichtet werden. Höchstes Ziel wäre es, den Handel mit vorgesch. Altertümern völlig auszuschalten.

§ 9. Landesaufnahme. Zu den wissenschaftlich unbedingt notwendigen Arbeiten eines Museums gehört auch das Feststellen

und Aufsuchen von Bodendenkmälern, Gräberfeldern und vorgesch. Siedlungen (Anthrop. Korr. Bl. 1915 S. 37ff. Kieckebusch), solange diese Aufgabe nach dem Vorschlage von Jakob-Friesen (Museumskunde 1921) nicht einer besonderen Organisation (Landesprähistoriker mit Helfern) übertragen worden ist (Denkmalschutzgesetz [s. a. Denkmalpflege] für Preußen in naher Aussicht; bringt hoffentlich Erfüllung mancher Wünsche).

§ 10. Die Veröffentlichung der vorgesch. Funde geschieht ja zumeist mit Unterstützung der Organe der Altertumsgesellschaften, die auf diesem Gebiete Hervorragendes geleistet haben; aber es bleibt hier noch viel zu tun (vgl. jetzt das Vorgesch. Jahrbuch 1926 ff.).

§ 11. Die wissenschaftliche Auswertung der Funde ist eine der schwierigsten Aufgaben des Museums, aber auch eine der vornehmsten. In dieser Beziehung muß die Arbeit der Museen mit denen der Universitäten Hand in Hand gehen. Jedes Museum hat seine besondere Aufgabe zu erfüllen. Genaue Vertrautheit mit dem neuesten Stande der Wissenschaft muß auch in der Aufstellung der Funde zum Ausdruck kommen. Doch darf nicht etwa der Widerstreit ungeklärter Lehrmeinungen in die Schausammlungen der Museen getragen werden.

§ 12. Hat ein Museum durch wissenschaftliche Tätigkeit seine Arbeitsfähigkeit bewiesen, dann, aber auch nur dann, erweckt es Vertrauen und kann an die Erfüllung seiner letzten Aufgabe gehen. Erst dadurch wird es zur echten Volksbildungsanstalt. Sind die Museen dazu herangereift, dann ist es mit dem Dornröschenschlummer der Funde in verstaubten Winkeln vorbei, und Leben zieht in die Räume (s. Vorgeschichte im öffentlichen Unterricht). Über eine „Kulturschutzstelle“ auf den Müggelbergen (Märk. Mus.) vgl. Vorgesch. Jahrb. 2 (1926) S. 122ff.

II. Einrichtung. § 13. Von einem gut geleiteten und gut geordneten großen Museum darf man heute erwarten, daß es seine Bestände gegliedert hat. Die Schausammlung enthält eine für die Mehrzahl der Besucher berechnete Auswahl. Sie dient gleichzeitig Studierenden, Lehrern

und Schülern zur Einführung in die Vorzeitkunde. Pädagogische Grundsätze müssen den wissenschaftlichen die Wage halten. Klare, übersichtliche Aufstellung und kurze, knappe, aber inhaltvolle Erläuterungen (Etiketts) sind die besten Führer durch die Slg., die nach chronol. Gesichtspunkten aufgestellt werden muß, ohne daß dabei zusammengehörige Kulturen auseinandergerissen werden dürfen. Völlig überlebt ist die Aufstellung nach FO und Kreisen (topograph. oder geograph. Ordnung). Der beste Wille würde bei dem wirren Durcheinander der Massen in jedem Saale unfehlbar unterdrückt. Nachbildungen brauchen nicht ganz ausgeschlossen zu werden; auf keinen Fall dürfen sie einen breiten Raum einnehmen. Es ist ein großer Vorzug unserer heimischen Altertümersammlungen, daß sie keine Gipsmuseen sind. Im Laufe der letzten 15 Jahre wurden die meisten dtsh. Slg. chronol. geordnet. Nur wenige sind noch rückständig.

§ 14. Die Studiensammlung enthält alle Altertümer, die in der Schausammlung nicht Verwendung finden. Sie ist für Forscher oder stark interessierte Altertumsfreunde da. Auf keinen Fall darf sie vernachlässigt werden. Wird auch sie chronol. geordnet, so ist das kein Fehler, wenn die schnelle Auffindung der Funde nicht erschwert wird. Nötig ist es nicht. Die Bezeichnung „Lehrsammlung“ für diese Abteilung wäre m. E. ein Fehlgriff. Als Lehrsammlung kann nur die Schausammlung in Betracht kommen.

§ 15. Der Speicher oder das Magazin enthält alles, was an Gefäßresten, Knochen oder sonstigen unscheinbaren Funden vorhanden ist und sich für die Auslegung in der Schau- und Studiensammlung nicht eignet. Hier gilt es, gute Ordnung zu halten. Am besten sind Kistendepots mit deutlichen Aufschriften.

§ 16. Wechselnde Ausstellungen erwerben dem Museum sicher neue Freunde. Namentlich die neuesten Forschungsergebnisse üben stets neue Anziehungskraft aus. Mit Ausstellung der Funde von Buch (s. d.) hat das Märk. Museum 1914 glänzende Erfahrungen gemacht.

Neuerdings sind von demselben Museum auch Wanderausstellungen veranstaltet

worden, die Lehrern, Schülern und Eltern die heimischen Altertümer nahebringen sollen. Die erste dieser Ausstellungen wurde in zweieinhalb Monaten von 321 Klassen (gegen 10000 Schülern) besucht, vom 1. 1. 1924—1. 4. 1926 von 111000 Schülern. Vgl. § 27 und Vorgeschichte im öffentlichen Unterricht (Vorgesch. Jahrb. 2 [1926] S. 122 ff.). Der Slg. muß ein gut geordnetes Archiv („Sammelkästen“) entsprechen, das alle Nachrichten und Mitteilungen über vorgesch. Funde enthält.

A. Kieckebusch *Aufgabe u. Einrichtung der vorg. Slgn.* Museumskunde 1916; ders. *Die vorgesch. Abtlg. d. Märk. Mus. als Bildungsanstalt* ebd. 1920; K. Jakob-Friesen *Die museumstechn. Auswertung der Slgn. nach dem pädagogischen Prinzip* ebd. 1921.

III. Entwicklung in den letzten Jahrzehnten. § 17. Zweifellos ist während der letzten Jahrzehnte ein erfreulicher Aufschwung in der Entwicklung der dtsh. Museen zu verzeichnen. In kleineren und größeren herrscht reges Leben. Beinahe jedes Museum sucht den Grundsätzen gerecht zu werden, die von der Gesamtheit der Vorgeschichtsforscher aufgestellt oder gebilligt worden sind. Behörden, welche die Museen unterhalten, dürfen den ihnen unterstellten Anstalten auf keinen Fall Ziele stecken, die diesen Grundsätzen widersprechen. Die Not der Zeit kann einmal die Arbeiten einschränken, niemals aber die Ziele verwirren. Jedes Museum steht — das sei nochmals gesagt — im Dienste der Denkmalpflege, der Wissenschaft und der Volksbildung. Es hat die besonderen Aufgaben zu erfüllen, welche „vom Standpunkte der weiteren Wissenschaft aus den einzelnen Landesteilen erstehen“ (Präh. Z. 1 [1909] S. 91 Schumacher).

§ 18. Neben den Berichten der einzelnen Museen sind die besonders in der Präh. Z. und im Mannus veröffentlichten Berichte über die Tagungen der wissenschaftl. Gesellschaften, die stets mit Museumsbesichtigungen verknüpft sind, sehr wertvoll (Schumacher, Kossinna, Beltz). Namentlich Schumacher benutzt seine Ausführungen auch zu Erörterungen von allg. Bedeutung. Wo im folgenden über südwest- und nordwestd. Museen Lücken

bemerkt werden sollten, sei ausdrücklich auf Schumachers Besprechungen in der Präh. Z. 1, 2, 10 hingewiesen. Vgl. Museographien der Westdeutsch. Z. und die Berichte der Röm.-Germ. Kommission.

§ 19. Die Leistungen eines Museums sind nicht immer abhängig von der Höhe der Mittel. Ein kleines, sorgfältig und verständnisvoll bearbeitetes Museum kann unter Umständen wertvoller sein und besser wirken als ein großes, dessen Leitung in ungeeigneten Händen liegt.

IV. Zentralmuseen. § 20. Die vorgesch. Abteilung der Staatl. Museen in Berlin geht auf den Beginn des 18. Jh. zurück. Seit 1886 im Museum für Völkerkunde (Königgrätzer Str.), 1922 ins frühere Kunstgewerbemuseum (Prinz-Albrecht-Straße) übersiedelt. Bis 1908 topographisch geordnet. Führer 1904. Selbst in dieser Rückständigkeit der sonst zweifellos sehr verdienten Ära Voß blieb sie vielen ein Muster und hat so die Entwicklung der Vorgeschichte zu einer allen Volkskreisen dienenden Wissenschaft lange aufgehalten. 1908 ist das anders geworden. Zu Ehren des internationalen Historikerkongresses wurde in demselben Jahre eine Sonderausstellung veranstaltet, „die das gesamte Material in historischer Entwicklungsfolge zur musealen Anschauung“ bringen sollte. Dieser „Versuch“ bedeutete gegenüber dem früheren Wirrwarr einen bedeutenden Fortschritt (Präh. Z. 1 [1909] S. 88; Mannus 1 [1909] S. 129). Die endgültige Lösung sollte und konnte er nicht darstellen, weil die Räume unzureichend waren und man sich damals noch nicht entschließen wollte, die schwer übersehbare Fülle der Altertümer in Schausammlung und Studiensammlung zu trennen. (Führer durch die Sonderausstellung der präh. Abtlg. 1908.) Neuerdings hat sich die Abtlg. zu dieser Trennung entschlossen. Der Führer (de Gruyter & Co. 1922) ist von Schuchhardt frisch geschrieben, geschmackvoll ausgestattet und mit guten Abb. versehen (u. a. Frau v. Laussel, Keramik von Walternienburg und der Lausitz, Hallstattpanzer und -helm aus Krain, Silberfund von Holm). Wenn zu dieser Schausammlung in kürzester Frist eine schon im Werden begriffene Studiensammlung und ein jedem Forscher

jederzeit zugängliches, sorgfältig geordnetes Magazin tritt, dann haben wir in der staatlichen vorgesch. Abtlg. eine in den Dienst der Wissenschaft und gleicherweise in den Dienst der Volksbildung gestellte Slg., wie wir sie in der Reichshauptstadt für die Vorgeschichte Europas (und der übrigen Weltteile) brauchen. Die reiche Trojasammlung wird immer ein Stolz des Staatl. Museums bleiben. Es war richtig, daß auch hier dem Besucher nur eine Auswahl geboten wurde; unbedingt müssen aber sämtliche trojan. Funde jedem Forscher zugänglich sein. Auch die durch neuere Ausgrabungen (Römerschanze [s. d.], Arkona, Cucuteni [s. d.], Monteoru, Anau [s. d.], Börnicke [s. d.], Burg) gewonnenen Funde zeigen die vorgesch. Abtlg. in einem erfreulichen Aufstiege begriffen. Die Veröffentlichungen sind zumeist in der Präh. Z., in der ZfEthn., in den Amtl. Ber. Pr. S. und in den Abhandl. d. Akademie d. Wissensch. erfolgt.

Vgl. meine ausführliche Besprechung der neuen Aufstellung in der „Kunstchronik“ 1923.

§ 21. Das Zentralmuseum in Mainz. In ganz anderer Weise hat sich unser zweites großes Museum, das Römisch-Germanische Zentralmuseum in Mainz im alten kurfürstlichen Schloß, entwickelt und verdient gemacht. Es ist der großen Überlieferung aus den Tagen der beiden Lindenschmit (Vater und Sohn) treu geblieben. Die weitausblickende Arbeit, die es mit den *Altertümern unserer heidnischen Vorzeit* begonnen hat, ist ebenso eifrig und glücklich fortgesetzt worden. Die Leistungen der Mainzer Werkstätten, auch für die Ausgestaltung zahlreicher anderer, namentlich kleinerer Museen, sind nie übertroffen worden. Vorbildlich ist die Slg. im Laufe des letzten Jahrzehnts noch geworden durch die Herausgabe seiner Kataloge, von denen nicht nur diejenigen, die sich mit reiner Vorgeschichte beschäftigen, für jeden Vorgeschichtler unentbehrlich sind, sondern von denen gerade auch die mit unseren Grenzgebieten sich berührenden über frühes Mittelalter, Spätantike und vorhellenistische Altertümer besonderen Wert haben.

K. Schumacher *Verzeichnis d. Abgüsse u. wicht. Photogr. von Germanendarstellungen* 1912;

F. Behn *Röm. Keramik mit Einschl. d. hellenist. Vorstufen* 1910; K. Schumacher *Verz. d. Abgüsse u. wicht. Photogr. von Gallierdarstellungen* 1911; F. Behn *Vorhellenist. Alt. d. östl. Mittelmeerländer* 1913; K. Schumacher *Mater. z. Besiedelgesch. Deutschlands* 1913; G. Behrens *Bronzezeit Süddeutschlands* 1916; F. Volbach *Elfenbeinarbeiten der Spätantike u. des frühen Mittelalters* 1916; F. Behn *Ital. Alt. vorhellenist. Zeit* 1926; F. Volbach *Metallarb. d. christl. Kulles in der Spätantike und im früh. Mittelalter* 1921. Neuerdings hat das Museum begonnen, *Kulturgeschichtliche Wegweiser durch das Mainzer Röm.-Germ. Zentralmuseum* herauszugeben.

Im Gegensatz zu den *Altertümern unserer heidnischen Vorzeit* und den *Handbüchern (Siedlungs- und Kulturgeschichte der Rheinlande [I. vorröm. Zeit, II. röm. Per., III. merow. und karol. Zeit])*, wenden sich die *Wegweiser* an das große Laienpublikum und wollen die Slg. durch diese kleinen Heftchen für weiteste Kreise fruchtbar machen. Mit Unterstützung von W. Rehlen ist es möglich gewesen, im ersten Jahre (1922) nicht weniger als 5 *Wegweiser* der Öffentlichkeit zu übergeben.

Erwägt man, daß die mit dem Mainzer Altertumsverein gemeinsam hg. „*Mainzer Zeitschrift*“ (seit 1906) ebenfalls für die Veröffentlichung der Funde sorgt, so kann man sich nur des regen Lebens freuen, das dieses Zentralmuseum um sich zu verbreiten weiß.

Von dem Berliner unterscheidet sich das Mainzer dadurch, daß ersteres fast nur Originale besitzt oder wenigstens ausstellt, was zweifellos ein Vorzug ist, während Mainz neben guten Originalfunden überwiegend Nachbildungen zur Veranschaulichung der einzelnen Kulturen einsetzt.

K. Schumacher *Zur Erinnerung an den 100. Geburtstag Ludw. Lindenschmits* Präh. Z. 1 (1909) S. 268; ders. *Zur Neuaufstellung d. Slgn. d. röm.-germ. Centr.-Mus. Präh. Z. 1* (1909) S. 426; *Mainzer Festschrift* 1902 und 1927.

§ 21a. Als drittes Zentralmuseum wäre vielleicht noch das „*Germanische Museum in Nürnberg*“ in Betracht gekommen. In den Plänen des Gründers, des Frhr. von und zu Aufseß, hätte der Vorgeschichte in dem großen Generalrepertorium über sämtliches in Deutschland vorhandenes Quellenmaterial für deutsche Geschichte usw. ein würdiger Platz gebührt. Auch v. Essenweins Reformen

(1866—92) hätten namentlich nach der Erwerbung einiger Altertumssammlungen (vor allem des Landgerichtsrats Rosenberg in Berlin) der Vorgeschichte Raum schaffen müssen, um so mehr, als der für vorgesch. Altertümer bestimmte Saal auf Kosten des Reiches erbaut und mit den Wappen sämtlicher dtsh. Staaten geschmückt wurde. Die Grundlage war damit geschaffen. Ein glänzender Raum war da, aber es fehlte der Mann, und die Tagung der Anthrop. Gesellschaft in Nürnberg 1913 fand die vorgesch. Abtlg. im tiefsten Dornröschenschlaf. Seitdem soll es besser geworden sein. Eine Führerstellung hat das Germanische Museum in der Vorgeschichte nicht innegehabt, aber auch wohl erstlich nie erstrebt. Sie verbot sich gewissermaßen nach der Arbeitsteilung mit dem Mainzer Zentral-Museum. Solange sich jedoch im Germanischen Museum eine vorgesch. Slg. befindet, muß sie wenigstens billigen Ansprüchen jederzeit genügen.

V. Landes- und Provinzialmuseen. § 22. Gebiet. Während die Zentralmuseen ein Kulturbild der Urzeit unseres gesamten Vaterlandes, wenn nicht gar Europas und der ganzen Welt zur Anschauung bringen sollen, verfügen die Landes- und Provinzialmuseen über ein beschränkteres Sammel- und Forschungsgebiet. Früher neigten die Museumsleiter dazu, ihre Grenzen zu überschreiten, was zu vielen Mißhelligkeiten Anlaß gab. Heute dürfte es bereits gebräuchlich sein, einen angebotenen Fund aus Nachbargebieten dem Museum zuzuweisen, aus dessen Arbeitsgebiet er stammt; mindestens wäre das erstrebenswert, ebenso wie der Austausch schon vorhandener Funde zwischen den Museen.

§ 23. Ostpreußen. Die vorgesch. Slg. in Königsberg (Provinzial- und Prussia-Museum; seit dem 1. Oktober 1925 Provinzialmuseum) hat schon seit den Tagen Tischlers eine führende Stellung eingenommen (Katalog 1893 und 1897, I² 1906). Bezzenberger, Kemke und Peiser wahrten die große Überlieferung und haben dem Museum durch ihre Untersuchungen reiches Material zugeführt. Die Prussia-Berichte (SB. d. Altertumsges. Prussia seit 1875) legen ehrenvolles Zeugnis ab von rastloser

Kleinarbeit, die überall, besonders aber für die verwickelten ethno. Verhältnisse Ostpreußens, eine gesunde Grundlage der Forschung sein können. Schöne Würdigung der Tätigkeit Bezzenbergers in Eberts Gedächtnisrede vom 13. Jan. 1923 (KZ 1923 S. 300 ff.). Einer allen heutigen Ansprüchen entsprechenden Aufstellung stellen sich große Schwierigkeiten entgegen (vgl. Vorgesch. Jahrb. I [1926] S. 120 ff. Ebert). Kleinere Museen in Insterburg, Braunsberg, Osterode, Lötzen, Tilsit, Allenstein.

§ 24. Westpreußen. Danzigs westpreuss. Provinzialmuseum ist durch die Tätigkeit von Lissauer (*Präh. Denkmäler der Provinz Westpreußen 1887*) und Conwentz (*Das westpreuss. P.-M. 1880—1905*; ders. *Moorbrücken im Tal der Sorge 1897*) schon früh in die Reihe der führenden Slg. getreten. Amtl. Berichte seit 1880. Neuerdings hat es an die gute Überlieferung wieder angeknüpft durch Ordnung der vorgesch. Abteilung. La Baumes *Vorgeschichte* (Danzig 1920) gibt jedem Bewohner Westpreußens Gelegenheit, sich in die Urgeschichte seiner Heimat zu vertiefen.

Mannus 13 (1921) S. 127 Jahn; Präh. Z. 13/14 (1922) S. 210 f. Hub. Schmidt; Brandenburgia 1920 S. 24 Kiekebusch; Sitzungsber. Prussia 24 (1923) Seger; La Baume *Vorgesch. Besiedlung d. Gegend von Danzig* Zeitschr. westpr. Gesch.-Ver. 1922; Blätter f. deutsche Vorgesch. (Ztschr. der Danziger Ges. f. deutsche Vorg.) seit 1924; Mitt. a. d. Mus. in Abhdl. d. Naturf. Ges. Danzig.

Als wertvolle Ergänzung zu Königsberg und Danzig ist die Arbeit von Dorr und Ehrlich in Elbing zu betrachten. Letzterer hat sich besonders auch um die Erforschung von Siedlungen großes Verdienst erworben. Dorr *Führer 1903, Übersicht über die präh. Funde 1893—94*; Ehrlich in *Elbinger Jahrb. I* (1920) ff.

Danzig ist Freistaat geworden. Graudenz und Thorn gingen uns mit ihren Museen verloren wie Bromberg, das von Martin Schultze, und Posen, das von Blume geordnet wurde (*Führer 1911*. Ausstellung 1909 mit Nachtrag. Lit. Mannus 14 [1922] S. 300 ff. Jahn).

§ 25. In Pommern ist für die Erforschung der dtsh. Urzeit seit mehr als einem Menschenalter viel getan worden. Davon zeugen die Baltischen Studien

mit den Arbeiten von Baier, Lemcke, Walter und Stubenrauch. H. Schumann hat in seiner *Kultur Pommerns in vorgeschichtlicher Zeit 1896—97* eine der ersten, jetzt allerdings überholten Darstellungen der Vorgeschichte einer Provinz geschrieben. Das Stettiner Museum ist reich an Material, namentlich aus der BZ (Walter *Entwicklung des Stettiner Museums in den letzten zehn Jahren* Mannus 3 [1911]). Bei Übersiedlung in die neuen großen Räume ist an Ausstattung auch durch geeignetes Schrankmaterial nicht gespart worden. Auf keinen Fall hätte das Museum aber so aufgestellt werden dürfen, wie es geschehen ist. Daß man sich nicht einmal entschließen konnte, eine chronol. Aufstellung durchzuführen, beweist nur um so deutlicher, daß es hier einer kenntnisreichen Persönlichkeit bedurfte, die sich durchzusetzen weiß, und die das große, schöne, reiche, aber infolge veralteter Organisation ins Hintertreffen gekommene Museum auch mit seiner vorgesch. Abtlg. wieder in die ersten Reihen stellt. Gerade bei der Bedeutung Pommerns und Rügens für unsere Kulturentwicklung ist das dringend erforderlich. Auch die schöne vorgesch. Slg. in Stralsund bedarf der Unterstützung durch eine erste Fachkraft in Stettin.

Monatsblätter der Gesellschaft für pomm. Geschichte und Altertumskunde seit 1887; Neuere Literatur: Mannus 13 (1921) S. 215 Walter; Darstellungen der Vorgeschichte Pommerns ganz neuerdings von Gummel und Kunkel (letzterer im „Heimatbuch“). Seit 1924 leitet ein Fachmann die vorgesch. Abteilung in Stettin.

§ 26. Schlesien. Das „Museum schles. Altertümer“ in Breslau hat eine ruhmreiche Geschichte. Die ersten Anregungen gehen zurück bis vor die Zeit Büschings (*Die Altertümer der heidn. Zeit Schlesiens* 1820—24) und Kruses (*Budorgis* 1819), dessen Wirken in Breslau und Halle den ersten Aufstieg unserer Wissenschaft bedeutet. Leider sind diese vielversprechenden Keime in ganz Deutschland schnell verdorrt. Schon zu Beginn des 3. Jahrzehnts gehörte Breslau zu den besten dtsh. Museen. Was Breslau in der schweren Zeit des Niedergangs geleistet hat, ist in „Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift“

(I—7 [1859—99], NF seit 1900) niedergelegt. Einen Lichtblick erfreulichster Art bildete Gremplers Veröffentlichung der Funde von Sacrau (1887 und 1888). In der neuesten Zeit arbeitet die vorgesch. Abtlg. in großzügiger Weise und behauptet ihren Rang in der ersten Reihe aller dtsh. Museen.

Die Raumnot gestattete leider keine Trennung in Schau- und Studiensammlung. Um in erster Linie den Anforderungen der Wissenschaft zu entsprechen, sind die Altertümer möglichst vollzählig aufgestellt worden. An den Besucher, der sich als Neuling mit der Vorgeschichte seiner Heimat vertraut machen will, werden damit hohe Anforderungen gestellt. Bei der klaren, übersichtlichen Anordnung der Funde wird ihm jedoch die Einführung nicht unmöglich gemacht. So bedeutet die Aufstellung in Breslau den denkbar besten Ausweg und beweist, daß im Notfall auch einmal von der Regel abgewichen werden kann. Seine Jordansmühler (s. d.) und Aunjetitzer (s. d.) Kultur sowie die kaiserzeitlichen Funde von Wichulla und Sacrau üben allein schon große Anziehungskraft aus.

*Führer durch die vorgesch. Abtlg. u. das Antikens-kabinett des schles. Mus. für Kunstgewerbe und Altertum; Mertins Wegweiser durch die Urgeschichte Schles.*² 1906; H. Seger *Schlesiens Urgeschichte (Landeskunde)* 1913; M. Jahn *Literatur zur Vorgeschichte Schlesiens 1900—21* Mannus 14 (1922); Altshlesien, Mitt. d. Schles. Altertumsvereins seit 1922; Schles. Monatshefte 1924; *Maslographia* 1711 (Herrmann) und 1911 (Seger).

Die Arbeit des Breslauer Museums wird in der Oberlausitz glücklich ergänzt durch Görlitz. Es hat auf dem Gebiete der Dreigräben- und Burgwallforschung viel geleistet. Die vorgesch. Slg. soll in der Umordnung begriffen sein. Oberschlesien als selbständige Provinz hat seinen eigenen Vertrauensmann (seit 1925).

§ 27. Das Märkische Museum der Stadt Berlin. Forschungsgebiet Berlin und die Mark Brandenburg. Gegründet 1874 von E. Friedel. Vorgesch. Abtlg. mehr als 26000 Nummern. Bei Überführung in den Neubau an der Jannowitzbrücke neu geordnet 1907—08. Es wurde eine Aufstellung erstrebt, die nicht nur den Anforderungen der wenigen Fachgenossen sowie

der Vertreter anderer Wissensgebiete entsprechen, sondern auch weiterhin auf alle Gebildete und selbst die weitesten Kreise einwirken sollte. Die Schau-sammlung gibt in 6 Sälen eine Übersicht über die märk. Vorgeschichte. Auf knappe, alles wesentliche enthaltende Erläuterungen ist großes Gewicht gelegt worden. Für Aufstellung ganzer Gräber oder Grabmodelle aus allen Perioden reichte der Raum nicht aus. Dagegen wurde Anschaulichkeit mit Hilfe von Zeichnungen erreicht, die namentlich auf die Verzierungen der Einzelstücke aufmerksam machen. Die Studiensammlung ist in zwei großen, elektrisch beleuchteten Turmgewossen teils in den alten, teils in neuen Museumsschränken, topographisch geordnet, gut untergebracht. Der Speicher (Magazin) enthält Hunderte von kleinen Kisten mit Aufschriften, die leichtes Auffinden ermöglichen. Die Ausgrabungsergebnisse von Buch sind vorläufig in einem notdürftig ausgebauten Bodenraum aufgestellt. Mit der Ausstellung der Bucher Funde ist versucht worden, zu zeigen, wie die Ergebnisse eines bedeutenden Fundplatzes für die Besucher ausgewertet werden können. S. a. Buch.

Die Ausgrabungstätigkeit hat sich namentlich auf die Erforschung der Wohnstätten erstreckt, so daß jetzt aus allen Perioden der Vorzeit größere Siedlungen vorliegen (s. Siedlungsarchäologie). Über die Tätigkeit des Museums für die Verbreitung vorgesch. Kenntnisse s. Vorgeschichte im öffentlichen Unterricht. *Brandenburgia-Festschrift zur 50-Jahrfeier des Museums 1924.* Das Märk. Museum ist bereits 1907—08 nach den beiden heute wohl allg. geltenden Grundsätzen (Chronol. Ordnung und Gliederung in Schausammlung, Studiensammlung und Speicher) aufgestellt.

Neben dem *Führer* geben die *Bilder aus der märkischen Vorzeit* und die *Vorgeschichte der Mark Brdgg.* (*Landeskunde III* von A. Kieckbusch 1912) Übersichten, mit zahlr. Abb. versehen. Unter Mitwirkung des Märk. Mus. wird die Zeitschr. „*Brandenburgia*“ der Gesellschaft für Heimatkunde und Heimatschutz herausgegeben.

Bedeutende Funde: Gießerbund von Spindlersfeld bei Cöpenick, Hügelgräber

von Weitendorf (III. Per.), Königsgrab von Seddin (s. d.), Reitergrab von Neukölln, Hacksilberfunde. Außer dem Märk. Museum gibt es in der Provinz noch etwa 50 kleinere Museen (Orts-, Kreis-, Heimatmuseen), die jetzt zu der „Vereinigung brandenburgischer Museen“ zusammengeschlossen sind (Verzeichnis: Müncheberger Mitt. 4/5 [1914—15]). Alle diese Slg. pflegen nicht nur Vorgeschichte. Der Mangel der Zersplitterung kann sehr wohl wettgemacht werden durch Einwirkung auch auf die abgelegensten Ortschaften und aufmerksame Überwachung der Fundstellen. Um gegenseitige Reibungen auszuschließen, ist seitens der Provinz eine Organisation getroffen worden, die jedem Museum einen bestimmten Bezirk zuteilt, so daß auch schnelles Zugreifen bei Gelegenheitsfunden ermöglicht wird.

Zu den bestgeordneten Slg. mit teilweise recht bedeutsamen Funden gehören Guben (von Hugo Jentsch gegründet), Frankfurt a. O. (von M. M. Lienau geordnet), Prenzlau (von Blume geordnet; Verzeichnis von demselben), Freienwalde, Neuruppin, Havelberg, Heiligen-grabe, Perleberg, Brandenburg, Potsdam, Nauen, Kottbus, Landsberg a. W., Müncheberg (von Kuchenbach gegründet; Anfänge 1851).

§ 28. Provinz Sachsen. Das Provinzialmuseum für Vorgeschichte zu Halle hat mit reichen Mitteln den Versuch gemacht, eine Landesanstalt für Vorgeschichtsforschung zu schaffen. An Rührigkeit nach jeder Richtung hin hat es nicht gefehlt. Schon wegen der guten Arbeitsmöglichkeit wurden junge Kräfte angezogen. Die geschichtlichen Slg. konnten ausgeschieden werden, und für die vorgesch. Slg. wurde ein Gebäude errichtet, das eigens für diese Zwecke gedacht war (Erbauer Wilh. Kreis). Der Garten ist für Hüengräber, Hügelbauten und Nachbildungen anderer größerer Bodenfunde in der Art eines Freilichtmuseums bestimmt. Mit Werkstätten für Tischler, Gipser, Schlosser u. dgl. ist das Museum sehr gut ausgestattet. Der „ersten selbständigen, mit allen modernen Forschungs- und Darstellungsmitteln ausgerüsteten Anstalt — nicht nur in Deutschland —, die

sich ausschließlich der Vorzeitforschung widmet“, muß Zeit gelassen werden, ihre Absichten und vielgestaltigen Pläne durchzuführen. Mit der Darstellung des Gesamtbildes der „Kulturgeschichte dieser (steinzeitl.) vorgesch. Jht. der werdenden europ. Menschheit“ ist das Museum über die Aufgaben eines Provinzialmuseums weit hinausgetreten und nähert sich erheblich den Zentralmuseen, was an sich keinen Schaden bedeuten könnte. Wenn das Museum auch gezwungen ist, in weitem Maße zu Nachbildungen zu greifen, so sind diese doch immer gut gearbeitet. Auch die Veranschaulichung der „Geisteskultur“ (Religion, Astronomie), selbst die Periklesbüste und der Kopf des jungen Augustus, wie die Hinweise auf Kreta und Mykenai, lassen sich noch rechtfertigen. Auf jeden Fall bedeutet das Museum in Halle einen lehrreichen interessanten Versuch und zugleich einen Beweis neuen, frischen Lebens. Ausgezeichnet ist die Aufstellung aller Funde von Halle und Umgebung in einem besonderen Saale, und ebenso wertvoll sind auch wechselnde Ausstellungen (zu Weihnachten 1923 der „Winter“ mit allen Weihnachtsbräuchen), die stark ins Volkskundliche hinübergreifen und uralte Zusammenhänge beleuchten. Das Glanzstück des Museums, der Reiterstein von Hornhausen, schmückt auch den *Führer*.

H. Hahne *Einweihung d. neuen Prov.-Mus. Mannus 11/12 (1919/20)*; Niklasson *Die vorgesch. Forsch. in der Prov. Sachsen, in Anhalt und Großthüringen seit 1900 Mannus 15 (1923)*; Veröffentlichungen d. Prov.-Museums seit 1918; *Jahresschrift für die Vorgesch. der sächs.-thür. Länder*, hg. vom Prov.-Mus. 1902—11. Neuerdings fortgesetzt.

Magdeburg: Mertens *Führer durch das Städt. Museum für Natur- und Heimatkunde*. Vorgesch. Abtlg. bearbeitet von H. Hahne. — Halberstadt: *Führer durch die vorgesch. Abtlg. d. Städt. Museen mit einer Übersicht der Kulturentwicklung im Harzgau 1913*. — Erfurt: P. Zschiesche *Das vorgesch. Erfurt und seine Umgebung 1904*. — Wernigerode: Mötelfindt *Übersicht über die Vor- und Frühgeschichte d. Grafschaft Wernigerode Zeitschr. d. Harzvereins 1917*. Neuordnung: Mannus 1924.

In der einst zu Brandenburg, jetzt aber zur Prov. Sachsen gehörigen Altmark be-

sitzen Salzwedel (Danneil; s. Dreiperiodensystem), Tangermünde und Stendal gute alte Überlieferung. Burg und Genthin reihen sich ihnen an. Die Bedeutung dieser Museen liegt im Wert ihrer Funde.

Weitere Slg. z. B. in Quedlinburg, Eisenleben, Nordhausen und Mühlhausen.

§ 29. Hannover. Das Provinzialmuseum (seit 1870) ist entstanden aus dem Museum für Kunst und Wissenschaft (seit 1852), dem „Welfenmuseum“ und der Fideikommiß-Galerie des Gesamthauses Braunschweig-Lüneburg. Slg. vor Jahren gesichtet; der Zettelkatalog und ein wertvolles Archiv angelegt (*Wegweiser 1909*). In den letzten Jahren eine völlige Umordnung vorgenommen. Die leitenden Grundsätze hat Jakob-Friesen in einem ausführlichen Aufsätze der „Museumskunde“ dargelegt (1921). In der Benutzung von Erläuterungstafeln, Übersichten u. dgl. tut das Museum vielleicht des Guten manchmal zu viel, versteht es aber stets, den Beschauer zu fesseln und zum Denken anzuregen. Auch ein Neuling kann sich durch gründliches Studium der Säle eingehende Kenntnis der Kulturen verschaffen. Museumstechnisch steht diese Slg. auf der Höhe. An der Decke möglichst getreu in Farben und mit allen Unebenheiten nachgebildet die Malereien der Altamira-Höhle. Die Wohnweise des Eiszeitmenschen wird durch das Schutzdach des Schweizerbild-Felsens und das Keßlerloch veranschaulicht. Wertvoll sind die Hinweise auf die Technik. Gleichzeitig ließ man aber auch — was bisher selten geschehen ist — der Studiensammlung die nötige Pflege angedeihen. In älteren Museumsschränken sind alle Funde gut untergebracht und chronol. geordnet. (Reitergrab von Anderten; Mäandergefäße von Darzau; Moorleichen.)

Jakob-Friesen *Die museumstechnisch. Auswertung vorgesch. Slgn. nach dem pädagogischen Prinzip Museumskunde 16 (1921)*; *Jahrbuch des Provinzial-Museums; Vorzeitfunde aus Niedersachsen seit 1915*; *Zeitschrift des histor. Vereins für Niedersachsen seit 1850 (vorher Archiv)*. Seit 1920 dazu *Nachrichtenblatt für Niedersachsens Vorgeschichte*.

Über Hildesheim vgl. *Die Slgn. des Römermuseums 1914*. E. Pernice und

F. Winter *Der Hildesheimer Silberfund* Berlin 1901. — Göttingen: Verworn *Die Besiedlung der Gegend von Göttingen in präh. Zeit* Korr.-Bl. Anthr. Ges. 1909. — Celle hat seine vorgesch. Altertümer leider nicht aufgestellt. — Lüneburg. Vorgesch. Abtlg. von M. M. Lienau vor etwa 17 Jahren in sachgemäßer Weise geordnet. Wertvolle Funde aus den germ. Gräberfeldern Rebenstorf, Rieste.

Lüneburger Museumsblätter; Schwantes *Vorgesch. d. Rgbz. Lüneburg* im Heimatbuch.

Harburg erhält jetzt ein eigenes Gebäude. — Stade. Hervorragende Funde: Bronzefunde von Ahausen und Örel; griech. Schale von Frelsdorf; Runenstein von Jesteburg; Moorleiche von Oberaltendorf. 4 Bronzeräder von Stade, 1919 gefunden (Jakob-Friesen im Stader Archiv). Solche kleinen, aber wertvollen Slg. müssen in ihrem ganzen Umfange zugänglich sein.

Wesermünde (Geestemünde); Städt. Museum in den oberen Räumen der Handelskammer. Die reichhaltige Slg. ist chronol. geordnet worden.

Fr. Plettke *Vor- u. Frühgesch. d. Rgbz. Stade* Hansa-Heimatbücher; *Jahrb. d. Männer vom Morgenstern*; A. Plettke *Ursprung und Ausbreitung der Angeln und Sachsen in C. Schuchhardt Urnenfriedhöfe III I* (1921).

Kleinere, teils sehr interessante Slg. in Ülzen (A. Jenge), Verden, Wunstorf, Nienburg a. W., Emden und Osnabrück.

§ 30. Schleswig-Holstein. Das Museum vaterländischer Altertümer in Kiel ist der Universität angegliedert. Hauptanziehungspunkt ist das Nydamer Boot. Von hohem wissenschaftlichen Interesse die Funde aus Haithabu (unveröffentlicht). Unter den neueren Fundplätzen ziehen die Steinzeithäuser von Klein-Meinsdorf die Aufmerksamkeit auf sich. Am Museum wirkten Handelsmann, Splieth und Johanna Mestorf als langjährige Leiterin. Die Urnenfriedhöfe sind von Joh. Mestorf, die der älteren EZ von Knorr behandelt.

Berichte seit 1836; Mitteilungen d. Anthrop. Ver. seit 1888; *Führer* 1909; J. Steen *Die Slg. vorgesch. Altert. in der Domschule zu Schleswig und ihre Begründer* Progr. Schleswig 1911;

F. Knorr *Schleswig u. Haithabu* Kunstkalender Schleswig-Holstein 1924 S. 24—31; Tode *Kulturbilder aus der Vorgeschichte* ebd. S. 5—12.

§ 31. Westfalen. Über die westfäl. Museen hat sich Kossinna wiederholt geäußert. Schon bei der Einweihung des neuen städt. Kunst- und Gewerbemuseums in Dortmund (1911; Mannus 4 [1912] S. 134) erwähnte er das Stagnieren der Altertumsammlung in Münster. Nochmals kam er (Mannus 5 [1913] S. 31) darauf zurück und wies darauf hin, daß sich im westfäl. Ostgebiete neue arch. Mittelpunkte zweiter Ordnung aufgetan hätten zu Paderborn, Bielefeld, Detmold (Lippe), „aber diese beschränken sich wesentlich auf Sammeltätigkeit, auf Erwerb von Zufallsfunden, ohne die eigentlich systematische Arbeit aufzunehmen“. Für den NO schließen sich noch Herford und Minden an, denen die kleine Slg. in Bückeburg (Schaumburg-Lippe) anzureihen ist. Herford besitzt zwar nur einen Schrank (die große Zahl der Webegewichte von Obernbeck deutet auf eine umfangreiche Siedlung, von der wie von dem Gräberfelde auch in Bielefeld Funde vorhanden sind). Bielefeld hat seine wertvollen vorgesch. Funde in einem Raume des „Städt. Museums“ vereinigt. Hier wäre nicht nur die dankenswerte Aufstellung geschlossener Funde, sondern eine sorgfältige chronol. Anordnung mit eingehender Beschriftung recht angebracht und könnte den Besuchern, namentlich den Schulen, eine bessere Einführung geben. Die Funde von Südlengern, von Stemmer und Nordhemmern sind gerade für die germ. Urgeschichte, namentlich die Frage der Ausbreitung der Germanen, von größter Bedeutung (Mannus 10 [1918] S. 108ff. Schulz). Für dieselben Probleme hat Minden gutes Material, und auch hier wären straffere Ordnung und reichere Erläuterungen recht angebracht.

Die Funde aus Bielefeld und Minden haben vielfach in den „Ravensberger Blättern“ Bearbeitung gefunden. (Im Jahrgang 1914 Übersicht über die vorgesch. Funde in Minden-Ravensberg Schulz.) Die bedeutendste vorgesch. Slg. ist durch Baum in Dortmund geschaffen worden. Hier finden sich neben den Ergebnissen der Ausgrabungen des

Römerlagers von Oberaden zahlreiche andere Funde aus gut beobachteten Stellen. Die Slg. ist untergebracht in dem im Innern völlig neu hergerichteten Gebäude des alten Oberbergamtes (Backsteinbau Schinkelschen Stiles von 1874; Abb. Mannus 4 S. 131). Mit Recht bedauerte Kossinna (ebd.), daß die vorgesch. Abteilg. „nur nach landschaftlichen Gesichtspunkten angeordnet ist, so daß an eine entwicklungsgeschichtliche Übersicht über die Kultur“ nicht gedacht werden kann. Mit gleichem Recht mahnte Kossinna schon 1913 (Mannus 5 S. 16), dem Direktor einen wissenschaftlich durchgebildeten Abteilungsleiter an die Seite zu stellen (vgl. Verbandstag des Nordwestd. Verbandes 1908).

Das interessanteste kleinere Museum Westfalens dürfte das in Haltern sein. Es enthält die Ausgrabungsergebnisse des Römerlagers, das uns röm. Kultur der frühesten Zeit um so reiner widerspiegelt, als es sich bei der Besetzung dieser Gegend nur um eine ganz beschränkte Zeit handelt, mag Haltern nun Aliso sein oder nicht.

Die Westfäl. Mitteilungen enthalten die Berichte über die Ausgrabungen bei Haltern aus der Feder unserer bewährtesten Führer der provinziälrom. Forschung (darunter Dragendorff, Ritterling, Koepf, C. Schuchhardt, Kropatschek, S. Loeschcke). *Atlas vor- und frühgeschichtl. Befestigungen in Westfalen I—III* (1920); hg. von der Altertumskommission für Westfalen. Neuerdings hat auch Münster sich auf seine Pflichten besonnen.

§ 32. Hessen-Nassau. Die großen Museen in Kassel (Funde von der Altenburg [s. d.] bei Niedenstein [wohl Mattium]) und Wiesbaden haben für die gleichnamigen Regierungsbezirke an provinziälrom. und vorgesch. Funden seit langem emsig gesammelt. Wiesbaden darf selbst mit Bonn und Trier in die Schranken treten (Germania 7 Kutsch). In den „Nassauer Annalen“ (seit 1827) und „Mitteilungen“ sind (seit 1897; seit 1913—14: Nassauer Heimatblätter) Fundberichte und Jahresberichte veröffentlicht worden. Kleinere Slg. in Höchst (*Führer* 1921). Alles Nicht-hessische hat Kassel an die Lehrsammlung des arch. Seminars der Universität Mar-

burg abgegeben. Die Funde der Umgebung Marburgs sind im Museum des hess. Geschichts-Vereins aufbewahrt. An kleineren Slg. kommen Hersfeld und Eschwege in Betracht. Bedeutendes hat Fulda geleistet. Nicht nur die Slg., sondern auch die sorgfältigen Veröffentlichungen des Fuldaer Geschichtsvereins zeugen für rege Arbeit (Vonderau *Heutiger Stand Fuldaer Gesch.*-Bl. 4 [1905]). — Frankfurt a. M. (Funde von Nida). Vgl. „Alt-Frankfurt“ 1909 Schumacher; Festschrift Anthr. Ges. 1908; G. Wolff *Frankfurt und seine Umgebung in vor- u. frühgesch. Zeit* 1913; *Bilderatlas zur Geschichte Frankfurts* 1916 (Müller). — Hanau: F. Kutsch *Katalog west- u. südd. Slg. V.* — Saalburg: Präh. Z. 1 (1909) S. 95.

§ 33. Rheinprovinz. Über die Museen unseres Rheinlandes ist in den führenden Fachzeitschriften ausführlich gesprochen worden, und zwar in der Präh. Z. 2 (1910) von K. Schumacher und im Mannus 15 (1923) von C. Rademacher.

Schumacher fand „im Zentrum rührigen Wetteifer, an der Peripherie im N wie im S und zum Teil auch im W eine gewisse Stagnation“. Teilweise wenigstens ist das seitdem besser geworden, trotz der schwierigen Zeiten.

Eine lange, inhaltreiche Geschichte haben die beiden Provinzialmuseen in Bonn und Trier aufzuweisen. Leider waren beide, ursprünglich dem Zuge der Zeit folgend, gar zu einseitig auf die Erforschung der provinziälrom. Altertümer eingestellt. Was sie auf diesem Gebiete geleistet haben, ist bedeutend. Durch Nichtbeachtung der vorgesch. oder, wie man am Rhein früher sagte, „barbarischen“ Altertümer ist viel wertvolles Material verloren gegangen. Wenn, wie seit Jahren in Bonn, nun auch die Erforschung nichtrom. (steinzeitl., kelt. und germ.) Fundplätze die nötige Sorgfalt erfahren würde, gehörten beide zu den bestorganisierten und bestgeleiteten Museen, wofür allein schon die Veröffentlichungen und Jahresberichte rühmliches Zeugnis ablegen.

Jahrbücher des Vereins von Altertumsfreunden im Rheinlande (Bonner Jahrbücher) seit 1842; Jahresbericht der Gesellschaft für nützliche Forschungen Trier; Trierer Jahresbericht NF seit 1908.

Köln. Eine eigenartige Stellung nimmt das „Städt. Museum für Vor- und Frühgeschichte“ ein. Es will „zugleich ein Bild der ältesten Kulturentwicklung in Europa geben“ (Schumacher), sammelt darum „rheinische und auerrheinische“ Funde und berücksichtigt namentlich das westeurop. Paläolithikum. Das Museum wurde durch C. Rademacher ins Leben gerufen. Den Grundstock bildeten die von Rademacher größtenteils selber gehobenen Funde aus den Hügelgräbern der näheren und weiteren Umgebung (Prähistorikerkongress 1907). Der Inhalt dieser Gräber ist für die germ. Urgeschichte, vor allem für die Frage, wann die Germanen den Rhein erreicht haben, von allergrößter Bedeutung, wohl gar entscheidend. Darum ist eine vollständige, alle FU berücksichtigende Veröffentlichung dieser Funde eine Notwendigkeit. Daß die an diese Gräber sich anschließenden Streitfragen noch nicht endgültig gelöst sind, beweisen allein schon die letzten Auseinandersetzungen zwischen Rademacher und Holzerda.

(Vgl. dazu auch E. Norden *Germanische Urgeschichte in Tacitus' Germania*² S. 379 und Schuchhardt *Alleuropa* 1919¹ S. 322); Rademacher *Führer durch das städt. Präh. Museum*³ 1915.

Ganz hervorragende Leistungen weisen die Museen Birkenfeld (Baldes; oldenburgisch), Koblenz, Essen, Duisburg, Remagen, Andernach und Neuwied auf. Gute Führer sind außerdem vorhanden für Mayen, Geldern, Xanten und Zülpich. Essen sammelt nicht nur Funde aus seiner Umgebung. Mehr als 30 Museen für Vorgeschichte in einer Provinz zeugen von fast übermäßiger Zersplitterung. Diese kann nur aufgewogen werden durch Arbeit im Sinne des Heimatgedankens und dadurch, daß in gemeinsamer Tätigkeit brennende Fragen der Wissenschaft gelöst werden.

§ 34. Hamburg, Lübeck, Bremen. In Hamburg sind die vorgesch. Funde dem Museum für Völkerkunde angegliedert. Bei geringem Umfange des Sammelgebietes ist die Abtlg. verhältnismäßig klein geblieben und erst in neuerer Zeit etwas erweitert worden. Daß es gelungen ist, die Anstellung eines fachmännisch vorgebildeten Leiters durchzusetzen, bürgt für zeitgemäße Entwicklung der Slg. Der den

vorgesch. Funden zugewiesene Raum ist aber zu klein. Größere Gemeinschaften in den Kojen zu führen, ist an sich schon schwierig. Das Doppelte oder Dreifache des Raumes würde etwa zur Aufstellung einer Schausammlung nötig sein. Hoffentlich wird Hamburg den rechten Weg zur Ausführung der notwendigen Maßnahmen bald finden.

In Lübeck scheinen ähnliche glückliche Lösungen in Aussicht zu stehen. Neuerdings hat Lübeck einen durchgebildeten Bearbeiter seiner Altertümer gefunden, dem nicht nur die Ordnung und sachgemäße Ausgestaltung der Slg. am Herzen liegt (s. Denkmalpflege, Siedlungsarchäologie). Lübeck wird so bald sein eigenes Gepräge erhalten.

K. Freund *Die präh. Abteilg. des Museums zu Lübeck* Festschrift für die Anthr. Ges. 1897; ders. *Die vorgesch. Altertümer im Lübecker Gebiet* Progr. 1898.

Bremen ist vorläufig weit zurückgeblieben. Der stattliche Bau des „Städt. Museums“ bietet mit seinen prächtigen Innenräumen in all seinen Abteilungen ein imponierendes Bild, das der Blüte der reichen Hansastadt würdig ist. Auch die mit der geol. Abtlg. verbundene paläol. Slg. steht auf der Höhe. Dagegen fällt die Slg. der heimischen Altertümer trotz ihrer Reichhaltigkeit und der großen Mittel, die dafür angewendet wurden (Steinkistengrab von Goldbeck), ab. Ein einziger Blick auf die Slg. lehrt, daß hier die sachkundige Hand immer noch fehlt.

§ 35. Die Slg. Schwerin ist eine der ehrwürdigsten und wertvollsten durch Alter und wissenschaftliche Arbeit (Schröter-Lisch *Friderico-Franciseum* 1824—36). Ihre Funde sind namentlich auch durch die Veröffentlichungen ihres langjährigen heutigen Leiters Rob. Beltz hinreichend bekannt geworden (*Vorgeschichte von Mecklenburg* 1899; *Altertümer d. d. Ghzgt. Mecklenburg-Schwerin* 1910; eines der wertvollsten Inventarwerke, das wir besitzen). Dazu kommen die auf Grund der geol. Karten hergestellten Fundkarten (4 Karten zur Vorgeschichte von Mecklenburg 1899. Erläuterungen: *Anthrop. Korr. Bl.* 1901; *Mecklenb. Jahrb.* [seit 1836]). Eine schöne Ergänzung zum Schweriner Museum bildet das in

Neubrandenburg, und jetzt nimmt auch Neustrelitz die Arbeit auf.

R. Beltz *Vorgeschichte des Landes Stargard (Hegzt. M.-Strelitz)* 1921; ders. *Lit. zur Mecklbg. Vorgesch. 1900—20* Mannus 13 (1921); *Jahrb. d. Ver. f. mecklenbg. Gesch. u. Altertumskunde* seit 1876; *Vorgeschichtliches Jahrbuch* 1 (1926) S. 117 ff. M. Ebert.

§ 36. Oldenburg. Die vorgesch. Abtlg. des Naturhistorischen Museums ist von Martin in Schau- und Studiensammlung geschieden. Erstere wurde von Martin chronol. aufgestellt, neu katalogisiert und bezeichnet (Mannus 11—12 S. 3 Lienau).

Die Studiensammlung ist von Lienau chronol. geordnet worden (M. Lienau *Oldenburger Grabungen mit einer Studie über Brandgrabengräber* Mannus 11—12 [1920]). Oldenburg ist einer der ersten dtsh. Staaten gewesen, der seine Altertümer durch Gesetz geschützt hat. Auch das ist in erster Linie Martins Verdienst.

§ 37. Braunschweig. „Landesmuseum“, aus der Slg. des Herzogs Ulrich (gest. 1714) in Salzdahlum entstanden; 1753 nach Braunschweig als „Kunst- und Naturalienkabinett“ überführt. Eine der ersten dem öffentlichen Besuch zugänglichen Slg. Kurze Beschreibung von P. J. Meier in „Deutschlands Städtebau“ (Deutscher Architektur-Verlag „Dari“). *Vorgesch. Slg.* dort nicht erwähnt.

Das „Städt. Museum“ hat für die Vorgeschichte nur einen einzigen, allerdings recht großen Saal zur Verfügung. Für eine Schausammlung würde der Raum ausreichen. Für die Umordnung fehlen die wissenschaftlichen Hilfskräfte, da der Leiter des ganzen Museums schon übermäßig belastet ist. In überraschender Zahl finden sich in der Slg. Haake steinzeitl. Siedlungen (Ösel, Fallstein). An diesen Stellen hätte die Siedlungsforschung einzusetzen. Das vorgesch. Dorf Atzum z. B. lieferte schon Funde von der Steinzeit bis in die Völkerwanderungszeit hinein.

Voges *Vorgeschichte des Landes Braunschweig* 1906; ders. *Aus der Heidenzeit des Landes Braunschweig* 1910; *Lit.* 1901—20: Mannus 1923 Knoop; Fr. Fuhse *Gräberfelder der älteren Eisenzeit* Mannus 8 (1917); *Präh. Z.* 13/14 (1922) R. Beltz rühmt die „gute Aufstellung, Etikettierung und Belichtung der Slgn.“

Holzminden. Bestandaufnahme des Museums im „Tägl. Anzeiger“ 1919 Nr. 64.

Im Anschluß daran seien erwähnt die Slg. in Anhalt, Dessau und Bernburg. Höfer und Merker *Katalog des Altertums-Museums* 1911. Die wertvolle Slg. des Schlosses Gr. Kühnau bei Dessau ist in das Landesmuseum in Zerbst aufgegangen. Slg. in Ballenstedt. Gut entwickelt hat sich in letzter Zeit das Museum in Köthen (Mannus *Ergänzungsband IV* [1925] S. 12, 35).

§ 38. Thüringen. Die Zerstreung der thüring. Altertümer in größere, kleinere und kleinste Museen ist kaum noch zu übertreffen. Glücklicherweise haben wir in dem von Götze, Höfer und Zschiesche bearbeiteten Werk (*Die vor- u. frühgesch. Altertümer Thüringens* Würzburg 1909) eine gute Übersicht über alle diese Funde und Bestände der einzelnen Museen (Arnstadt, Eisenach, Gotha, Jena [Germanisches Museum], Kahla, Meiningen, Rudolstadt, Sondershausen, Gera, Hildburghausen, Römhild [Kl.-Gleichenberg]). Teilweise sind diese Slg. jetzt auch im Umzuge begriffen; einige von ihnen werden in freigewordenen Schlössern untergebracht.

Weimar. Das städtische Museum wurde 1888 gegründet. Anlaß dazu gaben die bei Taubach gesammelten Funde, die bald einer Vergleichssammlung aus den reichen westeurop. Fundplätzen bedurften. Pfeifers Unterstützung ist es zu danken, wenn Weimar heute eine der ausgezeichnetsten paläol. Slg. sein eigen nennt. Pfeiffer war ein guter Kenner und Beurteiler eizeitl. Kulturen und hatte eine Fertigkeit im Zuschlagen der Steine erlangt, die ihresgleichen suchte. Naturgemäß nehmen die Steinzeitfunde den größten Raum ein. Im Führer kommen von 174 Seiten nur etwa 40 Seiten auf alle anderen Perioden.

Führer 1912 (Möller); *Katalog der technol. Abtlg. des Städt. Museums in Weimar.*

Altenburg entwickelt eine ähnlich rührike und erfolgreiche Tätigkeit wie Geestemünde (s. § 29). Die reichhaltige Slg. ist im oberen Stock des Altenburger Landesmuseums (im Schlosse zu Altenburg) übersichtlich und geschmackvoll geordnet worden und wird sehr oft von Schulklassen aus Stadt und Land besucht.

Amende-Führer zugleich *Vorgesichte des Altenburger Landes* Mitt. d. gesch.-u. altertumforsch. Ges. des Osterlandes 1922; Mannus 13 (1921) S. 128ff. Wilke; (was nicht aus Veröffentlichungen zu ersehen war, ist mir von Dr. Gandert mitgeteilt worden, der die Slg. im Sommer 1923 besucht hat).

§ 39. Der Freistaat Sachsen besitzt außer der bisher von Deichmüller (*Über Maßregeln zur Erhaltung und Erforschung der vorgeschichtlichen Altentümer im Königreich Sachsen 1898 und Sachsens vorgeschichtliche Zeit 1901*) geleiteten reichhaltigen „Präh. Slg.“ im Dresdner Zwinger eine ausgezeichnete, sehr rege vorgesch. Abtlg. in Bautzen, die sich mit Görlitz in die Bearbeitung des Gebietes der Oberlausitz teilt und nur der chronol. Ordnung bedarf. Das Museum für Völkerkunde in Leipzig hat es verstanden, seine vorgesch. Abtlg. in kurzer Zeit zu vermehren und auszubauen. Schon der Führer von 1910 gab eine treffliche Übersicht. 1922 ist ein neuer Führer erschienen, von J. Richter verfaßt und von German mit guten Zeichnungen ausgestattet. Am Eingang zur Abtlg. die Altamira-Decke wie in Hannover. Für Veranschaulichung durch Tafeln ist auch hier reichlich gesorgt.

Jahrbuch des Städt. Mus. für Völkerkunde: Bd. 2 Jakob *Die Latène-funde der Leipziger Gegend*; Bd. 6 Weule *Das Museum für Völkerkunde*; Bd. 7 Wilke *Die Herkunft der Indoiranier*; Weule *Sachsens Vorgeschichte*. — Veröffentlichungen des Städtischen Museums für Völkerkunde: Heft 3 *Näbe Steinzeitl. Besiedlung der Leipziger Gegend*; Heft 5 Jakob und Gäbert *Die altsteinzeitl. Fundstelle Markkleeberg bei Leipzig*.

§ 40. Der Freistaat Hessen besitzt in der Slg. in Gießen ein hervorragend geleitetes Museum. Es stellt seine Funde mit klaren Zeichnungen und guten Beschreibungen aus und eignet sich ganz besonders zur Einführung in die Vorgeschichte.

Abh. des Museums der oberhess. Geschichtsver. und der Wilh.-Gail-Stiftung nebst kurzem Führer von Kramer in „Gießen 1607/1907“, 2. Ausgabe 1912/13. Mitten in der Krisis der letzten Jahre hat es Mut und Mittel gefunden, „Veröffentlichungen“ herauszugeben; O. Kunkel *Vorgeschichte unserer Heimat* Grünberg i. H. 1921; Kunkel *Vorgeschichte Oberhessens* (vergriffen) ersetzt durch O. Kunkel *Oberhessens Vorgeschichtliche Altentümer 1926*; ders. veröffentlichte sämtl. Bodenfunde d. Museums in Alsfeld (Festschrift zur 700-Jahrfeier der Stadt Alsfeld); vgl. Jahresberichte der Hess. Denkmalspflege, Darmstadt seit 1910.

Friedberg. Besprechung der neuen Aufstellung im Archivgebäude durch Schumacher in Präh. Z. 10 (1918) S. 192; Friedberger Geschichtsblätter. Über Alzey: Präh. Z. 1 (1909) S. 96 und ebd. 10 (1918) S. 91 Schumacher. Worms. Das Paulus-Museum in Worms hat durch die fruchtbare Arbeit Koehls mit Heilbronn in der Aufhellung chronol. Fragen des Neol. gewetteifert. Darmstadt hat in dem von A. Messel erbauten Landesmuseum — wie schon Schumacher hervorheben konnte — „zum ersten Male in Süddeutschland zwischen Schausammlung, Studiensammlung und Magazin unterschieden“. Über die Neuordnung der Denkmalspflege vgl. *Die archäologischen Sammlungen in Darmstadt* (Adamy) 1897.

Helmke *Die Allertumsslg. des Friedbg. Gesch.-Ver. und ihre Verwertung in der Schule 1904; Führer 1920*.

§ 41. Bayern hat für die vorgesch. Museen am besten Sorge getragen durch die ausgezeichnete Organisation seiner Denkmalspflege auch auf vorgesch. Gebiete (s. Denkmalspflege). Aufgabe der beiden Konservatoren in München und Würzburg ist zugleich auch die Fürsorge für die Sammlungen im Lande.

München. Die „Prähistorische Staatsammlung“ sah ich 1913. Seitdem sind einige Gruppen chronol. besser geordnet. Berichte im Münch. Jahrb. d. bild. Kunst 1924. Das Bayerische Nationalmuseum hat einen Katalog herausgegeben, in dessen IV. Band die „vorgesch., röm. und merow. Altentümer“ behandelt sind.

Beiträge zur Anthrop. und Urgesch. Bayerns, München, seit 1877; Der Bayerische Vorgeschichtsfreund, seit 1921, hg. v. Kandler und Wagner; F. Wagner *Literatur zur bayer. Vorgeschichte 1900—22* Mannus 15 (1923); ders. *Literatur zur bayer. Ur- und Frühgeschichte 1921—24*. Der Bayerische Vorgeschichtsfreund 4 (1924).

Nürnberg. Die vorgesch. Slg. fand auf dem Anthropologentage 1913 gebührende Würdigung und Anerkennung. Die Festschrift zum 44. Anthropologenkongreß enthält über das Arbeitsgebiet bemerkenswerte Abhandlungen.

Besondere Beachtung verdienen die *Vorgeschichtlichen Denkmäler der Umgebung von Nürnberg*: I. Wunder und Forster 1901; II. Wunder (Abhandlung der Naturhist. Ges. 15) 1903; III. ders. (ebd. 1905); IV. Forster (ebd. 18 [1909]); V. Hörmann in obiger Festschrift 1913. Sachgemäß aufgedeckte Fundplätze; gute Abb. und Berichte. Die Neuaufstellung von 1912 ist von Schumacher in der *Präh. Z.* 10 (1918) besprochen worden. „Im allg. geogr. geordnet.“ Schumacher fordert weitere Ausstellungs- und Arbeitsmöglichkeiten.

Würzburg. Luitpold-Museum. Der *Führer* (1913, 2. Aufl. 1922 von St. Hock) durch die vorgesch. Abtlg. (27 Seiten) enthält eine Übersicht über die Perioden des vorgesch. Frankens und einen Rundgang durch die Abtlg. „Von einer streng chronol. Anordnung der vorgesch. Materialien mußte aus schwerwiegenden Gründen abgesehen werden.“ Die Funde sind nach Gebieten geordnet (Würzburg mit dem s. Unterfranken, n. Unterfranken, Untermaingebiet). In den Mittelschränken ist für jedes Gebiet eine chronol. Aufstellung der Kleinfunde versucht worden. Trotz dieser etwas komplizierten Anordnung ist infolge der geschickten Durchführung eine gute Übersicht zu gewinnen. Die reichhaltige Slg. konnte daher gelegentlich der Tagung des Reichsbundes Heimatschule in Würzburg (1921) von ihrem Leiter mit bestem Erfolge in den Dienst der Verbreitung vorgesch. Kenntnisse gestellt werden. Besprechung von Schumacher (*Präh. Z.* 10 [1918] S. 189f.); jedoch die „Übersicht erschwert“.

Unter den übrigen Slg. seien hier nur Augsburg (Maximilian-Museum), Regensburg, Lindau, Dillingen, Kempten, Aschaffenburg, Miltenberg, Eichstädt, Landshut, Passau genannt.

G. Steinmetz *Führer durch die vorgesch., röm. u. frühgerm. Slgn. zu St. Ulrich in Regensburg* 1921; K. Wolf *Die vor- u. frühgeschichtl. Slg. des hist. Kreis- u. Stadtmuseums in Landshut, für die Zwecke der Mittelschule erklärt* Progr. Gymnas. Landshut 1915/16.

Geradezu musterhaft organisiert sind die alljährlichen Fahrten des „Museums- und Denkmalspflegekurs“ (in Franken, Schwaben und im Bayer. Alpenland; die 27. Fahrt vom 14.—21. Mai 1926). Nicht nur in der engen Verknüpfung der Kultur- und Kunstgeschichte des Landes mit der

Vorgeschichte liegt die große Bedeutung dieser Reisen. Vor allem wird auf diesem Wege der letzte Staub aus den entlegensten Winkeln des kleinsten Museums entfernt. Wenn auf einer Fahrt etwa 20 Museen berührt werden, so läßt sich leicht errechnen, daß jedem einzelnen Museum nicht viele Jahre zum Träumen und Erstarren gegeben sind, selbst wenn die Neigung dazu noch so groß wäre. Vergleich mit den Leistungen anderer, sachgemäße Kritik, guter Rat müssen überall neues Leben wecken.

Speier. Das neue Museumsgebäude ist von G. v. Seidl erbaut. Ein guter Kenner der pfälz. Urzeit hat die systematische Aufstellung geleitet und gleichzeitig eine recht wertvolle Darstellung der Urzeit dieses Landes gegeben, so daß die Slg. nun allen Volkskreisen erschlossen ist.

Fr. Sprater *Die Urgeschichte der Pfalz, zugleich Führer durch die vorg. Abtlg. des hist. Mus. der Pfalz* 1915; Mitt. des hist. Ver. der Pfalz seit 1870.

Außerdem befinden sich in der bayr. Rheinpfalz Sammlungen in Ludwigs-hafen, Neustadt a. d. H., Grünstadt, Frankenthal, Dürkheim, Landau und Kaiserslautern. Das Frankenthaler Museum ist seit 1914 im Erkenbertkloster „einfach und würdig“ untergebracht (*Präh. Z.* 10 [1918] S. 191 Schumacher).

§ 42. Württemberg. Über die südwestd. Museen hat Schumacher in seinem Bericht (*Präh. Z.* 1 [1909] S. 90) ausführlich gearbeitet. Das „bestbeschriebene Land“ (s. Denkmalpflege) hat auch auf dem Gebiete der vorgesch. Slg. Gutes geleistet. Neben dem in langen Jahrzehnten bewährten Museum zu Stuttgart steht das Tübinger Forschungsinstitut.

Stuttgart. Reiche Fülle vorgesch. Funde, die aus allen Teilen im Landesmuseum gesammelt werden. Mit Recht weist Schumacher besonders auf die neol. Funde vom Michelsberger Typus (s. d.) und die bronze- und hallstattzeitl. Gräberinventare von der Alb hin. *Führer durch die Staatssammlung vaterländ. Altertümer* 1908. *Galvanoplastische Nachbildungen vorröm., röm., merow. Altertümer aus der Staatssammlung. Katalog der württemberg. Metallwarenfabrik Gaislingen*; mit Einleitung von P. Gößler.

Festschrift zur Feier des 50jähr. Bestehens der Altertümersammlung in Stuttgart 1912. Beschreibender Katalog I, Reihengräberfunde (Mayer) 1883; Fundberichte aus Schwaben.

Heilbronn ist durch die ungemein fruchtbare und wertvolle Lebensarbeit von A. Schliz zu einer der bekanntesten Slg. geworden. Das Steinzeitdorf Großgartach (s. d.) und der nach ihm benannte, in der Umgebung stark vertretene Großgartacher Typus (s. d.) sind nicht nur für die Chronologie der StZ von großer Bedeutung, sondern auch für die Geschichte der Siedlungsarchäologie.

Tübingen konnte von Schumacher 1909 noch nicht behandelt werden. Die neue, sehr verdienstvolle Gründung, das Forschungsinstitut, hat jedoch in wenigen Jahren, namentlich durch eigene Grabungen eine Slg. zusammengebracht, die zum Anthropologentage 1923 geordnet und von einem großen Kreise von Fachgenossen gewürdigt worden ist. Kleinere Sammlungen in Mergentheim, Schwäbisch-Hall, Heidenheim, Rottenburg, Reutlingen, Ulm und Friedrichshafen.

§ 43. Baden. Karlsruhe ist wissenschaftlichen Kreisen besonders vertraut geworden durch Wagners *Fundstätten und Funde im Großherzogtum Baden I* (1908), II (1911). S. Archäologische Karten.

Heidelberg hat durch die ausgezeichnete Tätigkeit von K. Pfaff ein Museum erhalten, das „in seiner vielseitigen Ausgestaltung geradezu vorbildlich ist und in wissenschaftlicher Hinsicht weit über das Neckartal hinausreicht“ (Schumacher). Unter Leitung seines Nachfolgers hat sich das Museum weiterentwickelt und steht wissenschaftlich auf der Höhe.

Ernst Wahle *Die Vor- und Frühgeschichte des unteren Neckarlandes erläutert an den vor- und frühgeschichtlichen Sammlungen des Kurpfälzischen Museums* 1925.

Mannheim ist vor allem durch die vorgesch. Funde der Neckar-Sueben (Suebi Nicrotes) aus dem ersten nachchristlichen Jh. bemerkenswert. Kleinere Slg. in Bruchsal, Pforzheim, Baden-Baden, Lahr, Offenburg, Konstanz (Rosengarten-Museum), Donaueschingen, Überlingen und Villingen.

Freiburg birgt den kostbaren Inhalt der Grabhügel von Gündlingen, die für die Kultur der ä. HZ Süddeutschlands von großer Bedeutung sind (Jahresbericht des Röm.-germ. Zentral-Museums 1903—04 Schumacher; Fundber. aus Schwaben 8 [1900] S. 44). In dankenswerter Weise hat Schumacher auch die uns verlorengegangenen Museen in Elsaß-Lothringen behandelt (Präh. Z. 1 [1909] S. 91ff.).

VI. Kreis- und Ortsmuseen. § 44. Berechtigung. Von kleineren Bezirken (Kreisen) oder einzelnen Gemeinden (Städten und auch Dörfern) sind namentlich während der letzten Jahrzehnte zahlreiche Museen gegründet worden; nicht selten von Altertumsfreunden, die bisher für ein größeres Museum tätig gewesen sind. Nicht immer haben dabei nur oder überhaupt persönliche Beweggründe eine Rolle gespielt. Oft hat auch das Unvermögen der großen Museen, alle Fundstücke aufzunehmen oder alle gemeldeten Fundplätze einer genauen Untersuchung zu unterziehen, zur Gründung von Ortsmuseen Anlaß gegeben. Als edelster Antrieb muß jedoch die Heimatliebe genannt werden, das Bestreben, die Aufmerksamkeit der Bevölkerung auf die Funde zu lenken und die Zeugen der Vorzeit vor Zerstörung zu retten.

Die großen Museen und die an ihnen wirkenden Fachleute haben sich den kleineren gegenüber nicht immer freundlich gestellt. Sie fürchteten nicht ganz ohne Grund von der wachsenden Zahl der Ortsmuseen eine ins Unendliche gehende Zersplitterung des Materials. Vielfach sind kleinere Sammlungen nach dem Tode ihres Gründers vernachlässigt worden. Schwer zugänglich sind die meisten von ihnen, und zum ordnungsmäßigen Konservieren fehlen fast immer Mittel und Kräfte. Aus allen diesen Gründen treten die Fachleute vielfach für möglichste Zentralisation ein, während die Vertreter der kleineren Museen nicht selten auf dem entgegengesetzten Standpunkt der Dezentralisation stehen, ja hier und da die Bestände der großen Museen unter sich aufteilen möchten.

§ 45. Leistungen. Beide Standpunkte sind in ihrer krassen Gegensätzlichkeit zu verwerfen. Die kleinen Museen sind nun

einmal da. Viele von ihnen haben Tüchtiges geleistet. Es kommt auch hier auf die Persönlichkeit des Leiters an. Museen wie Oberlahnstein (Bodewig), Guben (Jentsch) haben bewiesen, was ein kleineres Museum zu arbeiten vermag. Andere streben diesen Vorbildern nach. Unter den mißlichen Kriegs- und Nachkriegsverhältnissen haben die kleineren Museen naturgemäß am meisten gelitten. Die schon immer beschränkten Mittel wurden z. T. noch gekürzt, Museumsbauten, die kurz vor der Ausführung standen, zurückgestellt. Wohnungs- und Raumnot zwangen nicht selten zur Benutzung von Räumen, die kaum den notdürftigsten Anforderungen entsprachen. Selbst unter schwierigen Verhältnissen haben jedoch zahlreiche kleinere Museen ihre Pflicht getan und damit ihre Daseinsberechtigung erwiesen.

§ 46. Abgrenzung der Arbeitsgebiete. Unrichtig ist es, das Verhältnis der Museen zueinander unter dem Gesichtspunkt der „Konkurrenz“ zu betrachten. Freilich ist auf beiden Seiten gesündigt worden. Kurzsichtig war es, wenn die Forderung aufgestellt wurde, größere Museen dürften in der Umgebung der Ortsmuseen nicht einmal Ausgrabungen vornehmen, damit keine Altertümer „verschleppt“ würden. Die Mehrheit der Leiter kleinerer Museen ist diesen Anmaßungen einzelner entgegengetreten. Kämpfe darüber sind wohl in jeder Provinz und in jedem Lande ausgefochten worden. In Preußen hat das Ausgrabungsgesetz vom 26. März 1914 mit seinen Ausführungsbestimmungen (s. Denkmalpflege § 1) klärend und beruhigend gewirkt, vor allem dadurch, daß die Organisation und der Zusammenschluß der kleinen Museen in geregelte, von den oberen Behörden beeinflusste Bahnen gelenkt wurden. Selbst in ruhigen Zeiten standen sämtlichen Museen nicht genügend Mittel und Kräfte zur Verfügung, um alle Fundplätze zu überwachen und vor Zerstörung zu schützen, geschweige denn zu untersuchen. Jetzt, wo die Arbeitsmöglichkeit überall beschränkt ist, die aufstrebende Siedlungsforschung uns aber ungezählte neue Fundplätze auch in leisesten Spuren erkennen läßt, sehen sich sämtliche Museen vor fast

unerfüllbare Aufgaben gestellt. Arbeitsteilung in größtem Umfange ist hier der einzige Ausweg. Beide Gruppen müssen Hand in Hand arbeiten. Große Untersuchungen, denen die kleineren etwa nicht gewachsen sind, müssen von großen Museen ausgeführt werden. Da es den großen Museen aber nicht möglich ist, das ganze Gebiet zu erforschen und nach und nach alle Fundplätze kennenzulernen, muß und kann diese Arbeit von den kleineren Museen übernommen werden. Je kleiner das Forschungsgebiet ist, desto gründlicher kann gearbeitet werden. Einem Ortsmuseum, auch noch einem Kreis-museum ist es möglich, alle Fundplätze, und seien auch nur einige Spuren vorhanden, zu verzeichnen und dauernd zu beobachten. Bei einer solchen Arbeitsteilung wären Reibungen völlig ausgeschlossen. Erfreulich ist es, daß sich Orts-sammlungen gern als Heimatmuseen bezeichnen. Damit deuten sie auf ihre wichtigste Aufgabe hin. Mit der Vorgeschichte verknüpfen sie mit vollem Rechte zugleich die Geschichte, Kulturgeschichte, Volkskunde, aber auch die Naturkunde ihres Heimatbezirks. Leider ist damit die Gefahr verbunden, daß auch viel wertloses Material gesammelt wird, um nicht bei Lokalgrößen als den Stiftern anzustoßen. Auf jeden Fall treten die Museen in den Dienst des heimatkundlichen Unterrichts. S. a. Vorgeschichte im öffentlichen Unterricht. — Deutsche Geschichtsblätter 1915 S. 152 Tille im Anschluß an G. Wolff und H. Lehner. April 1926 Lehrgang an der Staatl. Stelle für Namendenkmalpflege in Berlin (Heimatmuseum), 100 Teilnehmer aus dem ganzen Reich.

VII. Privatsammlungen. § 47. Bedeutung. Das preuss. Ausgrabungsgesetz nimmt auf Privatsammler die denkbar größte Rücksicht, und man möchte jedem begeisterten Altertumsfreunde die Freude gönnen, sich eine Slg. anzulegen. Leider sind zumeist mit Privatsammlungen schlimme Erfahrungen gemacht worden. Erfreulicherweise ist aber manche derartige Slg. der Grundstock für ein kleines oder größeres Museum geworden. Im Führer des Städt. Museums in Halber-

stadt (1903) wird S. 3 mitgeteilt, daß von 5 Sammlungen eine in das Museum zu Wernigerode gekommen sei; „die anderen sind verschollen, wie es gewöhnlich das traurige Schicksal der Privatsammlungen ist“. Beinahe ebenso schlimm ist es, wenn sich nach dem Tode des Sammlers weder Ausgrabungsberichte noch Angaben über die Fundstellen der Altertümer finden lassen. So werden die besten Sammlungen für die Wissenschaft wertlos. Jedem Besitzer einer Privatsammlung kann deshalb nicht dringend genug empfohlen werden, wenigstens dafür zu sorgen, daß die FO und auch die FU genau verzeichnet werden. Eine kurze Beschreibung ist notwendig, weil die Nummern erfahrungsgemäß verloren gehen oder verwechselt werden, wenigstens dann, wenn sie auf Zetteln beigegeben worden sind. Gegen vernünftig und gewissenhaft verwaltete Privatsammlungen läßt sich nichts einwenden. Sie leisten nicht selten dieselben Dienste wie die kleinen Museen und retten Altertümer vor Zerstörung, die sonst gar nicht bekannt geworden wären. Ein nicht zu verkennender Mangel haftet allen Privatsammlungen dadurch an, daß sie nur einem ganz kleinen Kreise zugänglich sind.

§ 48. Verzeichnis. Sehr verdienstvoll war es, daß H. Mötefindt alle Museen und Sammlungen des Dtsch. Reiches in Ergänzung der von A. Voß 1876 begonnenen Arbeit im *Anthrop. Korr.-Bl.* 1917 zusammengestellt hat. Das Verzeichnis enthält 1155 Nummern und ist besonders dadurch wertvoll, daß es über den Verbleib alter Slg. nach Möglichkeit Auskunft gibt. Noch dankenswerter ist allerdings, daß Mötefindt die noch heute in sicherem Besitz von Altertumsfreunden befindlichen Slg. nicht genannt hat, um nicht die Händler aufmerksam zu machen. Das nahezu vollständige Verzeichnis von Mötefindt macht eine Aufzählung an dieser Stelle überflüssig.

Nachwort: Zur Anlage sei bemerkt, daß alles Persönliche, soweit es Lebende betraf, ausgeschaltet werden sollte. Das gesammelte Material wurde der Raumersparnis wegen auf ein Drittel gekürzt. Für eine etwaige spätere Behandlung in weiterem Umfange werden Berichte über Organisation, Tätigkeit usw. auch von kleineren Museen erbeten.

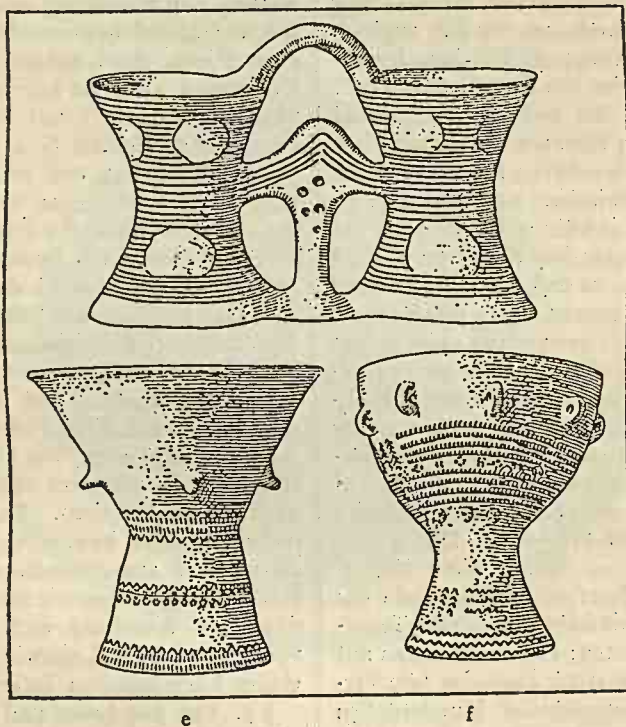
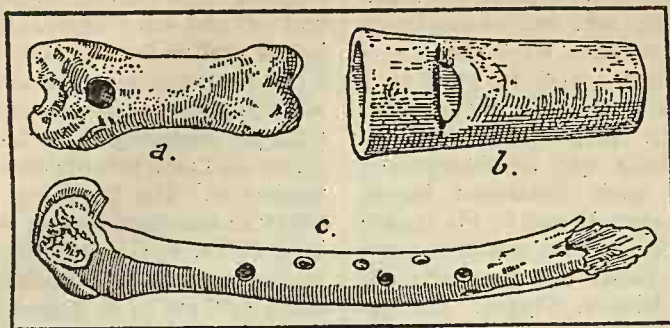
Albert Kieckebusch

Musik. A. Europa (Tf. 114—116). § 1. Geschichte der vorgesch. Musik ist Geschichte der Instrumente, die teilweise ziemlich tiefreichende Schlüsse auf die gesamte musikalische Veranlagung zulassen.

Aus der ä. StZ kennen wir eine Anzahl von Pfeifen aus Rentierphalangen mit einer Durchbohrung, sicherlich keine Instrumente für kunstmäßige Musik, sondern Geräte für den Jagdbedarf, Signalpfeifen (R. Forrer *Urgesch.* 1908 S. 108 Abb. 50 u. s.). Ob Röhrenknochen mit Reihen von Löchern zur Erzeugung von Tönen und nicht einem anderen Zwecke gedient haben, ist ungewiß (*Guide Brit. Mus. Stone Age* 1902 S. 62 Abb. 71). Dagegen sind neol. Knochen mit Löchern wohl ziemlich sicher als Musikgeräte zu deuten: ein Stück stammt aus der Siedlung von Innigkofen in Hohenzollern (L. Lindenschmit *Sigmaringen* 1860 Tf. 25, 16), ein anderes mit noch fünf Grifflöchern aus einem jungsteinzeitlichen Wohnplatz auf Bornholm (Aarb. 3. Reihe 10 [1920] S. 91 Abb. 3). S. a. Tf. 114a—c.

§ 2. Als Trommeln sind tönerner Gefäße des Bernburger Kulturkreises zu deuten. Der Fuß ist konisch, das Oberteil entweder ebenfalls konisch oder halbkuglig, an der Außenseite stehen Ösen oder schräge Zapfen zum Festbinden der Membrane, ein Boden fehlt (Tf. 114e, f). Geräte gleicher Art, einfach und gepaart („Operngucker“), enthält der Formenkreis der bemalten Spiralkeramik in Südrußland (Tf. 114d). Die Deutung auf Trommeln ist gegeben durch völlig schlagende völkerkundliche Parallelen (*ZfEthn.* 25 [1893] S. 165ff. E. Krause; *Mannus* I [1909] Tf. 30, 31).

§ 3. Dem glänzenden Aufschwung der vorgesch. Kultur in der BZ entspricht auch die Entwicklung der Musikinstrumente, vor allem der Hörner. Die Urform dieses wichtigen Instrumentes ist das Naturhorn. Die bronzene Umkleidung eines solchen an Mundstück, Schallstück und Mitte ist in mehreren Moorfundorten Mecklenburgs erhalten (Hoernes-Behn *Kultur der Urzeit* II³ S. 112 Abb. 47; Beltz *VAM* Tf. 34, 113; Präh. Z. 7 [1915] Tf. 12). Die Fortschritte in der Bearbeitung des Metalles gestatteten schon in frühen Stufen der BZ die Herstellung des ganzen Hornes aus Bronze, wobei die



Musik A. - Europa

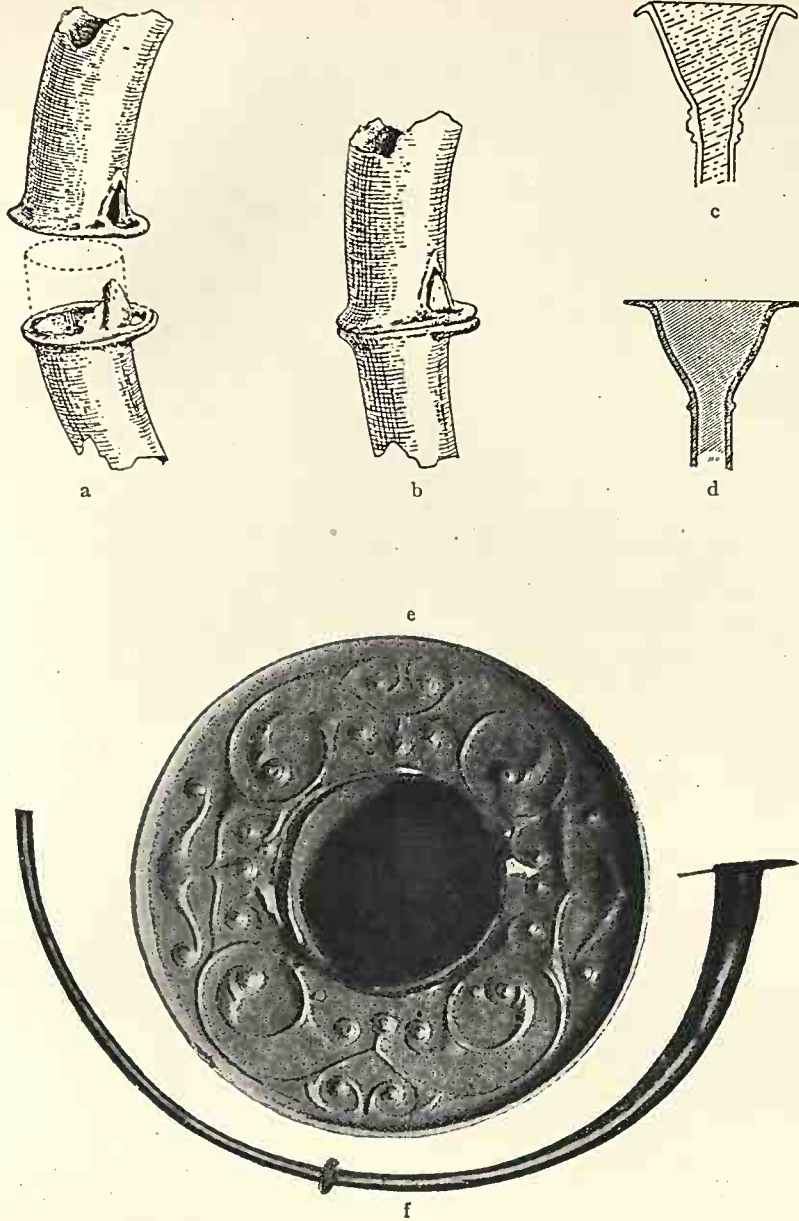
a—c. Pfeifen aus Tierknochen. — d—f. Tontrommeln der jüngeren Steinzeit.

Naturform wesentliche Verbesserungen erfahren konnte zugunsten leichter und schönerer Tonbildung. Solche ganz aus Bronze geformten, sehr eng mensurierten Hörner sind in mehreren Exemplaren vorhanden (Präh. Z. 7 [1915] Tf. 10; Beltz *VAM* Tf. 42, 87). Am Horn von Lund (Präh. Z. a. a. O. Tf. 9 S. 111 Abb. 10, 11) hat sich trotz der Beschädigungen die Stimmung noch feststellen lassen, sie schwebt zwischen H und C, die Quinte ergibt ein reines Fis. Die größeren unter diesen Hörnern haben eine Tragkette aus größeren und kleineren Ringen. Die spirale Wundung des Naturhornes ist stets beibehalten. An der Schallöffnung des Hornes von Lund ist rechtwinklig ein schmaler Rand angesetzt, der bei den jüngeren Stücken immer größer wird. Die letzte Phase des in geschlossener Entwicklung erkennbaren Hörnerbaues der BZ, zugleich die Krone des vorgeschichtlichen Instrumentenbaues, bilden die Luren (Tf. 115^B, Band II Tf. 81 d), die technisch wie formal durchaus von den Hörnern abzuleiten sind. Die Luren sind die größten Fundstücke der BZ; sie messen zwischen 1,50 und 2,38 m. Der Körper steigt in kühner Schwingung auf und wölbt sich hinter dem Kopfe des Bläusers wieder nach vorn, so daß die Schallöffnung genau nach vorn gerichtet ist. Das Rohr ist immer noch spiralgewunden; es ist zerlegt in zwei ungleiche Teile, die scharf ineinandergreifen. An der Fuge sind beiderseits Halbösen angebracht, durch die der Haken der Tragkette greift; zudem ist hier zwecks schärferen Fugenschlusses ein dreieckiger Zapfen gelassen, der in eine Spur der Gegenseite genau einpaßt (Tf. 115^A a, b). Das Mundstück (Tf. 115^A c, d) hat tiefe Kesselform, aus dem Instrumentenbestande des heutigen Orchesters steht ihm das der Tenorposaune am nächsten; es ist zusammen mit dem unteren Rohrstück gegossen (die Verwendung von aufgesetzten Mundstücken bei neueren Lurenaufführungen fälscht die Klangfarbe vollkommen um). An der Schallmündung sitzt eine große, meist reich verzierte Scheibe. Am Mundstück und an der Scheibe hängen an Ringen trapezoide Bronzeplättchen, die beim starken Anblasen leise mitklirren und dem Ton eine metallische Färbung beimischen. Die

Klangwirkung der Luren kann bei der vorzüglichen Erhaltung mehrerer Stücke am Original selbst geprüft werden, sie ist rund und voll und selbst bei stärkster Tongebung immer edel und weich. Die Luren können schon deswegen keine Kriegs-, sondern nur Kultinstrumente gewesen sein; dafür würde auch die Niederlegung in Mooren sprechen, denen die Luren ihre prachtvolle Erhaltung verdanken. Die Stimmung steht, soweit sie zu untersuchen oder zu errechnen war, in C, D, Es, E, G und G/Gis. Der Umfang beträgt normal 17 Töne der freien Folge, deren Zahl auf 24 zu steigern ist; dazu tritt manchmal eine chromatische Reihe in der Pedallage.

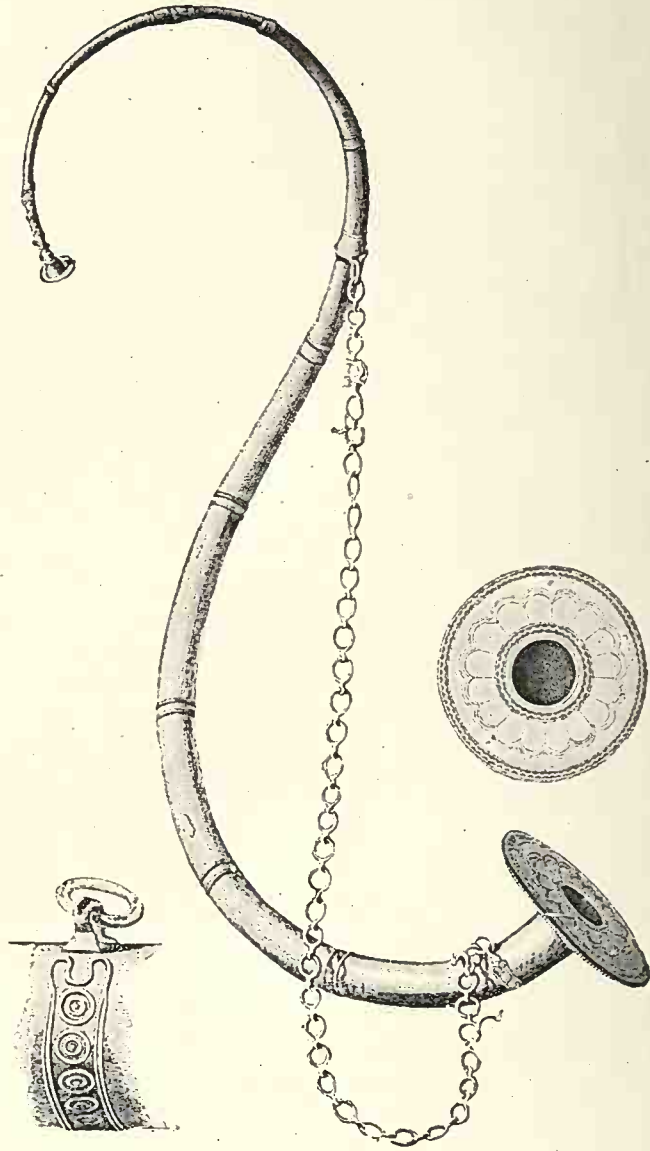
§ 4. Die Luren sind mit wenigen Ausnahmen paarweise gefunden. Die beiden Einzelinstrumente sind dann in Größe, Form, Verzierung und Stimmung vollkommen gleich, nur im Gegensinne gewunden wie die Hörner eines Stieres. Auch auf den bronzezeitlichen Felsbildern sind die Luren paarweise oder vierfach dargestellt mit rechts und links gewundenen Rohren (s. z. B. Band III Tf. 52 b). Man hat aus diesem regelmäßigen paarweisen Vorkommen der Luren und der gleichen Stimmung der Paare den sehr vorzüglichen Schluß auf zweistimmiges Blasen ziehen wollen, obwohl doch Einstimmigkeit fast noch reinere Stimmung erfordert. Kulttrompeten erscheinen im Altertum auch sonst gern gedoppelt (bei den Juden, Römern, Etruskern und Sassaniden), und der Anlaß ist in allen Fällen zunächst Verstärkung des Tones. Wir können also zweistimmiges Lurenblasen lediglich vermuten, doch nicht beweisen. Dagegen scheinen mehrfach zwei bzw. drei Lurenpaare zu einem Satz zusammenzugehören, auf den Hällristningar sehen wir zwei Paare, und ein dänischer Moorfund enthielt drei Paare, von denen zwei in C, eines in Esstimmen, also einem harmonischen Intervall.

§ 5. Von den Luren und ihren Vorstufen sind rund drei Dutzend bekannt, die meisten stammen aus Mooren Dänemarks, eine geringere Anzahl aus Schweden, Mecklenburg, Pommern und Hannover. Ihre Zeit ist durch die Ornamente gegeben: während die Hörner in der Hauptsache noch den älteren Stufen der BZ angehören, sind die vollentwickelten Luren in die mittl. und späteren



Musik A. Europa

a, b. Linke Lure von Daberkow. Verbindung von Schall- und Mundrohr (a. vor, b. nach dem Einfalzen). — c. Mundstück einer Lure von Brudevælde (Dänemark). — d. dgl. der Luren von Daberkow. — e, f. Bronzenes Blasinstrument von Irland. Nach H. Schmidt.



Musik A. Europa

Lure von Maltbæk, Ksp. Malt, Jütland. $\frac{1}{8}$ n. Gr. Nach S. Müller.

Abschnitte zu setzen. Eisenzeitl. Luren aus Nordeuropa sind bisher nicht bekannt geworden, doch muß das Instrument bereits früh auch zu den Kelten gekommen sein, da eine in Irland gefundene Lure am Schallblech ein ausgeprägtes Spätlatènemuster trägt (Tf. 115^A e; Präh. Z. 7 [1915] S. 137 Abb. 27). Auf iber. Münzen erscheint eine Lure in der Hand eines Reiters (H. Sandars *Weapons of the iberians* 1913 S. 82 Abb. 57).

Auf der einen Platte des Kivik-Grabes sind mehrere Typen bronzezeitl. Blasinstrumente dargestellt (Band III Tf. 56 b). In der Darstellung der oberen Reihe, die doch wohl am ersten als Kultakt aufzufassen sein wird, werden zwei Hörner in verschiedener Haltung geblasen, das eine ist nach vorn gerichtet, das zweite wird unter dem Arm gehalten wie ein neuzeitliches Waldhorn, so daß der Ton nach rückwärts getrieben wird. Auf einer anderen Platte des gleichen Grabes (Band III Tf. 56 c) ist zwischen zwei Beilen ein spitzkönischer Gegenstand mit starker Verbreiterung am unteren Ende dargestellt, eher eine Trompete gerader Form als ein schaftloses Beil, wie man meist erklärt (s. a. Kivik § 2).

§ 6. Eigenartige Hörner wurden im bronzezeitl. Irland geblasen, bei denen das Einblaseloch seitlich unterhalb der Spitze angebracht war (Kemble *Horae ferales* 1863 Tf. 13, 7). Dieselbe Vorrichtung findet sich an afrik. Elfenbeintrompeten der Benin-Kultur, wo sie sich aus der Art des Materials erklärt, da der Stoßzahn an der Spitze eine längere Strecke massiv und schwer auszuhöhlen ist. Ob an Zusammenhänge zwischen den ir. und afrik. Trompeten zu denken ist, mag dahingestellt bleiben, hängt auch wesentlich von der kulturgeschichtlichen Einreihung des Benin-Kreises ab. Die ir. Hörner sind am Rande der Schallöffnung meist mit einem Kranz kräftiger Stacheln besetzt, die das Instrument im Notfalle in eine gefährliche Waffe verwandeln können. S. Band IV Tf. 254 a und Trompete A.

§ 7. Aus der HZ enthalten die Ritzzeichnungen zweier oft abgebildeter Urnen aus Ödenburg wichtigstes musikgeschichtliches Material (Band III Tf. 120). Dargestellt sind Reigentänze von Frauen, zu denen ein Mann

auf der Leier spielt. Das Instrument hat in der flüchtigeren der beiden Zeichnungen Vierecksform mit 5 Saiten, in der besseren (Tf. 116 a) einen halbkuglig gewölbten Schallkörper, zwei nach außen gebogene Gabeln und 4 Saiten. Das ist die gleiche Form wie die der griech. Lyra, die von der Kithara in der guten Zeit stets scharf geschieden wird: die Lyra ist das Instrument für Haus- und Begleitmusik, die Kithara das Soloinstrument für das Konzert. Die Kithara hat ihre Heimat in Vorderasien, wo sie bereits im 3. vorchristl. Jht. voll ausgebildet ist, die Lyra dagegen stammt, wie eine gute griech. Überlieferung noch weiß, aus dem N und kam mit der „dorischen Wanderung“ nach Griechenland (H. Riemann *Handbuch der Musikgesch.* I 1 [1904] S. 78 ff.). Die Leier der geometrischen Vasen, aus der sich die klassische Lyra entwickelt hat, ist deswegen der auf dem Ödenburger Vasenbilde durchaus gleich.

§ 8. Diodor (V 31) erzählt, daß die kelt. Barden ihre Gesänge mit Saiteninstrumenten begleiteten, die der Lyra glichen, und in einem ir. Liede, dem die einheimische Überlieferung das hohe Alter von mehr als 3500 Jahren zuteilt, wird ein viereckiges Saiteninstrument genannt. Man setzt diese Instrumente gewöhnlich mit der mittelalterl. *crwth* (auch *crewth*, *cruth*, *crowd*, *cruit* oder *crot* genannt) gleich, die zweifellos eine sehr altertümliche Form hat, und deren Name bereits bei Venantius Fortunatus (VII 8) erscheint: *chrotta Britannica*. Wie weit man dieses Instrument hinaufdatieren will, ist nicht mehr Sache wissenschaftlicher Methode, solange wir die Kulturströmungen nicht besser kennen, denen Irland von alters her ausgesetzt war.

§ 9. In der kelt. Musik kommt die allgemeine kulturelle Abhängigkeit vom S mit aller Klarheit zum Ausdruck. Das Nationalinstrument der Kelten ist der *Carnyx* (Tf. 116 b, d; Polyb. II 29; Diodor V 30; Mainz. Z. 7 [1912] S. 39 ff. F. Behn), der vom röm. *Lituus* nur durch Anfügung einer tierköpfigen Stütze unterschieden ist. Das Instrument ist aus Darstellungen sehr gut bekannt, dagegen sind Originale nur äußerst selten erhalten: ein ganzes Stück stammt aus dem Witham-Fluß in Lincolnshire (Kemble a. a. O. Tf. 13, 2), an

dem der Tierrachen verkümmert und nur der Kamm erhalten ist; ein Bruchstück eines anderen Carnyx liegt im Museum von Mans (E. Hücher *Art gaulois* 1868 S. 63). Als Verzierungen des Schallteiles kommen ganz verschiedene Tierköpfe vor, Wolf, Eber, Esel, Pferd, Fisch, Vogel, Schlange; eine Trompete des pergamischen Waffenfrieses (*Altert. von Pergamon* II [1885] Tf. 46) ist von einem Stierkopfe gekrönt, wie ihn nach dem Scholion zu Ilias Σ 219 die Paphlagonier an ihren Trompeten anbrachten, möglicherweise unter galat. Einfluß. Aus dem Tierrachen ragt in manchen Darstellungen eine Zunge heraus, die an den Originalen wohl aus einem lose angehefteten Blechstreifen bestand, der beim Anblasen mitschnarrte.

Da das Rohr des Instrumentes geradlinig verläuft, kann der Carnyx beim Gebrauch nur mit nach oben oder unten gerichteter Stürze gehalten worden sein. Die Trompeten des Silberkessels von Gundestrup (s. d.) biegen kurz vor dem Mundstück rechtwinklig um, so daß das Instrument senkrecht steht und die Schallöffnung mit dem geöffneten Tierrachen vorwärts gerichtet ist. Ob hier die Wiedergabe wirklichen Gebrauches oder Mißverständnis einer fremden älteren Vorlage anzunehmen ist, hängt von der zeitlichen und stilistischen Beurteilung des Kessels ab, die immer noch umstritten ist.

§ 10. Zwei weitere Instrumente des klassischen Südens finden wir auf kelt. Boden in speziell gall. Umformung, die Syrxinx und die Tuba. Während im S die rechteckige Form der Syrxinx von der trapezoiden mit ungleichen Pfeifen abgelöst wird, bevorzugten die Gallier eine Mischform, bei der nur eine Ecke abgeschrägt ist, der untere Rand sonst aber parallel mit dem oberen verläuft. Diese Form hat eine in Alesia gefundene, vortrefflich erhaltene Syrxinx aus Holz (Pro Alesia Mai 1907). Eine bronzene Syrxinx befindet sich im Museum von Agen (Pro Alesia ebd.). Die gleiche Form findet sich auch außerhalb des kelt. Gebietes an röm. Terrakotten des Rheinlandes. S. a. Band VII Tf. 88c und Watsch § 6.

Das seiner Art und Herkunft nach ländliche Instrument wird öfter aus vergänglichem Stoffe hergestellt und deshalb nicht erhalten sein. In einem Spätlatène-Gräber-

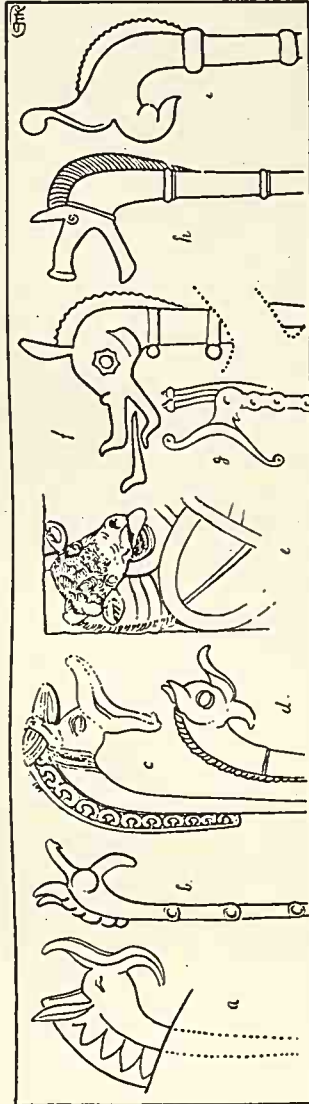
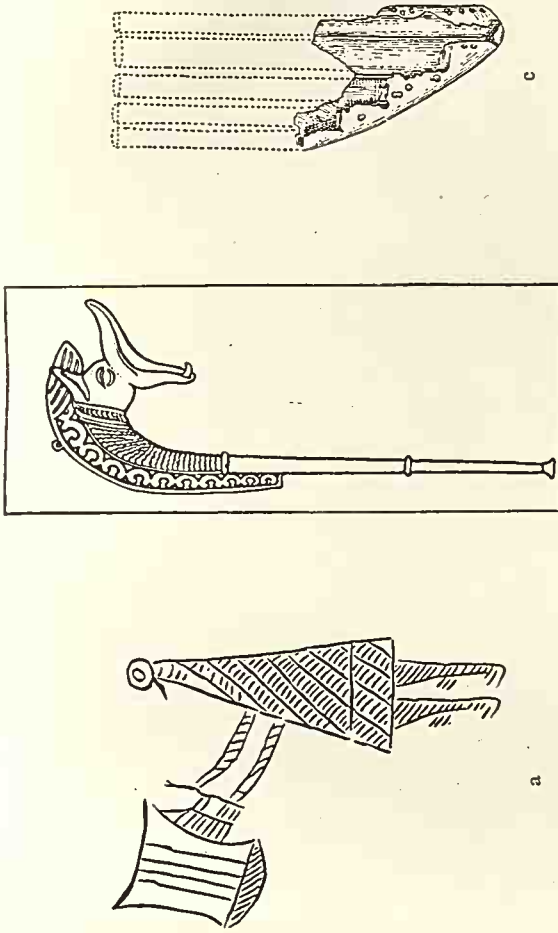
felde von Klein-Kühnau bei Dessau fand sich das Unterstück einer Syrxinx aus einer harzartigen Masse (Tf. 116c; ZfEthn. 39 [1907] S. 189 Abb. 39); das Instrument hat die jüngere Flügelform und zeigt oben die Eindrücke von 5 Schilfrohren. Bei den engen Zusammenhängen der Latène-Kultur mit dem klass. S wird es erlaubt sein, die gall. Syrxinx direkt an die griech. anzuschließen, obschon das Instrument zu den „Kulturelementen“ zu gehören scheint und auch ganz außerhalb aller klassischen Kultur, z. B. bei den Eingeborenen Südamerikas, begegnet.

§ 11. Die Bronzetuba aus dem gallo-röm. Heiligtum von Neuvy-en-Sulias (Mém. de la soc. arch. de l'Orléanais 9 [1865] Tf. 13 E. Mantellier; Mainz. Z. a. a. O. S. 37 F. Behn) hat die Gesamtform der röm., weicht aber in technischen Einzelheiten, wie der Zerlegung in mehrere teleskop-artige Einzelrohre, dem Aufsatzstift unterhalb des (wie bei der röm. Tuba) abnehmbaren Mundstückes, und seiner Verzierung doch von ihr ab.

Ob ein bei Nizza gefundenes großes Bruchstück eines bronzenen Hornes im Deutschen Museum zu München von einem gall. Instrument oder nicht vielmehr von einem röm. Cornu stammt, ist nicht mehr zu entscheiden. Ein gleiches, durch die Restauration allerdings stark mitgenommenes Horn liegt auf der Basis der kapitolinischen Statue des „Sterbenden Galliers“ und begegnet auf einem Trophäenrelief aus Narbonne (E. Espérandieu *Recueil génér.* I [1907] S. 439 Nr. 728).

Ein bei der Stadt Hannover gefundener, rein röm. Lituus aus Bronze, jetzt in der Sammlung der Marienburg (Mainz. Z. a. a. O. S. 38 Abb. 4d F. Behn), hat ein wohl nur später angefügtes Mundstück aus Blei, wie es das Scholion zu Ilias Σ 219 für die „galat. Salpinx“, d. h. den Carnyx, erwähnt; möglicherweise ein Beutestück, das der spätere germ. Besitzer sich nach heimischer Art zurechtgemacht hat. Doppelhörner aus Ton von geringem Dm sind mehrfach in iber. Schichten gehoben (*Excavaciones de Numancia* 1912 Tf. 55; IPEK I [1925] Tf. 32).

§ 12. Reich vertreten ist, wie im gesamten Altertum, so auch in den vorgesch. Kul-



Musik A. Europa

a. Leier auf einer Urne von Ödenburg. — b. Modell des Carnyx im Röm.-Germ. Zentralmuseum, Mainz. — c. Syrinx von Klein-Kühnau bei Dessau. — d. Carnyxformen. Nach Mainzer Zeitschrift.

turen die Gattung der Lärminstrumente, obzwar zweifellos nur das wenigste erhalten ist. In der Opferszene der Grabplatte von Kivik (Band III Tf. 56 b) wird man vielleicht in den zwei großen runden Scheiben, die an einem Gestell angebracht scheinen, echerne Schallplatten erkennen dürfen, und auch der vor den beiden Hornisten schreitende Mann hält ein solches Gerät viereckiger Form in der Hand. Dünne Klapperbleche hängen in Kettchen an den Luren; in der HZ werden sie in weitestem Umfange beliebt und überall angebracht, auch gern an Fibeln. Ein spezielles, eigens diesem Zwecke dienendes Lärmgerät ist das „Tintinnabulum“, dessen Form vielgestaltig variiert wird. Tonfiguren aller Art, vorwiegend in Gestalt von Vögeln, mit Klappersteinchen im Innern (vgl. z. B. Band VII Tf. 198 h), dienten als Kinderspielzeug wie auch wohl in gewissen Kulturen und sind in der HZ (Griechenland, Schlesien), besonders aber in der späteren LTZ ungemein häufig.

§ 13. Eine vorgesch. Notenschrift gibt es natürlich nicht. Diese jedem Vorgesichtler selbstverständliche Tatsache muß jedoch in diesem Zusammenhange deswegen festgestellt werden, weil neuerdings der seltsame Versuch unternommen ist, die Ornamente der neol. Bernburger Tontrommeln auf eine Art von Noten zu deuten (Mannus 11/12 [1919/20] S. 285 O. Fleischer; Memnon 7 [1915] S. 1 ff. ders.). Die einzigen Völker des Altertums, die eine Notenschrift kannten, waren die Griechen und Babylonier, während die ägypt. Musik ihre Melodien nicht graphisch fixierte (Arch. f. Musikwiss. 1925 S. 1 ff. C. Sachs; s. a. Notenschrift).

In Dingen der vorgesch. Musik ist von Nicht-Fachleuten viel gesündigt worden. O. Fleischer (Mannus a. a. O. S. 263) will den pfeilgefüllten Köcher auf der Grabplatte von Göhlitzsch (Band II Tf. 16), wo er ganz richtig neben dem Bogen steht, als Saiteninstrument deuten und baut auf diesem offensichtlichen Irrtum weit ausholende Hypothesen auf. Derselbe Musiker wollte aus der Leierdarstellung der Ödenburger Urne die germ. Herkunft der Kithara erschließen, obwohl hier nicht die Kithara, sondern deutlich die Lyra dargestellt ist und die Urne jedenfalls

nicht der germ. Kultur angehört (Mannus 4 [1912] S. 24 ff.). Am schwersten hatten die Luren zu leiden: man machte sie ohne Bedenken modern zurecht, um sie bei Veranstaltungen vorführen zu können, und hat sogar den Versuch gemacht, die ehrwürdigen Instrumente in das Klangmeer des modernen Orchesters einzufügen. Das ist abzulehnen:

Aarb. 1893 S. 141 ff. A. Hammerich; Vierteljahrsschr. für Musikwiss. 10 (1894) ders.; Präh. Z. 7 (1915) S. 85 ff.; H. Schmidt; ebd. S. 177 ff. F. Behn; H. Habne *Vorzeitfunde aus Nieders.* II 3 (1916); Aarb. 1902 und 1904 K. Kroman; *ZfEthn. Verh.* 23 (1891) S. 847 ff. O. Olshausen; C. Sachs *Litius und Carnyx* Festschr. für R. von Liliencron 1910; ders. *Reall. der Musikinstr.* 1913; H. Riemann *Handb. der Musikgesch.* I 1 (1904); Mainz. Z. 7 (1912) S. 36 ff. F. Behn; *Neue Musikzeitung* 39 (1918) ders.; ders. *Die Musik des Altertums* (Wegweiser 7 des Röm.-Germ. Central-Mus. 1925). F. Behn

B. Naher Orient s. die Einzelstichworte.

Mussian Tepe. 150 km w. von Susa wurde am Fuße des Puscht i Ku eine Niederlassung mit Nekropole der vorgesch. Zeit 1902—1903 von Gautier und Lampre ausgegraben. Man fand besonders bemalte Vasen, und zwar solche eines älteren Stils in feiner Ausführung, in den Häusern von Mussian, deren Gattung man in Susa aus dessen Nekropole holte. Grobe Vasen eines späteren Stils, wie man sie in den Häusern von Susa entdeckte, lieferte anderseits die Nekropole von Mussian. Mussian ist also dem älteren Susa gleichzeitig (s. Susa). Diese Vasen nennt man proto-elamisch. Die zweite Periode gehört in die Zeit der Dyn. von Akkad (2800). S. Mesopotamien B § 2.

Mémoires Délégation en Perse 8 S. 59 ff. J. E. Gautier und Lampre; M. Pézard und E. Pottier *Antiquités de la Susiane. Musée du Louvre* 1913 S. 241 f. Eckhard Unger

Mutterbruder.

§ 1. Der M. in der Verwandtschaft. — § 2. Bestehen des M. — § 3. Geschenke an den M.

§ 1. Die Stellung des M. wird in den Artikeln Avunkulat und Mutterrecht ebenfalls behandelt. Die Bedeutung der Verwandtschaft (s. d.) erklärt sich bei Naturvölkern aus dem Umstand, daß die Gemeinden, die zusammenleben, außerordentlich klein und daher die Bezie-

hungen der Einzelnen zu einander in bestimmte Bahnen festgefahren sind. Jeder kommt mit verhältnismäßig nur sehr wenigen Personen in regelmäßige Berührung. Die Zahl dieser Personen unterliegt aber nicht der freien Wahl, sondern ist zwangsläufig von vornherein gegeben. Darum haben sich für alle Gruppengenossen traditionelle Verhaltensmaßregeln herausgebildet.

In der Gesellschaft der Jäger- und Sammlerstämme der Andamanen-Inseln werden die Beziehungen des einzelnen zu den anderen weniger durch Blutverwandtschaft und Heirat als durch Alter und soziale Stellung geregelt. Die Pflicht eines Kindes gegen seine Eltern unterscheidet sich sehr wenig von der gegen andere Personen in der Altersstufe der Eltern. Daher fehlen auch Besonderheiten gegenüber bestimmten Verwandten, wie etwa gegen den M. (Brown *The Andaman Islanders* 1922 S. 8ff.).

Bei den Thonga Südafrikas wird nur der echte M. als *malume* bezeichnet, seine Halbbrüder als *bamalume*, ebenso auch die Brüder des eigentlichen *malume* (Junod *The Life of a South African Tribe* 1912 I 228).

§ 2. Unter den Thonga Südafrikas ist das Bestehlen des M. durch seinen Neffen ähnlich wie auf den Fiji-Inseln (s. Mutterrecht A § 8) üblich. Kommt letzterer mit seinen Gefährten in das Dorf, und riechen sie Fleisch, so locken die Frauen des M. den jungen Neffen, den sie als „Gatte“ (*nkata*) titulieren, in die Hütte und veraten ihm, wo der Onkel, etwa in einem Korb hinten in der Hütte, Fleisch versteckt hat, und fordern ihn auf, es zu nehmen. Der Junge stiehlt das Essen, rennt damit weg und verzehrt es mit seinen Freunden. Kommt der mütterliche Oheim zurück und erfährt von dem Vorfall, so ist er zunächst böse; hört er jedoch, daß sein Neffe ihm den Streich gespielt hat, so zuckt er die Schultern und sagt: „Gut, wenn es der Schwestersohn getan hat, darf er nicht geschlagen werden!“ Erscheint der Schwestersohn das nächste Mal, so sagt der Onkel zu ihm: „Du hast uns neulich beinahe verhungern lassen.“ Der Junge aber antwortet: „Gibt es noch mehr Essen, das ich nächstens wieder holen kann?“ (Junod a. a. O. I 227f.).

§ 3. Unter altaischen Turkstämmen spielt der M. eine eigenartige Rolle bei einer gewissen Knabenweihe (s. Jünglingsweihe). Bis zum siebenten Lebensjahre trägt nämlich der Knabe zwei Schläfenzöpfe vor den Ohren. An seinem siebenten Geburtstag schickt der M. an seinen Schwestersohn die Botschaft: „Komm, ich will dir die *barky*-Gabe einhändigen“. Darauf begibt sich der Junge zu seinem Onkel, der ihm die Zöpfe abschneidet und gewissermaßen dafür ihm ein Pferd schenkt. Unterläßt dies der M., so kann die Familie des Knaben dieses Geschenk durch die Stammesbehörden fordern (Czaplicka *Aboriginal Siberia* 1914 S. 54). — Zweifellos handelt es sich hier um einen Rest mütterrechtlicher Gedankengänge. Das Haarabschneiden bringt das Recht des M. an dem Schwestersohn zum Ausdruck, während das Pferdegeschenk des M. wahrscheinlich eine Ablösung der Forderungen des Schwestersohnes für einen Verzicht auf das Erbrecht gegen den M. darstellt. Thurnwald

Mutterfolge. Soziologisch versteht man unter „Abstammung“ die Überleitung von Würden, Rang oder Eigentum, insbesondere die Methode, nach der ein Mensch einer sozialen Gruppe zugerechnet wird. Im allg. handelt es sich dabei um ein herkömmliches Verfahren, das sich nach gewissen Grundsätzen richtet. Die M. besteht nun darin, daß die leibliche Abstammung von der Mutter zur Grundlage für das erwähnte Verfahren gemacht wird. Dabei muß gleich vorweg bemerkt werden, daß dieses Verfahren keineswegs auf alle Arten soziologischer Abstammung sich zu beziehen braucht, daß also für die Übertragung von Würden andere Grundsätze maßgebend sein können, als etwa für die von Besitz, daß somit in der einen Beziehung M., in der anderen Vaterfolge herrschen kann (vgl. z. B. Rivers *History of Melanesian Society* 1914 II 90ff.).

Literatur und weiteres s. unter Mutterrecht. Thurnwald

Mutterrecht. A. Allgemein.

§ 1. Die Bedeutung des M. — § 2. Fortpflanzungstheorie. — § 3. Bedeutung des M. für Heirat und Ehe. — § 4. Kinder, Adoption und Erbgang im Rahmen des M. — § 5. Politische Zusammenhänge und Folgen des M. — § 6. M. und Religion.

— § 7. Die sexuellen Sitten bei M. — § 8. M. und Vaterfolge. — § 9. Die Bedeutung der Wirtschaft gegenüber dem M. — § 10. M. und die Stellung der Frau und Mutter (Matriarchat).

§ 1. Unter M. versteht man ein System von Sitten und Gebräuchen, dem eine Berechnung der Abstammung in mütterlicher Linie, Mutterfolge, zugrunde liegt. Damit hängen mannigfache Verhaltensweisen einer Person zu anderen Mitgliedern der Gemeinde zusammen; eine Reihe von Gebräuchen und Wertungen knüpft sich daran. Vor allem treten die Beziehungen zwischen Mutterbruder und Schwesterkindern in auszeichnender Weise hervor und kommen auch im Erbgang oft derart zum Ausdruck, daß das Verhältnis zwischen Vater und Kind in den Hintergrund gerückt wird.

a. Schon äußerlich tritt das M. durch eine bestimmte Gruppierung der Verwandtschaftsnamen in Erscheinung, vor allem dadurch, daß die Bezeichnungen für Mutterbruder und Schwestersohn oder -tochter für sich stehen. Überdies werden oft auch die Beziehungen unter bestimmten anderen Verwandten oder Verschwägerten in ein eigenartiges Licht gerückt, wie z. B. die des Schwestersohnes zur Frau des Mutterbruders, die oft als „Gattin“ bezeichnet wird usw. (s. Avunkulat, Mutterbruder). Durch die angedeutete Bevorzugung gewisser Verwandter wird sowohl der Erbgang in den Besitztümern (s. § 4) als auch die Nachfolge in Würde und Rang (s. § 5) beeinflusst. Jedoch nicht immer in gleicher Weise. Es kann vorkommen, daß etwa die Übertragung von Gütern nach mutterrechtlichen Gesichtspunkten vorgenommen wird, während die Häuptlingsschaft vom Vater auf den Sohn übergeht (s. § 8).

Der Verwandtschaftsbau, wie ihn das M. gestaltet, dient auch den Sexualverboten und Heiratsordnungen als Grundlage (s. § 3). Daraus ergibt sich die Bedeutung des M. für die Gestaltung von Familie (s. d. A), Sippe (s. d.) und Klan (s. d.); denn häufig stellt es die Grundlage für die betreffenden Organisationen dar, obgleich es nicht immer folgerichtig in einer jeden solchen Organisation eines Stammes gleichmäßig durchgebildet ist (s. § 8, 9).

Doch tritt das M. nicht selten in Verbindung mit der einen oder anderen sozialen Organisationsform innerhalb gewisser Gegenden überwiegend auf, wie z. B. häufig in Verbindung mit dem Halbierungssystem auf den melanes. Inseln der Südsee (s. Heiratsordnung, Totemismus B).

Die Verwandtschaftsberechnungen nach M. führen manchmal zu einseitigen Übertreibungen, in der Weise nämlich, daß z. B. die ganze Verwandtschaft mütterlicherseits bis zu sehr fernen Graden, ja oft mit Einschluß Fremder, die nur einen bestimmten gleichen Namen tragen oder etwa das gleiche Totem-Tier besitzen (s. Meidung, Totemismus B), von jeder sexuellen Verbindung ausgeschlossen wird, während gegen andere nahe Verbindungen, z. B. selbst zwischen Vater und Tochter, keinerlei Schranken bestehen (s. a. Blutschande).

Unter orthodoxem M. fehlt nämlich jedes Verwandtschaftsband zwischen Vater und Kindern, und die Beziehungen zwischen dem Gatten der Mutter und den Kindern seiner Ehefrau tragen einen schwägerschaftlich-freundschaftlichen Charakter: der Vater gilt als nächster und bester Freund seiner Kinder (s. § 3, 4).

Mit dem Mutterrecht geht ein stärkerer Einfluß der Weiblichkeit Hand in Hand. Dadurch wird auch eine größere sexuelle Ungebundenheit für das weibliche Geschlecht bedingt (s. § 7), die manchmal bis zu einer gewissen Promiskuität der Jugendzeit sich auswächst. Die entgegengesetzte Tendenz zeigt sich unter der Herrschaft des Patriarchats (s. d. A).

Mit den ganz anderen Sitten und dem eigenartigen Bau der mutterrechtlichen Familie (s. d. A) sind andere sexualpsychische Hemmungen bei Kindern und Erwachsenen verbunden, worauf Malinowski (1924, 1925) mit Recht hingewiesen hat.

Die Art der Verwandtschaftsberechnung, wie sie das Mutterrecht bedingt, ist von großer Bedeutung für die Umgrenzung des Blutracheverbandes (s. Blutrache). Vor allem sind es der Schwestersohn oder der Mutterbruder, die wechselseitig zur Blutrache miteinander verbunden sind (z. B. in Neukaledonien; Lambert S. 115—16).

Darin liegt auch die politische Tragweite des M. (s. Politische Entwicklung). Denn die Mutterfolge bringt oft die Übertragung der politischen Führerschaft mit sich. Damit wird zunächst die Nachfolge unter den Männern geregelt. Manchmal ist damit indessen der Rat, Vorschlag oder selbst die direkte Ernennung von Häuptlingen oder Fürsten durch alte Frauen verbunden (s. § 5 und Fraueneinfluß). Der politische Einfluß der Frauen spielt sich im allg. auch in mutterrechtlichen Gemeinden mehr hinter den Kulissen ab, ohne offizielles Hervortreten und ohne formelle Übernahme der Verantwortung (vgl. z. B. Gibbs S. 209 bezügl. der Nootka NW-Amerikas). Nur sehr selten sind Frauen Häuptlinge, offizielle Träger der politischen Macht.

Die Auswirkung des M. in der Richtung auf das Matriarchat (s. § 10) ist früher überschätzt worden. Mutterrechtliche Gebräuche vertragen sich selbst mit nicht unerheblicher väterlicher Autorität (s. § 8, 9). Man darf jedoch in dieser berechtigten Ablehnung einer Verbindung von Mutterrecht mit matriarchalischer Tendenz nicht zu weit gehen und sich der eigentlich selbstverständlichen Tatsache gegenüber verschließen, daß M. die Stellung der Frauen im gesamten Stammesleben begünstigt; ist das M. doch höchstwahrscheinlich sogar als Ergebnis eines Hervortretens der ganzen weiblichen Tätigkeitssphäre aufzufassen, wie weiter unten gezeigt werden soll.

Das M. tritt vielfach in Verbindung mit bestimmten Auffassungen von der Fortpflanzung, insbesondere von dem Verhältnis der Beteiligung des Mannes und der Frau daran, auf. Bei orthodoxem und konsequentem M. sind diese Lehren so gehalten, daß ausschließlich oder überwiegend der Anteil der Frau am Kinde betont, während der des Mannes geleugnet oder doch nur als sehr gering eingeschätzt wird (parthenogenetische Theorie, Bluttheorie; s. § 2).

Ob in diesen Theorien wirklich urtümliche Gedankengänge zu finden sind, mag dahingestellt bleiben. Daß diese Theorien sich bei technisch und geistig verhältnismäßig hochstehenden Naturvölkern finden, wie z. B. bei den Trobriandern (Mali-

nowski 1923), ist eine Warnung zur Behutsamkeit. Die nicht allzu weit entfernten austral. Stämme gleichen Glaubens können ihre Lehre vielleicht aus ähnlicher Quelle geschöpft haben wie die Trobriander (Malinowski 1913 S. 179).

Es mag sich in diesen Fällen um einen Niederschlag mutterrechtlicher Einrichtungen in gewissen Dogmen handeln, zumal ja das orthodoxe M. überhaupt als eine extreme Sondergestaltung aufzufassen ist.

Auch nach anderen Richtungen hin zeigt sich die Auswirkung mutterrechtlicher Lehren, und zwar in Bezug auf religiöse und zauberische Gebräuche (s. § 6).

b. Als Bachofen in der Mitte des vorigen Jh. mit seiner Entdeckung des M., besonders bei kleinasiat. Stämmen der Antike, hervortrat, erregte er bei den in der Ideenwelt des justinianisch-römischen Rechts befangenen Kreisen große Verwunderung. Seitdem hat sich die Bekanntschaft mit Völkern mutterrechtlicher Einrichtungen über den ganzen Erdball hin erweitert.

Gleichzeitig damit sind indessen auch allerlei Korrekturen an den Theorien über das M. notwendig geworden.

Die Entdecker des M., wie Bachofen, Morgan und Mc Lenan, sowie ihre Schüler und Nachfolger: Kovalewsky und Dargun, Starcke und Grosse, Schurtz und Cunow verallgemeinerten, wie das gewöhnlich geschieht, die Ergebnisse der Forschung über das M. und stellten im Anschluß an die Entwicklungstheorie die Hypothese auf, daß das M. überall dem Vaterrecht vorausgegangen sei. Wo immer sie Spuren mutterrechtlicher Einrichtungen fanden, deuteten sie sie als Reste eines früher allg. herrschenden, konsequenten und extremen M.; ein Verfahren, das übrigens auch heute noch nicht verschwunden ist. — Ausgedehntere und vertieftere Kenntnis der Naturvölker ließ aber andere Gesichtspunkte hervortreten. Es zeigte sich, daß auch bei verschiedenen niedrigen Naturvölkern, z. B. in Australien (Brown, Spencer, Gillen, Thomas 1906, 1907), sich auch vaterrechtliche Einrichtungen finden, wie vor allem Hartland und Lowie gegen die ältere Schule geltend machten.

Außerdem stellte sich heraus, daß das konsequente M. gar nicht bei den niedrig-

sten Naturvölkern heimisch ist, sondern gerade bei besonders hochentwickelten Naturvölkern, wie bei Mikronesiern und Polynesiern, bei den Pueblo-Indianern usw.

Sicher gibt es große, mehr oder minder geschlossene Komplexe der Verbreitung mutterrechtlicher Einrichtungen. Sicher spielt auch die Übertragung solcher Einrichtungen eine nicht unerhebliche Rolle. Für die Entstehung des M. selbst vermag jedoch die Übertragungstheorie das Problem nur hinauszuschieben, nicht zu lösen.

c. Bei genauerer Untersuchung der verschiedenen Lebensbeziehungen zeigt sich, daß die Mutterfolge selten nach allen Richtungen hin sich geltend macht. Kaum je kommt sie ohne jegliche Beimischung von Gesichtspunkten der Vaterfolge vor: manchmal werden die Vermögensstücke nach dem einen Gesichtspunkte, Würden oder Fertigkeiten nach dem anderen Gesichtspunkte übertragen, oder die Meidungen und Heiratsvorschriften weichen wieder von der Art der Nachfolge in der Häuptlingschaft ab (s. § 8, 9). So findet man, wenn von M. gesprochen wird, häufig nur einige oder mehrere der eingangs gekennzeichneten Sitten vor.

Das weist uns darauf hin, daß wir an das Problem von einer ganz anderen Seite herantreten müssen. Für die Entstehung des M. und namentlich für dessen einseitige Ausgestaltung sind gerade die „ambivalenten“ Normen bei den Jäger- und Sammlervölkern, wie z. B. bei den Bergdama (s. § 4), außerordentlich lehrreich: die Söhne erben das Fang- und Jagdgerät des Vaters, die Töchter die Koch- und Sammelgeräte der Mutter. Wir sehen dabei, daß die Gegenstände des Erbguts (s. Erbe) an die charakteristische Tätigkeit des betreffenden Geschlechts gebunden sind. Bei Völkern, bei denen die Frauen von der Sammeltätigkeit zum Garten-, Grab- oder Hackbau übergingen, wurde der Besitz an weiblichem Gut gerade dadurch erweitert und deshalb die Vererbung der Gegenstände unter den Frauen, also in der mütterlichen Linie, wichtiger. Da die Bedeutung der Frauen weiterhin vermöge des Hackbaues noch dadurch hervortrat, daß sie eine ver-

hältnismäßig gesichertere und oft auch reichhaltigere Nahrung zur Verfügung stellen konnten (wohl ausgehend von der Sorge für das Kind), fand bei den Völkern, bei denen der Grab- oder Hackbau Verbreitung gewonnen hatte, die Übereignung des weiblichen Besitzes, insbesondere auch ihrer Kinder, in Gestalt einer Nachfolge nach der Mutter vorwiegend Beachtung und gelangte zur systematischen Entfaltung und Ausbildung in den Einrichtungen und Gedankensystemen. In der Tat sehen wir das M. als eine Spezialentwicklung bei gewissen Grab- und Hackbau-Völkern besonders ausgebildet. Natürlich sind späterhin, vor allem wohl durch Heiraten, Auffassungen, Gedankengänge und Vorstellungen von den einen zu den anderen Stämmen übertragen worden, namentlich dort, wo eine starke Berührung, wie unter den Indianerstämmen der großen nordamerik. Ebene, stattgefunden hat. Dabei fehlt es bei allem Zurücktreten der Vaterfolge doch niemals ganz an vaterrechtlichen, ja mitunter nicht an patriarchalischen Zügen, sogar in diesen vorwiegend mutterrechtlichen Gemeinwesen (s. a. § 8).

Vgl. bezügl. Südamerika von den Steinen S. 258f.; für Australien Brown, Thomas S. 48ff., 55, 59; Spencer 1914 S. 263, 324, 347.

Den Ausgangspunkt für das M. bildet somit die scharfe Arbeitsteilung und das Sonderleben der Geschlechter, die Trennung der weiblichen von der männlichen Lebenssphäre, namentlich in den niedrigen nomadischen Großfamilien (s. § 3). Unter günstigen Umständen, wie sie die Entwicklung des Grab- und Hackbaues mit seiner Vergrößerung der zusammenlebenden Gemeinschaft zu Sippe oder Klan ermöglichte, wurden die weiblichen Beziehungen einer Person stärker betont. Damit konnten sich gut gerontokratische Heiratssitten (s. § 7) verbinden (s. a. Altenherrschaft, Verwandtschaft), wodurch die verschiedenen sexuellen Beschränkungen und Heiratsordnungen (s. d.) ihre Prägung erhielten, so insbesondere das Halbierungssystem (Hocart 1914; s. a. Totemismus B) und die sog. „*Cross cousin*“-Heirat (s. Heiratsordnung, Verwandtenheirat).

Das Bestehen des Avunkulats (s. d.), die bevorzugte Beziehung zwischen Mutterbruder (s. d.) und Schwestersohn, braucht unter diesen Umständen keineswegs als Überbleibsel eines früher stärker ausgebildeten M. angesprochen zu werden. Nach den obigen Ausführungen genügt es, wenn wir sie als Rückstand aus einer Zeit auffassen, in der allerdings die Anlehnung der Frau an ihre Sippe, insbesondere an ihren Bruder, stark war, in der auch Sippe und Bruder sich der Frau und ihrer Kinder in besonderer Weise annahm (s. § 3, 4). Eine weitere Ausdehnung mutterrechtlicher Sitten und Auffassungen ist darin in keiner Weise inbegriffen, eine solche Annahme wäre unberechtigte Verallgemeinerung. Diese bevorzugte Beziehung braucht keineswegs von einem konsequent und orthodox durchgeführten M. „übrig“ geblieben zu sein.

d. Für die Erschütterung des M. ist zweifellos teils der Zusammenstoß mit patriarchalischen Hirtenräubern von großer Bedeutung gewesen, teils die größere Wichtigkeit, die wirtschaftliche Werte erforderten. Es fällt z. B. auf, daß die Väter gewissermaßen ihre Kinder „verdienen“ müssen, denn die Kinder gelten nach mutterrechtlichen Anschauungen als ein Produkt der Frauen, werden aber dann wirtschaftlich eingeschätzt (s. § 4). — Vgl. dazu Pallas I 314 ff.

Damit, daß auch die Frauen, und zwar im Anschluß an die Gewohnheiten von Räuberstämmen, wirtschaftlich bewertet werden und der Frauenkauf aufkommt, wird mit der Frau auch ihre Frucht, das Kind, gekauft und erworben. Eine bis dahin nicht gekannte wirtschaftliche Einstellung greift Platz (s. Wirtschaft D). Die Vaterfolge hängt gewöhnlich von der Zahlung des Brautpreises ab (s. § 9).

Wenn gelegentliche Übertragungen von Vaterrecht oder Mutterrecht hier und da auch auf ganz enge lokale Einwirkungen zurückzuführen sind, so muß doch der allg. Übergang von betontem M. zu einer nachdrücklichen und konsequenten Hervorhebung des Patriarchats in gewissen Zentren vor sich gegangen sein, von denen die eine oder die andere Auffassung aus-

gestrahlt und sich verbreitet hat. Als solchen Mittelpunkt für die Betonung des Mutterrechts dürfen wir die Grab- und Hackbau treibende Lebenssphäre der Frau auffassen, für die Ausgestaltung des Patriarchats das Wander- und Räuberleben von Hirten. Dabei ist das erstere mit im allg. friedlicher Seßhaftigkeit und konservativem Sinn verbunden, während das letztere Beweglichkeit und Veränderungen mit sich bringt (s. Patriarchat A).

e. Es ist unter diesen Umständen nicht verwunderlich, daß wir unter den aktiveren und aggressiveren europ. Stämmen der Frühzeit, die wir als vielfach viehzüchterisch lebend kennen, nur vereinzelt mutterrechtlichen Spuren begegnen, und daß diese am stärksten in dem bevorzugten Verhältnis von Mutterbruder zu Schwestersohn auftreten.

Aus Europa ist das Mutterrecht der Basken (s. d.) bekannt. Frauen besitzen Eigentum und vererben ihre Rechte an ihre Kinder. Die väterliche Autorität ist gering (Cordier S. 42 f.). Höchstwahrscheinlich handelt es sich hier um sehr alte Sitten, auf die schon Strabo (p. 165) anspielt, wenn er sagt, daß in Spanien Frauen an der Spitze der Familien ständen. — Auch von den alten Pikten an der schott. Grenze wird Mutterrecht berichtet (Zimmer S. 209). Königtum und Zauberei wurde bei den alten Kelten dem Schwestersohn vererbt (Rhys S. 637; Kuno Meyer; Pokorny, Castillejo). S. a. Britische Urbevölkerung.

Verschiedenen Gestalten einer Urmutter oder Stammutter begegnen wir in Griechenland in der Persönlichkeit der Rhea, der Frau des Kronos (Homer II. XV 187, Hesiod Theog. 634, 485 ff.), die in Kreta lokalisiert wurde. Ein alter Muttergotteskult fand sich auch in Athen (Agora; Äsch. I 60), mit dem Feste zusammenhängen. Seit dem 5. Jh. wird Rhea mit der phrygischen „großen Mutter“ (Euripides Bacch. 58 ff., 127 ff.) identifiziert. Doch auch Demeter wurde als Tochter der Rhea mit dieser zusammengeworfen (Hes. Theog. 454); Rhea wurde auch der Kybele gleichgesetzt, und diese wieder mit Ištar (s. d.; Lucian, de Dea Syria 15; vgl. Ed. Meyer

G. d. A². I 2 [1907—09] S. 649). In Rom wurde der Kult der großen Mutter schon durch die Decemviren eingeführt (Livius XXIX 10), und zwar zusammen mit einem heiligen Zauberstein, der für das Gottesgericht gebraucht wurde (s. Gottesurteil).

Bekannt ist, daß Tacitus (Germ. 20, Ann. XII 29) von den Germanen über die Autorität des Mutterbruders berichtet. An der Spitze des Stammbaumes stand bei den Langobarden eine Frau. Auch im Nibelungenlied und in der Edda kommen wiederholte Anspielungen auf mutterrechtliche Einrichtungen vor (Dargun). Vgl. a. Delbrück, Hirt, Schrader, Vinogradoff I, sowie Germanen B § 8.

Mutterrechtliche Einrichtungen sind z. B. bei den amerikanischen Grab- und Hackbauern ziemlich verbreitet und gelangen in einzelnen Gegenden zu extremer Ausbildung: bei den Huronen waren die Frauen die Häupter der Haushaltungen; sie wählten die Häuptlinge und bildeten die Mehrheit im Stammesrat; ähnlich war es bei den Pueblo-Indianern (Tewa). Das Haus galt als Eigentum der Frau, die Heirat war matrilocal, und die Kinder wurden der Mutter zugerechnet. Analoge Zustände herrschten bei den Caddoan (Pawnee, Arikara), bei den Muschokogee (Creek, Choctaw, Seminole), bei den Yuchi und Timucua. Manchmal gehen aber auch Mutter- und Vaterfolge durcheinander, oder einzelne Stämme beobachten die eine, andere die andere. Während die Sioux-Stämme hauptsächlich vaterrechtlich sind, neigen doch die ihnen angehörigen Biloxi, Tutelo, Crow, Hidatsa, Oto und Mandan zu Mutterrecht usw. (Morgan S. 84ff., 325f.; Wissler S. 162ff.; Radin S. 214).

Bezüglich Indiens vgl. u. a. O'Brien, Richards, Rivers 1913 und *The Todas* 1906, Vinogradoff, Heine-Geldern. — Über M. in China vgl. Quistorp; bei den Mandschu Shirokogoroff; bei den Semiten Kohler; vgl. a. B. Z. Seligman 1924.

§ 2. Bei Berechnung der Abstammung für die Nachfolge im Rang und in der Mitgliedschaft der sozialen Gruppen und Schichten sowie für den Erbgang im Be-

sitz ist auf den Trobriands-Inseln, ö. von Neu-Guinea (Südsee), die mütterliche Verwandtschaft allein entscheidend. Es ist ein Gebiet scharf durchgeführten Mutterrechts, das außerdem durch ganz bestimmte Lehren über die Bedeutung der Mutterchaft gestützt wird. Der Mutterbruder gilt als der wahre Beschützer des Knaben, und eine Reihe von gegenseitigen Rechten und Pflichten verstärkt das Band zwischen den beiden; während der Vater nur der Freund von seiner Gattin Kindern ist, mit denen er sich jedoch gefühlsmäßig verbunden zeigt. Die physiologische Vaterschaft ist bei den Trobriandern nicht nur unbekannt, sondern sie wird auf das nachdrücklichste geleugnet. Die Empfängnis der Mutter findet nach der Auffassung der Trobriander durch Geister statt, die aus der See kommen. Trotz dieser Lehre und trotz der starken Bande von Sitte und Recht, die zwischen Mutterbruder und Schwesterkindern bestehen, herrscht doch selbst hier eine Tendenz von seiten des Vaters, für die Kinder seiner Frau soviel zu tun (s. § 8, 9), als es innerhalb der herrschenden Schranken möglich ist (Malinowski 1922 S. 71f.).

Bei den Aschanti Westafrikas wird die Abstammung in weiblicher Linie berechnet, und die Autorität in der Familie liegt hauptsächlich in den Händen des Mutterbruders (*wofa*). Das „Blut“ wird nach Ansicht der Aschanti nur durch die Frauen übertragen, nicht durch die Männer, und zwar deshalb, weil es sinnlich wahrnehmbar bei der Geburt und Menstruation der Frauen in Erscheinung tritt. Der Ausdruck für Sippe = *abusua* wird gleichbedeutend mit dem Ausdruck für Blut (*mogya* oder *bogya*) gebraucht. Klan oder Blut entscheidet die Nachfolge im Erbgang, mag es sich um Würden oder um Besitz handeln. Dem Manne wird nur die Übertragung von *ntoro* = Geist, in eigentlicher sinnlicher Bedeutung = Samen, zugeschrieben. *Ntoro* wird als von geringerer praktischer Bedeutung erachtet, außer für die unmittelbare Verbindung der Geschlechter. Der Wert der Frauen wird in dem Sprichwort formuliert „Eine Frau hat einen Mann geboren“. Sie pflegt zu sagen: „Nur ich kann Blut eines Königs übertragen. Wenn mein Geschlecht

im Klan ausstirbt, so geht er zugrunde.“ — Die Lebenden hängen aber, auch nach den Anschauungen der Aschanti, mit den Toten und ihren Geistern zusammen (s. Menschenopfer C § 8). Da die Geister der Abgeschiedenen auf der Erde wiedergeboren werden, haben sie Interesse daran, daß ihr Klan nicht ausstirbt. Aus diesem Grunde soll auch niemand anders auf dem Thron des Klans sitzen als ein Mitglied desselben oder wenigstens einer, der den Namen des Klans trägt und darum als Angehöriger betrachtet wird (Rattray S. 77 ff.).

§ 3. Ein mutterrechtlicher Zug ist auch die Abhängigkeit der Frau von ihrem Bruder. Namentlich nimmt dieser vielfach den Kaufpreis entgegen. Für die Frage der Rückkehr einer geschiedenen Frau zu ihren Kindern ist bei den Wadschagga Ostafrikas das Einverständnis des Bruders der Frau wichtiger als die Stimme des zweiten Ehemanns. In der Regel wenden sich deshalb die Kinder zuerst an den Mutterbruder und bitten ihn um Beistand für ihr Vorhaben (Gutmann S. 207 f.).

Dieses Verhältnis zwischen Bruder und Schwester wird man nicht mit Unrecht, wie es Gutmann tut, darauf zurückführen, daß ursprünglich die Sippe endogam war, daß also die Verbindung zwischen Sippenbruder und Sippenschwester erlaubt war. Gutmann meint, daß die Endogamie wegen der Blutrache verboten wurde. Eine Frau der eigenen Sippe, die keinen Bluträcher für ihre Angehörigen hatte, war innerhalb ihrer Gruppe der Willkür des Mannes preisgegeben. Auch konnte eine Frau hinwiederum ohne eine für sie bürgende Verwandtschaft leichter Unheil anrichten: etwa Mann oder Kinder töten, ohne daß etwas gegen sie unternommen werden konnte. Die Energie, mit der die Ehe mit der Sippenschwester verpönt wird, läßt deutlich erkennen, daß sie einst eine Gewohnheit war. — Der entsprechende Wechsel des Gedankensystems dürfte nach Gutmann (S. 158) mit der Erweiterung der nomadischen Jäger-Großfamilie zur (seßhaften Hackbau-)Sippe eingetreten sein (s. Politische Entwicklung), die sich nämlich um den Gedanken der Abstammung von einem Elternpaare scharte (s. a. Totemismus B).

Die Stellung des Mutterbruders gegenüber dem Schwestersohn wird nicht allein durch die nicht seltene Art der Verwandtschaftsbeziehungen von seiten der Frau oder Frauen des mütterlichen Onkels zum Neffen als ihrem „Gatten“ gekennzeichnet, sondern außerdem noch durch charakteristische Redensarten, wie sie herkömmlicherweise geführt werden, z. B. bei den südafrik. Thonga. Manchmal weist der Mutterbruder auf eine seiner Frauen und sagt zum Neffen: „Dies ist deine Frau. Behandle sie gut!“ Die betreffende freut sich darüber und bereitet ein Festmahl für den Neffen, den sie „Gatten“ nennt. Dieses Necken geht so weit, daß der Neffe zum Onkel manchmal sagt: „Beeile dich und stirb bald, damit ich deine Frau haben kann!“ Der Onkel erwidert: „Willst du mich etwa mit einer Flinte töten?“ Vielerlei Freiheiten nimmt sich der Neffe gegenüber der Frau seines Mutterbruders heraus, insbesondere in den Klans der Ronga. Indessen kommt es nie zu geschlechtlichem Verkehr, solange der Onkel lebt; sollte sich das indessen doch ereignen, so hat der Neffe eine hohe Strafe zu zahlen, wie für Ehebruch. Nach dem Tode des Mutterbruders erbt er vielleicht die Tante, doch wird sie nie sein volles Eigentum; sie wird ihm nur überlassen, aber die Kinder fallen den männlichen Verwandten des Mutterbruders zu. Im ganzen Stamme wird das Recht anerkannt, die Frau des Mutterbruders zu erben, und bei den Ronga wird sie aus diesem Grunde vom Neffen schon immer als *nsati* (Gattin) bezeichnet (Junod I. 228).

Der Schwestersohn ist bei den südafrik. Thonga stets Gegenstand besonderer Fürsorge von seiten seines Mutterbruders: ist er das erstgeborene Kind, so bereitet er auch in zeremonieller Weise aus Antilopenhaut das Trageleder (*ntehé*) des Kindes (Junod I 44). Wird das Kind nicht mehr gestillt, so hält sich der Schwestersohn jahrelang im Dorfe der mütterlichen Verwandtschaft auf, die Schwestertochter so lange, bis sie herangewachsen ist. Heiratet letztere, so beansprucht der Mutterbruder einen Anteil am Kaufgeld. Der Vater darf ihm diesen nicht vorenthalten, sonst ermahnt ihn der Mutterbruder mit den Worten: „Fürchtest du nicht die

Geister? Der Mutter Geister werden dich töten! Deine Tochter wird keine Kinder bekommen! Hast du sie allein in die Welt gebracht? Haben unsere Leute nicht Anteil daran, daß sie herangewachsen ist? Und ist deine Frau nicht durch die Hilfe dieser Geister geworden? Ihr Bruder hat ein Recht auf seinen Anteil!" Wenn der Kaufpreis abgeliefert wird, werden der mütterliche Onkel und alle Verwandten der Mutter zu dem Fest geladen; für sie wird ein besonderer Teil vom Festrind (*njimba*) reserviert, und zwar besteht dieses Stück aus dem Bauchteil vom Sternum bis zu den Hinterbeinen. Die anderen mütterlichen Verwandten erhalten an dem Tage, an dem die Braut in das Dorf ihres Bräutigams geleitet wird, eine besondere Gabe in Gestalt einer jungen Kuh und das Fell, in dem die Braut von der Mutter getragen wurde, als sie ein kleines Kind war. Andererseits statten die mütterlichen Verwandten die Braut mit Hacke, Salböl, Matte, Kleidungsstücken und manchmal auch noch mit Armingen aus; Tante oder Onkel väterlicherseits geben nichts. Sollten die mütterlichen Verwandten keinen Beitrag zu der üblichen Aussteuer (s. a. Heirat, Mitgift) leisten, so bekommen sie auch nichts vom Anteil an den Geschenken. Vor allem aber tragen die mütterlichen Verwandten zu den Opfern des Schwestersonnes bei. Dies wird in folgender Weise formuliert und begründet: „Die mütterlichen Verwandten verrichten die Opfer, weil sie den Stamm darstellen. Der Vater bildet nur wegen der Ochsen den Stamm. Die Mutter ist jedoch der wahre Stamm; in ihr wohnen die Ahnengeister, sie macht das Kind wachsen.“ Stirbt sie, wenn das Kind noch klein ist, so lebt dieses nicht weiter. Im Dorfe der Mutter sind die Ahnengeister. Auch bei den Todeszeremonien fällt den mütterlichen Verwandten die Hauptrolle zu (Junod I 164, 253ff.).

Vgl. Hocart 1914, 1915, 1923 für die Fiji-Inseln der Südsee; sowie Hahl S. 313; Collocott S. 223; Peekel; auch Frazer; O'Brien für Indien.

Bei den Bergdama Südwestafrikas ist des Vaters Schwester die Hauptperson, welche die Brautwerbung für ihren Neffen

leitet (Vedder S. 52). Irgendwelche Vorschriften in bezug auf die Wahl der Ehepartner bestehen nicht. — Für Australien vgl. Brown.

Unter den südamerik. Aruaken herrscht Mutterfolge, und niemand darf einen Partner des gleichen Familiennamens wählen. Die Mutter vererbt den Familiennamen auf ihre Tochter und diese wieder ihren Kindern. Doch sind von weiblicher Seite immer Verbindungen mit der Familie des Vaters erlaubt, z. B. mit dem Bruder des Vaters oder mit dem Vetter väterlicherseits. — In etwas veränderter Weise kommt das M. bei den Makusi zur Geltung: hier darf der Oheim väterlicherseits seine Nichte nicht heiraten, weil sie als nächste Verwandte seiner Brüder und Schwestern gilt, und weil er von ihr „Vater“ genannt wird (s. Verwandtschaft). Doch darf er sich mit der Tochter seiner Schwester, der Frau seines verstorbenen Bruders oder mit seiner Stiefmutter nach dem Tode seines Vaters verbinden. Bei den Taurepang kann ein Mann sich nicht mit der Tochter seiner Mutter Schwester verbinden, er darf dies aber mit der Tochter des Mutterbruders und auch mit der Tochter seines Vaterbruders und der seiner Vaterschwester usw. (Roth S. 672f.). — Vgl. a. Boas; Parsons.

§ 4. Trotz des verhältnismäßig geringen Besitzstandes der Jäger- und Sammlerstämme der Bergdama von Südwestafrika wird das Erbe (s. d.) doch nach festen Regeln verteilt. Die Erbmasse besteht in der beweglichen Habe: in Jagdgeräten des Mannes, in den Holzschüsseln, Eimern, Töpfen, jetzt auch in Messern und Beilen, in Kleidungsstücken, soweit sie dem Verstorbenen nicht mit ins Grab gegeben werden, endlich auch noch in persönlichem Besitz an Ziegen und Hunden; in neuerer Zeit kommen auch Rinder in Betracht. Gemäß der strengen Arbeitsteilung unter den Geschlechtern sind auch die verschiedenen Geräte und Werkzeuge gewissermaßen an das Geschlecht gebunden (s. a. Arbeit, Wirtschaft D). Darum ist der älteste Sohn Erbe des Vaters, die älteste Tochter Erbin der Mutter. Ist der Sohn noch zu jung, um sein Erbe antreten zu können, so nehmen der Groß-

vater, die Brüder des Vaters oder die Männer der Schwestern des Vaters nach Altersrang (s. Altenherrschaft) die Gegenstände in Gebrauch und Verwahrung. Ähnlich ist es bei der Tochter, bei der die Großmutter mütterlicherseits, die Schwestern der Mutter oder die Frauen der Brüder der Mutter die Dinge in Verwahrung nehmen. Nicht vererbt wird die Hütte, die entweder angezündet oder abgebrochen wird, da man sich scheut, den Ort, der durch den Tod verhängnisvoll wurde, wieder zu bewohnen. Auch die Ziegen, die im Besitz der ganzen Sippe stehen, werden natürlich nicht zur Erbmasse gerechnet (Vedder S. 143f.).

Die Jäger- und Sammlervölker nehmen gegenüber dem M. keine einseitig akzentuierte Stellung ein. Manchmal tritt stärker die Neigung zur Vaterfolge, manchmal mehr die zur Mutterfolge hervor. Das erstere ist zum Beispiel bei den Bergdama der Fall. Der erstgeborene Sohn wird bei diesen *xeirob* = 'kleines Kudu' genannt, da dieses Wild als Sinnbild der Kraft gilt. Der jüngste Sohn gilt als „Mutteröhnchen“, das bei der Mutter zurückgeblieben ist, nachdem die anderen bereits das Nest verlassen haben und eine eigene Hütte in der Werft besitzen (Vedder S. 44). — Der Familienname wird in eigenartiger Weise vererbt: nämlich vom Vater auf die Tochter, von der Mutter an den Sohn (s. Name A). Bei Knabennamen kommt es jedoch vor, daß mit dem von der Mutter ererbten Familiennamen auch der des Vaters verbunden wird und manchmal der Kürze halber der Muttername wegfällt (ebd. S. 48).

Bei den Kai-Leuten im Hinterland der Nordküste von Neu-Guinea, Jägern und Fängern, deren Frauen aber schon zum Hackbau übergegangen sind, tritt das M. bereits deutlich hervor. Kinder, Schweine und Schmuckstücke bilden die wertvollste Hinterlassenschaft. Die Schweine werden beim Trauermahl für die ganze Verwandtschaft geschlachtet. Die Schmuckstücke, wie Eberhauer und Taschen mit Hundezähnen, erben die Brüder und allenfalls die Mutterbrüder des Mannes. Die Kinder fallen beim Tode der Mutter an deren Brüder und Onkel. Die Mädchen werden ihnen sofort ausgeliefert, die Knaben läßt

man dem Vater zur Ernährung, wofür sie ihm bei der Arbeit helfen. Aber wenn sie erwachsen sind, müssen sie auch den Mutterbrüdern an die Hand gehen. Dafür kaufen die Verwandten zusammen den Burschen eine Frau. Erst dadurch, daß der Vater den Sohn ernährt, versorgt und großzieht, also alle Mühe mit ihm hat, erwächst für ihn der Hauptanspruch auf ihn (s. § 8, 9). Bei seinem Tode fallen die Söhne ganz den Mutterbrüdern zu. Die Eingeborenen begründen das M. mit den Beschwerden der Schwangerschaft und den Schmerzen der Geburt, das Bruder- und Onkelrecht mit der Verwandtschaft. Die Brüder und Onkel erben die ganze Hinterlassenschaft einer Frau, ihre Töpfe, ihre Tragnetze und ihr Feld, soweit die Früchte nicht beim Trauermahl aufgezehrt wurden. Die Tochter erhält weder von der Mutter noch vom Vater etwas, der Sohn jedoch die Fruchtbäume, die sein Vater gepflanzt hat (Betel- und Kokospalmen, Pandanus- und Brotfruchtbäume). Sind die Söhne beim Tode des Vaters schon erwachsen, und leben keine Angehörigen desselben mehr, so sind sie die nächsten Erben. Der nächste Erbe nach dem eigenen Sohn ist der Sohn der Schwester. Die Häuptlingschaft geht immer vom Vater auf den erwachsenen Sohn über. Falls ein solcher nicht vorhanden ist, auf den Sohn der Schwester. Der nächste Erbe nach diesem ist das Enkelkind (Keysser S. 92f., 100). — Vgl. a. Chinery und Beaver.

Die Stellung der Muttersippe ist bei den Dschagga-Negern Ostafrikas zu jedem Kinde anders. Auf den erstgeborenen Sohn ihrer Schwester hat sie, wie erwähnt, keinen Anspruch; der jüngste gilt als der Verkörperer ihres Anteiles und wird: „der fürs Großmütterchen“ (*lja kekuje*) genannt. Der Erstgeborene wird mit dem Namen seines väterlichen Großvaters begrüßt. Dem liegt der Glaube zugrunde, daß der Großvater im Enkel sich verkörpere. Bei der Geburt eines Mädchens sagt man noch heute: „Wir haben Großmütterchen auf dem Hofe“. Bewußt geglaubt wird die Wiedererscheinung des Großvaters heute wohl kaum noch unter den Wadschagga, sondern man deutet sich diesen Brauch

nunmehr als ein Werben um Gunst bei den Ahnen. Der Jüngste wird mit dem Namen seines Großvaters mütterlicherseits begrüßt. Die bevorrechtete Stellung des erst- und des letztgeborenen Sohnes bei der Erbteilung hängt wohl auch mit diesem Glauben zusammen (Gutmann S. 233ff.).

Bei den Dschagga Ostafrikas bestand früher die Sitte des Anerkennens des ersten Kindes durch die Schwiegereltern der Mutter. Insbesondere herrscht zwischen dem Schwiegervater und der Schwiegertochter vor der Geburt ein strenges Meidungsverhältnis, das Gutmann auf die Angst vor dem neidischen Blick des Schwiegervaters zurückführt. Unter bestimmten zeremoniellen Reden und Handlungen wird das neugeborene Kind etwa eine Woche nach der Geburt, nachdem der Nabel abgeheilt ist, den Schwiegereltern gezeigt, die u. a. fragen: „Laß sehen, ob du uns etwas zugebracht hast, das ein Fremdzeichen trägt, wie es bei uns nicht vorkommt?“. Nachdem das Fehlen eines solchen festgestellt wurde, zerkaut der Schwiegervater eine Banane im Mund und überführt den Brei in den des Kindes. So füttert er es mit „zwei Backen voll“ und spricht danach: „Ich ergreife Besitz von meinem Enkelkinde, nun gehe ich ins Alter mit meiner Frau usw.“ Beim Mädchen vollzieht letzteren Akt die Schwiegermutter. (Es gilt als ungehörig, daß eine Frau, die Großmutter geworden, noch Kinder bekommt; ebd. S. 133.) Nach weiteren Zeremonien vereinigt der Schwiegervater am folgenden Tage seine Sippenbrüder und gibt ihnen bekannt: „Ich habe ein Kind bekommen hier auf unserem Grunde, jetzt denke ich daran, wie ich die junge Mutter mit Fett salbe.“ Darauf werden zwei Ziegen geopfert usw. Den Kern dieser Feier bildet die Aufnahme des Neugeborenen in die Sippengemeinschaft und seine Anerkennung als „gleichgeboren“. Bezeichnenderweise geschieht die Aufforderung zur Darstellung des Kindes nicht durch den Schwiegervater der Frau, sondern durch seinen Bruder, der also noch heute die weitere Sippengemeinschaft innerhalb der Familie darstellt. Hierin zeigen sich Ansätze zur väterlichen Gewalt (s. § 8, 9) neben Resten mütterrechtlicher Einrich-

tung (Gutmann S. 217ff.). — Vgl. a. Niese.

Der tatsächliche Einfluß der Frauen geht bei den Aschanti darauf zurück, daß hinter der Frau ihre gesamte Familie steht, mit der sie durch Blutbande verknüpft ist, und die sie vor schlechter Behandlung durch ihren Gatten oder dessen Sippe schützt; denn auch ihre Kinder gehören ihr und ihrem Klan, nicht dem ihres Gatten an. Ihr ererbtes oder erworbenes Eigentum schützt ihr Klan; es darf nicht von ihrem Gatten berührt werden. Stirbt sie, so dürfen nicht die Männer ihres Klans sie beerben, sondern alle weiblichen Angehörigen ihres Klans (vgl. § 4 Anfang) gehen voran (Rattray S. 77ff.).

Die verschiedene Stellung zwischen den Nachkommen männlicher und weiblicher Linie gelangt bei den südafrik. Thonga darin zum Ausdruck, daß der mütterliche Großvater, der ob seines Alters respektiert wird, viel milder gegen das Enkelkind von seiten seiner Tochter als gegenüber dem Sohn seines Sohnes ist: macht es Unfug, so sagt der Alte: „Das geht mich nichts an, denn es handelt sich um Eigentum des Vaters des Kindes, nicht um mein Dorf.“ Die Begründung bezieht sich also auf die Sippenangehörigkeit des Besitzes. Dagegen verfährt er hart gegenüber seinem Enkelsohn männlicher Linie. Nimmt sich aber ein Enkelkind ihm gegenüber zuviel heraus, so verweist er es an seinen Mutterbruder (Junod I 227).

Ein besonderes Recht des Mutterbruders bei den südafrik. Thonga besteht darin, mit Hilfe seiner Schwesterkinder sein Dorf vor der Gefahr des Aussterbens zu bewahren, wenn er selbst keine Kinder hat (s. Adoption A, Verwandtschaft). In einem solchen Fall holt er seine unverheiratete Schwester in sein Dorf und nimmt keinerlei Kaufpreis (*lobola*) für sie an. Er sagt dann zu ihr: „Fürchte nichts, wenn du stirbst, werde ich dich begraben!“ Diese Pflicht liegt nämlich dem Gatten ob; und der Bruder übernimmt damit die Pflichten des Gatten. Sie kann Liebhaber haben und gebiert vielleicht einen Sohn. Da keine *lobola* entrichtet wurde, fällt das Kind der Familie der Mutter zu, wie allg. nach afrik. Sitte, wenn kein Entgelt für die Frau und

ihre Kinder bezahlt wurde, und der Onkel gelangt so in den „Besitz“ eines Sprößlings seiner Schwester, der auch den Familiennamen weiterträgt und so die Familie seiner Mutter vor dem Verschwinden bewahrt (Junod I 255).

Auf der mikrones. Karolinen-Insel Yap wird die Angehörigkeit zum Totem in der mütterlichen Linie vererbt. Diese Totems leiten sich von Stammvätern ab. Die Totems sind exogam und haben ihre traditionellen Meidungen (s. d. und Totemismus B). Die Groß-Familien dagegen besitzen ein Oberhaupt in Gestalt ihres Ältesten. Auch die Zugehörigkeit zu diesen Familiengruppen legt insofern Ehebeschränkungen auf, als Kinder desselben Vaters, ja sogar solche von zwei Brüdern, nicht einander heiraten dürfen. Die Kinder erhalten je nach dem Geschlecht den Namen des Vaters, der Mutter des Vaters oder der Mutter der Mutter des Vaters. Im Falle einer Scheidung bleiben die Kinder in der väterlichen Familie (Müller-Wismar S. 222 ff.).

§ 5. Die Würde des Sippenhauptes (Werftoberhauptes) wird bei den Bergdama in derselben Weise vererbt wie die sachliche Erbmasse der Männer (s. § 4). Der älteste Sohn der Hauptfrau übernimmt die bevorzugte Stellung in der Werft. Im Falle der Unmündigkeit geht die Würde vorläufig an den über, der das Erbe verwaltet. Sind keine Söhne der Hauptfrau vorhanden, und versagt die Linie der nächsten älteren Verwandten, so geht die Häuptlingschaft an den ältesten Sohn der ältesten Schwester des Verstorbenen (s. a. § 8) über (Vedder S. 146).

Die verwandtschaftliche Berechnung nach der Mutter (s. Mutterfolge) hängt gewöhnlich noch mit verschiedenen anderen Einrichtungen zusammen. So finden wir z. B. im melanes. Gebiet der Südsee die Zweiteilung des Stammes (s. Heiratsordnung) überwiegend mit Mutterfolge verknüpft. — Andere Einrichtungen hingegen sind bald mit Mutterfolge verknüpft, bald nicht. So zeigen sich totemistische Klans in Melanesien wohl sehr verbreitet, außer in St. Cruz, wo die Vaterfolge wenigstens auf einem Teile der Insel herrscht; ebenso besteht Vaterfolge in Verbindung mit totemistischer Exogamie in der Landschaft Lau auf Malaita, und auf

Fiji gehört ein Mann zu der Sippe (*matangali*) seines Vaters usw. (Rivers II 91 ff.).

Das erwähnte Halbierungssystem ist indessen, wie angedeutet, nicht überall mit der Mutterfolge verknüpft, so z. B. nicht unter den Stämmen des zentralen Neu-Guinea im holländ. Teil. Die beiden Hälften sind streng exogam und totemistisch; jedoch folgen die Kinder in der Zugehörigkeit zur Gruppe dem Vater, und sämtliche männlichen Bewohner einer Siedlung gehören stets der gleichen Hälfte an. Dementsprechend werden die Siedlungen auch in *woya* (Känguruh)- und *wēnda* (Beutelmarder)-Siedlungen unterschieden und ebenso auch die Männerhäuser bezeichnet (Wirz S. 46 ff.).

Die Häuptlingswürde ist auf der sonst mutterrechtlichen Karolinen-Insel Yap mit dem Besitz eines bestimmten Grundstücks verbunden und wird mit diesem vererbt, und zwar, wie es scheint, vom Vater auf den Sohn. Müllers Darstellung ist hier nicht ganz klar; er erwähnt einen Oberhäuptling, der seine Würde als Mann seiner Frau, der Tochter eines früheren Häuptlings, bekleidet, und deren Sohn sein Nachfolger werden soll. Im allg. wird das väterliche Vermögen vom Vater auf die Söhne vererbt (s. a. § 8). Sind Söhne nicht vorhanden, so erbt die Tochter. Von vier Grundstücken auf Yap wird jedoch berichtet, daß sie immer im gleichen Totem (vgl. § 4) bleiben, somit durch Mutterfolge übertragen werden (Müller-Wismar S. 216, 222 f., 227, 245, 251 f.). — Vgl. a. Erdland.

Unter den *Ila*-sprechenden Völkern des n. Rhodesiens gibt es dreierlei soziale Gruppen: die Familie, den Klan und die Gemeinde. Die Familie ist eine Großfamilie, die aus einem Mann, seinen Frauen, deren Kindern und noch anderen Anverwandten besteht. Der Vater leitet die Familie, obgleich seine Macht durch die Klangesetze beschränkt wird, vor allem dadurch, daß der Mutterbruder eine größere Macht über die Kinder besitzt als der Vater. Die Familiengruppe bildet nichts sehr Beständiges, denn Scheidung ist häufig (s. § 7). Solange jedoch die Mitglieder zusammenleben und gemeinsam in ihren wechselseitigen Interessen arbeiten, besteht auch Neigung unter ihnen. Der Vater bleibt jedoch immer Angehöriger seines Klans.

Bei allen Konflikten zwischen Familie und Klan überwiegt der letztere gewissermaßen wie eine natürliche Verwandtschaft über eine künstliche. Die Kinder des Mannes verbleiben ihm wohl im Falle der Scheidung, werden jedoch nicht seinem, sondern ihrer Mutter Klan zugerechnet. Darum besitzt er auch weniger Macht über sie als deren Mutterbruder. Folgende Wendung wird unter den Ba-Ila gebraucht: „Dein Klan ist der der Mutter, deine Familie die des Vaters.“ Der Klan ist streng mutterrechtlich und totemistisch, d. h. er wird mit dem Namen eines Tieres, einer Pflanze oder eines Naturgegenstandes bezeichnet, mit dem man sich verwandt betrachtet, und gegen den man Respekt bezeugt; diese Klans sind exogam (s. Totemismus B). Eine Hörige, die mit einem Freien verheiratet ist, wird zwar nicht selbst frei, jedoch ihre Kinder (ähnlich wie in Loango). Allein von dieser Regel gibt es ebenso Ausnahmen wie auch von der strengen Mutterfolge im Klan. — Darin scheinen sich wenigstens heute Änderungen zu vollziehen. Zu mindesten macht sich jetzt eine gewisse Unsicherheit geltend, und ein Nützlichkeitsprinzip tritt in den Vordergrund, wenn die Äußerung fällt: „Der wahre Klan ist der, dessen Angehörige dir helfen, wenn du in Not bist“ (s. § 8, 9). — Die Gemeinde ist eine Siedlung unter einem Häuptling, worin hauptsächlich der Unterschied zwischen Hörigen und Sklaven gemacht wird (Smith und Dale I 283ff.). — Vgl. a. Van Wing; Murray; Mac Leod; B. Z. Seligman 1925.

Auch im herrschenden Klan tritt unter den Aschanti die Bedeutung insbesondere der Fürstennutter (*ohema*) hervor, wenn auch heute ihr Einfluß abnimmt (s. a. Fraueneinfluß). Namentlich beteiligt sie sich an der Wahl des Häuptlings, der auf den Thron kommen soll. Eigentlich gibt es zweierlei Throne: den älteren Thron (*okonua panyin*), welcher der der Fürstennutter (*ohema*) ist, und den ihres Anverwandten, den Häuptlingsthron. Nur der letztere wird wirklich politisch anerkannt; der erstere kann nur von alten Frauen eingenommen werden, die nicht mehr den mit der Menstruation verbundenen Meidungen ausgesetzt sind. Der

erwähnten „Mutter“ fällt die Leitung der Beratung bei der Fürstenwahl zu, die sie mit den Kleinhäuptlingen und alten Männern verabredet, und wobei sie ein Veto-recht besitzt. Dem neugewählten Fürsten gibt sie in Gegenwart des ganzen Klans ihre Ratschläge als „Mutter“, obgleich sie nicht in Wirklichkeit seine Mutter, sondern manchmal seine Schwester ist. Bei der Einkleidungszeremonie des neuen Fürsten leistet er ihr den Eid und sitzt zu ihrer Rechten nieder, wenn er die Huldigungen und Treuschwüre der versammelten Häuptlinge empfängt. Solange er Fürst ist, sitzt sie zu seiner Linken. Reist er weg, so begleitet sie ihn, außer in den Krieg. Auch wenn er Gericht hält, ist ihr Platz neben ihm; nur sie darf ihn, seine Sprecher oder Räte bei Gericht zurechtweisen, an den Gerichtshof sich wenden oder die Parteien ausfragen. An sie werden auch Bitten um Begnadigung und Milderung der Strafen gerichtet. Sie darf auch eine Frau für den Fürsten wählen, die seine „ältere Gemahlin“ und ihre Nachfolgerin wird, wenn sie stirbt. Diese „ältere Gemahlin“, oder, wenn sie schon sehr alt ist, deren Tochter, übt die Regierung aus, wenn der Fürst im Felde ist. Sie nimmt dann auch des Fürsten Namen an, und die Fürstennutter bezeichnet sie als „mein Kind“ (*me'ba*), während sie die Fürstinnmutter als „Mutter“ (*ena*) anredet. Die betreffende „Gemahlin“, ursprünglich eine Frau aus dem fürstlichen Harem, besitzt keinerlei Kenntnis der Sitten und Gebräuche wie auch des Gerichtsverfahrens, und daher fallen der „Fürstennutter“ tatsächlich alle erwähnten Obliegenheiten zu: sie hält Gericht ab und entscheidet die Fälle mit der vollen Macht des Fürsten. Ist jedoch der Fürst daheim, so scheint die „Fürstennutter“ die Jurisdiktion wenigstens über die Frauen und Dienerinnen ihres Hofes auszuüben, jedoch auch in Streitfällen zwischen dem Fürsten und seinen Frauen. Sie bedient sich auch ihrer eigenen „Sprecherinnen“. In gewissen Fällen übt sie Gerichtsbarkeit bei Streitigkeiten unter Männern aus, wenn sich nämlich beide Parteien an sie wenden, was nicht selten deshalb geschieht, weil das Verfahren vor ihr billiger ist. Von den Prozessen, die vor dem Fürsten geführt

werden, fällt ihr ein Teil der Gebühren bei der Eidleistung zu, und zwar ein Drittel. — Die Fürstinmutter soll täglich im „Palast“ des Fürsten anwesend sein; erscheint sie nicht, so schickt der Fürst täglich einen Boten, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Nach den Zeremonien für die Geister der Ahnen darf der Fürst in sein Gemach nicht zurückkehren, bevor die Fürstinmutter ihn nicht begrüßt hat; ist es eine sehr alte Frau, so läßt sie ihn manchmal erhebliche Zeit warten. Die Fürstinmutter übte früher einen großen Einfluß auf alle Frauen aus und nahm besonders an den Zeremonien bei der Geburt und bei der Reifeweihung teil, wie sie überhaupt den Wandel der jungen Generation überwachte. Dieser Einfluß ist jedoch in der letzten Zeit infolge der Europäer zurückgegangen, die sich immer nur an die Männer wandten (Ratray S. 77 ff.). Vgl. a. Heber.

Der Großfürst besaß bei den Loango des zentralen Westafrika früher eine Art Mitregentin, die auch das heilige Feuer zu bewachen hatte und oberste Beraterin in Rechts- und Staatsangelegenheiten war. Insbesondere galt ihre Person als Asyl (s. d.)-stätte für den, der sich vor ihr niederwarf und dann an ihren Brüsten saugen durfte (Pechuël-Lösche S. 162 f.).

§ 6. Der Schwestersohn nimmt sich bei den Thonga Freiheiten jeder Art gegen seinen Mutterbruder (s. d.) heraus, „wie ein Häuptling“. Junod (I 255 ff. und II 535 ff.) sieht in diesem Verhalten den Überrest aus einem Zustand, da überhaupt die starke Hand eines Vaters fehlte und die Familienbeziehungen loser als jetzt waren. Insbesondere bei den religiösen Zeremonien erscheinen die Schwesterkinder als diejenigen, die geradezu die Ahnengeister vertreten, die bei den Opfern helfen und vor allem sie verzehren. Bei dem großen Regenopfer der n. Klans wird Bier dargebracht, zu dem die Schwestertochter die Körner aus dem Getreidespeicher holt und in einen Topf schüttet, die erste Hand voll im Mörser stößt, den ersten Stoß mit dem Klöppel vollzieht und überhaupt jeden der komplizierten Akte des zeremoniellen Brauens einleitet. Sodann wird ein schwarzes Opfertier herangebracht und ihr ein

Messer in die Hand gedrückt, um das Tier zu erstechen. Sie ist diejenige, die es den Ahnengeistern übergibt. Ähnliches vollzieht sich bei den großen Familienfesten. Dabei verfügen die Schwesterkinder über die Stücke, die den Ahnengeistern geopfert werden. Sie unterbrechen das Gebet, stehlen dann die Fleischstücke oder das Opfertier und rennen damit weg. Als Grund wird angegeben: „weil ein Schwesterkind den Speichel seines Mutterbruders nicht fürchtet“ (Junod I 156 ff., 255 ff.). — Bedenken wir die eigenartige verwandtschaftliche Beziehung, die zwischen Enkelkindern und Großeltern besteht (s. Verwandtschaft), so hat es den Anschein, als wenn die Enkelkinder ursprünglich als Ahnen fungierten und agierten, und daß daraus ihre „Vertretung“ herzuleiten ist. — Auch bei dem Unterricht der Jünglingsweihe ist es der Schwestersohn des Häuptlings, der die Vorbereitung für die Beschneidungszeremonie des Totenessens (Junod I 146, 256; s. a. § 8).

Als religiös ist auch eine gewisse mystische Verbundenheit zwischen Mutterbruder und Schwestersohn zu betrachten, wie sie von Lambert (S. 115—16) geschildert wird. Wenn einer unter den Neukaledoniern beim Fischfang verletzt oder im Kriege verwundet wurde oder von einer Kokospalme fiel, so veranstaltete der mütterliche Verwandte ein Fest bei der Heilung des andern. — Zahlreich sind die Mythen, welche die Abstammung auf eine Urmutter zurückführen. So insbesondere in der Südsee, z. B. im Gebiet von Bogia (Neu-Guinea, Nordküste), unter den Sepa. Dort erscheint der Kasuar als solche Urmutter, von dem zwei Söhne als Stammväter der beiden Hälften (Taube und Schmetterling) der Klans auftreten (s. a. Heiratsordnung). Jede der Hälften zerfällt in mehrere (vier) Sippen und diese wieder in Großfamilien, die sich aus Großvater, Vater und den Söhnen zusammensetzen, also vaterrechtlich orientiert sind (Schebesta S. 1054; vgl. a. Peekel; s. a. Totemismus B).

Eine ähnliche Mischung zwischen vater- und mutterrechtlichen Gesichtspunkten finden wir auch sonst in Neu-Guinea (C. G. Seligmann S. 435—36, Anm. 458; s. a. § 8).

§ 7. Zwischen Bruder und Schwester wird bei den Bergdama Südwestafrikas strenge Meidung (s. d) beobachtet. Einer darf nicht mit demselben Löffel wie der andere essen, nicht des anderen Sandalen gebrauchen oder aus derselben Pfeife rauchen. Aus der Hand der Schwester darf der Bruder keine Speise entgegennehmen; nur was sie für ihn auf den Boden legt oder in einer Schüssel hinstellt, nimmt er auf und genießt es usw. Indessen kommen trotz der strengen Meidungsvorschriften Geschwisterverbindungen vor (s. a. Blutschande). Sie sollen jedoch mit Züchtigung, ja manchmal durch Vertreibung der Geschwister bestraft werden (Vedder S. 50f.).

Bei den Kai-Leuten von Neu-Guinea, bei denen die Männer Jäger und Fänger sind, die Frauen aber schon den Hackbau betreiben, herrschen noch nicht die Sitten des reinen Mutterrechts. Verboten ist hier die Heirat zwischen dem Mann und der Schwester seiner Frau, zwischen Mann und Schwiegermutter, endlich zwischen echten Geschwistern und Stiefgeschwistern, wenn sie die gleiche Mutter haben; gestattet ist jedoch die Verbindung zwischen Halbgeschwistern, die verschiedene Mütter haben, ebenso zwischen dem Bruder und der Schwägerin (s. a. Heiratsordnung). Ein Vergehen gegen diese Sitte wird zwar nicht bestraft, doch gilt es als etwas, dessen man sich schämen muß (s. Keuschheit, Moral). Verbindungen zwischen Mutter und Sohn, wie auch zwischen Vater und Tochter, sind zwar selten, doch kommen sie vor. Sie unterliegen nur übler Nachrede. Ein grundsätzliches Verbot der Heirat in irgendeiner Sippe oder Dorfschaft gibt es nicht (Keysser S. 89).

Der Kampf zwischen M. und Vaterrecht tritt auch bei den Loango der zentralafrik. Westküste in Erscheinung. Die Blutrache-Verpflichtung war mütterrechtlich gebunden (Pechuël-Löschke S. 468). „Fürst“ wurde, wer eine „Fürstin“ zur Mutter hatte (ebd. S. 175). Die Stellung dieser Fürstinnen war namentlich in sexueller Beziehung außerordentlich frei: sowie eine junge Dame ihr Reifealter erlangt hatte, fiel ihr Sitz und Stimme bei politischen Verhandlungen zu; sie wurde Richter und

hielt den Blutbann auf ihrem Grund und Boden. Gatten konnte sie sich unbeschränkt ernennen und wieder entlassen, allerdings unter Beobachtung gewisser Zeremonien (ebd. S. 186ff.).

Die Beziehungen zwischen Bruder und Schwester sind bei den Trobriandern von strengem Sexual-Tabu beherrscht (s. Meidung, Tabu B): ein Bruder darf in Gegenwart der Schwester weder scherzen noch irgendwie freie Reden führen, sie auch nicht anblicken. Wenn sich ein Mann einer Gruppe nähert, in der seine Schwester plaudert, so kehrt er sich sofort ab und geht weg (Malinowski 1922 S. 71).

Die Heirat wird unter den Trobriandern weder als öffentliche noch als private Zeremonie gefeiert. Nach einer Zeit ungebundener Promiskuität finden sich Paare zusammen, die dann dauernd miteinander leben. Die Frau begibt sich dabei in das Haus des Mannes, und später geht ein Austausch von Geschenken vor sich, der jedoch keineswegs im Sinne eines Kaufes gedeutet werden kann. Die wichtigste Seite der „Ehe“ ist die, daß die Familie der Frau ihren Unterhalt für ihr Haus zu bestreiten hat, auch verschiedene Dienste für den Gatten der Frau (s. a. § 3). Im allg. nimmt man an, daß die Gattin dem Manne treu bleibt, doch behält sie ein großes Maß von Unabhängigkeit, während ihr Gatte sie gut behandeln muß, sonst verläßt sie ihn und kehrt zu ihrer Familie zurück. Dabei ist der Gatte gewöhnlich der wirtschaftlich verlierende Teil, denn er muß sie durch Geschenke und Überredungen zur Rückkehr zu bestimmen suchen. Bleibt sie nicht bei ihm, so findet sie einen anderen. Die Stellung der Frau im Stammesleben ist auch sonst außerordentlich günstig. Zwar nehmen Frauen nicht an den Beratungen der Männer teil, jede tut aber im allg., was sie will, und der weibliche Einfluß auf das Geschick der Gemeinde ist nicht zu unterschätzen. Die Bestellung der Gärten ist vor allem Frauensache, sowohl ihre Pflicht wie ihr Recht. Frauen beaufsichtigen auch gewisse Zeremonien bei den festlichen Verteilungen von Speisen sowie auch bei den Totenfeiern und der Zauberei. Da ein Kind dem Klan und der Dorfgemeinde seiner Mutter angehört, wird

sowohl Besitz wie soziale Stellung und Rang nicht vom Vater auf den Sohn, sondern vom Mutterbruder auf den Schwestersonn übertragen (Malinowski 1922 S. 53ff.). — Aus der Verpflichtung der Familie der Frau, für ihren Unterhalt zu sorgen, ergibt sich eine eigenartige Schwägerschaftsbeziehung. Die Familie der Frau arbeitet nämlich im wesentlichen für ihre Töchter und Schwestern, insbesondere arbeitet der Bruder für die Schwester, der Sohn für die Mutter. Allerdings werden die Geschenke durch Gegengaben, jedoch von geringerem Werte, vergolten. Der Gatte ist jedoch nicht für seine Frau, sondern für seine Schwester tätig (ebd. S. 180).

Das stark mutterrechtliche System der Natchez-Indianer verbindet sich mit außerordentlicher sexueller Freiheit, von der die alten Berichte voll sind. Indessen fehlt es auch hier nicht an väterlicher Autorität innerhalb der Familie (Swanton S. 94ff., 108).

§ 8. Die Unsicherheit zwischen Vater- und Mutterfolge tritt bei einigen kaliforn. Stämmen zutage, wie bei den Pomo. In den n., ö. und zentralen Gegenden dieser Stämme behauptet man, daß der Sohn dem Vater folgt. Bei den s. scheint sich dagegen für die Nachfolge in der Häuptlingschaft die Abstammung vom Mutterbruder erhalten zu haben, womit auch die Art der Verwandtschaftsnamen in Einklang steht. Die ö. Pomo anerkannten auch weibliche Häuptlinge und besondere Häuptlingskinder, die für wechselseitige Heirat bevorzugt waren (Kroeber S. 259ff., vgl. a. S. 363).

Ein Verbot, sowohl in die Mutter- wie in die Vatergruppe zu heiraten, finden wir z. B. bei den Luiseño-Indianern Kaliforniens. Jede dieser Gruppen galt als verwandt mit dem Kinde (Kroeber S. 686, 835).

Bei den abessin. Marea ist der Tochtersohn mit seiner mütterlichen Familie noch enger verbunden als bei den Bogos (Munzinger 1859 S. 75), da er seinen mütterlichen Onkel rächen darf; ein Verhältnis, das seine höchste Ausbildung bei den Barea und den Bazen erhalten hat. Doch werden die aus der Verwandtschaftsberechnung in der mütterlichen Linie sich ergebenden Ehehindernisse seit der Einführung des

*Islam nicht mehr streng eingehalten, und es ist vorauszusehen, daß in kurzem das mohammedanische Ehegesetz die alten Gewohnheiten verdrängen wird (Munzinger 1864 S. 207). Auch bei den Kunama gehört Leben und Freiheit eines Kindes dessen Mutterbruder, jedoch fällt das erworbene Gut des Kindes, ebenso wie das der Mutter, dem Vater zu. Über das Haus hinaus besteht kein Familienzusammenhang mehr. Das Haus ist die Grenze der Familie. Die einzelnen Familien bilden die Gemeinde (ebd. S. 477).

Obleich bei den Trobriandern unter der Herrschaft orthodoxen M. der Sohn den Mutterbruder beerbt, nicht den Vater, und obgleich die physiologische Vaterschaft geleugnet wird, gibt der Vater doch seinem Sohn Geschenke und vererbt ihm insbesondere seine Handelsfreundschaft im *Kula*-Spiel (s. Handel F). Auch die zauberischen Kenntnisse werden frei und ohne Gegengabe vom Vater dem Sohne anvertraut; ferner kann der Besitz an Bäumen und von Gartenstücken im Dorfbereich vom Vater bei Lebzeiten dem Sohne zugewendet werden. Schließlich teilt der Vater besondere Leckerbissen wie Betelnuß oder Tabak gern mit Kindern und Frau (Malinowski 1922 S. 173). — Ebenso sorgt auch der Vater im Krankheitsfall für das Wohl der Kinder (ebd. S. 72).

Der Widerstreit zwischen M. und Männeransprüchen erscheint bei den Thonga Südafrikas vor allem bei der Sitte des Frauenkaufes (*lobola*). Die Söhne eines Verstorbenen haben allein das Anrecht auf den Besitz ihres Vaters, auf seine Frauen und seine Geräte. Indessen treten auch hier die Schwesterkinder überall in Erscheinung und suchen etwas für sich zu ergattern (s. a. § 6). Die Schwestersöhne erheben Anspruch auf die Frauen ihres Mutterbruders (Junod I 206, 257). Wenn die Geräte verteilt werden, so verlangen sie ihren Anteil und erhalten z. B. ein kleines Messer, während das große dem Sohn gegeben wird. Dabei fällt das gewissenlose Verhalten der Schwestersöhne auf; sie machen den Eindruck von Leuten, die hypnotisiert sind, und denen ein bestimmter Auftrag zuteil wurde, wie durch einen mystischen Zwang getrieben und

ohne zu wissen warum. Dieser hypnotisierende Faktor ist die mächtige Überlieferung, die immer noch im Stamme lebendig ist. — „Doch ist die Zeit des unbeschränkten M. bei den Thonga vorbei“, und die Stamm bäume erwähnen nur die väterlichen Ahnen (Junod I 222). Die Sitte des Frauenkaufes, nämlich die wirtschaftliche Wertung der Frau (s. Frau A, Politische Entwicklung, Wirtschaft D), hat dort, wo der Mann auch bereits zu „arbeiten“ anfang (s. Arbeit), zu einer Betonung des vaterrechtlichen Einflusses (s. Patriarchat A) geführt (Junod I 357f.).

Gegenüber dem herrschenden M. macht sich bei den Loango eine patriarchalische Tendenz geltend. Den Anstoß scheinen Verbindungen mit Hörigen gegeben zu haben, also die soziale Schichtung. Die Kinder einer leibeigenen Frau können unter Umständen des freien Vaters fahrende und atmende Habe, nämlich Stoffe, Geräte, Handelsgüter, Haustiere und Hörige, erben (s. a. Erbe). Die Kinder aus einer Verbindung mit einem Adligen gelten als „frei geboren“; sie werden als „Vaterkinder“, nicht als „Mutterkinder“ betrachtet und „haben keine mütterliche Familie“. Der Vater sorgt für sie bei Lebzeiten und sichert ihre Zukunft oft auf Kosten seiner Familie. Die Einreihung solcher Vaterkinder in einen rechtmäßigen Erbgang läßt sich durch folgende Berührungszereemonie herbeiführen: eine leibliche Schwester des Vaters oder eine andere gültige Verwandte seiner Muttersippe stützt die kreißende Mutter und legt nach der Geburt das Kind zuerst an ihre Brust (s. Milchverwandschaft). In gleicher Weise kann ein Herr auch seine Kinder aus standesgemäßer Ehe adoptieren (s. Adoption A). Ein solches durch die Geburt begünstigtes Kind einer Leibeigenen wird als „Erdkind“ oder als „Gotteskind“ bezeichnet. Gönnert der Vater ihm nicht die ganze Erbschaft, so muß er bei Lebzeiten eine entsprechende Verteilung vornehmen. Auf diese Weise vermag ein Adliger seine ehelich geborenen Kinder zu unmittelbaren Erben (s. d.) einzusetzen, ohne dafür besondere Bestimmungen treffen zu müssen. Er einigt sich mit seiner

freien Frau und deren Familie zur Aufhebung des Mutterrechtes und kauft zu diesem Zwecke die Frau mit den Kindern regelrecht los, wodurch sie allen Rückhalt in ihrer Sippe verliert und mit ihren Nachkommen ihm leibeigen wird. Nachher schließt er mit ihr oft nochmals eine Ehe, aber eine von untrennbarer Art mit Blutbrüderschaft oder Seelenbündnis (s. a. Brüderschaft [Künstliche], Ehe A, Heirat). Sie gelten dann als eine Person, und die Kinder können in der geschilderten Weise später das väterliche Vermögen erben. Gegen diese Umgehung hergebrachter mutterrechtlicher Sitte machen sich jedoch oft Ränke und Verbrechen geltend (Pechuël-Lösche S. 242f., 250ff.).

In einem nicht unbedeutenden Teil der Fiji-Inseln besteht das Recht des Schwestersohnes darin, daß er die Opfergaben, die den Geistern und Göttern der Verwandten seiner Mutter dargebracht wurden, wegtragen darf (s. a. §3). Ursprünglich stahl er diese Gaben bei dem Opferfest. Er allein konnte das nämlich tun, ohne Gefahr zu laufen, von den Angehörigen der Muttersippe deswegen bekämpft zu werden. Hocart (1915 S. 642ff., 645) zieht aus den betreffenden Einrichtungen den Schluß, daß der Schwestersohn ursprünglich die Gaben wegtrug, die den verstorbenen Verwandten seiner Mutter dargebracht wurden. Diese Sitte hätte bei den Anverwandten der Häuptlinge begonnen, und da die Häuptlinge den Göttern und Geistern gleichgesetzt wurden, hätte sich diese Sitte überhaupt auf alle Opfer an die Götter und Geister der Muttersippe ausgedehnt. Neben diesem Weg wäre auch der über die verschiedenen Klanhäuptlinge möglich. Von diesem Vorrecht ausgehend, hätte sich die Sitte ausgebildet, daß der Schwestersohn nicht nur heilige, sondern auch säkulare Gegenstände von der Muttersippe stehlen darf. Denn der Schwestersohn nimmt auch das Erbe (s. d.) mit Gewalt und rücksichtslos: er tötet Schweine und verwüstet die Pflanzung. Ja, wenn der Onkel ein Häuptling ist, so benimmt er sich noch übermütiger, so daß sein Verhalten wie eine Revolte aussieht; die anderen sehen zu, und er ist stolz darauf. Insbesondere gilt diese Sitte innerhalb des Adels, und die

anderen ahmen diese Gebräuche nach. Nur der Sohn des Onkels darf in diesem Falle Widerstand leisten und den plündernden Neffen schlagen (Hocart S. 641; s. a. Mutterbruder). — Man hat den Eindruck, daß es sich bei dem Widerstande des Sohnes des Onkels gegen den Neffen um das Aufkommen der Forderung einer Kinder-nachfolge gegenüber dem Erbrecht des Schwestersonnes handelt, die sich jedoch noch nicht voll durchsetzen kann. Überhaupt dünkt mich, daß diese betonte Gewalt-tätigkeit auf eine Unsicherheit der Berech-tigung in der Erbfolge des Schwester-sonnes zurückzuführen ist, gegen die die Kinder zwar ankämpfen, die sie jedoch nicht unter allg. Billigung zu durchbrechen vermögen (s. a. § 6).

Bei den ostafrik. Wadschagga zeigt sich, daß sozusagen der materielle Wendepunkt von einem früher überwiegenden M. zu einem Hervortreten vaterrechtlicher Gesichtspunkte Hand in Hand mit dem Frauenkauf geht. Ein Anrecht auf die „Früchte der Ehe“ besteht für die Sippe der Frau nur dann, wenn die Brautgabe (*ngosa*) für sie noch nicht völlig gezahlt wurde. Dafür nimmt der Bruder der Frau eines ihrer Kinder so lange zu sich, bis die Rückstände eingehen. Für dieses Geiseltum (s. a. Bürgschaft A), kommt niemals der erstgeborene Sohn in Frage. Er muß unter allen Umständen dem Vater zur Sicherung von Grund und Boden belassen werden. Meistens ist es der mittlere Sohn, der für seines Vaters Brautschulden zur Muttersippe in Schuldhaft geht. Wenn der Vater auch nicht so bald seinen Sohn durch Zahlung der Schulden loskauft, hindern doch religiöse Bedenken, daß der Sohn in die Muttersippe hinübergleitet. Das Kind darf nicht auf dem Grund und Boden seines mütterlichen Oheims beschnitten werden (was darauf deutet, daß die Beschneidung eine mit Vaterrecht zusammenhängende Einrichtung ist). Läßt der Vater die Beschneidung selbst vornehmen, so verstärkt er damit sein Anrecht auf den Sohn. Der Oheim erhebt dann aber auch dringlicher seine Forderung auf Leistung der Rückstände. So mancher Vater überläßt es darum dem mütterlichen Oheim, das ihm

vergeiselte Kind zu beschneiden. Diese Zeremonie findet gewöhnlich mit anderen Kindern zusammen auf einem Nachbarhofe statt. Insbesondere gilt dies für Mädchen (s. Mädchenweihe); denn die Knaben werden später beim Häuptling beschnitten (s. Jünglingsweihe). Auch die Verheiratung überlassen diese Väter dem Mutterbruder des Kindes (s. Heirat). Der Oheim darf dem Schwestersonn aber kein Heim auf dem eigenen Sippengrunde geben, weil man sonst den Untergang der eigenen Sippe (s. d.) herbeizuführen fürchtet. Mancher der Muttersippe vergeiselte Sohn löst sich selber durch Hirtendienste, nicht selten mit Hilfe des eigenen Mutterbruders, aus. Manchmal aber hängt das Herz eines Kindes so sehr an seinem mütterlichen Verwandten, daß es sich der Auslösung widersetzt. Dann bleibt der Betreffende wohl in EB- und Gastgemeinschaft mit seines Vaters Sippe, wird auch mit seines Vaters Sippengruß, nicht mit dem des Mutterbruders, begrüßt, seine Kinder aber gelten ganz als Glieder der Sippe seines Mutterbruders und wechseln auch den Sippennamen. Diesen Übertritt in die Muttersippe vollziehen auch solche, die sich auslösen konnten und es taten (vgl. a. § 4). Denn ein Bursche, der beim Mutterbruder sehen konnte, wie klug und tüchtig die Leute der Muttersippe sind, während die Vaterbrüder vielleicht weniger geschickt waren, schließt sich der Muttersippe an. (Man ersieht aus dieser rationalistischen Auffassung die Erschütterung der alten gebundenen Einstellung. — S. a. Moral, Primitives Denken.) — Aus der Erbverpflichtung kann sich der Sohn auch durch eine nachgeborene Schwester lösen, über die er die Munttschaft erlangt hat, weil er keinen Bruder mehr besitzt. Das Mädchen bleibt dann beim Mutterbruder, und dieser empfängt bei ihrer Verheiratung die Brautgaben. Mit der Vergeiselung der Schwester erkaufte sich der Schwestersonn oft die Hilfe des Mutterbruders zur Erwerbung einer Hofstätte (Gutmann S. 231 ff.).

Der Angriffspunkt für die Einführung vaterrechtlicher Einrichtungen scheint überwiegend vom Sonderbesitz der Männerauszu gehen (s. a. Patriarchat A). Heute dürfte die europäische Einwirkung

für den Übergang von der Mutterfolge zur Vaterfolge stark ins Gewicht fallen. Das zeigt sich z. B. auf der melan. Insel Pentecost in den neuen Hebriden. Obwohl sonst das Verwandtschafts- und Heiratssystem durchaus mutterrechtlichen Charakter trägt und früher Land und persönliches Eigentum eines Mannes nach seinem Tode nicht an seine Kinder, sondern den Angehörigen seiner mutterrechtlichen Hälfte, insbesondere den Schwesterkindern, zu fielen, stellt sich jetzt unter dem europ. Einfluß seit der letzten Generation die Sitte ein, Eigentum, wenigstens solches gewisser Art, den Kindern unmittelbar zu übertragen. Zu Codringtons Zeit, vor ungefähr 30 J., erhielt der Sohn nichts weiter, als was der Vater ihm während seiner Lebenszeit selbst gegeben hatte, und auch eine Pflanzung, die ein Mann angelegt hatte, ging damals an seinen Schwestersonn über (Rivers II 96f., vgl. S. 60f.). — Die Häuptlingschaft und das damit zusammenhängende *Mana* (s. d. B) wird dagegen auf Pentecost in anderer Art übertragen. Diese Nachfolge hängt nämlich mit der Kenntnis gewisser zauberischer Fertigkeiten zusammen, die ein Älterer einen Jüngeren lehrt. Dazu wird in der Regel nicht der Schwestersonn, sondern der eigene Sohn gewählt, so daß auf diese Weise wenigstens der Eindruck einer Vaterfolge erweckt wird. Im Grunde scheint es sich jedoch nicht um eine eigentliche Übertragung von Rang zu handeln und nicht um eine bestimmte soziale Ordnung, sondern vielmehr um eine flüssige und unbestimmte Form der Nachfolge überhaupt, die jedoch immerhin in einer patrilinearen Form in Erscheinung tritt. — Derartige Unbestimmtheiten sind nicht selten, gerade bezüglich der Nachfolge in der Häuptlingschaft. Im allgemeinen besteht aber vielfach, wie z. B. auch in den Würden der geheimen Gesellschaften (*sukwe*) der Banks-Inseln (innerhalb einer sonst mutterrechtlichen Gesellschaft), die Neigung, dem Sohn die Würde zukommen zu lassen (Rivers II 100; s. a. S. 179f.). — Vgl. Parkinson S. 932ff., 481, 649, 653; ferner B. Z. Seligmann 1923.

§ 9. Für Sumatra gilt als Grundlage der sozialen Einrichtungen das M. Gesellschaftlich bleibt jedoch der Mann die

aktive Kraft, die Frau das passive Element. Für die Heiratsordnungen gelten teils mutterrechtliche, teils aber auch vaterrechtliche Gesichtspunkte. Der Mann gehört zu einem Klan, nicht weil man auf der gleichen gemeinsamen Scholle wohnt, sondern weil die Gruppe einen gemeinsamen Urahn besitzt. Jeder Klan verzweigt sich in Sippen (*boewa parseit*), diese in Großfamilien (*djoerati*). Letztere weiterhin in einzelne Haushaltungen oder Herde (*samandai*) S. a. Familienformen.

Die Kinder folgen der Mutter auch im Erbgang und werden, selbst wenn von verschiedenen Vätern, als Geschwister angesehen. Die erwachsenen Männer besitzen, getrennt von der mütterlichen Wohnung, ihr eigenes Schlafhaus, namentlich die unverheirateten. Die weiblichen Mitglieder finden ihren dauernden Sitz in der Familienwohnung auch nach der Heirat. Sie besitzen darin eine Art Familieneigentum an der Scholle, an der es keinen persönlichen Grundbesitz gibt (s. Eigentum A, Kommunismus). Die politische Gemeinschaft, die sonst demokratisch orientiert ist, wird von Häuptlingen geleitet, die als *mannak* = Onkel bezeichnet werden. Der Bruder oder Onkel ist der Träger der Autorität, dem man Gehorsam schuldet. Doch trifft dieser seine Entscheidungen auf Grund von Beratungen mit den Familienangehörigen unter Leitung der Großmutter oder Großtante (*indoea* = mater familias). Diese verschiedenen Familienhäuptlinge schließen sich gelegentlich zu einem Rat (*balei*) zusammen, bei dem einer den Vorsitz führt. Jedoch werden diese wieder ein jeder von seiner Familienmutter kontrolliert (Collet S. 171 ff.).

Unter den *Edo*-sprechenden Völkern von Nigeria (Westafrika) finden sich vielerlei mutterrechtliche Züge: vielfach wird kein Brautpreis entrichtet, namentlich nicht bei der Verlobung der Kinder. Eine Frau, die ein Kind hat, wartet ein Jahr, bis sie wieder „heiratet“, und ihr Vater empfängt dann zwölf Schilling in Kauri-Schnecken. Die Heiratszeremonie ist sehr einfach und besteht hauptsächlich in einem Opfer an die Ahnen der Frau. Die Frau gilt auch nicht als Eigentum des Mannes. Die Kinder verbleiben unter allen Umständen

in der Familie des Mädchens, bis sie sich dauernd mit einem Manne verbindet. Überhaupt gibt es vielfach zeitweise Verbindungen, bei denen der Mann die Frau als *ose* = „Freundin“ bezeichnet. Es kommt nicht selten vor, daß verheiratete Frauen ihre Männer verlassen und manchmal Jahre lang in dieser Art von Verbindungen leben (s. a. EheA, Nebenehe). Ist jedoch ein Brautpreis bezahlt worden, so fallen die Frau und ihre Kinder dem Manne von Rechts wegen zu (Thomas S. 48ff.). — Ist eine Frau in Okpe außerhalb des Landes verstorben, so verlangt ihre Familie, daß ihr Leichnam zum Begraben zurückgesandt wird. Dasselbe ist auch bei den *Isomi*-Frauen der Fall. An manchen Orten müssen auch die Leichen der Kinder zurückgeschickt werden. Die Kinder einer *Isomi*-Frau gehören immer zur Sippe der Mutter, und wenn ein Kind im Lande des Vaters zu bleiben wünscht, so verliert es dadurch nicht die Angehörigkeit zur Muttersippe. Außerdem besteht die Vorschrift, daß kein Mann die Frau seiner eigenen Sippe heiraten darf (ebd. S. 55; s. a. Heiratsordnung). — Läuft eine Frau von dem Mann, der einen Brautpreis gezahlt hat, weg, so hat dieser das Recht, sie zurückzufordern, und wendet sich zu diesem Zweck an ihre Mutter. Gelingt es den Eltern nicht, sie zur Rückkehr zu bewegen, so muß der Brautpreis zurückgezahlt werden. Ist ein Kind vorhanden, und wird der Brautpreis zurückgezahlt, so geht das Kind mit der Mutter. — In der Landschaft Sobo besteht die Sitte, daß der Mann bei der Familie der Frau wohnt, während es auch Leute gibt, bei denen die Frau zum Manne zieht; wieder bei anderen wohnt der Mann zunächst bei den Angehörigen der Frau und siedelt später nach seinem eigenen Landstrich über. In Sobo ist es üblich, daß der Gatte nicht eigentlich bei den Verwandten der Frau wohnt, sondern die Frau nur jeden Abend im Hause des Vaters besucht und das Haus bei Tagesanbruch verläßt. Das dauert ungefähr drei Monate, und dann wird die Frau von den eigenen Angehörigen zum Hause des Gatten gebracht (ebd. S. 59; s. a. EheA, Heirat). — In Uzaitui wird der Hauptsohn einer *Amoiya*-Frau der Erbe, und die übrigen

Söhne erhalten Anteile, die ein alter Mann festsetzt (ebd. S. 80; s. a. Erbe). — Vgl. a. Dannert S. 33.

Auch bei den Kpelle Westafrikas ist entscheidend für die Zugehörigkeit des Kindes, ob ein Kaufpreis für die Frau bezahlt wurde. Gehen die Gatten auseinander, und wird die Ehe aufgelöst, so fällt das Kind der Mutterfamilie zu, wenn kein Kaufpreis bezahlt wurde. Ist jedoch durch eine Gabe die Frau erworben, so geht sie in das Eigentum der Familie des Mannes über und auch ihre Sprößlinge. Nach dem Tode des Mannes fällt sie dem Bruder oder Vetter des verstorbenen Gatten zu (s. Levirat). Hierbei (vgl. Westermann S. 59f.) tritt deutlich hervor, wie durch wirtschaftliche Faktoren die Mutterfolge in eine Vaterfolge umgebogen werden kann.

§ 10. Wie bei vielen Jäger- und Sammlerstämmen, leiten sich die Gruppen, Klans und Sippen bei ostsibirischen Jägern und Fischern (z. B. Tschuktschen) von einem gemeinsamen Ahn ab, berechnen die Abstammung von ihm jedoch vorwiegend nach der väterlichen Linie. Manchmal wird die Person, von der man abstammt, weiblich gedacht, wie z. B. bei den Giljaken. Im allgemeinen ist trotz dieses überwiegenden Vaterrechts die Stellung der Frauen verhältnismäßig selbständig und günstig (Czaplicka S. 28f., 34f., 44).

Die einzigen nordsibirischen Stämme mit ausgeprägtem Mutterrecht sind die zweifellos schon stark durch andere Kulturen beeinflussten Ainu. Verwandtschaft durch die Mutter wird wenigstens gewöhnlich für wichtiger gehalten als die durch den Vater; der Mutterbruder stellt oft das wichtigste Mitglied der Familie dar. Heirat geht nicht durch Kauf vor sich, und häufig verlebt das junge Ehepaar die ersten Jahre, wenigstens die Zeit, bis das erste Kind geboren ist, bei den Eltern der Frau. Während die Frau ein Kind erwartet, wird sie mit Sorgfalt und geradezu mit Verehrung umgeben. Als Gattin führt sie keinen eigenen Namen, sondern wird nur die Frau des Soundso genannt. Stirbt ihr Mann, so bezeichnet man sie wieder mit dem Mädchennamen oder als Mutter des oder der Soundso (Czaplicka S. 104f.). — Vgl. a. Hobhause S. 47.

S. a. Avunkulat, Blutschande, Ehe A, Familie A, Frau A, Fraueneinfluß, Heirat, Jünglingsweihe, Keuschheit, Klan, Mädchenweihe, Männerkindebett, Mutterbruder, Mutterfolge, Nebenehe, Patriarchat A, Polygamie, Sippe, Verwandtschaft.

Bachofen *Das Mutterrecht* 1861, 2. Aufl. 1897; ders. *Die Sage von Tanaquil* 1870; Boas *The Avunculate among the Vandau (Portuguese South-Africa)* Amer. Anthr. 24 (1922); Brown *Marriage and Descent in North-Australia* Man 10 (1910) Nr. 32; Castillejo y Duarte und Ernst Ruben *Die Hausgemeinschaft im heutigen spanischen Gewohnheitsrecht* Zfvgl.RW. 17 (1905); Chinnery und Beaver *Notes on the Initiation-Ceremony of the Koko-Papua* Journ. anthr. inst. 45 (1915); Revue de l'Institut de sociologie 2 (1922—1923) Collet; Collocott *Marriage in Tonga* Journ. Polynes. Soc. 32 (1923); Cordier *De l'organisation de la famille chez les Basques* 1869; Czapliska *Aboriginal Siberia* 1914; Dannert *Zum Rechte der Herero* 1906; Dargun *Mutterrecht und Raubehe und ihre Reste im germanischen Recht und Leben* 1883; ders. *Mutterrecht und Vaterrecht* 1892; Delbrück *Das Mutterrecht bei den Indogermanen* Preuß. Jahrb. 79 (1895); Erdland *Die Marschall-Insulaner* Anthropol.-Bibl. 2, 1 (1914); Frazer *Totemism and Exogamy* 1910; Gibbs *Tribes of N-Washington and NW-Oregon* Contributions to N-Americ. Ethnol. 1877; Gutmann *Das Recht der Dschagga* 1926; Hagen *Die Orang Kubu auf Sumatra* 1908; Hahl *Das mittlere Neu-Mecklenburg* Globus 91 (1907); Hartland *Primitive Paternity* 1909; Heber *Familie und Clan, Stände und Regierung in der japanischen Vortaikawazei* Z. f. Sozialwiss. NF 7 (1916); Anthropol. 14—15 (1919—20) und MAGW 51 (1921) Heine-Geldern; Hirt *Die Indogermanen* 1905; Hobbhouse *Morals in Evolution* 1923; Hocart *Note on the Dual Organisation* Man 14 (1914) Nr. 2; ders. *The Right of the Sister's Son* Amer. Anthr. 17 (1915); ders. *The Uterine Nephew* Man 1923 Nr. 4; Howard *A History of Matrimonial Institutions* 1904; Ivanitzky *Les institutions des primitifs australiens* Revue de l'Institut de Sociologie 3, 1 (1922—23); Junod *The Life of a South African Tribe* 1912; Keysser *Aus dem Leben der Kailaute in Neuhauss Deutsch-Neu-Guinea III* (1911); Kohler *Über das vorislamitische Recht der Araber* Zfvgl.RW. 8 (1889); ders. *Gemeinschaft und Familiengut im israelitischen Recht* Zfvgl.RW. 17 (1905); Kovalewsky *Tableau des origines et de l'évolution de la famille et de la propriété* 1890; Kroeber *Handbook of the Indians of California* 1925; Lambert *Les Néocalédoniens* 1900; Lowie *Primitive Society* 1920; ders. *The Avunculate in Patrilineal Tribes* Amer. Anthr. 24 (1922); Mac Leod *On the Significance of Matrilineal Chiefship* Amer. Anthr. 25 (1923); Mc Lenan *Studies in Ancient History* 1876; Malinowski *The Family among*

the Australian Aborigines 1913; ders. *The Argonauts of the Western Pacific* 1922; ders. *The Sexual Psychology of the Savages* Psyche 1923; ders. *Mutterrechtliche Familie und Ödipus-Komplex* Imago 10 (1924); ders. *Forschungen in einer mutterrechtlichen Gemeinschaft* Ztschr. f. Völkerpsychologie und Soziologie 1925; Kuno Meyer *Aus dem Nachlaß Heinrich Zimmers* Zfclt. Ph. 9 (1920); Morgan *League of the Iroquois* 1851; ders. *Ancient Society* 1877; Müller-Wismar *Yap* 1917; Munzinger *Das Recht der Bogos* 1859; ders. *Ostafrikanische Studien* 1864; Murray *Royal Marriages and matrilineal Descent* Journ. anthr. inst. 45 (1915); Niese *Das Personen- und Familienrecht der Suaheli* Zfvgl.RW. 16 (1903); O'Brien *Some Matrimonial Problems of the Western Border of India* Folk-Lore 22 (1911); Pallas *Sammlung historischer Nachrichten über die mongolischen Völker* 1776—1801; Parkinson *30 Jahre in der Südsee* 1907; Parsons *Hopi Mothers and Children* Man 1921 Nr. 58; Pechuël-Löschke *Volkskunde von Loango* 1907; Peekel *Die Verwandtschaftsnamen des mittleren Neu-Mecklenburg* Anthropol. 3 (1908); ders. *Religion und Zauber auf dem mittleren Neu-Mecklenburg* Anthropol.-Bibl. 1, 3 (1910); Pokorny *Eskimo-mongolisches in der vorarischen Bevölkerung des britischen Inselreiches. Beitr. z. ältesten Geschichte Irlands* Zfclt. Ph. 11 und 12; Post *Grundriß der ethnologischen Jurisprudenz* 1894—95; Quistorp *Männergesellschaft und Altersklassen in China* Mitt. Sem. Orient. Spr. 16 (1915); Amer. Anthr. 12 (1910) Radin; Rattray *Ashanti* 1923; Rhys *Celtic Folk-Lore* 1901; Richards *South India* Man 14 (1914) Nr. 97; Journ. anthr. inst. 43 (1913) Rivers; ders. *History of Melanesian Society* 1914; Rose *On The Alleged Mother-Right in Early Greece* Folk-Lore 22 (1911); W. E. Roth *An Introductory Study of the Guiana Indians* 38. Ann. Rep. Bur. Am. Ethn. 1924; Schebesta *Parak-Institution im Bogia-Distrikt unter den Sepa* Anthropol. 16—17 (1921—22); Schrader *Die Schwiegermutter und der Hagestolz* 1904; B. Z. Seligmann *Studies in Semitic Kinship* Bulletin of the School of Oriental Studies, London Institution 31 (1923); ders. *Marital Gerontocracy in Africa* Journ. anthr. inst. 54 (1924); ders. *Problems of Social Organisation* Man 25 (1925) Nr. 31 und 33; C. G. Seligmann *The Melanesians of British New-Guinea* 1910; Shirokogoroff *Social Organization of the Manchus* Journ. Asiat. Society (N-China Branch) Extra-Band III (1924); Smith und Dale *The Ila-Speaking Peoples of Northern Rhodesia* 1920; Spencer und Gillen *Northern Tribes of Central Australia* 1904; Spencer *Native Tribes of the Northern Territory of Australia* 1914; von den Steinen *Unter den Naturvölkern Zentral-Brasiliens* 1897; Swanton *Indian Tribes of the Mississippi Valley* Bur. Am. Ethn. Bulletin 43 (1911); N. W. Thomas *Natives of Australia* 1906; ders. *Kinship Organisation and Group Marriage in Australia* 1907; ders. *Anthrop. Rep. on the Edo-Speaking Peoples of Nigeria* 1910; Vedder *Die Bergdama* 1923; Vinogradoff

Outlines of Historical Jurisprudence 1920; Westermann *Die Kpelle* 1921; van Wing *Etudes Bakongo. Histoire et Sociologie* 1921; Wirz *Anthrop. und ethnolog. Ergebnisse der Central-Neu-Guinea-Expedition 1921/22*. Nova Guinea 16, 1 (1924); Wissler *The American Indian* 1922; Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte 14 (1894) Zimmer.

Thurnwald

B. Ägypten. § 1. In geschichtlicher Zeit herrscht in Ä. im allg. die feste Form der Ehe (s. d. B), bei der der Mann das Haupt der Familie ist, die Kinder anerkennt und für ihre Erziehung sorgt. Ebenso ist es der gewöhnliche Zustand, daß der Mann die Gattin ohne größere Schwierigkeit abstoßen kann, wenn er ihr auch die Mitgift lassen und vielleicht auch eine Entschädigung zahlen muß. Andererseits sind eine Reihe von Zügen vorhanden, die der Frau eine gewisse Selbständigkeit geben. Sie erscheint z. B. vor Gericht als selbständig verfügende Persönlichkeit, sie erwirbt und vererbt ihr eigenes Vermögen, und sie schließt einen festen Ehevertrag, der ihre weitere Verfügung über ihren Besitz auch nach Eingang der Ehe regelt. Vielleicht waren mehrere Formen der Ehe üblich, bei denen die Selbständigkeit der Frau eine verschiedene war, und es ist nicht ausgeschlossen, daß mehrere überlieferte Bezeichnungen für Ehefrauen sich auf die Form der rechtlichen Regelung des Eheverhältnisses beziehen. Diese und andere Züge können sich aus der hochentwickelten Kultur der Äg. heraus von selbst ergeben haben, ohne daß man darin Überbleibsel des sog. M. zu sehen braucht.

§ 2. Nun sind aber bei den Äg. wie bei umwohnenden Völkern Kulturerscheinungen nachzuweisen, die darauf deuten, daß ursprünglich auch im Nil-Tal Teile des ham. M. gegolten haben, nach dem die Frau den Gatten wählt und die Kinder erzieht. In Ä. wird dem Namen des Kindes gern der seiner Mutter hinzugesetzt und oft auch die Namensform des Sohnes nach dem der Mutter gewählt. Die Mutter nimmt nicht nur gefühlsmäßig Anteil am Geschick des Sohnes, sondern sie und ihr Vater erscheinen als die für den Jüngling verantwortlichen Personen. In den gelegentlichen Anspielungen der Texte liegt offenbar mehr als eine allg. Andeutung, wenn z. B. der „Vater

seiner Mutter“ als Beschützer eines Knaben auftritt. Der „Sohn der Tochter“ stattet dem „Vater seiner Mutter“ das Grab aus. Im Adel des MR ist der Erbe nicht der Sohn des Fürsten, sondern der Sohn seiner ältesten Tochter. Darin offenbart sich eine alte Vorstellung, die wir am Anfang der 4. Dyn. beobachten können, wo ein Mann sich der Abstammung von der ältesten Tochter des Königs rühmt (Lepsius *Denkmäler* II 16). Der Vater des Gaurfürsten Chnemhotep hat den 16. Gau Oberägyptens seiner Familie dadurch zugeführt, daß er die dortige Erbtöchter heiratete, und Chnemhotep selbst gewann den 17. Gau wiederum durch Heirat mit der Erbtöchter aus jener Fürstenfamilie. Die Wichtigkeit der Frau und ihre selbständige Bedeutung in Ä. zeigt sich auch darin, daß die Geschwistererhe üblich war. Es ist sogar aus dem 4. Jh. v. C. noch durch eine Urkunde belegt, daß die Frau den Gatten nimmt und ihn gegen Zahlung einer Entschädigung wieder verstoßen kann.

Eduard Meyer *G.d.A.*² § 10; Wiedemann *Äg.* S. 91; Erman-Ranke *Äg.* S. 175.

Roeder

Mya-Zeit s. Klima-Optimum (Nach-eiszeitliches).

Mykenai (Tf. 117—129).

§ 1. Lage. — § 2. Älteste Besiedlung. Schachtgräber. — § 3—5. Kuppelgräber. — § 6. Neugestaltung der Burg. — § 7. Mauerring. — § 8. Löwentor. — § 9. Plattenring. Brunnen. — § 10. Palast. — § 11. Stadt. — § 12. Einfachere Gräber. — § 13. Nachmyk. Periode.

§ 1. Burg und Stadt am nördl. Rande der Ebene von Argos (Tf. 117). Im W schließt ein Felsrücken wie ein Vorhang das ganze Gelände von der Ebene ab, so daß es von dort unsichtbar ist, während man von der höchsten Spitze des Burghügels (278 m) über jenen Rücken hinweg das Land weithin überschauen und jeden nahenden Feind erblicken konnte. Im S fällt der Burgfels in jähem Abgrund zur engen Schlucht des Chavos-Baches ab, gegenüber steigt ebenso schroff der Zara-Berg (659 m) empor. Im N führt ein Sattel, an dem eine starke Quelle entspringt, zum H. Elias (807 m), der die weiteste Rundschau der ganzen Gegend bietet. Fußwege führen im N und NO in das Bergland und zum korinthischen und saronischen Meerbusen. Es gibt in der



Mykenai. Mykenische Kultur

Karte der Umgebung von Mykenai. Nach Steffen.

Argolis keine zweite für eine beherrschende und doch abgelegene versteckte Burg so geeignete Stelle. Sie war zum Vorort der Landschaft von der Natur ausersehen.

§ 2. Aus dem 1. Jht. der Besiedlung dieser Stätte sind nur sehr geringe Spuren unter späteren Bauwerken nachweisbar: Scherben der Urfirnisware und verwandter Keramik aus dem 3. und dem Anfang des 2. Jht. (FH = früh-helladisch, nach der neuen engl. Bezeichnung) auf der Höhe des Burghügels und an seinen w. Abhängen; vermutlich werden Tiefgrabungen an anderen Stellen Ähnliches ergeben. Am Westabhang schiebt sich eine Lage weichen Konglomerats zwischen den harten Kalkstein des Burgfelsens, ein besonders günstiges Gelände für Gräber. Hier sind Hockergräber aus den ersten Jh. des 2. Jht. mit mittel-helladischen (MH) matt bemalten und minyschen Scherben gefunden worden, sowie ein paar kleine Mauerreste von Hausfundamenten. Alles dies ist noch recht bescheiden. In jener Zeit scheint Tiryns (s. d.) bedeutender als M. gewesen zu sein. Die Blütezeit beginnt mit den Schachtgräbern, die in ihrer Form den alten Hockergräbern entsprechen: auch sie sind rechteckige, mit Steinen ausgelegte Gruben. Die einfachsten (Nr. II und VI nach der Zählung von Stamatakis, und ein von den Engländern neu gefundenes) sind auch in den Maßen nicht sehr viel größer als jene Hockergräber (II: 2,75 × 3,05, VI: 1,85 × 3,15 m), immerhin aber lang genug, um einen ausgestreckten Leichnam und Beigaben bequem aufzunehmen. Die übrigen Schachtgräber sind wesentl. größer, die geräumigsten (I: 2,80 × 5,50, IV: 4,10 × 6,55, V: 2,85 × 5,77 m) große unterirdische Gasse, aber keine wirklichen Kammergräber, denn sie wurden mit Balken und Steinen zugedeckt und hatten keine Tür, konnten jedoch für neue Bestattungen wieder geöffnet werden. Regellos am Berghang verstreut (Tf. 118), wo der weiche Felsen geeignete Stellen bot, waren diese Grüfte über der Erde durch glatte oder mit Relief verzierte, große, steinerne Grabstelen bezeichnet (Band IV Tf. 237^A; vgl. a. Tf. 120). Wie es scheint, wurden nur den Männern skulptierte Stelen aufs Grab gestellt. Die Reliefs zeigen teils Ornamente altinheimischer Tra-

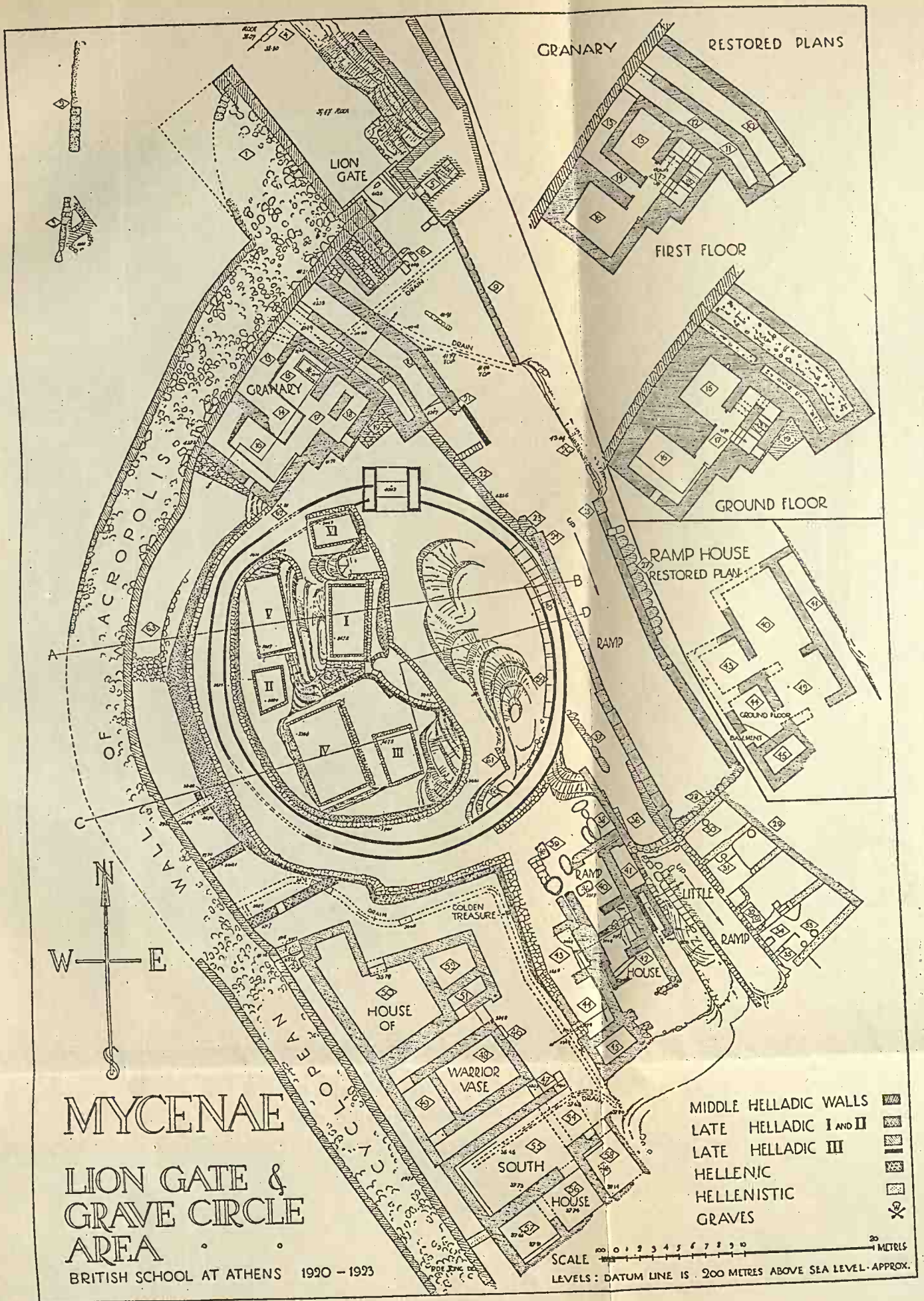
dition, teils Kriegs- und Jagdszenen, die offenbar unter dem Einfluß min. Kunstwerke stehen, aber in ihrer unbeholfenen primitiven Formgebung einheimische Arbeit verraten: die frühesten Zeugnisse der Steinplastik auf griech. Boden, durch den Inhalt der Gräber mit Sicherheit ins 16. Jh., die frühesten vielleicht noch ins ausgehende 17. datiert. Drei Gruppen von Reliefs lassen sich scheiden: die primitivste nur durch ein paar Fragmente vertreten, die Hauptgruppe durch mehrere fast ganz erhaltene Exemplare, die jüngste, schon etwas vorgeschrittenere durch eine einzige Stele. In den Grüften waren teils nur ein Leichnam bestattet (II), teils zwei (VI), drei (I, III, V), hier überall die Geschlechter gesondert, allein im IV. Grabe drei Männer und zwei Frauen sowie zwei kleine Kinder zusammen beigesetzt. Einige der Männerleichen trugen goldene Masken (IV [Band IV Tf. 174], V). Nach der Keramik, welche mit minyschen und MM III-ähnlichen bunten Vasen beginnt und bis ans Ende von SM I reicht, läßt sich erweisen, daß diese Grüfte einer geschlossenen Per., dem 16. Jh., angehören. Sowohl unter den Tongefäßen wie den Metallvasen, dem überreichen Goldschmuck und den sonstigen Kostbarkeiten (Bergkristall, Elfenbein, Fayence, Straußeneiern) finden sich nebeneinander echt min. Stücke und mehr oder minder gelungene einheimische Nachahmungen von solchen (Tf. 127—129; Band IV Tf. 167—170). Bei einer Reihe hervorragender Kunstwerke, den Dolchklingen, eingelegten oder mit Reliefs geschmückten Gold- und Silbervasen, Rhyta in Form von Stier- und Löwenköpfen aus Silber und Gold, den wundervollen goldenen Schiebern und Ringen mit gravierter figürlicher Verzierung, haben sich offenbar min. Künstler den Wünschen der festländischen Herren in der Wahl der Darstellungen (Krieg und Jagd gegenüber den friedlichen Bildern kret. Denkmäler) angepaßt. Diese Künstler dürften auf Raubzügen erbeutete Sklaven sein, wie sich überhaupt der Reichtum der myk. Fürsten nicht durch friedlichen Handelsverkehr erklären läßt (dazu ist die Argolis viel zu arm), sondern nur durch erfolgreiche Beute auf Kriegszügen und Seeraub. Dies gibt den myk. Fürsten des 16. Jh. ein zu ihrer Raubritterburg passendes kulturelles Ge-

präge. Ihre Prachtliebe und ihre Freude an der weit überlegenen kret. Kunst tritt überall zutage. Diese hat siegreich in M. Einzug gehalten, ohne aber die Sitte oder auch die Kleidung (s. d. B) der festländischen Herren wesentlich zu beeinflussen. Nur die Damen nehmen die min. Mode an, halten aber an dem alteinheimischen Schmuck neben dem min. fest: Halsketten von balt. Bernstein (Band I Tf. 134 b), Haarpeile mit schweren Kristallköpfen, goldene Ohringe, die auf Kreta fremd sind, aber in Troja (s. d.) ihre Parallelen finden. Äg. Importstücke fehlen in den Schachtgräbern, bis auf einige, sicher über Kreta importierte Fayence-Perlen. Die später berühmte myk. Firniskeramik beginnt hier erst (s. Vase B1). Das älteste Grab ist das VI., die jüngsten sind das von Wace neu ausgegrabene und ein von Schliemann gefundenes, aber zerstörtes, das den berühmten großen Goldring mit der Muttergöttin im Kreise ihres Gefolges enthielt (s. Religion B).

§ 3. Den Schachtgräbern muß ein Herrenhaus entsprochen haben. Nur geringe Mauerreste davon sind unter dem späteren Palast auf der Kuppe des Burgfelsens gefunden worden. Auch die Ummauerung der Burg ist aus dieser Zeit nicht näher bekannt. Das wichtigste Ergebnis der engl. Ausgrabungen ist die durch Versuchs- und Schichtgrabungen sichere Feststellung, daß der gewaltige Mauerring mit dem Löwentor (Tf. 123), der Palast und die großartigen Kuppelgräber erst dem Anfang des 14. Jh. (SH III = SM III) angehören. Im 15. Jh. (SH II = SM II) gibt es allerdings schon bedeutende Gräfte. Die Form der Schachtgräber wird aufgegeben, an ihre Stelle treten große Kuppelgräber (s. d. B). Wace begründet diese durchgreifende Änderung mit einem Wechsel der Dyn. und verteilt die 9 schon von Tsuntas ausgegrabenen, von ihm selbst neu untersuchten Kuppelgräber, die vom Ende des 16. bis zum Ausgang des 14. Jh. reichen, ansprechend auf ebensoviele Könige dieses neuen Herrschergeschlechtes. Die Herkunft der Kuppelgräber ist noch nicht geklärt. Von den frühmin. Gräften der Messarä (s. Kreta B § 4) stammen sie ebenso wenig ab wie von den bescheidenen kleinen Gräbern von Syra (s. Ägäische Kultur § 13). Sie sind die großartigsten Leistungen

myk. Architektur und hängen wohl in noch nicht geklärter Weise mit den verwandten Bauten in Westeuropa zusammen, sind jedesfalls Zeugnisse echt europ. megal. Bauweise und monumentaler Baugesinnung. Die älteste Gruppe umfaßt zwei Gräber (Kyklopengrab und Epáno Phournos) aus kaum behauenen Steinen, mit einem Dromos ohne seitliche Steinmauern. Einige frühe Scherben (MH und SH I—II) sowie Obsidian-Pfeilspitzen rücken diese Gräfte unmittelbar an die Schachtgräber heran. Das dritte Grab der Gruppe, das sog. Aigisthos-Grab, zeigt einen wesentl. Fortschritt. Hier ist zum ersten Male der Dromos mit Mauern, ferner die ursprünglich noch primitive Fassade mit großen, regelmäßigen Blöcken verkleidet, auch die Maße sind schon sehr beträchtlich (Dm über 13 m, H. einst etwa gleich groß). Die Kleinfunde reichen von MH bis SH I—II. Es finden sich aber noch spätere Scherben bis in geometr. und sogar hellenist. Zeit hinab. Die Gruft ist also noch über ein Jht. lang für Bestattungen oder als Kultraum gebraucht worden. Auch einer der wenigen auf dem Festlande gefundenen tönernen Siegelabdrücke wurde hier entdeckt.

§ 4. Die bedeutendste Neuerung der zweiten Gruppe (Panagia, Kato Phournos, Löwengrab, dazu das längst bekannte Grab beim Heraion von Argos) ist ein Entlastungsdreieck über dem Türsturz, der dadurch gegen Durchbrechen gesichert wird. Die Scherben gehören im wesentl. SH II und III an. In dem Kuppelraum pflegen Grabgruben ausgehoben zu sein, z. T. kleine (L. 2—2,80, Br. 1—2, T. 1—1,25 m), gelegentlich aber zu geräumigen Kammern wie die Schachtgräber IV und V anwachsend (5×2 m, 5,60×2 m). Die Maße der Kuppeln sind im allg. kleiner (9—10 m Dm), nur das Löwengrab ist wieder gewaltig (Dm 14, H. einst fast 15 m). Hier ist auch die Bauart regelmäßiger, die Fassade profiliert, zum ersten Male das Tor mit Schwelle und einer richtigen Tür versehen (früher hatte man das Portal bloß durch Mauern geschlossen). Die Scherben reichen hier von MM bis SH III und darüber hinaus bis zu geometr. und späterer Ware. Die Anlage ist wohl in SH II erfolgt. Wie bei allen



Mykenai, Mykenische Kultur
 Plan des Löwentores und der Schachtgräber. Nach BSA 25 Tf. 1.

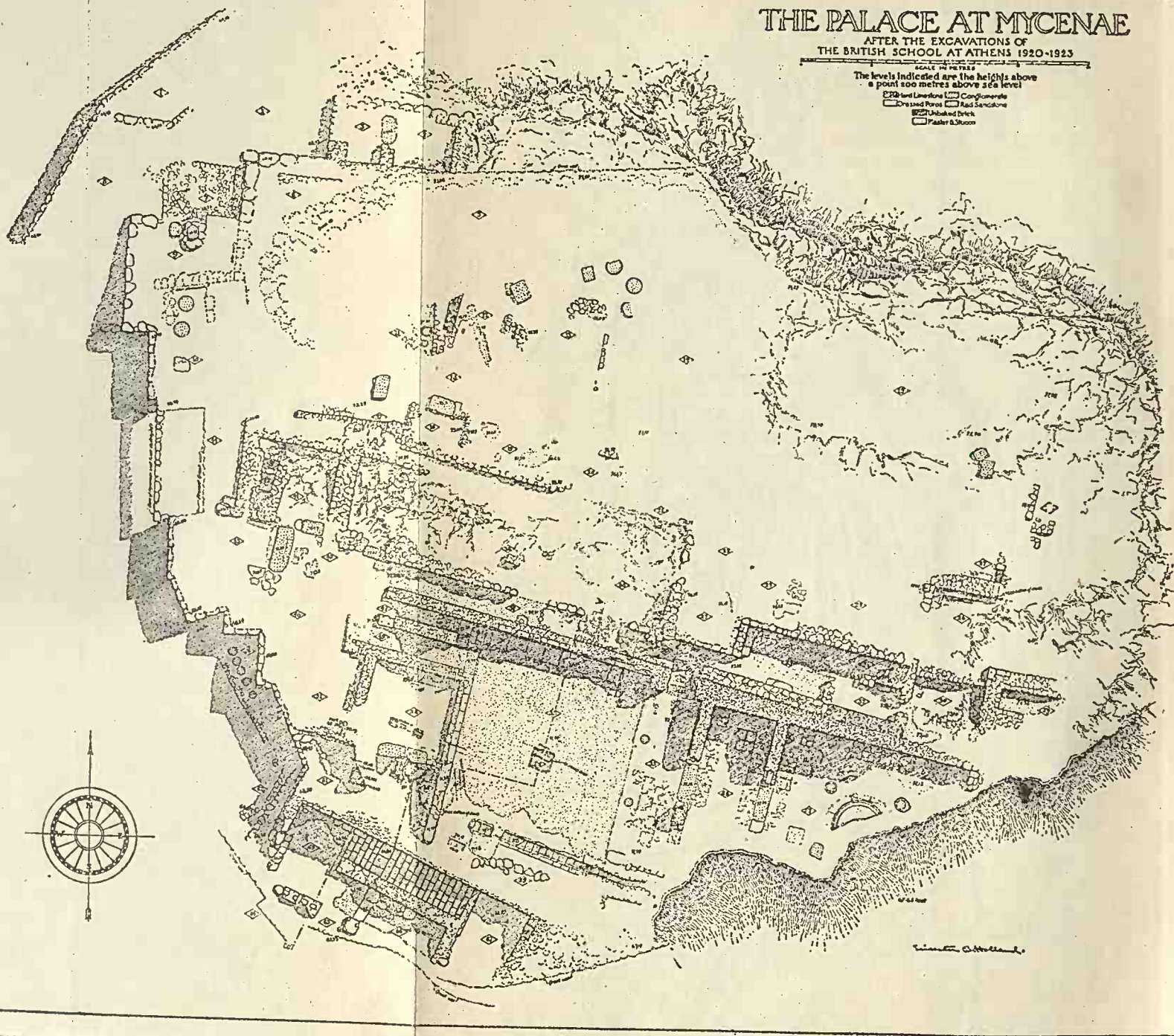
THE PALACE AT MYCENAE

AFTER THE EXCAVATIONS OF
THE BRITISH SCHOOL AT ATHENS 1920-1923

SCALE IN METRES

The levels indicated are the heights above
a point 100 metres above sea level

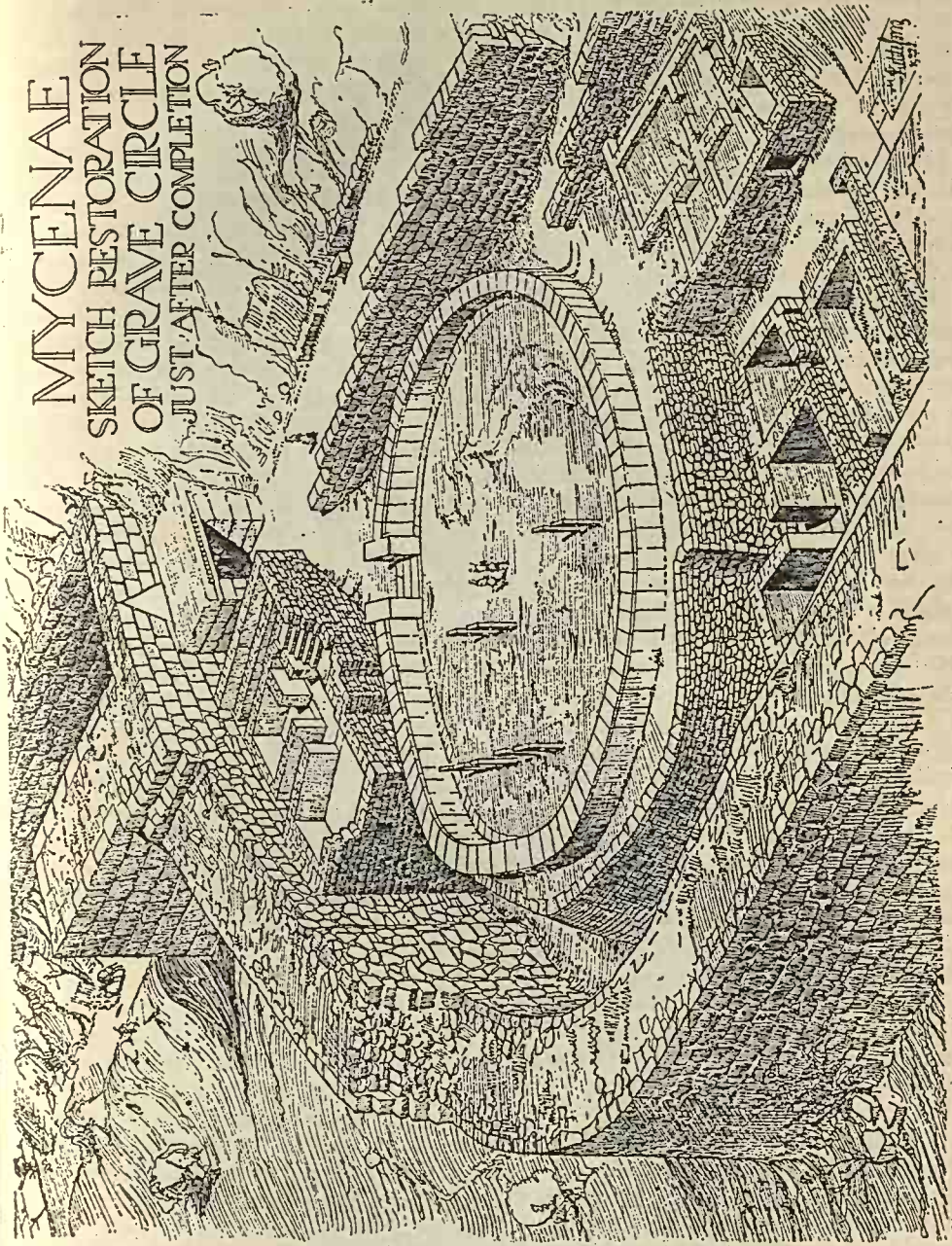
- Limestone
- Conglomerate
- Fired Pottery
- Red Sandstone
- Unbaked Brick
- Plaster & Stucco



Mykenai, Mykenische Kultur

Plan des Palastes von Mykenai. Nach BSA 25 Tf. 2.

MYCENAE
SKETCH RESTORATION
OF GRAVE CIRCLE
JUST AFTER COMPLETION



Mykenai
Wiederherstellung des Gräberundes. — Nach BSA 25 Tf. 18.

diesen Gräbern war nur der untere Teil in der Baugrube des Hügels verborgen, die Kuppel ragte zur Hälfte darüber hinaus, war mit Erde zugeschüttet und diese durch einen steinernen Ring (Krepis) wie bei den späteren Tumuli vor dem Abrutschen gesichert. Reste dieser Krepis sind beim Löwengrab und dem vom Heraion festgestellt worden.

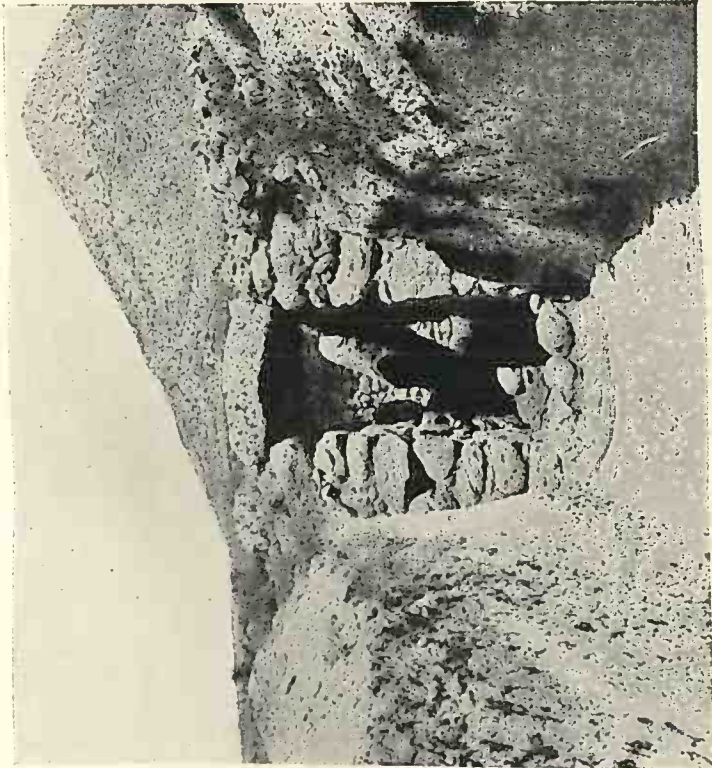
§ 5. Die dritte, prächtigste Gruppe beginnt mit dem gewaltigen Atreus-Grab (Tf. 122, Bd. d IV Tf. 214 a; Dm 14,50, H. 13,20 m), dem herrlichsten Bauwerk der griech. und überhaupt der europ. Vorgeschichte. Längst bekannt, wurde es früher ziemlich alt angesetzt, bis Wace durch Grabungen unter der Türschwelle und den Dromosmauern mit Sicherheit nachwies, daß der gesamte Bau in den Anfang des 14. Jh. gehört. Nichts Älteres als SHIII-Scherben fand sich dabei. Zum erstenmal wird hier die Steinsäge angewandt, mit ihr sind die z. T. ganz ungeheuerlichen Riesenblöcke von Konglomerat und Kalkstein bearbeitet. Ganz neu ist auch die Seitenkammer, in welcher die Leichen einst beigesetzt waren, während eine Grube im Kuppelraum selbst fehlt. Das ungeheure Portal war mit zwei Halbsäulen (Tf. 126 b), über dem Türsturz mit Reliefs aus buntem Gestein verziert, im Innern war überall Bronzezierat angebracht, dies alles rein min. Stiles, aber bloß ein dekorativer Schleier, der die vollkommen unkr. bodenständigen Formen des Baues nicht verändert. Das sog. Grab der Klytāimnestra (Dm 13,40 m, H. einst etwa gleich), das ebenfalls prächtig, aber viel weniger großartig ausgestattet und geschmückt war, wird etwas jünger sein als das Atreus-Grab. Als letztes in der Reihe schließt sich das sog. Grab der Genien an (klein, Dm 8,40, H. etwa 8 m, drei Gruben im Innern, wohl erst aus dem Ende des 14. Jh.).

§ 6. In die Zeit des Atreus-Grabes fallen die Erbauung des Palastes, die Anlage der gewaltigen Ringmauer mit dem Löwentor, die Aufschüttung über den Schachtgräbern und die Neuschöpfung des Plattenringes, der die alten Fürstengrüfte zu einer neuen großartigen Kultstätte umformte. Wace hat sehr ansprechend diese gesamte Bautätigkeit, deren Umfang und Schönheit auf

griech. Boden erst durch Perikles übertroffen werden sollte, dem gleichen, offenbar ebenso mächtigen wie prunkliebenden und kunstverständigen myk. Fürsten aus dem Anfang des 14. Jh. zugeschrieben. Damit gewinnt unsere gesamte Vorstellung von der myk. Kultur und Kunst ein ganz neues Gesicht.

§ 7. Der gewaltige Mauerring umspannte die ganze Burg. Rein fortifikatorische Gründe hätten gefordert, ihn im W hoch über den Schachtgräbern am steilen Abhang entlang zu führen. Um die alten Fürstengrüfte noch in den Bereich der Befestigung zu ziehen, verläuft die Mauer aber eine ganze Terrasse tiefer und schließt im Bogen die Schachtgräber ein. Die früher (auch von mir) vertretene Ansicht, daß dieses w. Mauerstück ein Erweiterungsbau sei, läßt sich nicht mehr halten. Die gesamte Befestigung ist einheitlich, wie Grabungen unter der Mauer an verschiedenen Stellen gezeigt haben. Die riesigen, in voller Höhe nirgends ganz erhaltenen, häufig mehr als 5 m starken Mauern übersteigen wie in Tiryns bei weitem die fortifikatorischen Bedürfnisse jener Zeit primitiver Angriffswaffen. Offenbar spielte hier der für die myk. Fürsten bezeichnende Hang zum Großartigen und Riesenhaften mit. Ein ganzes Heer von Arbeitern muß an diesem Werk Frondienst geleistet haben, sehr viel mehr als das Gebiet von M. bei seiner geringen Fruchtbarkeit von Natur stellen konnte. Offenbar haben die myk. Fürsten von ihren Beutezügen auch zahlreiche Gefangene mitgebracht, die dann Fronsklaven wurden. Das zwischen die Schachtgräber und das Löwentor eingezwängte Gebäude (unter ihm das von den Engländern entdeckte VII. Schachtgrab) ist kein Wohnhaus, sondern nach den darin gefundenen Kornvorräten vermutlich ein Getreidespeicher gewesen. Vielleicht enthielt es zunächst Vorräte für die Bauarbeiter.

§ 8. Das Löwentor mit seinem breiten Zugang, mit der Verbindung sorgfältig behauener Quadern und riesiger, ungefügter Blöcke über dem z. T. frei stehenden Burgfelsen, steigert den monumentalen Eindruck der Festung zu einer wahrhaft majestätischen Wirkung, vor allem dank der breiten, wuchtigen Masse des Tores mit



a








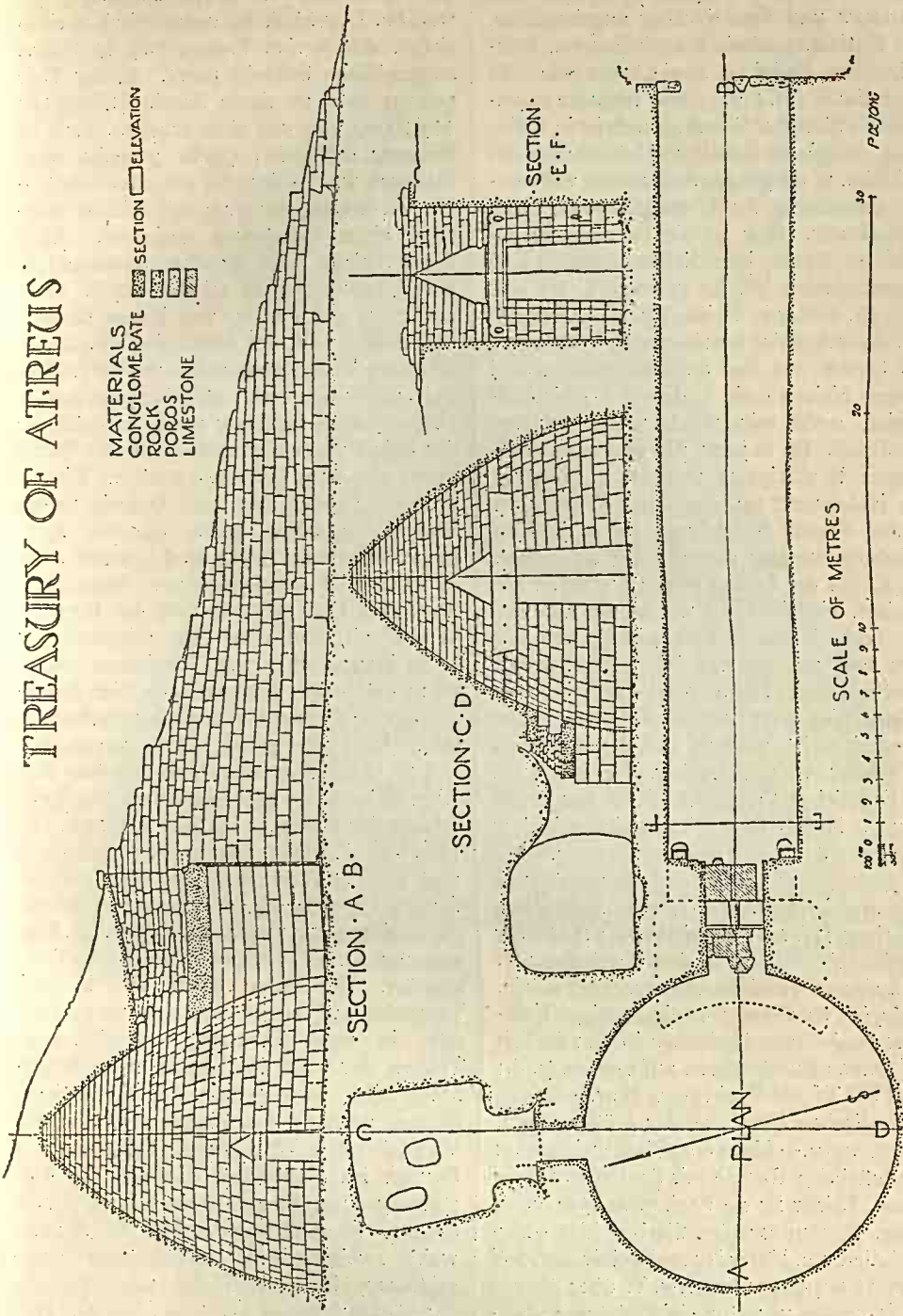
b

Mykenische Kultur

Eingänge zweier Kuppelgräber. Nach BSA 25 Tf. 44.

TREASURY OF ATREUS

MATERIALS
 CONGLOMERATE  SECTION  ELEVATION
 ROCK 
 POROS 
 LIMESTONE 



Mykenai
 Plan und Schnitte des Atreus-Grabes. Nach BSA 25 Tf. 56.

seinem nur halb behauenen, riesenhaften Türsturz und dem darüber angebrachten, das Entlastungsdreieck schließenden, weltbekannten Relief der zwei Löwen jederseits einer Säule (Tf. 123). Diese früheste monumentale Skulptur Griechenlands ist in Erfindung, religiösem Gehalt und künstlerischem Stil min., in der ganzen Auffassung vollkommen selbständig. Auf Kreta gibt es gar keine Steinplastik. Hier ist sie zu einer künstlerischen Größe, heraldischen Strenge und monumentalen Wucht gesteigert, die erst acht Jh. später in Hellas Ebenbürtiges findet. Zwischen den bescheidenen Vorläufern, den Stelen von den Schachtgräbern, und diesem Meisterwerk fehlen die Zwischenglieder, nicht minder aber alle späteren Parallelen. Da es jetzt, der gesamten großartigen Bautätigkeit von M. gleichzeitig, den Höhepunkt festländischer Kunst auch in der Plastik bezeichnet, ist seine Vereinzelung weniger merkwürdig als bisher. Die Köpfe der Löwen waren gesondert gearbeitet, vielleicht aus weicherem Gestein. Die Technik des Reliefs mit Spuren der Säge und des Bohrers ist gegenüber der künstlerischen Höhe merkwürdig unbeholfen. Was sonst noch an Relieffresten aus M. erhalten ist, stammt von den Fassaden der reichsten Kuppelgräber, darunter auch ein figürliches Fragment (Stier vor einem Baum). Nichts davon kann sich mit dem Löwentor auch nur entfernt messen.

§ 9. Eine ganz bedeutende Bauschöpfung ist auch gleich hinter dem Löwentor der Plattenring (Tf. 120; Band IV Tf. 215a) über den Schachtgräbern, in dem die Stelen z. T. neu aufgestellt und ein Altar errichtet wurde. Analogien zu dieser ganz eigenartigen Kultstätte findet man höchstens in den freilich viel älteren Rundgräbern auf Leukas (s. d.; Band VII Tf. 201^A), ein neuer Beweis für den festländischen Ursprung der größten myk. Schöpfungen. — Links vom Plattenring führt eine mächtige Rampe mit Stufen zur Burg empor. Leider ist sie nach etwa 25 m durch hellen. Bauten zerstört. Sie bog hier wahrscheinlich um. Unter ihr und weiter nach SW bis zur Burgmauer liegen z. T. über älteren Fundamenten vornehme Wohnhäuser, ebenfalls SH III. — Die Ringmauer läuft vom Löwentor nō. weiter zu einer kleinen, einfachen, aber sonst ähnlich gebauten Pforte

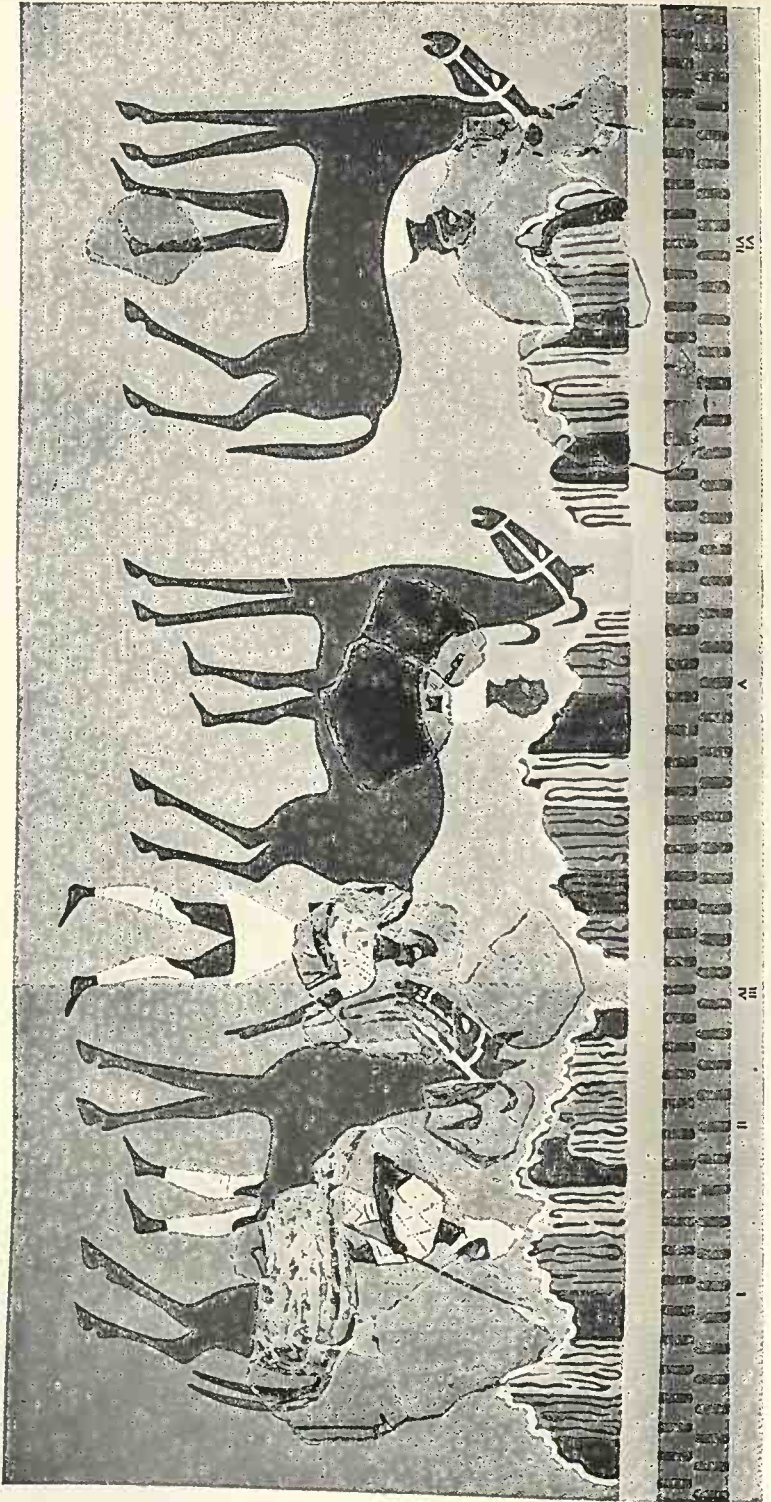
und weiterhin zu einem spitzbogig gewölbten Durchlaß, der unterirdisch in einen tiefen, durch eine Treppe von 83 Stufen zugänglichen Schacht führt. In der Tiefe gelangt man zu einem Bassin (1,84 × 1,84 × 3,70 m), das von einer starken, auch im Sommer fließenden Quelle gespeist wird. Dadurch war — dem Feinde unbekannt — die Versorgung der Burg mit Wasser während einer Belagerung gesichert. Auch diese Anlage zeigt dieselbe monumentale Baugesinnung, nicht minder am ö. Ende der Burg ein großer, von hohen Mauern umgebener Hof, der durch eine Pforte mit falschem Spitzbogengewölbe mit der Außenwelt verbunden war: offenbar ein starkes Festungswerk an dieser einzigen Stelle, wo der Feind von einem etwas höheren Sattel herab die Burg bedrohen konnte. Die gewölbten Pforten und eine Galerie in der Mauerdicke zeigen genau dieselbe Konstruktion wie in Tiryns (s. d.), wenn auch in sehr viel bescheideneren Ausmaßen. Nach dem Chavos-Bache fällt der Burgfels so steil ab, daß über dem Abgrund gar keine Mauer nötig war. Trotzdem wurde sie in mächtigen Blöcken auch hier durchgeführt, so daß der Festungsring geschlossen war. Jetzt sind große Stücke abgestürzt.

§ 10. An dieser Seite erhob sich über dem Abgrunde bis zur höchsten Kuppe des Burgfelsens der fürstliche Palast (Tf. 119). Gerade von den Haupträumen, dem Megaron und seinem Vorzimmer, sind beträchtliche Stücke abgebröckelt, die obersten Teile dagegen durch den gegen Ende des 7. Jh. hier erbauten Athena-Tempel zum größten Teile zerstört. Der Palast baute sich in drei Terrassen auf, zu unterst eine monumentale, in zwei Absätzen emporführende Treppe, dann auf zwei Seiten eines Mittelhofes die wichtigsten Repräsentationsräume, nach O das Megaron mit seinem Vorsaal, nach W der sog. Thronsaal mit Spuren im Fußboden, die auf die Aufstellung eines Fürstensitzes wie in Tiryns deuten. Nach N war der Hof durch einen wohl zweistöckigen Fassadenbau abgeschlossen, in dem Gänge und Treppen zur nächst höheren Terrasse führten. Hier lagen Privatgemächer, darunter, wie es scheint, auch ein einfaches Badezimmer, und Wirtschaftsräume sowie ein Geläß,



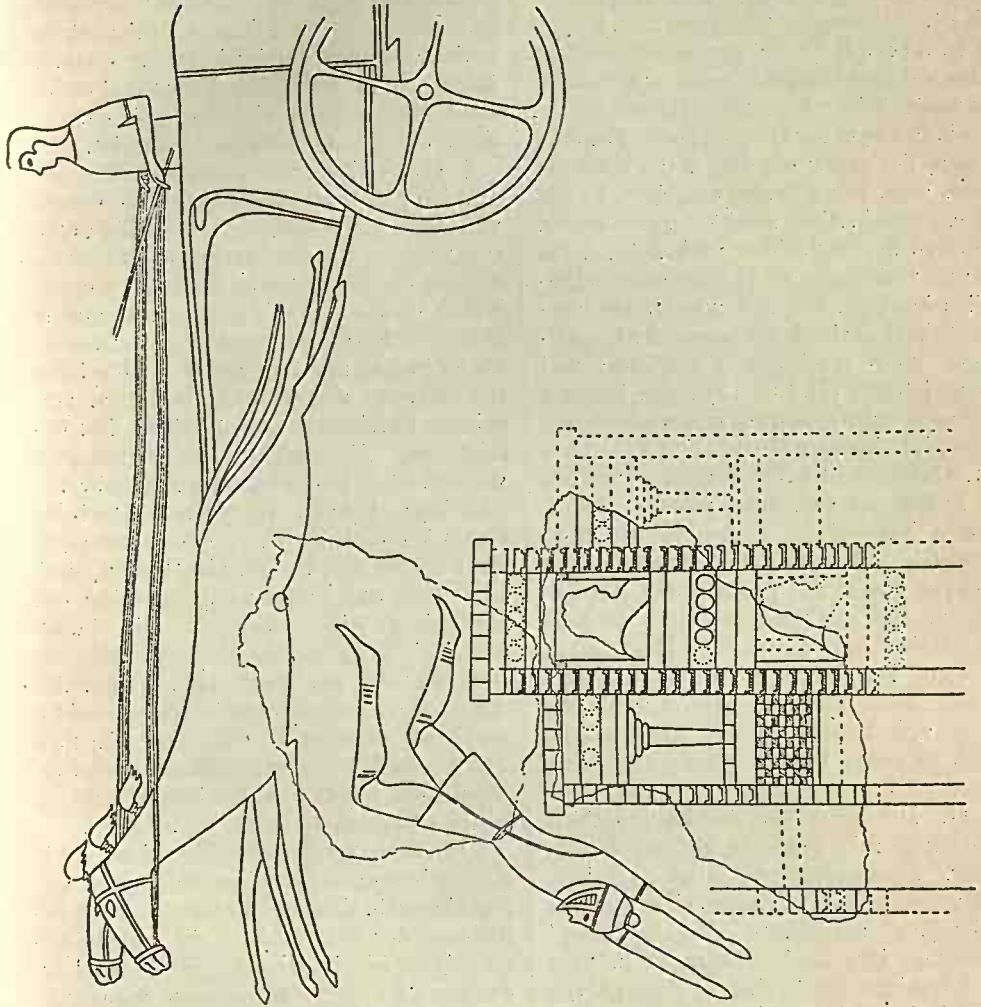
Mykenische Kultur

Relief vom Löwentor in Mykenai. Untere Breite ca. 3,30 m.
Nach Bossert *Altkreta* S. 174 Abb. 236.



Mykenische Kultur

Fresko mit Kriegern und Pferderechten. Nach BSA 25 Tf. 27.



Mykenische Kultur
Fresko vom Megaron. Nach G. Rodenwaldt.

in dem mehrere kleine Opfertische aus Ton und Stuck gefunden wurden. Wace hat hier zweifelnd einen Kultraum erkannt, ein Beweis dafür läßt sich nicht erbringen. In einem nicht allzu weit abgelegenen Brunnen sind Fragmente von steinernen Rhyta in Gestalt von Stierköpfen gefunden worden, deren Beziehung zum Kult sehr wahrscheinlich ist. Aber irgend etwas den min. Kapellen (s. Kreta B § 7, 12, 20) Gleichendes ist bisher auf dem Festlande nicht aufgetaucht. Die wesentlichste Kultstätte scheint mir in M. wie in Tiryns der Herd im großen Megaron zu sein, der genau wie dort in der Mitte des Saales liegt, von 4 Säulen umgeben. Er war wie ein griech. Altar mit häufig erneuerten, bemalten Stuckschichten verkleidet, deren Tsuntas und Waceno noch 10 übereinander feststellen konnten. Wie in Tiryns zierten Fresken die Wände: höchst interessante Darstellungen eines mächtigen Palastbaues und Kriegerkämpfe (Tf. 124, 125). Der bemalte Fußboden zeigt Quadrate mit wechselnden dekorativen Mustern (Band IV Tf. 89). Auch kret. Alabaster ist bei diesem Bau für Teile des Fußbodens verwendet worden. Es ist dieselbe Verbindung einheimischer Plangestaltung mit min. Schmuckformen wie in Tiryns und in den prächtigsten Kuppelgräbern. Daß der gesamte Palast ein Neubau aus dem Anfang von SH III ist, haben die engl. Ausgrabungen sicher erwiesen. Er war nicht nur umfangreicher als der Palast von Tiryns, sondern auch prunkvoller, in seiner Plangestaltung freier und ebenso reich geschmückt.

§ 11. Der obere Teil der Burg enthielt noch einige sehr zerstörte kleinere Wohnhäuser. Merkwürdigerweise ist außerhalb des Burgrings, mit Ausnahme eines von den Engländern entdeckten „kyklopischen“ Baues von kleinen Abmessungen n. vom sog. Klytaimnestra-Grabe, in dem ganzen weiten Talgelände zwischen dem Burghügel und dem w. vorgelagerten Felsenkamm bisher kein myk. Haus gefunden worden. Trotzdem muß hier wohl die Stadt gelegen haben. Auch in Tiryns ist sie erst durch Ausgrabungen festgestellt worden. Ebenso wie dort scheint sie in M. keine eigene Mauer besessen zu haben (die erhaltenen Mauerreste sind hellenistisch). In Zeiten der Gefahr zogen sich die Einwohner offenbar auf

die Burg zurück, deren großartige Befestigung würdig ergänzt wird durch ein schon von Steffen festgestelltes System von Sperrforts auf den Straßen, die nach S, N und NO ausstrahlten. In unmittelbarer Nähe von M. sind die bedeutendsten Reste eine kleine Festung auf dem unwegsamen Gipfel des H. Eliasberges und eine mächtige Brücke im S des Stadtgeländes, die über den Chavos-Bach nach der myk. Ansiedlung auf der Stätte des späteren Heraion (wahrscheinlich Prosymna) führt. Dies alles erweist sich jetzt als einheitliche Schöpfung derselben Blütezeit.

§ 12. Neben den gewaltigen Kuppelgräbern gab es natürlich einfachere Grüfte, von denen die Engländer eine Reihe untersucht haben. In der Spätzeit (2. Hälfte des 14. und 13. Jh.) treten an Stelle der Kuppelgräber in den Felsen getriebene Kammern ähnlicher Form, mit ganz engem Dromos. Sie enthielten meist Spuren von zahlreichen Beisetzungen und werden als Grüfte vornehmer Familien zu gelten haben. Die Bezeichnung „Volksgräber“ ist irreführend. Die einfachen Leute hatten gewiß sehr viel schlichtere Gräber. In dieser Spätzeit ist nichts Wesentliches den großen Leistungen des beginnenden 14. Jh. hinzugefügt, doch sind Burg und Palast weiter bewohnt und instand gehalten worden. Die künstlerische Tätigkeit beschränkt sich im wesentl. auf die massenhaft hergestellte Keramik, einfacheren Goldschmuck und Ersatz von solchem in Glas und Fayence, kunstvolle Waffen und Elfenbeinarbeiten. Vereinzelt steht eine Grabstele mit auf Stuck gemalten Kriegern und Tieren.

§ 13. Nach dem Zusammenbruch der myk. Kultur bezeugen Scherbenfunde geom. und protokorinth. Keramik die fortdauernde Besiedlung der Stätte bis in die orientalisierende Per. hinein. Der Athena-Tempel auf der Burg ist einer der frühesten monumentalen Tempel Griechenlands. Nach der Zerstörung von M. durch die Argiver (nach 470 v. C.) sank der Ort zu völliger Bedeutungslosigkeit herab, aber die imposanten Bauten der Vorzeit bestanden weiter, so daß noch Pausanias gegen Ende des 2. Jh. Löwentor und Gräbergrund, sowie ein paar riesige Kuppelgräber, vor allem das sog. Schatzhaus des Atreus, besuchen konnte, genau wie zu Anfang des 19. Jh. engl. Reisende wie Dodwell,

Lord Elgin, Lord Sligo (der einen Säulenschaft des Atreus-Grabes mitnahm) u. a. In dieser Zeit haben auch die ersten Ausgrabungen oder besser Raubgrabungen begonnen; dann setzten die Besuche von dtsh., engl. und frz. Gelehrten ein, bis Schliemann 1874 und vor allem 1876 die Erforschung von M. unternahm. S. a. Band III Tf. 115a, b; IV Tf. 100 d, 101a—c, 241.

S. a. Ägäische Kultur, Mykenische Kultur, Kreta B, Kuppelgrab B (wo BSA 25 noch nicht benutzt), Palast B, Tiryns.— H. Schliemann *Mykenae* 1878; Steffen *Karten von Mykenae* 1884; C. Schuchhardt *Schliemanns Ausgrabungen* 1891 S. 166ff.; Chr. Tsuntas Μυκῆναι καὶ ὁ Μυκηναικὸς πολιτισμὸς 1893; Tsuntas-Manatt *The Mycenaean Age* 1915; Perrot-Chipiez VI (1894) S. 303ff., 480ff., 571ff.; V. Staïs *Coll. mycén. d. Mus. Nat. d'Athènes* 1915 S. 1ff.; Winter *Kunstg. i. Bild.* 13; H. Bossert *Allkreta* 1923 Abb. 195ff.; abschließend BSA 25 S. 185ff., 25 S. 1—434 Wace u. a.— Frühe Reste (FH—MH): BSA 25 S. 61ff., 86ff., 103ff., 147ff., 223ff.— Schachtgräber: Chr. Belger *Die myk. Lokalsage* usw. 1893; Arch. Jahrb. 10 (1895) S. 114ff., 143ff.; *Ant. Denkm.* II Tf. 46f.; Ath. Mitt. 40 (1915) S. 113ff. Tf. 15ff. Karo, vielfach berichtigt von Wace a. a. O. S. 103ff. Tf. 1, 15ff.; (Stelen: ebd. S. 126ff. Tf. 19ff. Heurtley;) Furtwängler-Loeschcke *Myk. Tongefäße* 1879.— Mauerring: BSA 25 S. 9ff. Tf. 4.— Beste Abbildung des Löwentors: Perrot-Chipiez Tf. 14.— Palast: Πρακτικὸν 1886 S. 59ff. Tsuntas; Wace a. a. O. S. 147ff. Tf. 2, 22ff. Fresken: ebd. S. 159ff. Tf. 25ff., S. 193ff., 235ff., 249ff. Tf. 33, 35, 43; Ath. Mitt. 36 (1911) S. 221ff. Tf. 9ff. und Arch. Jahrb. 34 (1919) S. 87ff. Tf. 7ff. Rodenwaldt; ders. *Tiryns* II (1912) und *Der Fries des Megarons von Mykenai* 1921.— Herd im Megaron: BSA 25 S. 241ff. Tf. 39ff. Sog. Kultraum: ebd. S. 223ff. Tf. 37.— Brunnen mit Rhyta: BSA 24 S. 200ff. Tf. 11 ff.— Andere Häuser auf der Burg: BSA 24 S. 189ff. Tf. 7ff. (Fresken), ebd. 25 S. 38ff.— Unterirdisches Quellhaus: Πρακτικὸν 1889 S. 18ff. Tsuntas; Perrot-Chipiez VI 310ff.— Haus w. der Burg: BSA 25 S. 403ff.— Festungswerk auf dem H. Elias: ebd. S. 429ff.— Reste von Befestigungen, Straßen, Brücken: Steffen *Karten v. Myk.* Text S. 8ff.— Kuppelgräber: Belger *Beitr. z. Gesch. d. griech. Kuppelgr.* 1887; Perrot-Chipiez VI 356ff. Tf. 3ff.; BSA 25 S. 283ff. Tf. 44ff.— Fassade des Atreus-Grabes: *Congrès arch. du Caire* 1909 S. 204f. A. Smith; *Brit. Mus. Guide to Greek a. Rom. Antiqu.* 1920 S. 2ff. Tf. 1.— Relief von einem Entlastungsdreieck: Bossert a. a. O. Abb. 237.— Einfache Gräber (SH I—III): JHS 41 (1921) S. 264 Wace.— Felskammergräber (SH III): 'Εφ. ἀρχ. 1887 S. 155ff., 1891 S. 1ff., 1896 S. 1ff. (späte bemalte Stele Tf. 1f.), 1897 S. 97ff. Tsuntas.— Geometrische und spätere Funde: BSA 25 S. 502.

G. Karo

Mykenische Kultur (Tf. 117—129).

§ 1. Eigenart und Grenzen der Myk. K. — § 2. Kret. Einfluß. — § 3, 5. Herrenhäuser, Gräber. — § 4. Festungsbau. — § 6, 7. Ausbreitung der Myk. K.

§ 1. Die Bezeichnung M. K. wird seit den großen Entdeckungen Schliemanns in Mykenai (1874 und 1876) auf die festländisch griech. Kultur von dem ersten Eindringen kret. Einflüsse (Ende des 17. Jh.) bis zum Zusammenbruch dieser ganzen Kulturentwicklung (um 1200 v. C.) angewandt. Der konventionelle Name hat zwar viel für sich in Anbetracht der überragenden Bedeutung von Mykenai, ist aber doch leicht irreführend, da man ihn gegen die min. Kultur Kretas nicht scharf genug abzugrenzen pflegt. Wir ziehen daher die neue engl. Bezeichnung helladisch vor, die auch der Tatsache gerecht wird, daß offenbar kein Bruch der Kulturzusammenhänge, vor allem keine neue Einwanderung gegen Ende des 17. Jh. erfolgt, sondern das Mittel-Helladische (MH) ins Spät-Helladische (SH) ungestört übergeht: die charakteristische MH-Keramik (Minysches und Mattmalerei) besteht in den myk. Schachtgräbern und den entsprechenden Schichten von Tiryns u. a. fort. Die drei Per. des Frühmyk. (Ende des 17. bis Ende des 16. Jh.), Mittelmlyk. (15. Jh.) und Spätmyk. (14. und 13. Jh.) sind daher im folgenden mit SH I—III bezeichnet, entsprechend den kret. Per. SM I—III. Die eben erwähnte Kontinuität der Kulturentwicklung schließt auch eine von Evans angenommene Eroberung und Kolonisation des Festlandes durch griech. Fürsten aus. Der Einfluß Kretas in der Kunst ist zwar besonders zu Anfang außerordentlich stark, aber die festländische Eigenart zeigt sich ebenfalls sofort aufs stärkste in der Anlage von Wohnhäusern und Gräbern, in Tracht und Sitte, vor allem in der kriegs- und jagdfrohen Gesinnung und der Vorliebe für monumentale Bauten und Kunstwerke, endlich auch in dem durchaus verschiedenen Rassencharakter min. und myk. Bildnisse (Siegelabdrücke von Knossos mit Köpfen eines Fürsten und knabenhaften Prinzen, Goldmasken der Schachtgräber von Mykenai).

§ 2. Kret. Einfluß scheint nach dem Festlande vornehmlich über die Kykladen (s. d.) gelangt zu sein, erst etwas später über

Kythera (s. d.) nach Lakonien (s. d.). Dies ist begreiflich, da Melos (s. d.) und vielleicht auch Thera (s. d.) Vorposten der min. Macht waren. Das nächste wichtigste Verbindungsglied bildet Ägina (s. d.), wo m. W. allein, außer auf Melos, echt kret. Kamarescherben (MM III) neben Nachahmungen von solchen zu finden sind. Die Funde von Mykenai, Tiryns, Orchomenos umfassen zwar zahlreiche solche Nachahmungen, deren Herkunft noch unbekannt ist (sicher ist es nicht die Argolis), aber m. W. kein einziges originalmin. Stück. Die myk. Schachtgräber, die wertvollsten und am klarsten umgrenzten Fundkomplexe des 16. Jh., enthalten schon vollentwickelte SH I-Vasen, die ganz auf der kret. SM I-Tradition beruhen, aber nur ein einziges sicheres SM I-Gefäß, einen Trichter im II. Grabe. Die Funde von Tiryns bestätigen dies. Eine blühende, von der min. stark beeinflusste Firniskeramik ist schon im 16. Jh. vorhanden. Ihr Entstehungsort bleibt noch zu finden. In der Argolis (s. d.) ist er nirgends nachweisbar; dort macht man zu jener Zeit noch weiter das seit Generationen gebräuchliche matt bemalte oder monochrome Geschirr.

§ 3. Auch in den Fayence-Gefäßen und in kostbaren Gegenständen aus Edelmetall und Bronze, Elfenbein, Kristall, Glas usw. erscheinen neben importierten min. Stücken einheimische Nachahmungen, teils so vortrefflicher Kunst, daß sie von eingewanderten oder kriegsgefangenen Kretern stammen müssen, teils von sehr roher und unbeholfener Art. Zu letzteren gehören die Grabstelen (s. d.; Band IV Tf. 237^A), die als Typus wie als Vertreter frühester Reliefplastik in Stein durchaus uncret., bodenständig erscheinen. Die Schachtgräber sind in ihrer Form ebenso unmin., trotz ihrer Größe doch nur Erweiterungen der alten Steinkistengräber, die auf dem Festlande und den Kykladen schon seit Jh. üblich waren. Von den Wohnungen und Herrenhäusern des 16. Jh. ist auf dem Festlande fast nichts erhalten, da spätere Neubauten die älteren zerstört haben; daß man aber schon vor dem 16. Jh. eine monumentale, dabei durchaus unmin. Baugesinnung in der Argolis kannte, beweist der große Rundbau von Tiryns (Band V Tf. 57, 58; 28 m Dm!). Von dem SH I-Herrenhause in Tiryns (s. d.) ist leider so gut wie nichts mehr nach-

weisbar, wohl aber ist das befestigte Burgtor unter dem späteren Propylon wohl erhalten. Es bildet in seiner Konstruktion eine Parallele zu den frühesten Kuppelgräbern, deren Entwicklung man in Mykenai (s. d.) am besten verfolgen kann. Fast überall, wo sich im 16. Jh. eine blühende myk. Ansiedlung zeigt, steht sie auf älteren Resten (Mykenai, Tiryns, Ägina, Athen, Orchomenos): auch dies ein Beweis für die Kontinuität der Kulturentwicklung. Mit dem Anfang des 15. Jh. (SH II) mehren sich die Kuppelgräber: die bedeutendsten sind die von Vaphio-Amiklai (1), Pylos (1), Kakovatos (3; Band IV Tf. 213 b, X Tf. 115, 116), Thorikos in Attika (3), Kapakly bei Volo (1). In Tiryns und Orchomenos fehlen bisher ältere Beispiele, ebenso in Athen. Nirgends kann sich die Entwicklung mit der von Mykenai selbst messen (9 Kuppelgräber, vom Ende des 16. bis zur 2. Hälfte des 14. Jh.).

§ 4. Mykenai gibt auch das Datum für die großartige Entwicklung des Festungsbaues, die mit der endgültigen Zerstörung der kret. Paläste, vielleicht durch einen Eroberungszug festländischer Fürsten, zusammenfällt. Neben die höchsten Leistungen auf diesem Gebiet, in Mykenai und Tiryns, tritt die Akropolis von Athen, wo leider das myk. Herrenhaus fast ganz zerstört ist, ebenso die voraussetzenden Bauten und Gräber unterhalb des Burghügels; dann vor allem Orchomenos (s. d.), dessen wunderbares Kuppelgrab (Band IV Tf. 215 b, VII Tf. 179) wie eine genaue Nachbildung des sog. Atreus-Grabes von Mykenai erscheint. Die Macht der Fürsten von Orchomenos beweisen am klarsten die Entwässerung des Kopais-Beckens (s. Kopais-See; Band VII Tf. 22) durch ungeheure Staudämme und Deiche sowie die Befestigung der Felseninsel Gla (s. Arne) in diesem Becken und der umliegenden Pässe, vielleicht die großartigste Leistung der gesamten M. K. In Theben (s. d.) ist ein umfangreicher und prächtiger Palast nachgewiesen. In Orchomenos ist er so gut wie völlig zerstört.

§ 5. Von der Gestalt der festländischen Paläste (s. d. B) geben Mykenai (Tf. 119) und Tiryns (Band III Tf. 71) die klarste Vorstellung. Min. Einfluß ist nur in Schmuckformen, Steinreliefs und Fresken und etwa in Treppeanlagen nachweisbar. Die Grundrißge-

staltung dagegen ist durchaus uncret., ihr wesentlichster Bestandteil, das Megaron mit Vorhalle (in Tiryns noch mit einem Vorzimmer), geht auf uralte ägäische Tradition zurück, während sie auf Kreta (s. d. B § 21) nur in ein paar ganz späten Beispielen, wohl unter festländischem Einfluß, vorkommt. Auch die Grabformen sind großenteils uncret., besonders die aufgemauerten Kuppelgräber, von denen es in später Zeit eine große Zahl gibt (Tiryns, Menidi [s. d.] bei Athen, Eleusis, Pagasai u. a.). Die Felskammern mit schmalem Dromos sind z. T. den Kuppelgräbern nachgebildet, z. T. aber auch min. entsprechend; sie finden sich aller Orten, auf dem Festlande und den Inseln. Die engen Beziehungen zu Kreta sind niemals abgebrochen, aber vom 14. Jh. ab (SM III = SH III) verdorrt die min. Kultur immer mehr, während die festländische in vollster Blüte steht. Sie ist jetzt viel mehr die gebende als die empfangende. Sie beherrscht die ganze ägäische Welt. Doch bleibt sie einfacher, weniger städtisch und zentralisiert als die kret.; persönliche Insiegel, Schrifttafeln, Anzeichen eines ausgebildeten Verwaltungssystems fehlen. Gegenüber dem ungeheuren min. Material bietet das Festland nur ein paar Siegelabdrücke von Mykenai und Asine, einige Vaseninschriften von Mykenai, Tiryns, Orchomenos (Band VII Tf. 77 a).

§ 6. Von diesen Tatsachen aus muß auch die Ausbreitung der M.K. beurteilt werden. Im 16. und 15. Jh. gehen zweifellos die Beziehungen zu Ä. (s. a. Ägäischer Einfluß auf Ägypten, Ägyptische Beziehungen zur ägäischen Kultur) und Vorderasien von Kreta aus und erreichen hier die entferntesten Punkte: SM I-Scherben in Samarra in Mesopotamien, MM III-Vase in Abydos, SM I-Vase in Anibe in Nubien (Band VII Tf. 60). Auch sonst sind im 16.—15. Jh. die Beziehungen zwischen Kreta und Ä. außerordentlich rege und bleiben es auch im 14. Jh. Die Erforschung der kret. und festländischen Keramik ist gerade für dieses Jh. noch nicht weit genug geführt, um sie gegeneinander scharf abgrenzen zu können. Es scheint, daß die „myk.“ Scherbenfunde von Tell Amarna aus Kreta stammen, dagegen halte ich die blühende myk. Keramik z. B. auf Rhodos (s. d.) für einen selbständigen Ableger der festländischen (SH III), und dasselbe mag für

Troja VI und die kleinen Küstenstädte gelten (Milet [s. d.] dürfte sich als Tochterstadt von Milatos auf Kreta wohl enger an die min. Kultur angeschlossen haben). In Kolophon, n. von Ephesos, haben die Amerikaner jüngst ein Kuppelgrab aufgedeckt (Art and Archaeology 14 S. 259), sonst ist in Kleinasien bisher nur wenig Myk. nachgewiesen. Die kleinen Kuppelgräber von Assarlyk in Kariengedören bereits der I. EZ an (Nachbildungen des Myk.). Dasselbe gilt von der Philisterkeramik in Syrien, während sich auf Kypros (s. d.) ein selbständiger, allmählich barbarisierter Zweig des Myk. seit dem 15. Jh. entwickelt hat.

§ 7. Im W dringen myk. Fundstücke bis nach Unteritalien und Sizilien (s. d. B), doch läßt sich eine eigentliche Niederlassung weder durch Wohnbauten noch durch Gräber nachweisen. Zwei vielleicht nach Etrurien versprengte myk. Gemmen besitzen keinerlei Beweiskraft. Über Großgriechenland ist der Einfluß dieser Kultur im W kaum hinausgegangen. So beweist der arch. Befund, daß die myk. Koine des 14.—13. Jh. vom Festlande, vor allem von der Argolis (s. d.), ausstrahlte. Dafür haben jüngst eine unerwartete Bestätigung die Tontafeln von Boghasköj gebracht: nach ihren Texten darf man Achaia als eine Großmacht in eben dieser Zeit erkennen. Ihr Brennpunkt dürfte in Mykenai gelegen haben, dessen Prachtbauten eine alle anderen überragende Macht kundgeben und der Stellung Agamemnon's unter den griech. Königen entsprechen, wenn sie auch wesentl. älter sind, als das Atridengeschlecht von der Sage angesetzt wird. Wie weit die Herren von Tiryns, Mideia, Argos und Nauplia Mykenai gegenüber selbständig waren, läßt sich aus den Funden natürlich ebensowenig erweisen wie die Stellung der übrigen Fürsten des Peloponnes und Mittelgriechenlands zueinander. Für Attika darf Athen nach seiner Burgmauer als Vorort gelten, für Bötien zweifellos Orchomenos. Alle diese Burgen hat, genau wie die VI. Stadt von Troja (s. d.), ungefähr zur gleichen Zeit eine gewaltige Katastrophe vernichtet. Eine solche Gleichmäßigkeit der Zerstörung läßt sich kaum anders erklären als durch das Eindringen neuer griech. Völkerschaften um die Wende des 13. und 12. Jh.

H. Schliemann *Mykenae* 1878; ders. *Tiryns* 1886; ders. *Orchomenos* 1881; C. Schuchhardt *Schliemanns Ausgrabungen*² 1891; A. Milchhoefer *Die Anfänge der Kunst in Griechenland* 1883; Tsuntas-Manatt *The Mycenaean Age*² 1915; Perrot-Chipiez *Hist. de l'Art VI* (1894); Springer-Michaelis-Wolters *Kunst d. Altertums*¹² 1925 S. 121 ff.; F. Winter *Kunstg. i. Bild.* 13; D. Fimmen *Die kret.-myk. Kultur*² 1924, mit Fundstatistik und Literatur S. V ff. (es fehlt A. Keramopullos $\theta\eta\beta\alpha\iota\kappa\delta$ 1917); G. Glotz *La civilisation égéenne* 1923; C. Schuchhardt *Alleuropa* 1919 S. 215 ff. — Altes Burgtor von Tiryns: Ath. Mitt. 38 (1913) S. 81 f. Tf. 1. — Helladische Perioden: BSA 22 S. 175 ff. Wace-Blegen; angebl. Eroberung der Argolis durch Kreter; A. Evans *The Ring of Nestor* (JHS 45) 1925 S. 45, 74 f. — Min. Bildnisse: ders. *Scripta Minoa* S. 272. — Goldmasken von Mykenai: Stais *Coll. mycén. du Musée Nat. d'Athènes*² 1915 S. 35 ff.; Bossert *Atkreta*² 1923 Abb. 52 ff. — Goldarbeiten: Arch. Jahrb. 30 (1915) S. 294 ff. K. Müller; Bossert a. a. O. Abb. 255 ff., 276 ff.; Stais a. a. O.; (Wolters) *Galvanopl. Nachbild. myk. Allert.* 1911; A. Evans *The Ring of Nestor*. — Keramik: Furtwängler-Loeschke *Myk. Tongefäße* 1879 (vgl. Ath. Mitt. 40 [1915] S. 139 f. Karo); dies. *Myk. Vasen* 1886. — Siegelabdrücke: BSA 24 S. 205 Wace; Bull. d. K. Ges. d. Wiss. Lund 1923/24 S. 162 ff. Persson. — Vaseninschriften: Bossert a. a. O. Abb. 330 f.; Evans *Scripta Minoa* 1909 S. 57; JHS 41 (1921) S. 272; BSA 25 S. 21. — Schiffahrt: A. Köster *Das antike Seewesen* 1923 S. 56 ff. (s. auch Schiff A; Band XI Tf. 62). — Vasen u. a. in Ägypten: Fimmen a. a. O. S. 152 ff.; Bossert a. a. O. Abb. 347 ff. — Scherben von Samarra: Islam 1914 S. 190 ff. Sarre. — Assarlik; Philister; Italien: Fimmen a. a. O. S. 96, 191 ff., 99 ff., 112. — Texte von Boghasköj: MDOG 1925 S. 1 ff. Forrer. G. Karo

Myodes (Lemming) s. Diluvialfauna § 2.

Myrrhe. M. finden wir meist zusammen mit Gold und Balsam erwähnt. So spielt sie schon in der ältesten Geschichte Ägyptens eine Rolle und desgleichen in der Geburtsgeschichte Christi. Sie findet sich wie der Weihrauch an beiden Küsten des Roten Meeres und bleibt bis in das Mittelalter ein wichtiger Gegenstand des Welthandels. Während Herodot (III III/112) bei der Erwähnung des Zimts Arabien als Ursprungsland der M. nennt, führt Diodor später die Insel Hieria (jetzt Sokotora) dafür an.

Ed. Hahn

Myrte § 1. Die M. soll nach einer arab. Überlieferung aus dem Paradiese mitge-

bracht worden sein. Jedenfalls hatte sie sich schon früh an den Dienst der großen Göttin des Ackerbaues und der Fruchtbarkeit angeschlossen, für deren Feste die wohlriechenden Blätter zu Kränzen, aber auch die Beeren als Würze verwendet wurden. So hat die große Göttin Ištar (s. d.) unter den vielen Beinamen nach Gunkel auch den der Hadassa, der M.

§ 2. Bekanntlich hatte sich die Verwendung im Gottesdienst auch bei den Juden schon zur Zeit Nehemias (8, 15) eingeführt und sich vielfach im Orient erhalten, nicht immer nur bei Hochzeiten und frohen Festen, sondern bei den Mandäern auch zu Kränzen für die Sterbenden verwendet.

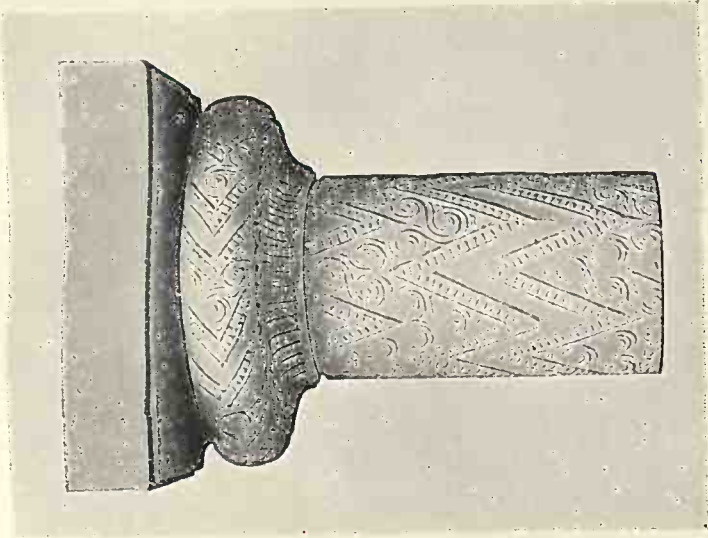
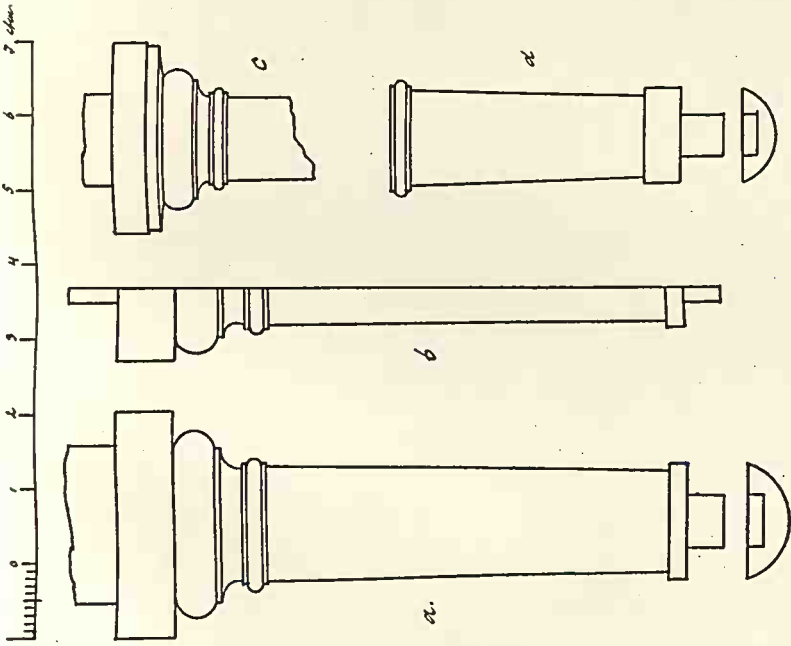
§ 3. Für uns ist der Gebrauch der Früchte als Gewürz ganz zurückgetreten, im Orient aber hat er sich erhalten, während er bei uns nach der Angabe des Apicius für den W schon in alter Zeit durch den Pfeffer, eine der Grundlagen des ind.-arab. Welthandels, verdrängt wurde.

§ 4. Nach Ägypten ist die M. nach Schweinfurth aus Assyrien gekommen und im 2. und 3. Jh. n. C. stark verwendet. Plinius erwähnt (Nat. hist. XV 29) für seine Zeit, daß die ägypt. am kräftigsten duftete. Vielleicht, daß wir in Gräbern der älteren Zeit, besonders im Orient und in der Zone des phön. Einflusses, die schwarzen oder weißen gewürzigen Beeren noch auffinden können. In Hawara hatten sie nach Newberry noch ihren Geruch bewahrt.

§ 5. Nebenbei wäre es bei gelegentlichen Graböffnungen in alten Kirchen u. dgl. nützlich, an etwaigen Grabbeigaben in Kinder- und Jungfrauengräbern (auch bei Junggesellen) festzustellen, wann ungefähr der Myrtenkranz sich bei uns eingefunden hat. Die Volkskunde kann hier einstweilen noch keine Grenze nach unten ziehen, während der Gebrauch als Grabbeigabe sich auch heute noch recht weit in Norddeutschland verbreitet zeigt.

Petermann *Reisen im Orient*² 1885 S. 118; ZfEthn. Verh. 23 (1891) S. 664 Schweinfurth; Flinders Petrie *Hawara* 1889 S. 51. Ed. Hahn

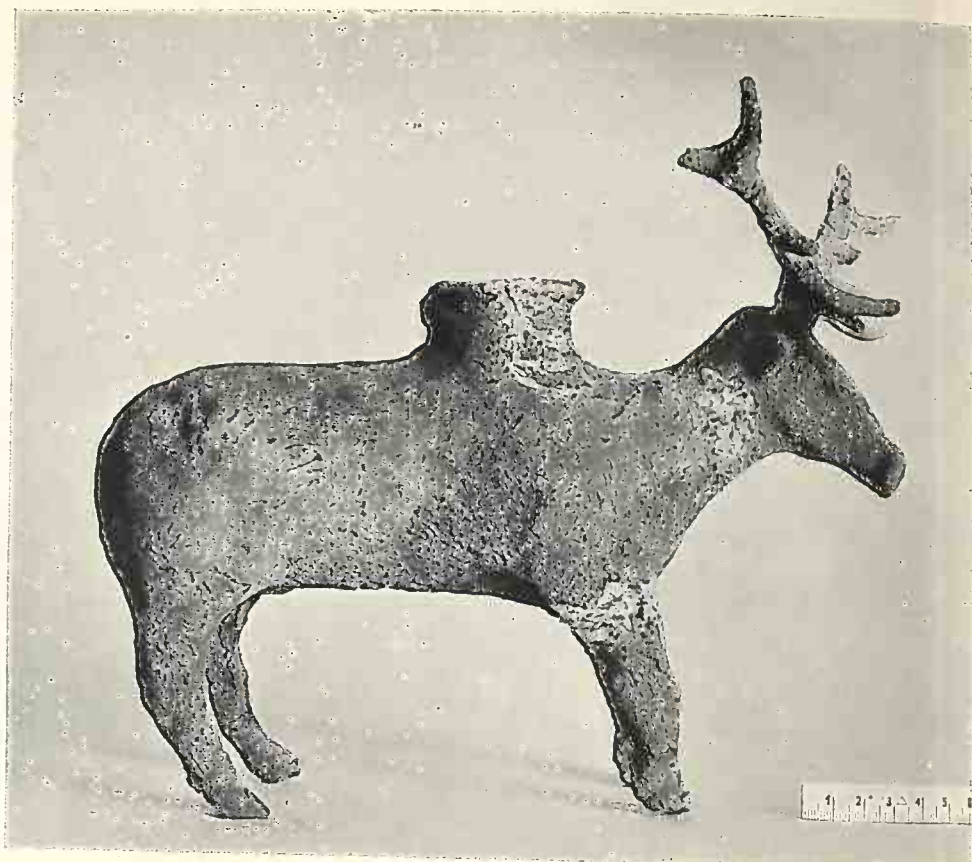
Mythologie s. Religion und die Einzelartikel.



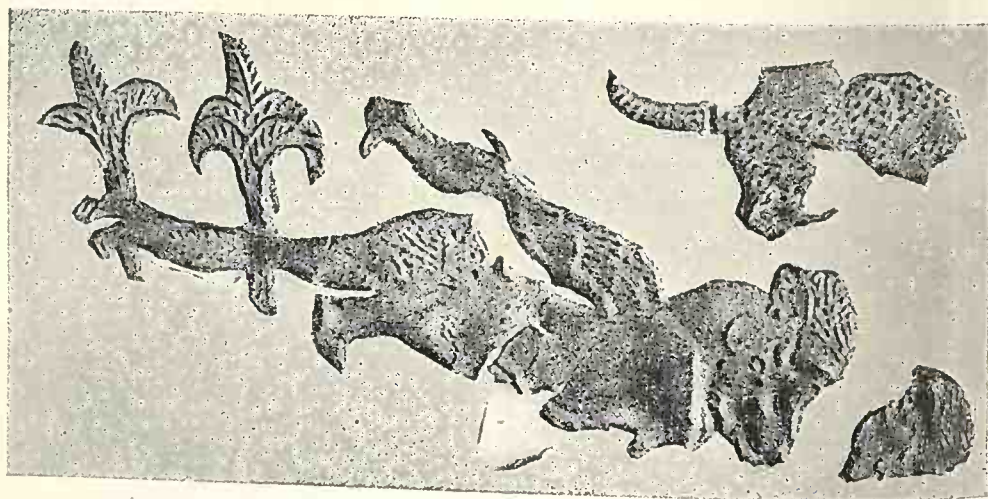
b

Mykenai, Mykenische Kultur

a. Elfenbeinsäulchen aus den Felsgräbern von Mykenai. — b. Kapitell der linken Halbsäule des Atreusgrabes in Mykenai. Nach Arch. Jahrb. 29 (1914) S. 3 und 4.



a



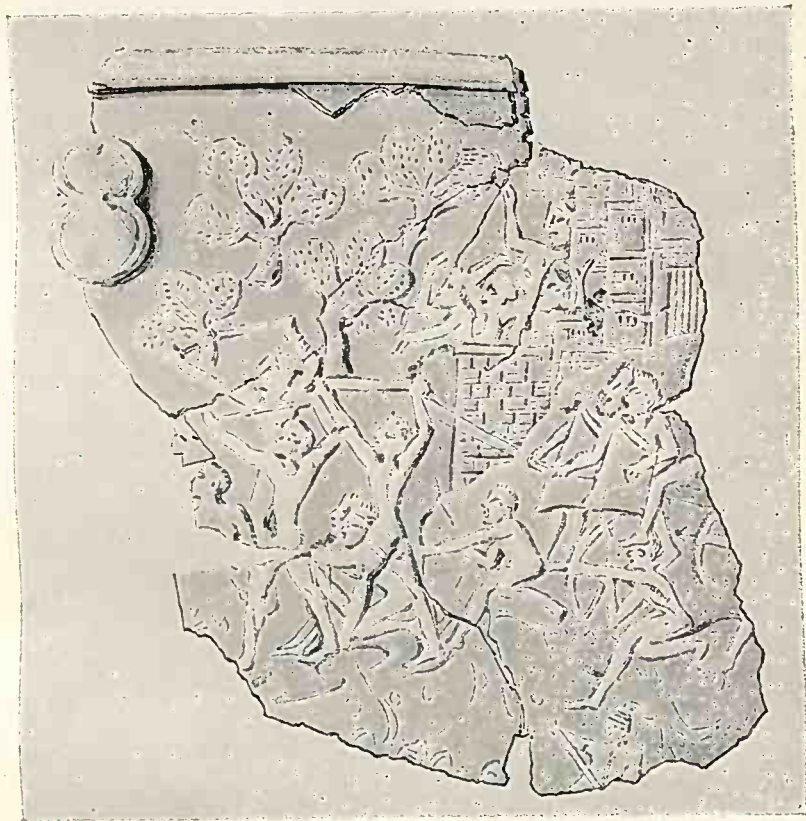
b

Mykenai, Mykenische Kultur

a. Silberner Hirsch (Rhyton) aus dem IV. Schachtgrabe. — b. Goldblech aus dem III. Schachtgrabe.
(Nach r. fliehender Stier, von drei Löwen [einer von r., zwei von l.] angefallen. Vgl. mit der Komposition
Band VI Tf. 42). Nach Arch. Jahrb. 26 (1911) S. 263 und 30 (1915) S. 310.



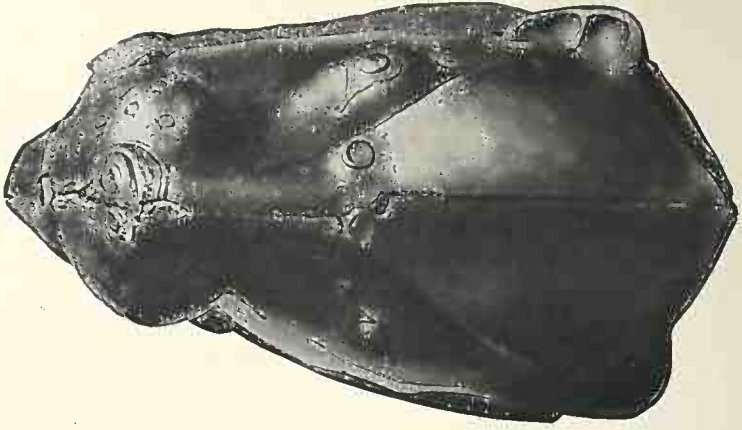
a



b

Mykenai, Mykenische Kultur

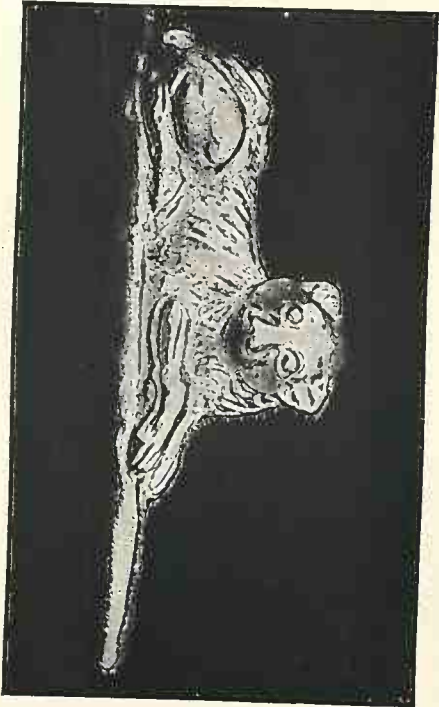
a. Goldene Tasse aus dem III. Schachtgrabe mit Delphindarstellungen. — b. Bruchstück eines silbernen Rhytons aus dem IV. Schachtgrabe. Nach Arch. Jahrb. 30 (1915) S. 311 und 320.



a



b



c

Mykenai, Mykenische Kultur

a. Löwenkopfl-Rhyton aus dem IV. Schachtgrabe. — b. Goldblech mit fliegenden Schwalben aus dem III. Schachtgrabe. — c. Goldener Löwe von Mykenai. Nach Arch. Jahrb. 26 (1911) S. 253, 258; ebd. 30 (1915) S. 297.

Nabû. N. ist ursprünglich der Stadtgott von Borsippa (s. d.), der Nachbarstadt Babylons, und deshalb zunächst nur von lokaler Bedeutung. Das Emporsteigen des Gottes Marduk (s. d.) zur höchsten Rolle in Babylonien führt ihn mit empor, weil er in der Theologie der Sohn Marduks ist. Sein Name (Nabû = Nabiu) ist sem. und bedeutet „Sprecher“. In der Literatur tritt er hauptsächlich als der Schreibergott auf. Er ist Patron der Schreibkunst und damit der Wissenschaft, die ohne Schrift nicht zu denken ist. Als solcher führt er auch die sog. Schicksalstafeln, auf denen das Gute und Böse menschlichen Tuns vermerkt und die daraus resultierende Länge der Lebenszeit bestimmt wird. Mit diesen versehen tritt er beim Neujahrsfeste in Babylon im Duku, dem Schicksalsgemache, auf, wo Marduk die Geschichte des neuen Jahres bestimmt. Am Himmel ist der Planet Merkur sein Zeichen. Sein berühmter Tempel in Borsippa heißt Ê-zida mit dem Tempelturm E-ur-imin-an-ki „Tempel der sieben Planeten Himmels und der Erde“. Seine Gemahlin ist Tašmētu oder Nanâ. Die Symbole N. sind der Keilschrift-Griffel (s. d.) und die Tontafel (s. d.).

H. Zimmern in *KAT*³ S. 399ff.; Roscher *Lex.* III 45ff. s. v. Nebo A. Jeremias; ders. *Handbuch der altorient. Geisteskultur* 1913 S. 276ff.; J. Pinkert *Hymnen und Gebete an Nebo* 1920; M. Jastrow *Religion Babyloniens und Assyriens* 1905ff. I 117ff., 238ff., 251ff., 442ff.

Ebeling

Nachbestattung. § 1. Unter N. versteht man die Wiederverwendung älterer Grabanlagen zu Neubestattungen. In gewissem Sinne gehören also hierzu schon die großen megal. Grabbauten und die natürlichen und künstlichen Grabgrotten, die eine Art Erbbegräbnis bildeten und daher lange Zeit hindurch andauernd in Benutzung blieben. Manche Ganggräber und Steinkisten enthalten bis zu 100 und mehr Skelette.

§ 2. Indessen wird die Bezeichnung meist nur für solche Neubestattungen angewendet, die von den älteren Grabanlagen durch einen größeren Zeitraum getrennt sind. Derartige Nachbestattungen kommen in ganz Europa bis weit nach Sibirien sehr häufig vor, nirgends aber in so großer Zahl wie im N, wo die Grabhügel der ä. BZ vielfach noch in der Völkerwanderungs-, ja selbst Wikingerzeit zu Neubestattungen verwendet wurden. Den Grund dazu mag wohl in der Hauptsache Bequemlichkeit, z. T. auch die an den Stätten haftende Tradition gebildet haben.

§ 3. Von den N. zu unterscheiden sind die Nebenbestattungen, besonders in den die großen Megalith-Bauten bedeckenden Hügeln. Sie mögen z. T. wohl Gräber von Sklaven sein, die ihrem Herren in den Tod folgen mußten, also gleichzeitig mit ihm, jedoch außerhalb der für das Herrengeschlecht reservierten Grabkammer bestattet wurden. Vorwiegend aber sind es wohl die Gräber der ärmeren Bevölkerung, für die der von der Steinsetzung umfriedigte Hügel den Gemeinfriedhof bildete.

§ 4. Bei den N. wurde das neue Grab entweder über dem ursprünglichen Grab oder in den Seitenteilen des Hügels angelegt. In jedem Falle aber machte sich eine Neuaufschüttung erforderlich, so daß der Hügel häufig, wie beispielsweise der von Saint-Michel bei Carnac, zu ganz riesigen Dimensionen anschwellt. Auch konnten dadurch u. U. zwei benachbarte Hügel zu einem einzigen verschmelzen, der dann gewöhnlich eine längliche Form annahm.

§ 5. Da die Grabausstattung bei den N. jüngere Typen aufweisen muß als in den älteren Gräbern, so sind sie zu einem wertvollen Hilfsmittel für die vorgesch. relative Chronologie geworden. Die Ausgrabung der Grabhügel erfordert daher große Sorgfalt und scharfe Beobachtung, und manche irre-

führenden Angaben der älteren Ausgrabungsberichte sind darauf zurückzuführen, daß früher nicht genügend zwischen Hauptgrab und N. unterschieden wurde. S. a. Hügelgrab.

G. Wilke

Nackengebogene und Rhombische Axt (Tf. 130). Es sind dies zwei ziemlich artverschiedene Typen, die aber doch gewisse gemeinsame Züge haben, u. a. in Skandinavien den, daß man zu ihrer Herstellung beinahe stets Porphyrr oder porphyrrähnliches Material verwendet, und daß sie oft ein sehr kleines Schaftloch haben. Was ihre typol. Stellung betrifft, so hat man darauf hingewiesen, daß die nackengebogenen Äxte zu den jüngsten Ausläufern der jütländischen Streitäxte (s. Jütländische Streitaxt) gehören, und daß die rhombischen Äxte sich aus den nackengebogenen entwickelt haben. Wie weit jedoch die beiden Typen als Streitäxte aufzufassen sind, ist bei dem oft spröden Material, aus dem sie gefertigt sind, und bei der oben genannten Art ihres Schaftloches zweifelhaft. Als Arbeitsgeräte erscheinen sie ebensowenig tauglich, und so bleibt eigentlich nur die Erklärung, daß sie wenigstens teilweise Kult- oder Zeremonialgeräte sind. Damit und mit ihrer typol. Stellung läßt sich wohl die bisher noch unbewiesene Möglichkeit in Einklang bringen, daß beide Typen z. T. bereits der BZ angehören. S. a. Nordischer Kreis A § 5 c 2.

Montelius *Minnen* I Abb. 323—338; Müller *Ordning* I Abb. 83—86; Rygh *Norsk. Olds.* Abb. 37—39; Präh. Z. 1916 S. 93 ff. Åberg; Aarb. 1919 S. 85 ff. Müller; Ekholm *Studier i Upplands bebyggelse historia* I (1921) S. 103 ff.

Gunnar Ekholm

Nacktheit, Kultische. S. a. Kultus A § 6. — (Vorderasien) Teilweise oder völlige Entblößung des Körpers ist in Babylonien bei gewissen kultischen Akten üblich gewesen. Wir besitzen jetzt mehrere bildliche Darstellungen von Kultszenen, die diese Tatsache beweisen. Es seien hier ohne Anspruch auf Vollständigkeit einige Beispiele gegeben. Auf *Votivtafeln* aus Nippur und Tello (Bezold *Ninive und Babylon*² Abb. 29; L. Heuzey *Musée du Louvre. Catalogue des antiquités chaldéennes* S. 117 Nr. 11) ist mehrere Male ein nackter Mann zu sehen, der vor einer thronenden Gott-

heit Wasser spendet. Ein Fragment der Geierstele, welches sich in London befindet, zeigt einen nackten Mann, der bei einem Haufen Gefallener eine Libation vollzieht (CT VII 1). Eine Statuette in London (*A Guide to the Babyl. and Assyr. Antiquities* S. 126 Nr. 58) stellt einen nackten König in anbetender Haltung dar. Welche Akte diese Nacktheit erforderten, ist im einzelnen nicht erkennbar.

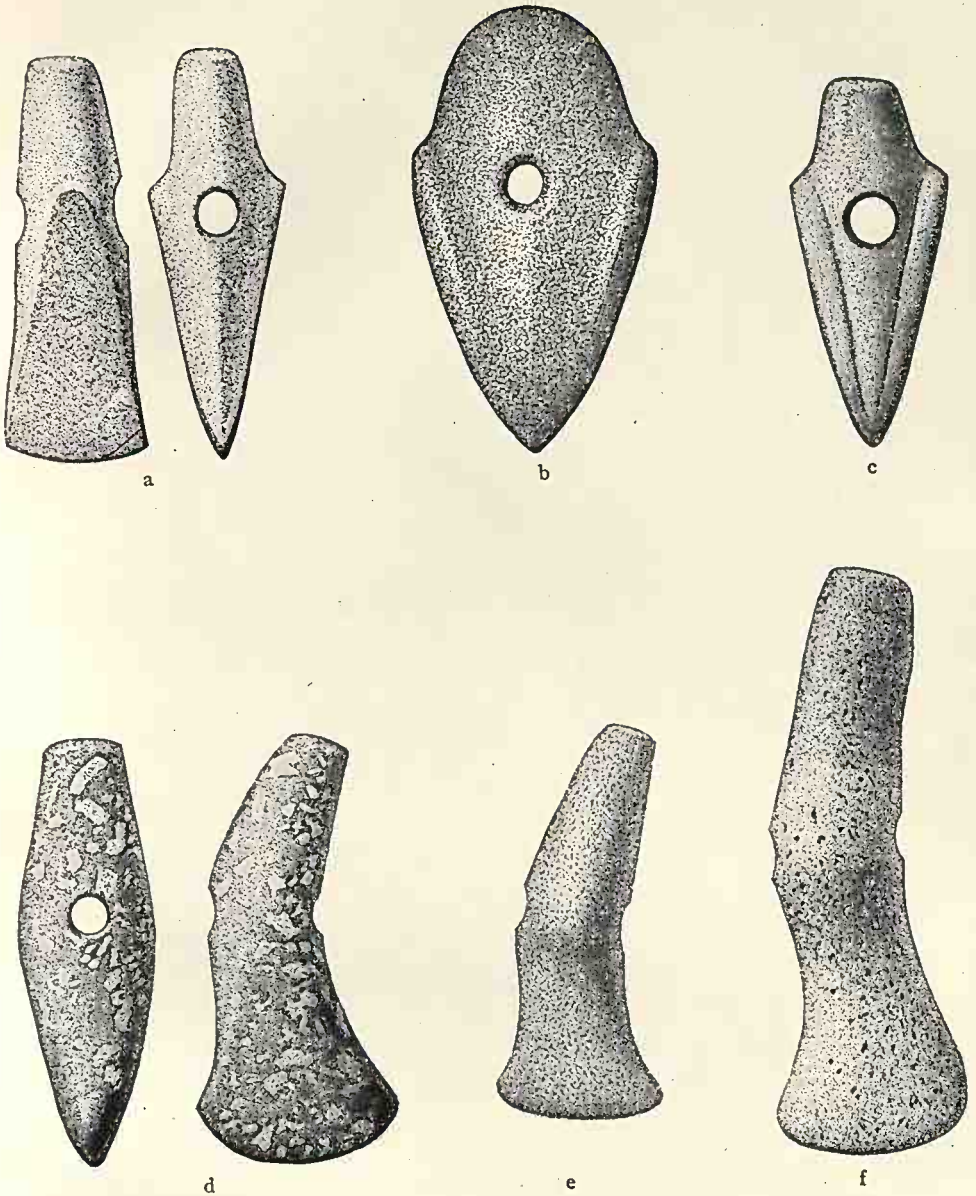
W. A. Müller *Nacktheit und Entblößung in der alten orientalischen und älteren griech. Kunst* Diss. Leipzig 1906.

Ebeling

Nadel. A I. Europa (Schmuckstück; Tf. 131—135.)

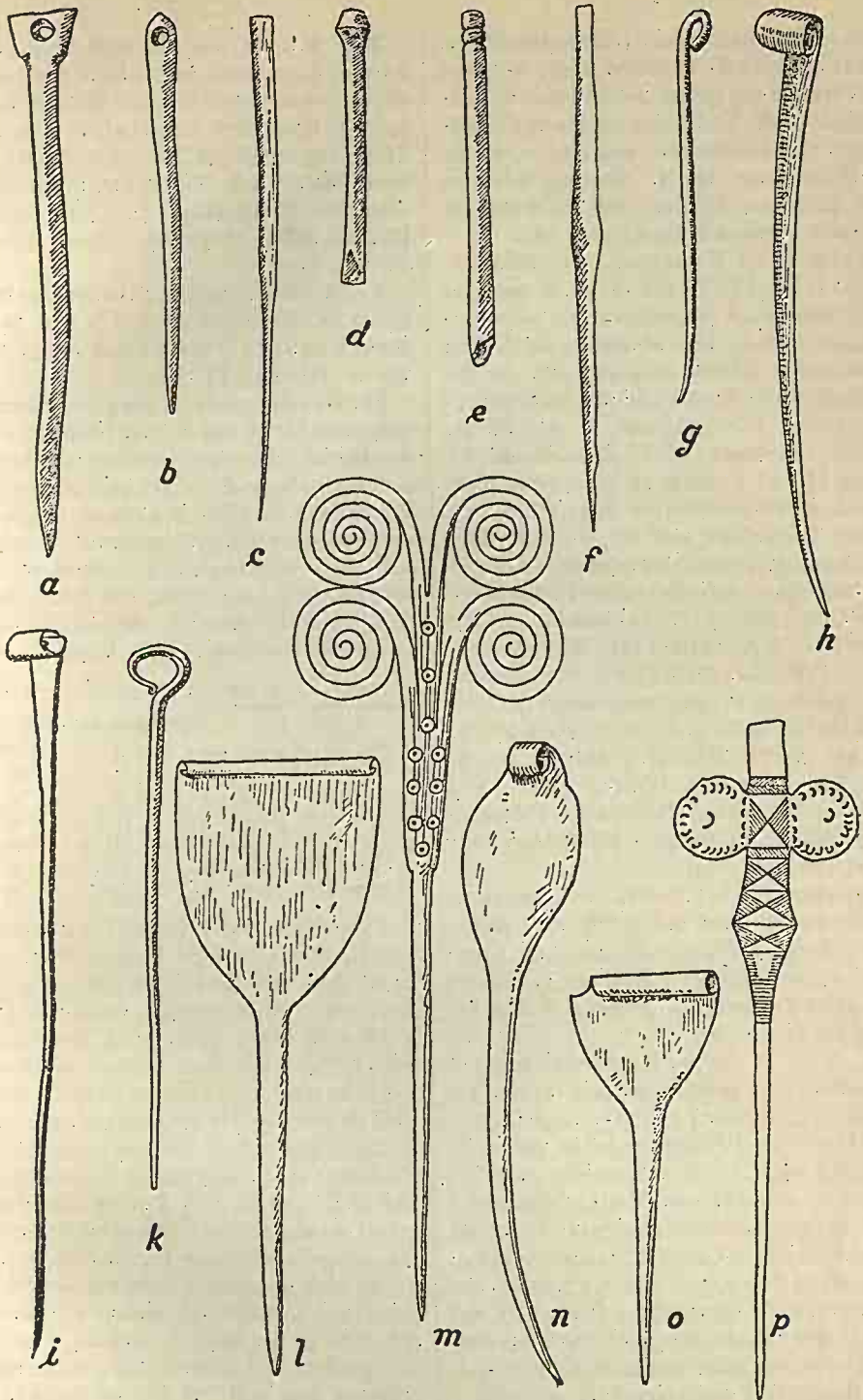
§ 1. Allgemeines. — § 2—3. Horn- und Knochen-nadeln: § 2. StZ und frühe BZ. § 3. Nord. StZ. — § 4. Kupfernadeln. — § 5. Silbernadeln. — § 6. Bronzenadeln. Allgemeines. — § 7. Nord. BZ. — § 8. Süddeutschland und angrenzende Länder. — § 9. Bestimmung und allg. Form der N. — § 10. Hakennadel. — A. Rollennadeln und Weiterbildungen: § 11. Einfache Rollennadel. — § 12. Rollennadel mit breiter Öse. — § 13. Hirtenstabnadel. — § 14. Schaufelnadel. — § 15. Weiterbildungen der Schaufelnadel. — § 16. Scheiben-nadel. — § 17. Schleifennadel. — § 18. Spiralkopfnadel. — § 19. N. mit flachem Bandkopf. — B. Ösennadeln: § 20. Böhmisches Ösennadel. — § 21. Böhmisches N. mit seitlicher Scheibe. — § 22. Ostdeutsche Ösennadeln. — § 23. Ringkopfnadel. — § 24. Dreiringkopfnadel. — § 25. Nadeln mit seitlicher Öse. — C. Lochnadeln: § 26. Allgemeines. Zyprische und europäische Urform. — § 27. N. mit durchlochtem Kopf. — § 28. N. mit geschwollenem Hals. — § 29. N. mit gewelltem Schaft. — § 30. Nähnnadeln. — § 31. N. mit Ringscheibe. — D. Sonderformen: § 32. Hülsennadel. — § 33. Krückennadel. — E. Geschwollene Nadeln ohne Durchlochung: § 34. Allgemeines. — § 35. N. mit Petschaftkopf. — § 36. N. mit Scheibenkopf. — § 37. N. mit halbkugeligem Kopf. — § 38. N. mit Kugelkopf. — § 39. N. mit profilierstem Kopf. — § 40. N. ohne besonderen Kopf. — F. Nadeln mit profilierstem Hals: § 41. Allgemeines. — § 42. N. mit Kopfscheibe. — § 43. N. mit linsenartigem oder halbkugeligem Kopf. — § 44. N. mit Kugelkopf. — § 45. N. mit profilierstem Kopf. — § 46. N. ohne besonderen Kopf. — § 47. Knotennadel. — G. Nadeln ohne stärkere Schaftverzierung: § 48. Allgemeines. — § 49. N. mit Kopfscheibe. — § 50. N. mit linsenartigem oder halbkugeligem Kopf. — § 51. N. mit Kugelkopf. — § 52. Bombennadel. — § 53. N. mit kleiner, stumpfer Spitze. — § 54. N. mit Doppelkonus. — § 55. N. mit Weiterbildung des Doppelkonus. — § 56. N. mit stärker profilierstem Kopf. — § 57. N. mit Kolbenkopf. — § 58. Spindel-nadel. — H. Miniatur-nadeln: § 59. — I. Gebogene Nadeln: § 60.

§ 1. Die N. der Vorgeschichte sind ganz überwiegend als Gewandnadeln zu er-



Nackengebogene und Rhombische Axt

a—c. Rhombische Äxte: a. Blekinge. $\frac{1}{3}$ n. Gr. — b. Brevik, Skjerstad, Norwegen. $\frac{1}{2}$ n. Gr. — c. Ksp. Östra Husby, Östergötland. $\frac{1}{3}$ n. Gr. — d—f. Nackengebogene Äxte: d. Ksp. Börrums, Östergötland. $\frac{1}{3}$ n. Gr. — e. Holje, Ksp. Jämshög, Blekinge. $\frac{1}{3}$ n. Gr. — f. Norra Tjust Herred, Kalmar Län. $\frac{1}{3}$ n. Gr.
 Nach O. Montelius und O. Rygh.



Nadel A 1. Europa

a-f. Horn- und Knochnadeln. — g. Hakennadel. — h. Rollennadel. — i. Ösennadel. — k. Hirtenstabnadel. — l, o. Schaufelnadeln. — m. Nadel mit vierfachem Spiralkopf. — n. Rollenschaufelnadel. — p. Erweiterte Schaufelnadel. Nach Pič *Starožitnosti*, Heierli *Urgeschichte der Schweiz*, Lissauer in *ZfEthn.* 1904, 1907, S. Müller *Oräning*, Schránil *Studie o vzniku kultury bronzové* 1921, Behrens *Bronzezeit*.

klären. Schmucknadeln (Haarschmuck; s. Haartracht A) kommen spät, während die Verwendung spitzer Schäfte zum Zusammenhalten des Gewandes, auch mit Vorkehrungen zum Durchziehen von Fäden, welche zur Befestigung der N. dienen, schon in dem jüngsten, Kupfer und die frühesten Bronzen führenden Neol. allg. ist.

Horn- (und Knochen-) Nadeln (Tf. 131 a—f; Band IV Tf. 181 k). § 2. N. mit ausgebildetem Kopf (doppelkonisch, aus Doppelwulst) oder mit Durchbohrung der flachen Kopfscheibe finden sich vielfach. In der böhm. Steinkupferzeit und den mähr. Burgwällen der Übergangszeit, z. B. Šárka, Řivnáč, Schimitz (Píč *Starožitnosti* I I Tf. 42, 1f.; 43, 1; 46, 6. 7), eine echte Näh-nadel bei Laibach (Much *Atlas* Tf. 37, 11); N. aus Hirschhorn mit Kugel-, Schaufel-, Krückenkopf, profiliert oder durchbohrter Kopscheibe häufig in Schweizer Pfahlbauten der IV. Per. Ischers (Th. Ischer *Chronologie der PfB. der Schweiz* Bern 1919 S. 17; J. Heierli 9. *PfB.-Ber.* 1888 Tf. 16; Ber. Schweizer Urg. 9 S. 49, 16), wiederholt sogar mit seitlicher Öse (Schaffis [s. d.], Heierli a. a. O. S. 163, 95; 3. *PfB.-Ber.* Tf. 3 Abb. 25, 26; 8. *PfB.-Ber.* Tf. 4 Abb. 21); mit profiliertem Wulstkopf in portug. Höhlen der Palmella-Stufe (Åberg *Civilisation énéolithique* 1921 S. 79 Abb. 102, 103).

Aus der frühesten BZ pfriemenartige, gekrümmte Nadeln mit Loch vom Adlerberg (Tf. 75 a 7, 8), mit durchlochtem Kopfscheibe aus Aunjetitzer Gräbern in Mähren (Červinka *Morava za pravěku* S. 179, 81; Band II Tf. 30, 10).

§ 3. Auch in der der Kupfersteinzeit und frühesten BZ entsprechenden Stufe der nord. StZ kommen in jüngeren Ganggräbern Horn- und Knochennadeln vor, z. T. Nachbildungen von Bronzenadeln südlicher Kulturen. Zu den von Müller *Ordnung* I 240—243 gegebenen Beispielen tritt jetzt der Befund des jungen Ganggrabes von Slotbjergby, Seeland (Nord. *Fortidsm.* 2, 2 S. 82, 85) mit Nachbildungen einer böhm. Ösennadel und einer N. mit kleinem, umgekehrten konischen Kopf, außerdem einer bronzenen Rollennadel. Ein ähnlicher Fund, ebenfalls aus einem Ganggrabe, von Luttra (Westergötland) mit Nachbildungen s. Nadeln, darunter solche mit durchbohrtem Kopfe, *Ant. suéd.* 75—81.

§ 4. Kupfernadeln sind nicht gerade häufig; doch kommen ähnliche Formen wie die Knochennadeln vor, mit kleinem Kugelkopf in Remedello (Montelius *Civ. prim.* Tf. 36, 14), mit doppelkonischem Kopf in Laibach (Much *Atlas* Tf. 37, 22), in der Art der einfachen Rollennadeln (s. u.) in Mondsee (Much *Atlas* Tf. 51, 9). S. a. Band II Tf. 93c—h.

§ 5. Auch die wenigen Silbernadeln gehören in eine sehr frühe Zeit (s. § 26, 33 und Krückennadel, sowie Band VII Tf. 87 d; vgl. a. Band II Tf. 61).

§ 6. Bronzenadeln. Die große Masse der vorgesch. N. ist aus Bronze (Abweichungen werden im folgenden besonders erwähnt, die eisernen in besonderen Artikeln besprochen). Wir zählen sie nicht in chronol. Folge, sondern nach ihrem allg. Schema auf, das sich ja oft durch verschiedene Per. hindurchzieht oder wiederkehren kann. Die hier befolgte Gliederung ist dieselbe wie bei Schumacher (10. Ber. röm.-germ. Kom. S. 19f.).

Süddeutshl. Norden		Süddeutshl.	Norden
früheste BZ		R(=Reinecke)A	M(=Montelius)I
ältere BZ	} ältere BZ I	R B	} M II
mittlere BZ		R C	
jüngere BZ	ältere BZ II	R D	M III
jüngste BZ	jüngere BZ I	R(H)A	M IV
ältere HZ	jüngere BZ II	R(H)B	M V
mittlere HZ	erste EZ	R(H)C	M VI
jüngere HZ	zweite EZ	R(H)D	M(E) I

Eine einheitliche (typol.) Entwicklung der N. läßt sich nicht konstruieren. Aber es ist doch eine Zurückführung auf gewisse Formenprinzipien möglich, welche die Übersicht erleichtern wird. Die Begründung wird bei den einzelnen Formen erfolgen.

§ 7. Im nord. Bronzegebiet ist in der älteren Zeit (Mont. I—III) die Gewandnadel nicht heimisch geworden. Aus den in einer frühen Stufe von M II eingeführten Lochnadeln hat sich die Fibel (s. d. A § 3 und Band III Tf. 100a) entwickelt, und diese dient hier zur Befestigung der Kleidung. Eigene Nadelformen haben sich überhaupt nicht entwickelt; die immerhin ziemlich zahlreichen Stücke entsprechen genau den südd.-böhm. und sind zum größten Teil sicher Import, sonst Nacharbeiten, was z. B. bei den vergleichsweise häufigen N. mit Stempelkopf (vgl. § 49 a 2) wahrscheinlich ist; sie fügen sich auch nicht in die Stilrichtung der nord. BZ (vgl. die

ziemlich häufigen N. mit profiliertem Halse). — In der j. BZ kommen einige eigene Formen vor, so die gebogene N. mit Ansätzen am Kopf (vgl. § 60), die mit seitlicher Kopfscheibe (vgl. § 49f.), die nord. Krückennadeln (vgl. § 33).

§ 8. Umgekehrt sind N. in dem Bronze-kulturkreise, dem die Fibel fehlt, überaus häufig. Unsere folgende Darstellung kann eine ausreichende regionale und zeitliche Aufteilung der verschiedenen Formen nicht geben und muß sich vielfach mit Beispielen begnügen. Es fehlt noch eine erschöpfende Zusammenstellung des Materials, die für die der Vorgesichtsforschung obliegenden Fragen der N. dieselbe Bedeutung gewinnen könnte wie die der Fibeln. Die Hauptländer der Verbreitung sind Böhmen und Bayern. Von da geht sie einerseits nach Österreich, Ungarn, Mähren, Schlesien, anderseits nach Württemberg, Baden, Hessen, Elsaß, Schweiz und dem s. Alpenvorland. Nordwärts haben sie sich nicht stärker verbreitet, am meisten noch in der III. Per. Mont.

§ 9. Auch die Scheidung der N. auf ihre Bestimmung ist nicht voll durchführbar. Die große Masse sind ja sicher Gewandnadeln und als solche auch durch ihre Lage im Grabe (auf der Brust des Beerdigten, bei Männern eine, bei Frauen gewöhnlich zwei) erwiesen. Doch es gibt Formen, die eher für Schmucknadeln mit freistehendem Kopf sprechen, so die Radnadeln (s. d. und Tf. 155^B 17), und in der HZ sind N. als Kopf- (Haar-) Schmuck auch durch die Lagerung im Grabe belegt; eine sichere Grenze zu ziehen erlauben die Befunde nicht.

Die Größe der N. ist recht verschieden. Im allg. wachsen sie bis zur Per. RD stetig, wo sie bis annähernd 90 cm (PfB. von Bevaix, Plešivec, Böhmen; s. u.) bringen. Dann werden sie rasch kleiner und schrumpfen schließlich zu den Miniaturnadeln (vgl. § 59) zusammen.

§ 10. Hakennadel (Tf. 131 g). Die einfachste Art, der N. Halt zu geben, ist die Umbiegung des Kopfendes zu einem einfachen Haken (Götze in *Dörpfeld Troja und Ilion* I 356; *ZfEthn.* 1907 S. 786, 1 Lissauer). Sie ist bald durch praktischere Formen ersetzt, indem die Befestigung mit Hilfe von Rolle, Öse, Loch geschieht.

A. Rollennadeln. § 11. Durch das Einrollen des Hakens zu einer Öse entsteht

die neue Form der Rollennadel (s. d.): Die einfache Form ist seltener (Lissauer a. a. O. S. 786, 2) und alt. Sie kommt schon in der Kupfersteinzeit vor (Negade [s. d.]; Zószig, Ungarn; Mondsee; Much *Atlas* Tf. 51, 9), auch schon mit Schaftkrümmung und tritt auch später noch gelegentlich auf (Reichenhall: *AuhV* 5 Nr. 1250, mit gewelltem Schafte; RB; Mähren: Červinka a. a. O. S. 31, 13; III. Per. Mont.).

§ 12. Weit verbreitet und langlebig dagegen sind die mit breitgehämmerter Öse. Die Form ist so alt wie die Bronze in Deutschland überhaupt (BZ I; Adlerberg-Straubing; Band VIII Tf. 75) und kommt nicht nur mit geradem, sondern auch mit „säbelartig gekrümmtem“ Schaft vor (Tf. 131 h; Lissauer a. a. O. S. 787, 5; zur Verbreitung ebd. S. 788; über eine eigentümliche Zwischenform zur Schleifennadel ebd. S. 790). Sie hat ihren Weg sogar in den N in die noch herrschende StZ-Kultur gefunden (junges Ganggrab von Slotsbjergby, Seeland; Nord. Fortidsm. 2, 2 S. 85).

Später verliert sich diese gleichmäßige Krümmung; die gerade, einfache Rollennadel aber geht so ziemlich durch die ganze BZ, wenn auch in sehr ungleicher Verteilung. In der Hügelgräberzeit (RB—D) tritt sie zurück. Beispiele: Behrens *Bronzezeit* Tf. 7, 5 (hier Tf. 131 i), 6; 9, 13. 14, mit gewundenem Schaft; *Pič Starožitnosti* I 2 Tf. 20, 15; 20 cm l.; Anthr. Korr. Bl. 1902 S. 31, 3, Böhmen, hier mit einer an die „Hirtenstabdadeln“ erinnernden Krümmung des Halsteiles, die besonders im deutschen O häufig wird und später auch im nord. Gebiete auftritt.

Aus der jüngsten BZ in Schweizer Pfahlbauten zahlreich (Wollishofen [s. d.]: Heierli *Urgeschichte der Schweiz* S. 220, 194; Corcelette, mit anhängender Kette: Monteliusfestschr. 1913 S. 166, 12 Götze; auch mit gewundenem Schaft: Mitt. Zürich 50 [1886] Tf. 4, 16. 17; weitere Beispiele: Fliegenhöhle bei St. Canzian [s. San Canziano]: Mitt. Präh. Kom. 1913 S. 158, 149, 150). Im Gebiete der nord. BZ allg., besonders in MV (Müller *Ordnung* II 308; Beltz *VAM* Tf. 39, 44).

ZfEthn. 1904 S. 49 G. Wilke.

§ 13. Hirtenstabdadel (s. d.; Tf. 131 k). Weiterbildung der Rollennadel, indem der Hals zu einer offenen Schleife gebogen wird.

Eine deutliche Übergangsform (mit gebogenem Schaft) bei Mertins *Wegweiser* S. 55, 105; s. a. Band XI Tf. 84 d; *Anthrop. Korr.-Bl.* 1902 S. 21, 3 (Böhmen; R C). Diese N. können bedeutende Ausmessungen annehmen. Die Form hat ein überraschend großes Verbreitungsgebiet, erscheint aber überall nur vereinzelt. Sie kommt von Oberitalien bis Livland, Böhmen bis Ostfrankreich vor. Ihre Entstehung fällt schon in die ä. BZ (M II; gute Funde der Per. in der Uckermark bei Angermünde und Arminshain: *Nachr. ü. D. A.* 1901 S. 29; Mitt. d. Uckermärkischen Museumsvereins S. 1 und 4), doch läßt sich über die Gegend der Entstehung Begründetes nicht sagen. Sie tritt dann besonders in R C auf (Nierstein [s. d.]; *AuhV* 5 Nr. 549), reicht aber in die jüngste BZ (Schweizer Pfahlbauten z. B.; 3. *PfB.-Ber.* Tf. 7, 10; 7. *PfB.-Ber.* Tf. 24, 4) und kommt (mit Spiralkopf) im N in der ältesten EZ (M VI) wieder (Montelius *Tidsbestämning* 138; Müller *Ordnung* II 413). S. a. Band III Tf. 136 b 3, X Tf. 77 f.

Westd. Zeitschr. 20 S. 198 Schumacher; Déchelette *Manuel* II I S. 325; Beltz *VAM* S. 179.

§ 14. Weiterbildungen der Rollennadel. I. Schaufelnadeln (= Spatennadeln, Rudernadeln; s. d.). Eine Weiterbildung der Rollennadel, indem ein Teil des Nadelkörpers zu einer Platte erweitert wird (Tf. 131 l, o). Eine weniger praktische Form, wo die ovale Erweiterung tiefer gelegt ist (aus einem frühbronzezeitl. Pfahlbau im See von Varese, Pr. Como; Montelius *Civ. prim.* Tf. 3, 23), hat keine Nachfolge gefunden. Die Normalform hat die Erweiterung unmittelbar unter der Rolle, die mit der Vergrößerung der Platte auch größer und zu einer Hülse wird. Die einfachste und verbreitetste Form der Weiterbildung ist das Oval (Tf. 131 n; Band II Tf. 30, 16. 17. 19), daneben kommen ein längliches Rechteck, unregelmäßiges Fünfeck oder Rhombus, selten Trapez, besonders aber eine Art Ruder, wonach man früher die ganze Gattung genannt hat, vor. Auch die Ausmessung wächst; die ovalen sind gelegentlich (z. B. Dexheim) so klein, daß sie nur als Zierate verständlich sind, die echten Rudernadeln erhalten bedeutende Größe. Der Schaft kann die auch sonst beliebte Krümmung annehmen. Eine Anzahl der größeren sind reich verziert, mit feinen Strich-

gravierungen oder mit kleinen Buckeln, die letztere Art sichtlich jünger. S. a. Tf. 77 a 2; Band II Tf. 31, 6. 7.

Die Verbreitung gestattet keine Schlüsse über die Entstehung des Typus. Sie ist wesentlich anders als die dergleichzeitigen Ösen- und Lochnadeln. In Italien fehlen die Schaufelnadeln, ebenso (mit einer Ausnahme) im ganzen N. Ihr Gebiet erstreckt sich von Ungarn bis an den Rhein und die obere Rhone (Wallis). Auffallend ist das isolierte Auftreten im Kaukasus (Band VII Tf. 6, 1. m) und in Ostpreußen (Band IX Tf. 221 a) in einer jüngeren Per., welches sehr wohl in Zusammenhang miteinander stehen kann und nicht als Neuerfindung, sondern Weiterleben oder Neubeleben alter Formen zu erklären ist.

Die Schaufelnadel gehört in einen jüngeren Abschnitt der frühen BZ; nur die isolierten Erscheinungen im Kaukasus und in Ostpreußen sind weit jünger und reichen in die Hallstattperiode.

§ 15. Eine Abart der Schaufelnadel mit schmalere Schaufel bringt deren Erweiterung durch Kreisflächen an den Seiten (Tf. 131 p); je 1: „kleeblattförmig“, Stätzing, Niederbayern (Reinecke a. a. O. S. 115, 85; Behrens *Bronzezeit* S. 4); Enzendorf, Oberfranken (Abhandl. d. naturf. Ges. Nürnberg 1909 S. 50), eine Form, die dadurch besondere Bedeutung erhält, daß sie zu einem leitenden Typus der frühesten BZ in Frankreich geworden ist (Déchelette *Manuel* III S. 137 f.; vgl. Band IV Tf. 27 v, w; 50, 13); je 2: aus dem oberen Rhone-Tal, Canton Waadt (Reinecke S. 115, 86); je 3: Gr.-Gerau, Hessen-Starkenburg (Behrens a. a. O. Tf. 4, 16). Eine ähnliche Abart entsteht durch schräg ansteigende Sprossen („dreizackartig“); Beispiele von Stätzing (s. o.).

Vielleicht ist auch die singuläre goldene „Kreuznadel“ des großen Grabes von Helmsdorf, Mansfelder Seekreis (Band V Tf. 95 e; Sächs. Jahresschr. 6 [1907] Tf. 6, 2 Größler), als Weiterbildung dieser Schaufeln mit Kleeblattkopf anzusehen. Eine andere Kleeblattkopfnadel von Apolda vgl. *ZfEthn.* 1902 S. 201. Alles gut charakterisierte Funde aus einem jüngeren Abschnitt der frühen BZ (M I).

ZfEthn. 1904 S. 573 A. Lissauer (zur Ergänzung; *Fundb. Schwaben* 21 [1913] S. 12f. Bersu); *MAGW* 1902 S. 114 Reinecke;

Behrens *Bronzezeit* S. 87; Virchow *Koban* S. 32; Sitzungsber. Prussia 23 (1919) S. 46f. Bezzenberger; *ZfEthn.* 1904 S. 49 G. Wilke.

§ 16. II. Scheibennadeln (Tf. 132 a; Band IX Tf. 192^A c, e, g). Weiterbildung der Schaufel; die Platte wird nun kreisrund, selten elliptisch und wird fast stets verziert, zunächst mit eingravierten Mustern (konzentrische Kreise, Kreuz, Dreiecke usw.), später mit getriebenen größeren oder kleineren Buckeln. Die Einrollung wird gelegentlich durch eingeschlagene Löcher ersetzt. — Sie erhalten beträchtliche Ausmessungen (bis 30 cm). Wie die verwandten Schaufelnadeln erscheinen sie in Ungarn, Böhmen, Süddeutschland, der Schweiz, gehen aber weit über deren Gebiet hinaus und werden in Norddeutschland heimisch; hier sind sie bis Vorpommern, besonders in Hannover, ziemlich reichlich, zahlenmäßig mehr als in ihren Heimatländern vertreten und reichen bis in M III. Die Benennung Lissauers als „norddeutsche“ wird besser vermieden, da es sich dabei sicher um unmittelbare Nacharbeiten, in der Mehrzahl wohl um Importstücke handelt. Aus der Scheibennadel ist im weiteren Verlaufe der wichtige Typ der Radnadel (s. d.) hervorgegangen.

ZfEthn. 1904 S. 57ff. Lissauer; *MAGW* 1902 S. III Reinecke.

§ 17. III. Schleifennadeln („zyprische Nadeln“; Tf. 132 b, f; Band X Tf. 71 a). Aus der einfachen Rollennadel in der Art entstanden, daß das zu einem Faden ausgezogene Kopfende zu einer Schleife gebogen und um den oberen Teil des Nadelkörpers gewickelt wird. Schleifennadeln ohne diese Umwicklung sind selten (Beispiel von Campeggine; Montelius *Civ. prim.* Tf. 15, 14). Komplizierte Formen entstehen, wenn der die Schleife bildende Faden zu mehreren Lagen gedreht wird. Die N. sind klein, die Gestalt ist gerade, erst am Ende der Entwicklung gebogen. (Interessantes Stück von Kroužek in Mähren, welches durch seine Kopfplatte den Übergang zur böhm. Ösennadel darstellt: Pravek 1903 S. 151, 4; Schráníl S. 33 Abb. 5, 8). An einigen Stücken, seltsamerweise vom äußersten N des Verbreitungsgebietes, ist der Kopf als dreifache Schleife gebildet (Tf. 132 f; Präh. Z. 7 S. 208; ebd. 9 S. 110).

Die Schleifennadel erscheint im ö. Kulturkreise in Ägypten (aus Kupfer), Zypern (viel-

fach), Troja, Ungarn und ist besonders in Böhmen und Mähren heimisch geworden, von wo einige Stücke nach Niederösterreich, Oberpfalz, ders. Prov. Sachsen, Braunschweig und selbst nach Mecklenburg, hier in steinzeitl. Umgebung, und bis Hamburg gelangt sind.

Sie gehören durchaus der Frühzeit der BZ an (Adlerberg-Straubing-Stufe, bis in die Aunjetitzer Per. hineinreichend).

Götze in Dörpfeld *Troja und Ilios* S. 356; *ZfEthn.* 1907 S. 789 Lissauer; *Archiv f. Anthr. NF* 15 (1917) S. 254 v. Miske; *Schráníl Studie o vaniku kultury bronzové v Čechách* 1921 S. 33; *Mannus* 11/12 (1920) S. 143 Wilke; Behrens *Bronzezeit* S. 88.

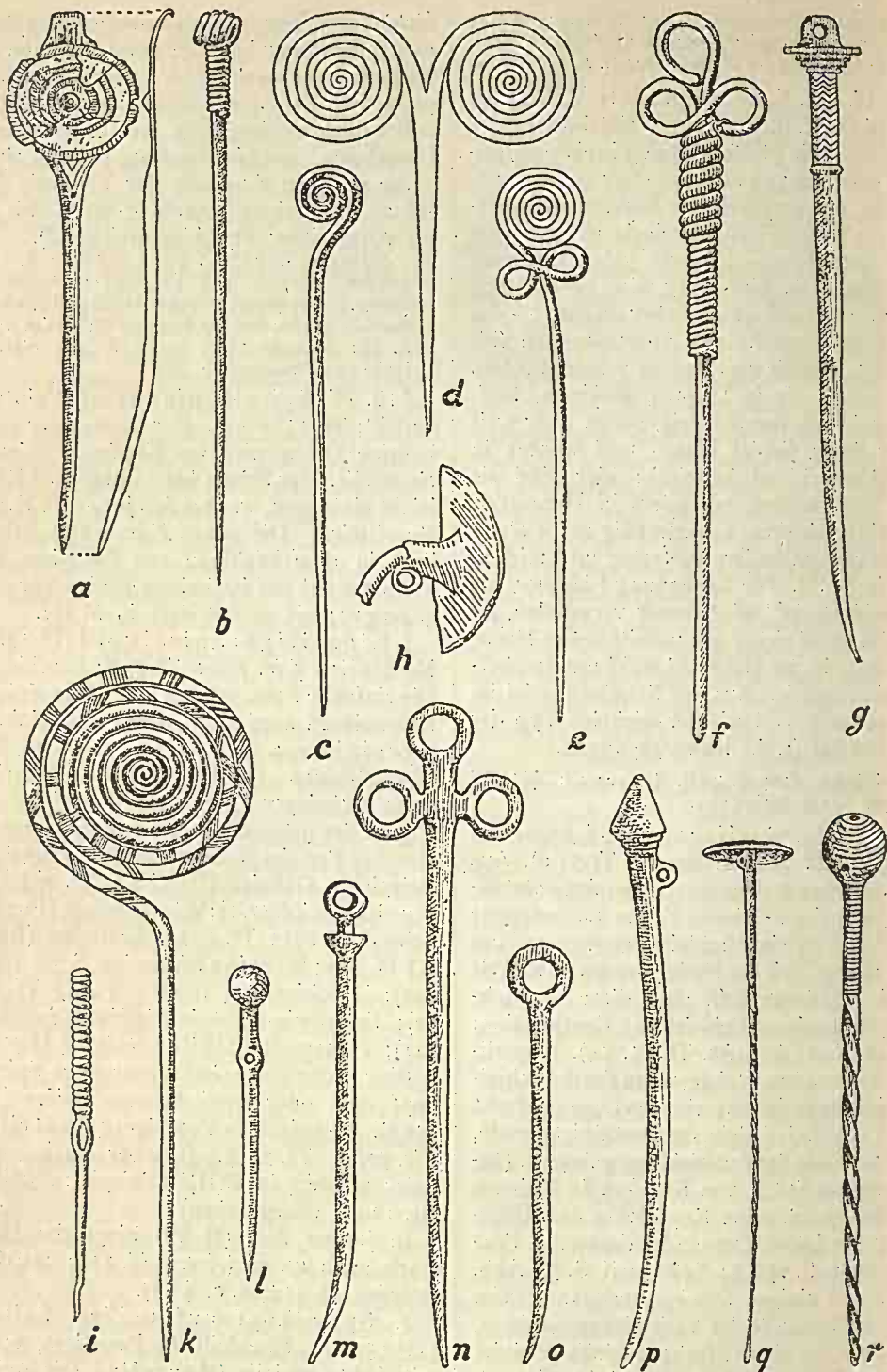
§ 18. IV. Spiralkopfnadeln („Volutennadel“; Tf. 132 c—e). Der runde oder vierkantige Draht wird am Kopfende spiralförmig eingerollt. Der Schaft kann unter dem Kopf leicht einbiegen, was bei den jüngeren N. zur Regel wird. Die ganze Entwicklungsreihe liegt in dem Pfahlbau von Peschiera vor und ist wohl auf italischem Boden vor sich gegangen; sie gehört dort in M III.

1. Einseitiger Spiralkopf (Tf. 132 c; Montelius *Civ. prim.* Tf. 7, 2; Peschiera). Die einfache Form gelangt in M III in einigen Exemplaren nordwärts. Beispiele: Mähren (Červinka a. a. O. S. 31, 10); Auleben, Kr. Sangerhausen (Götze-Höfer-Zschiesche *Thüringen* Tf. 12, 176). Sie wird dann allg. in der ganzen HZ und den ihr entsprechenden Per. des N, besonders den jüngeren. Beispiele: Galizien (Band IX Tf. 203^A g; Much *Atlas* Tf. 47, 1); Württemberg (Fundb. Schwaben 1911 Tf. 2, 3); Schlesien (Band XI Tf. 86 r; Mertins *Wegweiser* S. 82, Abb. 202); Mecklenburg (Beltz *VAM* Tf. 39, 52); Schleswig-Holstein (Splieth *Inventar* 221); Dänemark (Müller *Ordnung* II 306).

Eine Nebenform hat unter dem Spiralkopf eine oder zwei Achterschleifen (Tf. 132 e). Mehrfach in Peschiera (Montelius *Civ. prim.* Tf. 7, 3, 4), aber auch noch (oder wieder) in R(H)C (Beispiel: *AuhV* 5 Nr. 1291; Oberfranken).

In junger Zeit (M VI) biegt der Hals stark nach unten (*Ant. suéd.* 214; Müller *Ordnung* II 414; s. o. § 13).

2. Spiralkopf auf beiden Seiten (Tf. 132 d). Ebenfalls in Peschiera, auch mit Achterschleife (Montelius *Civ. prim.* Tf. 7, 5, 6). Sonst in R B, Beispiel Hessen (Behrens *Bronzezeit* S. 204 Abb. 39). Und



Nadel A i. Europa

a. Scheibennadel. — b, f. Schleifennadel. — c. Einfache Spiralkopfnadel. — d. Nadel mit doppeltem Spiralkopf. — e. Spiralkopfnadel mit Achterschleife. — g. Böhmisches Ösennadel. — h. Böhmisches Nadel mit seitlicher Scheibe. — i. Zyprische Lochnadel. — k. Spiralkopfnadel mit flachem Bandkopf. — l. Lochnadel. — m, o. Ringkopfnadel. — n. Dreiringkopfnadel. — p, q. Nadel mit seitlicher Öse. — r. Nadel mit durchlochtem Kopf. — Nach Lissauer, Schráníl, Präh. Z. 7, Mertins Wegweiser, Behrens *Bronzezeit*, Kemke *Kat. Prussia I*, Kossinna *Deutsche Vorgeschichte*, Hampel *Bronzezeit*, Píč.

dann wieder in der j. HZ (C, D), oft in großen Exemplaren, s. der Donau sehr selten, aber weit nach N vordringend und besonders in Posen und Jütland verbreitet. Beispiele: Weng bei Salzburg (Salzburger Festschr. 1905 Tf. 1); Stanomin, Posen (Nachr. ü. D. A. 1899 S. 84, 2; wichtiger Fund der letzten HZ); Sembzin (s. d.) in Mecklenburg (Beltz *VAM* S. 289, dgl., mit Kröpfung). Auch mit einer zweiten Doppelspirale: (Tf. 83, 131 m) Müller *Ordnung* II 413 (M VI). Mit Ausbiegung der Stiele, an denen die Scheiben sitzen: Blume *Ausstellung Posen* 1909 Tf. 20, 2425. — Zur Verbreitung vgl. Mannus 7 S. 94 Anm. 2 Kossinna.

3. Spiralkopf aus flachem Bande (Tf. 132 k; Band IX Tf. 217 g, 219 i; = ostbalt. Scheibennadel mit bandförmigem Spiralkopf, Lissauer; Nadel mit Spiraldiskus, Naue). § 19. Die Spiralen werden ganz oder in den äußeren Windungen platt geschlagen; Verzierungen (Strichbündel und Dreiecke) kommen vor.

Eine mit ungar. Schmuckscheiben (Hampe *Bronzezeit* Tf. 35) und Fibelplatten wie *AuhV* 5 Nr. 728 zusammenhängende ö. Form, die mehrmals in oberbayr. Gräbern R (H) A erscheint, außerdem aber auffallenderweise eine ziemliche Verbreitung im ostbalt. Küstengebiet, von Kurland bis zum Kreise Arnswalde, gefunden hat. Die ältesten Stücke scheinen dort sogar schon in M III zu fallen. Hauptverbreitung gehört an den Schluß der BZ.

Naue *Oberbayern* S. 168; ders. *Hügelgräber* S. 108; *ZfEthn.* 1904 S. 577 Lissauer (dazu *Katalog d. Pruss.-Mus.* I 41, 50).

B. Ösennadeln. An dem Nadelschaft wird ein besonderes Glied (Öse) zum Festhalten des Fadens angebracht.

§ 20. I. Böhmisches Ösennadel (Tf. 132 g). Eine Weiterbildung der Schleifennadel, auf böhm. Boden entstanden, wo nicht nur beide Typen am zahlreichsten und oft vergesellschaftet vorkommen, sondern auch eine Übergangsform sich findet (s. o.). Der Kopf wird zu einer kleinen, flachen Scheibe verbreitert und mit einer Öse versehen, die meist klein, halbrund, selten eckig ist und sich nur in einzelnen Fällen (Beispiele Aunjetitz, Schráníl a. a. O. Abb. 7, 9 [= Tf. 132 m; Band II Tf. 30, 9]; Kl.-Gandau, Band XI Tf. 81 l, m) zu einem Ringe

erweitert. Der Körper ist oft an der Spitze oder ganz „säbelartig“ gebogen, anscheinend erst an jüngeren Stücken. Die Profilierung des Kopfes und Strichverzierung am Halse gehen auf die Entstehung aus der Schleifennadel zurück.

Das Material ist Bronze, bei einigen Stücken Gold (Band I Tf. 49 f, V Tf. 95 k).

Von ihrem Hauptlande Böhmen, wo $\frac{3}{4}$ des Gesamtbestandes gefunden ist, geht ein Strich durch Süddeutschland (chronol. wichtig besonders das Vorkommen in Straubing; Tf. 75 b 3) nach der Schweiz und selbst Frankreich (aus der Schweiz eine seltsame Doppelnadel, Lissauer a. a. O. S. 792, 17; zu der Statistik Lissauers kommt jetzt noch der wichtige Fund von Broc, C. Freiburg, Schweizer Gesellsch. f. Urgesch. 1912 S. 93), ein anderer durch Thüringen und die Prov. Sachsen bis Braunschweig. — In Dänemark erscheint die Form aus Knochen in jüngeren Ganggräbern, offenbar Nachahmungen vereinzelter in die nord. StZ-Kultur gedrungener Stücke; von besonderem Interesse der Befund in dem Ganggrabe von Slotbjergby (Seeland), zusammen mit bronzener Rollennadel (s. § 12).

Die Ösennadel ist eine Charakterform der Aunjetitzer Kulturstufe sowohl in deren Hockergräbern wie den sächs.-thür. großen Hügelgräbern. S. a. Aunjetitzer Kultur A § 8; Böhmen-Mähren D § 37 und Band II Tf. 30, 1—8.

Lissauer a. a. O. S. 791; Schráníl a. a. O. S. 39; Mannus 11/12 (1920) S. 143 Wilke.

§ 21. II. Böhmisches Nadeln mit seitlicher Scheibe (Tf. 132 h). Eine eigenartige Form, an der ein Scheibenkopf auf den gebogenen Halsteil der Nadel aufgesteckt und an der Verbindungsstelle ein spiralig gebogener Draht eingefügt ist. Die Kopfscheibe ist leicht gewölbt und verziert (Kossinna *Deutsche Vorgeschichte*² Tf. 14 Abb. 3 a, b). — M II. — Stücke der Art sind in Deutschland bis zur Odermündung und weiter nach dem skand. N (Öland) verhandelt. Auch in Thüringen finden sich verwandte mit angegossenem Kopf: Auleben, Kr. Sangerhausen (M III; Götze-Höfer-Zschiesche *Thüringen* Tf. 12, 181); Allstedt, Sachsen-Weimar (Eichhorn *Tafeln z. Frühgesch. Thüringens* Tf. 12, 76). Auch die ostd. (bes. schles.)

Ösennadeln (s. u.) sind mit diesem benachbarten Typus in Beziehung zu setzen.

Kossinna *Deutsche Vorgeschichte*² 1915 S. 62.

§ 22. III. Ostdeutsche Ösennadeln (s. d.; Band IX Tf. 217 f, X Tf. 73 e, Tf. 77 c—d, XI 84 i—l). N. mit Biegung, auf deren Scheitel eine Öffnung zur Aufnahme eines Fadens angebracht ist. Die Vorstufe liegt in N. mit durchbohrtem Ringwulst, die wohl auf die N. mit durchbohrtem Kopf zurückgehen (Seger), wie sie der Fund von Krehlau, Kr. Wohlau (Schles. Vorz. 1906 S. 6), in sehr charakteristischer Umgebung vom Ende der I. Per. enthält. Auf die Entwicklung werden auch gebogene N. wie die aus der Terramare von Gorzano (Montelius *Civ. prim.* Tf. 16, 18) und die oben besprochenen böhm. Scheibennadeln eingewirkt haben. Zu scheiden sind (nach Seger):

a. Bogenförmig oder parabolisch gekrümmte N. mit höckerartiger, kräftiger Öse und flacher, oft mit Sternmustern verzierter Kopfscheibe.

b. Bogenförmig oder parabolisch gekrümmte N. mit einfacher Öse, der Kopf wird kleiner, als Scheibe, Kegel, profilierte Verdickung u. ä. gebildet.

c. Meist rechtwinklig gebogene N. mit Scheiben- oder Ringwulst und umgekehrt kegelförmigem, meist geriefelten Kopf.

Das Hauptgebiet aller dieser Ösennadeln ist Schlesien (s. d. § 16 ff.), a kommt nur noch in wenigen Exemplaren in Ungarn, Böhmen und Sachsen (Deila bei Meißen) vor; die anderen gehen nordwärts nach Posen, Polen, Ost- und Westpreußen und in einzelnen Exemplaren bis zu der Linie Rostock-Leipzig.

a gehört in M II, b und c in III, reichen aber in die j. BZ (vgl. den Befund von Zedlin: *Nachr. ü. D. A.* 1904 S. 21).

ZfEthn. 1907 S. 797 Lissauer; Präh. Z. 1 (1909) S. 55 Seger; Rocznik Towarzystwa Przyjaciół Nauk 43 (1916) Kostrzewski.

§ 23. IV. Ringkopfnadeln (Tf. 132 m, o; Band II Tf. 30, 11—13). Die einfache Form kann natürlich auf verschiedene Weise entstanden sein, so durch Umsetzung der Knochnadel mit durchlochtem Kopfscheibe (s. § 2—3), was für die ital. Stücke wahrscheinlich ist. Aber auch die Weiterbildung der Öse zu einem größeren Ringe an den

Ösennadeln führt zur Aufgabe der Ausladung am Nadelkopfe und zu der einfachen Ringkopfnadel (Lissauer a. a. O. S. 796, 29; Pič *Starožitnosti I* 1 Tf. 11 ff.; Schráníl a. a. O. Abb. 7, 11—14). Der Ring dient auch zur Aufnahme einer Schmuckkette, wie sie schon an dem Ösenringe von Kl.-Gandau (s. o.; Band XI Tf. 81 l, m) und an dem Stück von Lotouš (Band II Tf. 30, 14; vgl. ebd. Tf. 32, 8) erhalten ist. Die Form tritt in Aunjetitzer Gräbern in Böhmen auf und hat eine weite Verbreitung nicht gefunden; sie sind überall nur selten, kommen auch in Silber vor (Hügelgrab von Mouden-Bras; Déchelette *Manuel II* 1 S. 317; Band IV Tf. 50, 12). Vereinzelt auch schon in der frühesten BZ mit drei nebeneinandergestellten Ringen (Ludwigstal, OA. Tuttlingen; Fundb. Schwaben 21 Tf. 1, 10).

§ 24. Eine noch andere Ableitung wird für die oberital. Dreiringkopfnadeln (zwei Ringe nebeneinander, der dritte darüber) wahrscheinlich (Tf. 132 n; Band VI Tf. 27 h), die kaum von den Spiralkopfnadeln mit Doppelschleife, mit denen sie auch vergesellschaftet erscheinen (z. B. in Gorzano; Montelius *Civ. prim.* Tf. 16, 22 f.), zu trennen sind. Sie reichen ebenso wie ähnliche böhm. Dreiringkopfnadeln (Pič *Starožitnosti I* 2 Tf. 13, 1; Lissauer a. a. O. S. 796, 30; Aunjetitzer Gräber von Korno; Schráníl a. a. O. Abb. 8, 5) über die frühe BZ hinaus (vgl. dazu die Gräber von Povegliano; Montelius *Civ. prim.* Tf. 37, 14). Die Ringe können sich auch zu geschlossenen Scheiben oder flachen Wulsten wandeln (Montelius *Civ. prim.* Tf. 19, 8; 24, 6), eine Abart, die mit den Schaufelnadeln (s. § 14, 15) verschmilzt.

§ 25. V. Nadeln mit seitlicher Öse (Tf. 132 p, q). Zur Befestigung des Fadens wird eine kleine Öse am Schaft angebracht.

1. Öse unmittelbar unter dem Kopfe (Tf. 132 q). An N. mit flachem oder leicht gewölbtem Kopfe, besonders in Ungarn vertreten (Hampel *Bronzezeit* Tf. 52, 1. 7. 9, 114 mehrfach), wie die ähnlichen N. mit durchlochtem Kopf. Auch in der Oberpfalz in Gräbern R B, z. B. Brunn (Vhdl. hist. Verein Oberpfalz 55 Tf. 1, 3).

2. Öse am Schaft (Tf. 132 p). Kleine Exemplare, mit kleinem Scheiben- oder Kegelpopf, die ihre Vorläufer in Knochnadeln haben (Pfahlbau Schaffis; Heierli

Urgesch. der Schweiz S. 163, 95). Nur vereinzelt, aber in sehr getrennten Gegenden, vom Kaukasus bis Jütland. Alle M III. Beispiele Müller *Ordnung* II 12; Beltz *VAM* Tf. 28, 57, gebogen; Übergang von den ostd. Ösennadeln; Stendaler Beiträge 3 (1911) S. 79 Kupka; Hampel *Bronzezeit* Tf. 52, 53; selbst an geschwollener N. Vereinzelt kommt die seitliche Öse auch an Exemplaren mit profiliertem Kopf vor (Sparow in Mecklenburg).

Z^Eethn. 1907 S. 801 Lissauer (Zeitbestimmung nicht richtig); ebd. 1904 S. 48 Wilke.

C. Lochnadeln. § 26. Die Verstärkung des Kopfes durch eine einfache Kugel zum besseren Anfassen oder besseren Haften liegt nahe (Tf. 1321). Schon in dem steinzeitl. Pfahlbau von Robenhausen (s. d.) ist ein nadelartiger Pfriemen durch einen runden Klumpen Erdpech handlich gemacht (3. *Pfahlbaubericht* 1860 S. 116); in der Steinkupferzeit erscheint er in Knochen oder Kupfer in Remedello (s. d.) und Schweizer Pfahlbauten (s. § 2), in ältester BZ in Troja (Götze in *Dörpfeld Troja und Ilion* II 354, 290). Dann verschwindet der einfache Kugelkopf eine Zeitlang, und die Befestigung durch ein im Nadelkörper angebrachtes Loch wird herrschend und auch auf die Stücke mit Kolben- oder Kugelkopf angewandt (Tf. 132i).

Das einfache Verfahren findet schon bei frühen Knochennadeln statt, berechtigt aber doch, die betreffenden bronzenen Stücke zu einer Entwicklungsgruppe zusammenzufassen.

I. 1. Zyprische Urform. Klein, mit Erweiterung an der durchlochtem Stelle, das Loch in der Regel schlitzartig. Abschluß meist durch einen halbrunden oder runden Knauf; der obere Teil oft mit Querriefflung. In Zypern, Palästina (Tf. 136 c—f), Ägypten (auch in Gold), Troja. In Zypern in den ältesten Nekropolen, in Ägypten bis in die 18. und 19. Dyn. (1580—1200) hinuntergehend.

Montelius *Chron. ält. BZ.* S. 145; Götze in *Dörpfeld Troja u. Ilion* II 356; Schráníl a. a. O. S. 37.

2. Europäische Urform. Bei der Übernahme in die europ. BZ wird der Knauf stärker, meist kuglig gebildet, das Loch wird rundlich und sitzt hoch. Vorhanden

sind nur wenige Exemplare aus oberital. Pfahlbauten (Much *Atlas* Tf. 22, 14; Montelius *Civ. prim.* Tf. 7, 26; 16, 17; 40, 8); dem Attersee, Böhmen (Píč *Starožitnosti* I 1 Tf. 11, 14 Aunjetitz) und Schleswig-Holstein (Splieth *Inventar* 71, dazu 34. Ber. d. schlesw.-holst. Mus. 1907 S. 12). Die letzteren Funde sind von besonderer Bedeutung, weil sie die Datierung in das Ende der frühen BZ bzw. den Beginn der älteren (entsprechend RB) geben. Hohe Wichtigkeit erhält der Typ dadurch, daß auf ihn die ganze Formenreihe der nord. Fibeln zurückgeht (Mém. antiquaires du Nord 1908/13 S. 45 S. Müller; s. Fibel A § 3; Band III Tf. 100a).

§ 27. II. Nadeln mit durchlochtem Kopf (Tf. 132r). Auch für diesen Typ scheint nach Statistik und Art der Verbreitung Böhmen der Ausgangspunkt zu sein, von wo er durch Ostdeutschland bis in das nord. Kulturgebiet und durch Sachsen-Thüringen nach SW gegangen ist. Das obere (Kopf-) Ende wird verdickt und vom Scheitel bis zum Schaftansatz in schräger Richtung durchbohrt (senkrechte Durchbohrung ist selten). Nach der Bildung des Kopfes entstehen verschiedene Formen.

1. Kopf länglich, länglich-rundlich bis rund, unverziert; der Kopf kann auch hohl sein (Lissauer a. a. O. S. 794, 20; Schráníl a. a. O. Abb. 8, 9), eine einfache Form, die von Oberitalien bis Jütland (hier in jungneol. Umgebung) in einigen Exemplaren verbreitet ist; in Schweden in Knochen nachgebildet in jüngeren Ganggräbern (*Ant. suéd.* 77).

2. Kopf regelmäßig rund oder abgeplattet, Kopf und der obere Teil des Schaftes mit Horizontallinien verziert (Schráníl Abb. 8, 11), mehrfach in Böhmen, sonst vereinzelt, aber bis Jütland (Mém. des ant. d. Nord 1916/17 S. 230, 17).

3. Der vorigen gleich, aber mit geriefeltem Schaft, eine in z. T. sehr feinen Stücken weit verbreitete Form, die über die ä. BZ noch hinausgeht (ein wichtiger Fund von Langquaid, Niederbayern, aus der Zeit des Übergangs zur Hügelgräberzeit; Behrens *Bronzezeit* S. 13 Abb. 4, 8; Lissauer a. a. O. S. 794, 21; Schráníl a. a. O. Abb. 8, 12; Band IV Tf. 51, 11).

4. Kopf halbkuglig, „pilzförmig“ (Tf. 133 a; Lissauer a. a. O. S. 794, 23; Schráníl a. a. O. Tf. 8, 8 mit gewelltem, kantigem Schaft), in einzelnen Stücken weit verbreitet. S. a. Band IX Tf. 193 a, b.

5. Kopf flach, leicht gewölbte Scheibe (Tf. 133 d; Lissauer a. a. O. S. 794, 24), besonders in Ungarn. Auf diese Form geht wohl auch die Knochennadel des Gangrabes von Luttra (Westergötland) zurück (Montelius *Chron. ä. BZ.* S. 116, 286; Lissauer a. a. O. S. 794, 19).

6. N. mit quer durchlochtem zylindrischen Kopfende. Eine nur in wenigen Exemplaren (Oberitalien, Ungarn) vertretene Form hat einen zylindrischen Kopf mit eingezogenen Seiten. Die Form ist eher zu den Nadeln mit geschwollenem Halse zu stellen; ein eigentlicher Kopf fehlt (Lissauer S. 796, 31).

§ 28. III. Mit geschwollenem Hals (Tf. 133 b, c; Naue AB). Eine neue Form entsteht, indem die N. wächst (bis 26 cm) und die Erweiterung des Schaftes um die Öffnungen zu einer regelmäßigen Schwellung wird. Es kommt zu einem sehr charakteristischen, nur leicht variablen Typ. Der Kopf wird durch eine Verdickung des Schaftes gebildet, die meist zu einem umgekehrten kleinen Konus breit gehämmert wird, der auch halbrund oder flach konisch sein kann, oft mit „keulenartiger“ Verdickung. Selten wird der Kopf zur Scheibe, die entweder ganz flach gewölbt („nagelkopfartig“) oder glatt gebildet wird (Beispiele: Behrens *Bronzezeit* Tf. 7, 31; Mitt. präh. Kom. I [1893] S. 9, 2; Sächs. Jahresschr. 1910 Tf. I, I, aus der Altmark, eine der sehr seltenen Lochnadeln in Norddeutschland). Die letztere Form kommt auch in Exemplaren ohne Schwellung vor. Hals und Schwellung erhalten reiche, eingravierte Verzierung in Zickzack-, Dreieck-, Tannenwedel-, Längsstrichmustern, nur selten in Riefung. Der Schaft ist gerade, nur ausnahmsweise an der Spitze gekrümmt oder (besonders bei Stücken mit breiterer Scheibe) gewellt.

Die Verbreitung ist sehr deutlich. Sie erscheinen in einigen Exemplaren in ital. Terramaren und Schweizer Pfahlbauten und dann in größter Fülle in Oberbayern und dem württemberg. Albgebiet, von

wo sie einerseits nach Baden, Elsaß, Mittelrhein, Hessen, anderseits nach der Oberpfalz, Böhmen, Österreich, Ungarn gelangen. Im N finden sie sich ganz selten, sind aber doch bis Helgoland (ZfEthn. 1893 S. 519 Olshausen) und Dänemark (Mém. antiqu. Nord 1908/13 S. 121 Müller) gelangt. Die südd. geschwollene Lochnadel ist eine Parallelerscheinung zu der nord. Fibel, aus derselben Grundform hervorgegangen und in ihrem Hauptverbreitungsgebiet die Fibel ersetzend.

Sie ist vielleicht schon in der I. Per. entstanden (aus Kupfer: Mindelsee bei Konstanz), dann aber eine Charakterform von RB und reicht nur wenig in die folgende Per. hinein.

ZfEthn. 1907 S. 801 Lissauer; Naue *Oberbayern* S. 153.

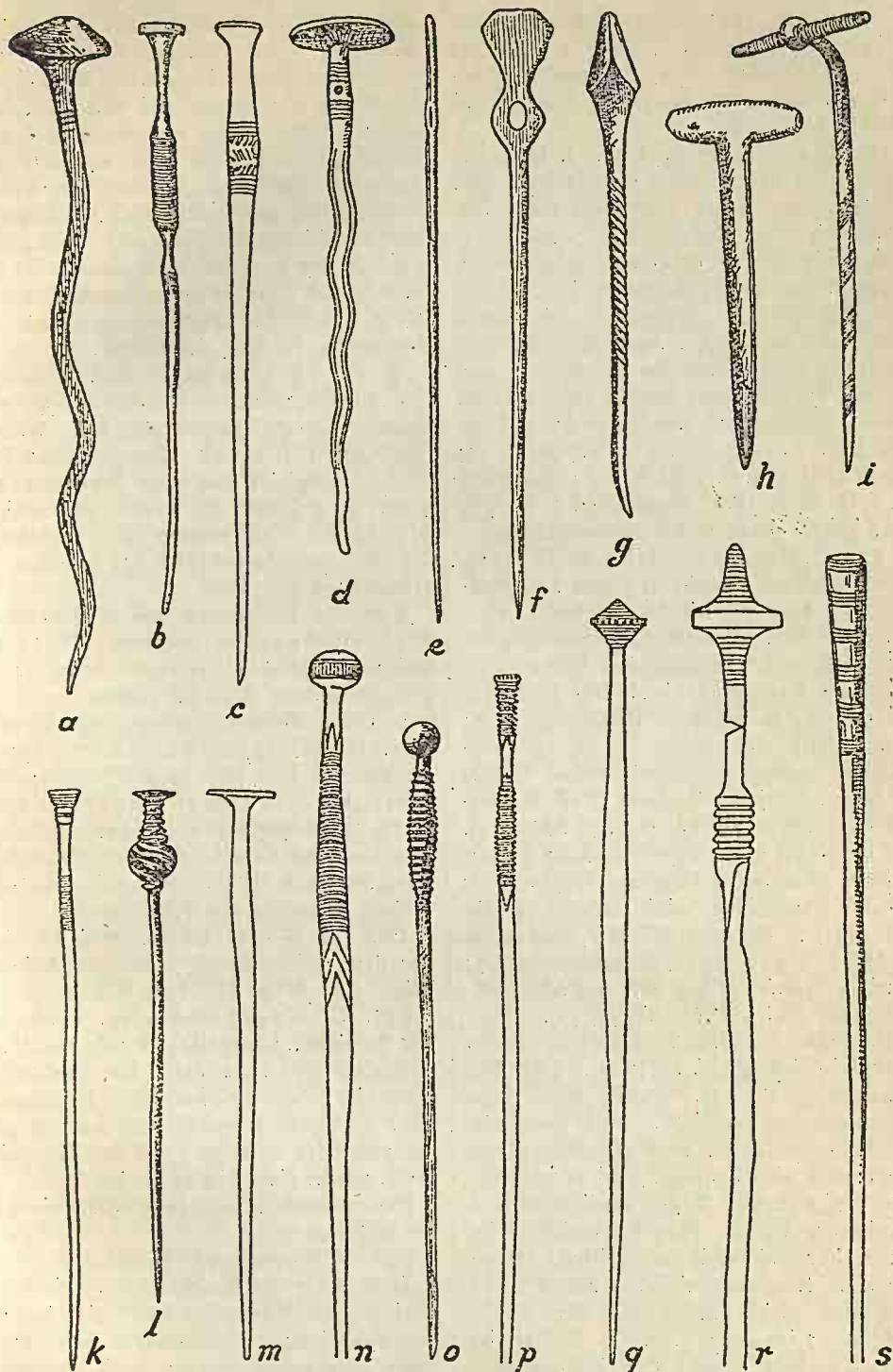
§ 29. IV. Mit gewelltem Schaft (Tf. 133 d). Zur besseren Befestigung des Fadens kann der Schaft gewellt („geschlängelt“) werden; er ist dann meist kantig. Das Loch sitzt hoch, die Schwellung ist gering, der Kopf regelmäßig eine Scheibe. Es ist eine Nebenform zu den Scheibenkopfnadeln mit Durchbohrung der Scheibe oder Kopföse (s. § 25) und gehört im wesentlichen demselben Gebiet an: Ungarn, Niederösterreich, Mähren, Oberpfalz. R B.

Lissauer a. a. O. S. 802 Abb. 55.

§ 30. V. „Nähnadeln“ (Heftnadeln; Tf. 133 e). Wie mit den besprochenen einfachen schmalen N. solche mit länglich rundem, elliptischen, rhombischen Loch in der Art unserer Nähnadeln zusammenhängen, bleibe dahingestellt. In kleineren Formen kommen sie zu verschiedenen Zeiten (schon in der StZ in Knochen), ohne erkennbaren Zusammenhang vor; so in ital. Pfahlbauten (III. Per.?, Montelius *Civ. prim.* Tf. 9); aus R(H)A bei Reichenhall (Tf. 92 Mitte), in Schweizer Pfahlbauten (Keller 2. *Pfahlbaubericht* Tf. 2) usw. Die ältesten datierbaren entsprechen in der Größe den geschwollenen Lochnadeln (bis 17 cm) und auch in der Zeitstellung (M II, Massel bei Trebnitz; Schles. Vorz. 1911 S. 13).

ZfEthn. 1904 S. 47 Wilke.

§ 31. VI. N. mit Ringscheibe (Tf. 133 f). Aus der Entwicklungsreihe fällt auch eine ö. Form; flache Ringscheibe mit trapezoider



Nadel A 1. Europa

a. Lochnadel mit gewölbtem Kopf. — b, c. Lochnadeln mit geschwollenem Hals. — d. Lochnadel mit gewelltem Schaft. — e. Nähnadel. — f. Nadel mit Ringscheibe. — g. Hülsennadel. — h, i. Krückennadeln. — k—s. Geschwollene Nadeln: k. mit Petschaftkopf, l. mit kleiner Scheibe, m. mit größerer Scheibe, n, o. mit rundlichem Kopf, p. mit Konuskopf, q, r. mit profiliertem Doppelkonuskopf, s. ohne besonderen Kopf (konisch). Nach Schráníl, Lissauer, Naue *Oberbayern*, Much *Atlas*, Mertins *Wegweiser*, S. Müller *Ordning*, Wagner *Fundstätten*.

Fortsetzung, bekannt aus Galizien (Wien. Präh. Z. 2 [1915] S. 94 Tf. 5, 3), Mähren (Časopis Olmütz 2 S. 13), Schlesien (Martins *Wegweiser* S. 64, 147). Anscheinend M III angehörend.

D. Sonderformen. § 32. I. Hülsenadel (Tf. 133g). Ganz abseits steht eine Kopfbildung, deren Sinn nicht recht verständlich ist, indem das verbreiterte Kopfende zu zwei aneinanderschließenden Lappen zusammengeschlämmt ist. Schaftbildung (gerade, gelegentlich mit Riefelung oder säbelartig), Auftreten und Verbreitung entsprechen den Ösennadeln und N. mit durchlochtem Kopfe; auch sie sind böhm.-aunjetitzisch, anscheinend vom Ende der Per. (Lissauer a. a. O. S. 796, 26. 27; Schráníl a. a. O. Abb. 8, 6ff.; Behrens a. a. O. S. 69; Píč *Starožitnosti* I Tf. 19f), und gehen etwas in die Nachbarländer.

§ 33. II. Krückennadel (s. d.; Tf. 133h). Der Nadelkopf besteht in einem Längsbalken, der oben durchlocht sein kann. Eine recht alte Form, die schon in der Steinkupferzeit in Knochen in Schweizer Pfahlbauten (Vinelz [s. Finelz]; Heierli *Urg. d. Schweiz* S. 163, 99), in Silber in Remedello (s. d.; Montelius *Civ. prim.* Tf. 36, 13) vorkommt, sodann in Knochen und Bronze in böhm. Aunjetitz-Gräbern (Píč *Starožitnosti* I Tf. 8, 9; Schráníl S. 48 Abb. 8, 4).

Eine Nadel mit Längsbalkenform kommt später, aber mit gebogenem Kopfteil, als lokale Neubildung noch einmal wieder (Tf. 133i) in der nord. BZ, MV, und reicht in MVI (Montelius *Tidsbestämning* 123; Müller *Ordning* II 304, 417, mit Abschlussscheiben; Beltz *VAM* Tf. 39, 53).

E. Geschwollene Nadeln ohne Durchlochung (Tf. 133k—s). § 34. Die Schwellung der N. wurde durch die Durchlochung veranlaßt. Auf das Loch ist dann verzichtet, aber die Schwellung blieb noch eine Zeitlang, und es entsteht eine Reihe starker N. mit verdicktem und verziertem Halse. Eine Entwicklung ist bemerkbar und damit auch zeitliche Unterschiede. (Die undurchlochte Nadel deckt sich also nicht zeitlich mit der durchlochten; Lissauer a. a. O. S. 804 ist danach zu berichtigen.) Die Größe wächst, und zugleich wird die Profilierung stärker; die Verzierung besteht zunächst in

eingravierten Linien, dann in kräftiger Riefelung; die Verdickung, die ja undurchbohrt bei der Lage in der Mitte der N. hinderlich sein mußte, und damit die Verzierung, rückt immer mehr nach oben und schrumpft schließlich zum Zylinder zusammen. Die ganze Formenreihe ist im wesentlichen südd. und reicht bis Ungarn, den Südabhang der Alpen und Frankreich, nach N nur in einzelnen Stücken. Sie erstreckt sich über die ganze Hügelgräberzeit (R B, C, D). Zur Einteilung eignet sich am besten die Bildung des Kopfes.

§ 35. I. Umgekehrt flachkonisch (= „petschaftartig“), wie an den N. mit Durchlochung. Gravierung oder leichte Riefelung (Tf. 133k). Charakterform von R B. Beispiele: Behrens *Bronzezeit* Tf. 7, 22; 9, 4 (Grab von Brunn, Oberpfalz); Montelius *Civ. prim.* 7, 9 (Peschiera); Déchelette *Manuel* II I S. 321 Abb. 125, 10 (Depotfund von Vers).

§ 36. IIa. Die obere Fläche wird zu einer kleinen Scheibe erweitert (Tf. 133l). Beispiele: Montelius *Civ. prim.* 32, 6 (Ivrea); Much *Atlas* 74, 1 (Böhmen).

b. Die Erweiterung zu einer größeren Scheibe (Tf. 133m; Naue S. 163 Typ I) ist seltener und fällt in R C. Beispiele: Mortillet *Mus. préh.* 71, 734; Pravěk 1908 S. 73, 12 (häufiger in mähr. Urnenfeldern). Aus dem nord. Gebiete: Gädebehn, Mecklenburg-Schwerin (M III), mit der schraubenartigen Windung des Typs Naue D.

III. Die Kopfscheibe wird leicht gewölbt („linsenförmig“). Beispiel: Achenheim; Anz. f. els. AK. 1909 S. 8.

§ 37. IV. Kopf halbkuglig. Schon in RB. Beispiele: Oberpfalz (Verhdlg. hist. Ver. Oberpfalz 55 Tf. 2, 15); Kr. Waldshut (47 cm l.; Wagner *Fundstätten* I 139, 92). Eine N. dieser Form ist bis zum N gekommen, der wichtige Fund von Kappeln (Mitt. anthr. Ges. Kiel 17 S. 19).

Eine besondere Bedeutung erhält die folgende Form.

§ 38. V. Kugelkopf (Tf. 133n, o). Die einfachste Art der Nadelfestigung, die Verstärkung des Kopfendes durch eine kugelartige Verdickung, erscheint früh (s. o.), tritt dann aber gegen andere Festigungsarten zurück. Mit dem Aufhören der Lochnadel setzt dann eine starke Entwicklung der

Kugelkopfnadel (mit geschwellenem Halse, dessen Schwellung aber immer höher hinauf rückt und immer schwächer wird) ein.

a. Der Hals ist mit Strichornamenten versehen; auch die Kugel kann verziert sein (Tf. 133 n). RB. Beispiele: Mittelfranken (*AuhV* 5 Tf. 62 Nr. 1136; Präh. Bl. 5 Tf. 8, 6, Altdorf); Ungarn (Hampel *Bronzezeit* Tf. 52, 5); Italien (Montelius *Civ. prim.* Tf. 7, 22, Peschiera Pfahlbau).

b. Ganz unverzierte N. dieser Art sind selten. Beispiel aus Böhmen (Richlý *Bronzezeit* Tf. 43, 4).

c. Der Hals ist mit starken Riefelungen versehen, die hervortretenden Teile können verziert sein (Tf. 133 o; Band II Tf. 36, 13; Naue Typus K). Die Formänderungen gehen in der Richtung vor, daß der verzierte Teil höher rückt und der Form von Wulstscheiben nahekommt (Naue Typus L). Die Riefelung kann auch von oben nach unten (selten) oder schräg geschehen. Die Entwicklung beginnt in RC; dann werden die großen und starken N. dieser Art eine Charakterform von RD. Die Verbreitung bleibt im allg. dieselbe, besonders Oberbayern ist reich (Aufzählung bei Naue a. a. O. S. 165 f.), einige Exemplare haben den N erreicht. Beispiele: Oberbayern (*AuhV* 5 Tf. 38 Nr. 625, 1); Tirol (Much *Atlas* Tf. 85, 11); Friedrichsruhe in Mecklbg. (typisches Grab M III, Beltz *VAM* Tf. 28, 58). Mit Höhen- oder schräger Riefelung: Montelius *Civ. prim.* 7, 20 (Peschiera PfB.); MAGW 30 Tf. 4, 16 (Guttenbrunn bei Wien).

Zur weiteren Entwicklung der Kugelkopfnadel s. §. 44.

§ 39. VI. Profiliertes Kopf. a. Aus dem umgekehrten kleinen Konus hervorgegangen (Tf. 133 p). Stark profiliertes Kegel, gerippte Schwellung. Beispiele: Hundersingen (s. d.; Präh. Bl. 14 Tf. 3, 6); RC; Schafstedt i. Dithmarschen (Mitt. anthr. Ges. Kiel 1907 S. 19 Abb. 9d) in einem typischen Grabe M II, sicher Importstück.

b. Doppelkonisch, kann auch oben abgeplattet sein; der Kopf meist geriefelt (Tf. 133 q). Beispiele: Oberitalien (Montelius *Civ. prim.* Tf. 4, 11; 7, 21); Mähren (Wien. Präh. Z. 4 [1917] S. 47); Brandenburg (Nachr. ü. D. A. 1899 S. 17, 1, Importstück). RC, D.

c. Ausgezogene Spitze (Tf. 133 r). Der umgekehrt konische Kopf kann zu einem spitzen Kegel verlängert werden. Stärkere Riefelung an Spitze, Hals und Schwellung. Nur wenige Stücke in einem Strich von Böhmen bis zum Elsaß. Wohl RC, Beispiel: Asch im Lech-Tal (Präh. Bl. 3 Tf. 4, 8). S. a. unten.

§ 40. VII. Ohne besonderen Kopf (Tf. 133 s). In diese Entwicklungsreihe sind auch die N. zu stellen, bei denen die Schwellung ganz nach oben rückt, selbst den Kopf bildet. So entstehen N. a) mit Strichverzierung und langer, umgekehrt konischer Endigung wie die von Wollishofen (s. d.); 9. *Pfahlbaubericht* 1888 Tf. 5, 22 Heierli) und Peschiera (Montelius *Civ. prim.* Tf. 7, 10). b) Mit kolbenartiger (zylindrischer) Endigung (Wollishofen: a. a. O. Tf. 5, 8, hier der Übergang besonders deutlich). — Verbreiteter ist eine Form mit Riefelung und im allg. länglich ovalem Kopfe.

c) Eine Übergangsform hat noch einen kleinen Aufsatz als Kopf (Tf. 134 a; Oberitalien: Montelius *Civ. prim.* Tf. 47, 9; 71, 7; Wollishofen: a. a. O. Tf. 6, 13, 15; Oberbayern und Mittelfranken: *AuhV* 5 Nr. 1129, 1133; Abh. Naturf. Ges. Nürnberg 1898 Tf. 1, 1; Bodenseegegend: Wagner *Fundstätten* 139, 92; Böhmen: Much *Atlas* Tf. 167, 2; Westhavelland: Voß-Stimming II 3, 3, Schrägriefelung, M III). Eine auch chronol. wichtige Form, da sie der weniger deutlich ausgeprägten Per. RC eigen ist. S. a. Band IV Tf. 52, 14.

d) Am häufigsten die Form mit ovalem Kolbenkopf, besonders im O häufig (Tf. 134 b): Galizien (Wiadom. arch. 8 [1923] S. 4); Niederösterreich-Böhmen (Richlý *Bronzezeit* Tf. 22, verschiedene Formen nebeneinander; Píč *Starožitnosti* I, 2 vielfach), Mähren (Pravěk 1904 Tf. 3, 3; ebd. 1907 Tf. 3, 1; ebd. 1908 S. 102), Schlesien (Band XI Tf. 84 b; vgl. a. IX Tf. 77 e; Präh. Z. 1 S. 60 Abb. 17); zur Kugel zusammengeschrumpft: Schles. Vorz. 1909 S. 44, 13, jünger als die anderen; Niederlausitz (Niederlaus. Mitt. 7 [1903] S. 36) und auch im Gebiet der nord. BZ reichlich vertreten: Mecklenburg (Beltz *VAM* Tf. 28, 63), Altmark (Sächs. Jahresschr. 1909 S. 2), Hannover (v. Estorff *Altert. v. Ülzen* 1846 Tf. 8, 19), Dänemark (Müller *Ord.*

ning II 120), meist in gut charakterisierten Funden, M III. Ähnliche Formen kommen aber auch in Schweizer Pfahlbauten (2. *Pfahlbaubericht* Tf. 2) und Frankreich (Déchelette *Manuel* II I S. 321, Abb. 125, 7) vor. Meist R D.

Eine Weiterbildung s. u. bei den N. mit profiliertem Hals.

F. Nadeln mit profiliertem Halse. § 41. Bei der Aufgabe der Schwellung wird die Riefelung beibehalten, aber mehr und mehr gegliedert, besonders durch Zwischenschieben glatter oder andersartiger Zonen. Die vortretenden Teile bekommen die Form von Ringwülsten. Übergangsformen, wo die Schwellung zu einem rundlichen Wulst geworden ist, kommen vor (Beispiele; Hampel *Bronzezeit* Tf. 52, 3; Mitt. Zürich 1886 Tf. 4, 15). Die Form setzt in R C ein und wird in R D allgemein. Sie verbindet sich mit den verschiedenen Kopfformen der geschwollenen Nadeln, aber in anderer Verteilung. Die ältere Form, Nadel mit „Petschaftkopf“, hört auf; Übergangsform z. B. Naue *Bronzezeit* S. 170, 9. *Pfahlbaubericht* Tf. 18, 16 (Limmat).

§ 42. I. Kopfscheibe. a. Kopfscheibe klein, flach (Tf. 134 c, e). Entstanden aus der N. mit umgekehrtem kleinen Kegelpf. meist zwei durch ein eingezogenes Glied getrennte Zonen mit Riefelung. Häufig in Böhmen, auch in Übergängen zu der nächsten Form; Beispiele: Píč *Starovětosti* I 2 Tf. 2, 1 (Grab R B) und Tf. 14 ff. (Gräber R C), Thüringen: Eichhorn *Tf. z. Frühg. Thüringens* Tf. 2, 75.

b. Größer, flach (Tf. 134 d). Eine Übergangsform aus der Schweiz: Monteliusfestschr. 1913 S. 131, 8 Viollier. Beispiele der entwickelten Form: Niederösterreich (Mitt. präh. Kom. I [1893] S. 133, 2), Böhmen (Richlý *Bronzezeit* Tf. 22, 5; Píč *Starovětosti* I 2 Tf. 17, 1 ff.), Oberbayern (*AuhV* 5 Nr. 617). Die Form gehört dem SO an und ist in den S des nord. Gebietes vorgedrungen und dort wohl auch nachgearbeitet; das längste Stück (63 cm) von Weitendorf, Prignitz (*AuhV* 5 Nr. 659); besonders häufig in Mecklenburg (12 Stück: Beltz *VAM* S. 179 Tf. 27, 53), eines mit geriefelter Scheibe mit Goldbelag (Beltz a. a. O. Tf. 28, 54), mit verzierter Kopfscheibe, etwas abweichend (Sternmuster) auch Glendelin,

Vorpommern (H. Schumann *Kultur Pommerns* 1897 Tf. 2, 1, 70 cm lang).

c. Klein, leicht gewölbt (Tf. 134 e). Beispiel: Buchwald, Kr. Freystadt (Band XI Tf. 84 a; Schles. Vorzeit 1906 S. 25, 31, 54,5 cm l.).

d. Vertiefte Schale, die oft mit konzentrischen Kreisen verziert und meist in der Mitte spitz erhöht ist (Tf. 134 f). Beispiele von Oberitalien (Peschiera Pfb.; Montelius *Civ. prim.* Tf. 7, 23) und Frankreich (Depotfund von Vers, Congr. intern. präh. 1900 S. 345, 6; Band IV Tf. 52, 15), aber auch Lauenburg (Lübecker Festschrift 1897 Tf. 7, 2); unverzierte Schale: Mertins *Wegweiser* S. 64 Abb. 146.

§ 43. II. Linsenartiger oder halbkugliger Kopf (Tf. 134 g). Beispiele aus Schlesien (Mertins *Wegweiser* S. 82 Abb. 201); Ostpreußen (Bezenberger *Analysen* S. 69 Abb. 80; Band IX Tf. 221 b). — MIV/V.

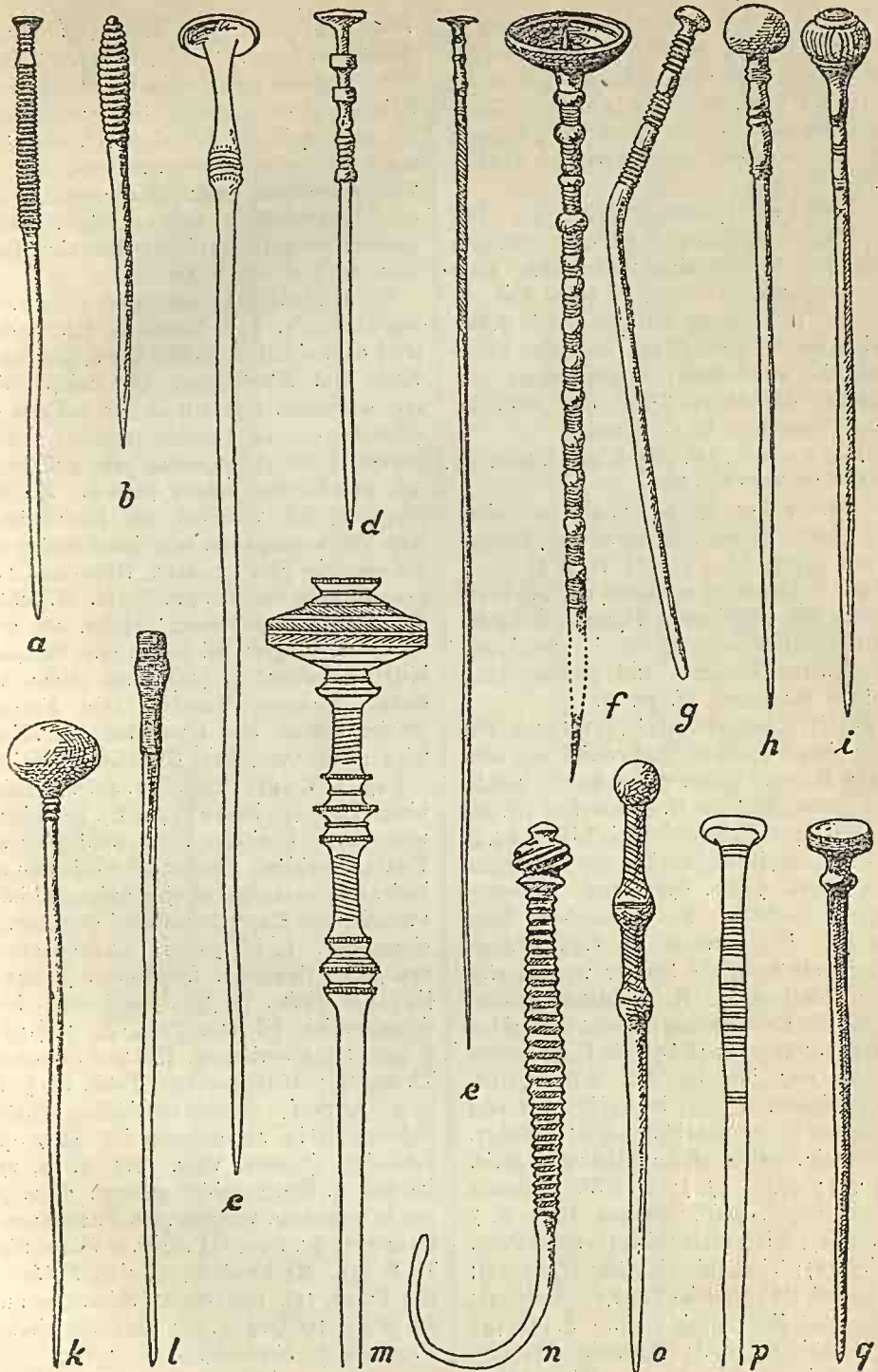
§ 44. III. Kugelkopf. Der Kopf wird meist gedrückt, auch von den Seiten. Die Stücke sind kleiner als in der vorausgehenden Entwicklungsstufe; auch die Verzierung wird stark reduziert.

a. Starke, kurze Riefelung unmittelbar unter dem Halse (Tf. 134 k). Beliebt besonders in der Schweiz, sonst in Süddeutschland. Beispiele: Montelius-Festschr. 1913 S. 136 f. Viollier; *AuhV* 5 Tf. 43 Nr. 695 (Weinheim-Hessen). — R(H)A.

b. Abwechslung flacher Wulst- und Ringwulstglieder („Astragalierung“), wie sie in der ältesten ost. EZ beliebt ist (Tf. 134 h). Beispiel: Blume *Ausst. Posen* 1909 Tf. 5, 38 (Gora, Urnenfeld). — R(H)A.

Auch die später § 52 zu besprechenden Bombennadeln können noch einen profilierten Hals haben (Voß-Stimming Tf. 4 a 1 A).

§ 45. IV. Profiliertes Kopf. a. doppelkonisch; auch der Konus mit Rippen und Gravierung verziert (Tf. 134 l, m; Naue Typus N). Reich entwickelte Form, in R C beginnend und bis R(H)A reichend. Beispiele: Ungarn (Anthr. Korr.-Bl. 1902 S. 20); Tirol (Much *Atlas* Tf. 63, 11); Süddeutschland (Behrens *Bronzezeit* S. 185 Abb. 36, 2; Fundb. Schwaben 1909 Tf. 1, 1 Ehingen an der Donau, besonders künstlich; Wagner *Fundstätten* I 93, 62 Gutmadingen, A. Donaueschingen).



Nadel A i. Europa

a, b. Geschwollene Nadeln. — c-g. Kopfscheibennadeln mit profiliertem Schaft. — h, k. Kugelkopfnadeln mit profiliertem Schaft. — i. Mohnkopfnadel. — l, m. Nadeln mit doppelkonischem Kopf. — n. Nadeln mit geriefeltem Kopf. — o. Knotennadel. — p, q. Wenig verzierte Nadeln. Nach Wagner *Fundstätten*, Beltz *VAM*, Píč, Lindenschmit, Bezzenberger *Analysen*, Blume *Ausstellung Posen 1909*, Heierli, Nauc.

b. Aus dem Kugelkopf hervorgegangen. Der Kopf stark geriefelt; stark gerippte Schwellung (Tf. 134n; Naue Typus M; ders. a. a. O. S. 166), eine besonders künstliche charakteristische Form RD. Beispiel aus den Gräbern am Attersee: *AuhV* 5 Tf. 38 Nr. 616.

c. „Mohnkopfnadel“ (Tf. 134i). Der Kopf eine gedrückte, senkrecht gerippte Kugel mit Scheibe oben und unten. Eine sehr ausgeprägte Form aus einer Zeit, in der die Schwellung aufhört und durch Wulste ersetzt wird (RD); die reine Form räumlich beschränkt; Hauptgebiet die Schweiz, das obere Elsaß und südliche Baden, vereinzelt in Oberitalien.

Anz. f. schweiz. AK. 1887 S. 493 J. Heierli; Naue *Oberbayern* S. 169.

d. Mit hoher Spitze, ähnl. den oben § 39c besprochenen. Beispiel aus Niederbayern (Präh. Bl. 3 [1891] Tf. 7, 1).

§ 46. V. Der Kopf erscheint nur als Fortsetzung des profilierten Halses. Beispiel: Plešivec (Böhmen), 86 cm l., wohl das am reichsten verzierte und größte Stück (Richlý *Bronzezeit* Tf. 30, 1).

§ 47. VI. Knotennadeln (Tf. 134o). Die Ringwülste werden zu flachrundlichen oder runden Knoten (diese meist hohl), welche einen großen Teil der N. überziehen (N. mit einem Knoten sind selten; Richlý Tf. 44, 4). Der Übergang ist an Stücken wie Friedrichsruhe (*AuhV* 5 Nr. 659) und Schweizer Stücken deutlich. Ein besonderer Kopf fehlt oft. Die Form ist als Gewandnadel sehr unpraktisch, die Stücke werden eher als Kopfschmuck (Haarnadeln) gedient haben. Die Entwicklung beginnt am Schluß der Hügelgräberzeit (RD); die Hauptmasse liegt in der jüngsten BZ und R(H)A, aber sie kommen noch in R(H)C vor und haben im N zu Nachbildungen geführt.

Beispiele: Italien (Montelius *Civ. prim.* Tf. 46, 3; 49, 4; 57, 5; II. EZ), Hallstatt (Congr. intern. préh. Monaco 1906 S. 7 Hoernes); Niederösterreich (Wiener Präh. Z. 1 Tf. 16); Tirol (Much *Atlas* Tf. 65, 14); Steiermark (Much *Atlas* Tf. 42, 6—8; 43, 14); Küstenland (Mitt. präh. Kom. I S. 158, 145 Fliegenhöhle R[H]A); Schweiz (Heierli *Urg. d. Schweiz* S. 220, 195, Wollishofen, 7. *Pfahlbauber.* 24 S. 5 R[H]A); Schlesien (Schles. Vorz. 1906 S. 37, 58, MV; Mertins

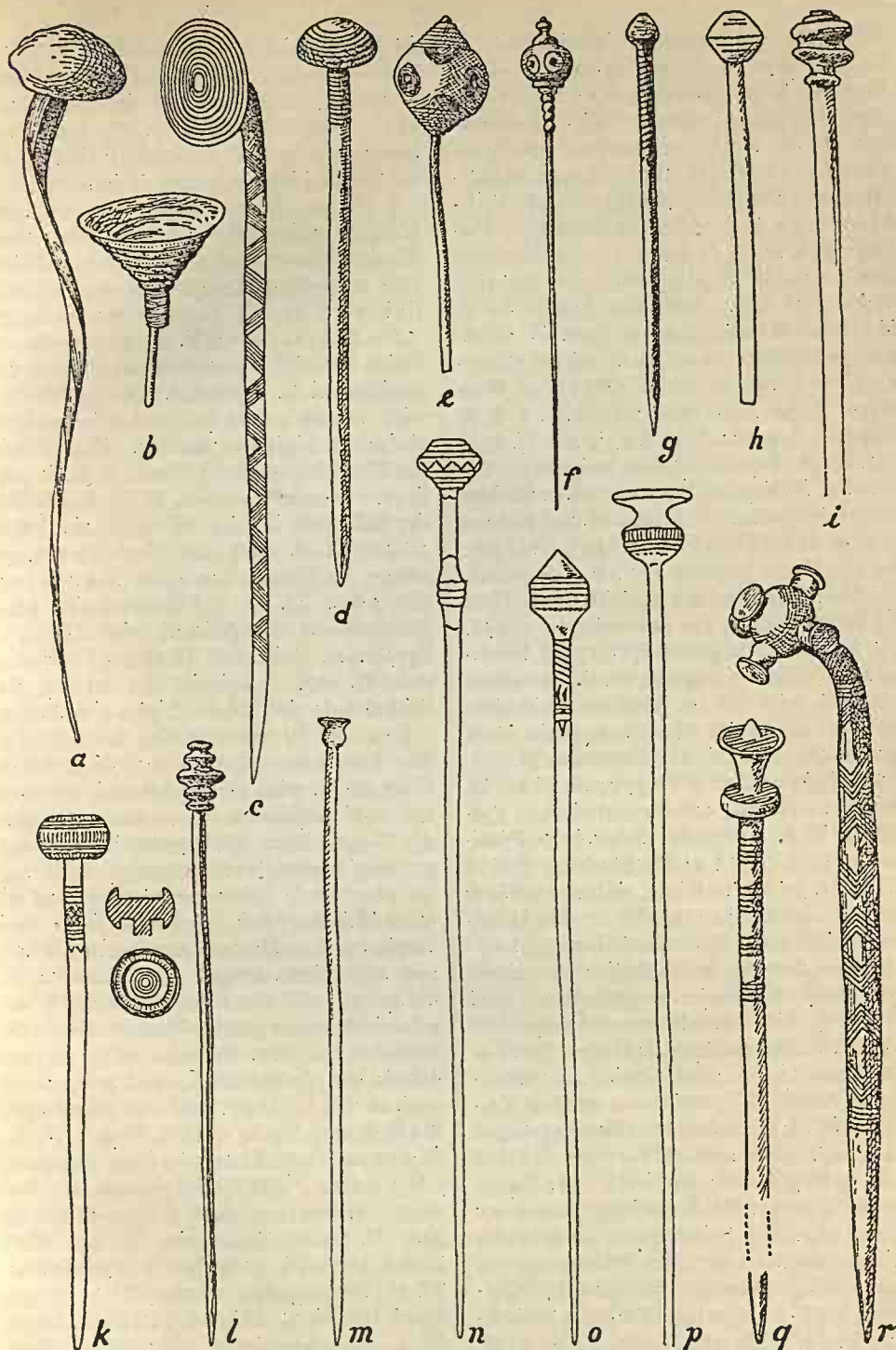
Wegweiser S. 64, 145, sehr lang); Bayr.-Schwaben (*AuhV* 5 Tf. 69 Nr. 1277 R[H]C).

Ob ähnlich gebildete Knotennadeln aus Silber, welche in griech. Gräbern Siziliens, die sich zeitlich mit der III. Hallstattstufe berühren vorkommen, und dort die Fibeln ersetzen, einen Zusammenhang mit den besprochenen haben, bleibe dahingestellt (Megara Hyblaea; Montelius-Festschr. 1913 S. 193 P. Orsi).

G. Nadeln ohne stärkere Schaftverzierung. § 48. Neben die Lochnadeln tritt früh eine fast gleiche Form, aber ohne Loch und Schwellung. Der Schaft wird mit einfachen Mustern in der Art der geschwollenen Lochnadeln verziert. Eine weitere Entwicklungsreihe geht auf die N. mit profiliertem Schaft zurück. Mit der jüngsten BZ verlieren die Nadelschäfte ihre Verzierung ganz oder beschränken sie auf einfache Strichmuster. Hübsche Übergangsformen von den profilierten N. bilden die mit „astragaliertem“ Halse, die sich bis in die jüngste BZ halten (ein Beispiel: Müller *Ordnung* II 315), auch solche mit einem kleinen Knoten. Die Formen werden kürzer und schwächer; der Kopf wird oft als besonderes Glied aufgeschoben.

§ 49. a. Kopfscheibe. 1. Scheibe flach, klein (Tf. 134p; Naue Typus E). Der kleine, umgekehrt konische Kopf wird zu einer Platte erweitert. Der Schaft wird oben am Halse mit umlaufenden, eingravierten Linien verziert, die Kopfscheibe wird gelegentlich eingezackt. L. bis 50 cm. Charakterform von RB. Beispiele: Oberitalien (Montelius *Civ. Prim.* Tf. 7, 13 Peschiera); Niederösterreich (Wiener Präh. Z. 1 [1914] S. 296, 1); Oberbayern (Naue *Bronzezeit* Tf. 29, 11); Mittelfranken (Präh. Bl. 5 Tf. 8, 3 Altdorf, charakteristischer Fund); Böhmen (Píč *Starožitnosti* I 2 Tf. 7—9); Schlesien (Schles. Vorz. 1911 S. 13, 27). In das n. Kulturgebiet gelangt diese N. nur in einzelnen versprengten Exemplaren: Hannover (v. Estorff *Allert. v. Ülzen* 1846 Tf. 8, 24), Mecklenburg (Beltz *VAM* S. 180 Tf. 28, 55), Dänemark (Mém. des ant. du Nord 1908/13 S. 32; dort die einzige N. aus M II überhaupt).

2. Scheibe dick („stempelförmig“; Tf. 134q). Der Kopf wird als zylindrische oder kegelstumpffartige Platte gebildet. Der



Nadel A 1. Europa

a. Nadel mit gewölbtem Kopf. — b. Mit vertieftem Schalenkopf. — c. Mit seitlichem Scheibenkopf. — d. Mit halbkugeligem Kopf. — e, f. Bombennadeln. — g. Nadel mit Kegelkopf. — h. Nadel mit doppelkonischem Kopf. — i, l. Mit profiliertem Kopf. — k. Mit vertieftem Scheibenkopf. — m, p. Vasenkopfnadeln. — n, o. Nadeln mit eckigem Kopf. — q. Spindelnadel. — r. Warzenkopfnadel. Nach Richly *Bronzezeit Böhmens*, S. Müller *Ordnung*, Beltz, Much, Mertins, Naue, Behrens, Wagner.

Übergang zum Nadelschaft wird durch Einziehung oder ein Zwischenglied vermittelt. Beispiele vom Gardasee: Montelius *Civ. prim.* Tf. 7, 14, 15; Böhmen: Richlý *Bronzezeit* Tf. 16, 1. Vergleichsweise häufig im Gebiet der n. BZ M III, wohl dort nachgearbeitet. Beispiele: Westhavelland (Voß-Stimming II 3); Altmark (Stendaler Beiträge 3 [1911] S. 75 Kupka); Mecklenburg (Beltz *VAM* 28, 61); Dänemark (Müller *Ordnung* II 122). Besonders beliebt ist in M II und III die stärkere Form in Schlesien geworden, wo sie auch reiche Verzierung und Spitze erhält (Mertins *Wegweiser* S. 54 Abb. 100ff.; Präh. Z. 1 S. 56 Seger). S. a. Band X Tf. 73 i, XI Tf. 83 b.

3. Flache Scheibe, einfach aufgesetzt. Seltener. a. Verziert mit konzentrischen Riefeln, auch mit Spitze. In Schlesien und Mähren noch in M III (Band XI Tf. 83 a), im N jünger (Splieth *Inventar* 213). b. Unverziert. Beispiel: Červinka a. a. O. Tf. 31, 5. Über die Weiterbildung zur Spindelnadel s. § 58.

4. Scheibe leicht gewölbt (Tf. 135 a). Häufiger im O (Böhmen, Ungarn), wie die ähnlichen mit Loch oder Öse am Kopf und wie diese auch mit gewelltem oder schräg geriefeltem Schaft. Beispiel: Richlý *Bronzezeit* Tf. 50, 3.

5. Schale vertieft (Tf. 135 b; Band IV Tf. 187 d). a) Größer, mit konzentrischen Riefeln, R(H)A. Beispiele: Schweiz 9. *Pfahlbauber*. Tf. 2, 10; 13, 4; Mecklenburg Beltz *VAM* Tf. 39, 38. b) Klein, einfach; seltener an größeren Stücken, häufig an den Miniaturnadeln, auch Schwanenhalsnadeln.

6. Die Scheibe sitzt seitlich an einem von dem Kopfende ausgehenden Stiel (Tf. 135 c). Eine ältere Form s. u. Ösennadeln (§ 21). Dann in schönen, kräftigen Stücken (bis 36 cm l.) im nord. Gebiet als einheimische Arbeit M V, mit etwas anderer Verzierung M VI. Die Scheibe mit konzentrischer Riefelung: *Ant. suéd.* 217—220; Müller *Ordnung* II 301, 416; Splieth 212; Beltz *VAM* Tf. 39, 51. Die Form lebt dann in der älteren nord. EZ weiter, auch noch in der II. Stufe, auch mit vertiefter Scheibe und mit Verkröpfung (Band IV Tf. 192 a, b). Beispiele: Voß-Stimming IV a 1, 4, 5; Eichhorn *Taf. z. Frühgesch. Thüringens* Tf. 3, 106.

§ 50. b. Nadelkopf linsenförmig oder halbkuglig (Tf. 135 d). Die einfache Form (Naue Typus D) ist alt (Götze

in Dörpfeld *Troja und Ilion* II 355, 290), tritt dann aber zurück und kommt überall nur gelegentlich vor, in der Schweiz in M II (Montelius-Festschr. S. 130 Viollier); ein gutes Beispiel Beltz *VAM* Tf. 28, 60 (der Kopf mit Goldblech).

§ 51. c. Ebenso gehen die einfachen Kugelkopfnadeln ohne Schaftverzierung durch die ganze Vorgeschichte (s. o.), erhalten aber nirgends größere Bedeutung. Künstlerlichere Formen kommen am Ende der BZ auf. Eine auf die N. mit geschwellenem Halse zurückgehende Reihe ist § 44 bei den profilierten N. behandelt. Die Profilierung wird immer schwächer und schrumpft zu einfachen Linien zusammen. Ein Beispiel aus Norddeutschland: Nachr. ü. D. A. 1898 S. 92, 8 (Porta Westfalica, MV). Am Schluß der BZ und in der EZ wird ein kugelartiges Glied über den Nadelkörper gezogen, im S auch aus Glas (Montelius *Civ. prim.* Tf. 91, 3 Villanova, Tf. 41, 3 Bismantova), Bergkristall (ebd. Tf. 77, 12 Vetulonia), Gold (ebd. Tf. 193, 1 Vetulonia, ebd. Tf. 227, 1 Chiusi), die letzten der Schlußstufe der HZ der Alpen gleichzeitig.

§ 52. d. So entsteht der wichtige Typ der Bombennadel (s. d.; Tf. 135 e, f). Über die N. wird eine Hohlkugel, die auch aus zwei Schalen bestehen kann, gezogen; die Kugel kann auch gedrückt und ausgezogen werden (zwiebelförmig), die N. ragt oft als scharfe Spitze heraus oder wird mit einer kleinen Scheibe versehen. Meist reich verziert mit zu Mustern geordneten Löchern und verschiedenartigen Strichmustern (L. bis 40 cm). Eine in Pfahlbauten der Westschweiz überaus häufige Charakterform der jüngsten BZ bzw. frühesten HZ, die von dort in die Nachbarländer und gelegentlich auch in den N (Depotfund von Hanshagen, Kr. Kolberg; Nachr. ü. D. A. 1899 S. 18, 11; Gießelfund von Holzendorf bei Sternberg i. M.; Beltz *VAM* S. 267) gelangt ist. Beispiele: Heierli *Urgesch. d. Schweiz* S. 220, 196; V. Groß *Protohelvètes* Tf. 21; Mitt. Zürich 1886 Tf. 4; Keller 2. *Pfahlbauber*. Tf. 2; Déchelette *Manuel* II 1 S. 324; Band IV Tf. 54 Abb. 23, 24; Präh. Bl. 12 Tf. 4, 5 (Schwäbische Alb); Wien. Präh. Z. 4 (1917) S. 45, 50 (mit Aufsatz); hier Tf. 84^b Nr. 701 (Bretzenheim, Rheinhessen); Červinka a. a. O. Tf. 34, 4 u. s.

Dieselbe Form geht die ganze HZ durch und wird in kleineren Exemplaren in der IV. Hallstatt-Stufe häufig, besonders auch im Elsaß und Baden, z. T. in sehr originellen Formen und Verzierungsarten (aus Gold, Muschelschalen, Edelkoralle, Bernstein, Gagat, Knochen), sie kommt auch in Eisen vor. Beispiele: Mittelfranken (Nürnberger Festschrift 1901 Tf. 2, 28); Nordhausen bei Erstein (Anz. f. Els. Altk. 1912 Tf. 41 f.); Wagner *Fundstätten* I 23, 17ff.; hier Tf. 88 rechts unten (Hundersingen, Bernstein); Lichtenstein (Much *Atlas* Tf. 67, 6). Eine ähnliche Bildung findet sich auch an den Knotennadeln (s. § 47). Die jüngere Bombennadel ist in der II. Stufe der nord. EZ nachgebildet.

§ 53. e. Kleine stumpfe Spitze (Tf. 135 g). Der halbrunde Kopf kann zu einer flachkonischen Spitze ausgezogen werden, eine einfache Form, die schon in Troja II—V erscheint (Götze in *Dörpfeld Troja und Ilion* II 355, 290f.) und auch an den geschwollenen und profilierten N. nicht fremd ist. Mit diesen hat sie auch den Weg in die nord. BZ gefunden und in M III Nacharbeit erfahren. Nur kleinere Stücke. Beltz *VAM* Tf. 28, 56 (Moorfund von Bützow). Nur selten werden die Seiten flach gehalten („pyramidenförmig“). Beispiele aus Troja (a. a. O. S. 355, 291) und Mecklenburg (Beltz *VAM* Tf. 28, 57).

§ 54. f. Der einfache Doppelkonus (Tf. 135 h) ist weit verbreitet und erscheint in M III auch im nord. Gebiete (Mémoires des antiqu. du Nord 1908/13 S. 22, 110 S. Müller) als Import, reicht aber noch weit in die folgenden Per. hinein. Beispiele aus der zweiten nordd. EZ: Voß-Stimming IVa Tf. 14, 1.

§ 55. g. Auf die doppelkonischen zurückgehend. 1. mit abgeplatteten Spitzen (doppelter Kegelstumpf), den „Mohnkopfnadeln“ (oben § 45) verwandt (Tf. 135 k). M III und jünger. Die obere Seite kann auch leicht umrandet oder zu einem „Tüllenkopf“ vertieft werden. Beispiele besonders aus Schlesien (Mertins *Wegweiser* S. 82 Abb. 198, 199; Schles. Vorz. 1911 S. 13 Seger); die Tüllenkopfnadel auch in Posen (Blume *Ausstellung Posen* 1909 Tf. 5, 1482; Band X Tf. 73 d; vgl. a. XI Tf. 83 k). MV/VI.

2. Abgestufter Kegel (Tf. 135 i). Der doppelkonische Kopf wird in Wulstscheiben gegliedert; eine durch Übergänge mit den Mohnkopfnadeln u. a. verbundene Form, auch im N, schon M III, eingeführt (vgl. Müller a. a. O. 111). S. a. Band XI Tf. 84 c.

§ 56. h. Kopf stärker profiliert (Tf. 135 l). 1. Die Wulstscheiben der vorigen Form können auch auseinandertreten, und so entstehen reicher gegliederte Kopfformen, wie Montelius *Civ. prim.* I, 17 (Peschiera), *Pič Starožitnosti* I 2 Tf. 27, 6 (Grab von Milaveč; RD); Červinka a. a. O. Tf. 31, 6 (Mähren); Nachr. ü. D. A. 1891 S. 64 (Berlin); Beltz *VAM* Tf. 28, 62 (aus dem berühmten Grabe von Peccatel; s. d.); Müller a. a. O. II 112. In M III mit Hineinreichen in M IV datierbar.

2. Weiterbildung der oben § 45 besprochenen Form Naue M („Turbankopf“). Zwischen die stark gerippte Kugel und die gegliederte Kopfscheibe werden noch Wulstringe eingeschoben („vasenkopfähnlich“, Naue Typus P S. 172, Verbreitung S. 175). Beispiele: aus Oberbayern Etting (*AuhV* 5 Tf. 38 Nr. 621), Tirol, Gardasee, Böhmen (*Pič Starožitnosti* II 27, 4, aus dem berühmten Grabe von Milaveč); ähnliche von Arnstadt und dem Kr. Jüterbogk (Manus 14 S. 157); soweit bestimmbar, RD = M III.

3. Vasenkopfnadel (Tf. 135 m, p; Band V Tf. 129 e, f). Der (an den ausgeprägten Exemplaren leicht ausgezogene) Kugelkopf wird mit der flachen Abschlußscheibe durch einen Hohlkehlhals verbunden (Naue Typus O S. 172). Die Grundform ist häufig in Oberbayern, sonst nur vereinzelt (Schweiz, s. Württemberg, Dänemark; Müller a. a. O. S. 123, 113). Ebenfalls RD.

4. Dagegen werden außerordentlich häufig die N. mit kleinen Vasenköpfen in den verschiedensten Varianten (Naue a. a. O. S. 174); der Schaft kann recht groß werden, auch mit leichter Linienverzierung, Schrägriefelung oder Astragalierung versehen sein. Sie kommen in den Pfahlbauten der Alpen in Massen vor, auch in den Vorländern (vgl. a. Déchelette *Manuel* II 1 S. 325, 129; hier Band IV Tf. 54 Abb. 25—27) und gehen weit nach dem N, dort überall in einer der R(H)B entsprechenden Umgebung. Beispiele: Niederösterreich

(Wiener Präh. Z. 4 S. 463); Baden (*AuhV* 5 Tf. 3 Nr. 51, aus dem chronol. wichtigen Grabe von Gündlingen; dazu ebd. S. 320 Reinecke); Erfurt (Götze-Hoefersches *Thüringen* Tf. 12, 179); Schlesien (Mertins *Wegweiser* S. 64 Abb. 143); Westhavelland (Voß-Stimming III 2, 10; III 8, 12); Mecklenburg (Beltz *VAM* Tf. 39, 41); Schleswig-Holstein (Splieth *Inventar* 215; 26 cm l.); Hannover (v. Estorff *Alt. v. Ülzen* 1846 Tf. 8, 17, 27). M IV—V.

Noch an Schwanenhalsnadeln kann ein recht gut ausgebildeter Vasenkopf auftreten. Beispiel: Müller *Ordnung* II 316.

5. Kolben (Tf. 135 n, o). § 57. Starke Scheibe mit flacher Kegelspitze. Beispiele: Mähren (Mitt. präh. Kom. 1905 S. 18 Eisgrub); Bodensee (Behrens *Bronzezeit* Tf. 24, 11); Altmark (Stendaler Beiträge 3 [1911] S. 74, 5 Kupka); Hannover (v. Estorff a. a. O. Tf. 8, 14).

Profiliertes zylindrisches Kolben. Beispiele: 6. *Pfahlbauber*. Tf. 9, 10 (Wollshofen; s. d.); Mannus III. Ergänzungsband Tf. 5, 12 (Oswitz). Beide R(H)A = M IV.

6. Spindelnadeln (Tf. 135 q). § 58. N. mit Spitze auf einer Scheibe sind schon oben bei den geschwollenen, den profilierten und denen mit dicker und einfacher Kopfscheibe erwähnt (vgl. a. ZfEthn. 1907 S. 804 Lissauer; und aus Ungarn, RD; Hampel *Bronzezeit* Tf. 53, 11, 12). Eine besondere Form stellen N. mit aufgeschobener Scheibe vor, die in der Schweiz in großen Formen schon in der dortigen II. BZ (Montelius-Festschrift 1913 S. 135, 12 Viollier) und in kleineren in der jüngsten BZ (6. *Pfahlbauber*. 1866 Tf. 9) vorkommen. Mit fester Scheibe, mit konzentrischer Riefelung ebenfalls in R(H)A (Groß *Protohelvetes* Tf. 18, 66) und in kleineren Formen in R(H)B (in dem chronol. wichtigen Funde von Gündlingen; Wagner *Fundstätten* I 182); diese N. mit kleinerem Spindelkopfscheibe sind auch im N zu einer gewissen Bedeutung gelangt (vgl. z. B. Voß-Stimming III 2, 5). M IV/V. S. a. Nordischer Kreis C 2 § 5.

H. Miniaturnadeln. § 59. In den jüngeren Hallstattstufen schwinden die N. zu Miniaturformen zusammen, die in reichster Fülle über weite Gebiete verbreitet sind, besonders in R(H)C und der entsprechenden nord.

EZ. Der Halsteil ist oft gewunden oder mit leichter Riefelung versehen, seltener astragaliert. Die Kopfbildung geht auf die doppelkonischen, halbkugligen, vasenkopfählichen, vertieften usw. zurück, besteht oft auch in Einschnürungen. Die letzte Form ist besonders im ö. Norddeutschland häufig („illyrisch“; Mannus 8 S. 154 Kossinna).

In diese Gruppe fallen auch die Schwanenhalsnadeln (s. d.) und ein Teil der gekröpften N. (s. Kropfnadel). — MV und besonders VI. Beispiele: *AuhV* 5 Tf. 69 (R[H]C); Beltz *VAM* Tf. 39 (M V und VI).

I. Gebogene Nadeln. § 60. Im nord. Gebiet werden in M IV und M V N. mit Krümmung (meist nur des Halses) häufig, die lokaler Art zu sein scheinen. Über einen älteren ostd. Typ mit winkliger Einbiegung in Ostpreußen s. oben. Mit Kopfscheibe, Kegel- und Kugelkopf, auch Stabs. Krückennadel und § 33. Charakteristisch für das ganze nord. Gebiet ein Kugelkopf mit kleinen zylindrischen oder scheibenförmigen Aufsätzen „Warzennadeln“ (Tf. 135 r; *Ant. suéd.* 215; Müller *Ordnung* II 212—214, in deutlicher Entwicklung; Splieth *Inventar* 211; Beltz *VAM* Tf. 39, 50). Vorläufer hat die Form im s. Frühhallstatt (Mitt. präh. Kom. 1913 S. 158, 146). R. Beltz

A2. Europa (als techn. Instrument). § 1. Die N. ist aus dem Dorn oder zugespitzten Holz- oder Knochensplitter hervorgegangen. Schon in dieser Urform mag sie in der primitivsten Kulturstufe sich in ihre zwei Verwendungsarten gespalten haben. Entweder hält der Splitter selbst gewissermaßen als Niet zwei Fell- oder Geflechtstücke zusammen, woraus sich die Gewandnadel und weiterhin die Fibel (s. d.) entwickelt. Oder er dient als Pfriem zum Durchstoßen von Löchern, durch die ein Faden gezogen wird (s. Ahle); wird der Faden mit der N. verbunden, entsteht die Nähadel. Diese Verbindung kann entweder fest durch Anbinden des Fadens an die N. oder lose durch Hindurchziehen durch ein Ohr sein.

§ 2. Nähadeln mit angebundenem Faden sind unpraktisch, weil das Anbinden Zeit kostet und der Knoten beim Nähen hindert. Knoten und Faden werden daher in den Nadelkörper versenkt. Einige dicke

Knochnadeln aus Troja besitzen hierfür eine umlaufende Rille zum Anbinden und eine Längskerbe für Knoten und Faden. Dieser Typus hatte keine Entwicklungsfähigkeit und wurde durch die gehörte N. völlig verdrängt.

§ 3. Die gehörte Nadel geht bis ins Magdalénien zurück, wo sie aus Knochen manchmal in erstaunlicher Feinheit hergestellt wurde. Das Ohr wurde mit einem feinen Feuersteinsplitter gebohrt. Sie ist die Urform unserer heutigen Nähadel, die sich zu allen Zeiten wiederholt und später aus Kupfer, Bronze und Eisen besteht (Tf. 92 Mitte). Im Metall wird das Loch entweder ebenfalls gebohrt oder mit einer Punze durchgeschlagen, wobei der Körper seitlich ausweicht. Eine Sonderform dieses Typus, bei welcher der Schaft über das Ohr hinausragt (Tf. 133 e), ist in der älteren EZ im Hallstatt-, Westalpen- und Mittelmeergebiet heimisch. Zum Vorstechen, wie vermutet wurde, kann die Verlängerung nicht gedient haben, denn sie ist nicht immer spitz. v. Miske (*Velem St. Vid*) nimmt an, daß mit zwei solchen N. eine Wirkung ähnlich wie mit der heutigen Nähmaschine erzielt worden sei.

§ 4. In der älteren BZ versucht man eine andere Öhrbildung: das obere Ende des Nadelschaftes wird flach gehämmert, zur Schlaufe umgebogen und am Schaft verhämmert. Der Typus hatte keine Lebenskraft, weil das angehämmerte Ende sich leicht abspreizt und dann das Nähen erschwert. [Eine goldene Nähadel z. B. im Solocha-Grabhügel; s. d. § 2.]

Chantre *Age du br.* I 86 Tf. 63, 1—7; Dörpfeld *Troja* S. 407, 419 Götze; v. Miske *Velem St. Vid* S. 9; Hoops *Reall.* III 297 Ebert.

Alfred Götze

B. Ägypten. Unter den Beigaben der vorgesch. Gräber in Ä. und Nubien haben sich, wenn auch nicht sehr häufig, zwei verschiedene Sorten nadelartiger Werkzeuge gefunden: solche mit einem Loch am oberen Ende und solche ohne ein derartiges Loch.

Die N. ohne Loch werden z. T. als Stecknadeln, z. T. wohl auch als Pfriemen, Bohrer (s. d. B) oder ähnlich gebraucht worden sein. Sie bestehen teils aus Knochen — und zwar aus der Tibia eines mittelgroßen Tieres, die

unten zugespitzt, oben vielfach ganz un- bearbeitet gelassen ist —, z. T. aus Kupfer. Eine Art Stecknadeln aus Gold wurde zum Flicker eines in den Königsgräbern beigesetzten Steingefäßes verwendet (Petrie *Roy. Tombs* II Tf. 9, 16), eine andere goldene N. (?): ebd. Tf. 5, A 7.

Petrie-Quibell *Naqada* S. 21, 218 und Tf. 65, 15; Junker *Kubanieh-Süd* S. 117 f. und Tf. 34, S. 118 Abb. 60; Reisner *Survey* 07/08 Tf. 66 b, 37 und 41; Petrie *Roy. Tombs* II Tf. 35, 93—95; 38, 42; 44, 11; 48 und S. 36; ders. *Prehist. Eg.* S. 26.

Die N. mit Loch — bzw. mit einer durch Umbiegen gebildeten Öse am oberen Ende — sind wohl als Nähadeln aufzufassen. Sie bestehen teils aus Elfenbein, teils aus Kupfer.

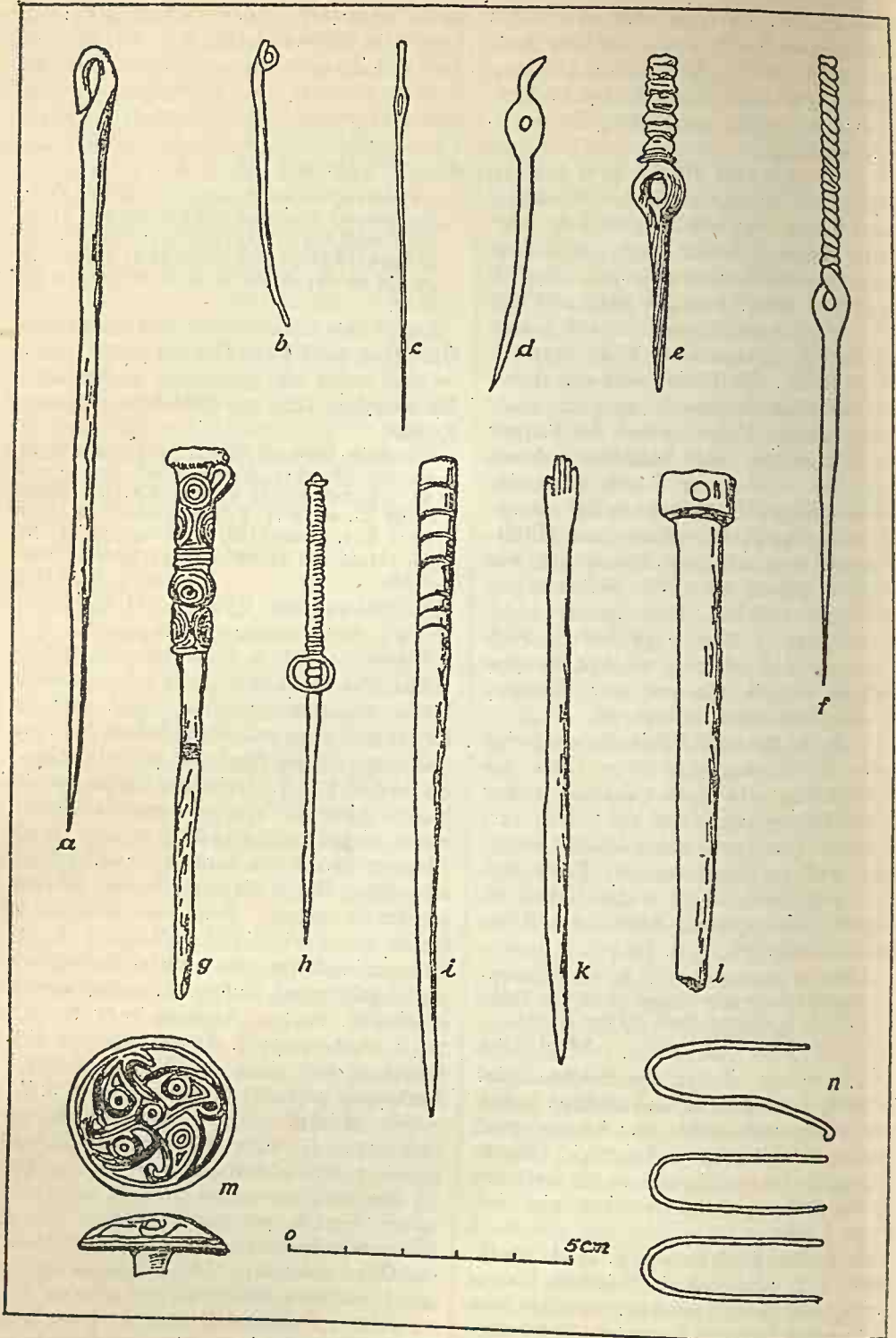
Petrie-Quibell *Naqada* S. 24, 3 und Tf. 65, 20—22; Junker *Kubanieh-Süd* S. 117 und Tf. 34 b, 23 b 10; 39, P. 114; Reisner *Survey* 07/08 Tf. 65 b 7; Petrie *Prehist. Eg.* S. 2; ders. *Roy. Tombs* II Tf. 32, 38—43; 35, 84—89; 38, 76; 41, 86; 43, 13 f.; 44, 49; 45, 18, 70 und S. 36.

Ranke

C. Palästina-Syrien (Tf. 136^{A, B}).

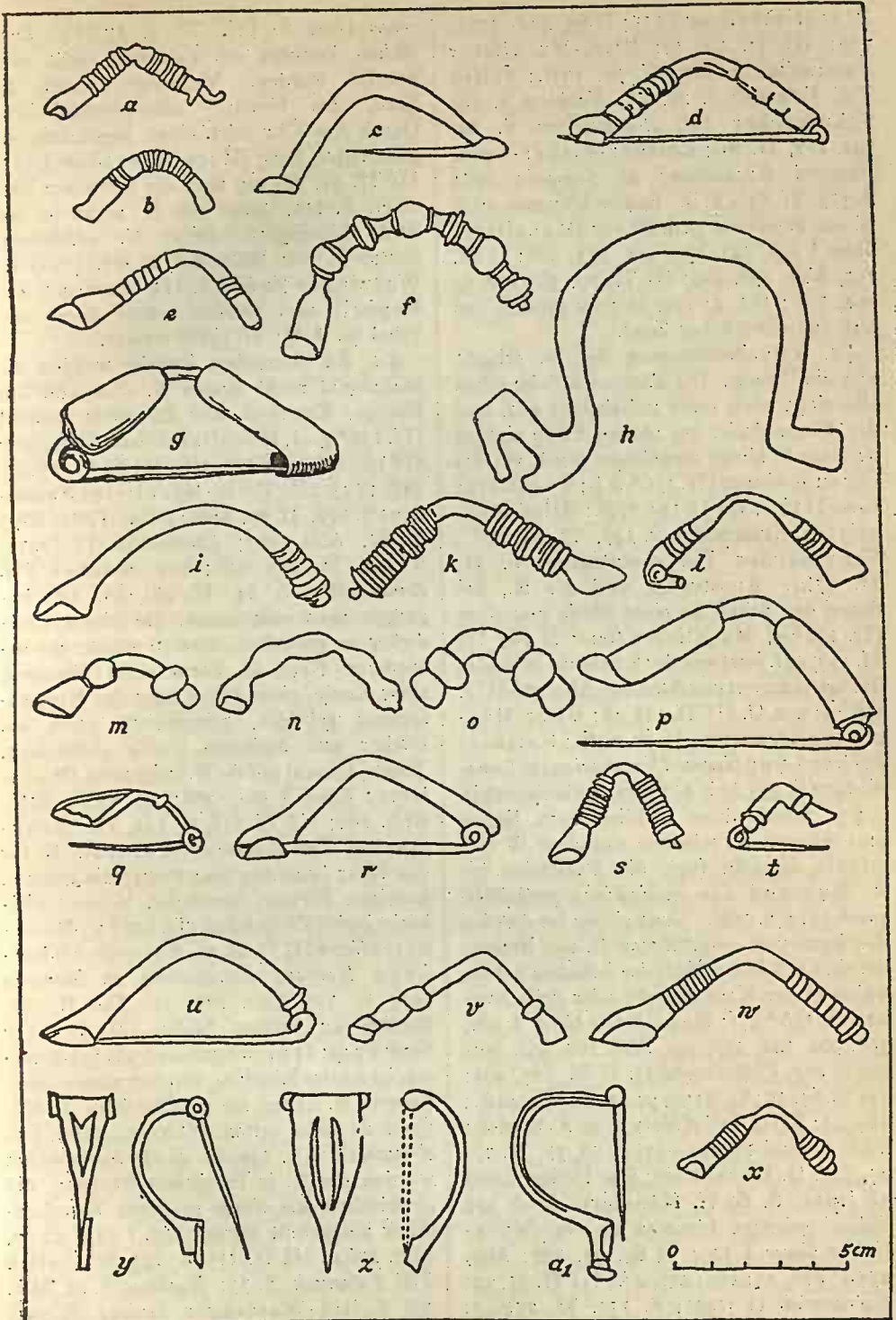
§ 1. Stein, Knochen, Fischgräten. — § 2. Bronze. — § 3—4. Gewand-N., N.-Büchsen.

§ 1. Das Bedürfnis, Felle oder gewebte Stoffe zusammenzuheften, wird sich in Palästina-Syrien mit seinen kalten Nächten und seiner kühlen Regenzeit (s. Palästina-Syrien B § 19 ff.) frühzeitig herausgestellt haben. Aber die Steinwerkzeuge des Paläol. waren zu grob und erlaubten es nur, sie als Pfriemen (s. d. C) zu verwenden und Löcher zu bohren, durch die dann Sehnen gezogen werden konnten. Erst im Jungpaläol. treten als Vorläufer der N. ganz kleine Feuersteinsplitter mit scharfer Spitze, oft etwas gekrümmt, auf (z. B. in der *mrâret el-âbed* P. Karge *Rephaim* 1917 S. 102, 105 ff., Abb. 20, 21). Besser eigneten sich Knochen, vor allem von Vögeln (*anteljâs* Anthropos 3 [1908] S. 466 f., Tf. 16, 1 ff.; *mrâret el-âbed* Karge *Rephaim* S. 99 Abb. 14 e, f), oder Fischgräten (Schumacher *Tell el-mutesellim* S. 53, 60, 62, 66, 102, 160), aus denen ziemlich lange und spitze Geräte geschnitten wurden. Zum Nähen wurde das Werkzeug aber erst durch das Ohr brauchbar. Solche durchlochte N. aus Knochen scheinen an den ältesten FO zu fehlen, finden sich aber an den Grabungsplätzen bis in die spätesten Schichten



Nadel C. Palästina-Syrien

Gewandnadeln aus Gezer: a—g. Bronze. — h. Vergoldete Bronze. — i—l. Knochen. — m. Geschnitzter Knochenknopf. — n. Bronzezängelchen. Nach Macalister Gezer (mit besonderer Erlaubnis des Palestine Exploration-Fund).



Nadel C. Palästina-Syrien (und Fibel)

Bronzefibeln: a, b, c, e. Vom *tell zakaria*. — d, f—t. Von Gezer. Nach Bliss-Macalister *Excavations* und Macalister *Gezer* (mit besonderer Erlaubnis des Palestine Exploration Fund). — u—z, a₁. Von Samaria. Nach Reisner-Fisher-Lyon *Harvard Excavations at Samaria* 1924 Abb. 228.

(Macalister *Gezer* I 235; II 88, Abb. 277 a, 279; III Tf. 50, 19; Bliss-Macalister *Excavations* S. 147, Tf. 76, 10ff.; Sellin *Tell Ta'annek* S. 28, 73; *Nachlese* S. 14; Schumacher *Tell el-mutesellim* S. 84, 102, 157, Tf. 26i; Reisner-Fisher-Lyon *Harvard Excavations at Samaria* 1924 S. 373, Tf. 83b, h, i). Später kommen auch N. aus Elfenbein (s. d. D) vor (Macalister *Gezer* I 307, 347, 352, 371, 373, 378; II 88, 252, Abb. 278, 400; III Tf. 79, 38; 102, 9; 114, 10f.; 115, 4; 119, 10 zum großen Teil erst aus christlicher Zeit).

§ 2. Vervollkommnung der N. erlaubt erst die Bronze. Die ältesten Stücke sehen allerdings noch recht unbeholfen aus, weil der Bronzedraht am oberen Ende einfach zu einer Schlinge umgebogen wird, um das Ohr zu gewinnen (Tf. 136^A a, b; Macalister *Gezer* II 78f.; III Tf. 133, 27ff.; Bliss-Macalister *Excavations* S. 147, Tf. 79, 25ff.; Schumacher *Tell el-mutesellim* S. 71, Tf. 17h). Kunstvoller sind die N., bei denen der Schaft an einer Stelle gespalten (Tf. 136^A c; Macalister *Gezer* II 78; III Tf. 133, 49f. [erst von der 2. Schicht ab]) oder flachgehämmert und dann durchbohrt ist (Tf. 136^A d; a. a. O. III Tf. 133, 48; Bliss-Macalister *Excavations* Tf. 79, 20ff.; Reisner-Fisher-Lyon *Harvard Excavations at Samaria* 1924 S. 355 Abb. 227 [jüd.-hellenistisch]).

§ 3. Schon diese wirklich zum Nähen brauchbaren N. scheinen aus dem W eingeführt zu sein (vgl. die Parallelen bei R. Dussaud *Les civilisations préhelléniques*² 1914 S. 266). Ganz sicher ist dies bei den kunstvoll ausgeführten N. aus Bronze, die ein Loch in der Mitte des Schaftes haben, während der Kopf gedreht oder geflochten ist (Tf. 136^A e, f; Macalister *Gezer* I 109, 301, 304, 324, 337, 390, Abb. 161, 5ff. [aus einem sog. Philistergrabe]; II 86, 225, 403; III Tf. 63, 59; 83, 9; 90, 9; 121f.; 133, 44ff.; 185, 11; Bliss *Tell el Hesi* S. 59 Abb. 98ff.; PEF Annual 2 [1912—13] S. 59, 77, Tf. 27; 43, 21f. D. Mackenzie; Das Heilige Land 58 [1914] S. 69 H. Hänsler). Auch aus Silber gefertigt kommen sie vor (Macalister *Gezer* I 120; II 89, 99, 102; Abb. 275d; 278, 13; 285; 288, 4f.; III Tf. 31, 12; *Carchemish* II [1921] S. 133, Tf. 27a, 7; vgl. J. L. Myres und M. Ohnefalsch-Richter *A Catalogue of the Cyprus Mu-*

seum 1899 S. 53f., Tf. 3, 573ff.). Zum Nähen konnten sie natürlich nicht verwendet werden. Vielmehr dienten sie dazu, das Gewand zusammenzuhalten. Durch das Ohr oder einen besonders angebrachten Ring (Macalister *Gezer* I 123; III Tf. 35, 27) zog man ein Kettchen oder einen Faden, damit die N. nicht in den Stoff hineinglitt. Diese N. erscheinen zuerst in der Mitte des 2. Jht. (Sellin-Watzinger *Fericho* S. 115 [ein Stück aus Kupfer]) und werden später durch die Fibel (s. d. D; Tf. 136^B) ersetzt.

§ 4. Zu demselben Zwecke wurden die manchmal recht langen N. ohne Ohr aus Bronze, Knochen oder Elfenbein benutzt (Tf. 136^A g—1; Macalister *Gezer* I 297, 301; II 83ff., 88, Abb. 278, 3ff.; III Tf. 61, 25; 63, 54ff.; 133, 2ff.; Bliss-Macalister *Excavations* S. 149, Tf. 79, 34ff.; Bliss *Tell el Hesi* S. 81, Abb. 160; *Carchemish* II [1921] S. 134, Tf. 27a, 1ff.; Schumacher *Tell el-mutesellim* S. 84, Tf. 26i, k). Oft begnügte man sich damit, das obere Ende dicker zu gestalten, oder es wurde ein besonderer Kopf in Form eines Knaufes, einer Keule, eines Pilzes oder des Kressensamens gebildet, gelegentlich auch ein solcher aus anderem Stoffe (Elfenbein, Jaspis, Quarz) auf die N. aufgesetzt (Macalister *Gezer* I 301, 366; II 83ff., 87ff., Abb. 280; III Tf. 116, 9; 133, 1ff.; Schumacher *Tell el-mutesellim* S. 102). N. für das Haar brauchte man nicht; die unseren heutigen Formen ähnelnden N. sind vielleicht kleine Zängelchen (Tf. 136^A n; Macalister *Gezer* III Tf. 21, 21; Reisner-Fisher-Lyon *Harvard Excavations at Samaria* 1924 S. 355 Abb. 226, 7). Die N. mit Köpfen an beiden Enden (Macalister *Gezer* I 349; II 84) mögen auch als Schmuckstücke an der Kleidung benutzt worden sein. Eiserne N. haben nie ein Ohr (ebd. II 87); Gold ist sehr selten (Schumacher *Tell el-mutesellim* S. 139, Tf. 44n). Aufbewahrt wurden die N. in länglichen Büchsen, die gewöhnlich aus einem größeren Knochenstück hergestellt waren (ebd. I 373; II 87, Abb. 276a; III Tf. 115, 6; 133, 66; Sellin *Tell Ta'annek* S. 73; *Nachlese* S. 22 Abb. 30; Sellin-Watzinger *Fericho* S. 155; Schumacher *Tell el-mutesellim* S. 60, 66, Tf. 14B, a). Im AT werden N. nicht

erwähnt; doch ist vom Nähen (hebr. *āfar* Gen. 3, 7; Hiob 16, 15; Pred. Sal. 3, 7; Ezech. 13, 18 [für Zauberei] und *rāfā* [nur von Wunden gebraucht] Jes. 19, 22; Deut. 32, 39; Gen. 50, 12 [von den äg. Paraschyten]) die Rede. Peter Thomsen

D. Vorderasien. Zum Nähen war die N. von jeher ein notwendiges Erfordernis. Demgemäß haben sich in alten Schichten von Eridu (s. d.) N. aus Knochen (Archiv für Keilschriftf. I [1923] S. 43) und in Lagasch (s. d.) eine N. aus Kupfer mit Öhr gefunden (G. Cros *Nouvelles jouilles de Tello* 1914 S. 149). Später wurden sie auch aus Bronze und Eisen angefertigt und in einem Futteral aus Röhrenknochen aufbewahrt (MDOG 48 S. 16). Schmucknadeln bestanden aus Gold (MDOG 42 S. 14f.), Silber (ebd. S. 15) und Knochen (ebd. S. 31). Die Frauen benutzten auch Haarnadeln aus Bronze (MDOG 45 S. 11). S. a. Kunstgewerbe D § 7.

B. Meissner

Nadel mit durchbohrtem Kugelkopf s. Aunjetitzer Kultur A § 9; Nadel A I § 27, Nordischer Kreis B § 1.

Nadel mit geschwollenem Hals. § 1. N. dieser Art sind dadurch gekennzeichnet, daß der sich unmittelbar an den Kopf anschließende Teil (der „Hals“) eine allmählich zu- und wieder abnehmende Anschwellung zeigt, deren Entfernung vom Kopfende, Dicke und Gestalt sehr verschieden sind. Der Kopf dieser N. ist äußerst vielgestaltig: kegelförmig, doppelkegelförmig, kuglig, elliptisch, spitzhutähnlich, keulenförmig, knopfartig usw. Nach Lissauer lassen sich alle diese Varianten in drei Gruppen einordnen: solche mit abgeplattetem, abgerundetem und zugespitztem Kopf.

§ 2. Selten sind bei diesen N. Kopf und Hals ganz glatt. Am häufigsten sind beide durch horizontale, zuweilen gruppenweise zusammenliegende Kreislinien, seltener durch horizontal oder vertikal gestellte Zickzacklinien oder durch eine Verbindung beider Ornamente verziert.

Der Nadelschaft ist meist gerade, doch kommen auch Stücke vor mit säbelartiger Spitzenkrümmung oder Schaftkrümmung sowie solche, bei denen der Schaft geschlängelt ist.

§ 3. Fast alle Varianten der N. mit geschwollenem Hals kommen sowohl ohne wie mit Querdurchbohrung des Halses vor („N. mit durchlochtem Hals“); durch das Loch wurde eine Schnur gezogen, die dann, nach Befestigung der Kleidung mit Hilfe der N., um die Nadelspitze gewunden wurde (ZfEthn. 1907 S. 805 Abb. 58). Bei den ältesten N. mit durchlochtem Hals (Zypern) ist das Loch rautenförmig eingeschlagen, wodurch die Wandung des Halses seitwärts nach außen getrieben und wie geschwellt erscheint. In diesen zyp. Stücken ist wohl die Urform der N. mit geschwollenem Hals zu sehen. Nur bei dieser ist das Loch stets rautenförmig, bei allen übrigen N. dieser Gruppe ist das Loch rund. Jedoch ist sehr häufig die Gegend des Loches durch ein rautenförmiges Ornament eingefast, was sicherlich als eine Reminiszenz an die ursprüngliche Form anzusehen ist.

§ 4. Chronologie. Die N. mit geschwollenem Hals ist eine der ältesten Gewandnadeln. Die Urform mit rautenförmigem Loch gehört der frühen BZ an; die Hauptmenge der N. mit geschwollenem Hals ist in die ältere und mittlere BZ (Per. II und III Mont.) zu setzen. In späterer Zeit kommt sie nicht mehr vor; nur die Urform hält sich im Mittelmeergebiet bis in die jüngere BZ.

§ 5. Verbreitung. Die Urform kommt in Zypern, Ägypten, Troja, Palästina und Syrien vor, in wenigen Stücken auch im Pfahlbau im Mindli-See (Kupfernadeln) und in den ital. Terramaren (s. d. B). Die späteren Formen finden sich in den Terramaren Italiens, den Pfahlbauten der Schweiz, in Oberbayern und Württemberg, wo das Hauptgebiet der Verbreitung ist, in Baden, Elsaß, dem Rheinland, der Oberpfalz und Hessen; im O in Böhmen, Österreich und Ungarn. In diesem Gebiet finden sich durchlochte und undurchlochte N. nebeneinander, oft in denselben Gräbern und mit den gleichen Beigaben. Während aber die durchlochten N. auf die genannten Gebiete beschränkt sind und weiter n. nicht mehr vorkommen, treten die undurchlochten N. in Gegenden auf, wo die durchlochten nicht bekannt sind: in Brandenburg, Pommern, Westpreußen, Posen, Schlesien, Sachsen, Thü-

ringen, Hannover und Schleswig-Holstein, anderseits in Südf frankreich. Die Form mit geschlängeltem Schaft kommt nur in der Oberpfalz und in Mähren, Nieder-Österreich und Ungarn vor; im übrigen aber ist nicht erkennbar, daß bestimmte Formen auf bestimmte Gegenden beschränkt sind. S. a. Nadel A I § 28f., 34ff.

A. Lissauer *Die Typenkarte der ältesten Gewandnadeln. 4. Typenkartenbericht. ZfEthn.* 1907 S. 801—804, 821—830 und Karte (in der Legende sind nur die Nadeln mit durchlochtem Hals aufgeführt); Schlemm *Wörterbuch* S. 172—173.

W. La Baume

Nadziejewo (Tf. 137^{A B}). § 1. Diese im Kreis Schroda (Posen) gelegene Ortschaft ist als FO eines großen, viele Hunderte von Gräbern umfassenden Urnenfeldes der „Lau-sitzer“ Kultur der frühen EZ bekannt. Die Gräber waren fast durchweg von Steinen umpackt und mit einer oder mehreren Lagen von Kopfsteinen bedeckt. Neben der Urne bargen die meisten Gräber noch eine kleine oder größere Anzahl von Beigefäßen (von 6—24 Stück), nur einige wenige Gräber enthielten keine Beigefäße. Die Gräber waren ziemlich spärlich mit Beigaben bedacht.

§ 2. Die Keramik dieses Gräberfeldes ist sehr reichhaltig und geradezu typisch für die „Lausitzer“ Kultur der frühen EZ in Posen. Unter den Grabgefäßen sind Formen mit doppelkonisch-gerundetem Bauch und steilem, wenig nach oben zu verschmälerten Hals am häufigsten vertreten (z. T. henkellos, z. T. zwei- oder dreihenkelig [Tf. 137^{A a, b}]), daneben kommen tonnenförmige Zweiösendgefäße (Tf. 137^{A c, 137^{B h}}), geraute, eiförmige Töpfe und doppelkonische Gefäße mit kurzem, nach außen umgebogenen Rand (Tf. 137^{A d}) vor. Unter den Beigefäßen sind folgende Formen am häufigsten vertreten: tonnen-, ei- oder blumentopfförmige Becher, meist mit gerauter, rotbrauner Oberfläche und zwei gegenüberstehenden Ösen (Tf. 137^{A e}), abgerundet doppelkonische Zweiösendgefäße mit steilem, nach oben zu etwas verschmälerten Hals, henkellose Gefäße mit ähnlich gebildetem Bauch, jedoch mit einem trichterförmigen Rand, der bisweilen auf einen nach oben zu verschmälerten Hals aufgesetzt ist (die Schulter ist hier gewöhnlich mit drei oder vier nach oben gerichteten Buckeln verziert [Tf. 137^{A g}]),

ferner zahlreiche ungehenkelte, oft reich verzierte Schalen mit kurzem, vertikalen oder ausladenden Rand (Tf. 137^{A i}), ähnliche oder anders gebildete Henkelschalen und sog. Räuchergefäße (Tf. 137^{A f}), die aus einem konischen, durchbrochenen Fuß und einem schüsselförmigen Oberteil bestehen. Von sonstigen selteneren Gefäßformen sind einige garrollenförmige Gebilde, ein Doppelgefäß, mehrere Tonklappern, zwei tierförmige Gefäße, eine mit vier Füßen versehene ovale Schüssel mit Ausgußrinne (Tf. 137^{A h}) sowie mehrere Miniaturgefäße zu nennen. Die Mehrzahl der Tongefäße hat eine sorgfältig geglättete, tiefschwarze Oberfläche, zahlreiche Gefäße sind augenscheinlich graphitiert. Viele dieser Gefäße sind mit tiefeingeritzten, weiß gefüllten geometrischen Mustern verziert (Tf. 137^{A b}). Neben graphitierten und inkrustierten Gefäßen hat das Gräberfeld auch zahlreiche bemalte Gefäße geliefert. Von anderen Verzierungsarten sind noch Rädchenornamente sowie plastische Verzierungen (Tf. 137^{A g, i}) zu erwähnen.

§ 3. Unter den Metallbeigaben sind Schmucknadeln am zahlreichsten vertreten, unter denen die Schwanenhalsnadeln (s. d.) überwiegen (Tf. 137^{B e, g}), ferner kommen dünne, gedrehte Bronzehalsringe mit langen, glatten, schmalbandförmigen, in Ösen eingerollten Enden vor (Tf. 137^{B a}), eiserne Halsringe mit umgebogenen Knopfen, Bronzearmringe mit Endknöpfen, ähnliche offene Eisenarmringe, einige Gürtelhaken (Tf. 137^{B d}), zahlreiche Fingerringe sowie Glas-, Bernstein- und Tonperlen. Von Geräten sind zahlreiche, meist geschweifte Eisenmesser zu erwähnen (Tf. 137^{B c}), eine eiserne Pferdetränse (Tf. 137^{B f}), ein bronzenes Rasiermesser und etwa 10 bronzene Nähadeln. An Waffen sind nur zwei eiserne Lanzenspitzen zum Vorschein gekommen (Tf. 137^{B b}). Was die Zeitstellung des Gräberfeldes betrifft, so stammt die Mehrzahl der Funde aus der frühen EZ (VI. Per. Mont.), doch scheint ein Teil der Keramik noch der jüngsten BZ (V. Per. Mont.), ein anderer bereits dem Anfang der vorröm. Zeit anzugehören.

Roczniki Towarzystwa Przyjaciół Nauk Poznańskiego Posen 6 (1871) S. 203ff. E. Domaradzki; *Pos. Album* II 11ff. Tf. 27—34; *Archiv f. Anthr.* NF 3 S. 273 Abb. 21 Hoernes.

J. Kostrzewski



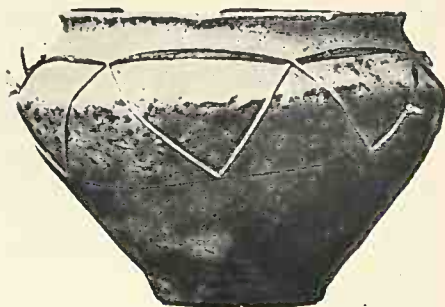
a



b



c



d



e



f



g



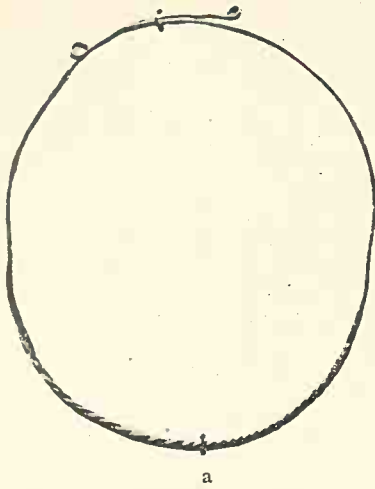
h



i

Nadziejewo

Keramische Typen. Nach Posener Album Heft II Tf. 27—29.



a



b



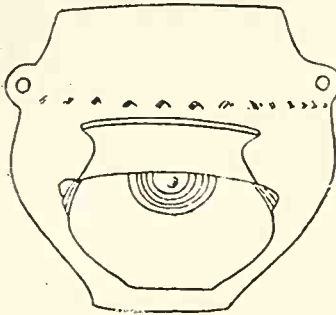
c



d



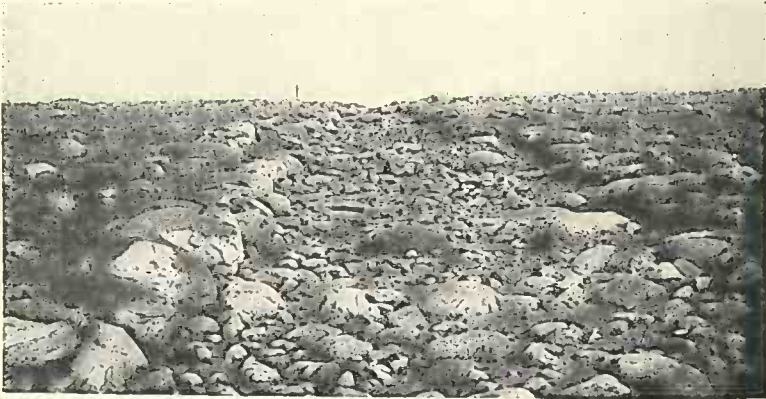
f



g



e



h

Nadziejewo

a. Bronzener Halsring, gedreht. — b. Eiserne Lanzenspitze. — c. Eisernes Messer. — d. Bronzenadel mit profiliertem Kopf. — e. Bronzene Schwanhalsnadeln. — f. Eiserne Trense. — g. Tongefäße.
 Nach Posener Album Heft III Tf. 33 und Archiv für Anthropologie NF 3 (1905) S. 273.

Numantia

h. Iberische Straße in Numantia. Nach Photographie.

Nagada- (Naqada-) Rasse. Benannt nach dem FO bei Nagada (s. *N e g a d e*) in Ober-ägypten. Vertreter der gleichen Rasse fanden sich bei den Orten Ballas (s. d.), Gebel Silsileh, Abydos (s. d.) und auf der Sinai-Halbinsel (s. d. B). Die Rasse stellt die bisher älteste nachweisbare Bevölkerung Ä. dar: sie entstammt dem Neol., das auf etwa 6000 v. C. angesetzt wird. Die Skelette sind als „liegende Hocker“ begraben. Die Rasse ist großgewachsen und kräftig, hat einen langen (dolicho- bis mesokephalen) Schädel, schmales, hohes Gesicht, scharf hervortretende, schmale Nase, nach den gefundenen Haarresten blondes Haar und vermutlich blaue Augen und weiße Haut. Sie muß den „weißen Libyern“ (s. d. B) nahe verwandt gewesen sein und gehört wohl zur nordeurop. Rasse (*Homo europaeus*; s. d.). Wahrscheinlich ist sie am Nordrand Afrikas entlanggekommen: wir haben dort in den verschiedenen Libyer- und Berber (s. d.)-stämmen ihre nächsten Verwandten. K. Penka allerdings glaubt, daß sie von Kreta her über See ins Land gekommen und mit den Amoritern (s. d.) Palästinas näher verwandt ist.

Flinders Petrie *Naqada and Ballas. Egypt. Research Account I* 1; ders. *The races of early Egypt Journ. anthr. inst. NS 4* (1901) S. 248; ders. *Excavations at Abydos Man 2* (1902) S. 88; H. Stahr *Die Rassenfrage im antiken Ägypten* 1907; B. Otteking *Kraniologische Studien an Allägyptern* 1909; Pol. Anthr. Rev. 10 (1911) S. 144. K. Penka. Reche

Naga-ed-Dêr. Oberäg. Dorf auf dem Ostufer des Nils, ungefähr gegenüber von Girgeh. Hier legten Reisner und Mace mehrere ausgedehnte Friedhöfe frei, die sich in der Hauptsache als der fröhdy. Zeit angehörig erwiesen haben und z. T. noch ins AR hineinreichen. Die verschiedenen Grabtypen und die reichen Funde sind publiziert. S. a. Band IV Tf. 217 b.

George A. Reisner *The Early dynastic Cemeteries of Naga-ed-Dêr I* (1908) und Arthur C. Mace *dass. II* (1909; Band II und III der *Hearst Egyptian Expedition*). Scharff

Nagel. A. Europa. § 1. Der Vorläufer des N. ist der zugespitzte Holzstift. Beim Hämmern des Metallstiftes verbreitert sich die Stirnfläche zum Nagelkopf. Der N. haftet durch Adhäsion fest, während der Niet durch die Verbreiterung der völlig

durchgesteckten Spitze am Zurückgleiten verhindert wird.

§ 2. Holznägel sind in den steinzeitl. Pfahlbauten noch nicht beobachtet worden. In der BZ (Troja II) dienten große Kupferbolzen zum Zusammenhalten der Gebäudebalken. Aus der LTZ hat man im Holzwerk der Mauern der kelt. Oppida Murcens, Beuvray (s. Bibracte) und Boviolles große Eisennägel und in den Kulturschichten der Steinsburg (s. d.) kleinere Gebrauchsnägel gefunden.

§ 3. Feine Nägel aus Gold, Silber und Elektron im Schatzfund L von Troja II dienten wahrscheinlich als Zierbesatz. Ebenso wurden in der nord. BZ Holzgefäße mit Zinn-Nägeln (Band IX Tf. 110c, 116c) und in der Hallstatt-Kultur Tongefäße mit Bronzenägeln verziert.

§ 4. Unter den allerdings nicht sicher datierbaren Funden von Velem St. Vid (s. d.) unterscheidet v. Miske gegossene Bronzenägel mit ausgeschmiedeter Spitze und völlig geschmiedet mit vierkantigem Dorn.

H. Reinert *Pfahlbauten am Bodensee* o. J. (1922) S. 21; Dörpfeld *Troja* S. 348; G. de la Noë *Principes de la fortification antique depuis les temps préhistoriques jusqu'aux croisades* 1888 I; v. Miske *Velem St. Vid* S. 13.

Alfred Götze

B. Ägypten. Der N. ist ein den alten Äg. unbekanntes Gerät. Der Tischler verwendet an Stelle von N. vielmehr Holzdübel, um die Wände von Kästen, Särgen usw., die einzelnen Teile von Betten, Sesseln usw. zusammenzufügen. Ranke

C. Palästina-Syrien.

Die Verbindung von verschiedenen Holzteilen oder von Holz mit Stein und Metall erfolgte in ältester Zeit durch Riemen oder Bänder. Erst in der späteren BZ erscheint, wohl als auswärtiges Erzeugnis, der N. aus Bronze mit viereckigem, seltener rundem Schaft und flachem oder schwach gewölbtem Kopf (Macalister *Gezer* II 87, 246f.; III Tf. 194, 14aff.; Schumacher *Tell el-mutesellim* S. 43, 62; Reisner-Fisher-Lyon *Harvard Excavations at Samaria* 1924 S. 353f., Abb. 224). Die eisernen N. zeigen dieselben Formen (Macalister *Gezer* II 247; III Tf. 194, 22ff.; Schumacher *Tell el-mutesellim* S. 132 Abb. 194g; Reisner-Fisher-Lyon *Samaria* S. 27,

349f., Abb. 220, Tf. 82k, 8, 10). In spätjüdischen und christlichen Gräbern fanden sich vielfach ganz kleine N., vielleicht von Schuhen (Macalister *Gezer* I 339, 346, 369, 374, 378) oder von Kästchen (I 375). In den Amarna-Briefen wird der N. (*šupru*) als babyl. oder äg. Erzeugnis erwähnt (Knudtzon 13 Rev. 4ff.; 14 II 10). Das AT nennt die N. (hebr. *mašm'rim* oder *mism'rim*) nur bei der Befestigung von Gottesbildern (Jes. 41, 7; Jerem. 10, 4). In spätjüd. Zeit (hier erscheint das aus dem Griech. stammende Lehnwort 'ελός = ἥλος) schlug man N. in das Schuhwerk (die Gelehrten ließen sich mit den benagelten Schuhen begraben), in die Spitze der Keule oder des Stabes und in die Haustür (S. Krauß *Talmudische Archäologie* I [1910] S. 40, 180, 622; II [1911] S. 312). Es wäre möglich, daß die eisernen N. den Toten nach antiker Sitte in das Grab gelegt wurden, um ihr Wiedererscheinen unmöglich zu machen (J. Scheftelowitz *Alt-Palästnensischer Bauernglaube* 1925 S. 66).

Peter Thomsen

D. Vorderasien. An Stelle der N. aus Metall wurden in Babylonien und Assyrien gern kleine Pflöcke aus Holz verwendet. Aber es gab natürlich auch N. aus Kupfer (MDOG 54 S. 32), Bronze (Rev. d'Assyr. 19 [1923] S. 136) und Eisen (Botta Flandin *Monuments de Ninive* III 162). In Eridu (s. d.) sollen in präh. Schichten auch N. (?) aus Obsidian (s. d. G) gefunden sein (Arch. f. Keilschrift. I [1923] S. 43).

B. Meissner

Nagelurkunde (Tf. 138—141). Die aus Ton gefertigten Urkunden sind aus einer Nachbildung des Nagels hervorgegangen, welche Form sich im Laufe der Zeit verändert hat. In Babylonien dienten sie religiösen Zwecken; sie fanden sich im Grundstein von Tempeln. Man unterscheidet 5 Formen: 1. Um 3000 sind die Tonnägel dick und ohne Kuppe, die Inschrift ist in der Längsrichtung vertikal eingeritzt — entsprechend der alten Schriftichtung von oben nach unten. 2. Um 2600 (Gudea) ist die Form eleganter. Durch eine oft bedeutend vortretende Kuppe wird ein richtiger Nagel daraus. 3. Neben dieser Form tritt in späterer Zeit um 2300 auch eine Zwergform der ersten Art ohne Kuppe auf.

Gegen 2000 hört der Gebrauch solcher Urkunden in Babylonien auf. — Er setzt sich in Assyrien fort. Unter dem Namen *Zigātu* werden hier die Urkunden zu profanen Zwecken, als Urkunden für die Stadtmauer, verwendet. Es entwickeln sich zwei weitere Formen. 4. Die Assyrer übernahmen die zweite Form, gestalteten sie aber vermöge ihrer höherentwickelten Technik etwas um. Um 1700 werden die Nägel hohl und dementsprechend breiter gearbeitet. Die Inschrift sitzt — gemäß der späten horizontalen Schreibweise — quer, zuweilen auch konzentrisch auf der Kuppe. Die Nagelform ist noch durchsichtig. 5. Um 1300 aber ist der Nagel zu einem richtigen Pilz umgeändert, die Kuppe ist fast kugelförmig, trägt oben ein Loch, und der Stiel ist sehr verbreitert. Diese Pilzform bleibt der Urkunde bis zum Ende des assyr. Reiches. S. a. Gründungsurkunde.

De Sarzec und Heuzey *Découvertes en Chaldée* Tf. 32^{bis}, 3; E. Unger *Babylonisches Schrifttum* 1921 S. 7f. Abb. 23—26; W. Andrae *Festungswerke von Assur* WVD OG 23 passim. Eckhard Unger

Nagelzylinder s. Surgul.

Nagetierschichten, Diluviale s. Diluvialchronologie § 3, Mittel- und Süd-deutschland A § 3.

Naharnavalen (Naharvalen) s. Germanen B § 5.

Nahasl. Bezeichnung der Altägypter für die Neger (s. d.) und mit Negern gemischte Stämme. Dargestellt werden sie auf den Denkmälern mit schwarzbrauner Haut, wolligem, schwarzen Haar, breitem Gesicht, vorspringenden Kiefern, dicken Lippen und platter Nase.

Müller *Asien und Eur.* S. 112; G. Fritsch *Porträtcharaktere der altägypt. Denkmäler* ZfEthn. Verh. 15 (1883) S. 183; ders. *Die Völkerdarstellung auf d. altägypt. u. assyr. Denkmälern* Anthr. Korr.-Bl. 33 (1902) S. 114. Reche

Nähen (medizinisch). Man hat darauf hingewiesen, daß die Sprachwurzel für „Nähen“ in manchen Bezeichnungen des Arztes zu stecken scheine, z. B. im hebr. *rôphé* (s. Nadel C § 4). Für das Idg. scheint das nicht zutreffen, soviel ich sehe, wohl aber z. T. für andere vorderas. Kulturen, und da berührt es sich mit der Tatsache, daß der dort als ärzt-



Nagelurkunde

a. Kupferöse mit Inschrift des Ur-Nina von Lagaš in Konstantinopel (Nr. 496). — b. dgl. mit Kupfergöttin (Nr. 493) als Träger einer Steintablette mit Gründungsurkunde des Ur-Nina für das „Haus von Girsu“. — Originalgröße. Nach Photographie.



a

b

c

Nagelurkunde

a, c. Kupferfiguren von Nagelgöttinnen mit Inschrift des Entemena in Konstantinopel (Nr. 1521, 490). —
b. dgl. mit dem Kopf in der Alabasterurkunde steckend, mit dem Gesicht dem Anfang der Schrift
zugewandt, diese einst aufrecht tragend (Nr. 1534). — Originalgröße. Nach Photographie.



a

b

c

Nagelurkunde

a. Kupfernagelgöttin des Ur-Nina von Lagaš in Konstantinopel (Nr. 493). — b. Bärtiger kniender Gott mit Nagel (aus Bronze) des Gudea für den Tempel des Ningirsu. — c. Bronzestatuetten des Gudea mit Ziegelkorb, auf Nagel stehend (Nr. 6506). — Originalgröße. Nach Photographie.



a

b

c

Nagelurkunde

a—c. König Dungi von Ur als Nagelgott mit Ziegelkorb, für den Tempel des Ningirsu in Lagas-Konstantinopel. Bronze. Etwa Originalgröße. Nach Photographie.

licher Praktiker bezeichnete Laie in einem gewissen Gegensatz steht zu dem gelehrten priesterlichen Verwalter des heilkundigen Wissens wie auch der hyperphysischen Behandlung der Krankheiten durch die „höheren“ Mittel der Priestermedizin: Beschwörung, Zauber usw. Diese ärztlichen Praktiker (s. Arzt) sind ja ganz vorwiegend, wenn nicht ausschließlich Wundärzte, Chirurgen, und insofern wäre ja die Bezeichnung „Näher“ für sie so unrecht nicht, zur Betonung ihrer Wunden versorgenden Tätigkeit. Heißt doch der kleine Heilbeflissene einer niederen Chirurgie noch heute „Flicker“ (Knochenflicker). Von der Wundnaht dieser äg. und vorderas. Ärzte wissen wir allerdings sozusagen nichts bis heute, auch nichts von Nähmaterial, das etwa gebraucht worden wäre, während aus Amerikas vorkolumbischer Zeit reine Haare als Nähmaterial beispielsweise überliefert sind. In der altnord. Sage wird Naht von Verletzungen mit Sehnenfäden und Seidenfäden berichtet (*seymisthvengr* und *silkiþrádr*), beide von Laien verwendet, die Sehnen durch einen Schuster (halbhistorisch). Falls nord. Ärzte dabei in Frage stehen, ist griech.-röm. Entlehnung wohl zweifellos.

F. Grön *Altnord. Heilkunde* Ztschr. Janus 1908. Sudhoff

Nahr el-Dschöz s. Palästina-Syrien A.

Nahr el-Kelb (Tf. 142—145). § 1. Das Vorgebirge am N., „dem Hundsfluß“, dem antiken „Wolfsfluß“ (Lykos), liegt 12 km n. von Beirut am Mittelmeer und ist ein wichtiger Meerpaß auf dem Wege an der phön. Küste. Der Besitz des Vorgebirges bedeutete daher im Altertum ein Wahrzeichen für die Ausdehnung der Herrschaft der Ägypter bzw. der Hettiter, Assyrer und Babylonier über das jenseits dieses Punktes liegende Syrien bzw. Palästina. Die altorient. Herrscher haben diesem Wahrzeichen auch noch einen besonderen Ausdruck verliehen dadurch, daß sie dort als Zeichen ihrer Herrschaft Reliefs und Inschriften einmeißeln ließen. So wurde allmählich das Vorgebirge zu einem richtigen Stammbuch des Orients, und in griech., röm. und arab. Zeit, ja bis in die Gegenwart hat sich der Brauch fortgesetzt, sich hier durch Inschriften zu

verewigen, so daß man heute 22 Urkunden aus allen Zeiten zählt. Doch mögen noch mehr vorhanden sein. Das Vorgebirge am N. ist in seiner Art ein Unikum. S. Tf. 142 a.

§ 2. Ägyptische Denkmäler. Nr. 1. Relief des Pharaos Ramses II. mit dem Gott Ptah, aus einem unbekanntem Regierungsjahrestammend (Tf. 144 a; Weißbach Abb. 4). — Nr. 2. Relief von Ramses II. mit dem Gott Horus (Harmachis) aus dem 4. Jahre (Tf. 143; Weißbach Abb. 5 Tf. 9). — Nr. 3. Relief von Ramses II. mit Gott Ammon, vom 10. Jahre datiert (Tf. 144 b; Weißbach Abb. 6 Tf. 6).

§ 3. Assyrische Denkmäler. Nr. 4. Relief in rechteckiger Nische, König mit rundem Helm (Weißbach Tf. 7). — Nr. 5. Ähnliches Relief (Weißbach Tf. 7). Möglicherweise stellen diese Reliefs keine Assyrer vor, sondern evtl. auch Hettiter, die im 14. Jh. hier herrschten. Ein ähnlicher Helm begegnet allerdings auf einem mehrfigurigen Gipssteinrelief aus Assur, das in die ältere assyr. Zeit (Schamschi-Adad I., 1900) gehören könnte, aber noch nicht veröffentlicht ist. — Nr. 6. Rundbogig geschlossenes assyr. Relief (Weißbach Tf. 8). — Nr. 7. Ähnliches Relief des anbetenden Königs; es befindet sich links neben Nr. 2 (Tf. 143; Weißbach Tf. 9). — Nr. 8. Ähnliches Relief (Weißbach Tf. 10). Die Denkmäler 6—8 stammen vermutlich aus dem 9.—7. Jh. — Nr. 9. Relief des Königs Asarhaddon mit teilweise erhaltener Keilinschrift, die bei den anderen Reliefs zerstört ist. Wie die anderen assyr. Könige wendet sich der König linkshin, nach Assyrien zu, und betet zu mehreren in Symbolen dargestellten Göttern (Tf. 145; Weißbach Abb. 7, 9 Tf. 11—12). Das Relief Asarhaddons ist r. von Nr. 3 angebracht. Es ist im Jahre 671 errichtet worden.

§ 4. Babylonische Denkmäler. Nr. 10. Aus dem Felsen gehauener Sockel, der vielleicht die Figur eines liegenden Hundes oder Wolfes trug, wonach der Fluß seinen Namen hat (ZfAssyr. 34 S. 99 E. Unger). Das Steinbild könnte dann schon aus älterer Zeit (2200) stammen. Doch ist das unsicher. — Nr. 11. Inschrift des Königs Nebukadnezar II. (580), in neubabyl. und archaist. Schrift am Nordufer des Flusses in den Felsen gemeißelt (Weißbach

Abb. 11—12 Tf. 4; ZfAssyr. 29 S. 181 E. Unger und F. H. Weißbach).

§ 5. Griechische Denkmäler: Nr. 12—14. Drei Inschriften, z. T. schlecht erhalten und veröffentlicht, worin von der Erneuerung der Paßstraße die Rede ist (Weißbach S. 38f.).

§ 6. Römische Denkmäler. Nr. 15. Inschrift des Kaisers Caracalla (211—217), der 215 hier vorbeizog und den Weg ausbessern ließ (Weißbach Abb. 13 Tf. 13). Unter dieser Tabula ansata ist ein Altar in Relief dargestellt. — Nr. 16. Kurze Inschrift der Zeit Caracallas, einen Glückwunsch an den Kaiser enthaltend (Weißbach S. 42). — Nr. 17. Meilenstein mit Inschrift aus der Zeit Konstantins I. (um 333 n. C.; Weißbach S. 43).

§ 7. Arabische Denkmäler. Nr. 18. Fünfzeilige Inschrift des Sultans Barkuk (um 1390) mit drei Medaillons; zwei enthalten das Wappen des Fürsten, einen Becher darstellend (Weißbach Tf. 14). — Nr. 19. Inschrift des Emirs Baschir zur Erneuerung der Brücke aus dem Jahre 1809—10.

§ 8. Neuzeitliche Denkmäler. Nr. 20. Frz. Inschrift des Generals de Beaufort d'Hautpoul für Napoleon III. bei Gelegenheit des syr. Feldzuges 1860/1 anstelle des äg. Reliefs Nr. 1, das ausgemerzt wurde, eingemeißelt (Weißbach Tf. 5); neuerdings zerstört. — Nr. 21. Deutsche Inschrift. — Nr. 22. Türkische Inschrift aus Anlaß des Weltkrieges angefertigt (Weißbach S. 16).

F. H. Weißbach *Die Denkmäler und Inschriften an der Mündung des Nahr el-Kelb* Wiss. Veröff. d. Deutsch-Türk. Denkmalschutz-Kommandos H. 6 (1922); ZfAssyr. 34 S. 96f. E. Unger; Monum. inediti publ. dall' Istituto di corr. arch. 2 Tf. 51 R. Lepsius; Transact. Soc. Bibl. Arch. 7 (1882) F. H. Weißbach; AO 10, 4 (1909) H. Winckler. Eckhard Unger

Nahr Ibrahim s. Palästina-Syrien A.

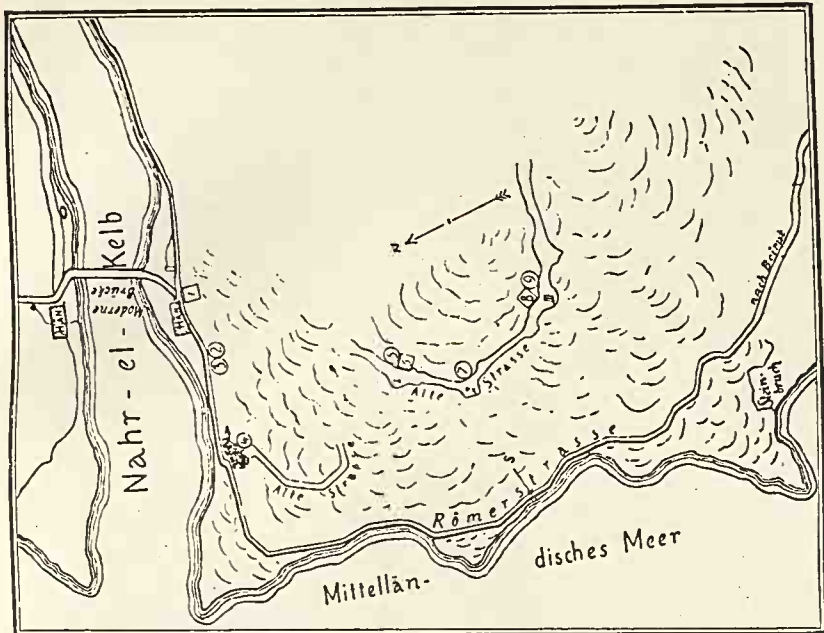
Nahrung (Essen). A 1. Allgemein.

§ 1. Die Bedeutung des Essens bei Naturvölkern. — § 2. Der Zeremonialismus des Essens bei Jägern und Sammlern. — § 3. Getrennte Einnahme der Speisen. — § 4. Festessen. — § 5. Auswahl der Speisen. — § 6. Zauber mit Speiseresten.

§ 1. Obgleich uns die Aufnahme von N. als eine bedeutungslose und profane Verrichtung erscheint, ist sie doch für den „Primi-

tiven“ eine wichtige und affektbeladene Handlung. Denn er ist in seiner Nahrungsversorgung nicht nur stärker von den Launen der Natur abhängig als wir, sondern auch weniger über die Wirkung der Nahrungsmittel und der Ernährung unterrichtet. Nicht nur die Gefahr des Hungerns, sondern auch die Gift- und Rauschwirkungen beeinflussen seine Stellung zum Essen. Unter diesem emotionellen Druck hat der Intellekt die merkwürdigsten Zusammenhänge auf Grund gelegentlicher Ähnlichkeiten oder Anklänge konstruiert. Namentlich spielen Gedankengänge des Analogie- oder des Vorbildzaubers in die Essensvorgänge hinein.

§ 2. Wenn uns auch gelegentlich berichtet wird, daß Jäger- und Fängervölker, wie z. B. die Eskimos bei Erlegung eines großen Tieres, eines Walrosses oder eines Weißwal, sich mit wildem Heißhunger und Gier auf die Beute stürzen, die sie roh verzehren (Nansen S. 95), so scheint sich doch an die Bereitung der Speisen selbst schon bei Jägern und Sammlern ein nicht geringer Zeremonialismus, ein an traditionelle Rücksichten gebundenes Verhalten, zu knüpfen. Abgesehen von der Feuerbereitung (s. Feuer A) ist bei den Bergdama (Vedder S. 29) schon das Kochen selbst mit einem behutsamen Achtgeben verknüpft. Nie dürfen zwei Töpfe, während sie aufgesetzt werden oder sich im Feuer befinden, einander berühren. Das wäre eine sich rächende Missetat, die durch besondere Riten gesühnt werden muß. Namentlich verursacht sie das Ausbleiben von Jagdglück. Neben dem Werftoberhaupt (= Sippenhäuptling) gibt es einen Speisemeister, der die zu genießenden Speisen zu beschmecken hat (Vedder S. 19). Er kostet auch die Erstlinge des Sammelertrages an Beeren, Wurzeln und Knollen vor allen anderen, und die Jagdbeute an Großwild wird von ihm oder nach seiner Anweisung zerstückt, gekocht und zubereitet. Aus jedem der aufgesetzten Töpfe kostet er erst ein Stückchen und legt das Fleisch in die bereitgehaltene Schüssel aus Holz, und zwar in der Weise, daß zuerst die Alten, dann die Jäger ihr Teil empfangen, erst dann wird der Häuptling bedient. Die Leber und andere Eingeweideteile übersendet der



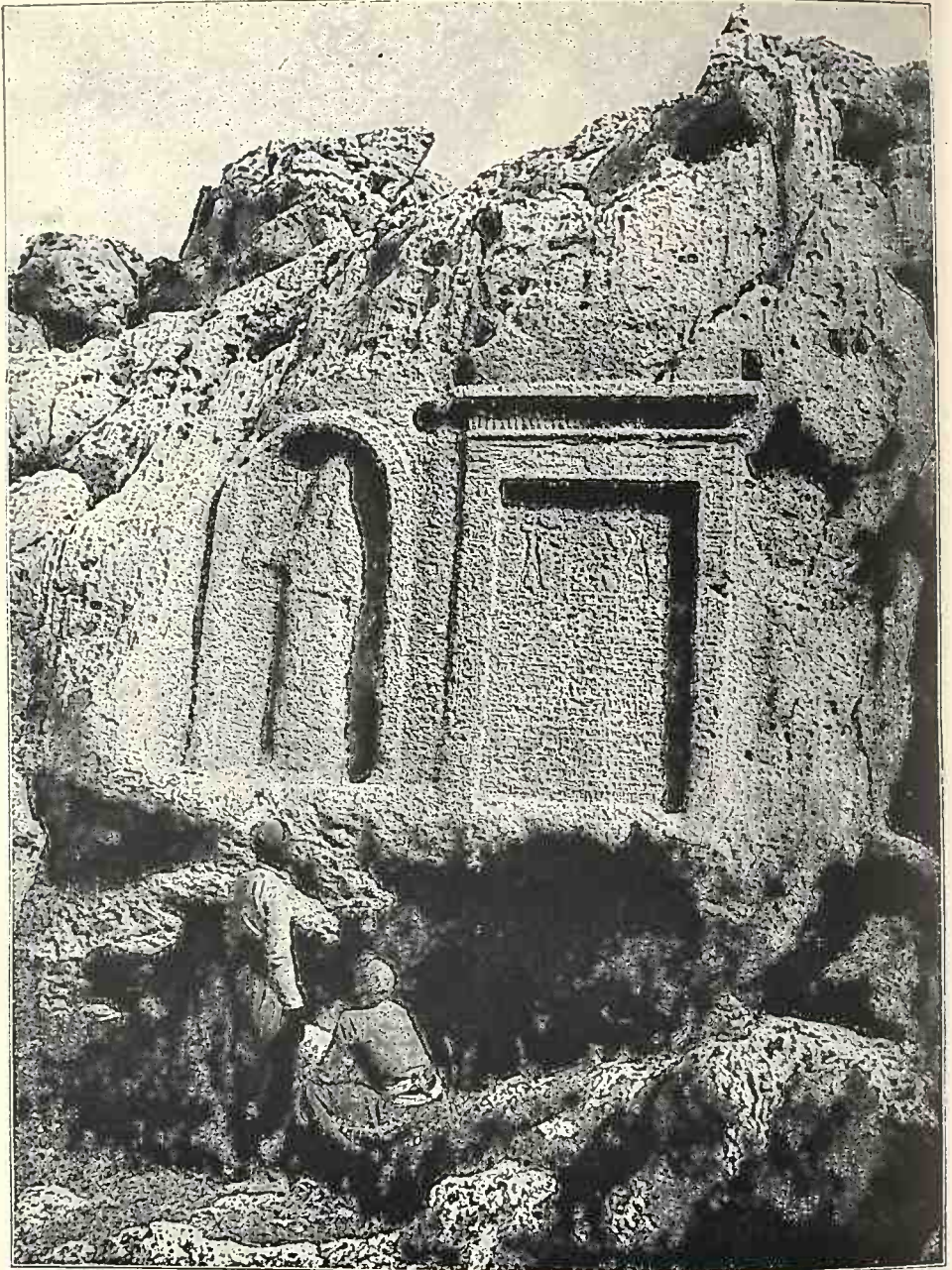
a



b

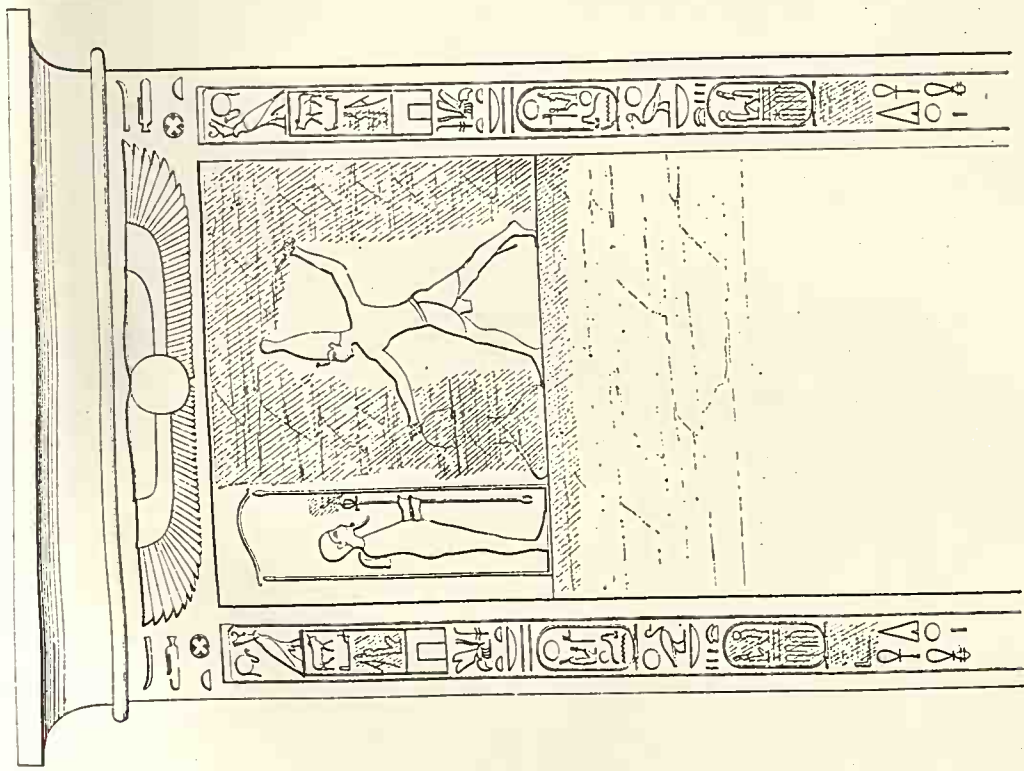
Nahr el-Kelb

a. Planskizze der Denkmäler des Vorgebirges (um 1887). Blick von W. — b. Das Vorgebirge an der Mündung des Flusses (um 1887). Ansicht von N. Nach Weissbach.

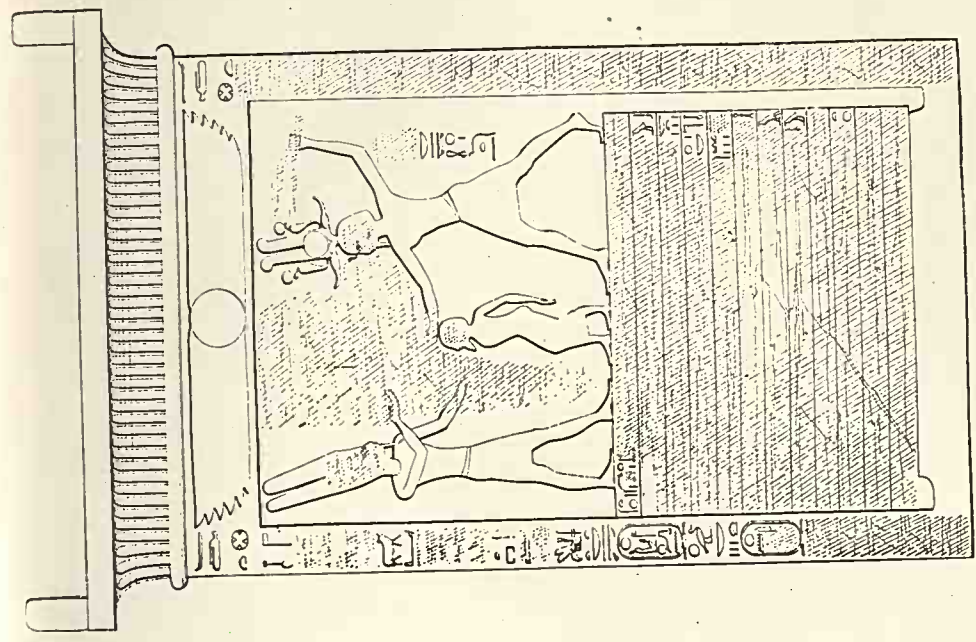


Nahr el-Kelb

Assyrisches Relief (links) und Relief von Ramses II. an Harmachis (4. Jahr; Plan: Nr. 5 und 6).
Nach Weissbach.



a



b

Nahr el-Kelb

a. Relief von Ramses II. an Ptah (Plan: Nr. 1). — b. Dgl. an Ammon (10. Jahr; Plan: Nr. 8). — Nach Weissbach.



Nahr el-Kelb

Relief von Asarhaddon (671 v. C.; Plan: Nr. 9); Gipsabguß in Berlin. Nach Weissbach.

Speisemeister seiner Hauptfrau, die den Akt des Beschmeckens für die weiblichen Werftbewohner (Lagerbewohner) samt den Kindern beiderlei Geschlechts vorzunehmen und die gleichmäßige Verteilung zu besorgen hat. Dieser Speisemeister erscheint wie ein Vorläufer des Wirtschaftshäuptlings bei Hackbauern. — Um das Amt des Speisemeisters zu erklären, äußerte sich ein alter Bergdama folgendermaßen: „Wirft man nicht eine unbekannte Kost einem Hunde vor, stellt sich hin und sieht zu, ob er sie frißt, und ob sie ihm schadet? Erst wenn der Hund sie frißt, weiß man, daß sie nicht schädlich ist. So läßt auch der Häuptling alle Nahrungsmittel zuerst von dem Speisemeister beschmecken, denn dieser kennt die Pflanzen und Kräuter des Feldes. Ißt er sie, dann können auch die anderen davon essen. Stirbt er etwa daran, so hat die Werft (= Lager) an ihm nichts verloren, er ist ja ein alter Mann, den die Werft ernähren muß, der aber selbst zum Unterhalt nichts mehr beiträgt.“ — Besonderes Verhalten beim Essen von Kleinwild wird eingeschlagen, wenn dieses mit der Schlinge gefangen wurde: die Sandalen müssen von den Füßen entfernt und zur Seite gestellt werden, man darf nicht stehend oder liegend oder mit hochgezogenen Knien auf der Erde hockend essen, darf sich dabei auch nicht auf die Seite legen, sondern soll sich auf einen Stein oder Baumstamm setzen, um die Gabe der Schlinge anständig zu verzehren. Unanständigkeit beim Male „sieht das Feuer“, und es bewirkt, daß das Wild nicht mehr zur Schlinge geht, wenn man seine Gesetze mißachtet. Verzehrt man aber den ersten Fang einer neuen Schlinge, so muß man das Fleisch ohne Hilfe des Messers mit den Zähnen abbeißen oder abreißen. Von anderem Wild, das mit Pfeil oder Wurfspeere erlegt wurde, darf man das gekochte große Stück Fleisch mit den Zähnen ergreifen, mit der linken Hand straff anziehen und dann mit der rechten Hand, die das Messer führt, dicht am Lippenrande absäbeln.

Wir sehen aus den angeführten Beispielen die verschiedensten Beziehungen, in die das Essen gebracht wird. — Besonders häufig gilt das Anbieten von Speisen als Liebeszeichen,

wie z. B. in Australien (Strehlow S. 92), oder auf den Salomo-Inseln (Thurnwald I 53). Bei den Mafulu, einem Bergstamm im s. Neu-Guinea, darf ein unverheirateter Jüngling nicht in der Gegenwart von Frauen essen (Williamson S. 79). Umgekehrt darf auf der Insel Ysabel des mittl. Salomo-Archipels ein Mann eine Frau nicht heiraten, von der er Speise empfangen hat (Rivers I 256).

§ 3. Häufig essen die Männer getrennt von den Frauen, eine Gewohnheit, die offenbar mit der traditionellen Arbeitsteilung unter den Geschlechtern und mit der besonderen Art des Nahrungserwerbs der vorwiegend jagenden Männer gegenüber den Früchte, Knollen und Weichtiere sammelnden Frauen in Verbindung zu bringen ist. Lumholtz sagt von den Australiern, daß die Frauen für die tägliche Ernährung sorgen, indem sie Früchte und Beeren sammeln, Wurzeln und Knollen ausgraben oder Larven aus den Baumstämmen herausklopfen; der Mann bringt Honig, gelegentlich Eier, Eidechsen oder Wild, doch behält er die tierische Nahrung oft für sich, während die Frau für sich und die Kinder vorwiegend auf Pflanzenkost angewiesen ist (a. a. O. S. 160f.).

Auch bei den südafrik. Bergdama (Vedder S. 25, 28) essen Weiber und Kinder getrennt von den Männern. Diese Sitte hat sich vielfach auch bei höheren Naturvölkern erhalten, ja sie wirkt sogar bis in die Ackerbaustaaten hinein fort. — Die Familie speist auf der Karolineninsel Yap getrennt (Müller-Wismar S. 284). Als Grund wird angegeben, daß niemand die Speisen eines zu einem höheren oder niedrigeren Rang gehörenden Mannes genießen darf. Da die Frau in diese Rangstaffelung nicht eingereiht ist, müssen auch sie und ihre Kinder getrennt vom Manne essen. Die Speisen werden aus besonders abgeteilten Rohstoffen und auf einer besonderen Kochstelle zubereitet. Auch in Kusae war ehemals ein getrenntes Essen beider Geschlechter üblich. Dort war es übrigens der Mann, der das Kochen der Speisen besorgte, der Frau war das Betreten des Kochhauses untersagt (Sarfert S. 119, 136).

Bei den Mafulu des s. Neu-Guinea essen Männer und Frauen, in der Runde sitzend,

gemeinsam. Sindsie unter sich, so nehmen sie die Speise mit der Hand aus den Schüsseln, sind aber Gäste anwesend, so gebrauchen sie Stäbchen aus Kasuar- und Känguruhknochen (Williamson S. 69 und Tf. 25 Abb. 3).

§ 4. Eine ganz besondere Bedeutung kommt den Festessen zu, für die oft großartige, manchmal über viele Monate sich ausdehnende Vorbereitungen getroffen werden, z. B. gelegentlich der Jünglingsweihen, wie in Australien und anderen Orten, oder bei den Totenfesten, bei Einweihung neuer Kanus oder Häuser u. dgl. m. Da werden manchmal ungeheure Mengen von Eßknollen, wie Yams und Taro, von Kokosnüssen, von Zuckerrohr und Bananen, von Pandanus und anderen Früchten, vor allem aber von Schweinen aufgestapelt (vgl. z. B. Williamson S. 126). Mitunter wird dieses Anhäufen von Nahrungsmitteln für Feste geradezu zum Selbstzweck, um damit zu prunken, wie z. B. auf den Trobriands-Inseln ö. von Neu-Guinea. Hier findet zuerst eine Ausstellung der Ernte auf den Feldern statt, bei denen einer den anderen zu überbieten sucht, danach werden ungeheure Mengen Yams in Speichern aufgestapelt, die keineswegs alle verbraucht werden, sondern vielfach verkommen. Auch wenn ein Schwein geschlachtet werden soll, wird es erst in ein oder zwei Dörfern herumgetragen und gezeigt, um schließlich lebendig angesichts des ganzen Dorfes und der Nachbarschaft gebraten zu werden. Schließlich wird es in zeremonieller Weise in Stücke geschnitten und verteilt. Wie bei so vielen Naturvölkern wird bei den Festen so viel gegessen, bis man das Gegessene von sich geben muß. Das gilt als höchstes Vergnügen. Zweifellos hängen die Ausstellungen und Anhäufungen der Nahrungsmittel mit diesen Eßgenüssen zusammen (Malinowski 1922 S. 148, 168 ff., 214).

§ 5. In besonderer Weise ist die Auswahl der Speisen emotionell verankert. Gewisse Nahrungsmittel erscheinen als Träger besonderer Kräfte, die mit übermenschlichen Mächten zusammenhängen. Das sind Speisen, die entweder als Hauptnahrungsmittel hervorstechen oder als besondere Leckerbissen gelten, oder solche von Nachbarn oder Fremden. Das Verhalten diesen be-

sonderen Nahrungsmitteln gegenüber hängt vielfach mit den Vorstellungskomplexen zusammen, die als Totemismus bezeichnet werden (s. Totemismus B).

a. Bei den nordasiat. Ainu ist der Bär ein Tier, das gewöhnlich getötet und verzehrt wird. Bei gewissen Gelegenheiten findet nun ein zeremonielles Essen dieses Bären statt: von den männlichen Mitgliedern der Familie wird sein Blut getrunken, die Leber wird von den Frauen und Kindern roh verzehrt. — Ähnlich verfahren auch die Giljaken (Frazer II 375, 385). — Die Juka-Pflanze ist die Hauptnahrung der Uitoto-Indianer. Wegen des Essens der Juka finden große Feste und Tänze statt, die mit dem ganzen mythologischen Netzwerk von Gedankengängen dieser Indianer verknüpft sind. Sie bezwecken vor allem eine reiche Juka-Ernte (Preuß S. 130 ff.). — Der Gedanke, durch ein zeremonielles Essen den Ertrag der Beute oder Ernte zu fördern, ist uns besonders auch aus Australien bekannt. Schon beim Töten des Tieres hat man sich an bestimmte Riten zu halten. Aber auch eine Menge anderer Einschränkungen werden beachtet. Es soll z. B. Unmäßigkeit im Genuß vermieden werden: bei den austral. Aranda müssen Angehörige des Fischtotems nicht nur wenig Fische essen, sondern auch schlechte und stinkende. Die Leute des Wassertotems müssen mäßig im Genuß von Wasser sein, wenn es aber regnet, so sollen sie sich nicht in einer Hütte unterstellen, sondern müssen sich dem Regen aussetzen (Strehlow I 2 S. 59).

b. Manchmal werden besondere Leckerbissen gemieden, oder sie sind für die Alten der Gruppe reserviert, so z. B. bei den südafrik. Bergdama: Steinbock, Hartebeest und Deuker (Vedder S. 29), oder bei den Aranda Australiens Schwanz und Fett des Känguruhs. Manchmal hat jede Gruppe ihre besonders verbotenen Speisen. Namentlich sind viele Speisen häufig den Frauen verboten (Roth S. 69). Andererseits wird bestimmten Speisen wieder eine gewisse Wirkung zugeschrieben: so verzehrt auf Mota (Banks-Inseln) die Frau, je nachdem sie einen Knaben oder ein Mädchen zur Welt bringen möchte, die Frucht bestimmter Bäume (Rivers I 150). Vielfach besteht der Glaube, daß das Kind die physischen

und geistigen Eigenschaften des Tieres annimmt, mit dem es totemistisch in Zusammenhang gebracht wird. Das Verspeisen eines solchen Totemtieres (s. Totemismus B) würde als eine Art Kannibalismus (s. d.) betrachtet werden (Rivers I 152).

c. Später, d. h. bei stärker durch zauberisch-religiöses Denken beherrschten Völkern, scheint sich der Standpunkt zu verschieben. Während ursprünglich wohl das gelegentliche zeremonielle Essen mit der Absicht geschieht, die übermenschlichen Mächte zu beeinflussen, gehen höhere Naturvölker noch weniger von rationalen Gesichtspunkten der Ernährung aus, sondern der Respekt vor den transzendenten Mächten ist jetzt das Primäre geworden und bedient sich des Essens als eines Mittels, um eine Teilhaberschaft an den überirdischen Mächten und dadurch eine Lenkung des Geschicks zu erreichen. Bei höheren Naturvölkern, bei denen eine reichere Technik in der Handfertigkeit, der Feldbestellung oder der Viehhaltung auf die Zusammenhänge und Bedingungen des Lebens hingewiesen hat, tritt auch die Erwartung in den Vordergrund, durch Manipulationen, deren eine die Nahrungsaufnahme darstellt, den Ablauf des Geschehens lenken zu können. Nur unter diesen Gesichtspunkten und unter Berücksichtigung der obigen Ausführungen und Beispiele können wir die merkwürdigen Vorgänge verstehen, die als „Essen des Gottes“ oder „des Königs“ bekannt geworden sind. Der Gedanke, daß Eigenschaften eines Organismus durch Verzehren seiner Substanz erworben werden, ist sehr verbreitet und knüpft zweifellos an die in den vorigen Absätzen angedeuteten Vorstellungen an. Bei den alten Mexikanern wurde jährlich ein Repräsentant des *Tezcaltlipoca* gewählt, der nach einem Jahr Luxusleben bei einem großen Fest geopfert wurde. Er trug den Namen und spielte, mit allen Insignien ausgerüstet, die Rolle des Gottes. Das Herz wurde ihm lebendig herausgerissen und der Sonne dargebracht, seine Arme und Beine wurden an den Tischen der Adligen aufgetragen (Sahagun S. 485 ff.). Ähnliches wissen wir aus Peru und aus dem afrik. Nigeria, auch in den ind. Veden finden sich Spuren davon (Weber I 72 ff.). Aus dem alten Ägypten sind uns ähnliche

Vorgänge des Tötens und Essens bekannt (Frazer III 9 ff.). — S. a. Kannibalismus, Menschenopfer C.

d. Der Ackerbau hat eine neue Nahrung und damit neue Beziehungen zur Nährkraft gebracht. Die Gedanken knüpfen allerdings weniger an die Körnerfrüchte unmittelbar an als an das aus ihnen bereitete Brot, an die sinnfällige Speise. Nicht nur bei den Germanen, sondern bei allen Ackerbau treibenden Völkern hatte das Brot einen gewissen heiligen Charakter. Wie man der Garbe, in der man die Kraft gesammelt glaubte, eine besondere Form gab oder sie auf andere Weise auszeichnete, verfuhr man auch mit dem Brote (s. Gebildbrot). Die Gebäcke, in denen man die allg. Lebenskraft der Natur aufgefangen zu haben glaubte, erhielten eine besondere Form, namentlich die Festgebäcke. Als solche Brotformen erscheinen bald Tier-, bald Menschengestalten (Reuterskiöld S. 115 ff.). Hier handelt es sich schon um sehr komplizierte gedankliche Übertragungen und Kombinationen, die offenbar in der Weise zustande kamen, daß einerseits die Vorstellung von dem Tier- und Menschenessen weiterlebte, andererseits aber die Verbindung mit dem neuen Nahrungs- und Kraftträger, dem Brot, hergestellt wurde.

e. Auch der Erstlinge muß gedacht werden, der Erstlinge an Tieren und Früchten, die ursprünglich „erfüllt“ von der Gottheit, später von ihr „geschaffen“ gedacht werden, und die man dann als Dankgaben, als „Opfer“ (s. d. A), an den Gott oder König darbringt.

§ 6. Endlich muß noch an den Restzauber erinnert werden, den man mit Überbleibseln von Speisen zu machen pflegt. So werden z. B. auf den Salomo-Inseln und im Bismarck-Archipel Reste von Betelnüssen oder andere Überreste von Speisen in Blätter gewickelt und in den Boden gesteckt, darüber schüttet man Erde, tritt sie mit dem Fuß fest und legt noch drei heiße Steine darauf. So wird ein Zauber bereitet, um den zu töten, der diese Reste hinterlassen hat (Thurnwald S. 443). Rivers berichtet Ähnliches von den Banks-Inseln, von Motlav und von Mota (a. a. O. S. 158, 161). Der Gedanke, daß mit Resten, z. B. von Haaren,

Nägeln und dgl., eine Beeinflussung des Schicksals einer Person verknüpft ist, ist weitverbreitet (s. Zauber A).

S. a. Fest A, Feuer A, Jünglingsweihe, Kannibalismus, Mädchenweihe, Mana B, Meidung, Tabu B, Totemismus B.

Frazer *The Golden Bough* 1911; Lumholtz *Among Cannibals* 1889; Malinowski *The Family among Austral. Abor.* 1913; ders. *Argonauts Western Pacific* 1922; Müller-Wismar *Yap* 1917; Nansen *Eskimoleben* 1891; Preuß *Religion und Mythos der Uitolo* 1921; Reuterskiöld *Die Entstehung der Speisesakramente* 1912; Rivers *History of the Melanesian Society* 1914; Röheim *Killing the Divine King Man* 1915; Roth *Ethn. Studies N.-W. Centr. Queensland Abor.* 1897; Sahagun *Hist. gén. d. Choses Nouv. Espagne* 1880; Sarfert *Kusae* 1919; Strehlow *Aranda- u. Loritjastämme* 1907; Thurnwald *Salomo-Inseln u. Bismarck-Archipel* 1912; Vedder *Die Bergdama* 1923; Weber *Indische Streifen* 1868—79; Williamson *The Majulu Mountain People of New Guinea* 1912.

Thurnwald

A 2. Paläolithikum s. Jagd A, Wirtschaft A.

B. Europa. Jüngere Perioden s. Wirtschaft A.

C. Ägypten. Die N. der vorgesch. Äg. ist schon recht mannigfacher Art. Neben dem Jagdwild (s. Jagd C) — vor allem den verschiedenen Arten von Gazellen und Antilopen, ferner Steinböcken, Wildrindern und sogar Hyänen (deren Fleisch freilich seit dem Ende des AR nicht mehr geschätzt wird (Erman-Ranke *Äg.* S. 274 Anm. 3) — finden sich schon eine Anzahl von Haustieren (s. d. C), und zwar Rind, Ziege, Schaf und Schwein, die offenbar vor allem ihres Fleisches wegen gezeitet und z. T. (so das Rind — ebenso übrigens auch die Hyäne) gemästet wurden. Sehr beliebt war seit ältester Zeit ferner verschiedenes Geflügel, vor allem Gänse und Enten, die im Dickicht der Überschwemmungssümpfe teils mit dem Wurfholz (s. d. B) erlegt, teils mit einem großen, im Wasser ausgelegten Schlagnetz gefangen und dann in Käfigen gehalten und gemästet wurden; auch Tauben und Kraniche kommen unter den Geflügelherden des AR vor, letztere wurden sogar ebenfalls gemästet. Auch der Fischfang (s. Fischerei C) bot, anscheinend besonders der Masse des Volkes, reichliche Nahrung. Daß Vogeleier gegessen worden seien, wird nie erwähnt oder gezeigt,

und man könnte meinen, daß diespäteren religiösen Bedenken gegen das Essen von Eiern (Erman-Ranke *Äg.* S. 268 Anm. 3) auf die älteste Zeit zurückgehen, doch läßt sich diese Auffassung nicht halten. Zunächst finden sich öfters Straußeneier (s. d.) — z. T. an einem Ende mit einem Loch versehen — in vorgesch. Gräbern als Beigabe. Freilich wissen wir nicht, ob diese wirklich zum Essen bzw. Austrinken und nicht vielleicht zu einem ganz anderen Zweck bestimmt waren, aber die Tatsache, daß gelegentlich (Junker *Kubanieh-Süd* S. 120) ein kleines Vogelei neben dem Munde einer Kinderleiche gefunden wurde, läßt das erstere doch wahrscheinlicher erscheinen. Für das NR jedenfalls ist die Sitte des Eieressens gesichert. Schon die bei Darstellungen des Vogelfangs (Wreszinski *Atlas* Tf. 249) begnenden, mit Eiern gefüllten Körbe werden sich nicht anders erklären lassen, einen zwingenden Beweis aber liefern Darstellungen wie Davies *Tomb of Nakht* Tf. 25, wo unter lauter zweifellos zur Nahrung bestimmten Dingen auch ein Körbchen mit Eiern erscheint. Und auch die Erwähnung von Vögeln, die „jeden Tag ein Ei legen“, in einer Inschrift des NR, die Sethe (in der Festschrift für Andreas) auf die Einführung von Hühnern gedeutet hat, ist nur zu verstehen, wenn die Eier dieser Vögel gegessen werden sollten. — Gewiß geht auch die Sitte der Bienenzüchtung und Honiggewinnung (vgl. a. Band VII Tf. 113) schon in die vorgesch. Zeit zurück, wenn sie sich auch in den Hockergräbern begrifflicherweise nicht nachweisen läßt. Die älteste — und bisher einzige — Darstellung eines Bienenstandes, der (wie noch heute in Ä.) aus aufeinandergeschichteten Tongefäßen hergestellt wurde, stammt aus einem Tempel der 5. Dyn. (Klebs *Reliefs* II 83). Es ist möglich, daß die Imkerei in älterer Zeit zu den Vorrechten des Königs gehört hat (vgl. die Bezeichnung „der zur Biene Gehörige“ als uralten Titel des Königs von Unterägypten?); im NR ist der Gebrauch des Honigs allgemein, er vertritt dort etwa die Stelle unseres Zuckers. — An einheimischen Früchten, die zu der N. der ältesten Äg. gehört haben, sind Datteln und Feigen, Weintrauben und Granatäpfel sowie die Früchte der Sykomore und Dumpalme zu

nennen, daneben Gurken, Lauch und allerlei anderes Gemüse.

Zu dieser unmittelbar von der Natur selbst gegebenen N. tritt das Brot, das seit ältester Zeit aus den Körnern verschiedener Getreidearten, vor allem von Weizen und Gerste, gewonnen wird, und aus deren Mehl neben dem einfachen Brot schon früh auch mancherlei Arten von Kuchen hergestellt wurden. In den vorgesch. Gräbern wird das Brot bisweilen durch Scheinbrote, die aus Mehl und Nilschlamm zusammengeknetet sind (MDOG 30 S. 11 Möller), oder durch Scheinmehl, d. h. durch mit weißem Sand gefüllte Tonkrüge (MDOG 34 S. 9 Möller), ersetzt.

An Getränken gehen Bier (s. d. B) und Wein (s. Wein B) ebenfalls bis in die älteste Zeit zurück.

Von den in vorgesch. Gräbern zahlreich gefundenen Tierknochen fehlen unglücklicherweise fast immer zuverlässige zoologische Bestimmungen. Es wird sich in den meisten Fällen um Knochen von Rindern (z. B. MDOG 30 S. 11 Möller) und Kälbern (z. B. Petrie *Tarkhan* 19 Gr. 37, 39, 42) und von Ziegen oder Gazellen (z. B. Petrie-Quibell *Naqada* S. 16, 394; Petrie *Tarkhan* 18 Gr. 315) handeln; seltener sind Knochen von Geflügel beobachtet worden (z. B. Petrie *Tarkhan* 19 Gr. 37, II 6, 2054).

Ranke

D. Palästina-Syrien.

§ 1. Paläol. — § 2. Neol. — § 3—4. BZ (§ 3. Pflanzenkost. § 4. Fleisch, Fisch, Geräte). — § 5. EZ.

§ 1. Die Beschaffenheit des Landes und die einfachen Geräte des Paläol. ermöglichen den Bewohnern von Palästina-Syrien die Beschaffung der N. nur durch die Jagd (s. d. D). Als Reste ihrer Mahlzeiten fanden sich deshalb an den paläol. Siedlungsstellen gespaltene Röhrenknochen oder Zähne von Auerochs (s. d. B), Reh und Hirsch (s. d. C), Wildziege (s. Ziege C), Gazelle, Steinbock (s. d. B), Wildschwein (s. Schwein C), daneben auch Knochen von Vögeln, wie Ente, Taube, Steinhuhn (*perdix graeca*). Fischfang scheint nicht betrieben worden zu sein, obwohl viele Siedlungen an der Küste lagen. Dagegen verzehrte man vielfach Weichtiere, wie Seemuscheln (Gattungen *Trochus*, *Patella*,

Pectunculus) oder Schnecken (FO: 'adlun, bei dem *wādi qāna*, am *nahr ibrāhīm*, *nahr el-ğōz*, *ğā'tta*, *anteljās*, G. Zumoffen *La Phénicie avant les Phéniciens* 1900 S. 7ff., 44ff., 65ff., 88ff., 101f.; Anthropos 3 [1908] S. 442ff., 454 ders.; P. Lortet *La Syrie d'aujourd'hui* 1884 S. 139f.; O. Fraas *Aus dem Orient* II [1878] S. 117). Ob die bei *anteljās* gefundenen menschlichen Knochen, die eigenartige Spuren tragen, von Kannibalenmahlzeiten herrühren (ZdPV 35 [1912] S. 136 M. Blanckenhorn), bleibt sehr zweifelhaft (P. Karge *Rephaim* 1917 S. 114). Als Zukost dienten die Früchte wildwachsender Bäume, wie die Olive, Feige, Dattel, wahrscheinlich auch — wenn man nach der Lebensweise der heutigen Bewohner schließen darf — allerhand Zwiebel- und Gurkengewächse, Kräuter und Wurzeln, die ungekocht mit Salz genossen werden konnten.

§ 2. Im Neol. erfolgte der allmähliche Übergang von der Jagd zur Tierzucht und zum geordneten Pflanzenbau. Zunächst ist allerdings die Jagd immer noch betrieben worden, wie die Knochenfunde der neol. Stationen zeigen (*harāğel* und an der Quelle des *nahr el-keḫb* G. Zumoffen *La Phénicie* S. 96ff., 120ff.; Anthropos 5 [1910] S. 148ff., 159ff. ders.; Abhandlungen der naturforschenden Gesellschaft Halle 19 [1893] S. 15f. K. v. Fritsch). Aber das Fehlen oder seltenere Auftreten von Knochen der Haustiere (s. Rind C, Schaf C, Schwein C, Ziege C) läßt sich auch dahin erklären, daß diese nur ausnahmsweise geschlachtet wurden, weil man ihre Milch nicht entbehren wollte. Die Lage der neol. Siedlungen in fruchtbaren Tälern oder Ebenen (am See *Genezareth*, Ebene *Jesreel*, im *Ḥaurān*) deutet darauf, daß zu dem Fleisch das Getreide kam. Auch die zahlreich gefundenen Sichelsteine (s. Sichel C) bestätigen dies. Zunächst hat man sich wohl mit den wildwachsenden Getreidearten (Emmer [s. d.], Urweizen, Urgerste) begnügt, die noch neuerdings in Syrien nachgewiesen worden sind (s. Ackerbau C). Ihre Körner wurden geröstet, zerstoßen oder zu Mehl zerrieben. Auch jetzt noch hat der Fischfang eine recht unbedeutende Rolle gespielt, da Angelhaken kaum gefunden wurden (Aus-

nahmen bei *haifa* P. Karge *Rephaim* 1917 S. 168; Macalister *Gezer* II 87, vgl. Abb. 275c; III Tf. 134, 40; Harpunen Vincent *Canaan* S. 406; Sellin-Watzinger *Fericho* S. 114, Tf. 25, 80. 81).

§ 3. In der BZ ist jedenfalls bei der Bevölkerung des Landes mit Ausnahme der Beduinen oder Halbnomaden der geregelte Ackerbau (s. d. C) vollkommen üblich gewesen. In Gezer fanden sich von der ältesten Schicht ab Weizen (*triticumturgidum*), Mohrhirse und noch häufiger Gerste (Macalister *Gezer* II 22f.; SB. Akad. Wiss. Wien 173 [1914] S. 181ff. F. v. Frimmel [von Macalister ist irrtümlich Hafer mit aufgeführt]), ebenso Weizen in Megiddo (Schumacher *Tell el-mutesellim* S. 60, 118). Saatwicke (*vicia sativa*, arab. *kursenni* Frimmel a. a. O. S. 185) hat wohl als Viehfutter gedient. Die Körner ließ man zu Graupen quellen (heute *burrul* genannt), oder man verarbeitete sie mit der Mühle (s. d. C), so daß Brot hergestellt werden konnte (s. Backen C). Sinuhe berichtet, daß er in dem Lande Jaa, in dem er wohnte, Emmer, Gerste und allerlei Korn, also Brot, als Tageskost hatte (Zl. 54f.). Die Äg. nennen nicht nur eine Art Spelt mit kanaänischem Namen (*hrnt* M. Burchardt *Die altkanaänischen Fremdworte und Eigennamen im Äg.* II [1910] S. 35 Nr. 663), sondern auch Mehl (*irt* vgl. hebr. *šöl*; *kmh* vgl. hebr. *qemah* ebd. S. 50, 59 Nr. 984, 1172), Brot (*in* ebd. S. 5 Nr. 73) und so viele Arten von Gebäck (ebd. Nr. 30, 39, 325, 355, 397, 401, 423, 475, 615, 629, 654, 668, 716, 738, 764, 848, 963, 1017, 1054, 1068, 1080, 1129, 1160, 1165, 1213, S. 86), daß den Äg. Syrien das gelobte Land in Backwaren gewesen zu sein scheint. Auf dem Acker wurden ferner Linsen (vgl. äg. *ʿršn* Burchardt S. 15 Nr. 277, nach Wenamons Bericht aber auch aus Ä. eingeführt) und Bohnen (äg. *pr* = hebr. *pōl*, oder *irj* Burchardt S. 22, 86 Nr. 407) gebaut. Der Gartenbau (s. Garten C), der ebenfalls regelmäßig betrieben wurde, lieferte allerlei Früchte, wie die Olive (s. Öl C), die Traube (s. Wein C), den Granatapfel (s. d. B), Aprikose, Feige (Macalister *Gezer* II 22f.). Die Amarna-Briefe verzeichnen außerdem die Gurke (*kissû* Knudtson 14 III 38; IV 5) und die Dattel (*suluppu* 14 IV 6), äg. Berichte

außer dem Apfel (*tph* = hebr. *tappūch*) mehrere unbestimmbare Früchte (*lnhmn*, *lk*, *ʿdn*, *mʿirt* Burchardt *Fremdworte* Nr. 71, 163, 299, 449).

§ 4. Die Milch der Haustiere wurde frisch, gekocht (Sinuhe Zl. 25f., 89) oder in gesäuertem Zustande genossen oder zu Butter (*chêmetu* Amarnabriefe 22 I 46; II 38) verarbeitet. Der Fleischgenuß scheint sich wie noch heute in mäßigen Grenzen gehalten zu haben (Knochen von Haustieren Bliss *Tell el Hesy* S. 191f.; Bliss-Macalister *Excavations* S. 33; Schumacher *Tell el-mutesellim* S. 15, 43, 51, 62, 66, 70, 158; dabei kommt auch vereinzelt das Schwein vor). Im N des Landes erscheint als Tribut sogar wohl schon das Haushuhn (Festschrift für F. C. Andreas 1916 S. 109ff. K. Sethe). Die Jagd lieferte immer noch eine Menge eßbarer Tiere (z. B. Gazelle *šabitu* Amarnabriefe 25 II 2; Rebhuhn und Kranich Macalister *Gezer* II 19; Gänse Sinuhe Zl. 89f., äg. *trp* Burchardt *Fremdworte* II 56 Nr. 1107). In größerem Umfange wurde der Fischfang betrieben (Knudtson *Amarnabriefe* 356, 51), da sich überall, auch weit im Binnenlande, Fischgräten fanden (Macalister *Gezer* II 20; Schumacher *Tell el-mutesellim* S. 53, 60, 62, 66, 71, 89, 102, 160; s. auch Nadel C). Den fehlenden Zucker ersetzte der Honig (s. Biene B). Die Speisen wurden wie noch heute mit viel Öl oder Fett zubereitet, in großen Töpfen gekocht und dann auf Platten aufgetragen. Als Geräte benutzte man das Messer (s. d. C), aber nur zum Zerteilen vor der Mahlzeit, die Gabel, um das Stück aus dem Topfe herauszuholen (s. Bronzeguß C § 5; Hausgerät C § 5) und den Löffel (s. d. B). In Gräbern fanden sich vielfach Reste von Mahlzeiten, die den Toten mitgegeben worden waren (s. Grab F), doch ist die verdickte, milchartige Flüssigkeit, die in Krügen aufgestellt war (Schumacher *Tell el-mutesellim* S. 15, 18), nicht näher untersucht worden.

§ 5. Für die EZ liefert das AT die nötigen Angaben. Als Getreidearten werden genannt *hittâ* Weizen (Gen. 30, 14; Exod. 9, 32; 23, 14ff.; Lev. 23, 9ff.; Deut. 8, 8; 32, 14; Richt. 6, 11; 2. Sam. 17, 28; 1. Kön. 5, 25; Jes. 23, 3; 28, 25; Ezech. 27, 17 u. ö.),

š^orá Gerste (Exod. 9, 31; Deut. 8, 8; Richt. 7, 13 und 2. Kön. 4, 42 [für das Brot verwendet]; 2. Sam. 14, 30; 17, 28; 21, 9; 2. Kön. 7, 1 ff.; Jes. 28, 25 u. ö., vgl. äg. šrt OLZ 4 [1901] S. 192 W. M. Müller), kuššemet Emmer (Jes. 28, 25; Ezech. 4, 9; Exod. 9, 32; Hakedem I [1907] S. 48 ff. J. Löw). Ganz allgemein wird das Getreide bezeichnet mit bar (Jerem. 23, 28; Amos 5, 11; 8, 6), dāgān (Deut. 28, 5; 33, 28; 2. Kön. 18, 32; Jes. 36, 17; Jerem. 31, 12 u. ö.), šeber (Gen. 42, 1 ff.; 43, 2; 47, 14; Amos 8, 5), qāmā (Exod. 22, 5; Deut. 16, 9; 23, 26; Richt. 15, 5; 2. Kön. 19, 26). Wahrscheinlich wurden auch Mohrrhirse (šōrā Jes. 28, 28, vgl. arab. durra; Panammu-Inschrift Zl. 6; dōhan Ezech. 4, 9) und Emmer (šh Inschrift des Bar-rekub von Sendschirli Zl. 6 und 9) gebaut. Die Körner röstete man an einem leichten Feuer (qālē Lev. 23, 14; Ruth 2, 14; 1. Sam. 17, 17; 25, 18; 2. Sam. 17, 28). Weizen und nötigenfalls Gerste lieferten das Mehl (qemaḥ Feinmehl Gen. 18, 6; Num. 5, 15; 1. Sam. 1, 24; 28, 24; 2. Sam. 17, 28; 1. Kön. 5, 2 und šōlet Grobmehl, Gries Gen. 18, 6; 1. Kön. 5, 2; 2. Kön. 7, 1 ff.; Ezech. 16, 13 f.; 46, 14, Beiträge zur Wissenschaft vom AT 13 [1913] S. 60 ff. G. Dalman), das zu Brot oder feinem Backwerk verwendet wurde. Brot mit Obst (Feigen, Trauben, Nüssen, Pistazien, Mandeln, Granatäpfeln, Maulbeerfeigen, Johannisbrotscotten, auch in Kuchenform getrocknet š^ošā Hos. 3, 1; 2. Sam. 6, 19; 1. Chron. 16, 3; Hoheslied 2, 5 oder šimmūqtm 1. Sam. 25, 18; 30, 12; 2. Sam. 16, 1; 1. Chron. 12, 40 [von Rosinen]; d^obēlā 1. Sam. 25, 18; 30, 12; 2. Kön. 20, 7; Jes. 38, 21; 1. Chron. 12, 41 [von Feigen]; qajš 2. Sam. 16, 1 [vielleicht von Datteln]) oder Gemüse (Gurken 2. Kön. 4, 38 ff.; Jes. 1, 8, Lauch, Knoblauch, Zwiebeln Num. 11, 5, Bohnen pōl, Linsen adāstm Gen. 25, 29 ff.) war die gewöhnliche N. des einfachen Mannes. Fleisch aß man bei besonderen Gelegenheiten, wenn etwa ein Gast bewirtet werden sollte. Anders war es freilich an der Tafel des Königs (1. Kön. 5, 3). Meist wurde es gekocht (so bei Sinuḥe Zl. 85, vgl. 1. Sam. 8, 13; 9, 23; Deut. 16, 7), später auch gebraten (1. Sam. 2, 13 ff.; Exod. 12, 8). Die Milch der Haustiere genoß man roh (Richt.

4, 19; Exod. 3, 17 ff.), sauer (Gen. 18, 8) oder zu Käse verarbeitet (1. Sam. 17, 18; Hiob 10, 10). Fische, die wohl nur aus dem Mittelländischen Meere bezogen wurden, aß man wenig (Hiob 40, 30; Nehem. 3, 16; in der Zeit Jesu wurde am See Genezareth viel gefischt). Selbst Heuschrecken verschmähte man nicht (Lev. 11, 22). Als Gewürz diente vor allem das Salz (s. d. B.), dann Koriander (gad Exod. 16, 31; Num. 11, 7), Kümmel (kamḥōn Jes. 28, 25 ff.) und Dill (qezah Jes. 28, 25 ff.). Über Getränke s. Wein C. Genaue Speisegesetze (Deut. 14, 1 ff.; Lev. 11, 1 ff.; vgl. Gen. 7, 8; 8, 20) bestimmten, daß von den Vierfüßlern nur die gegessen werden dürften, die gespaltene Klauen hätten und Wiederkäuer wären, von den Wassertieren nur die mit Flossen und Schuppen, auch nur einige Vögel. In diesen Bestimmungen, die verhältnismäßig spät festgelegt wurden, kommen aber alte sittlich-religiöse, vielleicht auch totemistische Anschauungen zum Ausdruck.

H. Guthe Kurzes Bibelwörterbuch 1903 S. 232, 369 f., 460 f.; ZdPv 9 (1886) S. 1 ff. L. Anderlind; I. Benzinger Hebräische Archäologie² 1907 S. 62 ff.

Peter Thomsen

E. Vorderasien. Die Zeugnisse, die wir über das Essen der alten Babylonier und Assyrer besitzen, stammen nicht alle aus alter Zeit, aber es ist wahrscheinlich, daß sich die Moden auf diesem Gebiete nicht sonderlich verändert haben werden. Die Kost war im wesentl. vegetabilisch; dasselbe Zeichen, das „Kraut“ bezeichnet, bedeutet auch „Speise“. Den Hauptbestandteil lieferte das Korn, speziell die Gerste, das im Haushalt selbst von Frauen oder Sklavinnen gemahlen wurde (s. Mehl). Das daraus bereitete und im tönernen Ofen (s. Ofen B) gebackene Brot hatte vermutlich, wie noch heute im Orient, die Form von dünnen Fladen. An Festtagen aß man auch aus Weizen- und Emmermehl zubereitete Kuchen und Süßbrote (vgl. Zimmern Beiträge zur Kenntnis der babyl. Religion 1901 S. 98, 33 u. ö.). Als Zukost zum Brote aß man verschiedene Vegetabilien, je nach der Jahreszeit, am liebsten Knoblauch und Datteln, dann auch Gurken, Rettiche und allerlei Obstsorten. Daneben genoß man natürlich

auch gekochte und gebratene Speisen. Auch diese waren meist vegetabilischer Natur, z. B. ein dicker „Mehlbrei“, ein „Mus“ aus Dickmilch und Dattelhonig und eine „Süßspeise“ aus Mehl, Sesam und Dattelhonig (Hrozný *Das Getreide im alten Babylonien* 1913 S. 106, 135 ff.; H. Zimmern a. a. O. S. 98, 46 u. ö.) Allen Speisen wurde als Gewürz Salz hinzugetan (K. L. Tallqvist *Die Beschwörungsserie Maglú* o. J. [1895] Tf. 6 S. 94 ff.). Von den Erzeugnissen des Flusses und Meeres wurden vor allem Fische (s. Fischerei D) gekocht, gebraten und eingesalzen gern genossen (H. Rawlinson *The cuneiform inscriptions of Western Asia* 5 [1884] S. 50, II 44; H. Ranke *Babylonian legal and business documents* 1906 Nr. 106). Gedörrt und zerstampft „können sie auch nach Belieben wie Brei eingerührt oder zu Brot verbacken werden“ (Herodot. I 200). Vermutlich wird man Schildkröten, die man oft fing, auch genossen haben (Ebeling *Keilschrifttexte aus Assur religiösen Inhalts* 1921 Nr. 196 IV 25). Das Fleisch der Haustiere, besonders des Rindes, aber auch der Schafe und Ziegen, war für den gewöhnlichen Mann eine Delikatesse, die er sich nur bei hohen Festen, etwa 3—6 mal im Jahr, leisten konnte (vgl. *Cuneiform Texts of Babylonian tablets* II [1896] S. 41, 35). Billiger war das Schweinefleisch, das aber nicht sonderlich beliebt war. Dagegen lieferte die Jagd auf das Wild, das die Steppe bevölkerte, geschätzte Gerichte, außer mannigfachem Geflügel vor allem Hasen, Gazellen, Hirsche, Antilopen und Wildesel, deren Fleisch auch Xenophon als äußerst wohlschmeckend rühmt (Xenophon, *Anabasis* I 4). In den Hemerologien werden an bestimmten Tagen Verbote für einzelne Speisen, z. B. Schweinefleisch, Fische, Lauch u. a., erlassen, weil diese dann schwere Krankheiten hervorrufen sollen (Ebeling a. a. O. Nr. 177; Rs. I 31; Nr. 178 I 8; Rs. III 15; IV 52 ff.).

B. Meissner

Nahrungsmittelgeld s. Geld § 6, 7, 11.

Nähzeug. Über die Nähnadel s. Nadel A 2. Kleine zylindrische Bronzebüchsen, die in der LTZ vorkommen, werden als Futterale für Nähnadeln gedeutet, weil man einmal eine solche darin fand (La Tène). Der Fingerhut verbreitet sich erst mit der

röm. Kultur. Über Nähgarn s. Textiltechnik A § 5, 6.

Pfc-Déchelette *Le Hradischt de Stradonitz en Bohême* 1906 S. 73; Hoops *Reall.* III 297.

Alfred Götz

Naksch-i-Rustem s. Naqsch-i-Rustem.

Name, Namengebung. A. Allgemein.

§ 1. Der N. als Lautbild. — § 2. Namengebung nach Ereignissen; Gleichklang von N. — § 3. Namengebung nach der Abstammung. Familien- und Sippennamen. — § 4. Abänderung, Verleihung von N., Sondernamen, Freundschaftsnamen u. dgl. — § 5. Namenscheu und Namenszauber. — § 6. Selbständigkeit des N. und dadurch bedingte Denkfehler. — § 7. Der N. als Träger sozialer Organisation. — § 8. Tier-, Sach- und Ortsnamen.

§ 1. Der N. stellt das lautliche Bild von einem Menschen, einem Tier oder einem Gegenstand dar und erfährt daher in vielen Beziehungen ein ähnliches Schicksal wie ein plastisches oder ein Umrißbild, nämlich das einer bis zur Vereinheitlichung gesteigerten, untrennbaren Verbindung zwischen Bild und Objekt. Psychologisch wurzelt diese Vereinheitlichung zweifellos in dem Gefühl eines Zusammenhanges der Sekundär-Funktion mit dem primären Erlebnis überhaupt. Optisches Bild und Lautbild sind Hilfen, die den ganzen Komplex von primären Erlebnissen in einem einzigen Erinnerungs-Konglomerat reproduzieren.

Dieses Erinnerungs-Konglomerat wird als so innig zusammenhängend empfunden, daß aus der Lebendigkeit und Unzertrennbarkeit der gedanklichen Verbundenheit auch auf dessen tatsächliche Einheitlichkeit zurückgeschlossen wird und das betreffende Laut- oder Umrißbild wie ein Bestandteil der Person oder Sache, die es bezeichnet, angesehen und behandelt wird.

Daraus ergeben sich vielerlei Folgen. Man glaubt, im Laut- oder Umrißbild (ähnlich wie im Spiegelbild — vgl. Meringer) gewissermaßen einen Zipfel, einen Teil des Ganzen, zu besitzen, gleichwie Arm oder Bein einer Person oder den Schwanz eines Tieres oder den Zweig eines Baumes, von wo aus man Gewalt und Herrschaft über die übrige Person gewinnen kann (s. a. Idol A 1, Gelübde A, Primitives Denken).

Darum wird das Aussprechen oder die Meidung des N. (s. § 5) mit der Vorstellung

verbunden, daß dadurch eine gewisse (mystische) Wirkung ausgeübt oder unterlassen wird. Aus diesem Grunde werden auch andere N. verliehen, wenn sich das Erscheinungsbild des Menschen ändert, wenn er z. B. in das Pubertätsalter eintritt und die Reifeweihen (s. Jünglingsweihe, Mädchenweihe) durchmacht oder in höhere Altersstufen (s. d.) gelangt ist. Doch auch sonstige Veränderungen führen zu einer Abänderung des N., wie des Überstehen einer Krankheit oder das Erleben eigenartiger Schicksale, die Verrichtung bedeutsamer Taten, z. B. das Töten eines Menschen u. dgl. Selbst wenn einer sich betrunken fühlt, hält er es manchmal für nötig, daß ihm ein neuer N. während seines Rausches (s. d.) beigelegt wird (s. § 4).

Der Zauber, der durch das Lautbild, den N., ausgeübt wird, ist unzweifelhaft etwas Späteres als etwa der Vorbildzauber (s. § 6) oder der Restezauber (s. Zauber A), obgleich beiden das gleiche Denkverfahren zugrunde liegt (s. § 5).

Vermöge der Selbständigkeit und des Eigenlebens des N. wird ihm eine Rolle zugeschrieben, wie etwa einer Verkleidung oder einer Tarnkappe, unter der sich eine Person besonders vor der gefährlichen Geisterwelt verbergen und von ihr unerkannt bleiben kann. Andererseits werden aus dem N. Eigenschaften abgeleitet (s. § 6; vgl. Ferenczi).

Während die Personennamen, insbesondere bei niedrigen Naturvölkern, oft außerordentlich unbeständig sind und mit dem Alter, dem Erreichen der Pubertät, gewissen Ereignissen oder mit dem Tode wechseln, sind die N. der Sippen oder Großfamilien dauernd und oft mit besonderer Verehrung umgeben.

Die primitive Namengebung knüpft im allg. an affektbetonte Ereignisse bei der Geburt an und pflegt besonders die Spitznamen (s. § 2); dagegen scheint die Wiederholung der N. der Großeltern bei den Enkeln (s. § 3) mit der Vorstellung zusammenzuhängen, daß in den Enkeln die Großeltern sich wieder verkörpern. Als älteste Dauernamen sind zweifellos die Familien- oder Sippennamen zu betrachten, die wieder häufig an die Örtlichkeit

erinnern, mit denen die Personengruppe verbunden erscheint (s. § 3, 8).

§ 2. Die Namengebung ist bei den Bergdama Südwest-Afrikas ein wichtiger Akt, der durch den Vater vorgenommen wird. Er sucht ein Perlhuhn, Feldhuhn oder sonst ein Wildbret zu erlangen, das er mit den Männern am heiligen Feuer verzehrt. Darauf salbt er seinen Körper an allen erreichbaren Stellen, indem er etwas Fett in beide Hände nimmt und sich so lange damit einreibt, bis die Schmutzkruste an seinen Fingern in Form kleiner Röllchen klebt; dieser Schorf wird sorgfältig gesammelt, zu einem Kügelchen zusammengeknetet und in ein Stückchen Fell gebunden. Dieses Säckchen hängt er dem Säugling als Amulett (s. a. Idol A. 1) um den Hals und spuckt ihm auf die Brust, fährt mit der Hand leicht hin und her und nennt dabei den Namen, den er schon seit Tagen oder Wochen sich ausgedacht hat. In der Regel erinnert der Name an ein Ereignis, das sich vor oder während der Geburt zutrug. Ein Mann wurde von seinem Vater *Doe-mäib* genannt, weil seine Mutter während der Schwangerschaft mit dem Vater „reisen“ = *doe* mußte und unterwegs ermüdet oft ein Bündel mit ihren Habseligkeiten „hin stellte“ = *mäi*. Dessen Frau erhielt von ihrem Vater den N. *Noube-does*; denn während der Schwangerschaft der Mutter „wanderten“ = *doe* die Eltern im Felde umher; und öfter als gewöhnlich gelang es dem Vater, den esbaren Vogel „*Noubes*“ zu erlegen. — Der N., den der Vater des Kindes in der beschriebenen Weise ihm verleiht, wird Kindesname genannt. Jedoch nicht allein der Vater, sondern auch die anderen Sippenangehörigen, groß und klein, bezeigen ihr Interesse an dem Kinde durch Beilegung verschiedener N. Bei deren Wahl knüpft man an irgendeine körperliche Eigenart des Kindes oder an ein oft geringfügiges Ereignis an. So nennt man ein zartes Mädchen: „kleiner Finger“ oder einen Knaben mit auffällig dickem Kopf: „Großkopf“. Insonderheit ist auch die Mutter oft Urheberin verschiedener solcher N. Dazu kommen noch Spitznamen, die Gespielen einander beilegen, und die man als Namen „der Kleinen“

bezeichnet. Jeder dieser verschiedenen N. kann sich einbürgern. Oft wird der Spitzname gebräuchlicher als der Kindesname, den der Vater gab. Außerdem kommt es aber vor, daß eine Person in einer fremden Werft (Sippenlager) nach Eigenart oder Zufall mit einem neuen N. bedacht wird, der sich unter Umständen vielleicht besser behauptet als einer der alten. Aus alledem geht hervor, wie schwankend und unsicher die Namensbezeichnung unter den Bergdama ist. In einer Weise wird jedoch eine gewisse Ordnung dadurch geschaffen, daß die Werftfamilien, die Sippen (s. d.), mit traditionellen Namen bezeichnet werden, die „Namen der großen Leute“ heißen. Es sind Sippennamen. Diese werden vom Vater auf die Tochter und von der Mutter auf den Sohn vererbt (vgl. Mutterrecht A § 4). Bei Knabennamen wird häufig dem von der Mutter ererbten Familiennamen noch der des Vaters hinzugefügt. Durch die Familiennamen wird namentlich Fernerstehenden gegenüber die Verwandtschaft eines jeden gekennzeichnet; das ist für Fremde wichtiger als der individuelle N. Alle, die den gleichen Familiennamen tragen, werden zu einer großen Familiengemeinschaft gezählt, die man *onaren* nennt (von *ons* = Name), und die zu gegenseitiger Verwandtentreue verpflichtet sind. Diese erstreckt sich so weit, daß, wenn der N., den der Vater dem Kinde beilegt, mit dem Familiennamen irgendwelcher fremder Personen gleichlautend ist, damit dennoch die Zugehörigkeit zu der betreffenden anderen Familiengemeinschaft als begründet gilt (Vedder S. 44, 46ff.). — Dieser äußerliche Gleichklang des N. ist auch bei anderen, selbst höheren Völkern entscheidend für die Annahme des Bestehens von Verwandtschaftsbeziehungen und selbst für daraus abgeleitete Heiratsbeschränkungen (s. Heiratsordnung, Verwandtschaft).

So ist bekanntlich in China die Verbindung zwischen zwei Menschen desselben Familiennamens nicht erlaubt; ein Prinzip, das ö. bis zu den Riu-Kiu-Inseln Ausbreitung fand (Simon S. 88).

Bei den Ovakuanjama Südwest-Afrikas gibt der Vater bald nach der Geburt dem Kinde einen N., meist an-

knüpfend an ein Ereignis vor der Geburt, worüber er erfreut oder erschrocken war. Oftmals legen sich die Kinder, wenn sie größer geworden sind, einen anderen N. bei. Bei den Ovandongas führt das Kind, solange die Mutter das Wochenbett hüten muß, den ihm von der Mutter gegebenen N. Sobald die Mutter, nach 8—10 Tagen, ihrer gewohnten Beschäftigung wieder nachgehen kann, gibt der Vater dem Kinde den richtigen oder Rufnamen (s. a. Kind). Vor dieser Beilegung des richtigen N. muß sich die Mutter einer körperlichen Reinigung (s. d. D) unterziehen (Krafft S. 21). — Die Auin erhalten bald nach der Geburt ihren Namen durch den Großvater oder die Großmutter (Kaufmann S. 157).

Das Kind erhält bei den austral. Kurnai einen N. erst, wenn es zu laufen beginnt, und zwar gewöhnlich nach irgendeiner unbedeutenden Begebenheit, die sich bei seiner Geburt zugetragen hat. Den N. verleiht der väterliche Großvater oder die Großmutter, in Ermangelung dieser die mütterlichen Eltern. Der N. ist gewöhnlich schon von einem früheren Mitglied der Familie getragen worden, z. B. durch den verstorbenen Bruder der Mutter oder einen Ahnen. Erhält das Kind bei der Jünglingsweihe einen neuen N., so wird dadurch der alte Kindername geheim, darf Fremden nicht mitgeteilt und auch von Fremden nicht erwähnt werden. Wenn ein Kurnai das Reifealter erreicht und seinen Platz unter den Alten des Klans einnimmt, erhält er gewöhnlich abermals einen neuen N.; der vorherige wird aber in diesem Falle nicht geheim. Der neue N. ist oft von irgendeiner persönlichen Eigentümlichkeit oder Eigenschaft abgeleitet, z. B. wird einer nach einem Tier genannt, das er sehr geschickt zu speeren versteht, oder nach einem Fisch, den er geschickt fängt, usw. Daneben gibt es aber noch gewisse Familiennamen, welche die Kinder von ihren Vätern übernehmen (Howitt S. 736ff.; Strehlow S. 15, 26).

§ 3. Bei den Hopi-Indianern von Arizona erhält das Kind verschiedene N. durch die Frauen aus des Vaters Klan. Zugleich damit wird dem Kind ein Segensspruch zuteil, alt und glücklich zu werden.

Dabei scheint die Großmutter die Hauptrolle zu spielen und bewegt dazu einen Maiskolben viermal im Kreise vor dem Kinde. Nach der Namengebung legt man das Kind in eine neue Wiege, bindet es darin fest und tut 4 Maiskolben hinein. Die väterliche Großmutter trägt darin das kleine Kind unter Begleitung der Mutter bei Sonnenaufgang hinaus ins Freie. Während die Mutter es dann mit Mehl besprengt, sagt die Großmutter: „Du bist herausgekommen, die Sonne zu sehen“, und nennt das Kind jetzt zum ersten Male mit einem seiner Namen. Welcher N. indessen dem Kinde verbleibt, ist nicht ganz sicher (Parsons S. 401).

Die Namengebung bildet bei den Hopi einen Teil des Rituals, mit dem die Kindbettzeremonien abgeschlossen werden. Bei den Laguna und Zuñi wird das Kind nicht bei der Darbringungszeremonie benannt, sondern erhält seinen N. später. Auch bei der Aufnahme in die Bünde (s. Männerbund) werden N. verliehen, insbesondere bei den Zuñi. Diese N. werden nicht geheimgehalten; ja ein solcher Bundesname wird oft derjenige N., unter dem eine Person allg. bekannt ist. Auch N. aus fremden Sprachen kommen vor, und zwar sowohl bei den Zuñi, als auch bei den Laguna und Hopi-Indianern. Außerdem sind Spitznamen nicht selten, z. B. *Chinapa* = „lockiges Haar“, womit ausgedrückt werden soll, daß einer einem anderen gleichen möchte oder etwas haben möchte, das ein anderer besitzt. Einer wurde bei den Zuñi „der Gelbe“ genannt, und zwar nach einem gelben Hemd, das er einmal trug. Einen anderen Mann nannte man „die Federschlange“, weil seine Mutter vor der Geburt mit einer solchen Schlange ein Abenteuer gehabt haben soll, usw. (Parsons S. 171 ff.).

Auf den Caribischen Inseln (Amerika) werden die N. erst 12 oder 15 Tage nach der Geburt verliehen. Diese N. sind zum größten Teil solche von Ahnen, oder sie sind von verschiedenen Bäumen entlehnt, die auf den Inseln wachsen, oder rühren endlich von Ereignissen her, die dem Vater während der Schwangerschaft der Frau oder während der Geburt selbst zugestoßen sind (Roth S. 675 ff.).

Bei den Pomeran-Arauaken (die allerdings mehr als andere Stämme von Guiana [Südamerika] mit den Europäern in Berührung gekommen sind) benennt eine Mutter ihr Kleines erst mit einem Kindernamen, unabhängig vom Zauberer, der nachher den persönlichen geheimen N. verleiht. Es heißt, daß Freunde, Brüder und Schwestern diesen Kindernamen gebrauchen, der an dem Betreffenden sein Leben lang haftet. Die Verleihung des geheimen persönlichen N. durch den Zauberer erfolgt durch umständliche Zeremonien (Roth S. 675 ff.).

Bezüglich Porto-Rico und Nachbarschaft vgl. Fewkes; über die nordamerik. Seneca Houghton; über die Tlingit Lang; über die Kwakiutl Boas I 786; über die Gosiute Chamberlain; über die indischen Todas Rivers 1906 S. 352; über die Maori Best S. 182 ff.; über die Neu-Kaledonier Lambert S. 82; über Yap Walleser S. 593 ff.

Für die Wahl des N. eines Kindes wurde bei den Dschagga Ostafrikas nach einem Ahnen geforscht, der zur gleichen Tageszeit geboren ward wie das betreffende Kind (Gutmann S. 217). In den w. Landschaften wählte man hauptsächlich den N. des Großvaters oder der Großmutter, bei nachgeborenen Kindern nur den der Großeltern mütterlicherseits. Der N. wurde aber nicht unverändert vom Großvater auf den Enkel übertragen, sondern erfuhr jedesmal eine kleine Wandlung: *Tariri* wird zu *Tarimo*, *Kilassa* zum *Mlasañ*, *Kjandyo* zu *Kindya*, *Ndekeru* zu *Ndevero* usw.; aus dem N. *Msango* wurde zuerst *Msangi* und hierauf *Ndesangyo*. Bei einseitigen N. wurde die Genitivsilbe *lja*-oder die Vergleichsilbe *ma*- vorgestellt, aus *Tu* wurde *Ljatu*, aus *Kilu* wurde *Makilu*. Nur die Alten kennen heute diese Wandlung der N. des Großvaters bei dem Enkel. Die jetzt erwachsenden Männer tragen namentlich im O frei gewählte Kindheitsnamen. Wo man in vornehmeren Familien noch den Zusammenhang der Ahnen ehrt, gibt man den Kindern den Großvaternamen unverändert. Die Alten führen die Wandlung der N. darauf zurück, daß man Verwechslungen habe vermeiden wollen, namentlich, wenn der Großvater noch am Leben war. Indessen ist gegen diese Hypothese der Eingeborenen geltend zu machen, daß der

Großvater bei der Jünglingsweihe (s. d.) den betreffenden Namen wählte, der als Kindheitsname auf den Enkel übertragen wurde. Allerdings wird behauptet, daß der Jünglingsname erst vor ungefähr 5 Generationen den Kindheitsnamen zu verdrängen begann. Indessen ist es wohl richtig, wie Gutmann (S. 313ff.) meint, daß die Wandlung des N. dem Wunsche entsprang, den Toten in Ruhe zu lassen. „Der unangewandte Gebrauch seines N. beunruhigte den Toten.“ Im Enkel begrüßte man ursprünglich die Wiederkehr des Großvaters und hat ihn darum auch mit seinem gewohnten N. benannt, damit er sich heimisch fühle und nicht gekränkt wieder von dannen gehe. — Dieser Glaube bedingte jedoch, wie mir scheint, bei fortgeschritteneren Vergleichen mit der Wirklichkeit ein gewisses Dilemma, teils dadurch, daß der Großvater noch am Leben blieb, teils durch das Gedächtnis an den Toten. Damit vollzog sich vielleicht auch eine Wandlung im Glauben, wie Gutmann meint, an die tatsächliche Wiederkehr des Ahnen im Enkel. — Mit dem Empfang des N. tritt das Kind aus der ersten Altersstufe (s. d.) der *Matuma* aus. Es empfängt die Glückwünsche seiner neuen Altersgenossen, d. h. aller Nachbarskinder und derer aus verwandten Sippen, die noch nicht beschnitten sind (s. a. Altersstufen, Jünglingsweihe).

Die Benennung des Kindes nach dem Großvater wurde dahin umgedeutet, daß sie zum Gedächtnis des Ahnen geschähe, und daß die Gunst des Ahnen, die durch die Benennung des Kindes nach ihm erworben wird, die Forterhaltung der Sippe sichere. — Das erstmal wird das Kind mit dem für ihn erwählten N. durch die Kinderfrau benannt, der vorher der in Aussicht genommene N. anvertraut wurde. Das geschieht nach dem Erscheinen des ersten Zahns, der auch sonst mit Jubeltrillern auf dem Hofe des Schwiegervaters usw. begrüßt wird (s. a. Kind). Die Kinderfrau reicht das Kind der Mutter zum Stillen und sagt dabei: „Da, Mütterchen, stille den *Kindya!*“ Damit erhält der Kleine den N. *Kindya*. Die Mutter tut erstaunt und fragt: „Wann hat es denn einen Namen bekommen!“ Zum Kinde

sich niederbeugend, fährt sie fort: „Willkommen, wann hast du dein Glück auf dem Wege gefunden?“ Die Kinderfrau wendet sich zum Säugling und ruft ihm zu: „Sage ihr: ja, Gesogene, ich mußte lange auf ihn warten.“ Darauf wiederholt die Mutter: „Wie ich ihm sagte: willkommen, so möge er unser Glück und das seines Großvaters sein!“ Nach der Namengebung wird dem Ältesten der Sippe und seiner Frau die Benennung des Kindes mitgeteilt. Dazu werden sie festlich nach dem Hof geladen. Die Mutter sitzt vor der Tür ihrer Hütte, neben ihr der Vater des Kindes, seitwärts die Großeltern. Vater und Mutter umfassen den Arm ihres Kindes und legen sein Händchen in die der Sippenalten. Dazu spricht die Mutter, nachdem ihr die Kinderfrau nochmals den N. genannt hat: „Siehe da, dein Enkel, mein Mannesvater!“ Der Alte ergreift zärtlich das Händchen des Kindes mit den Worten: „*Kindya*, mein Enkel, der Großvater war es, der deinen Namen nannte, wachse auf wie der *Mrie*-Baum usw.“ An Stelle des Kindes dankt die Mutter mit den Worten: „Sei willkommen, mein Großvater, der du mich zeugtest.“ Nach dieser Bekanntgabe des N. fordert der Alte festliche Bewirtung. Zum Abschied nach einem Umtrunk sagt der Alte: „Der Faden des Spinnwebes verknüpft sich von selber, der Name des Großvaters ist zurückgekehrt auf unseren Grund, wir werden nicht aussterben!“ Weiterhin wird der N. in zeremonieller Weise auf dem Marktgange bekanntgegeben.

Bei den südwestafrik. Ovambo ist mit der Namengebung die Zeremonie des *okukulula* am Kinde verbunden. Die zarten Flaumhaare des Kopfes werden abrasiert, und der Körper des Kindes wird mit einer aus Ocker und Fett bestehenden Masse, die auch zu anderen Zeremonien verwendet wird (Tönjes S. 143), eingerieben. Dabei erhält das Kind den ersten, aus dunklen Perlen bestehenden Halschmuck. Erst nach der Erledigung dieser Zeremonie darf die Mutter mit dem neugeborenen Kind das Gehöft verlassen und sich wieder draußen im Freien bewegen. Die erwähnte Feier der Namengebung erfolgt 8 Tage nach der Geburt des Kindes

und wird durch den Vater vorgenommen. Jedes Kind erhält nur einen N. Als Familienname gilt der Vorname des Vaters. Bei der Wahl des persönlichen N. richtet man sich mit Vorliebe nach den besonderen Umständen und Verhältnissen, unter denen die Geburt stattfand. Zur Nachtzeit geborene Mädchen nennt man oft *noufiku*, Knaben: *houfiku*, nach *oufiku* = Nacht. Während der Flutzeit geborene Kinder *nefundja*, nach *efundja* = Flut. Ist der Vater über die Geburt des neuen Sprößlings besonders erfreut, so erhält dieser vielleicht den N. *ndahambelela* = 'ich habe gedankt'. Einer von Tönjes Dienern hieß *Simuenei* = 'schweig davon, red' nicht mehr darüber'. Vielleicht herrschte vor der Geburt dieses Kindes unter seinen Eltern Streit; aber bei dem freudigen Ereignis schwand der Groll, und es hieß: „Wir wollen nicht mehr davon reden“ (Tönjes S. 144f.; vgl. a. Frömm).

An der Goldküste bei den Tschi-Negern erhält jedes Kind bei der Geburt den N. des betreffenden Wochentags, an dem es das Licht der Welt erblickte. Die N. der 7 Wochentage korrespondieren mit den Namen von 7 persönlich gedachten Geistern. Die betreffenden Kinder werden als unter deren unmittelbarem „Schutze“ stehend betrachtet. Die Mädchennamen werden mit einem weiblichen Deminutivsuffix gebildet. So heißt ein Donnerstag-Knabe *Yao*, ein Donnerstag-Mädchen *Yawa*. Ein Unterschied wird auch bezüglich der Reihenfolge gemacht, in welcher die Kinder geboren werden. Auf diese Weise erhält ein jeder zwei N.: den seines Wochentageistes und den der Abfolge seiner Geburt. Einen weißen Missionar benannte man nach dem Wochentage, an dem er den Boden der Goldküste betreten hatte, und nach der Reihenfolge, in der er seinen Amtsbrüdern, z. B. als vierter Missionar, gefolgt war, als „Nummer vier“. Wurden Kinder unter außerordentlichen Umständen geboren, oder haben sie in ihrer äußeren Erscheinung besondere Merkmale, so erhalten sie davon Beinamen, die ihnen ihr Leben lang anhaften. Albinos nennt man z. B. „weiße Neger“, oder einen Mann von ungewöhnlicher Körperlänge „den Langen“, ein auffallend kleines Kind „die

Kleine“ usw. Gebiert eine Mutter das Kind auf dem Felde, so wird danach der Sprößling „vom Felde“ genannt. Sind mehrere Kinder nacheinander einem Elternpaar gestorben, so legt man dem jüngsten Sprößling den N. eines besonders kräftigen Dämons bei, unter dessen Schutz es dadurch gestellt wird, oder etwa den N.: „Finde keinen Gefallen am Tod“ oder: „Er wird am Leben bleiben“ u. dgl. Auch Tiernamen sind üblich, wie „Schuppentier“, „Adler“, „Ente“. Berühmte Männer, wie Häuptlinge und andere Fürsten, die sich besonders ausgezeichnet haben, werden durch Beinamen geehrt, z. B. „Wiedergekommen“, „Der am Mittag Kämpfende“, „Der Eiserne“, „Der Walfisch“, „Der Vatermörder“, „Der Menschentöter“, „Der das Herz der Königin (d. h. ihren Reichtum) weggenommen hat“ usw. (Bellon S. 129ff.).

Bezüglich der Yoruba vgl. Johnson S. 79; über die ostafrikan. Kipsikis Barton; über den Ursprung des polynes. Familiennamens „Haere-Huka“ vgl. Journ. Polynes. Soc. 24 (1915) S. 163; bezüglich Japan Friedrichs; über idg. Stammesnamen Langenfeldt S. 295ff.; über dtsh. Familiennamen Kuske, Tarneller.

§ 4. Jeder Bewohner der Andamanen-Inseln führt einen N., der ihm vor der Geburt verliehen wurde. Der N. wird von den Eltern, sowie die Frau sich Mutter fühlt, sorgfältig ausgewählt, und es werden dabei auch Vorschläge von Freunden und Verwandten in Erwägung gezogen. Es wird als Höflichkeit für eine Person betrachtet, wenn man das Kind nach ihr benennt. Schlägt einer vor, daß die Eltern dem Kind seinen N. geben, so wird dieses Ansuchen selten zurückgewiesen. Die vor der Geburt verliehenen N. sind für beide Geschlechter gebräuchlich, wie überhaupt eine große Zahl von N. sowohl für Frauen wie Männer verwendet werden, obgleich an dem einen Ort zu einer Zeit gewisse N. mehr in Mode sind als andere. Jeder dieser gebräuchlichen N. hat eine Bedeutung. Viele N. sind solche von Bäumen (z. B. Nußbaum), Fischen und anderen Tieren (Schildkröte), aber auch von Gegenständen, wie etwa Strick, Matte, Messer oder Stein. Aber auch andere N. kommen vor, wie in den n. Andamanen: „Einer, der sich im Schlaf umdreht“, „Einer, der ringt“, „Einer, der kommt und geht“ usw. Einige

Zeit nach der Geburt erhält das Kind einen Spitznamen. Solche Spitznamen können indessen zu jeder Zeit gegeben werden, und manche Leute haben mehrere Spitznamen, die sie zu verschiedenen Zeiten erhielten. Unter diesen Spitznamen gibt es eine Anzahl, die traditionell ist, manchmal werden aber auch neue erfunden. Zu den ersteren gehört z. B. „Schweineborste“, „Geisterblut“, „Schildkrötenleber“, „Ärgerlich“ usw. Während der Kindheit wird einer entweder mit dem Geburtsnamen oder mit einem Spitznamen angedredet. Erreicht ein Mädchen die Pubertät, so erhält sie einen neuen N. Die Zahl dieser N. ist beschränkt; sie werden von einem Baum oder einer Pflanze genommen, die gerade bei Eintritt der ersten menses in Blüte steht. Das ist der „Blumennamen“, der hinfort völlig den Geburts- oder Spitznamen verdrängt, und den sie beibehält, bis sie sich verheiratet, eigentlich bis nach der Geburt ihres ersten Kindes. Von da an nimmt sie wieder ihren ursprünglichen Geburtsnamen oder ihren ersten Spitznamen an. Auch kinderlose Frauen tun das jetzt. Bei Knaben entspricht nichts dem Blumennamen der Mädchen. Die Knaben behalten ihren Geburts- oder Spitznamen bei. Nur während der Jünglingsweihe (s. d.), während der Schildkrötenspeise-Zeremonie, erhält der Knabe eine Art neuen Spitznamen, der jedoch nicht dazu verwendet wird, um ihn damit anzureden oder von ihm zu sprechen (Brown S. 115 ff.).

Bei den Yahgan der Feuerland-Inseln erhalten die Kinder erst einen N., wenn sie sprechen können, denn sonst, meint man, schadet er ihnen (Bridges S. 170).

Die Umstände, unter denen ein bereits verliehener N. auf den Caribischen Inseln abgeändert oder ein neuer ihm hinzugefügt wird, sind verschieden. So nimmt z. B. ein Kranker bei seiner Genesung einen neuen N. an, um mit ihm gewissermaßen ein neues Leben zu beginnen (der alte N. hatte die Krankheit gebracht; s. a. § 5). Manche Freunde haben N., die nur für sie untereinander vorbehalten sind, andere für Fremde. Die Oyana sollen zwei N. haben, einen, um mit ihm eine Person anzusprechen, den anderen für die Bezugnahme auf diese

Person als dritte, wenn sie abwesend ist. Unter den surinamischen Cariben bedienen sich alte Männer und Frauen besonderer Reisenamen, die sie nur gebrauchen, wenn sie unterwegs sind. Diese Reisenamen sollen hauptsächlich dazu dienen, um diesen oder jenen bösen Geist zu täuschen, der unter einem gebräuchlichen pseudonymen Alltagsnamen den Mann, dem der Geist gerade etwas anhaben will, nicht findet. Auf den Caribischen Inseln wird der Kindername gewechselt, wenn einer alt genug ist, um unter die Krieger zu treten, namentlich, wenn einer sich tüchtig im Kampfe gezeigt hat und etwa einen Arauaken-Häuptling tötete. In diesem Falle wurde dann der N. des Getöteten angenommen (ähnlich wie in Neu-Guinea). Sowohl auf den Inseln wie am Festland wurden N. zum Zeichen der Zuneigung und Freundschaft seit alters getauscht. Auch heute noch ist es unter den Arauaken und Warrau üblich, daß Angehörige des gleichen Geschlechts zum Zeichen der Freundschaft zwar nicht ihre N. tauschen, daß jedoch der Jüngere den N. des Älteren annimmt. Ein interessanter Brauch herrscht unter den Cariben der Inseln bei ihren Festgelagen gelegentlich der öffentlichen Feste. Wenn einer sich angetrunken fühlt, gewissermaßen „seinen Alltagsmenschen auszieht“ (s. a. Rausch), ruft er: „Einer soll mir einen Namen geben! Benenne mich!“ Den, der ihm einen N. gibt, beschenkt er hierauf mit einem Quarzkristall oder einem anderen Gegenstand (Roth S. 675 ff.). — Über Trinknamen bei den Ewestämmen Westafrikas vgl. Spieth S. 221.

Diese Veränderung des Gewohnten sowohl im Lebensgefühl einer Person selbst wie auch in dem Eindruck, den einer auf die anderen macht, wurzelt in der verbreiteten Auffassung, die in unserer eigenen Überlieferung bis heute noch lebendig ist, daß Geistesstörungen mit Tiernamen belegt werden (Riegler S. 129), daß man glaubt, Tiere seien irgendwie in den Menschen gefahren, die außer physischen Krankheitszuständen auch Störungen der Denktätigkeit und des seelischen Gleichgewichts verursachen. Irgendwelche sinnfälligen Erscheinungen im Leben der betreffenden Tiere, wie das Fliegen, das Krabbeln, z. B.

von Spinnen oder Mäusen, die unentwegt Wiederholung gleicher Laute beim Zirpen der Grillen usw., bilden das gefühlte Vergleichsthema, den Analogisierungspunkt, von dem man ausgeht, und der zu einer „philosophischen“ Verbrämung durch einen Mythos, zur theoretischen Identifizierung, zur Einreihung in das intellektualistische Gedankensystem des Volkes, entsprechend seiner augenblicklichen psychischen Entwicklungsstufe, führt. Bedingt durch diese Entstehung, die auch durch Übertragung fremder Gedanken bestimmt sein kann, bewahrt die betreffende Auffassung weiterhin ein selbständiges Leben. So hören wir, daß es „Elben“ in Tiergestalt sind, die den Menschen heimsuchen und sich in seinem Kopf einnisten. Als Rest bleibt dann der Name, die Wendung, erhalten, wie heute: „Er hat einen Vogel, er hat Grillen, der Kopf steckt ihm voll Mäusenestern“ u. dgl. — Vgl. a. Brüggemann, insbes. Riegler.

Über auszeichnende N. bei den Kwakiutl-Indianern Boas I 786; über den Wechsel der N. im Laufe des Lebens Chamberlain S. 15; bezüglich des Wechsels der N. in China Quistorp; vgl. a. van Gennep.

Bei den Orokaiva-Stämmen des Mambare- und Kumusi-Gebietes im nö. Neu-Guinea nimmt der Totschläger in der Regel den N. des Erschlagenen an, darf sich selbst aber am Verzehren des Getöteten (wie auch sonst anderwärts üblich) nicht beteiligen (Beaver S. 96ff.).

Das Aufrücken in neue Rangstufen ist bei den Angehörigen der geheimen Gesellschaft (s. d.) der Sukwe auf den Banks-Inseln (Neue Hebriden, Südsee) jedesmal mit dem Annehmen eines neuen N. unter verschiedenen Zeremonien verbunden (Rivers II 229).

Der N. spielt unter den westafrik. Gäs eine außerordentlich wichtige Rolle. Auf Grund dessen kann vor allem die Familienzugehörigkeit festgestellt werden. Hier gilt es als eine unverzeihliche Beleidigung, einen Mann oder eine Frau nicht bei dem N. anzusprechen, den er oder sie am 8. Tage nach der Geburt in Anwesenheit der Großfamilie und der Eltern erhielt. (In anderen Gegenden hat der Respekt vor den N., wie oben gezeigt, zum genauen

Gegenteil geführt.) Für den Familiennamen lebte und starb man. Es galt früher als das höchste Glück, kämpfend inmitten seiner Familie, unter dem Familienbanner und mit dem Kriegsgesang der Familie in den Ohren, oder im Frieden auf dem Grund und Boden des Familienhauses zu sterben. Bevor ein Kind geboren wird, kennt man seinen N., unabhängig von dem Tage seiner Geburt. Die Enkelgeneration erhält immer die N. der Großeltern, so daß es gewissermaßen zwei Garnituren von N. gibt, die bei Eltern und Kindern verschiedenen sind, sich aber in der übernächsten Generation stets wiederholen (vgl. § 2). Besonders ausgezeichnet sind die Thronnamen, nämlich derjenigen Familien, die einen Thron besitzen. Dazu kommen noch ein Wochentagsname, nach dem Tage der Geburt, und ein Seelen-(Kra-)Name. Der letztere wird dann gebraucht, wenn jemand zu einem Fetischpriester oder einer Priesterin sich begibt, um seine Seele (Kra) zu befragen, ein Orakel (s. d. A) zustellen. Außerdem gibt es aber noch Fetischnamen, nämlich N. von Fetischen, mit denen die betreffende Person Beziehungen unterhält, z. B. werden Priester nach dem Fetisch genannt, mit dem sie in Verbindung stehen, oder eine Frau, wenn ein Fetisch z. B. dieser Frau, die bisher kein Kind hatte, oder deren Kind gestorben war, zu einem Kind verholfen oder ein Kind am Leben erhalten hat, nachdem die Frau etwas dem Fetisch geopfert oder ihm gelobt hat. Endlich erhielten Sklaven und Flüchtlinge, die ein Asyl (s. d.) bei einem Fetischhaus oder an einem Fetischplatz gefunden hatten, den N. des Fetichs und blieben dadurch gegen weitere Anfechtungen gefeit (Quartey-Papafio S. 167ff.). — In diesen Fällen werden besondere Schutz- gegen Treue-Beziehungen (s. Lehen) zu dem Fetisch angenommen, und der Einfluß seiner Persönlichkeit wird durch die Übernahme seines N. zum Ausdruck gebracht.

Bei den Kanuri im ö. Niger-Gebiet führen die Sklaven andere N. als die Freien (s. a. Höriger A, Sklave A). Jeder Herr benennt seinen Sklaven nach Gutdünken, und dadurch verschwindet der frühere N. des Sklaven (Noël S. 368ff.).

§ 5. Bei gewissen Gelegenheiten darf auf den Andamanen-Inseln der N. einer Person nicht gebraucht werden, und zwar nach dem Tode eines Verwandten und während der Trauerzeit; dann soll man den N. des Trauernden nicht aussprechen, weder ihm gegenüber noch zu einem Dritten. Dafür gebraucht man bestimmte Ausdrücke; für einen, der Vater oder Mutter verloren hat: *bolok*; für einen, dem Bruder oder Schwester gestorben sind: *ropuā*. Auch kurze Zeit vor und nach der Geburt eines Kindes werden die N. von Vater und Mutter nicht erwähnt. Bräutigam und Braut werden nicht mit ihren N. angedredet, und die erste Zeit nach ihrer Eheschließung werden die N. nicht genannt, wenn man von ihnen spricht; doch darf man die Frau als die Gattin des NN. und den Mann als den Gatten der Soundso bezeichnen. Auch während der Reifeweihe sollen die N. von Jüngling oder Mädchen nicht ausgesprochen werden. Den N. eines Verstorbenen muß man während der Trauerzeit (s. a. Meidung), die sich über einige Monate hin erstreckt, vermeiden (Brown S. 117 ff.).

Die Sterblichkeit der Kinder führen die Kayan von Borneo auf den böartigen Einfluß gewisser Geister, die sie *Toh* bezeichnen, zurück. Die Kinder erhalten ihren Namen nicht vor dem zweiten oder dritten Lebensjahr, um so nicht die Aufmerksamkeit der *Toh* auf sich zu lenken. Aus dem gleichen Grunde lieben es Eltern auch nicht, daß irgendwelche hervorragende Leute, etwa Adlige oder Häuptlinge, ihr Kind (s. d.) berühren; ist das aber geschehen, so gibt der Betreffende der Mutter des Kindes einige Glasperlen, die sie um das Handgelenk des Kindes bindet, „um den Hausgeruch zu erhalten“, damit nämlich kein *Toh* durch den ungewöhnlichen Geruch des Kindes (den dieses vielleicht durch die Berührung bekam) angezogen wird. Eltern, die mehrere kleine Kinder verloren haben, geben ihrem überlebenden Sprößling gern N. wie *Tai* = 'Dung' oder *Tai-manok* = 'Vogeldung' oder *faät* = 'schlecht', damit es mehr Aussicht hat, der unwillkommenen Aufmerksamkeit der *Toh* zu entgehen. Das geschieht auch, wenn man fürchtet, daß die Aufmerksamkeit eines übelgelaunten *Toh*

gegen ein Kind gerichtet ist; und das gleiche Verfahren wird auch von seiten Erwachsener unter ähnlichen Umständen beobachtet (Hose und Mc Dougall II 24). Während der ersten Jahre nennt man das Kind: wenn ein Knabe *Ukat*, wenn ein Mädchen *Owing*, Bezeichnungen, die man am besten mit 'Hampelmann' übersetzt. Unter den Seedayaks nennt man sie *Ulat* = 'kleiner Wurm'. Die Namengebung findet gemeinsam bei mehreren Kindern des gleichen Hauses statt. Der N. wird mit großer Sorgfalt ausgewählt, und der älteste Sohn und die älteste Tochter erhalten gewöhnlich die N. eines Großvaters bzw. einer Großmutter. Die männlichen N. unterscheiden sich von den weiblichen. Der erste N., den eine Person erhält, wird selten das ganze Leben hindurch beibehalten. Bei einer ernstlichen Krankheit oder einem Unfall wird er geändert, damit die bösen Mächte, die das Unglück herbeigeführt hatten, den betreffenden Menschen unter dem neuen N. nicht wiedererkennen (Hose und Mc Dougall I 79f.). Als Zeit der Namengebung wird der Abschluß einer günstigen Ernte gewählt, und für jedes Kind, das einen N. erhalten soll, schnitzt man eine kleine menschliche Figur aus weichem Holz; es ist das Bildnis von *Laki-Pesong*, dem Geist, der für die Wohlfahrt der Kinder sorgt. Eine kleine Matte wird gewebt, und ein paar Strippen werden für jedes Kind bereitgestellt. Jedes der Kinder sitzt mit seiner Mutter in der Galerie neben der Tür seines Wohnraumes, und die Eltern kündigen den N. an, den sie für das Kind in Vorschlag bringen. Darauf legt der Vater oder ein anderer Mann ein getötetes Huhn oder ein Ferkel auf die Matte vor das Kind und fängt an, mit der Rotang-Strippe an dem Bildstock, den er festhält, Feuer zu sägen. Währenddem wendet sich dieser Mann oder ein anderer mit einer Flut von Worten an *Laki-Pesong*, um von ihm ein Orakel (s. d. A) zu erhalten, ob der vorgeschlagene N. gut ist und Glück und langes Leben dem Kinde verbürgt. Er sägt so lange, bis die Rotang-Strippe entzwei reißt. Dann werden die beiden Enden miteinander verglichen. Sind sie von ungleicher Länge, so gilt das als eine Billigung für den vorgeschlagenen N.; sind sie ungefähr gleich,

so wird ein anderer N. in Vorschlag gebracht und neuerdings für diesen dasselbe Orakel veranstaltet. Das wird solange fortgesetzt, bis man eine Billigung des neuen N. erzielt zu haben meint. Hat man eine Billigung des N. erreicht, so wird das Holzbildnis zusammen mit dem Messer, das bei der Tötung des Huhns oder des Ferkels verwendet wurde, in die kleine Matte eingewickelt. Dieses Bündel, das wie die ganze Zeremonie *pusa* genannt wird, wirft man hinter die Sparren der der Tür entgegengesetzten Galerie des Wohnraumes des Kindes, wo es zum Gedächtnis der Namengebung verbleibt. Hierauf beginnt ein allg. Fest mit besonders dazu geladenen Gästen. Diesen so erhaltenen N. trägt das Kind, bis es selbst Vater oder Mutter wird. Dann aber wird es hinfort Vater oder Mutter des Kindes *Soundso* benannt (Hose und McDougall II 160ff.). — Das Benennen der Eltern nach den Kindern findet auch bei den ostafrik. Masai und Wanderobbo statt (Merker S. 59).

Es scheint, daß bei den Indianern von Guiana in Südamerika derart enge Beziehungen zwischen einem Menschen und seinem N. angenommen werden, daß die Erwähnung dieses N. in Gegenwart seines Trägers ernstliche Folgen nach sich zieht. Der N. wird als Bestandteil seines Trägers betrachtet, und die Nennung des N. bringt ihn unter die Gewalt desjenigen, der ihn ausspricht, geradeso, wie wenn er ihn an einem körperlichen Teil angefaßt hätte. Daher wird der N. auch streng geheimgehalten und ist nur den Verwandten der Familie, den Freunden und dem Zauberer bekannt. Innerhalb der Familie bezeichnen sich die Verwandten nach Alter und Geschlecht als Bruder, Schwester, Vater, Mutter, Sohn oder Tochter usw., oder sie sprechen von einem als vom Vater oder der Mutter des *Soundso*. Die Mutter nennt ihr Kleines *Mami* = mein Kind; andere Kinder bezeichnet sie als „Säugling“, „Kleines“ usw. Man kann als Fremder schwer den wirklichen Personennamen eines Indianers feststellen; er sagt ihn nicht und wird auch nicht bei diesem genannt. Doch ist einer oft unter seinem Spitznamen oder seinen „Auszeichnungen“ für Geschicklichkeit im

Kampf, bei der Jagd oder beim Fischen bekannt. Es ist das größte Zeichen von Vertrauen, wenn ein Indianer einem Weißen oder einem Neger seinen N. nennt. Häufig entzieht er sich den Fragen mit der Bemerkung: „Mein N. ist *Wokelu* = Mann.“ Das gilt sowohl für die Indianer des Festlandes als auch für die der Inseln. Die letzteren nennen oft nur die Hälfte ihres N., z. B. *Mala* statt *Mala-Kaali* oder *Hiba* statt *Hiba-lomon*. — In diesem Zusammenhang muß auch erwähnt werden, daß die Arauaken die Tiere mit verschiedenen N. bezeichnen, je nachdem sie von ihnen bei Tag oder bei Nacht sprechen. Während der Arbeitsstunden nennt man den Jaguar bei seinem rechten Namen: *arba*, wenn es jedoch dunkel ist, spricht man von ihm als *kabadaro* = Klauen. In ähnlicher Weise wird aus *kamudu* = boa constrictor bei Dunkelheit: *akkara* = ein Tau, usw. (man fürchtet natürlich, durch Nennen des wirklichen N. das betreffende gefährliche Tier zu rufen). Auch der N. der Toten darf nicht genannt werden (Roth S. 675ff.).

Vgl. a. Sommer über „Beschreien“ und „Besprechen“ bei den Indogermanen.

Als charakteristisch für die westafrik. Pangwe hebt Tessmann (S. 42ff.) die Scheu hervor, die Dinge bei ihren N. zu nennen. Für die „Grundstoffe“: Mond, Sonne, Wasser, Feuer setzt man irgendeine Umschreibung oder den N. eines Tieres, das in einer Beziehung zu ihnen steht. Für den Mondkult ist es ein Hörner-tier, eine Schopf-Antilope (*so*), für das Wasser der Elefant (*zok*), für das Feuer der Gorilla (*ngi*; s. Meidung; vgl. a. Lasch S. 39ff.).

Die charakteristische Verbindung zwischen N. und Wesen bedingt auch den Glauben, daß die Kenntnis des Namens dem Zauberer Gewalt über die Person verleihe, daß der Zauber durch den N., ebenso wie durch das Abbild, zurückwirkt. Dieser Gedankengang läßt sich z. B. bei den alten Arabern nicht nachweisen (es fehlt diese Konsequenz aus der Auffassung des N.). Wenn einer sein Geschlecht nicht gern angibt, so hat das andere und reellere Gründe, die mit der Blutrache zusammenhängen. Doch fragt man selten nach dem N. In

Mekka pflegt man gegenwärtig jedoch den N. einer Frau zu ändern, damit etwaiger Zauber sein Ziel verfehle (Wellhausen S. 200).

Bei den Südslaven in Slavonien war es üblich, daß die junge Frau von der Schwangerschaft am zweiten Tage nach der Hochzeit, nach dem ersten Morgenimbiß, einen neuen N. bekam. Es galt nämlich als unschicklich, das junge Weib im Hause bei ihrem Taufnamen aus der Mädchenzeit zu nennen. Auch war es ihr verboten, ihren Mann bei seinem Taufnamen zu rufen, sondern sie gebrauchte statt dessen Kosenamen, wie „Gold“, „Herz“, „Perle“ usw. (Krauss S. 406). —

Ebenso ist in Montenegro die Nennung des N. des Gatten der Frau und der der Gattin dem Manne verboten (s. Meidung); dabei ist auch noch gesondertes Essen der Eheleute üblich (Durham).

Bei der Namenscheu ist insbesondere der Rolle zu gedenken, die vorwiegend bei höheren Völkern teils die Scheu vor dem Aussprechen des oder der Götternamen, teils die Meinung, in einem gewissen Zaubernamen der Gottheit habhaft werden zu können, spielt (vgl. Usener). Eigenartig sind die „namenlosen“ Götter.

Bei uns hat sich die Namenscheu in einer Umstellung der Buchstaben oder anderen Verballhornungen niedergeschlagen: O Jemine = *Jesus meus nomen*, frz. *sapristi* = *sacre nom de Christi*.

§ 6. Den N. haftet eine eigenartige Dauer trotz des Wandels der Bedeutung und des Inhalts an. Es sind gewissermaßen die weniger vergänglichen Knochen, an denen sich das leichter zerstörbare Fleisch der Gedanken aufbaut. So haben die N. auch ihre eigenen Schicksale und füllen sich, wenn sie von einem Volk an ein anderes übertragen werden, wieder mit einem anderen Blute ihres gedanklichen Lebens. Darum kann auch von dem Vorkommen gleicher oder sprachlich ähnlicher N., etwa von Göttern (vgl. z. B. Wellhausen S. 145), niemals ohne weiteres auf gleiche oder ähnliche Bedeutungen und Gedankeninhalte zurückgeschlossen werden. (In der Tat vergleicht Wellhausen S. 199) den N. in bezug auf die Selbstständigkeit seiner Existenz mit Kleidern

und Haar. Er färbt auf den Träger des N. ab, wenn es sich um Menschennamen handelt. Das primitive Denken steht dem Zusammenhang zwischen dem N., dem Lautsymbol, und dessen gedanklicher Bedeutung, dem bezeichneten Menschen oder Gegenstand, nicht unterscheidend gegenüber. Beständig wird der falsche Rückschluß gemacht, daß der N. und die durch diesen bezeichnete Person oder Sache eins und untrennbar sind. Im N. wird daher auch das „Wesen“ von Person oder Sache gesucht. Für den Träger ist bis zu einem gewissen Grade seine Art und sein Schicksal durch den N. bedingt: Wenn einer „Grobian Sohn Eseleins“ heißt, so kann er, wie Wellhausen (S. 199) treffend bemerkt, nichts dafür, wenn er sich grob und eselhaft beträgt. Mohammed gab sehr viel auf das Omen (s. d. A), das im N. liegt. Er verwandelte nicht nur heidnische N. in moslemische, sondern auch häßliche in liebliche. Man nennt den von der Schlange gebissenen den „Gesunden“ (*salim*), die linke Seite die „glückliche“ (*aisar*, wie *εὐώνυμος*), und den Aussatz die „gesegnete Krankheit“ (*mubarak*); auch den Löwen nennt man nicht beim rechten Namen, sondern redet ihn etwa als „Fuchs“ an. Dem liegt stets die Hoffnung zugrunde, durch den N. das „Wesen“ der Sache zu ändern. *Fatima bint Hussain b(int) Ali* war „ernst“, weil sie den N. ihrer muslimischen Großmutter, der Tochter Mohammeds, führte; dagegen ihre Schwester *Sukaina* war „lustig“ und ausgelassen, weil sie nach ihrer heidnischen Großmutter genannt war. Bemerkenswert ist das allg. Vorurteil arabischer Eltern, daß man Kranken oder schwachsinnigen Kindern dadurch helfen kann, daß man ihnen den N. eines wilden Tieres gibt, um damit ihre menschliche Gebrechlichkeit wettzumachen und auf diese Weise die Kraft des wilden Tieres auf sie zu übertragen. Dazu gehört z. B. auch unter Beduinen die Benennung *Solubby* = „so es Allah gefällt, möge er nicht sterben“. Kinder mit solchen N. gelten für sehr gesund und kräftig. Diesen Gedankengängen liegt das gleiche Denkverfahren wie dem Vorbildzauber zugrunde (s. Zaubera). Man schreit wie ein Esel und kriecht auf allen Vieren, um sich vor dem

Fieber zu schützen, denn die gefährlichen Mächte sollen durch den N. oder durch das Betragen zu dem Glauben geführt werden, sie hätten ein seuchenfestes Tier vor sich; oder was der N. besagt, soll auf das „Wesen“ übergehen. Wenn die alten Araber ihre Knaben mit Vorliebe nach widerwärtigen Tieren oder nach stacheligen, bitteren Pflanzen benannten, so sollte dadurch bewirkt werden, daß sich niemand an ihnen vergriff, sie sollten abschreckend wirken (wie z. B. die N. der Häuptlingshallen in Buin; s. Männerhaus). Die Sklaven dagegen trugen schöne N., um dadurch ihren Herren zu nützen. Die Fähigkeit zu nützen, kommt dem anderen zugute, die Fähigkeit zu schaden, einem selber. Der schöne N. lockt an, der abschreckende feht den Träger und ist ihm ein Panzer; man will lieber dornig sein, als von den Ziegen gefressen werden (Wellhausen S. 199ff.).

§ 7. Das Leben der Mandschus wird im wesentlichen durch Klan-Gruppen (*hala*) bestimmt, deren Angehörige untereinander blutverwandt sind und einen gemeinsamen Ahnen für sich in Anspruch nehmen (s. Klan). Jeder *hala* hat seinen besonderen N. Obwohl diese Klans prinzipiell exogam sind und gemeinsame religiöse Übungen beobachten, haben sich die Beziehungen unter den Mitgliedern infolge des Anwachsens der Klans derartig gelockert, daß die Mandschu-Klans, die sich über das ungeheure Bereich von der eigentlichen Mandschurei bis zu den w. Grenzen von China ausdehnten, ihren inneren Zusammenhang verloren und an ihre Untergruppen, Sippen = *mokun*, abtraten. Von der alten Klan-Angehörigkeit ist fast nichts als der N. übriggeblieben; der aber genügt, um zwischen zwei Personen fremder Herkunft eine gewisse Zusammengehörigkeit in Anspruch zu nehmen (Shirokoff S. 17ff.).

§ 8. In Verbindung mit den persönlichen N. und den Ortsnamen muß auch, um die primitive Denkart zu kennzeichnen, kurz erwähnt werden, wie man mit der Benennung von Tiergattungen verfährt. Es ist für das an der sinnfälligen Erscheinung haftende Denken der Naturvölker durchaus charakteristisch, daß z. B.

bei den Beduinen eine Reihe ganz verschiedener Ausdrücke für die Kamele, je nach Alter und Geschlecht, vorhanden sind: für ein 1 Jahr altes Kamel *howar*, ein 2 Jahre altes *mejeroud* oder *mekhloul* oder *mekhlal*, für ein dreijähriges *hudj*, für ein weibliches von 4 Jahren *rebaak*, ein männliches von 4 Jahren *jeda*, nach dem ersten Jungen heißt die Kamelin *bekar*, nach dem zweiten *thana* (vgl. Burckhardt S. 112). Ähnliche Unterscheidungen finden sich auch bezüglich der Pferde und bei den meisten Naturvölkern für die Haustierarten oder Kulturpflanzen, die sie haben. — Über Kuhnamen bei den Shilluk vgl. Westermann S. 107f.

Die verschiedensten Gegenstände, wie z. B. Kanus, Häuser, insbesondere Männerhäuser (s. d.) und Gemeinschaftshäuser (s. d.) u. dgl. m., pflegen „persönliche“ N. zu tragen. Bei dem Kula-Spiel auf den Trobriand-Inseln (ö. von Neu-Guinea) sind auch die für den Kula-Handel bestimmten Wertgegenstände, die Arminge und Halsketten aus Spondylus-Scheibchen, mit Eigennamen ausgestattet. Ein neues Kanu erbt oft den N. eines früheren. Die N. von Kanus sind z. B.: „Nimm dich in acht“, „Ein fliegender Fisch“, „Ich werde Menschen fressen“ (weil das Kanu ein Geschenk der Kannibalen von Dobu war) usw. (Malinowski S. 123). — Über N. von Männerhallen vgl. Thurnwald S. 318.

Örtlichkeiten pflegen feste N. zu haben, „Flurnamen“ (s. Siedlung A), an die sich bestimmte Gefühlsbeziehungen auf Grund von Erlebnissen oder Ereignissen verschiedener Art knüpfen. Nicht selten bilden diese Ortsnamen die Grundlage für die Familien- oder Sippennamen oder auch für Stammesnamen.

Vgl. dazu Langenfeldt, ferner Mawer und Stenton; für die Indianer Chamberlain; für die Gesellschaftsinseln Journ. Polynes. Soc. 26 (1917) S. 111; über lappische Ortsnamen Quistad; über finnische Ortsnamen Karsten; für dtsch. Bach; zur Bedeutung von Pflanzen- und Tiernamen Brüggemann, Riegler; eine Zusammenstellung von deren Deutung in Bull. de l'Acad. Polon. des Sciences, Philol. Hist. 1 (1922) Handel.

S. a. Altersstufen, Auszeichnung, Eid A, Fluch A, Geburt, Heirat,

Jünglingsweihe, Kind, Mädchenweihe, Mana B, Meidung, Menschenopfer C, Omen A, Schwur, Zauber A.

Bach *Die Ortsnamen auf -heim im SW d. dtsh. Sprachgebiets* WuS. 8 (1923); Barton *Notes on the Kipsikis or Lumbwa Tribes of Kenya Colony* Journ. anthr. inst. 53 (1923); Annual Report f. d. Jahr 1918/19 über Papua (Commonwealth of Australia) 1920 Beaver; Bellon *Personen- und Ortsnamen bei den Tshi-Negern* Mitt. d. Seminars für orient. Sprachen 19(1916); Elsdon *Best Maori Nomenclature* Journ. anthr. inst. 22 (1902); Journ. Polynes. Soc. 26 (1917) ders.; Boas *Ethnology of the Kwakiwll* 35. Ann. Rep. Bur. Am. Ethn. 1921; Bridges *Mœurs et Coutumes des Fugiens* Bull. Soc. Anthropol. 1884; Brown *The Andaman Islanders* 1922; Brüggemann *Wortschatz und Sprachform* 1925; Burckhardt *Notes of the Bedouins and Wahábys* 1830; Chamberlain *Place and Personal Names of the Gosiute Indians of Utah* Proceed. Am. Philos. Soc. 59 (1913); Durham *Some Balkan Taboos* Man 23 (1923) Nr. 52; Ferenczi *Die Verpflichtung des Namens* Zeitschr. f. Psychoanalyse 4 (1914); Fewkes *The Aborigines of Porto-Rico and Neighbouring Islands* 25. Ann. Rep. Bur. Am. Ethn. 1907; Mitt. a. d. dtsh. Schutzgeb. 25 (1912) Fromm; Friedrichs *Zum japan. Recht* Zfvgl. RW. 10 (1892); Folk Lore 22 (1911) van Gennep; Gutmann *Das Recht der Dschagga* 1926; Berichte d. sächs. Gesellsch. d. Wissensch. 1915 Hirzel; Hose und McDougall *The Pagan Tribes of Borneo* 1912; Houghton *The traditional origin and the naming of the Senecanation* Amer. Anthr. 24 (1922); Howitt *Native Tribes of S.-E. Australia* 1904; Johnson *The History of the Yorubas* 1921; Karsten *Ströddabidrag till värortnamnsforskning* Finskt Museum 10 (1903); Kaufmann *Die Auin* Mitt. a. d. dtsh. Schutzgeb. 23 (1910); Krafft *Die Rechtsverhältnisse der Ovakuandjama und der Ovandongga* Mitt. a. d. dtsh. Schutzgeb. 27 (1914); Krauss *Sitte und Brauch der Südslaven* 1885; Kuske *Der Einfluß der Rufnamen auf die Entstehung der dtsh. Familiennamen* 1923; Lambert *Les Néocalédoniens* 1901; Lang *The Clan Names of the Thingit* Man 12 (1912); Langenfeldt *On the Origin of Tribal Names* Anthropos 14/15 (1919—20); Lasch *Über Sondersprachen und ihre Entstehung* MAGW 37 (1907); Man 1925 Nr. 75 Mawer und Stenton; Malinowski *Argonauts of the Western Pacific* 1922; Meringer *Der Spiegel im Aberglauben* WuS. 8 (1923); Merker *Die Masai* 1904; Revue d'Ethnographie 20 (1924) Noël; Parsons *Hopi Mothers and Children* Man 1921 Nr. 58; ders. *Zuñi Names and Naming Practices* Journ. Amer. Folk-Lore 36 (1923); Quartey-Papafio *The Use of Names among the Gã or Accra People of the Gold-Coast* Journ. Afric. Soc. 13 (1913/14); Quistad *Über die lappischen Ortsnamen im Amt Tromsø* Journ. Soc. Finno-Ougr. 1913/18; Quistorp *Männergesellsch. und Altersklassen in China* Mitt. Sem. orient. Spr. 18 (1915); Riegler *Tiernamen zur Bezeichnung von Geistesstörungen* WuS. 7 (1921); Rivers *The Todas* 1906; ders.

History of Melanesian Society 1914; Roth *An Introductory Study of the Arts, Crafts and Customs of the Guiana Indians* 38. Ann. Rep. Bur. Am. Ethn. 1924; Shirokogoroff *Social Organization of the Manchus* Journ. Asiat. Society, North China Branch, Extra Vol. III (1924); Simon *Beiträge zur Kenntnis der Riu-Kiu-Inseln* 1914; Sommer *Beschreiben und Besprechen beim idg. Urvolk* WuS. 7 (1921); Spieth *Die Ewe-Stämme* 1906; Strehlow *Die Aranda und Lorlaja* V (1920); Tarneller *Zur Namenkunde* 1923; Tessmann *Die Pangwe* 1913; Thurnwald *Ermittelungen über Eingeborenenrechte der Südsee* Zfvgl. RW. 23 (1910); Tönjes *Ovamboland* 1911; Usener *Götternamen* 1896; Vedder *Die Bergdama* 1923; Walleser *Religiöse Anschauungen und Gebräuche der Bewohner von Yap* Anthropos 8 (1913); Wellhausen *Reste arabischen Heidentums* 1897; Westermann *The Shiluk People* 1912. Thurnwald

B. Ägypten. §1. Namen von Menschen.

Die äg. Personennamen bezeichnen stets das Individuum, niemals die Familie. Ihr Gebrauch ist z. T. örtlich beschränkt, besonders bei Zusammensetzungen mit N. von Ortsgöttern. Die Kosenamen („kleiner“ oder „schöner Name“ genannt) sind Abkürzungen von volltönenden und mit innerer Bedeutung zusammengesetzten „großen N.“ Die letzteren enthalten häufig u. a. den N. des regierenden Königs; treue Diener wechseln ihre N. auch wohl mit dem Herrn. Im allg. bleibt natürlich der N. bestehen, den das Kind bei der Geburt bekommen hat. Die Namensformen sind der Mode unterworfen und ändern sich mit jeder Epoche, die ihre eigenen Namensbildungen bevorzugt. Zu allen Zeiten ist es üblich, daß der Schutzbefohlene seinen N. oder den seiner Kinder mit Rücksicht auf den N. seines Herrn wählt; er richtet sich besonders nach dem König und Gaufürsten, auch nach einem anderen Grundherrn.

Der Sinn der äg. Personennamen ist zur einen Hälfte religiös. Eine Gottheit wird zum Schutze des Kindes in einem N. angerufen, der, wie meist, die Form eines kurzen Satzes hat. Andere N. preisen Eigenschaften der Götter oder des Königs in der Hoffnung, daß sie dem Kinde zugute kommen werden. Die zweite Hälfte der Personennamen ist frei von religiösem Gehalt. Einige begrüßen die Ankunft des Kindes, das die Eltern sich gewünscht haben; andere sprechen aus, daß es verstorbene Geschwister oder den Vater ersetzen soll. Weitere N. nennen Eigenschaften des

Kindes, wie Stärke, Schönheit usw., sei es, daß sie schon in ihm vorhanden sind, sei es, daß man sie ihm dadurch zu verschaffen wünscht. Eine Reihe von Beinamen sind offenbar erst im Laufe des Lebens erworben worden, weil sie Eigenschaften bezeichnen, die bei der Geburt noch nicht vorhanden waren, z. B. der Ältere, der Kleine, der Rote, der Schwarze usw. Diese Beiworte werden gern verwendet, wenn, wie häufig, mehrere Söhne oder mehrere Töchter die gleichen N. erhalten haben. Welchen Wert man auf den Sinn des N. legte, zeigt die Veränderung der N. von Verbrechern in einem Prozeßprotokoll; die dort genannten „Schlecht in Theben“ und „Re haßt ihn“ haben in Wirklichkeit wohl „Glänzend in Theben“ und „Re liebt ihn“ geheißen. Eine besondere Gruppe bilden fremdsprachige N., die besonders aus Syrien, Libyen und Nubien nach Ä. übergegangen sind.

Der Äg. wünscht seinen Namen über den Tod hinaus leben zu lassen. Er richtet sich deshalb einen Totenkultus (s. Kultus B § 2) ein, bei dem seine Söhne ihn nennen sollen. Gebete werden ausdrücklich deshalb gesprochen, damit der N. nicht zugrunde geht. Er wird auf den Grabstein gesetzt, um dort für die Ewigkeit vorhanden zu sein; die Grabsteine des Hofstaates neben den Königsgräbern von Abydos (s. d.) enthalten nichts als den N. der dort Bestatteten. Die Austilgung des N. eines Menschen in seinem Grabe oder in dem seiner Eltern war eine Schande, und wo es durch Abmeißeln des Steines geschehen ist, müssen schwerwiegende Gründe vorgelegen haben. Könige haben sich gegenseitig verfolgt, indem sie ihre N. an den Tempelwänden und sogar auf einzeln stehenden Denksteinen ausmeißeln ließen.

§ 2. Namen von Göttern. Der N. der Götter ist für ihre Persönlichkeit wichtig, und aus seinem Sinn wird Wesen und Herkunft des Trägers abgeleitet. Wortspiele mit den N. der Götter suchen diese zu erklären. In dem N. eines Gottes liegt seine Macht und Zauberkraft begründet, weniger in dem alltäglichen N. als in dem geheimen, den man gewöhnlich nicht nennt. Der Sonnengott besitzt einen solchen geheimen N. von furchtbarer Gewalt; als er von einer

Schlange gebissen war, versprach Isis erfolgreiche Beschwörung des Giftes, wenn er ihr seinen geheimen N. nennen würde. Re gibt diesen erst preis, als er das Brennen des Giftes nicht mehr ertragen kann, macht es Isis aber zur Pflicht, ihn niemandem weiter zu sagen und erst auf ihren Sohn Horus zu vererben. Der Sonnengott, der der Schöpfer aller Dinge ist, hat auch seinen eigenen N. geschaffen. Ein Urgott hat, als er die Götter entstehen ließ, sie durch Aussprechen ihres N. hervorgebracht. In der Unterwelt haben die Dämonen, die an den Toren oder in den Stundenbezirken sitzen, ihre vielsagend zusammengesetzten N. Weiß man diese zu nennen, so gewinnt man Zutritt zu dem Ort, den der Dämon bewacht. Deshalb gibt man der Leiche ein „Totenbuch“ mit ins Grab, in dem das Jenseits mit allen seinen guten und bösen Geistern, mit allen Torwächtern und grauererregenden Ungeheuern namentlich verzeichnet ist. Diese Vorstellungen wurzeln tief im äg. Volke und sind noch in christlicher Zeit vorhanden. In einem kopt. Zauber, in dem am Schluß „der Herr Jesus“ redend auftritt, spricht Isis zu Agrippa von ihrem N., der Wunder vollbringen kann. S.a. Religion C.

§ 3. Namen von Orten. Die dem äg. Volke vertrauten N. für die Städte und Tempel kommen in den uns erhaltenen Inschriften z. T. gar nicht vor, sondern sie sind mit religiösen Namensformen benannt, die einfach oder zusammengesetzt sind, jedenfalls aber nicht im Gebrauch des Volkes standen. In der älteren Zeit ist dieses System wenig ausgebildet, in der späteren nimmt es so überhand, daß die Tempel der griech. Zeit ganze Listen von N. besitzen, die wie Spielereien anmuten. Der Mythos von der geflügelten Sonne erzählt an vielen einzelnen Stellen, daß der Götterkönig Re bestimmten Orten einen neuen N. wegen der Ereignisse verliehen habe, die bei dem Kampf der Götter an ihnen stattgefunden haben.

Erman-Ranke *Ägypten*² S. 186; Erman *Religion*² 1909 S. 172. Roeder

C. Palästina-Syrien.

§ 1. Bedeutung des N. — § 2—4. Personennamen (§ 2. Äg. Nachrichten. Amarna-Briefe. § 3. Das AT. § 4. Frauennamen). — § 5. Ortsnamen. — § 6. Nichtsemitische Namen.

§ 1. Den Bewohnern von Palästina-Syrien ist von jeher der N. einer Person, einer Sache oder eines Ortes nicht bloß Schall und Rauch gewesen, sondern gewissermaßen der Ersatz des benannten Gegenstandes mit allen an und in ihm haftenden Kräften. Deutlich zeigt sich dies noch heute in der dem Qorʾân entnommenen Formel „Im N. Allahs“, die als Schutzmittel bei jeder Gelegenheit verwendet wird. Ebenso erklärt sich die Häufung von N. bei Anwendungen für Zauberei (Krauß *Talmudische Archäologie* II [1911] S. 18 und vgl. die Zauberpapyri, in denen mit Vorliebe sem. N. gebraucht werden). Deshalb vertauschten die Juden des 1. nachchristl. Jh. ihren N., um die Dämonen zu täuschen oder sich irgendeinem Verhängnisse zu entziehen (I. Schefftelowitz *Allpalästinensischer Bauernglaube* 1925 S. 54ff.). Dem allen liegt die Anschauung zugrunde, daß eine Sache erst dann wirklich vorhanden ist, eine Person erst dann lebt, wenn sie einen N. erhalten hat, andererseits mit der Beseitigung des N. auch völlig erledigt ist (vgl. den Anfang des babyl. Schöpfungsgedichtes *enuma eliš* und Gen. 1; Deut. 29, 19; Exod. 17, 14 u. ö.).

§ 2. Der beste Schutz, den ein Mensch sich verschaffen kann, besteht deshalb darin, daß er seinem N. den einer Gottheit einfügt. Damit ruft er nicht nur den eigentlichen Träger des N. ständig herbei, sondern verleiht er sich selbst die Macht des Gottes. Die ältesten Zeugnisse für diese Sitte sind, abgesehen von den neuesten Funden in Byblos (s. d.), die kanaanaïschen N., die in äg. Berichten erwähnt werden, z. B. *l̄rj* = *ʾēl̄*, *l̄mr̄k* = *urumilki* oder *ʾl̄imelek*, *j̄bʾr* = *j̄dʾbaʾal*, *ʾprbʾr* = *ʾejerbaʾal*, *bʾrnr̄h* = *baʾal-mhr*, *bʾrrj* = *baʾalrj* (vgl. *ʾēl rōʾt* Gen. 16, 13), *bʾrrm* = *baʾalrām*, *bnʾnt* = *ben-ʿanāt*, *mhrbʾr* = *mhrbaʾal*, *l̄krbʾr* = *ʾkarbaʾal* u. a. (M. Burchardt *Die altkanaanaïschen Fremdworte und Eigennamen im Äg.* II [1910] Nr. 93, 99, 241, 256, 334a, 335, 336, 343, 487, 1173). Auch die N. der Amarna-Briefe weisen die gleiche Bildung auf, z. B. *abdiāširta* (auch *abdi-āštarti* oder *il̄u āštarti* geschrieben Knudtzon 63, 3; 64, 3), *abdi-chiba*, *abdi-milki*, *abdi-ninib*, *abdi-uraš*, *abi-milki*, *amur-baʾalu*, *baʾaluia*, *baʾalu-miḫir*, *etaq-*

kama (s. Qades), *iabni-ilu*, *ili-iaip*, *ili-milku*, *ili-rabich*, *milkili*, *mulbaʾlu*, *pubaʾlu*, *rab-ili*, *rab-zidki*, *šipti-baʾlu* und die vielen Zusammensetzungen mit *ad-du* (Knudtzon S. 1555ff.). Etwa der gleichen Zeit gehört *istarwašur*, der N. des Stadtfürsten von Thaanach (s. d.), an.

§ 3. Für die spätere Zeit bietet das AT Belege, die z. T. durch Siegel oder Inschriften bestätigt werden. Hier finden sich als einfache Gottesnamen etwa *gad* (Gen. 30, 10f.; 1. Sam. 22, 5), *ʾāšér* (Gen. 30, 13; Deut. 33, 24), dann Zusammensetzungen mit *ʾēl* wie *ʾēlābād*, *ʾēlhānān*, *ʾēlʾāb*, *ʾēlʾēl*, *ʾēljādāʿ* (= *bʿēljādāʿ*), *ʾēlimelek*, *malkiʾēl*, *ʾēlīsūr*, mit *jāh* (*jʿhō* oder *jō* = Jahwe; s. d.) *ʾēlijjā*, *jʿhōʾāhāz*, *jʿhōnātān*, *jōjādāʿ*, ferner mit *ʾāb* (= Vater), *ʾāḥ* (= Bruder) und *ʾām* (= Oheim) *ʾābimelek*, *ʾābʿezer*, *ʾabrāhām*, *ʾāḥijjā*, *ʾāḥimelek*, *ʾammūʾēl*, *ʾēlʾām*, *ʾammīnādāb*, wobei sich diese Verwandtschaftsbezeichnungen zweifellos auf eine Gottheit beziehen. Der N. *baʾal* ist z. T. von einer späteren Bearbeitung der alttestamentlichen Schriften getilgt worden, vgl. *mʾri-baʾal* 1. Chron. 9, 40 und *mʾšibōšet* 2. Sam. 4, 4. Wenn Personen aus älterer Zeit des israel. Volkes nach Tieren benannt sind (z. B. *šimʾōn* = Hyäne, *ḥāmōr* = Esel, *kālēb* = Hund [s. Kalibiter], *ʾējer* = Kalb, *šūʾāl* = Fuchs, *ʾajjā* = Geier, *ʾēb* = Wolf, *ʾōrēb* = Rabe; *l̄ʾā* = Wildkuh, *rāḥēl* = Mutterschaf, *dʾbōrā* = Biene, *nāḥāš* = Schlange), so könnte das als totemistisch verstanden werden, aber kaum als eine primitive Vorstufe zu den theophoren N.

§ 4. Verhältnismäßig selten sind weibliche N. überliefert. In den äg. Berichten kämen in Betracht *l̄m* = *ʾēm* (Mutter), *l̄str̄m* = *istar-ummi*, *bnʾnt* oder *bnʾnt* = *baʾʿanāt*, *mīḫt*, *ḫtḫ*, *ḫḫr*, *ḫrjt* = *ḫōrt* (die Horiterin), *ʿmt*, *mšrt* (Burchardt *Fremdworte* Nr. 45, 46, 144, 346, 383, 459, 704, 710, 734, 1078, S. 87), in den Amarna-Briefen *baʾlat-Ur. Maß. Mes* (Knudtzon 273, 4; 274, 4), *gulate* (292, 42; 294, 17. 24), *ummaḫnu* (83, 53; 84, 42; 85, 84; 86, 24), im AT außer den in § 3 genannten *ʾēglā* (Kälbchen), *jʾmīmā* (Täubchen), *šippōrā* (Vögelchen), *tāmār* (Palme), *qʾšīʾā* (Zimt), *qeren hap-pūk* (Schminkbüchse), daneben auch mit Gottesbezeichnungen verbundene, wie *ʾābigajil*,

^abigal, ^abihajil, ^abiṭal, ^abisag, ^aataljā, oder von allg. Natur, wie *batšeba*, *haggiti*, *hannā*, *ʔezel*, *mākal*, *mirjām*, *ribqā*, *rišpā*, *sāraj* (vielleicht ein Gottesname), *ma^akā* (nach der Herkunft).

§ 5. Die Ortsnamen sind ähnlich gebildet. Mehrere in den äg. Quellen und in den Amarna-Briefen sind mit Gottesbezeichnungen zusammengesetzt, nennen also Kultstätten, z. B. *bjdkn* = *bēl dāgōn*, *bj^ant* = *bēt-^anāt*, *dgrir* = *dg^apēl*, *hrir* = *har-^aʔēl*, *jbr^am* = *jibl^aʔām*, *j^am* = *j^anōʔām*, *j^akblr* = *ja-^aqōbēl*, *prir* = *pr^aʔēl*, *štrt* = *ʔastārōt*, *ḫdš* = *qādēš* (Heiligtum), *trḫlr* = *qirjat-^aʔēl*, *kr^ant* = *qirjat-^anāt*, *nm* = *rimmōn* (Burchardt *Fremdworte* Nr. 331, 18, 21, 1198, 660, 214, 219, 212, 254, 286, 953, 1115, 930, 621); in den Amarna-Briefen *aštarte* (Knudtson 197, 10; 256, 21), *bit-ninib* (74, 31; 290, 16), *urusalim* (s. Jerusalem); im AT *rimmōn* (s. Granatapfel B), *baʔal gād*, *baʔal hāšōr*, *baʔal m^aʔōn*, *baʔal-p^agōr*, *baʔal š^afōn*, *baʔalā*, *b^aʔālōt*, *baʔalat b^aʔēr*, *bēp^aʔēl*, *bēl dāgōn*, *bēt-^anāt*, *bēt p^aʔōr*, *bēt-šūr*, *bēt šemes*, *ʔr šemes*, *ʔn šemes*. Andere sind nach ihrer Lage, Eigenart oder ihrem Ursprung bezeichnet, so *lbr* = *ʔābēl* (Aue), *br* = *b^aʔēr* und *birt* = *b^aʔrōt* (Brunnen), *ḫb^a-geba^a* (Höhe), *karmel* (Weingarten), *krjmn* = *karjāmīn* (Weideplatz), *mktr* u. ä. = *migdāl* (Turm), *mḫnm* = *maḫ^ana-jim* (Heerlager), *lbrt* = *ʔabārā* (Furt), *ʔn* = *ʔn* (Quelle), *škm* = *šekem* (Schulter; Burchardt *Fremdworte* II Nr. 19, 347, 328, 897, 969, 1001, 633, 527ff., 488, 24, 268ff., 815). Besonders beachtenswert ist die Tatsache, daß altkanaäische Ortsnamen mehrfach im AT als Personennamen auftreten (Burchardt S. 84), während nur einmal ein altkan. Personenne als Ortsname im AT nachgewiesen werden kann (ebd. Nr. 560 *na^aʔān*).

§ 6. So geben die N. wertvolle Einblicke in das religiöse und kulturelle Leben der Bewohner des Landes. Darüber hinaus führt noch die Beobachtung, daß sich unter der großen Zahl rein sem. N. doch bis weit nach dem s. Palästina hinab vereinzelt N. finden, die nicht als sem. erklärt werden können. Solche fremde Art zeigen N. wie *jardēn* (s. Syrischer Graben), *jabboq*, *gilbō^a*, *j^abūs* (s. Jebusiter), *lāktš* (s. Lachis), *šiqlag* (R. Kittel *Geschichte des Volkes Israel* I³ S. 54). Noch

deutlicher sind Personennamen aus den Amarna-Briefen, wie *abdi-chiba* (s. Jerusalem), *artamanja* (*amēlu* von *ziribašani*), *biridašwa*, *rušmanja*, *šubandu* (vgl. *iawibanda* und *-bandu* auf den Tafeln von Thaanach 3 Rs. 13; 4, 13), *šutarna* (*amēlu* von *mušihuna*), *šutatna*, *šwardata* (*amēlu* von *q^aʔilā*), *zurata* von Akko und *indaruta* (*amēlu* von *ʔakšapa*). Einige sind offenbar subaräischen Gepräges (s. Mitanni B § 4), während *šwardata* und *indaruta* deutlich altind. oder arischen Ursprung haben (KZ 42 [1908] S. 17ff. E. Meyer; A. Ungnad *Die ältesten Völkerwanderungen Vorderasiens* 1923 S. 10ff.). Daraus ergibt sich, daß in Syrien auch nichtsem. Bevölkerungsteile oder Familien eingedrungen sind und sich dort in führender Stellung ziemlich lange erhalten haben (vgl. den neuerdings gefundenen Amarna-Brief AO 7096; Pal.-Jahrb. 20 [1924] S. 27f. A. Alt, nach dem gerade *abdi-chiba*, *šwardata*, *zurata* und *indaruta* miteinander verbündet sind). Noch das AT weiß von Hettitern im S Palästinas (s. Hebron) zu berichten. So steht zu erwarten, daß eine gründliche Untersuchung der N. aus Palästina-Syrien, an der es bisher noch fehlt, bedeutsame Ergebnisse bringen wird.

M. Lidzbarski *Handbuch der nordsemitischen Epigraphik* I (1898) S. 204—388 (Verzeichnis der N. aus Inschriften und Siegeln); Fr. Baethgen *Beiträge zur semitischen Religionsgeschichte* 1888 S. 9ff., 297ff.; M. Burchardt *Die altkanaäischen Fremdworte und Eigennamen im Äg. I, II* (1910); O. Weber bei J. A. Knudtson *Die El-Amarna-Tafeln* 1915 S. 1555ff.; L. A. Mayer und J. Garstang *Index of Hittite Names, Section A: Geographical Part I* (1923); G. Kampffmeyer *Alle N. im heutigen Palästina und Syrien* ZdPV 15 (1892) S. 1ff., 65ff.; ebd. 16 (1893) S. 1ff.; F. Hommel *Die Altisraelitische Überlieferung in inschriftlicher Beleuchtung* 1897 (zieht vor allem das Südarabische zur Erklärung heran); H. Ranke *Die Personennamen in den Urkunden der Hammurabidynastie* 1902; ders. *Keilschriftliches Material zur allg. Vokalisation* 1910; B. Gemser *De betekenis der persoonsnamen voor onze kennis van het leven en denken der oude Babyloniërs en Assyriërs* 1924; F. Hommel *Ethnologie und Geographie des alten Orients* 1926 S. 92ff.; E. Nestle *Die israelitischen Eigennamen nach ihrer religionsgeschichtlichen Bedeutung* 1876; G. B. Gray *Studies in Hebrew Proper Names* 1896; G. Kerber *Die religionsgeschichtliche Bedeutung der hebräischen Eigennamen des AT* 1897; F. Giesebrecht

Die alttestamentliche Schätzung des Gottesnamens und ihre religionsgeschichtliche Grundlage 1901; F. Ullmer *Die semit. Eigennamen im AT I* (1901); Cheyne-Black *Encyclopaedia Biblica III* (1902) S. 3271ff. s. v. Names Th. Nöldeke; A. Schramm *Die palästinischen Ortsnamen im AT* 1904.

Peter Thomsen

D. Vorderasien. Die Babylonier pflegten ihren Kindern bald nach der Geburt einen N. zu geben. Da dieser das Wesen des Trägers bezeichnet, wandte man große Sorgfalt bei der Auswahl an. Körperliche und geistige Eigenschaften, der Beruf, die Abstammung fanden in ihm ihren Ausdruck, die liebevollen Wünsche und Hoffnungen der Eltern wurden hineingelegt, das Verhältnis des Besitzers zu seinem Gotte prägte sich in ihm aus. Bei Sumerern wie bei Semiten gab es kurze und lange N. Manche bestanden nur aus einem Wort, wie *Kuli* „Freund“, *Lalla* „Honig“, *Rubat* „Hehre“, *Ummānu* „Weiser“. Andere enthielten Wünsche wie *Hetil* „Er möge leben“, *Marduk-bullitsu* = „Ö Marduk, schenke ihm Leben“. Beispiele für N., die aus zwei Bestandteilen (Substantiv und Adjektiv oder Substantiv mit Genetiv) zusammengesetzt sind, gibt es in großer Menge. Sogar ganze Sätze findet man in Eigennamen, wie *Bau-zimū* „Bau hat Leben gegeben“, *Ummi-tābat* „Meine Mutter ist gut“ usw. Lange Namen pflegte man im täglichen Verkehr abzukürzen bzw. umzuformen. Sehr beliebt sind die theophoren N. in der Art wie *Geme-bau* „Magd Baus“, *Arad-ilišu* „Knecht seines Gottes“.

H. Ranke *Early Babylonian Personal Names* Philadelphia 1905; Ed. Chiera *Lists of Personal Names from the Temple School of Nippur* Philadelphia 1916; K. Tallquist *Assyrian Personal Names* Leipzig 1914; ders. *Neubabylon. Namenbuch* Helsingfors 1905; H. Holma *Die assyr.-babyl. Personennamen der Form quttulu* Helsinki 1914; weiteres bei E. F. Weidner *Die Assyriologie 1914—1922* Leipzig 1922 Nr. 1479ff.

Ebeling

Nancy-Höhle. Gelegen im Beune-Tal, unweit Vieil-Mouly (Sireuil; Dép. Dordogne). Enthält das Flachrelief eines Wildpferdes und zwei lineare Wand-Gravierungen. S. Kunst A II. Entdeckt von P. Paris und H. Breuil, 1915. Veröffentlicht in: *L'Anthrop.* 26 (1915) S. 515.

H. Obermaier

Napfloch s. Schalenstein.

Naphtha (Vorderasien). Das N. trat an mehreren Stellen Mesopotamiens, vor allem in Qijara, n. von Assur, offen zutage und wurde von dort aus als Leucht- und Brennmittel weiter verschickt. Die uns hierüber erhaltenen Nachrichten entstammen allerdings alle der neuassyrischen Zeit (seit dem 7. vorchristl. Jh.).

MVAG 10 (1905) S. 312f. B. Meissner

Napoleonshöhe (Kärnten) s. Villach.

Napoleonshut s. Mühle A § 4.

Naqada s. Naqada-Rasse, Negade.

Naqsch-i-Rustem. Bei der Hauptstadt Altpersiens Persepolis am Pulwar, 30° N und 52° 28' OGr., liegt n. des Flusses die Felswand N.-i.-R. mit 4 achämenidischen Felsgräbern und 7 sasanidischen Reliefs. Dazu gehören drei weitere achämenidische Gräber s. des Flusses am Berge Rachmed. Es sind die Gräber der 7 Könige Darius I. — III., Xerxes und Artaxerxes I. — III. Sie sind gleichartig in Form eines Kreuzes aus dem Felsen gemeißelt (Band X Tf. 27, 28 b). Eine Fassade mit 4 Säulen und mittlerer Tür trägt oben einen breiten Thron, gehalten von 28 Figuren, Repräsentanten der verschiedenen Untertanen des Reiches. Oben steht links auf einem dreistufigen Postament der König, die Linke auf den Bogen stützend, die Rechte im Gebet erhebend. Rechts ist ein Feueraltar. Oben darüber schwebt der geflügelte Sonnengott Ahuramazda, ganz rechts oben außerdem die Mondscheibe. Unterhalb des Reliefs ist ein Opferplatz im unteren Teil des Kreuzes. Gegenüber der Felswand liegt ein turmartiger Bau *Kaaba i Zarduscht*, wahrscheinlich ein Feuertempel. An sasanidischen Reliefs sind 1 von Archedir I. (Belehnung durch den Gott), 2 von Bahram II. (König mit Gefolge), 3 von Bahram III. (Reiterkampf), 4 von Schapur I. (Huldigung Kaiser Valerians), 5 von Bahram IV. (Reiterkampf), 6 von unbekanntem Könige (Reiterkampf), 7 von Schapur III. (Belehnung durch Göttin Anahit); die Reliefs sind abgebildet bei F. Sarre *Kunst des alten Persiens* Tf. 31f. (Grabreliefs); Sasanidische Reliefs: Tf. 70 (1—2), 83 (3), 74 (4), 82 (5—6), 81 (7). S. a. Persien B.

F. C. Andreas und F. Stolze *Persepolis* 1882;
F. Sarre und E. Herzfeld *Iranische Felsreliefs*
1910. Eckhard Unger

Naristen s. Germanen B § 5.

Narkotikum. N. sind mit einiger Wahrscheinlichkeit als die älteste Form von Gebrauchsgiften zu betrachten, vielleicht auch von Heilmitteln. Der Mediziner (s. d.) bedurfte der Betäubungs- und Rauschmittel, die, in richtiger Dosis angewendet, exzitierend wirken, zu seinen Ekstase-Zuständen, zur Hervorrufung eigener Visionen, zu den Rauschträumen seiner Kranken, deren Deutung ihm diagnostische und therapeutische Wegweiser gibt. In stärkerer Dosis erreicht er mit ihnen schmerzstillende und anderweit heilende Wirkungen oder auch krank machende, namentlich auf geistigem Gebiete, wie bei Anwendung der tropeinhaltigen Nachtschattengewächse, Stechapfel- und Bilsenkraut (s. d.)-Arten, auch Tollkirsche, Euphorbia-, Sturmhut- und Hundswürgerarten. Visionäre Zustände führen auch Skopolia- und Mandragora-Arten herbei; die schwarze Nieswurz ruft, auch vom Mastdarm, der Vulva und Vagina aus, selbst unter den Armen eingerieben, „Hexenfahrten“ und derartige akute Wahnvorstellungen hervor. Wenn das Bilsenkraut im Altertum Apollokraut hieß (*herba Apollinaris* des Mittelalters), so weist dies vielleicht geradeswegs auf die Halluzinationen hin, welche es bei den priesterlichen (pythischen) Jungfrauen vom Unterkörper her oder eingeatmet bei Räucherungen hervorrief. Weitere alte narkotische Gifte sind Hanf (s. d.; besonders indischer) und Schlafmohn, deren ersterer besonders früh in Verwendung gestanden zu haben scheint.

W. Wundt *Völkerpsychologie* II 2 (1906);
Lewin *Die Gifte in der Weltgeschichte* 1920.

Sudhoff

Nashorn s. Diluvialfauna § 3, 4, 6, 7.

Nasibina (assyrl. *Nasibina*, *Nasipina*, *Nasipani*, griech. Νισβίς, mod. arab. *Nešibin*; nichtsem. Bildung auf -na wie Huzirina, Guzana [Gusana; s. d.] u. a.). Städtische Siedlung unter 37° 1' 40'' N 41° 16' O Gr., an der Stelle, wo der Hirmas (assyrl. Harmaš, Oberlauf des Dschaghdschagh, s. Habur) aus dem Tur-'Abdin in die mesopot. Ebene tritt. Die Stelle ist geeignet zur Anlage von Bewässerungskanälen und Gartenanlagen.

Über N. führt die Welthandelsstraße vom Iran, Hochlande und Assyrien nach dem Mittelmeer. Ein anderer Verkehrsweg führt den Hirmas aufwärts in das Gebiet des Tur-'Abdin und obersten Tigris.

Im 2. Jht. gehörte das Gebiet von N. zu Hanigalbat-Mitanni (s. d.), doch ist die Siedlung aus dieser Zeit nicht bezeugt und spielte jedenfalls keine größere Rolle. Unter Adadnirari II. (911—891) wird sie das erstmalig genannt anlässlich der erbitterten Kämpfe, die die Assyrer in diesen Gegenden gegen die subaräischen Kleinfürsten führten (WVDOG 37 Nr. 84 I 41, 42 O. Schroeder). Die Assyrer erhoben N. schließlich zur Provinzialhauptstadt, deren Statthalter zur Bekleidung des Eponymates berechtigt war. Zur Provinz N. gehörten die Bezirke Kaḥat, Urakka und Masak. Beim Zusammenbruch des assyrl. Reiches fanden um N. die Rückzugskämpfe der auf Harran (s. H a r r ā n § 2) sich zurückziehenden Reste des assyrl. Heeres gegen die Babylonier und Meder statt (Gadd *The Fall of Niniveh* 1923 Rs. 48 des Textes).

Dank seiner vorzüglichen Verkehrslage erhielt sich N. auch in den folgenden Geschichtsperioden. Eine besondere Rolle spielte die Stadt als wohlbesiedelte und stark befestigte Grenzfestung zur Zeit des röm. Weltreiches und der byzantinischen Herrschaft. Armenien, Rom, die Könige der Parther und später der Neuperser rangen um ihren Besitz.

Die moderne Siedlung deckt nur einen Teil der röm. Stadtanlage, deren Spuren sich trotz intensiver Aufhöhung des Bodens auf Schritt und Tritt feststellen lassen. Die assyrl. Schichten sind durchaus von jüngerem überlagert und noch nirgends angegraben.

F. Schachermeyr

Natal s. Südliches Afrika (Paläolithikum) § 2.

Natters (Tirol). Die Fundstücke wurden beim Straßenbau an der Sonnenburger-ecke gesammelt, ohne daß systematische Ausgrabungen oder Fundaufzeichnungen stattgefunden hätten. Durchwegs stark verbrannte und meist nur in Bruchstücken erhaltene Bronzen, darunter eine Schwertklinge, zahlreiche Messer und Ringe, Kugel- und Vasenkopfnadeln und Gußkuchen. Aus Ton wurden Sälchenurnen (s. d.), zahlreiche Zylinderhalsurnen, urnenförmige Henkelschalen, konische Schalen,

Henkeltöpfe und Henkelkrüge gefunden. Es handelt sich um ein größeres Gräberfeld wohl mit Brandbestattungen, der Übergangszeit der Bronze- zur Hallstattperiode angehörend.

G. Kyrle *Urgeschichte Tirols* Österreich. Kunsttopographie (im Erscheinen). G. Kyrle **Naturalistische Darstellungen des Paläolithikums** s. Kunst A, Primitive Kunst.

Nauheim (Oberhessen; Tf. 146, 147). Zu beiden Seiten der Usa vom großen Teich bis zur Gasanstalt, besonders aber auf dem rechten Ufer, wo die Salzquellen entspringen, sind zahlreiche Hüttenreste und ausgedehnte Salzsiedereien vorhanden von LTZ 1—4, vielleicht auch schon aus der HZ, in der Hauptsache aber aus der germ. (suebischen) Stufe. In der älteren Per. scheint das Salz mehr in Holzbassins, in der späteren durch Verdunsten des Salzwassers in großen Töpfen, unter denen Feuer gemacht wurde, gewonnen worden zu sein. Die Abfälle der Tongefäße, Salzurückstände, Kohlen- und Aschenreste bilden mehrere Meter hohe Schichten, namentlich in der Nähe der Gasanstalt. Das zugehörige Refugium war auf dem N. überragenden Johannisberg, wo auch eine Höhsiedlung der HZ festgestellt ist. Am bekanntesten ist das große Gräberfeld aus LTZ 4, ö. des Bahnhofs am oberen Talrande („Goldstein“), nach dem der Nauheimer Typus seinen Namen erhalten hat (s. Mittel- u. Süddeutschland D § 11). An derselben Stelle sind allerdings auch Gräber der spätbronzezeitl. Urnenfelderstufe mit reicher Keramik aufgedeckt. S. a. Goldgrube.

F. Quilling *Die Nauheimer Funde* 1903; Röm.-Germ. Korr.-Bl. 1912 S. 40f. P. Helmke; Präh. Z. 6 (1914) S. 282f. Schumacher.

K. Schumacher

Nauheimer Fibel s. Fibel A § 34.

Naulette, La. S. a. Belgien A § 3. — Im J. 1866 wurden von Dupont in der Grotte von L. N. an der Lesse in der Gemeinde Furfooz (bei Dinant, Belgien) folgende Skeletteile ausgegraben (zusammen mit Resten von Mammut, wollh. Nashorn, Wildpferd und anderen spätdiluv. Tieren): ein zahnloser Unterkiefer, ein loser, dazugehörender Eckzahn, ein Cubitus und ein Mittelfußknochen. Diese Reste sind der Neander-

tal-Rasse (*Homo primigenius*; s. d.) zuzurechnen. Der Unterkiefer ist sehr massiv und hat keinen Kinnvorsprung; die beiden aufsteigenden Äste und der hintere Teil der rechten Seite fehlen.

G. de Mortillet *Sur la mâchoire de la Naulette* Bull. Soc. Anthr. Paris Sér. 2, 2 (1867) S. 431; P. Topinard *Les caractères simiens de la mâchoire de la Naulette* Rev. Anthr. Sér. 2, 2 (1885) S. 385.

Reche

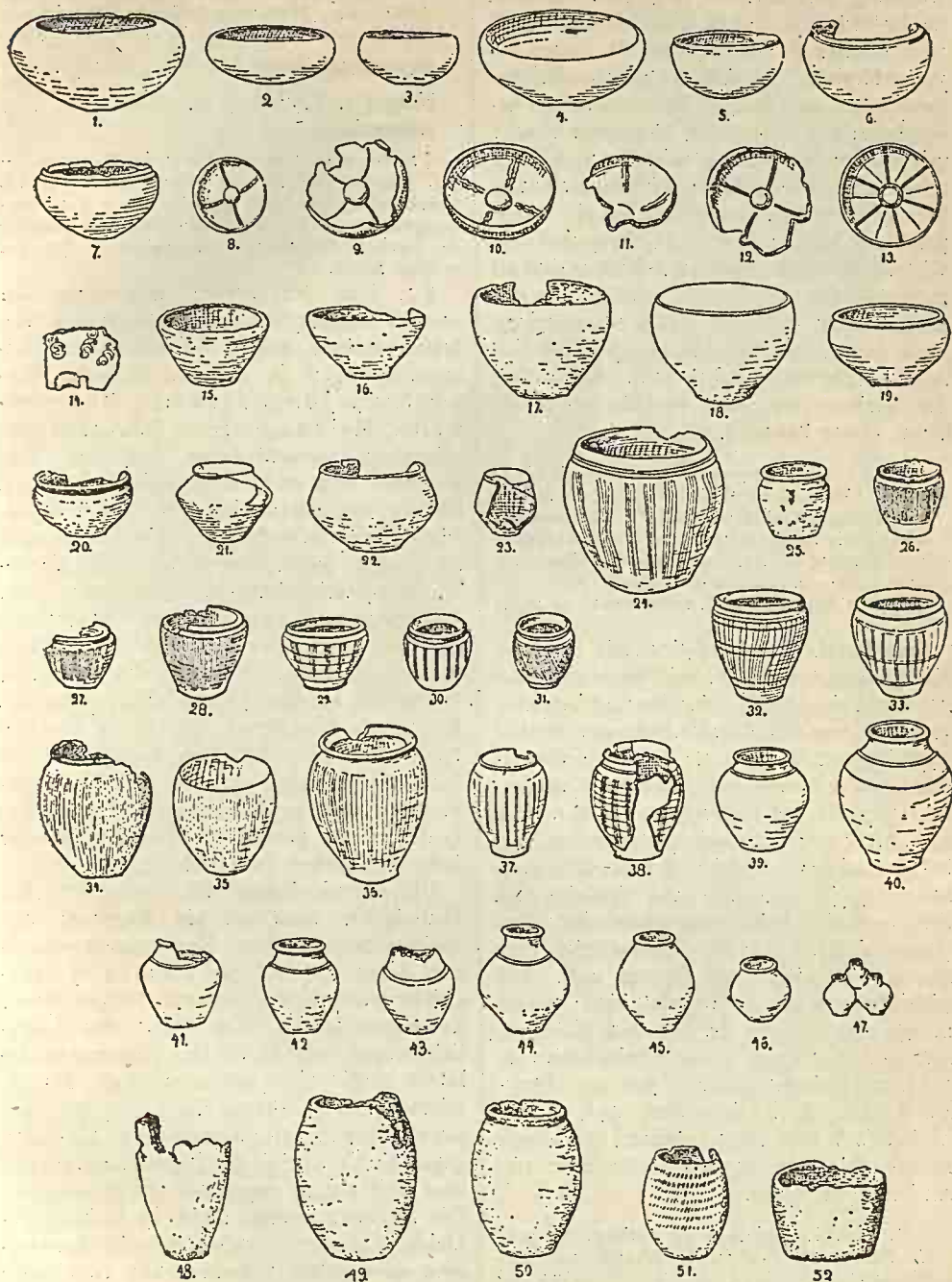
Nauplia. Stadt im n. Winkel des Meerbusens von Argos, auf einer felsigen Landzunge gelegen, die eine Hafengebucht umschließt. Die Reste einer befestigten Akropolis stammen erst aus archaisch-griech. Zeit. Eine Nekropole am Nordost-Abhang des benachbarten Palamidi-Berges und am Hügel Evangelistria besteht aus Felskammern mit spätmk. Keramik. Die genaue Lage der myk. Siedlung, die zusammen mit dem benachbarten Asine (s. d.) als Hafen für die ganze Argolis schon im 2. Jht. von großer Bedeutung gewesen sein muß, hat sich noch nicht feststellen lassen.

C. Bursian *Geographie v. Griechenland II* 59f. — Fundberichte: Furtwängler-Loeschcke *Myk. Vas.* S. 45ff.; Ath. Mitt. 5 (1880) S. 143ff.; *Πρακτικά* 1892 S. 52ff. G. Karo

Navetas. Steinbauten von halbovaler Grundriß auf den Balearen, die z. T. Gräber, z. T. auch Wohnstätten gewesen sind und der Per. der Talayot-Kultur angehören. S. Balearen § 5ff. und Band I Tf. 70, 71.

† Albert Mayr

Naxos. Die südöstlichste der Kykladen (s. d.), Paros benachbart, aber größer und durch ihre Fruchtbarkeit und Schönheit allen anderen dieser Inseln überlegen. Der wohl nur poetisch gebrauchte Name Στρογγύλη ist offenbar von ihrer gerundeten Gestalt abgeleitet. Von S nach N zieht sich durch die ganze Insel eine Gebirgskette, die im S im Gipfel der Dhia (antik *Drios*) bis zu 1003, im N im Koronon bis zu 991 m aufsteigt. Über der granitenen Hauptmasse des Gebirges sind seitlich Gneis und Glimmerschiefer, oben weißer Kalkstein gelagert. Im O fällt es steil zum Meere ab, im W dehnt sich von seinem Fuße bis zum Strande eine leicht gewellte, überaus fruchtbare Ebene. Vortrefflicher Marmor und Schmirgel waren schon im Altertum wertvolle Schätze der Insel. Die Ver-



Nauheim

Schematische Skizze der keramischen Typen aus den Nauheimer Funden. Nach Quilling.

wendung des Marmors zeigt sich während der ägäischen Kultur (s. d.) in Idolen (s. d. B) und Gefäßen (s. Steingefäß B), neben denen zahlreiche Tongefäße der üblichen Kykladenformen mit einigen Besonderheiten erscheinen: rot aufgemalte, hängende Bänder mit weißer Einfassung, offenbar von frühmin. Gefäßen beeinflusst; es finden sich auch kret. gleichzeitige Steingefäße auf N. Akropolen mit Mauerresten und Nekropolen von Kistengräbern der Kykladen-Kultur sind an mehreren Orten gefunden worden. In der myk. Kultur spielt N. bisher eine geringe Rolle (ein ausgeraubtes Kuppelgrab bei Komiaki; Πρακτικά 1908 S. 118). Auch über den Verlauf der geom. Periode auf N. ist kaum etwas bekannt.

C. Bursian *Geographie v. Griechenland II* 489ff., hier auch die ältere Literatur; die neuere bei Fimmen *Kret.-Myk. Kultur*² S. 14, besonders wichtig die Ausgrabungen von Klon Stephanos, darüber kürzere Berichte in den Πρακτικά von 1906—10. Zusammenfassend: Actes du Congrès d'Athènes 1905 S. 216ff. dets. G. Karo

Neandertal. Im J. 1856 wurde in einer Kalksteingrotte des N. bei Düsseldorf von Arbeitern ein Skelett gefunden und beiseitegeworfen, von dem Arzt Dr. Fuhlrott aber für die Wissenschaft gerettet; das erste wissenschaftlich untersuchte Skelett der Neandertal-Rasse (*Homo primigenius*; s. d.). Das geol. Alter war nicht mehr festzustellen. Erhalten sind das Schädeldach, beide Oberarmknochen, je eine Elle und Speiche, ein Schlüsselbein, beide Oberschenkelknochen (Band V Tf. 122 b N), Bruchstücke vom Becken, Schulterblatt, Rippen usw. Die wichtigsten Maße des Schädels sind: größte L. 199 mm, größte Br. 147 mm (Längenbreiten-Index 73,9), kleinste Stirnbreite ca. 107 mm, Horizontalumfang 590 mm, Bregma-Winkel (nach Schwalbe) 44°, Stirnwinkel 62°. Das Skelett stammt von einem Manne. Die Körpergröße dürfte etwa 160 cm betragen haben.

R. Martin *Lehrbuch d. Anthrop.* S. 328; C. Fuhlrott *Der fossile Mensch aus dem Neanderthal* Duisburg 1865; G. Schwalbe *Der Neanderthalschädel* BJ 106 (1901) S. 1ff.; dets. *Über die spezifischen Merkmale des Neanderthalschädels* Verh. d. anat. Ges. 15 (1901) S. 44ff.; H. Klaatsch *Das Gliedmaßenskelett des Neanderthals* Verh. d. anat. Ges. 15 (1901) S. 121ff.; E. Werth *Der fossile Mensch I* (1921 ff.) S. 142ff.;

O. Schlaginhaufen *Die wichtigsten fossilen Reste des Menschengeschlechtes* Neujahrsbl. Naturf. Ges. Zürich 1914 S. 1. Reche

Neandertal-Rasse s. *Homo primigenius*.

Neapel s. *Kyme* § 4f.

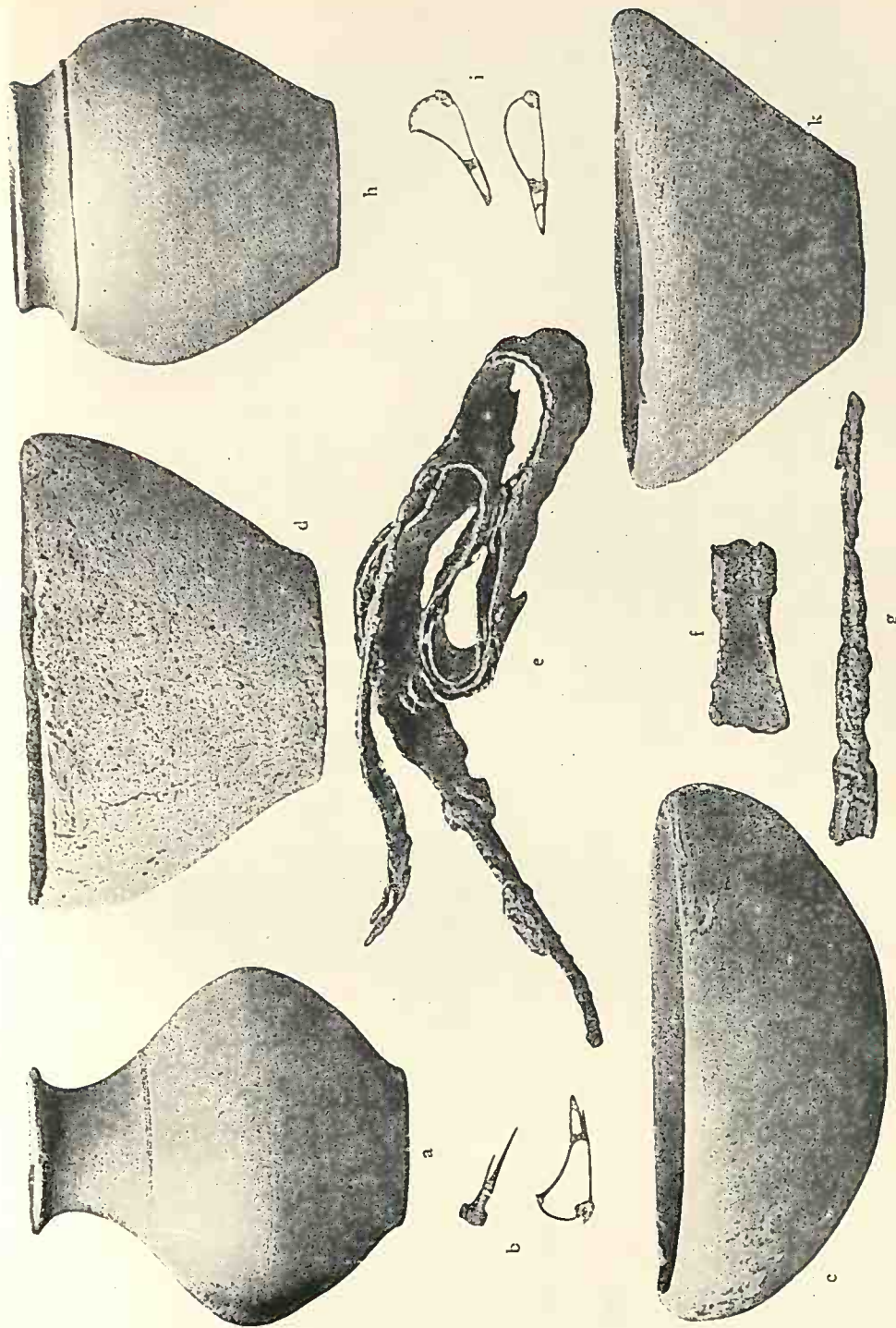
Nebenehe.

§ 1. Wirtschaftliche und sexuelle Momente. — § 2. Geschwisterliche und vetterliche N. — § 3. Freundschaftliche und festliche N. — § 4. Zeugungshelfer. — § 5. Sukzessive Ehe und Ansätze für Levirat, Sororat und Saturnalien. — § 6. *Ius primae noctis*.

§ 1. Daß Naturvölker keineswegs ein sexuell ungezügelttes Leben führen, wie man früher meinte, zeigen die zahlreichen Heiratsordnungen (s. d.) und ähnliche Vorschriften (s. Jünglingsweihe, Mädchenweihe, Meidung). Diese Schranken sind allerdings verschiedener Art, sie sind kulturell und wohl auch raßlich bedingt, hängen vor allem aber von einem Überwiegen mütterrechtlicher Gesichtspunkte oder aber gerontokratischer und aristokratisch-patriarchalischer Normen ab. Außerdem muß aber stets ein Unterschied zwischen den einzelnen Lebensaltern beachtet werden. Während die entfaltete Sexualität in den Jugendjahren promiske Neigungen hervorruft, denen die mütterrechtlichen Gesellschaften wenig oder gar keine Hemmungen auferlegen, neigt Gerontokratie und aristokratisches Patriarchat (s. d. A) dazu, gerade für dieses Lebensalter hohe Schranken zu errichten.

Die Gerontokratie der ungeschichteten Gemeinden muß als ein Ergebnis der Aufspeicherung von Kenntnissen durch die Alten (s. *Altenherrschaft*) aufgefaßt werden, die dadurch Träger dieser Errungenschaften und damit der Überlieferungen wurden. Die Gerontokratie bildet somit eine kulturfördernde Macht. Diese Stellung nützen die Alten, um sich sowohl gegen die Konkurrenz als auch gegen die Übergriffe der Jugend zu schützen und sich ihnen gegenüber durchzusetzen. Die Normen werden nicht in Befehle gekleidet, sondern erscheinen als Zeremonien oder Riten, umwoben von religiösem Respekt; sie zwingen vorwiegend auf indirektem Wege.

Im späteren Reifealter macht sich eine Neigung zur Paarung geltend, die zweifellos durch den Druck der Lebensfürsorge ge-



Nauheim.
Geschlossene Funde: f und k. Fund 98. — c, g, h. Fund 104. — a, e. Fund 105. — b, d, i. Fund 107. Nach Quilling.

fördert wird und sich bei den Jäger- und Sammlerstämmen auf einen Austausch der Nahrungsgewinnung des mehr streifenden Mannes als Fänger und Erbeuter größerer Tiere mit den Sammelergebnissen an Früchten, Wurzeln, Muscheln, Kleintieren u. dgl. der zur Seßhaftigkeit neigenden und darum einen engeren Lebensraum intensiver nutzenden Frau richtet. Aus dieser wirtschaftlich-kulturellen Ergänzung ergibt sich die Paarung, die in Gestalt einer monogamen Tendenz bei den niedrigen Jäger- und Sammlerstämmen hervortritt und sich auch noch in den Gesellschaften auswirkt, in denen die Frau zum Hack- oder Grabbau übergegangen ist (s. Mutterrecht A, Wirtschaft D).

Dieses Streben zum Zusammenschluß in einfachen Paaren wird auf verschiedene Weise durchbrochen: teils dadurch, daß einflußreiche Persönlichkeiten, hauptsächlich unter wirtschaftlichen Gesichtspunkten, besonders bei Räuberstämmen und von solchen beeinflussten Völkern, sich mehrere Frauen halten (s. Polygamie), teils durch andere Sitten, denen sexuelle Motive zugrunde liegen, und die uns hier beschäftigen. Bezeichnend ist, daß es für ein solches sexuelles Sichaushalten ebenfalls zu festen Ordnungen gekommen ist (§ 2, 3).

Den Ausgangspunkt für sexuelle Freiheiten (s. a. Keuschheit) bildet der Gesichtspunkt, daß Brüder oder Vettern, beziehungsweise Schwestern oder Basen — diese beiden Verwandtschaftsgrade werden bei den Naturvölkern oft nicht scharf unterschieden (s. Familie A, Verwandtschaft) —, somit je dienächsten männlichen und je die nächsten weiblichen Verwandten, gemeinsam an dem sexuellen Leben Anteil nehmen dürfen: der Bruder also an dem der Schwester, die Schwester an dem der Schwester. Die lebenslange Schicksalsgemeinschaft in der genossenschaftlichen Großfamilie hat dazu die Voraussetzung geschaffen (s. a. Kommunismus). — Aus den geschilderten Tatsachen hat man weitgehende Konsequenzen gezogen und geglaubt, daraus auf eine ursprüngliche Gruppenehe oder auf ursprünglich völlig promiske Zustände zurückschließen zu dürfen.

So wie sich die Dinge jedoch nach einer gründlicheren Kenntnis der Jäger- und Sammlervölker darstellen, nachdem man insbesondere die perspektivische Projektion der Naturvölker verfeinert und vertieft hat, wird man die Gruppenehe (s. d.) wahrscheinlich als eine spätere Erweiterung der brüderlichen und vetterlichen Beteiligung am Sexualleben, namentlich unter ausgesprochen mutterrechtlichen Zuständen und bei Erweiterung der Großfamilie zur Sippe, aufzufassen haben.

Die Promiskuität (s. d.) dagegen erscheint nur als eine vorübergehende Einrichtung vorwiegend während der ersten Pubertätsjahre unter der Herrschaft mutterrechtlicher Sitten.

Eine besondere Komplikation wird in die nebeneheliche Anteilnahme der nächsten Verwandten am Sexualleben durch die Gerontokratie gebracht, die bei manchen Völkern mit stärkerer Betonung auftritt. Dieser Einfluß der Alten kann sich wieder auf zweierlei Weise geltend machen: 1. dadurch, daß die Alten den Frauenaustausch der anderen beaufsichtigen (§ 2, 3), und 2. daß sie selbst sich gewisse Vorrechte sichern (§ 5 und 6). Letzteres ist wieder von verschiedener Bedeutung: es führt entweder zu einem mehr oder minder ausgedehnten *ius primae noctis*, dem oft „Tobiaszeiten“ (s. d.), Meidungen (s. d.) des Bräutigams komplementär gegenüberstehen. Später, in geschichteter Gesellschaft, gehen daraus Privilegien der Häuptlinge und des Adels hervor. Andererseits führt die Altenherrschaft zu den Formen sukzessiver Ehe, wie wir ihr an manchen Orten begegnen (§ 5).

Die nebenehelichen Einrichtungen geben den Schlüssel zu manchen Sitten, die wir bei höheren Völkern finden: dazu gehören vor allem der Austausch der Frauen unter Blutsbrüdern oder Freunden (s. Freundschaft) sowie das Anbieten der Frau oder Tochter gegenüber dem Gastfreund (s. Gastfreundschaft; vgl. Schrader 1916 S. 89) und Sitten des Hetärentums (s. § 3 und Prostitution).

Andererseits führt die brüderliche Anteilnahme am Sexualleben zur Sitte des Levirats (s. d.) und des Sororats (s. d.).

Mit den sog. Zeugungshelfern greift man in einer Zeit, die schon von ganz anderen Gesichtspunkten erfüllt ist, auf den Gedanken der brüderlichen oder freundschaftlichen Anteilnahme am Sexualleben zurück, um Namen (s. d. A.) oder Familiengut (s. Eigentum A, Familie A) zu erhalten (§ 4).

Der Weg, der zu der sexuellen Anteilnahme der anderen benutzt wird, führt häufig über festliche Veranstaltungen, die wieder mit den Gedanken eines Durchbrechens des gewohnten Alltagslebens, ja einer völligen Umkehrung desselben verbunden sind (s. Saturnalien).

§ 2. Die *Pirrauru*-Ehe der austral. Dieri stellt gewissermaßen ein Mitgenußrecht der Geschwister an den ehelichen Beziehungen dar. Dieses ist davon abhängig, ob einer verheiratet ist oder nicht. Nur im ersteren Fall tritt dieses Recht in Wirksamkeit. Von seiten der Frau wird vorher die Zustimmung des Gatten eingeholt. Die Billigung der Gattin scheint für den Mann nicht besonders erforderlich zu sein. Das *Pirrauru*-Verhältnis wird durch eine besondere Zeremonie legalisiert, die die Alterschaft und das Totem-Haupt vornehmen. Der *Pirrauru*-Nebengatte gehört derselben Gruppe an. Dieses Verhältnis kann als eine Urform des Levirats (s. d.) betrachtet werden (Thomas S. 127 ff.).

Thomas meint (S. 138 f.), daß die *Pirrauru*-Einrichtungen, die eine brüderliche Mehrehe darstellen, deshalb entstanden seien, weil für die jungen Leute nicht genug Frauen da waren, zumal die jungen von den alten Männern beschlagnahmt wurden. Bemerkenswert ist übrigens, daß die Einrichtungen der Dieri ebenso auf Gegenseitigkeit begründet sind wie die der Bánaro, während bei den anderen austral. Stämmen patriarchalisch-gerontokratische Züge stärker in den Vordergrund treten.

Das *Piraungaru*-Verhältnis der austral. Urubunna entspricht in vielen Zügen dem *Pirrauru* der Dieri. Bei beiden entscheidet der ältere Bruder der Frau, welcher der Gattenbrüder das Vorrecht haben soll (Spencer und Gillen *Northern Tribes* S. 137). Bei den Urubunna beteiligen sich an dieser Entscheidung auch noch die alten Männer des Stammes (Malinowski S. 110).

Bei den Aranda und Loritja Zentral-Australiens finden die nebenehelichen Beziehungen vor allem mit den Schwestern der Frau statt. Ehebruch (s. d. A.) wird aber, wie auch sonst vielfach, dem Diebstahl gleichgeachtet; im übrigen ist der Geschlechtsverkehr zwischen Verwandten ersten und zweiten Grades verboten. Das *Wuljankura*-Fest der Aranda und Loritja, mit dem eine Auswechslung der Frauen verknüpft ist, wird von Strehlow als eine vom O her eingeführte Sitte betrachtet. Dabei ergreifen die Frauen die Initiative, doch handeln sie nicht ohne Einwilligung des Ehemanns. Von irgendeiner systematischen Ordnung dabei, wie etwa bei den Bánaro (§ 3), weiß Strehlow nichts zu berichten. Daß die Erinnerung an frühere Eheordnungen bei den Loritja für die Veranstaltung des Festes maßgebend wäre, ist nicht ausgeschlossen (Strehlow S. 89 ff.).

Die sog. *punalua*-Ehe von Hawai dürfte wohl auf eine ähnliche Anteilnahme der nächsten Verwandten an den ehelichen Beziehungen zurückzuführen sein. Bei der Aufnahme eines Stammbaumes ist Rivers (I 385 ff.) folgender Fall begegnet: Da eine Ehe kinderlos blieb, wurde eines Tages der Gatte der Schwester herangeholt. Dieser intervenierende Mann wurde von dem ursprünglichen Gatten *punalua* genannt. Seine Funktion erinnert an die des *mundü* der Bánaro und des *eriam* der Tubetube (Neu-Guinea). Es existierte, wie Rivers weiterhin feststellte, ein System, nach dem Liebhabern eine anerkannte Stellung zukam, und zwar sind solche Liebhaber ganz bestimmte Verwandte, nämlich die Brüder des Gatten und die Schwestern der Frau. Diese bildeten eine Gruppe, innerhalb der alle Männer über alle Frauen eheliche Rechte ausüben durften, und es wurde Rivers erzählt, daß sogar jetzt noch, beinahe ein Jh. nach der allg. Annahme des Christentums, diese Rechte eines *punalua* mitunter von den Eingeborenen anerkannt werden und zu Gerichtsverhandlungen Anlaß geben, bei denen man solche Fälle als „Ehebruch“ betrachtet. Außer diesen *punalua*, die eine anerkannte Stellung gegenüber dem Ehepaar kraft ihrer Verwandtschaft einnehmen, gibt es oft noch freigewählte Liebhaber des Gatten

und der Gattin. Hier treten also wie in Australien die Brüder oder Schwestern (bei den Bánaro die Sippenvettern und Sippenbasen) als Mitteilhaber an den ehelichen Beziehungen auf.

§ 3. Ein eigenartiges Verhältnis von nebenehelichen Beziehungen gründet sich bei den s. Massim-Stämmen von Bartle-Bay im ö. Neu-Guinea auf die Zugehörigkeit zu einem Altersbund (*kimta*), der innerhalb eines Spielraumes von wenigen Jahren gleichaltrige Leute vereinigt. Die Knaben haben zuerst zusammen Früchte gepflanzt, geerntet und bei einem gemeinsamen Fest verspeist. Von Zeit zu Zeit wird dieses Fest unter den männlichen Altersgenossen wiederholt. Wenn ein Kind in seiner physischen Entwicklung gegenüber seinen Altersgenossen zurückbleibt, so wird es in eine niedrigere *kimta* versetzt. Andererseits schließen sich ältere Leute, wenn ihre engeren *kimta*-Genossen aussterben, von zwei oder mehreren Altersbünden zu einem zusammen (s. a. Männerbund). Die Klan- und Verwandtschaftsbeziehungen der *kimta*-Genossen werden als gleich betrachtet; sie sind zu lebenslanger Freundschaft (s. d.) verbunden. Die Männer der gleichen *kimta* stehen wechselseitig im *eriam*-Verhältnis. Das Wesen der *eriam*-Beziehungen besteht darin, daß einer Rechte an des anderen Frau hat, aber auch, daß sich die *eriam*-Freunde wechselseitig helfen und unterstützen. Im allg. sind daher die Genossen des *eriam* gleichaltrig. Wegen der Heiratsordnung kann vor allem ein Mann keinen *eriam*-Freund haben, der eine Frau seines eigenen Klans besitzt. Aber in Wedau wird die *eriam*-Beziehung, wahrscheinlich irgendwie mißverständlich, nach der Analogie der exogamen Heiratsordnung betrachtet, so daß ein Mann einen *eriam*-Genossen nicht aus seinem eigenen Klan wählen darf, und auch zwei *eriam*-Freunde dürfen nicht zwei Frauen vom gleichen Klan haben. Immerhin scheint man wegen dieser offenbar späteren Komplikation die Forderung fallen gelassen zu haben, daß die *eriam*-Freunde streng gleichaltrig sein müssen, und läßt auch zu, daß Leute aus verschiedenen Altersbünden (*kimta*) „Gattengenossen“ (*eriam*) werden. Die Ausübung der ehelichen Rechte des

Nebengatten wird nicht, wie bei den Bánaro, an gewisse Feste geknüpft oder findet nur an geheiligter Stätte statt, sondern es genügt eine einfache gelegentliche Verabredung, um sich im Walde zu treffen. Eine solche Zusammenkunft kann so oft stattfinden, als es gewünscht wird, ohne daß jemand daran Anstoß nimmt (Seligmann S. 470ff.).

Bei dem *pirrauru*-Verhältnis sind die Rechte des Nebengatten auf die Zeit der Abwesenheit des Hauptgatten oder auf die Zusammenkünfte und Feste des Stammes beschränkt. Beim *pirrauru* hatte die Frau immer nur einen nebenehelichen Partner, der Mann konnte wohl mehrere „*pirraurus*“ haben.

Das *eriam*-Verhältnis macht keinen Unterschied: beide Geschlechter sind einander gleichgestellt. Die Beziehungen sind bei den *eriam* gewissermaßen durch die Natur gegeben, sie gehen aus der Gleichaltrigkeit der gewöhnlich verwandten Freunde hervor, beim *pirrauru* kommen sie dagegen durch Zuteilung oder Wahl zustande. Im *eriam*-Verhältnis ist aber die Möglichkeit der Partnerwahl sowohl in bezug auf den Freund wie auf die Frau und auf die Nebenfrau durch die Klan-Angehörigkeit, also verwandtschaftlich, beschränkt und erinnert dadurch an das *mundū*-Verhältnis der Bánaro. Gelegentlich der Jünglingsweihe (s. d.) findet ein zeremonieller Austausch der Frauen unter den zwei Sippen eines Klan bei den Bánaro Neu-Guineas statt. Dabei muß beachtet werden, daß eine orthodoxe Ehe (s. Heiratsordnung) in der Weise geschlossen wird, daß die Schwester des Bräutigams den Bruder der Braut heiratet. Die Paare sollen immer der gleichen Hälfte („Sippe“) der (exogamen) Klans angehören. Die beiden Hälften („Sippen“) eines Klans stehen im Verhältnis der vetterlichen Freundschaft, in der Weise, daß sowohl die Einweihung der Mädchen (s. § 6) wie der Frauentausch durch die andere Hälfte des Klans, die Vettertschaft (*mundū*), vorgenommen wird, daß somit die eine Hälfte des Klans an dem sexuellen Leben der anderen Hälfte Anteil hat. — In ähnlicher Weise wie bei den Reifeweihen findet auch beim Todesfall eines Mannes ein ritueller

Austausch der Frauen statt. An dem Tage, an dem die Asche des (verbrannten) Verstorbenen in sein Heim kommt, verbindet sich der Bruder des Verstorbenen mit der Gattin des Sippenfreundes (*mundū*) des Bruders der Witwe oder mit der Gattin des Sippenfreundes (*mundū*) von dem Manne der Schwester des Verstorbenen, d. h. also, daß er die Gattin des Sippenfreundes (*mundū*) der anderen Hälfte desjenigen Klans nimmt, aus dem die Witwe des Verstorbenen stammt. Außerdem tritt am folgenden Abend der Bruder des Verstorbenen in die nebenehelichen Rechte seines Bruders ein, indem er mit der Frau des Sippenfreundes seines verstorbenen Bruders Beischlaf hält. — Ein weiterer ehelicher ritueller Frauenaustausch findet bei der Einweihung einer neuen Geisterhalle statt (Thurnwald S. 16ff.).

Das Hetärenum in Yap (Karolinen-Insel, Südsee) scheint mit der Verdoppelung der dortigen Totem-Gruppen, also mit dem Gedanken der Vetternschaft, zusammenzuhängen. Dem Erwerb einer *Messipil* (s. Prostitution) lag immer ein fingierter Raub aus einem fremden Dorfe zugrunde (Müller-Wismar S. 232f.). Bemerkenswert ist übrigens, daß auf Yap (ebd. S. 232) ein voreheliches Kind von den Großeltern aufgenommen und nachher der Altersklasse der Mutter zugezählt wird, geradeso wie man bei den Bánaro mit dem Geistkind verfährt.

Solche nebenehelichen Beziehungen wie bei den Australiern und in Neu-Guinea sind auch aus den mutterrechtlichen Gegenden Nordamerikas bekannt, wie z. B. von den Poda, bei denen geschlechtliche Beziehungen der Mitglieder des einen Klans mit fast allen möglichen Individuen des anderen (s. a. Gruppenehe) gestattet sind (Lowie S. 34, Goldenweiser S. 260).

§ 4. In späten westfäl. Weistümmern wird als geltendes Recht angesehen, daß Nachbarn und Dorfgenosser berufen sind, für den Ehemann einzutreten, wenn er zur Zeugung eines echten Erben unfähig ist (Gierke S. 47). Dabei scheint es sich um eine weit in die Vorzeit hinaufreichende Tradition zu handeln (Grimm 1899 S. 443ff.; Maurer I 338f.; Kohler S. 394).

Wie tief diese Gebräuche noch bis zum Ausgang des Mittelalters im Volke wurzelten, dafür sind Luthers Worte in seiner Schrift über die Ehe ein Belegstück, worin der Frau zugestanden wird, mit dem Bruder des Ehemannes oder mit dem nächsten Freund eine „heimliche Ehe“ zu haben, um den Namen (s. d. A) zu erhalten und so das Gut nicht an fremde Erben gelangen zu lassen; also unter familial-wirtschaftlichen Gesichtspunkten.

Unter was für einem Gesichtspunkte nebeneheliche Beziehungen in Rußland noch heutigentags aufgefaßt werden, zeigt ein Erlebnis, das die um die Fürsorge hochverdiente Schwester Elsa Brändström in ihren Erinnerungen (*Unter Kriegsgefangenen in Rußland und Sibirien 1914–20* [1922] S. 57f.) erzählt: Ein Österreicher namens Joseph hatte als Kriegsgefangener mit einer sibir. Bäuerin zusammen gelebt und ihre Wirtschaft geführt, während ihr Mann im Felde war. Als sich die Nachricht verbreitete, daß der Bauer zurückkehrt, suchte Joseph an einer anderen Stelle beschäftigt zu werden, weil seine Beziehungen zu der Frau nicht ohne Folgen geblieben waren und ein kleiner Junge sich eingestellt hatte. Der wiedergekommene Bauer suchte Joseph und machte ihn ausfindig. Nachdem er ihn festgestellt hatte, umarmte er ihn gerührt mit den Worten: „Wie soll ich dir für alles danken, was du in meiner Wirtschaft getan hast: die Schweine sind dick, die Kühe sind gesund, vier Kälber sind da, und der Junge ist prachtvoll!“ (Goldschmidt S. 183).

§ 5. In älterer Zeit scheint in Südamerika, wie auch anderswo, die Sitte der ungleichaltrigen Heiraten bestanden zu haben: von den Tupi in Brasilien erfahren wir aus einem Reisebericht des 16. Jh., daß bei ihnen die alten Männer junge Frauen und die jüngeren Männer alte Frauen hatten. Zur Begründung dieser Sitte wird angeführt, daß die Tupi deshalb diese Einrichtung getroffen hätten, weil das ältere Geschlecht immer mehr Erfahrung habe und es darum angebracht sei, zur Erziehung und des Unterrichts wegen eine ältere Person mit einer jüngeren zu verbinden (Quevedo S. 422).

Auch aus Australien sind ähnliche Eheverhältnisse bekannt (Thomas S. 117; Spencer und Gillen S. 558; bezüglich Melanesiens vgl. Rivers II 59 ff., 327; s. a. Ehe A § 3).

Auch von einigen alten Stämmen Europas wird eine solche Heirat Ungleichaltriger berichtet, nämlich die Verheiratung kleiner Knaben mit erwachsenen Mädchen bei den alten Preußen, in Litauen, bei den Russen und ferner in Transkaukasien (Hermann S. 382).

Die Solidarität unter den Brüdern scheint vor allem an der Wurzel der nebenehelichen Beziehungen zu liegen und weiterhin infolge des Frauenaustausches unter den Brüdern die Einrichtung des Levirats (s. d.) angebahnt zu haben, indem der überlebende Bruder sich der Frau seines verstorbenen Bruders annahm. Sehr wahrscheinlich haben wir es da mit einer alten und außerordentlich verbreiteten Einrichtung zu tun. Schrader (1905 S. 20) erwähnt ein idg. urzeitliches Verwandtschaftswort *Sveliones* = altn. *svilar* mit der Grundbedeutung „Männer, die Schwestern geheiratet haben“. Das Gegenstück dazu bildet lat. *janitricae* „Frauen, die Brüder geheiratet haben“. Er vermutet, daß die genannte Gleichung ursprünglich Brüder oder Vettern, d. h. Söhne von Brüdern, die in derselben Hausgemeinschaft wohnten, und die Schwestern heimgeführt hatten, bezeichnen mochte. In diesem Zusammenhang ist auch die bekannte Stelle aus Cäsar (Bell. Gall. V 14) über die Bewohner Britanniens zu erwähnen, daß je 10 oder 12 Männer untereinander gemeinschaftlich Frauen besäßen, insbesondere Brüder mit Brüdern und Vater mit Söhnen, die Kinder aber dem zugerechnet werden, der das Mädchen zuerst heimgeführt habe. Ähnliches berichtet auch Herodot (IV 14) von den Agathyrsen in Siebenbürgen (s. Gruppenehe).

Die von verschiedenen Gegenden bekannten Erntefeste oder anderen Feste, die den Charakter von Saturnalien (s. d.) tragen, sind oft mit einem Frauenaustausch verbunden, wie z. B. in Südamerika (Quevedo).

§ 6. Bei dem Stamm der Bánaro am Töpferfluß, einem Nebenfluß des Augusta-

Stroms im Nord-Neu-Guinea, findet die Mädchenweihe (s. d.) dadurch statt, daß die Jungfrau, die Braut, von dem „Sippenfreund“ des Schwiegervaters, ihrem „Sippenonkel“, bei einem zeremoniellen Akt in der Festhalle in das sexuelle Leben eingeführt wird, während sie dem Bräutigam versagt bleibt (s. Tobiaszeit), bis sie vom „Sippenonkel“ ein Kind geboren hat.

In dem Rechte des Sippenonkels der Bánaro, des Geistvaters (*Mo-oro*), tritt ein *ius primae noctis* zutage, das dort, wo eine soziale Gliederung sich geltend macht, vorwiegend auf die Vertreter der Häuptlingsfamilien übergegangen ist, wie auch auf den Hawaiischen Inseln (Rivers I 386) oder auf den Marshall-Inseln (Erdland S. 112). Jedoch liegt auch dort diesem Rechte noch nicht ein übermütiges Machtgefühl zugrunde, sondern vielmehr trägt es den Charakter eines religiösen Ritus. Die Mädchen der Häuptlings-Kasten (s. Kaste A) wurden durch den Häuptling defloriert, selbst wenn es die eigene Tochter sein sollte. Während die Weihezeremonien vor sich gingen, enthielten sich die Eltern vom geschlechtlichen Verkehr. Die Brüder nahmen, ähnlich wie anderswo, an ihren Eherechten wechselseitig teil (s. § 2), wie ich selbst in Erfahrung gebracht habe.

Als eine besondere Variante gerontokratischer Zustände ist die Stellung des Schwiegervaters als anerkannten Liebhabers der Schwiegertochter (*snochačestvo*) in Rußland und bei den Osseten aufzufassen (Hermann S. 383). Heiraten eines Mannes mit seiner Stiefmutter werden bei den Angelsachsen noch in späteren Zeiten erwähnt (Schrader 1916 S. 90, 106). — Über die Stellung der Schwiegertochter gegenüber dem Freund des Schwiegervaters im System der Bánaro vgl. Thurnwald S. 189.

S. a. Ehe A, Familie A, Frau A, Gastfreundschaft, Gruppenehe, Keuschheit, Levirat, Mutterrecht A, Patriarchat A, Polygamie, Promiskuität, Prostitution, Saturnalien, Sororat, Vetternehe, Verwandtschaft.

Erdland Die Stellung der Frauen in den Häuptlingsfamilien der Marshall-Inseln Anthropos 4 (1909); Frazer Totemism and Exogamy

1920; Otto Gierke *Der Humor im dtsh. Recht* 1886; Journ. Amer. Folk-Lore 26 (1913) Goldenweiser; Goldschmidt *Ein alter Brauch im heutigen Rußland* WuS. 8 (1923); Grimm *Rechtsaltertümer* 1899; ders. *Weistümer* 1840ff.; Hermann *Beitr. zu d. idg. Hochzeitsgebräuchen* IF 17 (1905); Zivgl. RW. 3 Kohler; Journ. Amer. Folk-Lore 25 (1912) Lowie; Malinowski *The Family among the Australian Aborigines* 1913; Maurer *Verwandsch. u. Erbr. n. altn. R.* 1908; Müller-Wismar *Yap* 1917; Quevedo *Guarani Kinship Terms* Amer. Anthr. 21 (1919); Rivers *History of Melanesian Society* 1914; Schrader *Über die Bezeichnung der Heiratsverwandschaft bei indogerm. Völkern* IF 17 (1905); ders. *Die Indogermanen* 1916; Seligmann *The Melanesians of Brit.-New-Guinea* 1910; Spencer und Gillen *Northern Tribes of Central Australia* 1904; Strehlow *Die Aranda- und Loritja-Stämme von Zentral-Australien* IV (1920); Thomas *Kinship Organization and Group Marriage in Australia* 1906; Thurnwald *Die Gemeinde der Bânaro* 1921. Thurnwald

Nebraska-Stufe s. Diluvialgeologie § 8.

Necheb. Stadt auf dem Ostufer im dritten Gau von Oberägypten gegenüber von Nechen (s. d.). Schutzgöttin von N. ist die geiergestaltige Göttin Nechet (äg. *nḥb. t.*, griech. *Είλειθία*), die zur Landesgöttin von Oberägypten erhoben wurde, als die Städte N. und Nechen den Sitz der Horusdiener (s. d.) bildeten, d. h. der Könige des vorgesch. Staates Oberägypten. Sein Gegenstück bildet der unteräg. Staat der Horusdiener mit der Hauptstadt Buto (s. d.).

Die Stadt N. (äg. *nḥb.*, gesprochen *Enḥab*, heute El-Kab mit irrtümlicher Einsetzung des arab. Artikels el-, griech. *Είλειθιάσπολις* nach der Stadtgöttin genannt) ist schon in vorgesch. und frühdyn. Zeit bedeutend gewesen, hat aber seine Wichtigkeit die ganze gesch. Zeit hindurch behalten, während Nechen auf dem Westufer verfiel. N. ist mit einer hohen und dicken Mauer aus ungebrannten Ziegeln (11,5 m dick) umgeben, die ein Rechteck von 540 × 570 m umschließt und drei Tore hat. Das Alter dieser Stadtmauer, der größten in Ä., ist unbestimmt; eine Grenze für die Datierung bietet die Tatsache, daß sie einen vorgesch. Friedhof durchschneidet. Immerhin mögen die Grundlagen der Mauer aus frühdyn. Zeit stammen, wenn sie in der jetzigen Form auch später ausgeführt worden ist. Innerhalb der Stadtmauer liegt ein Tempel, von dem nur spätere Neubauten erhalten sind. Auch die Tempel

im Oder Stadtgehörendem NR an. Unter den Felsengräbern des NR befinden sich einige berühmte, z. B. des Gaufürsten Paheri und des Offiziers Ahmose aus der 18. Dyn.

Quibell *El Kab* 1898; Tylor *Wall drawings and monuments of El Kab* I—III; Journ. Eg. Arch. 7 (1921) S. 54 und ebd. 8 (1922) S. 16 Somers-Clarke. Roeder

Nechen. Stadt im dritten Gau von Oberägypten (griech. *Λατοπολίτης*), dessen Schwerpunkt später Edfu (s. d.) wurde. Die Stadt hat ihre Blüte und Bedeutung in vor- und frühdyn. Zeit gehabt, als dort die Horusverehrer (s. d.) residierten, d. h. die Könige des oberäg. Staates, der mit dem Delta-Staat der Horus-Verehrer kämpfte und ihn unter König Menes von Oberägypten endgültig unterwarf. Die oberäg. Könige dienten einem Horus in Gestalt eines Falken, nach dem die Stadt griech. Hierakonpolis (s. d.) genannt wurde. Die Seelen dieser Könige wurden auch in geschichtl. Zeit als Schakale bzw. Geister mit Schakalkopf wie Halbgötter verehrt; das Gegenstück zu diesen „Seelen von Nechen“ bilden die „Seelen von Pe“ (Falken), die Seelen der abgesehenen Könige von Buto (s. d.), der Hauptstadt des unteräg. Staates der Horus-Verehrer. Der uralte Beamtentitel „Wächter von N.“ bleibt weit in die dyn. Zeit hinein erhalten. N. liegt auf dem Westufer gegenüber El-Kab (s. Necheb).

Die Stadtruine von N. mit dem Tempel des Horus ist ausgegraben worden und hat Weihgeschenke (s. a. Band IV Tf. 177 a, VII Tf. 119 b)zutage gebracht, die von Königen der vordyn. Zeit und der ersten Dyn. dorthin geschenkt waren. Darunter sind der große Knauf der Prunkkeule des Königs „Skorpion“ (*Zet, Ezojet*) und die Schieferpalette des Königs Narmer mit der Darstellung des Sieges über den Delta-Staat von Buto (Band I Tf. 16; s. a. Keule B 2 und Band VI Tf. 92 a). Der 2. Dyn. gehören die Statuen, Stelen, Steingefäße (s. d. C) und Bauteile von den Königen Chaseschem und Chaseschemui (vgl. Band VII Tf. 118 b) an. Die Standarte (s. d. B) der von N. ausziehenden Könige Oberägyptens hat als Wappentier den Schakal getragen, der später Upuat (*Wep-wawet* „Wegöffner“) hieß. Der Friedhof von N. liegt w. von der Stadtruine und wird nach dem Hügel Kom el-Ahmar (s. d.) genannt.

Ed. Meyer *G.d.A.*² I § 198, 207, 214, 215; Sethe *Beiträge zur ältesten Gesch. Ägyptens. Untersuch.* III (1905) S. 13—16; Quibell und Green *Hierakonpolis I—II* (1900, 1902); Quibell *El Kab* 1898.

Roeder

Negade. Ort in Oberägypten, auf dem w. Nilufer, gegenüber vom heutigen Kús gelegen; von den Engländern und auch sonst häufig Naqada (auch Nakade) genannt. Hier entdeckte Petrie 1894/95 den ersten vorgesch. Friedhof in Ä., eine große Anzahl von Hockergräbern, die er zuerst für Bestattungen fremder Eindringlinge (er spricht von einer „New Race“ [s. d.]) hielt und in die Zeit zwischen AR und MR datierte (Nagada-Rasse; s. d.). Erst bei weiteren ähnlichen Funden (s. Diospolis Parva) brach sich die Erkenntnis Bahn, daß man es mit vorgesch. Gräbern zu tun hatte. Die sehr ergiebigen Funde, insbesondere die Keramik von N., bilden auch heute noch die Grundlage für die vorgesch. Forschung in Ä., so daß man vielfach von einer Negade-Kultur spricht (Wiedemann *Ägypten* S. 44) und unter diesem Namen die gesamte äg. Vorgeschichte zusammenfaßt. S. a. Ballás. Zwischen diesem und N. lag das uralte Heiligtum des Seth von Ombos, des Hauptgottes dieser Gegend.

W. M. Flinders Petrie und J. E. Quibell *Naqada and Ballas* 1896.

Besondere Erwähnung verdienen ferner Reste einer vorgesch. Siedlung, die ebenfalls Petrie bei N. aufdeckte (S. 50 und Tf. 71 der genannten Publ., hier die gefundenen Feuersteinmesser).

Eine andere, nicht minder bedeutende Entdeckung bei N. war die Auffindung des Menes-Grabes, eines gewaltigen Ziegelbaues der I. Dyn. (s. Grab D § 11 a und Band IV Tf. 218 a).

de Morgan *Origines* II 147 ff.; *ÄZ* 36 (1898) S. 87 ff. und Tf. 14—16, 18—19 L. Borchardt.

Scharff

Negative Muster. § 1. N. M. können durch Zufall als komplementäre Motive neben dem beabsichtigten positiven Muster entstehen; ihr Auftreten ist jedoch für gewisse Phasen der alteurop. Kunstentwicklung so bezeichnend, daß an der zielbewußten Verwendung nicht gezweifelt werden kann. Da das N. M. sich durchwegs aus den das primäre Muster umgebenden Teilen der Grundfläche zusammensetzt,

kann es erst dann in der Tat als Muster aufgefaßt werden, wenn dieses primäre, positive Muster seinerseits als Grund erscheint. Das Auftreten von N. M. bedeutet demnach immer eine Umkehrung zwischen Muster und Grund, d. h. die ursprünglich klare Unterscheidung zwischen dem ornamentalen Muster und der unbezeichneten, tragenden Körperfläche des geschmückten Gegenstandes wird durch das N. M. geflissentlich aufgehoben. Dadurch dokumentiert sich das N. M. immer als eine spätere Entwicklungserscheinung.

§ 2. In der spätneol. Gefäßverzierung sind N. M. sehr allg., am häufigsten die durch einfache oder gegenständige Dreiecksketten bestimmten negativen Dreiecks-, Rauten- und Winkelbandmuster (s. d.). Ein charakteristisches spätneol. N. M. bieten auch die leeren Felder des Schachbrettmusters (s. d.). In der Bandkeramik (s. d.) können die gemusterten Winkelbänder und Mäandermotive entsprechende N. M. einschließen (u. a. in der Keramik von Butmir [s. d.], Bschanz [s. Bschanzer Typus]), aber auch in der krummlinigen eingeritzten oder gemalten Gefäßverzierung namentlich der ukraingaliz. Gruppe der Bandkeramik besteht sehr oft die Neigung zur Bildung von negativen Ornamentformen: so kann in Ostgalizien (Bilcze Złote; s. d.) das positive Muster der reziprok verschlungenen Doppelvoluten ganz gegen das sekundäre N. M. der Zwickelfüllungen zurücktreten (Jahrb. Zentr. Kom. NF 3, 1 [1905] S. 114 Abb. 253, 254, ebd. S. 118 Abb. 259, 260). Im Spätabschnitt der ält. nord. BZ begegnen N. M. häufig in Zusammenhang mit dem Kerbschnitt — negatives Zickzackband zwischen den ausgestochenen Dreiecken — und besonders mit der Harzinkrustation; die Rاندlappen auf runden Platten, Knöpfen, Schmuckdosen u. ä. bestimmen ein negatives Sternmuster der zentralen, mit Harz ausgelegten Grundfläche (s. Einlage A 1). In der jüngeren nord. BZ können die breiten Wellen des die bronzenen Hängegefäße schmückenden Bandmusters negative S- oder bohnenförmige Motive einschließen. — In der gemalten Gefäßverzierung der HZ ist die Aufteilung größerer Flächen in positive — gemusterte — und negative — leere — Felder, sowie die Muste-

rung solcher Felder durch positive und negative Füllfiguren (Dreiecke, Rhomben, Winkelbänder usw.) sehr beliebt. Kerbschnitt und Inkrustation (s. Einlage A 1) führen auch jetzt z. B. an Hallstätter Schwertgriffen zu negativen Winkelbandmustern. Für Durchbrucharbeiten der späteren HZ bieten, unter Anlehnung an altital. Parallelen, charakteristische Beispiele: Gürtelplatte aus Hundersingen mit positiven T- und Z-förmigen, negativen Treppen- und Hakenkreuzmotiven (s. Durchbrucharbeit A; Band V Tf. 132 D). In der kelt. Ornamentik der LTZ, und da namentlich wieder bei den Durchbrucharbeiten, wird das umkehrbare Verhältnis zwischen Grund und Muster bzw. die zielbewußte Verwendung negativer Ornamente geradezu zum Prinzip erhoben (s. Durchbrucharbeit A, Latènestil).

Scheltema *Allnord. Kunst* 1923 S. 73ff., 125f., 132, 150, 217. F. A. v. Scheltema

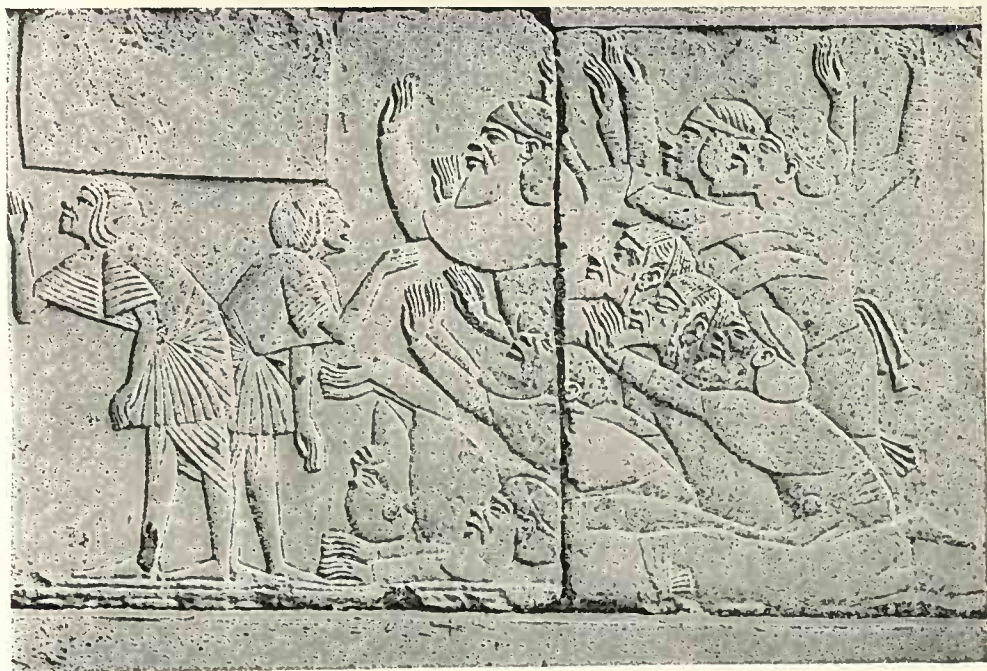
Neger (Tf. 148, 149; Band III Tf. 1, 38f).

§ 1. Rasse. Die Äg. als Hamiten (s. d.) haben sich zu allen Zeiten in scharfen Gegensatz gestellt zu den N., den schwarzen und kraushaarigen Bewohnern Innerafrikas, die sie im Sudan vorfanden. Von dort sind die N. stets an dem von Nubiern (s. d.) bewohnten Oberlauf des Nils entlang in das reiche und hochkultivierte Ä. hineingewandert, und sie haben mit ihrem Blut gelegentlich auch die nub. wie die äg. Rasse gekreuzt. Aber diese Einflüsse sind auf Einzelfälle beschränkt, und man kann für keine Zeit und keine Landschaft Ä. von einem negroiden Einschlag in ihnen sprechen. Das haben die Untersuchungen der somatischen Anthropologie zweifelsfrei ergeben, wenn sie auch nicht in jedem einzelnen Falle zu einem eindeutigen Resultat geführt haben (s. Ägypter). Und die Archäologen sind durch eine Vergleichung der kulturellen Erscheinungsform zu der gleichen scharfen Absonderung der N. von den Äg. gelangt. Die tiefe Kluft zwischen den beiden Völkern kommt in der äg. Kunst klar zum Ausdruck: der N. wird von den Äg. in Plastik und Malerei fast immer als Karikatur behandelt, und die typischen langen Glieder des Sudanesen, sein volles Gesicht mit den dicken Lippen und sein buschiges Haar werden gern übertrieben gezeichnet.

§ 2. Geschichte. Gelegentliche Grabungen an Schutthügeln im eigentlichen Sudan haben Funde gebracht, die mit dem Gerät der heutigen N. übereinstimmen und von dem der antiken wie modernen Nubier abweichen. So liegt es für Nord-Kordofan, wo Tongefäße und Gebrauchsgegenstände aus Stein, Elfenbein und Knochen gefunden worden sind, vielleicht aus einer Zeit, in der die äg. Kultur sich schon dem Ende zuneigte und im n. Nil-Tal durch die griech. ersetzt wurde (Liverpool Annals 7 [1916] Nr. 3—4 Seligmann). Die „vorgeschichtliche“ oder „steinzeitliche“ Kultur der N. hat also zweifellos bis weit in die uns bekannte „geschichtliche“ Zeit der äg. Kultur hinein gedauert, und sie besteht heute noch bei Negerstämmen, die nicht mit dem Metall und mit den Europäern in Berührung gekommen sind. Wir sehen im Laufe der äg. Geschichte mehrfach Völker vom oberen Nil her über den ersten Katarakt nach N hin vordringen, wenn wir auch nicht völlig sicher darüber sind, wie weit es sich um nub. Hamiten oder sudanes. N. handelt. Auch wo der erste Fall wahrscheinlicher ist, bringen die Einwanderer Gefäße und Geräte mit, die schlechter als die äg. gearbeitet sind und alle Zeichen einer unentwickelten Technik an sich tragen. Die Einwanderer mögen im S von Sudanesen vorgedrängt werden, so daß N. mittelbar an der Volksverschiebung beteiligt sind. Im ganzen waren aber die Sitze der N. im Altertum etwa die gleichen wie heute, und die Bewohner Nubiens sind immer Hamiten gewesen, wenn auch die Beimischung von Negerblut dort leichter möglich und häufiger vorhanden gewesen ist als in Ä. Eine der Wellen, die sich vom oberen Nil her über Ä. ergossen haben, brachte die Eroberung des gesamten Nil-Tals bis an das Mittelmeer mit gelegentlichen Vorstößen nach Syrien, die von nub. Häuptlingen um 700 v. C. durchgeführt worden sind. Die Fürsten haben den Thron der Pharaonen eingenommen; ihr Blut hat man als negerhaft bezeichnet, ihre Sprache hat sich als nub. herausgestellt. Die Nubier, die im Anschluß an die enge Berührung mit der äg. Kultur das Reich von Meroë aufrichteten und in der röm. Zeit mit dem Anspruch auf Gleichberech-



a



b

Neger

a. Negersklaven hocken am Boden; neben ihnen stehen Ägypter als Aufseher mit Stock. Grabrelief der 18. Dyn. — b. Semitische Asiaten (mit Kopshaar in geschlossener Masse und mit Vollbart) und hamitische Libyer (mit Schläfenzopf und Feder im Haar) vor dem König; links zwei ägyptische Aufseher. Grabrelief des Haremheb (Dyn. 18). Nach Erman-Ranke.



a



b

Neger

a. Gefangene Negerinnen mit ihren Kindern. NR. Nach Erman-Ranke *Ägypten*.

Nil

b. Die Landesgötter schlingen die Pflanzen von Ober- und Unterägypten um das Schriftzeichen „Vereinigen“. Nach H. Schäfer.

tigung mit anderen Kulturvölkern aufrecht erhielten, sind stark mit Negerblut durchsetzt gewesen. S. a. Ägypten B § 62 f.

SB. Wien. Akad. 1920 Junker. Roeder

Nekrasovskaja s. Südrußland D.

Nekrose. Osteomyelitis ist als zweifelloses Vorkommen an altäg. Knochen nachgewiesen. So dürften auch N. der Knochen als Folgezustände dieser schweren infektiösen Erkrankung nicht gefehlt haben. Über kleinere Sequesterbildungen am Schädel berichtet denn auch Wood Jones gelegentlich seiner Skelettstudien in Gräbern des alten Oberägyptens und Alt-nubiens, doch nichts über die bekannten „Knochenladen“, welche die nekrotischen Röhrenknochen gegen Ablauf des Krankheitsprozesses zu umgeben pflegen, und die in ihnen eingebetteten großen Sequester.

Wohl aber hat Karl Jäger unter Knochen, die nach Szombathy ihren Fundstellen gemäß sicher vorgesch. sind, den Schaft einer rechtsseitigen Tibia (Schienbein) durch chronische Osteomyelitis stark aufgetrieben gefunden und von 10 Fistelgängen durchlöchert, zur Totenlade umgebildet, in der die ganze Diaphyse als total nekrotischer Sequester lag (Jäger a. a. O. Abb. 6 S. 128). In 11 weiteren Fällen von Osteomyelitis (infektiöser Knochenmarkentzündung) aus frühhist. Zeit, die er beschreibt (*Beitr. z. frühzeitl. Chirurgie* S. 84—88), bestand keine sekundäre N., ebensowenig hat Ruffer solche gefunden.

Ruffer *Studies in the Palaeopath. of Egypt* Chicago 1921 S. 163 (Mitt. z. Gesch. d. Med. 13 [1914] S. 458ff.); *The Archaeol. Survey of Nubia, Report for 1907—1908* Vol. II ders.; ders. *Rep. on the human Remains Cairo 1910* S. 280; K. Jäger *Beitr. zur präh. Chirurgie (Paläochirurgie)* Dtsch. Ztschr.f.Chir. 102 S. 127f.; ders. *Beitr. zur frühzeitl. Chirurgie* (mit Atlas) Wiesbaden 1907. Sudhoff

νεκρες οἱ ἡμίθεοι. Bei Manetho (s. d.; Boeckh *Manetho* S. 101, erhalten bei Eusebius *Armen. ed. Schöne* I 134ff.) wird eine Dyn. von νεκρες οἱ ἡμίθεοι oder *manes semidei* genannt, die zwischen den Göttern und Menes, dem ersten König der 1. (menschlichen) Dyn., 1255 Jahre lang geherrscht haben soll. Die Bezeichnung ist offenbar eine Übersetzung der äg. Wörter *ḥw* „Geister von Verstorbenen“ und *ntrw*

„Götter“, mit denen die zwischen den eigentlichen Göttern und den Toten stehenden Wesen benannt werden; ein Wort für „Halbgötter“ kennt das Äg. nicht. Die Herrschergruppe ist am Ende der vorgesch. Zeit einzuordnen und scheint identisch zu sein mit der dritten Götter-Neunheit von Heliopolis (s. d.), die „Kinder des Horus“ genannt werden und sowohl „Geister“ wie „Götter“ heißen (Rec. de Trav. 19 [1800] S. 23 Chassinat). Alle diese Einordnungen führen dazu, die „Geister und Halbgötter“ den „Horusdienern“ (s. d.) oder „Horusverehrern“ gleichzusetzen, die in dem äg. Königspapyrus (s. d.) von Turin als unmittelbare Vorgänger des Menes erscheinen und auch sonst in den äg. Texten die königlichen Vertreter der Urzeit sind.

K. Sethe *Beiträge zur ält. Gesch. Äg.* 1905 S. 8—11. Roeder

Nemeter s. Germanen B § 5.

Nemetitz (a. d. Haná, Bz. Prerau-Přerov, Mähren). Bekannt durch zahlreiche vorgesch. Funde, von welchen der wichtigste die Begräbnisstätte mit liegenden Hockern am Bahnhofsplatz ist. Der ö. Teil dieses Friedhofes barg 12 Hockergräber mit Glockenbechern und dazu gehörigen Schüsseln und Krügen, dann etwa 20 Hockergräber, die zwar dieselben Töpfe, Krüge und Schüsseln mit und ohne Füße und mit breitem Rand, jedoch keine Glockenbecher mehr enthielten; dabei fanden sich noch die bekannten Armschutzplättchen, Pfeilspitzen u. a. Der w. Teil ergab dagegen 80 Hockergräber mit protoanjetitzer Keramik (Schlauchgefäße, Töpfe mit Fransenornament, kleinere Schüsseln mit einer Rinne unter dem Rande), kobaltblauen Glas- und Perlmutterperlen, Knochenpfeifen, Nadeln mit durchlochtem Kopfe, Bronze-Noppenringen, dicken Armringen mit verjüngten Enden und einem dreieckigen Dolch. Obgleich diese Gräber in der Mitte sich mischten, sind beide Friedhöfe nicht nur zeitlich, sondern gewiß auch völkisch vollkommen verschieden. Denn indem die Glockenbechergräber nur Kurzköpfe bargen, waren in den voraunjetitzer Hockergräbern nur ausgesprochene Langschädel bestattet.

Von einer Rassenmischung oder gegenseitigen Kultureinflüssen auf diesen und

ähnlichen Friedhöfen kann keine Rede sein, und daher ist auch die These, die immer noch von vielen Vorgeschichtlern vertreten wird, daß die protoanjetitzer Keramik aus den die jüngsten Glockenbecher begleitenden Gefäßen sich entwickelt haben sollte, nicht zutreffend. Niemals hat man an böhm. FO beiderlei Geschirr in einem Grabe zusammen gefunden, und typol. kann nicht ein einziges Gefäß der protoanjetitzer von der Glockenbecherkeramik — wie es Černý auf Grund schlecht gezeichneter Krüge und Schüsseln versucht hat — abgeleitet werden. Beides ist aus chronol. Gründen unmöglich.

Und noch eine weitere Tatsache widerlegt die oben erwähnte These. Die Glockenbecher-Kultur in Mähren, wie jüngst wiederholt konstatiert wurde, endet mit Brandbestattung. Größere Friedhöfe der Glockenbecher-Hocker enthalten regelmäßig in den jüngsten Gräbern nur die Begleitkeramik, — nachdem auch schon die prächtigen Glockenbecher bereits einen Verfall verzeichnen (z. B. in Stará Břeclava, Blažejovice, Břesovice), — und darunter Gräber mit größeren, glockenartigen Urnen, gefüllt mit gebrannten Menschenknochen und bedeckt mit typischen breitrandigen Schüsseln: bei Stará Břeclava, Mistřín (Cervinka *Mor. Staroř. II* [1908] S. 233), bei Guldenfurt (Bz. Nikolsburg) u. a. Dieser urnenartige Topf deckte in N. auch einen verzierten Glockenbecher im Hockergrabe. S. a. Böhmen-Mähren C § 26—30, Glockenbecherkultur § 55—56.

F. Černý *Džbány, a misky od zvoncových pohárů Casopis Brunn* 13 (1913) S. 160—170.
I. L. Červinka

Neolithikum (Europa; Übersicht). § 1. Das Neol. ist im vorgesch. Europa die Zeit des größten und erstaunlichsten Fortschritts; in ihm bildet sich das Fundament, auf dem das ganze spätere Europa beruht.

Die politische Seite dieser Fragen, wie drei große Kulturkreise nebeneinanderstehen, der w., der donauländische und der nord., und zwischen ihnen als kleinerer noch der thüringische, und wie aus ihnen ein großer Dualismus sich entwickelt, indem der w. Kreis sich das ganze Mittelmeer bis an die asiat. Küste erobert, die drei anderen aber zu Lande vorgehen gegen O und SO, die Donaustraße hinunter, in Südrußland Rast machen, um dann auch den

Kaukasus zu übersteigen und bis nach Indien vorzudringen; wie in dieser Entwicklung für Südeuropa das Vordig., für Nord- und Mitteleuropa das Idg., das sich also nicht von Indien nach Germanien, sondern umgekehrt von Germanien nach Indien ausgedehnt hat, zu erkennen ist. — das ist in dem Artikel Europa schon dargelegt worden. Hier handelt es sich darum, den Kulturstand des neol. Zeitalters ins Auge zu fassen in seiner Kleinarbeit beim Herstellen von Werkzeugen, Gefäßen, Stoffen, in seinem Handel (s. d. A) mit diesen Artikeln, in der größeren Technik des Haus- und Grabbaues, in seinen sozialen Verhältnissen und schließlich in seinen Ideen vom Jenseits sowie den entsprechenden Kultformen.

§ 2. Wie das Neol. zeitlich begrenzt ist, läßt sich nach oben hin nicht mit genauen Zahlen sagen; man wird um 4000 v. C. seine Herausbildung aus den roheren mesol. Formen annehmen, aber erst um 3000 die Blüte des großen Steinbaus, der Keramik und der Werkzeugtechnik beginnen lassen dürfen. Festeren Anhalt gewinnen wir für den Schluß des Neol. dadurch, daß Hauptformen der ersten nord. Metallperiode, wie die kupfernen und bronzenen Flachbeile, sich im Großen Schatz von Troja (s. d.) II wiederfinden, der um 2000 oder 1900 v. C. anzusetzen ist. Es ist also die Zeit von 3000—2000, das 3. Jht. v. C., als die Blüte des Neol. zu betrachten.

Wie innerhalb dieses Zeitraums die verschiedenen Formen der ganzen Kulturen aufeinandergefolgt sind, ist eine Frage, an deren Aufklärung gerade heute stark gearbeitet wird. In Süddeutschland hat man viele Jahre erbittert gestritten um die zeitliche Abfolge von Spiralkeramik, Rössener und Hinkelsteinstil. Schliz hatte bei Heilbronn die Spiralkeramik immer als Ältestes gefunden, während sie bei Koehl in Worms als Jüngstes auftrat. Inzwischen hat auch Palliardi in Mähren und Seger in Oberschlesien die Spiralkeramik als Ältestes für diese Gegenden bestätigt. Damit löst sich die ganze Streitfrage: die Spiralkeramik hat ihre Heimat in Württemberg, Bayern und Österreich und liegt somit hier in der untersten Schicht; gegen W, nach dem oberen und mittleren Rhein, ist sie erst gedungen, als dort schon andere Stilarten

sich gebildet hatten, und hat sich nun über diese gelegt (s. Bandkeramik).

§ 3. Nach solcher Erfahrung wird man andere ähnliche Verhältnisse zu beurteilen haben, besonders die Stellung der thüring. Schnurkeramik (s. d. A.). Sie steht in Deutschland so eigenartig da — mit ihren kugligen Amphoren und geschweiften Bechern am ehesten dem westeurop. „Lederstil“ verwandt —, daß sie sich an Ort und Stelle aus dem Paläol. entwickelt haben wird. Sie kann also an sich nicht wohl jünger sein als die nord. Megalithkeramik, sondern hat dieselbe selbständige alte Wurzel wie jener Korbflechtstil im N und wie die kürbisgestaltige Spiralkeramik im Donaulande.

§ 4. Über die Steinbearbeitung (s. d.) sind wir durch vielfache Versuche, die alten Werkzeuge heute nachzuschaffen, ausgezeichnet unterrichtet, vom ersten Abschlagen des Werkstückes vom Feuersteinblock bis zum feinsten Schleifen oder Dengeln (L. Pfeiffer *Die steinzeitl. Technik u. ihre Beziehungen zur Gegenwart* 1912, auch im *Illustr. Führer durch das Weimarer Städt. Museum*). Die Franzosen nennen das Paläol. *l'âge de la pierre battue* und das Neol. *l'âge de la pierre polie*. Das Polieren der Steinwerkzeuge beginnt im Mesol., und das Behauen reicht weit ins Neol. hinein, aber das immer entschiedener auftretende Polieren ist in der Tat ein Charakteristikum der jüngeren Zeit. Besonders schön zeigt es sich bei den Nephrit- und Dioritbeilen des W, bei den großen Feuersteinbeilen des N, und das Höchste ist erreicht bei den 4 Prunkbeilen aus Troja II (Band II Tf. 62), die freilich schon in die Kupfer- oder erste BZ hineinreichen. Die Durchbohrung der gelochten Beile ist mit einem Hohlbohrer, wahrscheinlich einem Röhrenknochen, hergestellt. Dabei bleibt im Loch, wenn es noch nicht ganz durchgetrieben ist, ein zylindrischer Zapfen stehen, der dann herausgeschlagen wird. Die Zurichtung der Schneide, die bei nord. Dolchen (Band IX Tf. 101) und äg. breiten Messern (Band III Tf. 99 b) besonders fein ist, geschieht vom Rande, nicht von der Mitte des Stückes aus, und zwar durch indirekten Schlag: es wird die Schneide eines anderen Steins auf den Rand gesetzt und dann mit einem Holzhammer in leichtem, federnden Schläge

darauf geklopft; so springen flache Schalstücke ab, bis man die gewünschte Dünne des Werkzeugs und Schärfe der Schneide erreicht hat.

§ 5. Wie die großen Findlinge, aus deren Spaltstücken die Steingräber erbaut sind, behandelt wurden, hat sich erst kürzlich ergeben. Das Spalten der eiförmigen Blöcke ist nicht bewirkt durch Keillöcher, in die man Hölzer steckte und durch Aufgießen von Wasser zum Quellen brachte, sondern durch Feuer. Man hat den Stein auf der Stelle, die zum Spalten ausgesucht war, mit einem Holzkranz umgeben, der angezündet wurde; dann ließ sich der Stein mit einem wuchtigen Hiebe zersprengen (Präh. Z. 13/14 [1921/22] S. 154 ff. Ebeling). So hat auch Hannibal bei seinem Alpenübergange noch die Felsecken, die ihm im Wege standen, beseitigt (Liv. XXI 37). Der schwed. Granit wird vom Feuer leicht angegriffen, angebrannte Herdsteine kann man oft zwischen den Fingern zerreiben.

§ 6. Sehr sorgfältig sind die Riesensteine des Stonehenge-Denkmal bei Salisbury behandelt (s. Stonehenge). Ihre dem Beschauer zugewandten Flächen sind vollständig geglättet, und die großen Schleifsteine haben sich gelegentlich einer Ausgrabung in Menge gefunden. Die Stonehenge-Steine sind auch eigenartig durch ihre feste Verbindung miteinander; bei den sog. Trilithen (Band IV Tf. 250) ragt bei den beiden aufrechtstehenden Steinen oben je ein dicker Zapfen empor, der in ein Loch des darauffliegenden Architravs eingreift. Es müssen tüchtige Erdbeben gewesen sein, die diese gewaltige Konstruktion doch zum Teil umgeworfen haben (Präh. Z. 2 [1910] Schuchhardt).

§ 7. Die Töpferei ist erst im Spät-Mesol. erfunden, ihre ersten Zeugen stammen aus den Kökkenmöddingern. Ihre ersten Formen, die aber oft lange nachgewirkt haben, ahmen die aus veränglichem Material bestehenden Gefäße der vorausgegangenen Zeiten nach, wie das immer geschieht, wie in unseren Tagen beim Aufkommen des Gaslichtes der Kerzenleuchter als Muster beibehalten wurde und danach beim Aufkommen der elektrischen Beleuchtung die Gaskrone; besonders wird es aber geschehen, wenn ein ge-

brechliches Surrogat, wie es der Lehmtopf doch ist, sich den Anschein geben möchte, als ob er noch das alte feste Stück wäre. So hat in Westeuropa der Ledernapf, im N die Korbschale, an der Donau der Kürbisabschnitt das Vorbild abgegeben. Die Gefäße des Lederstils haben weiche Formen, keine Ornamente, bräunliche oder braungraue Farbe und sind häufig geglättet. Die des Korbstils sind straffer in der Form, die Verzierungen ahmen in der ganzen Anordnung wie in der Stichführung Flechterei nach. Die des Kürbisstils sind halbkugel- oder birnförmig und haben als Verzierung spielerische Bandvoluten oder Mäandermotive, die eingeritzt und mit weißer Farbe gefüllt sind — so wie auch beim Einritzen in die Kürbishaute der weiße Untergrund zutage tritt.

§ 8. Aus diesem Auffüllen der Ritzlinien mit weißer Farbe hat sich die Gefäßbemalung entwickelt in einem, wie so oft, durch die Bequemlichkeit hervorgerufenen Fortschritt. Das Aufreiben der trockenen oder Aufmalen der flüssigen Farbe ersparte das Einritzen der Zierlinien. Diese Wandlung hat sich vollzogen auf der Wanderung der Spiralkeramik gegen SO in dem großen Becken der thrak. Kultur an der unteren Donau in Siebenbürgen, Rumänien, Südrußland (s. d. B).

§ 9. Die neol. Gefäße sind sämtlich aus freier Hand, ohne Töpferscheibe, geformt. Das erste Auftreten der Scheibe können wir in Troja (s. d.) datieren, es fällt dort in die 2. Per. der II. Burg, also in die Zeit um 2200 v. C. Die Gefäße des N sind schlecht gebrannt, die des W und der Donau mäßig, offenbar alle noch ohne Töpferofen. In der thrak. Kultur an der unteren Donau dagegen ist die Gefäßscherbe, trotz ihrer Dicke, so gleichmäßig gelb oder rötlich durchgebrannt, wie es nur bei geschlossenem Feuer erreicht werden kann. Hadaczek hat denn auch in Galizien für diese Kultur schon ein ganzes Töpferdorf mit Lehmöfen festgestellt (*La Colonie industrielle de Koszyłowce* Lemberg 1914; s. Koszyłowce und Band VII Tf. 25), und im Herbst 1918 haben Rubensohn und ich auf einer Burg dieser Kultur, Salcutza bei Craiova, eine größere Anzahl im Brande mißglückter Gefäße auf einer Lehmplatte gefunden, die auch sicher ein Töpferofen gewesen ist.

§ 10. Boden und Henkel sind in den Anfängen der Keramik noch nicht aus Ton angebracht. Im N zeigt sich früh die Nachahmung einer dem geflochtenen Gefäß untergefügt Holzplatte oder eines Holzringes. Im S aber werden die rundlichen Gefäße in einen aus Stroh geflochtenen Ring gesetzt, der dann auch in Ton nachgeahmt wird als weiter Kranz oder enger Zylinder und sich so in zahlreichen Bruchstücken bei meinen Grabungen (1917) in der thrak. Kultur von Černavoda (s. d.) gefunden hat (Präh. Z. 15 [1924] S. 9 ff.). Nachher werden oft drei Füße angeklebt oder eine Standfläche einfach abgeglättet, wie die trojan. Keramik in anschaulicher Entwicklung zeigt. Tragbar gemacht wurde das Gefäß ursprünglich durch Umschnürung mit Bindfäden oder Stricken. Die Umschnürung von Kürbisnäpfen und Kannen im heutigen inneren Afrika zeigt, wie wir sie uns für das alte Europa vorzustellen haben. Die Ornamentik der Hinkelsteinkeramik in Süddeutschland und Böhmen mit ihren großen Zickzacklinien zwischen Horizontalbändern ist gewiß aus solcher Umschnürung entstanden. Die Schnur, an der das Gefäß getragen wurde, spannte sich aber gewöhnlich hoch im Bogen über den Rand. Am Rande war sie befestigt entweder in einfachen, einander gegenüberliegenden Löchern oder in „Schnurösen“, d. h. in Tonknubben, die in der Nähe des Randes aufgesetzt und durchbohrt waren, oder sie lief zunächst um den ganzen Rand, gehalten von mehreren hier angesetzten Buckeln, und aus dem Rundlauf sprang an beliebiger Stelle der Tragbogen über. Bei großen Gefäßen, wie den Tonfässern, die nicht von einem einzelnen Menschen getragen werden konnten, hing von der durch Buckel oder verdickten Rand gehaltenen Umschnürung beiderseits ein Strick mit Traghenkel herab, wie es ein kret. Pithos uns in Aufmalung schön verdeutlicht (Schuchhardt *Alt-europa* 1919 Tf. 24, 4).

§ 11. Flechten, Weben, Nähen. Die Techniken des Spinnens und Webens bezeugen die in Menge erhaltenen Spinnwirtel und Webegewichte. Die Spinnwirtel beschwerten das untere Ende der Handspindel und brachten sie zum längeren Rotieren, die Webegewichte, gewöhnlich in

Form von abgestumpften Kugeln, beschwerten die Fäden am Webstuhl. Der Webstuhl der Pfahlbauten hatte die Form eines Galgens. Auf zwei Pfählen ruhte eine Querstange, und an ihr hingen die Kettenfäden, unten immer zu mehreren zusammengefaßt und durch ein Stein- oder Tongewicht beschwert (ZfEthn. 21 [1889] S. 232). Von den Werken des üblichsten weiblichen Hausfleißes ist uns nur aus sehr gut konservierender Lage, wie den nassen Schweizer Pfahlbauten, etwas erhalten. Da bekommen wir den Boden eines Korbes oder einer Korbschale zu sehen, der mit seiner Kreuzspannung, wie sie den Bodenring naturgemäß am besten in Form hält, gleich die ganze Bodenverzierung von Ton- und Goldschalen der Bronze-, Hallstatt- und noch viel späteren Zeit samt dem vielbesprochenen Hakenkreuz (s. d.) erklärt. (Bull. Paletn. Ital. 7 S. 73). Ebenfalls aus Pfahlbauten sind einige Reste von Fischnetzen und von Gewändern erhalten, besonders vom Bieler See, Robenhausen (s. d.) und Laibach. Der Stoff ist Flachs. Das Gewebe greift mit gleichmäßig starken Fäden übereinander, eine Färbung oder ein Muster ist nicht mehr zu erkennen. Die ausgesprochen textilen Muster, die auf die Töpferei und später auf Bronzesachen übertragen sind, stammen entschieden weniger vom Weben als vom Flechten, vom Korb- und Mattenflechten. Sehr wertvoll ist in dieser Beziehung die Verzierung des Göhlitzscher Steingrabes bei Merseburg (Band II Tf. 16), wo die Wandplatten mit dem sog. Ähren- oder Fischgräten-Muster bedeckt sind. Die Grabwände sind hier offenbar mit Matten behangen gedacht, wie es auch die Hauswände bei der mangelhaften Heizung in den ganzen Jahrtausenden der Vorgeschichte gewesen sind, bis die Hypokausten der Römer, die schon eine Art Zentralheizung darstellen, eine neue Ära eröffneten. [S. a. Band II Tf. 169, 170.]

§ 12. Ein Spiegelbild dessen, was wir an gewebten und genähten Tracht- und Schmuckstücken schon der StZ zutrauen dürfen, erhalten wir aber doch aus der ersten BZ. In Baumsärgen (s. d.) Jütlands sind Kleidungsstücke von Männern und Frauen wohl erhalten gefunden: eine rundliche, dem Kopf sich anschließende

Wollmütze, Kittel und Rock und Gürtel aus derbem Gewebe, der Gürtel in ein Fransenbündel endigend, das viele Gehänge der BZ erklärt (Band VI Tf. 95). Angesichts dieser Stoffe (s. Kleidung A § 6) wird sofort klar, daß die halbmondförmigen Halskragen und die Manschetten der BZ direkte Kopien sind von gewebten Stücken der Vorzeit. Ein dicker Kettenfaden liegt zugrunde, über den feinere Fäden rechtwinklig sich ziehen. Auch in Troja II sind die beiden königlichen Kopfgehänge (Band XIII Tf. 72, 73) ganz in „technischem Ornament“ gehalten. Bei dem größeren sind die Strähnen von Goldblättchen auf feiner Kette Nachahmung von gedrehten Woll- oder Flachsfäden. An den kürzeren, die auf der Stirn lagern, hängen als Abschluß ovale Knötchen, an den langen, die bei den Ohren sich durch die Locken schlingen sollten, Quasten von der Form, wie sie heute noch die aus Holz oder Porzellan gebildeten an unseren Gardinenschnüren haben. Das kleinere trojan. Kopfgehänge ahmt eine Häkelarbeit mit Luftmaschen nach.

§ 13. Ich bin überzeugt, daß auch die Spirale, die schon in der StZ auf Gefäßen des Donaukreises sich findet, der Aufnahme ihren Ursprung verdankt. Um Flächen gegen Hieb und Stich oder auch gegen einfachen Verschleiß zu festigen, bedeckt man sie möglichst dicht mit aufgenähten Schnüren, und diesen Zweck erfüllt am besten die um einen Mittelpunkt zur Spirale gewickelte Linie. Wir finden sie auf nord. Halskragen wie besonders auf myk. Schmuckstücken jeder Art: Brustplatten, Schilden, Knöpfen usw.

§ 14. Können wir aus den ältesten Bronzeschmucksachen zurückschließen auf breite Stoffbänder, die man in der StZ um den Hals, um die Handgelenke, um den Leib getragen hat, so wird wahrscheinlich, daß diese Bänder ursprünglich weniger zum Schmuck als zum Schutz angelegt worden sind, so wie noch auf der Situla von Watsch nackte Männer im Faustkampf gegeneinander stehen, die nur Hals-, Arm- und Leibbinde tragen (Band VII Tf. 88d). Auch die großen, runden Gürtelplatten der BZ werden sich so erklären; die Frau in dem jütischen Eichensarge, die

eine der schönsten trug, war gerüstet, sie hatte einen Dolch im Gürtel.

§ 15. Verkehr und Handel. Schon im Paläol. war zu bemerken, daß der Verkehr über weite Strecken gegangen ist. Die Muscheln, mit denen der Kopf des Schädels von Combe-Capelle (s. d.) geschmückt war, sind nicht fossil, nicht an Ort und Stelle aus dem Boden gewonnen, sondern vom Meere geholt; und die Ähnlichkeit der sog. Venus von Willendorf (Band VII Tf. 99 a, b) mit der Frau von Laussel (ebd. c, d) und ihren Genossinnen ist zu groß, als daß nicht eine Beziehung zwischen der Dordogne und der mittleren Donau angenommen werden müßte. Im Neol. sind Austausch und Angleichung, Kultur- und Völkerwanderung noch viel reger und wirksamer geworden. Ausgedehnte Länder bilden eine einheitliche Kulturprovinz und stehen zunächst das eine scharf gegen das andere, bis an den Rändern Bewegung entsteht und oft eine große Flut vom einen in das andere sich ergießt.

§ 16. Gewässer hat man von den ältesten Zeiten an zu überschreiten verstanden. Die tragfähigen Stoffe waren bald erkannt. Die ersten Fahrten hat man wohl mit Flößen gemacht. In Ägypten sind Boote zuerst aus Papyrusbündeln hergestellt, die, sehr fest zusammengebunden, ein ungemein leichtes und tragfähiges Fahrzeug abgaben. Es mußte aber nach Gebrauch immer aus dem Wasser gezogen werden, weil der Stoff selbst sich sonst vollzog und zu schwer wurde. Deshalb ist man nachher dazu übergegangen, Boote aus dem dort allein in Betracht kommenden Akazien- und Sykomorenholz, trotzdem es sehr schwer ist, zu bauen. Bei der Bemalung werden immer noch die alten Papyrusbündel angegeben, als ob das Boot noch aus ihnen bestände (A. Köster *Das antike Seewesen* 1923) — ein Gegenstück zu dem Festhalten der Vorbilder in der neol. Keramik und den bronzezeitl. Schmucksachen. Im N wird man es mit den weicheren Hölzern der Birken und Kiefern leichter gehabt haben. Anhalte über das Aussehen der Fahrzeuge liegen hier aber gar keine vor, die ersten Darstellungen treten erst in der j. BZ in den skand. Felsbildern (s. Felsenzeichnung A) auf. Ebenso wenig kennen wir

die Wagen (s. d.) der StZ, ihre Bilder tauchen ebenfalls erst später auf.

§ 17. Auf Rügen, als dem Hauptkreidegebiet, haben in der StZ große Werkstätten von Feuersteingeräten bestanden, die dann weithin nach dem Festlande verhandelt wurden. Es sind Beile, Schmalmeißel, Dolche der charakteristisch nord. Formen. Daneben zeigt sich Thüringen, der schnurkeramische Kulturkreis, außerordentlich rührig im Herstellen und Vertreiben von Steinwerkzeugen. Die facettierte Axt (s. Facettierte Streitaxt), das Charakteristikum dieses Kreises, ist in ganz Nord- und Mitteldeutschland verbreitet, und ähnlich die flache Steinhacke, die Begleiterin der Bandkeramik, und der Schuhleistenkeil (s. d.). Auch die schnurverzierten Gefäße selbst sind gelegentlich gewandert, so die Oder hinunter nach Pommern, und Bernburger Gefäße nach der Mark, Pommern, Hannover.

Der Bernstein (s. d.) kommt ebenfalls schon in der StZ in Bewegung, er geht nach der Mark, Prov. Sachsen, Hannover, Westfalen, ja nach dem Überlinger, Bieler und Züricher See. (Bastian-Festschrift 1896 Götze).

§ 18. Im ganzen lassen sich für die nord. Waren drei Wege erkennen: ö. nach der Niederlausitz und Schlesien, in der Mitte durch die Prignitz die Saale aufwärts bis Bayreuth, w. nach Hannover und Westfalen. Die Wege, auf denen die thüring. Waren vertrieben sind, bleiben bisher noch unbestimmt. Ebenso sehen wir die Züge der Rössener, Schnur- und Bandkeramik nach dem O, die die „idg. Wanderung“ darstellen, bisher nur ganz im großen. Die Schnurkeramik ist durch Polen, Galizien nach Südrußland (Kijev, Cherson) gegangen, die Rössener Keramik von Süddeutschland die Donau hinunter nach Slavonien, die Bandkeramik ebenfalls die Donau hinunter nach dem Balkan, Südrußland und weiter. Der Donaustrom zeigt sich hier als der große Wegweiser, der größte Vermittler und Förderer europ. Kultur.

§ 19. Getreide und Haustiere. Im Kopenhagener Museum stehen eine Anzahl Steinzeitgefäße, in deren Wandung man zuerst kleine Hohlräume als Abdrücke von Getreidekörnern entdeckt hat. Der Ton, aus dem das Gefäß gebacken ist, war vom Felde

genommen, wo Körner mit hineinkamen. Es handelt sich um Weizen (s. d.), Gerste (s. d.) und Hirse (s. d.). Roggen (s. d.) fehlt in dieser Zeit noch völlig, er scheint erst in der Spätbronzezeit aufgekommen zu sein. Aus Salcutza bei Craiova (Rumänien) habe ich ein Gefäß mitgebracht mit dem Abdruck einer Erbse (s. d.). Verkohlte Erbsen sind auch in den frühen Schichten von Troja in Menge gefunden.

§ 20. Für die Bandkeramik hat man beobachtet, daß sie in Süddeutschland und von da weiter vordringend sich immer Lößflächen für Besiedlung aussucht (Schliz). Man hält auch die Flachhacke, die dieser Kultur eigen ist, für das alte Werkzeug des Ackerbaus. Denn daß der Hackbau (s. d.) dem Pflügen lange vorausgegangen ist, hat Ed. Hahn uns überzeugend gelehrt. Ob aus dem ausgesprochenen Vorkommen dieser Bandkeramik auf Lößboden zu schließen ist, daß sie in Mittel- und Nordeuropa den Ackerbau verbreitet habe, ist noch nicht ganz sicher, aber doch wahrscheinlich, denn die Getreidearten, die zunächst angebaut wurden, besonders die zweizeilige Gerste, scheinen aus Osteuropa zu stammen.

§ 21. Über die Haustiere (s. d. B) der StZ erhalten wir aus den Pfahlbauten der Schweiz die meiste Aufklärung. Rind (s. d. A), Schwein (s. d. A), Schaf (s. d. A), auch der Hund (s. d. A 2, 3) sind dort vorhanden, alle aus kleinen Wildrassen hervorgegangen. Das Pferd (s. d. B) spielt weiter ö. eine große Rolle. In der Steinzeitsiedlung von Černavoda (s. d.; Dobrudscha) waren über die Hälfte der Tierknochen vom Pferde. In Asien sind die Indogermanen mit dem Pferde aufgetreten. Die Arier sind die ersten, bei denen es dort zu Beginn des 2. Jht. v. C. nachzuweisen ist (Ed. Meyer *G. d. A.* I² 579ff.).

§ 22. Hausbau. Die alte Auffassung, wie sie besonders Montelius vertreten hat, daß die Rundhütte die älteste gemeineurop. Bauform gewesen sei, bedarf einer starken Einschränkung. Das Rundhaus herrscht als ältestes allerdings in West- und Südeuropa, aber nicht in Nord- und Mitteleuropa, wo vielmehr das Rechteckhaus von früh an heimisch ist. Die Tatsache ist eines der wichtigsten Unterscheidungsmerkmale für den europ. Dualismus der StZ und BZ, und sie erklärt sich wie so manches andere

daraus, daß der W und der S ihre Wurzeln in einer paläol. Kultur hatten, während der N Neuland war und sich aus den Verhältnissen seines besonderen Gebietes und seiner fortgeschrittenen Zeit rasch eine neue Grundlage schuf. Wollte man im Paläol. neben den Höhlenwohnungen einmal eine Behausung im Freien errichten, so war die runde Schilfhütte das Einfachste, und sie ließ sich nachher in dem felsigen S leicht in Stein übersetzen. Auch ihr oberer Verschuß war durch Steinplatten, die sich nach innen Schicht für Schicht vorschieben und oben in einer Spitze zusammentrafen (sog. „falsches Gewölbe“), leicht zu erreichen. So ist im ganzen W und S der Rundbau die Grundform des Bauwesens geworden. Aus der StZ selbst sind wenig Belege erhalten, hauptsächlich die runden Hüttenböden in Italien (s. *Fondi di capanne*); aber in der ersten BZ zeigen die Nuragen (s. d.) in Sardinien und die Truddi in Unteritalien die Tradition. Die Neigung zum Rundbau und Runddach ist den dortigen Völkern so im Blute geblieben, daß noch mittelalterliche Kathedralen in Frankreich (Perigueux, Angoulême) abteilungsweise mit Rundgewölben überdacht sind, und daß noch heute in Südfrankreich Feldhütten in der alten Rundform existieren (Schuchhardt *Der altmittelländische Palast* SB. Preuß. Ak. 1914 S. 277—302).

§ 23. Reichte für die Wohnung eine Rundhütte nicht mehr aus, so koppelte man zwei zusammen oder auch drei oder fünf oder sieben, indem man sie hufeisenförmig um einen Hof legte, so daß die mittlere als Apsis (s. Apsidenbau) in den Hintergrund kam. Der offene Hof entspricht der Natur des S, in ihm steht der Herd unter freiem Himmel, während im N gerade der Herd überdacht wird, um eine warme Stube zu schaffen. Ein kleines Hausmodell von Melos (Band V Tf. 73 d) und mehrere Grundrisse von Malta (s. d. B; Band VII Tf. 220, 221) zeigen diese Entwicklung (s. a. Haus A 2 § 1). Sie ist noch deutlich zu erkennen im pompejanischen Hause, in dem das Atrium der alte offene Hof ist, um den die Wohnräume im Hufeisen gelagert sind, und sie ist bis heute auch in Deutschland erhalten, denn schon das karolingische Haus (St. Gallen) und wieder das Barockhaus hat die s. Form mit

der Diele nicht vor, sondern zwischen den Wohnräumen bei uns zur Geltung gebracht.

§ 24. In scharfem Gegensatz zu diesem s. Hause steht das nordische. Zuerst zwar, in der frühen StZ, zeigt sich noch westeurop. Einfluß. Die Häuser von Meinsdorf (Band V Tf. 37 a, b) bei Plön sind kleine, dicke Hufeisen, mit dem Herd vor der Tür, die offenbar durch eine Halbkuppel überwölbt waren (Schuchhardt *Alteuropa* 1919 S. 100). Aber nachher ist alles, was wir zu sehen bekommen, schon durch Langholz als Baumaterial beherrscht und rechteckig geworden. In der Mark Brandenburg sind an verschiedenen Stellen einzelne Häuser der StZ aufgedeckt, durch die mitgefundenen Scherben und Werkzeuge sicher datiert, bei Trebus (Kr. Lebus; Band V Tf. 37 c) am Göttinger See und bei Schmergow (s. d.). Es sind immer Holzbauten mit Pfosten, die bald direkt in der Erde, bald auf Schwellen stehen. Die wenigen Beispiele, die wir bisher im n. Kreise haben, sind einfache Rechtecke von mäßiger Größe (etwa 20 qm) ohne erkennbare Innenteilung. Aber schon die Häuser in Schussenried (ebd. Tf. 35, 36), im Moore besonders gut erhalten, haben eine Vorhalle, wie sie sich nachher in der BZ in der Lausitzer Kultur als typisch zeigt und in Troja (s. d.), Mykenai (s. d.), Tiryns (s. d.) herrscht. Ganz kürzlich (1925) sind bei Neuruppin 3 steinzeitliche Häuser gefunden, von denen 2 schon die Vorhalle haben. S. a. Multorp, Nordischer Kreis A § 6 a.

§ 25. Die unregelmäßigen, muldenförmigen Gruben der Bandkeramik, wie sie bei Worms und ebenso bei Butmir (s. d.) auftraten, sind ebenfalls von einem rechteckigen Rahmen von Pfostenlöchern umschlossen zu denken. Das hat die Grabung von Lissdorf (s. d.; Band V Tf. 41, 42) gezeigt; und rechteckige Häuser finden wir dann auch in der Bandkeramik der thrak. Kultur Südosteuropas, sogar mehr, als ihre eigenen Entdecker haben glauben wollen, denn bei Chvoikas Ausgrabungen in Südrußland (Kijev) wie bei denen v. Sterns in Bessarabien (Petreny) sind nicht bloß die „Erhdhütten“ (Zemljanki) Häuser, sondern auch die für Gräber oder Kultplätze angesehenen Ploščadki sind es, da in Hunderten von ihnen im ganzen nur zwei- oder dreimal menschliche Knochen

beobachtet sind. Beide Arten, die Zemljanki und Ploščadki, sind in die Erde eingetieft, die ersteren enthalten einen Herd, die zweiten nicht. Die Größe ist sehr verschieden, von 3×4 oder 4×5 m bei den Zemljanki, bis zu 12×15 und 18×30 m bei den Ploščadki. Wie schon die Tiefenlage den Großgartacher Häusern bei Heilbronn entspricht, so tut es noch auffälliger die Einteilung. Chvoika sagt, daß das Rechteck der Zemljanki durchweg „aus zwei ungleich hohen Teilen besteht: der obere Teil war Wohnraum, der untere — eine in den Ausgang mündende Grube — diente der Speisebereitung, weil in ihr immer Herde und ganze Haufen von Speiseabfällen gefunden werden“ (Zapiski Arch. Ges. 5, 2 [1904] S. 24). Diese thrak. Häuser, die Zemljanki sowohl wie die Ploščadki, liegen immer in ganzen Gruppen zusammen auf Höhen oder an ihren Abhängen. S. aber Südrußland B § 9 ff.

§ 26. 1917 habe ich zusammen mit Dr. Träger auf einem Hügel am Donauufer bei Černavoda (s. d.) eine kleine Steinzeitsiedlung mit bemalter Keramik ausgegraben. Die Räume, in den Boden eingetieft, nicht sehr groß (Dschn. 6×8 m), alle ohne Herd, mit Keramik gefüllt, entsprechen völlig der Beschreibung der Ploščadki und enthielten dabei nicht eine Spur von menschlichen Knochen; es waren ganz entschieden Wohnräume. Der Komplex der in einer Linie von 40 m zusammenhängenden Räume war gegen O, nach dem Lande zu, abgeschlossen durch eine tief in in den Boden greifende Holzwand. Das Ganze war offenbar ein kleines, befestigtes Schloß (Präh. Z. 1924 S. 9—27). — S. auch Haus A I.

§ 27. Burgenbau. Befestigungen, in die eine größere Volksmenge sich in Zeiten der Gefahr zurückziehen konnte, kommen im Neol. erst langsam auf (s. Festung A). Der N und Thüringen kennen sie gar nicht. Im W sind sie offenbar entstanden. Camp de Chassey in Frankreich (bei Autun), eine durch noch erhaltene Wälle befestigte Höhe, hat eine Fülle von Keramik des ausgesprochenen Lederstils geliefert. Am Rhein und in der Eifel sind mehrere festgestellt worden, am imposantesten der Michelsberg (s. d.) bei Untergrombach (Bruchsal), weitere

bei Mayen und Plaidt (Band III Tf. 60, 61, 64; X Tf. 41). Diese drei zeigen übereinstimmend das Streben nach einem ovalen Grundriß. Eine Riesenburg der StZ liegt bei Urmitz halbmondförmig unmittelbar am Rhein (Band III Tf. 62, 63); in sie ist ein Römerlager Cäsars und bald darauf ein Kastell des Drusus hineingebaut. Sie hat auch die stärkste Umwehruug und eine große Menge von Toren, so daß G. Loeschke an das „hunderttorige Theben“ zu erinnern pflegte. Auf einen doppelten Sohlgraben folgt eine breite Berme und dann eine Holzpalisade, die offenbar einen starken Wall verkleidete. Auch auf die Ähnlichkeit dieser Umwehruug mit dem Schiffslager der Griechen bei Homer haben Loeschke und Lehner schon hingewiesen (Präh. Z. 2 [1910] S. 1 ff.). Auch das Schiffslager vor Troja hat einen Sohlgraben und eine so breite Berme, daß die Nachtwachen auf ihr lagern, dahinter steht der Wall mit seinen Pfosten, der von den Gespannen der Angreifer nicht überfahren werden kann.

§ 28. Daß dies nicht zufällige Übereinstimmungen sind, lehrt das territoriale Weitergreifen des Burgenbaus. Vom oberen Rhein ist er an die obere Donau gegangen, gleichwie die Pfahlbaukeramik. Der Goldberg (s. d.) bei Nördlingen ist hier ein schon z. T. gut untersuchter Platz. Dann geht es die Donau hinunter. Die Tiefstichkeramik von Vukovar und Drava Sarvas in Slavonien, die Dr. Träger uns 1904 gebracht hat, stammt, wie ich mich 1917 an Ort und Stelle überzeugen konnte, von Burgen. Lengyel (s. d.) in Südungarn mit seiner teils auf Jordansmühl (s. Jordansmühlertypus) und Rössen (s. Rössener Typus) zurückweisenden, teils schon auf die bemalte thrak. Keramik verweisenden Keramik (Band VII Tf. 201) ist als „vorgeschiedliches Schanzwerk“ seit langem bekannt (Band III Tf. 65). In Serbien ist Vinča (s. d.) ö. Belgrad am hohen Donauufer eine Burg und ebenso in Siebenbürgen Wietenberg bei Schäßburg, in der Moldau Cucuteni (s. d.) bei Jassy und in der Walachei Sărata-Monteoru (s. d.) bei Buzeu. So erklärt es sich denn, daß die bemalte Balkan keramik mit dem Burgenbau nach Thes salien hineinkommt, und daß auf diesen Burgen, Sesklo (s. d.) und Dimini, der nord-

Hausgrundriß, das Rechteck mit Vorhalle, im Mittelpunkte steht (s. Ägäische Kultur § 2 ff.; Haus A 2). Die Burg ist ein wichtiges Moment in dieser Kulturwanderung von Germanien nach dem Balkan und Griechenland, sie zeigt, daß die Träger der Wanderung ihre Hand als Herren auf die neuen Länder legten, in die sie kamen.

§ 29. Daß aber der Burgenbau erst auf diesem Wege an das Mittelmeer gelangt sei, kann man nicht sagen. Wie er aus dem westeurop. Kreise stammt und von Frankreich und dem Rhein aus die Donau hinuntergegangen ist, so ist er auch von Spanien aus gegen O in das Mittelmeer gegangen. Auf Pantelleria (s. d.) liegt eine große, alte Volksburg. Auf Sardinien sind manche Nuragen-Türme von einer weiteren Burgmauer umgeben. In Tiryns hat sich 2 m unter der von Schliemann und Dörpfeld freigelegten Schicht ein riesiger, runder Wohnturm von 16 m Dm ergeben, ein Nurago (Band V Tf. 57, 58). Er liegt so genau in der Mitte der dicken Burgmauer, daß sie schon zu seiner Zeit vorhanden gewesen sein muß, also bis in die altmittelländische, pelagische Per. zurückreicht (Schuchhardt *Alteuropa*¹ 1919 S. 216). Ebenso ist dann Troja (s. d.) mit seiner steinzeitl. r. Schicht schon eine Burg jenes alten Kulturkreises gewesen, vielleicht die Vorburg der ganzen Kykladenkultur.

§ 30. Die Bestattung. Schon das Altpaläol. hat regelrecht bestattet. Die Skelette der Neandertalrasse von Le Moustier, La Chapelle-aux-Saints, La Ferrassie lagen in Schlafstellung und hatten ihre wichtigsten Werkzeuge bei sich. In der Aurignacien-Periode (Mentone) tritt das Einpudern der Leiche mit rotem Ocker auf, und zu den Gerätbeigaben tritt mannigfacher Schmuck von Muscheln als Besatz von Mützen, von Tierzähnen als Gehänge. Überall werden die Leichen in den Höhlen gebettet, in denen vorher die Menschen gewohnt hatten. S. a. Grab A.

§ 31. Diese Übung geht dann in Frankreich im Neol. weiter. Wo natürliche Höhlen nicht vorhanden sind, werden künstliche in den Felsen gehauen, und wo keine Felsen vorhanden sind, werden sie künstlich errichtet. Daß so die Steingräber zu erklären sind, aus riesigen Blöcken auf

flachem Boden errichtete Kammern, und daß sie wie so manches andere in der ersten Zeit von Nordfrankreich nach dem eben eisfrei gewordenen Norddeutschland gekommen sind, ist wahrscheinlich.

§ 32. Die nord. Megalithgräber (s. d.), das Hauptcharakteristikum ihrer Zeit, sind nach verschiedenen Richtungen wichtig und lehrreich. Sie sind aus gespaltenen Findlingen errichtet. Für den Bau der Kammer ist immer die glatte Spaltseite des Steines nach innen gerichtet, so daß der Raum glatte Wände erhielt, und die Decksteine sind ebenso mit der Spaltseite nach unten daraufgelegt. Der Hügel, der diese Kammer, oder gelegentlich auch ihrer mehrere, überdeckt, ist nur selten rund, meist langrechteckig und mit Steinen abgestützt, die, ebenfalls gespaltene Findlinge, nun mit ihrer Spaltseite nach außen und mit ihrem runden Rücken nach dem Hügel zu stehen, so daß eine etwa manns hohe glatte Wand entsteht. Von der Kammer führt ein unterirdischer, durch Wand- und Decksteine gebildeter Weg so aus dem Hügel heraus, daß er durch Wegnahme eines der Umhegungssteine ins Freie tritt.

§ 33. Die Skelette liegen in diesen nord. Steingräbern immer gerade ausgestreckt auf dem Rücken, nicht als Hocker zusammengesogen. Sie haben Steinwaffen und Werkzeuge sowie Trinkbecher und Eßnapf bei sich. Der künstliche Hügel, der die Kammer deckt, kann schon wegen seiner Form von 8 m Br. und 20—100 m L. nicht bloß zum Schutze der Kammer dienen, noch seine Steinabstützung einfach als „Bannkreis“. Vielmehr zeigten mir 1905 Grabungen in 4 sehr wohlerhaltenen Gräbern bei Grundoldendorf, nächst Buxtehude, daß in dem Hügel, wo immer man einschneidet, auf dem natürlichen Boden Pflasterstellen von 1 × 2 m sich finden, die einfache Bestattungen anzeigen. Die Grabkammern im Hügel sind Mausoleen für eine vornehme Familie gewesen, in der Hügel Erde daran wurden die gewöhnlichen Sterblichen, die Heuerleute des Gutes, in ausgeschachteten Gruben beerdigt.

§ 34. Es läßt sich die Entwicklung dieses mächtigen Gräberbaues im N erkennen. Zuerst sind einfache Kammern

errichtet mit einem kleinen Hügel darüber — daß die Hügel jegefehlt haben, ist irrtümlich (s. a. Nordischer Kreis A § 5 b 2 a) — und ohne den leicht zu öffnenden Ausgang aus der Kammer. In diesen Gräbern finden sich die älteren Werkzeuge, die schmalnackigen Beile. Dann folgen in der Blüte des Neol. die „großen Ganggräber“ mit dem langen Hügel und dem offenen Gang durch ihn hindurch. In ihnen liegen dicknackige Feuersteinbeile und die in Tiefstich reichverzierten Eß- und Trinkgeschirre. Schließlich im Übergang zur BZ werden „Steinkisten“ gebaut. An die Stelle der Steinblöcke sind Steinplatten getreten. Die Kisten werden aber oft noch in großer Länge hergestellt (12—15 m), und eine große Anzahl von Leichen im Laufe der Zeit in ihnen bestattet. Bei Züschen (s. d.; Band XIV Tf. 70) und Rimbeck (Warburg) sind solche aufgedeckt mit einer Menge von Skeletten, die starke Gichterkrankung (s. Gicht) erkennen ließen.

§ 35. Schon im anstoßenden Thüringer Kreise herrscht Hockerbestattung (s. d. B) und ebenso im südd. der Bandkeramik. Die aus der älteren und mittleren StZ überkommene „Hockerlage“ mit angezogenen Knien und seitwärts gewendetem Kopfe ist m. E. die Schlafstellung des S. Im kalten N kann man nicht auf dem Fußboden schlafen und hat deshalb früh eine Bettstelle geschaffen. Im S dagegen haben die Leute, wie vielfach noch heute, auf der Erde gelegen, und da zieht man sich wegen der Kälte des Bodens unwillkürlich etwas zusammen. Die Hockerleichen liegen in tiefen Erdgruben; sie waren, wie sich vielfach erkennen läßt, von einem Bohlensarg umhegt und dieser wieder von Steinen um- und überpackt. Manche früheren Auffassungen, als ob die Steine direkt auf die Leiche gelegt wären, gelegentlich auch ein großer Stein ihre Brust beschwert hätte — um ihre Rückkehr an die Oberwelt zu verhindern —, sind darnach richtig zu stellen.

§ 36. Die Hockerbestattung herrscht auch in der Bandkeramik, bei Worms wie bei Heilbronn, allg. und geht mit ihr die Donau hinunter. In Lengyel (s. d.; Südungarn) steht sie seit langem fest. Weiter abwärts in dem großen thrak. Kulturreiche hat man

Dutzende von Räumen, in denen nicht der Splitter eines Menschenknochens gefunden ist, für Brandgräber der StZ halten wollen. Daß es Wohnbauten sind, ist oben schon gesagt worden. Die Bestattungsart in dieser Kultur ist wahrscheinlich auch das Hockergrab gewesen. Das hat schon Hadaczek 1912 ausgesprochen (*La Colonie industrielle de Koszylowce en Galicie* 1914). Chvoika hat einmal auf einer Höhe neben einer Siedlung bei Kononča (Gouv. Kijev) in Kurganen Hockergräber gefunden, anscheinend ohne bezeichnende Beigaben (Zapiski d. Russ. Arch. Ges. 5, 2 [1904] S. 90 ff.). Hubert Schmidt hat in Sărata-Monteorü (s. d.) festgestellt, daß in der gleich auf die bemalte Steinzeitkeramik folgenden Epoche Hockergräber noch üblich gewesen sind (unveröffentlicht). Sie herrschen ja auch in Südrußland, in der Dobrudscha, als ältestes in den Kurganen und auch in Anau (s. d.) jenseits des Kaspischen Meeres.

§ 37. Sehr bemerkenswert ist die im s. Kreise vielfach verbreitete „Bestattung im Hause“ (s. Wohnungsbestattung). Ihre Vorstufe liegt in den Höhlen des Paläol. (Le Moustier, La Ferrassie, Combe-Capelle, Mentone), besonders in der Ofnet-Höhle (s. d.) bei Nördlingen, wo Nester von Schädeln beigesetzt waren, während man die Körper offenbar draußen verscharrt hatte. In den Kellergruben auf dem Michelsberge (s. d.) fanden sich Beisetzungen, ebenso auf dem Goldberge (s. d.) in Württemberg. In Spanien finden sich ebenfalls Kellerbestattungen. Die Nuragen (s. d.) auf Sardinien und die Apsidenbauten auf Malta (s. d. B) und Gozo sind so häufig für Gräber gehalten worden, weil man nicht erkannte, daß es sich um Wohnbauten handelt, in denen zugleich bestattet wurde. Die Sitte geht das ganze Mittelmeer entlang bis an die asiat. Küste. Im AT wird auch Manasse bestattet „in seinem Hause“ (2. Chron. 33, 20). Varro, der altertumskundigste Mann unter den Römern, sagt, der Ahnenkult im Hause erkläre sich daraus, daß man in alter Zeit im Hause bestattet habe.

§ 38. Die Brandbestattung, die keineswegs erst in der BZ aufgetreten ist, sondern weit ins Neol. zurückreicht, ist vielleicht am ehesten aus der Sitte der Hausbestattung zu erklären. Ihre Auffassung

als Opfer an die Gottheit, die J. Grimm zuerst aussprach und neuerdings Beltz wieder aufgenommen hat, erscheint ausgeklügelt, ebenso der Gedanke, daß die Opferfeuer in den Steingräbern mit ihrem Anrösten der Leichen zu deren völliger Verbrennung geführt hätten (Hoops *Reall.* s. v. Leichenverbrennung Seger), oder daß man die Rückkehr der Seele als Spukgeister hätte verhindern wollen. Wo man im Hause bestattete, erforderte die einfachste gesundheitliche Rücksicht die Unschädlichmachung der Leiche. In den Höhlen von Mentone wird schon gelegentlich auf dem Herde bestattet. Damit erklärt es sich vielleicht, daß die Leichenverbrennung zuerst auftritt in den Kulturkreisen, die auf paläol. Grundlage stehen, dem westeurop. und dem schnurkeramischen von Thüringen und Süddeutschland. In West- und Südeuropa bestattet man vielfach im Hause, die Schnurkeramiker, für die wir immer noch keine festen Häuser nachweisen können, sind ein wanderlustiges Volk gewesen, das seine Toten verbrennen mußte, wenn es sie mitnehmen wollte. Das Verbleiben der Toten bei den Familien- und Volksgenossen wünscht das menschliche Gefühl in allen Zeiten. Noch im frühen Mittelalter hat man, da das Verbrennen als heidnisch verpönt war, die Methode des Skelettierens angewandt, wenn ein König oder Bischof auf der Reise gestorben war und in die Heimat gebracht werden sollte (SB. Preuß. Ak. 1920 S. 478ff. Dietrich Schäfer).

§ 39. Daß das Verbrennen der Leiche eine andere Auffassung vom Leben nach dem Tode voraussetzt als ihre sorgfältige Erhaltung, wird richtig sein. Aber auch dieser Unterschied zeigt sich schon früh zwischen den Kulturkreisen. In West- und Südeuropa ist an die Stelle der Auffassung vom „lebenden Leichnam“ (s. d.) bald die von der Loslösung der Seele getreten, die in freier Bewegung auf die Oberwelt zurückkommen konnte, damit aber auch das Bild eines besonderen Totenreiches, entweder auf den Inseln der Seligen, wo ein paradisisches Leben herrscht, oder später (bei Homer) in einer düsteren Unterwelt, wo alle ein Schattendasein führen.

§ 40. Totenkult, Ahnenkult. Die Schmückung des Toten und die Beigabe von Werkzeugen und Waffen, die schon im Paläol. beginnt, zeigen, daß man ihn sich fortlebend dachte. Die 16 wohlerhaltenen Rössener Skelette, die infolge der sehr geschickten Hebung der Leichen uns in ihrer alten Lage im Lehm und in ihrer vollen Ausstattung vor Augen stehen, tragen dicke marmorne Armringe und große Perlenketten aus demselben Material. Dazu kommen Steinbeile und Messer. Neben dem Kopfe steht gewöhnlich der Trinkbecher, neben der Hüfte der Eßnapf, und irgendwo liegen die Knochen von einem großen Stück Fleisch (Roastbeef, Hammelrippen), das ebenfalls mitgegeben ist.

§ 41. Im nord. Kreise fällt die Sorgfalt auf, mit der man die völlige Erhaltung des Leichnams zu sichern gesucht hat. Die Megalithgräber müssen ein Ziel verfolgt haben, das der gewaltigen Arbeit, sie zu errichten, entsprach. Auch die Tiefenlage der Hocker in Thüringen und ihre dicke Umpackung mit Steinen zeugt von derselben Auffassung. Der Tote braucht noch — wenigstens für eine Weile — weiter, was er im Leben gehabt hat: Schmuck, Werkzeuge, Waffen, Essen und Trinken. Das Fortleben wird aber bedingt durch die Erhaltung des Leibes. Nirgends tritt ein Anzeichen auf, daß man schon an einen Dualismus von Leib und Seele gedacht hätte und an eine Loslösung der Seele vom Leibe. Die alte primitiv-monistische Idee von der Alleinexistenz des Körperlichen hat vielmehr so stark und so lange bestanden, daß sie noch im germ. Recht ein besonderes Kapitel bildet, mit dem die Rechtshistoriker sich vielfach beschäftigt haben, das Kapitel vom „Totenrecht“, vom „lebenden Leichnam“, von der „toten Hand“. Der Tote ist noch Rechtspersönlichkeit. Er kann weiter Eigentum erwerben, wie besonders die Heiligen in der katholischen Kirche. Er bleibt auch in der Hausgemeinschaft und hat Unterhaltsanspruch, dem in den Darbietungen am Grabe Rechnung getragen wird. Bis zum 30. Tage bleibt er im vollen Besitz des Gutes.

§ 42. Es ist wohl bezeichnend, daß diese Auffassung sich gerade im germ. Recht findet, denn in den anderen alteurop.

Kreisen macht sich schon früh der Gedanke an eine freiwerdende Seele, die ihr Sonderdasein hat, bemerkbar. Die Hauptrolle spielt dabei ein Stein, erst riesengroß auftretend und dann zu kleiner Miniaturnachahmung zusammenschrumpfend, dessen Geschichte einmal besonders geschrieben werden sollte. Er heißt kelt. Menhir (s. d.) „der stehende Stein“ und ist in der Bretagne und anderen Teilen Frankreichs wie auch in Süditalien noch mehrfach vorhanden (Band IV Tf. 7). Meist steht er frei im Gelände ohne Zusammenhang mit anderen antiken Resten und hat sich daher ebenso freistehende Deutungen gefallen lassen müssen: als Steinfetisch, altes Denkmal, Grenzmarke, Wahrzeichen einer Nekropole usw., durch deren wildes Geranke auch ein Mann wie Déchelette sich nicht zum Lichte durcharbeiten konnte (Déchelette *Manuel* I 438ff.).

§ 43. Wo in der Bretagne, dem klassischen Lande wohlerhaltener Megalithbauten, eine Grabanlage noch in gutem Zustande ist, steht am Kopfende des Hünenbettes der Menhir (Kerlescan, Locmariaquer, Saint-Pierre). Manchmal ist er umgefallen, wie der 21 m h. bei Locmariaquer, den der Blitz zerschmettert hat. Wo man in dem Hünenbett die Grabkammern geöffnet hat, zeigt sich, daß ihre Tür nach dem Menhir weist. Wir dürfen dies stumme Denkmälerverhältnis deuten nach den einzigen Texten, die für jene Zeit sprechen, den ägyptischen. Nach äg. Glauben kann die Seele das Grab verlassen und als Vogel in der Sonne sitzen oder von den Früchten des Feldes picken. Dieser Glaube hat auch im alten W und im Mittelmeere bestanden. Das „Seelenloch“ (s. d.) in den Steinkisten bis nach Hessen hin sollte die Seele herauslassen, und die Obeliskten auf dem bekannten bemalten Sarkophag von Hagia Triada auf Kreta mit den darauf sitzenden Vögeln erweisen die hohen Steine als Seelenthronen (Band V Tf. 12, 13).

§ 44. Steine dieser Bedeutung sind aber vielfach auch in kleinerem Format hergestellt worden. In den Malta-Palästen der frühen Metallzeit finden wir neben den Bestattungsnischen Kultnischen. In ihnen hat ein schlanker, 1—1½ m h. Pfeiler gestanden. In Thessalien sind ganz kleine Steinstifte gefunden, die auf einen Ton-

sockel gesteckt waren (Schuchhardt *Alt-europa*¹ 1919 S. 165). Sie müssen als kleine „Seelenthronen“ in den Ahnennischen der Häuser gestanden haben, Nischen wie jene reich ausgestattete im Palast von Knossos. Die Formentwicklung dieser kleinen Kultsteine zeigt, wie sie von dem auf dem Sockel stehenden Stift allmählich zur menschlichen Figur übergehen. Der Stift erhält einen Kopf, behält aber noch seinen sehr langen Hals (Kykladen-Idole). In Troja, wo Hunderte solch kleiner „Idole“ (s. d. B) zutage gekommen sind, beginnen sie als einfache, flache Steine, erhalten dann Violin- oder Baßgeigenform und endigen mit Augen und Nasen im Kopf und mit Halsbändern und Armstümpfen (ebd. S. 166; Band VI Tf. I a—c).

§ 45. Die Kultform dieser kleinen Ahnensteine und Ahnenbilder ist nicht auf das Mittelmeer beschränkt, sie findet sich auch stellenweise im bandkeramischen Donaukreise. Von Wierzchowska Gorna bei Krakau ist eine sitzende kleine Tonfigur vorhanden mit Bandverzierung auf dem Rocke (Hoernes *Urgesch.*² S. 319), von Kličevac (Serbien) eine größere, stark stilisiert, mit Verzierungen der sog. Pannonischen Keramik (s. d.) der BZ (Band VI Tf. 2). Die bekannten Figuren von Cucuteni (s. d.; ebd. S. 299) spitzen sich nach unten zu und lassen damit ihre Entstehung aus den Einsteckstiften von Thessalien erkennen (Band VI Tf. I h—l). Auch Figürchen des späten Paläol. haben schon diese Zuspitzung (Déchelette *Manuel* I 215, 2) und erwecken den Verdacht, daß die eigenartige Entwicklung vom Stein und Stift zur Menschenfigur oder auch das Nebeneinander von beiden schon hier begonnen hat.

C. Schuchhardt

Neolithische Depotfundes. Depotfund BI.

Nephrit. A. Allgemein. Der N. und die Nephritoide Jadeit, Chloromelanit und Sausurit waren wegen ihrer Härte und Zähigkeit im Neol. ein gesuchtes Material für Äxte (Band II Tf. 61), seltener Schmucksachen. Lange Zeit war ihr natürliches Vorkommen in Europa unbekannt, man vermutete, sie seien durch Handel oder Einwanderung aus Asien gekommen. Nachdem dann aber die mineralogische Bestimmung den Unter-

schied zwischen dem asiat. Vorkommen und den europ. Artefakten erwiesen hatte, wurde neuerdings auch ihr natürliches Vorkommen in Europa nachgewiesen, und zwar in mineralogischer Übereinstimmung mit den Artefakten, so daß deren einheimischer Ursprung jetzt feststeht. Die Äxte erhielten wegen ihrer Härte meistens keine Schaftlöcher, nur an Schmuckstücken finden sich kleine Bohrungen (Anhänger von Obermeilen; Heierli *Urgeschichte der Schweiz* S. 94 Abb. 38).

Über die sonstige Bearbeitung s. Steinbearbeitung § 10—13.

Geologische Rundschau 2 (1911) S. 75ff.
O. A. Welter; Mannusbibl. 22 (1922) S. 25ff.
J. Andree. Beide Arbeiten mit weiterer Literatur.

Alfred Götze

B. Schlesien. Anstehender N. wurde zuerst 1884 in Schlesien festgestellt. H. Traube fand ihn in schmalen Bändern und größeren Einlagerungen bei Jordansmühl im Serpentin-Gebiete des Zobtengebirges. 1899 wurde in dem betreffenden Steinbruch ein 6 Fuß h. Block im Gewicht von 2140 kg abgesprengt und nach New York (Museum of Arts) geschafft. Ein zweites Vorkommen entdeckte Traube 1887 im Diopsid-Gesteine des Reichensteiner Gebirges. Nach den Untersuchungen von Beutell und Heinze ist er in beiden Fällen aus einem Pyroxen-Gestein entstanden und ein Übergangsprodukt zum Serpentin. Auch als Diluvialgeschiebe scheint N. in Schlesien vorzukommen. Gürich fand einen 9 kg schweren Block im Breslauer Straßenpflaster.

Bearbeiteter N. ist in Schlesien sehr selten. Die steinzeitl. Ansiedlung in Jordansmühl (s. Jordansmühler Typus) hat nicht ein einziges Stück ergeben, und aus ganz Schlesien ist überhaupt nur ein Beil bekannt, das seiner Struktur nach aus Jordansmühler N. hergestellt sein könnte.

ZfEthn. Verh. 1884 S. 255; ebd. 1887 S. 652; ebd. 1891 S. 357; Centralbl. f. Mineral. 1914 S. 553f. A. Beutell und K. Heinze; Archiv f. Anthr. NF 5 (1906) S. 123 H. Seger.

H. Seger

Nergal. N. ist der Stadtgott von Kùta (s. d.), sein Tempel ist *Êmeslam*, deshalb wird er auch *Meslantaäa* „der aus *Meslam* hervorgehende“ genannt. Der Gott wird von den

Babyloniern selbst mit der Sonne gleichgesetzt, und zwar repräsentiert er die glühende, verheerende Mittags- und Sommer-sonne. Er ist deshalb auch als Gott des Krieges gefürchtet, weiter schreibt man ihm Pest und Fieberseuchen zu. In dieser Seite seines Wesens ist er mit dem speziellen Pestgotte *Ira* identisch. Schließlich ist er auch der Herrscher der Unterwelt und Richter über die Menschen. Diese Eigenschaft drückt sich in dem ihm von den babyl. Priestern gegebenen Namensideogramm *Ne-uru-gal* „Herr der großen Wohnung“, d. i. des Totenreiches, aus. Seine Gemahlin ist einerseits *Laš*, eine Flurgöttin, andererseits *Allatu-Ereškigal*, die Herrin der Unterwelt. Am Himmel offenbart der Gott sich im Planeten Mars und in der Doppelgestalt der Zwillinge als *Lugalgira* und *Meslamtaëa*. Auch mit dem zunehmenden und abnehmenden Monde wird er in diesen beiden Erscheinungsformen verknüpft.

KAT³ S. 412ff. H. Zimmern; Roscher *Lexicon* III 250ff. s. v. Nergal A. Jeremias; J. Bollenrucher *Gebete und Hymnen an Nergal* 1904; daselbst S. 2 weitere Angaben. Ebeling *Nervier* s. Germanen B § 5.

Nerz. Für einen Teil der vornehmsten Pelze, auch der Frühzeit, werden wir den europ. N., das Gegenstück des heute verwendeten amerik. N. oder Mink, in Anspruch nehmen können, die Wasserform des Iltis. Sie wird häufig mit dem Otter unkenntlich zusammengehen. Ed. Hahn

Nesazio (Tf. 150). § 1. Nesactium, Νέσακτορ bei Ptolemäus, im s. Istrien, etwa 12 km onö. von Pola, liegt bereits ganz nahe der Augusteischen Ostgrenze Italiens. Heute verlassen, ragte es in der BZ, vielleicht schon früher, als machtvoller Castelliere (s. d.) über das Land empor, zu einer beherrschenden Stellung geschaffen, die sich an der Blüte des Ortes bis tief in die RKZ hinab ausspricht. In sehr alte Zeit hinaufreichende Einzelfunde innerhalb des Castelliere finden weitgehende Ergänzung durch die sich w. unterhalb der Burghöhe herabsenkenden Gräberfelder (s. die Pläne bei Puschi a. a. O. 1905 Tf. 1 und 2). Diese, durchweg Brand, berühren sich auf das engste mit den Venetergräbern Este II und III, sind auch reich an

von dort eingeführten Gegenständen, auch Vasen. Auch die in Este (s. d.) übliche Einhegung der Grabbezirke mit Mauern kehrt hier wieder. Sie sind somit beträchtlich jünger als der Castelliere darüber, den die Urbewohner (sog. mediterraner Rasse?) hier wie auch an so vielen anderen Orten Istriens, der Alpenländer, des nw. Balkangebietes usw. errichtet haben. Die Gräber dieser ersten Erbauer des Castelliere sind bei N. noch zu suchen; anderswo, gerade im Pola-Zipfel, sind sie in Tumulusform, und zwar besonders gern auf dem Gipfel weithin sichtbarer Hügel, als in die neol. Zeit hinaufreichende, aber durch die BZ bis in das 1. Jht. festzustellende, liegende Hocker gefunden, so bei Pola selbst (Gnirs *Istria praeromana* 1925 S. 40—43, 46, 53, 54, 58, 76, 91—95, 107—109; vgl. a. S. 57 I) am Colle Capitolino, am Monte Orsino bei Dignano, auf dem Monte Rancon und Monte Cipri auf Brioni (Gnirs *Istria praeromana* 1925 S. 37—39), am Castelliere von Monte Vintian (Gnirs a. a. O. S. 104), bei Villa di Rovigno, Barbariga, Promontore (Atti e mem. d. Soc. Istriana di archeologia 30 [1914] S. 207—213f. Schiavuzzi; Riv. per l'antropol. e la etnol. 23 [1919] ders.; Auszug: Atti e mem. d. Soc. Istriana di archeologia 33 [1921] S. 220—222). Als die Illyrier, wohl zu Beginn des 1. Jht. aus dem Innern der Balkanhalbinsel vordringend, das Land besetzten und die Urbewohner unterwarfen — woraus eine Mischrasse entstanden sein mag —, wohnten sie auf den Castellieri weiter, woraus sich vielfach die späteren Städte, unter denen auch Pola und Triest, entwickelten.

§ 2. Auf dem Castelliere von N. erhoben sich schon in vorillyr. Zeit Bauwerke monumentalerer Gestalt, vielleicht Heiligtümer, deren Bauglieder geschmückt waren mit technisch hochstehender Steinhauerei, welche wegen ihrer Anklänge sowohl an Erscheinungsformen der kret.-myk. Kultur als an solche an der Ostküste Italiens (s. Novilara A) großes Interesse erregten. Daß diese höchst eigenartigen Skulpturstücke zerbrochen innerhalb des Gräberbezirks, z. T. verwendet als Fütterungs- und Deckmaterial schon der Brandgräber der II. Este-Stufe, sich fanden, beweist ihre

Entstehung geraume Zeit vorher und ihre wahrscheinliche Herkunft von der Höhe des Castelliere. Nur durch eingetiefte Rillung hergestellte, trefflich ausgeführte Spiralbänder, durch zierliche Dreiecksäume eingefast, schmückten Sockel und Pfeiler; schräg gestellte mäanderartige Musterung, aus ineinandergreifenden Hakenkreuzen gebildet und eingefast von mäandermäßig gruppierten Strichsäumen, war Wandfüllung; auf den Sockeln erhoben sich freiplastische und durchbrochen gearbeitete figürliche und ornamentale Dinge, die z. T. die Wiedergabe der menschlichen Gestalt in Formen wagen, wie sie die griech. Kunst erst im 7. Jh. kennt. Auch gegenständlich sehr beachtenswert: so Stücke männlicher nackter ithyphallischer Figuren, reitend oder stehend, weiblicher, deren eine Hand vor der Brust liegt, die andere niedergeht, besonders aber einer sitzenden Frau, die ein Kind säugt, während sie mit der anderen Hand ihre Vulva weit öffnet, als wollte sie einem zweiten Kind das Leben geben, das gerade hervorzutreten scheint. Aus diesen Stücken hat man, vielleicht mit Recht, auf eine auf der Höhe verehrte Fruchtbarkeits- und Muttergottheit schließen wollen. Möglicherweise ist der feindlichen Zerstörung des Castelliere und seiner Heiligtümer durch die einbrechenden Illyrier ein besseres Verhältnis gefolgt, so daß auch die früheren Götter fortleben durften. Man möchte gern in der durch drei Weihinschriften — sehr viele bei der Spärlichkeit der Inschriften Istriens und erst besonders der religiösen — (CIL V 8; Suppl. ed. Pais; Atti e mem. d. Soc. Istr. 22 [1905] S. 291) bezeugten Göttin Eia eine solche erkennen. Über diese vorillyrischen Bauten, Bildhauerarbeiten und Kulte zuletzt Gnirs *Istria praeromana* 1925 S. 113—133.

§ 3. Und wie hier eine religiöse Übertragung stattgefunden haben mag, so lebten die geometrischen Musterungen jener Sockel, Pfeiler und Wandverkleidungen weiter in den illyr. Verzierungsformen auf Bronzeblecharbeiten, namentlich Gürtelbeschlagen (Atti e mem. d. Soc. Istr. d. arch. 5 [1889] Tf. 10 = Hoernes *Urgesch.*² S. 467 aus den Pizzughi-Gräbern), dem Armband (A. e. mem. Tf. 8, 4) aus Vermo (Boll. d. Soc. Adriat. d. sc. nat. 8 [1883]

Tf. 4, 2; R. Dep. d. St. patria p. I. Romagna 3, 3 [1885] Tf. 4, 6—8) und aus N. selbst (A. e. mem. Soc. Istr. 22 [1905] S. 119 Abb. 96) sowie auf Tongefäßen, wo gerade wieder neben der gleichartigen Spiralbildung auch die typische Schrägstellung der Mäander (Tf. 150 a₂) — übrigens auch aus Kreta (Seager *Mochlos* S. 62) bekannt — charakteristisch wiederkehrt (A. e. mem. 22 [1905] S. 73—75 Abb. 33, 35, 38 aus N.; A. e. mem. 5 [1889] Tf. 2 Abb. 3, 4, Tf. 4 Abb. 1, 3, 5 aus den Pizzughi [s. d.]; s. auch die zum Vergleich der Verzierung auf Bronze und Ton bequemen Wiederholungen bei Hoernes *Urgesch.*² S. 465, 467, 469). Das ganz vereinzelte Vorkommen zwar nicht des schrägen Mäanders, wohl aber des an die Decke von Orchomenos erinnernden Geschlinges ins Quadrat gestellter Spiralen auch auf Bronzegürteln in Este, und gewiß aus Este kommend in einem Benacci-Grabe Bolognas (Notizie 1882 Tf. 4, 23 = Montelius *Civ. prim.* Tf. 52, 1 und R. Dep. d. st. p. p. I. Romagna 3, 3 [1885] Tf. 3, 3 = Montelius a. a. O. Tf. 74, 2), weist in interessanter Weise darauf hin, daß die auf Stammesgemeinschaft gegründete und durch zahlreiche metallische und keramische Fundstücke der II.—IV. Per. Estes für Istrien bezeugte enge Handelsbeziehung zum ital. Veneterland auch gelegentliche Rückwirkungen zur Folge hatte. Diese Beziehungen gingen von Este bzw. Adria direkt über See. Daher fehlen die eben geschilderten ornamentalen Formelemente durchaus im Küstenlande, z. B. in S. Lucia, wo die Bindungen mit Italien die stärkeren waren. So muß auch die Tracht im Küstenlande wesentlich die venetische gewesen sein, wogegen das Fehlen von Fibeln und Halsbändern in den istr. Gräbern andere Tracht wahrscheinlich macht (Boll. d. Soc. di st. nat. di Trieste 24 [1908] S. 186 Marchesetti).

§ 4. Sind uns erst die Balkanländer auch in ihrem Inneren besser bekannt, so werden sich vermutlich zu den in N. uns überraschenden Musterungen weiter ö. und sö. noch mehr Vergleichspunkte ergeben und uns dem thrak.-phryg. Kreis näherbringen. Die geometrischen Fassaden in Phrygien, z. B. das sog. Midas-Grab (Perrot-Chipiez V Abb. 48—49; oft, zuletzt behandelt von

E. Brandenburg in Abh. Bayer. Ak. 23 [1906] S. 682—693), gewiß wie auch die Nesazio-Ornamentik auf Holzbauten und Holzdekoration zurückgehend und auf Mitwirkung der Farbe berechnet (Brandenburg *Phrygien und seine Stellung im kleinas. Kulturkreis* 1907 S. 24), sind deutlich stammverwandt und verraten ein von den Phrygern aus ihrer Balkanheimat mitgebrachtes Formgefühl, zu dem manche Belege sich schon jetzt würden sammeln lassen, Stücke wie das Gefäßchen aus Siebenbürgen (ZfEthn. 1903 S. 450 Abb. 31 = Wilke *Spiral-Mäanderkeramik* 1910 S. 43 Abb. 51) u. a. bei Mayer *Apulien* 1914 S. 215 Zusammengestelltes. Somit sind die von Gutscher (*Vor- und frühgeschichtl. Beziehungen Istriens und Dalmatiens zu Italien und Griechenland* 1903 S. 19—21) richtig und sachkundig gestellten Fragen noch immer unbeantwortet. [Vgl. auch Parvan *Getica* 1927.]

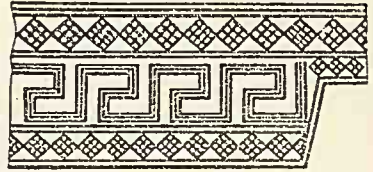
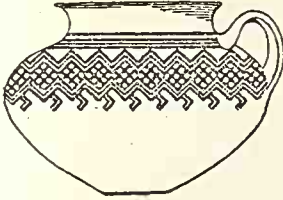
§ 5. Obschon die sich weit in die Adria vorstreckende Halbinsel zur Annäherung einlädt, sind die griech. Beziehungen noch lange sehr schwach geblieben, wohl aus Furcht vor den Liburnischen Seeräubern. Dagegen mag außer der größeren Nähe auch Stammesverwandtschaft friedlichen Verkehr nicht nur mit den Venetern drüben, sondern auch mit anderen Stämmen der Ostküste früh erleichtert haben. Die gleichen Schiffe brachten wohl an die Küsten Picenums wie an diejenigen Istriens zahlreiches Tongeschirr und sicher auch manches andere wertvollere Landesprodukt nord- und mittelapul. Gegenden, die sich neben den aus Venetien herübergebrachten Dingen in den Gräbern von N. und anderer istr. Orte, namentlich der Pizzughi und Vermos (s. d.), gefunden haben und vielfach wie aus einer und derselben Fabrik erscheinen mit Vasen aus Picenum und den anstoßenden Landschaften im Museum von Ancona. Für feinere Metalsachen blieb Este (s. d.) Hauptbezugsort; nur vereinzelte Waffenstücke scheinen apulisch zu sein. Auch einiges wenige Griech.-Apulische fand auf diese Weise seinen Weg nach Istrien; aber daß es so wenig und fast nur in Apulien vom Ende des 6. Jh. bis in frühhellenist. Zeit Hergestelltes ist, spricht trotz der vorübergehenden Niederlassungsversuche der Syra-

kusaner in Punkten an und in der n. Adria gegen nennenswerte griech. Mitwirkung. Mit dem Einbruch der Gallier in Norditalien beginnen auch diese Beziehungen zu Apulien rasch zurückzutreten; am längsten und zähesten halten sich die Verbindungen mit dem von Galliern frei gebliebenen Veneter-Gebiet, bis hinein in die Zeiten, wo Rom, seit 177 v. C., seine schwere Hand auch auf Istrien legt, und noch weit darüber hinaus. Gall. Beeinflussungen sind minimal; gallische Gräber äußerst selten, vielleicht zwei in Pola: Gnirs *Istria praeromana* S. 56—57.

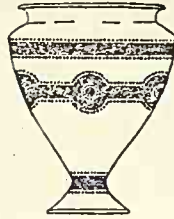
Atti e mem. d. Soc. Istr. d. archeol. 18 (1902) S. 121—147 Tf. 1—4. Sticotti (dazu Österr. Jahresh. 6 [1903] Beiblatt S. 67—72c Hoernes); A. e mem. 19 (1903) S. 266—273 Puschi; Atti del congresso stor. di Roma 5 (1903) S. 135—143 Sticotti; ebd. S. 147—156 Puschi; A. e mem. 22 (1905) S. 3—202 Tf. 1—2 Puschi (auch als Sonderband, vereinigt mit anderen Abh. über das röm. Nesactium — zu letzteren wichtige Nachtr. Puschi A. e mem. 30 [1912] S. 1—76 — unter dem Titel *Nesazio Pola Parenzo* 1905 erschienen); Gnirs *Istria praeromana* 1925. — Über die Beziehungen Istriens zu Apulien überhaupt: Bull. dell' Ist. archeol. 1885 S. 30—43; Bull. Paletn. Ital. 1885 S. 1—9, 40—50, 65—81, 114—120, 161—171 Orsi; A. e mem. 5 (1889) S. 247—250 zu Tf. 5 Orsi und Amoroso; Gutscher a. a. O., bes. S. 1—15 und 24—27; Mayer *Apulien* 1914 S. 21—23 u. ö. und Tf. 17—18; Hoernes *Urgesch.*² S. 471—474. v. Duhn

Nessel. Die N. verrät in ihren beiden Formen, der großen Donnernessel, *Urtica dioica*, und der kleinen Eiternessel, *Urtica urens*, deutlich das ehemalige Gemüse, besonders noch als die Festspeise zum Gründonnerstag den Zusammenhang mit dem alten Ackerbaugott Donar. Endlich macht die Verwendung des Samens als Hühnerfutter auch eine ehemalige Bedeutung als menschliche Nahrung und für Öl möglich; doch ist bisher darauf wohl noch nicht geachtet.

Die große oder Donnernessel tritt in sehr weiten Gebieten des N bis nach Sibirien hin noch heute wie in der Vorzeit bei uns als Faserpflanze stark hervor. Diese weite Verbreitung durch Raum und Zeit erweist schon ihre große Bedeutung auch für die Webtechnik. Eine schöne Bestätigung könnte die sprachliche Möglichkeit geben, daß „Lin“ ursprünglich, wie Hehn meinte, N. bedeutet und so die Bezeichnung, wie in so vielen Fällen, von der alten auf eine

a₁a₂b₁b₂

c



d



e



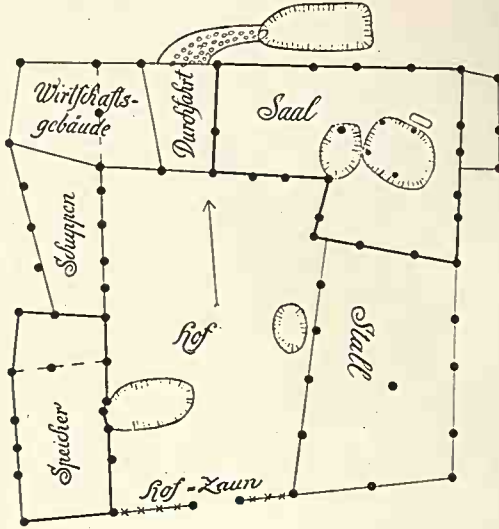
f



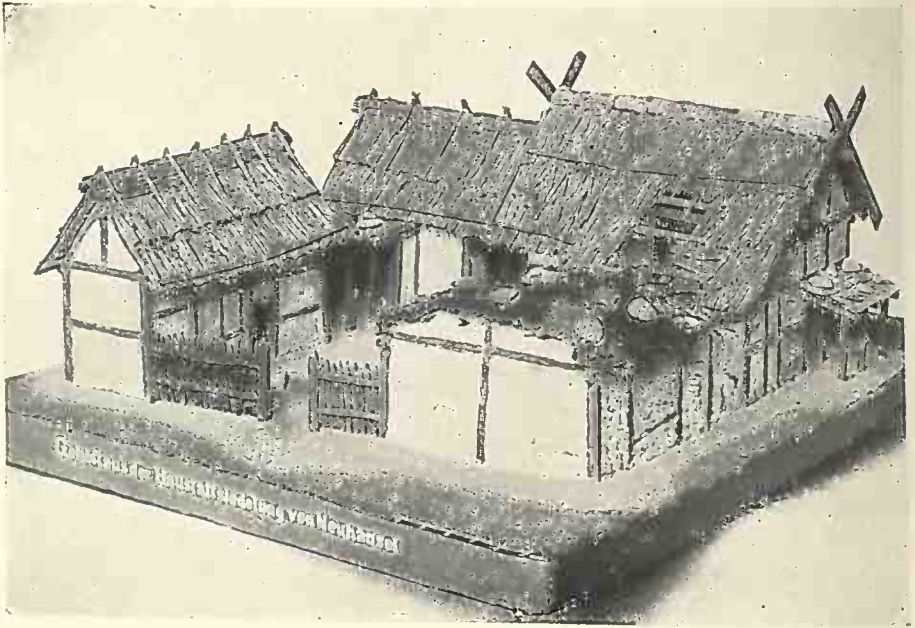
g

Nesazio

Keramik aus dem Gräberfelde von Nesazio. a, c, e—g $\frac{1}{6}$; b, d $\frac{1}{10}$ n. Gr.
(a₂, b₂ Ornamentstreifen von den nebenstehenden Gefäßen a und b). Nach M. Hoernes.



a



b

Neuhäusel

a. Grundriß. — b. Modell der Gebäudegruppe (Römisch-Germanisches Zentralmuseum, Mainz).
Nach F. Behn.

neue Pflanze hinübergeglitten wäre. Sehr eigen ist ja auch, daß die N. mit dem Lein die zwei- oder auch dreifache Benutzung, als Faserpflanze, Gemüse und vielleicht des Samens als Speise und zu Öl, teilte.

Sollten künftige Untersuchungen die Vermutung des höheren Alters unterstützen, so würde damit auch der NW Europas als Heimat der N. in eine neue Beleuchtung rücken, da dann hier noch vor dem Lein eine Spinnpflanze benutzt wurde. — 1910 meinte man im Züricher Landesmuseum noch nicht mit Sicherheit mikroskopisch unterscheiden zu können, ob es sich bei den vorgesch. Geweben um N. oder Lein handele. Ob das der Weltkrieg, in dem die Nesselfaser für uns wieder eine größere Rolle spielen sollte, mittlerweile geändert hat?

Ed. Hahn

Netz (Vorderasien). N. aus Geflecht wurden im Zweistromlande seit den ältesten Zeiten zum Gazellen-, Vogel- und Fischfang benutzt (s. Fischerei D, Jagd E). Auch später wurde mit N. das Terrain abgesperrt, auf dem die Treibjagden auf Löwen, Hirsche und Wildesel stattfinden sollten. Im Weltschöpfungsliede gebraucht der Gott Marduk (s. d.) das N., um darin die böse Tiamat zu fangen (Ebeling *Das babylon. Weltschöpfungslied* 1921 S. 43, 41). Demgemäß wird auf der Vorderseite der Geierstele (Band VII Tf. 138a; E. de Sarzec *Découvertes en Chaldée* 1912 Tf. 48) auch der Gott Ningirsu dargestellt, wie er in einem N. die Leichen der erschlagenen Feinde hält.

B. Meissner

Netznadel (Ägypten). Das Bild der N. ist eins der ältesten Zeichen der äg. Hieroglyphenschrift (Möller *Hierat. Paläographie* I 475; s. a. Schrift D; Fischerei C). Originale aus Knochen hat Petrie in einer vorgesch. Siedlung bei Naqada (Petrie-Quibell *Naqada* S. 54, 84) gefunden; vgl. auch die N. (?) aus Schiefer (Ayrton-Loat *Mahasna* Tf. 4, M. 209 und S. 37). Im MR und NR wurden die N. aus Bronze hergestellt (Petrie *Kahun* Tf. 17, 16; *Berlin. Ausf. Verz.* S. 224).

Eine Abbildung aus dem AR: Klebs *Reliefs* AR S. 98. Ranke

Neudorf (bei Staats, Niederösterreich). Bei Erdaushebungen wurden u. a. zwei große Scheiben mit tutulusförmigem Zentral-

buckel, Tannenzweig- und Wolfszahnornament verziert (Band IX Tf. 192^A a, b), drei große Nadeln mit kreisförmigen Blättern und zentralem Tutulus (ebd. c, e, g), mehrere Noppen-Armringe (ebd. d, f), verschiedene Ösenarmringe (ebd. Tf. 192^B b, c), Spirälrollchen (ebd. d—i), gut verzierte Manschettenarmbänder (ebd. k, n) und breite Spiralarmbirgen (ebd. l, m), alles aus Bronze, gefunden. Es handelt sich um einen sehr reichhaltigen, mit vortrefflichen Ornamenten verzierten Depotfund der BZ-Stufe A.

J. Krauletz *Bronzedeptofund in Neudorf bei Staats* Jahrb. AK. 2 (1908) S. 220—222.

G. Kyrle

Neu-Essing s. Mittel- und Süd-deutschland A.

Neuhäusel (im Westerwald; Tf. 151). Im Zusammenhang mit den Limes-Grabungen wurde hier von W. Soldan an dem alten Höhenweg Koblenz—Montabaur—Gießen eine ausgedehnte Hallstatt-Siedlung untersucht, die von einem Erdwall und Grabenverhau umgeben ist und von der Kammhöhe bis herab zum Bache reicht. Wie Hüttenanlagen, Gräber und Kulturnachlaß zeigen, haben sich zwei Hallstattkulturen und -stämme abgelöst, zuerst die hallstatt. Urnenfelderleute (s. Urnenfelderkultur [Süddeutsche]; HZ 2—3), leichenbrandübende Ackerbauer mit großen, mehrschiffigen Pfostenhäusern, und Hirten des Mehrener Typus (s. d.; HZ 3—4) mit Skelettbestattung und der charakteristischen Hunsrück-Eifel-Kultur. Von besonderem Interesse sind die Haus- und Gehöftanlagen, die bei Butzbach (Wetterau) und Traisa (Starkenburger) Parallelen haben und einen erstaunlich vorgeschrittenen Hausbau dokumentieren. Zu der Butzbacher Farm ist jetzt Festschrift zur 600jähr. Vergangenheit der Stadt Butzbach I (1921) S. 13f., II 10f. zu vergleichen. S. a. Haus A I § 25, Festung A § 18.

Nass. Ann. 32 (1901) S. 145 Plan Tf. 5; ebd. 33 (1902) S. 35f. W. Soldan; ebd. 44 S. 200f. Schumacher; Präh. Z. 11/12 S. 105f. Behn. K. Schumacher

Neunbogenvölker (Ägypten). § 1. Bedeutung. Die in den Texten der pharaon. Zeit häufige Erwähnung der N. bezieht sich gewöhnlich auf die Feinde von Ä. Auch wenn in Statuen der König dargestellt ist, wie er die Füße auf 9 Bogen setzt (Band VII

Tf. 125 b) oder über diese hinwegschreitet, so ist damit dasselbe gemeint, als wenn ein Gott zum Pharao sagt: „Ich lege dir deine Feinde unter deine Sohlen“, d. h. die Bogen sind Symbole für die unterworfenen Gegner. Wie diese Symbolik zustande gekommen ist, läßt sich nur vermuten: der Bogen ist keineswegs nur die Waffe der Ausländer gewesen, sondern die Äg. haben ihn von der Urzeit an ebenso geführt (s. Bogen B). Nun ist bemerkenswert, daß unter den N. sich auch die beiden von Ä. bewohnten Teile des Niltales „Oberägypten“ und „Unterägypten“ befinden. Demnach ist die Liste dieser 9 Völker die Gliederung der gesamten Menschheit, die den Äg. der Urzeit bekannt war. Das Bewußtsein dieser Tatsache ist den Äg. aber später verlorengegangen, und sie haben in der Tat in den N. nur die Barbaren gesehen. Deshalb deuteten sie das Wort für Unteräg. („Nordland“) auf Syrien, das Wort für Oberäg. („Südland“) auf Nubien. Es muß auffallen, daß Syrien und Nubien (s. d.), die unmittelbaren Nachbarn der Äg., mit denen sie von Anfang an in regen Wechselbeziehungen standen, in der Liste nicht vertreten sind, wenigstens nicht mit den in späterer Zeit üblichen Namen.

§ 2. Zusammensetzung. Die übrigen 7 Völker sind folgende:

1. Antiu. Hierunter sind eigentlich nur die Bewohner der arab. Wüste zwischen Nubien und dem Roten Meer zu verstehen. Wer in der Liste durchaus die Nubier wiederfinden will, kann diese in den Antiu (s. d.) suchen, aber er würde damit dem Sinn der in geschichtlicher Zeit üblichen Volksnamen widersprechen.

2. Mentiu von Setet. Die Mentiu haben in fröhdy. Zeit die Sinaihalbinsel bewohnt. Die in Syrien einheimische Bevölkerung wird weder in früher noch in späterer Zeit Mentiu genannt. Der Zusatz „von Setet“ bedeutet allerdings zweifellos „von Asien“, aber auch wenn mit der Bezeichnung „Mentiu von Setet“ wirklich alle Bewohner von Asien (s. d.) gemeint sein sollten, wie es später wohl vereinzelt geschieht, so wäre die Bezeichnung doch auffallend. Sie ließe sich dann nur dadurch erklären, daß die Äg. den Namen des ihnen in Asien unmittelbar benachbart wohnen-

den Volksstammes eingesetzt haben: dafür gibt es allerdings Parallelen, z. B. Allemands für „Deutsche“ wegen der den Franzosen benachbarten Alemannen.

3. Tehenu. Gesamtname für die lib. Völker, die in der Wüste w. vom Delta und an der Küste des Mittelmeeres wohnten. Sie zerfallen in mehrere Volksstämme, die eigene Namen haben (s. Libyer).

4. Sechtiu-am. Bezeichnung der Bewohner der Oasen der lib. Wüste. Die einzelnen Oasen hatten gesonderte Namen.

5. Hanebu. Sammelname für die Bewohner des Mittelmeers n. von Ä. Gemeint sind also die in sich verschiedenartigen Völkerschaften an den Küsten Kleasiens und Griechenlands, auf den Inseln des ägäischen Meeres einschließlich Kreta (s. d. B), an den Küsten Italiens und weiterhin zu den „Seevölkern“ (s. d.) im w. Teile des Mittelmeers, soweit die Kenntnis und der Handel der Äg. gereicht hat. Auch hier sind gesonderte Namen für einzelne dieser Völker überliefert, wenn auch die örtliche Zuweisung im einzelnen nicht gesichert ist. S. a. Keftiu, Kreter, Philister.

6. Schatiu. Der Name ist selten, und der Wohnort des Volkes läßt sich nicht genau bestimmen. Immerhin scheint es in der arab. Wüste gewohnt zu haben, obwohl dort zwischen den Mentiu der Sinai-Halbinsel (s. d.) im N und den Antiu (s. d.) von Nubien (s. d.) im S kaum Platz für ein besonderes Volk bleibt. Ist die Zuweisung richtig, so sind damit Beduinen wie Ababde (s. d.) gemeint.

7. Peztiu-schu. In dem ersten Teil des Namens steckt wohl das Wort „Bogenvölker“, also nach späterem Sprachgebrauch eine Bezeichnung für „Fremdvölker“, vielleicht für Beduinen aus der Nachbarschaft Ägyptens. Den zweiten Teil des Namens kann man deuten auf das Wort *šw* „trocken“, und vielleicht ist mit ihm die Wüste gemeint. Aber diese Deutungen sind unsicher, und in keinem Falle ergibt sich aus ihnen die Gegend, in der wir uns die Peztiu-schu zu denken haben.

Abh. Berlin. Oriental.-Kongreß III 75 Brugsch; *ÄZ* 3 (1865) S. 25 ders.; ders. *Ägyptologie* 1891 S. 463; *ÄZ* 33 (1895) S. 68 Bondi; Ed. Meyer *G. d. A.*² § 167, 227; W. Max Müller *Asien und Eur.* 1893 S. 11–31; Wiedemann *Äg.* 1920 S. 28. Roeder

Neuren. Zu Herodots Zeit (IV 105) nw. Nachbarn der Skythen im Gebiet des mittleren Dnjepr, dem Quellgebiet und am oberen Dnjestr. Nach Herodot verwandelte sich jeder Mann bei ihnen einige Tage im Jahr in einen Wolf, was man mit der bei slav. Stämmen sehr verbreiteten Wehrwolf-Sage zusammengebracht hat. Man hat in ihnen einen Teil des slav. Urvolkes zu sehen, deren Stammsitze auch in eben jenen Gegenden gesucht werden. Ammianus Marcellinus XXII 8, 40 verlegt die Dnjepr-Quellen in das Land der Nervier, die mit den Neuroi Herodots identisch sein werden. In der Kiewer Chronik (12. Jh. n. C.) findet sich noch *Zemlja Nurska* (= ἡ Νευπίσ γῆ). S. a. Slaven B § 5.

Safařík *Slovanské starožitnosti* I² S. 218ff.; SB. Wiener Ak. 117 S. 3ff. Tomaschek; L. Niederle *Slovanské starožitnosti* I (1902—1904) S. 71ff.; ebd. III (1919) S. 32ff.; ders. *Manuel de l'antiquité slave* I (1923) S. 1ff., 232ff.

M. Ebert

Neusiedler-See (Burgenland). An verschiedenen Uferstellen des Sees werden seit längerer Zeit einfache Knochenartefakte, Flachhäxte aus Stein und Keramiküberreste, die der ostalpinen Pfahlbaukultur (s. Pfahlbau F) nahestehen, gefunden. Es sind, soweit die derzeitigen Funde schließen lassen, Reste von Pfahlbausiedlungen aus dem Ende des Neolithikums.

G. Kyrle

New Grange (Co. Meath, Irland; Tf. 152). § 1. Die bekannteste und wichtigste Megalithgräbergruppe Irlands liegt w. von Drogheda in einem großen Bogen des Boyne bei N. G., Dowth und Knowth. Der alte Name für diesen Friedhof, den Coffey gern gegenüber dem modernen wieder zur Geltung bringen möchte, ist Brugh na Bóinne. Die Gräbergruppe setzt sich zusammen aus 10 Grabhügeln, einigen Ring-Forts (s. Diskusgrab) und einzelnen Menhiren. Die bedeutendsten Gräber sind drei Hügel in der Nähe der drei genannten Gehöfte.

§ 2. Der runde Grabhügel von N. G. liegt auf einer natürlichen Anhöhe, die ihn noch höher erscheinen läßt, als er in Wirklichkeit ist. Die heutige Höhe beträgt 13,5, der Dm über 85 m. Er hat durch verschiedentliche Verwendung als Steinbruch sehr gelitten. Wenige Meter um den Hügel Fuß zog sich ein Kreis von 35 Steinen, von denen noch 12 erhalten sind.

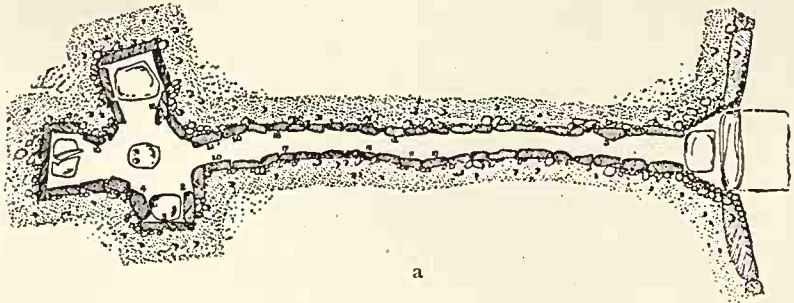
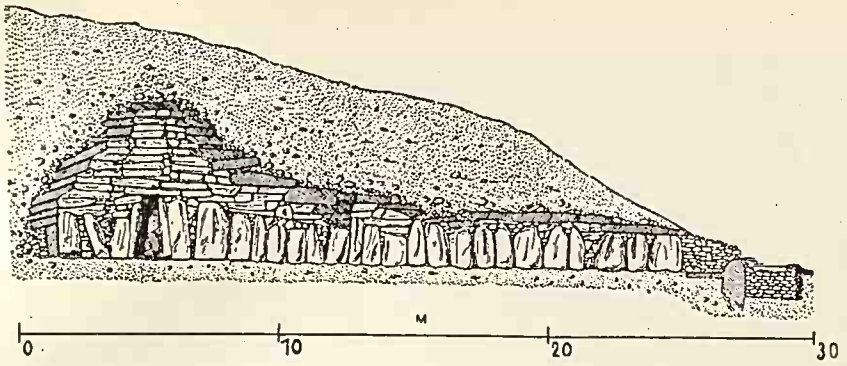
Die 4 Steine am Eingang der Kammer waren ca. 2 m h., die anderen meist ganz niedrig. Innerhalb des Steinkreises umgab ein Graben und Wall, meist aus losen Steinen, den Hügel. Der Hügel selbst war aus losen Steinen aufgeschüttet und an seinem Fuß von einer Reihe aneinander anschließender Steinplatten (bis 2 m l.), die senkrecht gestellt sind, eingefast, ähnlich der Anlage der Hügel von Loughcrew (s. d.) und des Tumulus von Dowth (s. u.). Nur an der Außenseite waren die untersten 1,5 m des Hügels roh in einer Art Trockenmauer über dem Plattenkranz aufgebaut. Am Eingang zur Kammer an der Südostseite biegt die Reihe der Umfassungsplatten deutlich ein. Die Kammer selbst ist schon lange ausgeraubt und mindestens seit 1699, wo sie zum ersten Male von Lhwyd beschrieben wurde, offen. Vor dem Eingang liegt, zu der Steinumfassung gehörig, ein reich mit Spiralmustern und Rautenfüllungen verzierter Stein (Tf. 152 b), nicht der einzige dieser Umfassungssteine, der dekoriert ist. Ein großer, flacher Stein, der den Eingang zur Grabkammer ursprünglich verschlossen hat, liegt jetzt dahinter wie eine Art Schwelle. Von hier führt ein ziemlich gerader, 19 m langer Gang zu der kreuzförmigen Grabkammer, die auf demselben Niveau wie der Eingang liegt, aber nicht in der Mitte des ganzen Hügels, sondern, wie meist in Irland, noch ganz in seiner Osthälfte. Der Gang, dessen H. weiter nach innen größer wird, ist durch flache Steinplatten, teilweise im falschen Gewölbe, gedeckt, ca. 0,9 m br. und 1,45—2,40 m h. Die Kammer selbst besteht aus einem 6 m h. falschen Gewölbe, während die drei niedrigeren Seitenkammern flach eingedeckt sind (Tf. 152 a). Zur Ausflückung der Lücken zwischen den senkrechten Wandsteinen ist Trockenmauerwerk verwendet. Diese Wandsteine sind es hauptsächlich, die die eingehauenen Verzierungen zeigen, durch die das Grab von N. G. berühmt ist (s. u.). In jeder der drei Seitenkammern steht auf dem Boden eine jener flachen, aus Stein gehauenen Schalen, die auch sonst in irischen Gräbern dieser Zeit begegnen (s. Loughcrew). Sie sind oval, ca. 1,10 m l., 90 cm br. und 15—23 cm tief. Eine vierte, jetzt in dem Hauptraum stehende

Schale lag ursprünglich in der ö. Seitenkammer in der dort noch vorhandenen Schale. Mit Ausnahme dieser letzten Schale, die aus Granit besteht, sind alle beim Bau des Grabes verwendeten Steine aus der nächsten Nachbarschaft geholt. Die älteren Nachrichten über Funde, die in dem Grabe gemacht sind, sind nicht förderlich. Man spricht von je einem Aureus des Valentinian und des Theodosius, die auf dem Hügel gefunden sind, und von Tierknochen, besonders vom Hirsch, auch von zwei Skeletten, die auf dem Boden des Grabes gefunden sein sollen.

Die Ornamente sind teilweise schon in die Steine eingehauen, bevor sie verbaut wurden. Man hat sie früher für phönizisch erklärt, ja für Schrift, und ein ganzes Alphabet danach rekonstruiert (Vallancey). Sie sind sicherlich, wie auch Coffey annimmt, rein ornamentalen Charakters. Bisweilen ist die Dekoration so angebracht, daß sie architektonische Bedeutung hat. Das tritt am augenfälligsten bei der Steinplatte über dem Eingang in Erscheinung, deren schmale Sichtfläche mit einem horizontalen Rautenmuster bedeckt ist, während gerade der oben erwähnte Stein vor dem Eingang ebenfalls besonders reich skulptiert ist. Und ähnliche Verwendung des Ornaments findet sich in der ö. Nebenkammer. Die Ornamente sind hergestellt durch eingetiefte Rillen, die mittels eines Stein- oder Bronzewerkzeugs eingehauen wurden. Wo, wie an dem Stein am Boden vor dem Eingang, diese Rillen dicht nebeneinanderlaufen, ist reine Reliefwirkung erzielt. Die häufigen Näpfcchen sind teilweise so in das Ornament eingefügt, daß sie sichtlich ebenfalls rein dekorative Bedeutung haben. Auch die Art, wie die einzelnen Ornamentmotive ineinandergeschachtelt sind, wie z. B. die Rauten auf dem Eingangsstein in den Spiralzwickeln sitzen, lehrt jedenfalls, daß es dem Künstler lediglich auf die dekorative Wirkung ankam. Die Ornamente sind stets in die ursprüngliche Verwitterungsoberfläche der Steine eingehauen. Bei einer ganzen Reihe von Platten besteht aber die Dekoration nur darin, daß die verwitterte Oberfläche abgeschlagen und der Steingrund geraut ist. Ja, beides kommt an demselben Stein vor (z. B. Stein 20 im

Dromos). Für gewöhnlich sind die Ornamente wahllos über die Steine verteilt, auch die Näpfcchenverzierungen, die auch Coffey hier mit Recht ebenfalls rein dekorativ auffaßt. Unter ihnen ist eine rohe Schiffsdarstellung wichtig, wie sie auch in Locmariaquer und auf skand. Felszeichnungen der BZ begegnet. Von geradlinigen Ornamenten sind Zickzackbänder, Zonen von Dreiecken (wie bei Ellenberg, Kurhessen; s. Züschen) und Rauten, ineinandergeschachtelte Rauten (wie im Mittelmeer-Neolithikum; s. Stentinello, Kreta B) und Tannenzweigmuster, ineinandergesetzte Winkel u. ä. hervorzuheben. Dreiecke dienen auch gelegentlich als Zwickelfüllungen. Unter den Kurvenornamenten spielen Spiralen die Hauptrolle, einzeln, S-förmig verschlungen und primitiv zu mehreren verkuppelt. Ferner Kreise, gern mit radialer Speichenfüllung, auch konzentrische Kreise und hufeisenförmige Ornamente, häufig mit der offenen Seite gegeneinandergestellt (*double horse shoe*), wie auch in Gavr'inis und auf einer Kalksteinspyxis von Folkton, E. R., Yorkshire (Band IV Tf. 257h; *Read Guide to the Antiquities of the Bronze Age, Brit. Mus. S. 90*).

§ 3. Auch der große Hügel von Dowth, dessen Maße ungefähr dem von N. G. entsprachen, ruht auf einer Einfassung von senkrecht gestellten Platten. Ihm fehlt aber die äußere Einfassung durch Cromlech, Wall und Graben, die sonst noch bei verschiedenen kleineren Grabhügeln der Gegend nachgewiesen sind. Der Hügel enthält in seiner Westseite eine kleine, kreuzförmige Kammer mit kurzem Gang und verschiedene kleinere Anlagen, die z. T. wohl erst nach der Plünderung durch die Dänen (vor 862 n. C.) errichtet sind. Einige Funde weisen auch in diese späte Zeit. Aus den Funden, die bei den früheren Grabungen gemacht sind, geht hervor, daß die Leichen vor der Beisetzung verbrannt waren. Die Beigaben decken sich mit denen der anderen ir. Cairns der frühen BZ, Knochenahlen, Kupfernadeln, Fragmente von Gagat-Armbändern, während andere Funde offenbar in die Dänen-Zeit gehören, wie eiserne „Dolche“, Messer, Ringe, Glas- und Bernsteinperlen u. a., die sich teilweise nach Wilde mit Funden aus späten Cran-



a



b

New Grange

Megalithgrab: a. Querschnitt und Grundriß. — b. Die äußere
Mündung des Ganges. — Nach O. Montelius.

nogs (s. d.) decken. Die eingehauenen Gravierungen, die sich an einer Reihe von Steinen des Hügels von Dowth finden, sind schlichter und größer als die von N. G. Von Abbildungen sind die bei Coffey, nicht die von Fergusson (*Rude Stone Monuments*), zu benutzen. Es wiederholen sich hier die meisten Ornamente von N. G., dazu kommen einzelne, besonders tiefe Näpfchen, parallele gerade Linien, Treppmuster und kammähnliche Figuren, Wellenlinien und Sternmuster und endlich viermal ein blattähnliches, ovales Ornament mit Mittelrippe und senkrecht ansetzenden seitlichen Rippen. So nähert sich der Ornament-Vorrat außerordentlich dem von Loughcrew (s. d. und Band VII Tf. 210).

§ 4. Der nur wenig kleinere große Hügel von Knowth ist noch nicht untersucht worden.

§ 5. Nach ihrem Aufbau und den Ornamenten auf den Steinen sowie den geringen Funden, die sich von den Erstbestattungen erhalten haben, gehört die N. G.-Gruppe der frühen BZ an. Die enge Verwandtschaft der Skulpturen mit denen armorikanischer Gräber, besonders Locmariaquer und Gavrinis (s. Frankreich B. § 57 ff.), ist allgemein anerkannt, ebenso die Beziehungen zu den schwed. Felsenzeichnungen (s. d. A), die aber meist erst der Per. II angehören. Der Weg der Entwicklung würde also vom Mittelmeergebiet über Nordwestfrankreich nach Irland und von da nach dem skand. N gehen, wie er auch sonst nachgewiesen ist. Dem widersprechen aber die Spiralornamente, die in Nordwestfrankreich so gut wie fehlen. Daher leitet auch Coffey diese Spiralornamente aus dem westbalt. Gebiet her. Aber im Gebiet der w. Ostsee tritt die Spirale erst später, in der Per. II, auf. Man könnte an eine selbständige Entstehung des Spiralornaments aus konzentrischen Kreisen und Hufeisenbögen in Nordwesteuropa denken (L'Anthrop. 1896 S. 690 S. Reinach), aber dann wäre es erstaunlich, daß diese Entdeckung isoliert geblieben wäre. Es bestehen aber keinerlei Bedenken, die N. G.-Gruppe in die II. Per. der BZ herabzusetzen, so daß sie in eine Reihe mit dem Grab von Kivik (s. d.) und den ältesten schwed. Felsenzeichnungen (s. Felsenzeichnung A) gehört, und Coffeys Hypothese,

die von Déchelette und Hoernes unterstützt wird, anzunehmen. Dann wären die Ornamente von N. G. ein Beweis für den von Déchelette skizzierten Weg der Entwicklung (*Manuel I 614*): „Les premières influences méditerranéennes ayant pénétré dans le nord de l'Europe par la voie maritime de l'Atlantique (oder vielmehr nach der Verbreitung der Dolmen quer durch Frankreich) ont touché la péninsule armoricaine et les Iles Britanniques avant de gagner la Scandinavie, reliée plus tard au sud de l'Europe par une voie terrestre allant du Jutland au Danube par l'Elbe et la Moldau.“ Die Masse der Ornamente ist auf dem w., die Spiralen sind auf dem ö. Wege vom Mittelmeergebiet nach Irland gekommen. Das vereinzelte Auftreten der Spirale unter den Skulpturen von Gavrinis ist als Reflex von Irland an die armorikan. Küste aufzufassen. Unterstützt wird solche Annahme der Kulturbewegung in Nordwesteuropa im Beginne der BZ durch die arch. Betrachtung der übrigen brit. Denkmäler dieser Zeit. S. Großbritannien und Irland B, C.

Transactions of the R. Society 27 (1712) S. 503ff. Lhwyd; Rowlands Mona Antiqua Restaurata Dublin 1723 S. 336; Archaeologia 2 (1773) S. 236ff. Th. Pownall; W. Wilde Beauties of the Boyne and Blackwater² 1850 S. 188ff.; Fergusson Rude Stone Monuments London 1872 S. 201; Transactions of the R. Irish Academy 30 (1892/6) S. 1ff. G. Coffey; Montelius Orient und Europa S. 74ff.; Déchelette Manuel I 614f. u. ö.; Hoernes Urgesch.² S. 227ff.

†W. Bremer

New Race (Ägypten). Als Petrie seit 1894 bei seinen Grabungen auf Friedhöfe vorgesch. Zeit stieß und die Funde eine andere als die bekannte äg. Kultur zu zeigen schienen, schrieb er sie einem Volke zu, das er die N. R. nannte und zunächst in die Zeit zwischen AR und MR setzte. Er hielt sie für Libyer (s. d.), die nach Ä. eingedrungen seien, und veröffentlichte die Friedhöfe unter diesem Gesichtspunkt, z. B. *Naqada and Ballas* 1896. Petrie (*Koptos* 1896 S. 7 zu Tf. 5) sah selbst, daß einzelne Stücke der Funde von den angeblichen Arbeiten der N.R. abwichen, setzte sie aber immer noch in Dyn. 7 als Werke fremder Einwanderer. De Morgan (*Recherches sur les origines de*

l'Égypte I—II [1896—1897]), sprach es zuerst in größerem Umfange aus und belegte es durch Parallelen, daß die Friedhöfe von einheimischen Äg. der neol. Zeit stammten. Auf Grund einer Beobachtung von Schäfer datierte Steindorff (Aegyptiaca. Festschrift für Ebers 1896) die spätesten Stücke in die frühdyn. Zeit Ägyptens. Petries Mitarbeiter Quibell (*El Kab* 1898) veröffentlichte neue Grabungen richtig als Hockergräber der äg. Frühzeit und unterschied zuerst ihre einzelnen Epochen auf Grund der Funde. Nach Berlin gekommene Originale gab Schäfer als vorgesch. äg. Arbeiten heraus (ÄZ 34 [1896] S. 166). Alle Zweifel wurden beseitigt, als Amélineau in Abydos (s. d.) die Königsgräber der ersten äg. Dyn. fand und Sethe (ÄZ 35 [1897] S. 1) deren Namen mit denen uns bekannter äg. Könige identifizierte. Wenn Petries Aufstellung heute auch noch in Navilles Theorie von den „Anu“ als den Trägern der vorgesch. Kultur Ä. weiterlebt, so kann der ganze Gedankengang doch als überwunden gelten und ist auch von engl. Archäologen aufgegeben, z. B. in Garstang *Third egypt. dynasty* 1904, der durch seine Datierungen auf Predynastic und Proto-dynastic die ununterbrochene Folge der Grabanlagen anerkannte. Die Einheitlichkeit der kulturellen Entwicklung im Nil-Tal von der vorgesch. in die gesch. Zeit Ä. hinein ist jetzt über jeden Zweifel erhaben; dadurch ist natürlich nicht ausgeschlossen, daß durch stärkere Einwanderung eines fremden Volkes einmal dessen Einfluß besondere Bedeutung gewinnt. S. a. Ballàs, Negade. Roeder

Nezlet Batran (Ägypten). Dorf in der Nähe von Gizeh bei Kairo. Hier entdeckte Barsanti ein Grab des Königs Ezôjet (bekannt als König „Schlange“; 1. Dyn.) — das andere lag bei Abydos —, das dem berühmten Menes-Grab von Negade sehr ähnlich ist (über beide Gräber s. Grab D § 11 b, c). Um das Königsgrab herum lagen 47 Gräber von Angehörigen. Nach den Funden zu urteilen (z. B. fand sich ein Armband aus Fayence-Plättchen, das gewiß nur die Nachbildung eines Armbandes aus Gold und Türkis darstellte, deren eines in den Gräbern von Abydos gefunden

wurde) war das Grab von N. B. wohl ein Kenotaph.

Ann. Serv. Antiqu. 6 (1905) S. 99 G. Daressy; W. M. Flinders Petrie *Gizeh and Rifeh* 1907 Tf. 3—6 (Mastaba V). Scharff

Niaux-Höhle (Frankreich). Gelegen im Vic-de-Sos-Tale, unweit Tarascon (Dép. Ariège); entdeckt von L. Molard im J. 1906. Den hintersten Teil der sehr tiefen Ganghöhle schmücken prächtige, schwarz ausgeführte Wandmalereien mit Darstellungen vom Bison, Wildpferd, Steinbock, Hirsch, teils mit eingezeichneten Geschossen (s. Kunst A II). Im Lehm Boden finden sich Gravierungen von Bison und Forellen. Aufgenommen und veröffentlicht von E. Cartailhac und H. Breuil. S. a. Band VI Tf. 41 d, VII Tf. 107 d, c.

L'Anthrop. 19 (1908) S. 15 ff. H. Obermaier

Nickel. Gegenstände aus N. sind aus vorgesch. Zeit nicht bekannt. Häufig findet es sich in ganz geringen Mengen als Verunreinigung von Kupferlegierungen. In einigen Fällen ist aber der Prozentsatz so bedeutend, daß es als absichtlich zugesetztes Härtungsmittel angesehen wird. Den größten Nickelgehalt mit 14% weisen Ringe aus dem früheisenzeitl. Gräberfeld von Zaborowo (s. d.) auf. Es folgt ein Ring von Hallstatt mit 8,47%, ein Armband von Sitten, Wallis, mit 4,17%, eine Randaxt aus dem n. Schleswig mit 3,7% und eine Nadel von Hallstatt mit 2,12%. Zeitlich umfassen diese nickelreichen Bronzen die Spanne von der älteren BZ bis in die älteste EZ. S. a. Legierung.

ZfEthn. 7 (1875) S. 246f.; ebd. 16 (1884) S. 543ff.; Sacken *Hallstatt* S. 117 Tf. 15, 8; Troyon *Habitations lacustres* 1860 S. 445; Mitt. Zürich 24 (1896) S. 109 Tf. 4, 8; O. Kröhnke *Chemische Untersuchungen an vorgeschichtl. Bronzen Schleswig-Holsteins* Diss. Kiel 1897 S. 6ff. Alfred Götz

Niederosterwitz (Kärnten). Unmittelbar neben dem Schloß wurden im J. 1885 in 1 m T. an 170 Stück unfertige, meist noch mit Gußnaht versehene Flachäxte aus Bronze und solche mit schwachen Randleisten gefunden. Sie sind alle von annähernd gleicher Größe, etwa 14 cm l, und um 1/4 kg schwer. Großer Depotfund, offenbar eines Bronze gießers aus der BZ Stufe A.

Mitt. Zentr. Kom. 1885 S. LXI Hauser.

G. Kyrle

Niederrheinische Hügelgräberkultur der Bronze- und vorrömischen Eisenzeit (Tf. 153—161).

§ 1: a. Historisches; b. Geographisches; c. Die Hügelfelder; d. Die Hügelanlage. — § 2: a. Hügel der Spätsteinzeit mit Brand und Bestattung. Überleitung zur BZ; b. Die Hügelgräber-BZ, Kerbschnittkeramik. — § 3. Brandflachgräberfelder der Urnenfelder-Bevölkerung am Ende der reinen BZ. Starker Einfluß auf die hügelbauende Bevölkerung. — § 4: a. Die Hügelgräberkultur der HZ, Entstehung, Frühstufe, Kerbschnittkeramik; b. Mittelstufe (2 und 3), Einfluß der oberrheinischen HZ, bemalte Gefäße; c. Verblassen der Typen. — § 5. Das Vordringen der Germanen von Norden. Ihr Einfluß auf den Niederrhein. Die Mehrener Stufe. Ihre nördlichsten Skelettgräber. Die niederrheinische Späthallstattstufe. — § 6. Erste Anzeichen der LTZ. Völliges Abbrechen der ganzen Reihe. Einmarsch der Germanen bis an die Linie Eschweiler-Andernach. S. davon Latène-Kultureinflüsse und Wanderungen. Kelten und Urkelten. Ihr Abzug. Die Germanen am Rhein.

§ 1 a. Ein großes zusammenhängendes Ganze bildet der niederrhein. Kulturkreis der Hügelgräberbevölkerung. Zeitlich reicht er vom Ende der StZ durch die Kupferzeit, BZ und HZ. Örtlich erstreckt er sich vom letzten O Frankreichs (Marne) über Belgien, Südholland, Rheinprovinz und das Lippegebiet bis zum Teutoburger Wald. Im S ist er in den Frühstufen (bis Ende der BZ) mit dem Kulturkreise Süddeutschlands direkt verbunden, in der frühen und mittleren HZ hat er die oben genannte Ausbreitung. In der Späthallstattzeit verliert er das rechte Rheinufer bis Westerwald und Rothaargebiet an die aus dem Lippegebiet vordrückenden Germanen. Genaueres hierüber folgt bei Besprechung der Karten.

Für diesen ganzen Kreis ist der Teil um Köln durch die Tätigkeit des Kölner Museums gut erforscht und kann in seinem Verlauf und seiner Ausbildung als typisch gelten. Der lokalen Unterschiede bleiben allerdings noch recht viele zu erarbeiten.

Bekannt und untersucht sind die Hügel, die meist in ausgedehnten Grabfeldern zusammenliegen, schon seit langer Zeit. Sie wurden allg. für germ. gehalten (nach dem Vorgange von Dr. Jansen zu Arnheim 1833 und Schaafhausen in den BJ 1868). Umfangreichere Untersuchungen begannen aber erst spät. 1893—1898 berichtete C. Rademacher in den Nachr. ü. DA. über seine Grabungen, ebenso 1900 in den BJ.

Die Funde aus diesen frühen Ausgrabungen sind im Berliner Staatsmuseum, ein kleiner Teil im Prov.-Museum zu Bonn. Eine der Hauptaufgaben des 1907 eröffneten Kölner Museums war damals die Erforschung der Hügelfelder. Es gelang dann auch, in Köln von allen bedeutenden Plätzen so große und charakteristische Sammlungen zusammenzubringen, daß eine bessere Erkenntnis dieser Kultur möglich wurde. 1910 konnte ich auf dem Anthropologenkongreß zu Köln zum ersten Male eine Chronologie der Hügelgräber geben, und zwar zunächst nur für die HZ. Diesem folgte dann 1912 (Mannus 4 H. 3) ein ausführlicher Bericht von C. Rademacher, der auch schon kurz die spätsteinzeitl. und BZ-Hügel in Betracht zog.

Seit diesem Bericht hat das Kölner Museum eifrig weiterarbeiten können, und die neuen Funde und vor allem die durch sorgfältige Grabungen festgestellten Bodenaufschlüsse haben die früheren Ansichten durchaus bestätigt — mit alleiniger Ausnahme des (Mannus 4 [1912] S. 208) angenommenen Einflusses der niederrheinischen Späthallstattstufe auf die frühe germ. EZ. Eine Reihe von neuen Funden erlaubt jetzt eine genauere zeitliche Ansetzung dieser Dinge, und es zeigt sich, daß der Einfluß genau umgekehrt gegangen ist: Die frühe nord. EZ hat starke Ausstrahlungen in unser Gebiet gesandt, ehe noch die Besitzergreifung des Niederrheins durch die Germanen erfolgte. Über das alte Wissen hinaus aber fand sich auch manches Neue.

Das Wichtigste ist die sich überall ergebende Erkenntnis, daß die Grabhügelfelder nicht etwa mit der HZ beginnen, sondern sehr viel früher — nämlich mit den Grabhügeln der Schnur-, Zonen- und Glockenbecher, und weiter, daß sie von diesen aus ohne Unterbrechung durch die ganze BZ hindurchgehen. Das Abbrechen der Hügelreihe mit dem Auftreten der ersten Latène-Anzeichen hat sich durchaus bestätigt, und ebenso haben sich die Gräber der Latène-Germanen, die unsere hügelbauenden Kelten etwa um die Mitte des letzten Jht. v. C. aus ihren Sitzen verdrängten, in genügender Zahl gefunden, so daß im großen über die zeitliche Ansetzung kein Zweifel mehr bestehen kann.

§ 1 b. Die Grabhügelfelder liegen fast sämtlich auf den flachen Höhen, die terrassenartig die Kölner Bucht, den Niederrhein, das Maas-, Niers- und Lippe-Tal begleiten. Diese Terrassen sind teils die Vorhöhen von Bergstöcken — Eifel, Sauerland u. a. —, teils die wirkliche diluv. Niederterrasse — Kölner Bucht —, teils im Endmoränen-Gebiet liegende Sanddünen — Krefeld, Hüls, Kamp. Alle bestehen aus feinem, gelben, diluv. Sand, sind sehr unfruchtbar und tragen deshalb meist heute noch nichts als Haide und Kiefernwald. Diesem Umstande verdanken wir auch die Erhaltung von verhältnismäßig so vielen Hügeln, die auf anbaufähigem Gelände in viel größerer Zahl verschwinden. Die Karte Tf. 153 zeigt die größeren Hügelfelder des Niederrheins in ihrer Lage zu den Flußläufen sowie den Wald- und Heideterrassen. Deutlich ist ihre Lage längs der Flüsse. Fast alle haben schöne Fernsicht, besonders die südlicheren, bis Köln, wo es noch merkliche Höhen gibt. Weiter im N, am eigentlichen Niederrhein, sind die Terrassen meist ganz flach. Aus der Lage der Felder an den Terrassenrändern — nie im Innern der Höhen — können wir schließen, daß die Erbauer der Grabhügel in den Flußtalern auf dem mehr feuchten und fruchtbaren Boden wohnten — genau wie heute. Der Zusammenhang mit uralten Wegen, wie Mauspfad und Hellweg, ist offensichtlich. Die Lage der Wohnplätze in den Tälern wird, abgesehen von Wohnplatzfunden, wie die von Lohmar und Roisdorf, auch dadurch bewiesen, daß ein zwar dünner, aber doch deutlich erkennbarer Streifen von Hügeln auf dem hochwasserfreien Gelände unmittelbar am Rheinlauf selbst festzustellen ist.

Während die Karte Tf. 153 nur die Verteilung der Hügelfelder am eigentlichen Niederrhein angibt, erhellt aus der Karte in Mannus Erg.-Bd. IV Tf. 6 der Anschluß an die benachbarten Gegenden. Die linke Karte stellt die zusammengehörige Hügelgruppe zur Zeit ihrer größten Ausbreitung und dichtesten Besiedlung dar (frühe bis mittlere HZ). Für die einzelnen Fundgruppen können hier nur die allerknappsten Angaben gemacht werden. Die Hügel im Lippe-Tal bis zum Teutoburger Wald

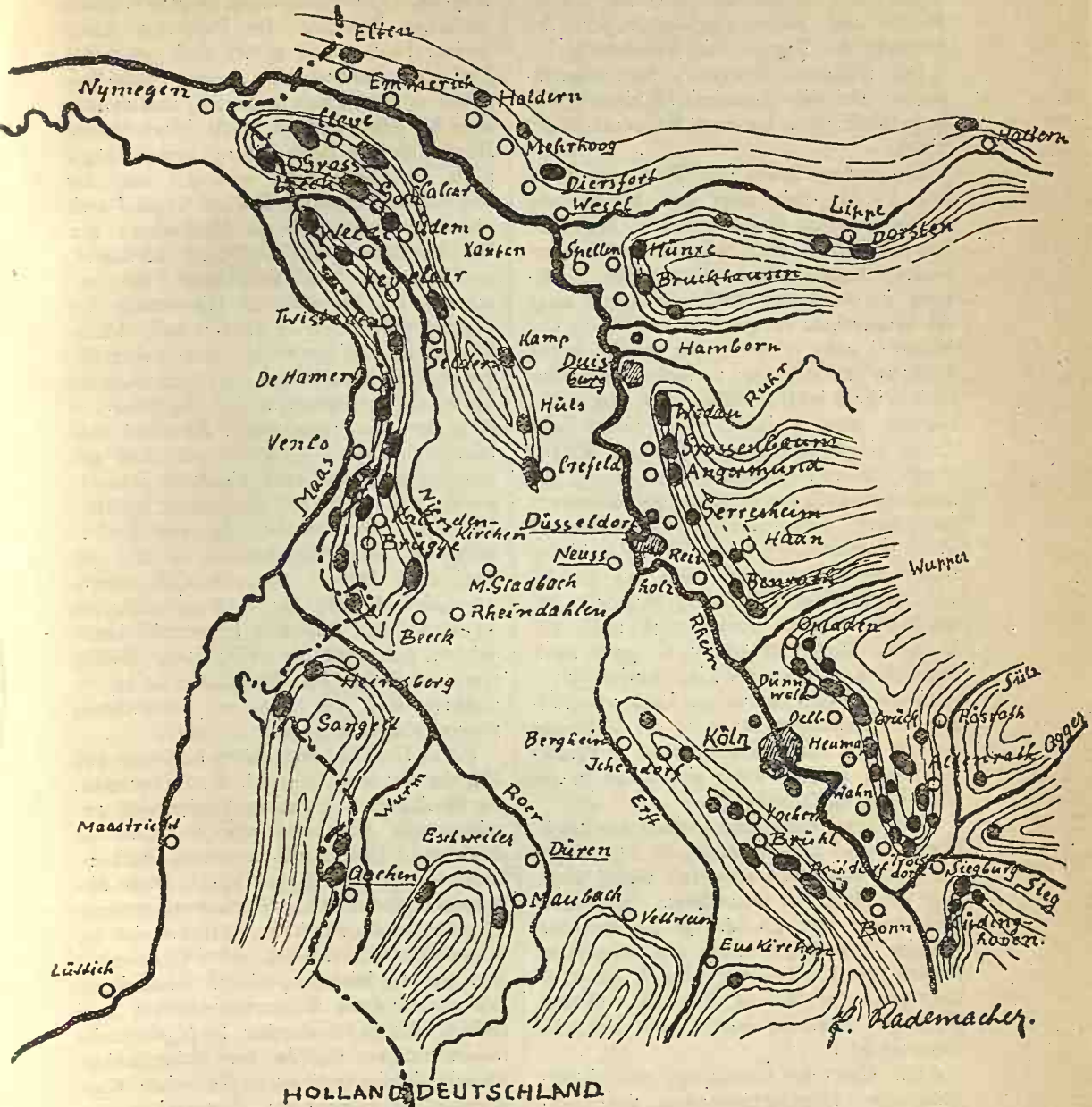
enthalten Schnur- und Zonenbecher (Museum Dorsten, Dortmund und Bielefeld), bronzezeitl. Skelettbestattungen mit Randäxten, Radnadeln u. a. (Mitt. Altert.-Kom. Westfalen 5 S. 405 ff. Biermann; Krebs *Die ersten Germanen im Süden des Osnig* 4. Bericht des naturwissenschaftlichen Vereins für Bielefeld und Umgebung S. 307), weiter späte BZ und frühe HZ wieder im Museum Dortmund, ebendort und in Bielefeld die ältesten der großbauchigen Hallstattformen. Damit hört hier die Reihe auf. Der Niederrhein wird besonders behandelt.

In Holland (s. a. Riethoven, De Hamert) gibt es eine große Menge von berühmten Fundplätzen in Limburg und Nordbrabant (Weert, Deurne, Mierlo, Valkenswaard, Baarle-Nassau, Alphen), die in Belgien (mit den Feldern von Castelle, Grobendonck, Wuestwezel, Neerpelt, Wavre, Court-Saint-Etienne) das linke Maasufer begleiten, während sich rechts der Maas an die niederrheinischen Grabfelder über On, Epravé, Gedinne, Louette-Saint-Pierre ebenfalls große Felder anschließen (s. Belgien C, D; Schuhmacher *Die Hallstattkultur am Mittelrhein* Präh. Z. 11/12 S. 166 ff.; ders. *Rheinlande* I 106 ff. [in diesem Werk wird der Niederrhein nur gestreift]; für Holland s. Holland A—C; Funde in den Museen zu Leiden und im Musée du Cinquantenaire in Brüssel).

Die früheste Gruppe der Hügel reicht in Holland bis an die Zuidersee, wo aus der Veluwe die schönen, spätsteinzeitl. Hügel bekannt sind (s. Kuppelgrab A). Über Zonen- oder Schnurbecher mit Bronzemessern s. Holland B, C.

Für die frz. und lothring. Vorkommen s. Haulzy, wo alles Notwendige gesagt ist; Anschlußfunde von Diedenhofen sind im Kölner Museum.

Im S stößt die niederrheinische verbrennende Hügelgräberkultur an die begrabenden Salemer und Koberstadter Gruppen (s. Mittel- und Süddeutschland D §4), die in der Karte (Mannus IV. Ergänzungsband Tf. 6) nach Schuhmacher *Rheinlande* I Tf. 7 eingetragen sind. Denn von dieser Zeitstufe ab gehören die drei Kulturgruppen zusammen, wie das Eindringen von Leichenbrand in die sonst durchaus bestattende Koberstadter



Niederrheinische Hügelgräberkultur

Karte des Niederrheins mit seinen Grabhügelfeldern. Maßstab 1:100 000.

Kultur verrät (Schumacher a. a. O. S. 102; die Grabfelder von Höchst an der Nidda und mehr desgleichen von den Rändern des Taunus und Vogelsberg).

Die früheren Gruppen: Schnurzonenebecher und die bronzezeitl. Kultur gehen vom Niederrhein bis nach Süddeutschland hinein.

Die andere Karte auf Tf. 6 des Mannus IV. Erg.-Bd. zeigt den Niederrhein in der letzten Hallstattstufe. Während am Mittelrhein sich Salerner und Koblerstadter Kultur ohne allzu große Änderung in die letzte Stufe umsetzen, zeigt der Niederrhein ein ganz anderes Bild. Der N und O geht schon in der mittleren HZ völlig an die Germanen verloren, deren Vorrücken ihren Kultureinfluß noch viel weiter südlich dringen läßt. Hier bildet sich durch Nordwärtsdrängen der am Mittelrhein dauernd üblichen Bestattung die sehr eigentümliche Wendelringstufe heraus (die nach Schumacher *Rheinlande I* Tf. 7 eingezeichnet ist). Erhalten bleibt der niederrhein. Gruppe rein nur der W von Ostfrankreich bis zum Maas-Gebiet. Auch die Kölner Bucht wird noch behauptet. Mit etwa 500 v. C. geht auch das Gebiet nördl. etwa der Linie Andernach—Aachen—Antwerpen an die stark vordrängenden Germanen verloren; die Mehrere Kultur und der erhaltene Rest in Frankreich und Belgien lösen sich dann in der allg. Latènekultur auf.

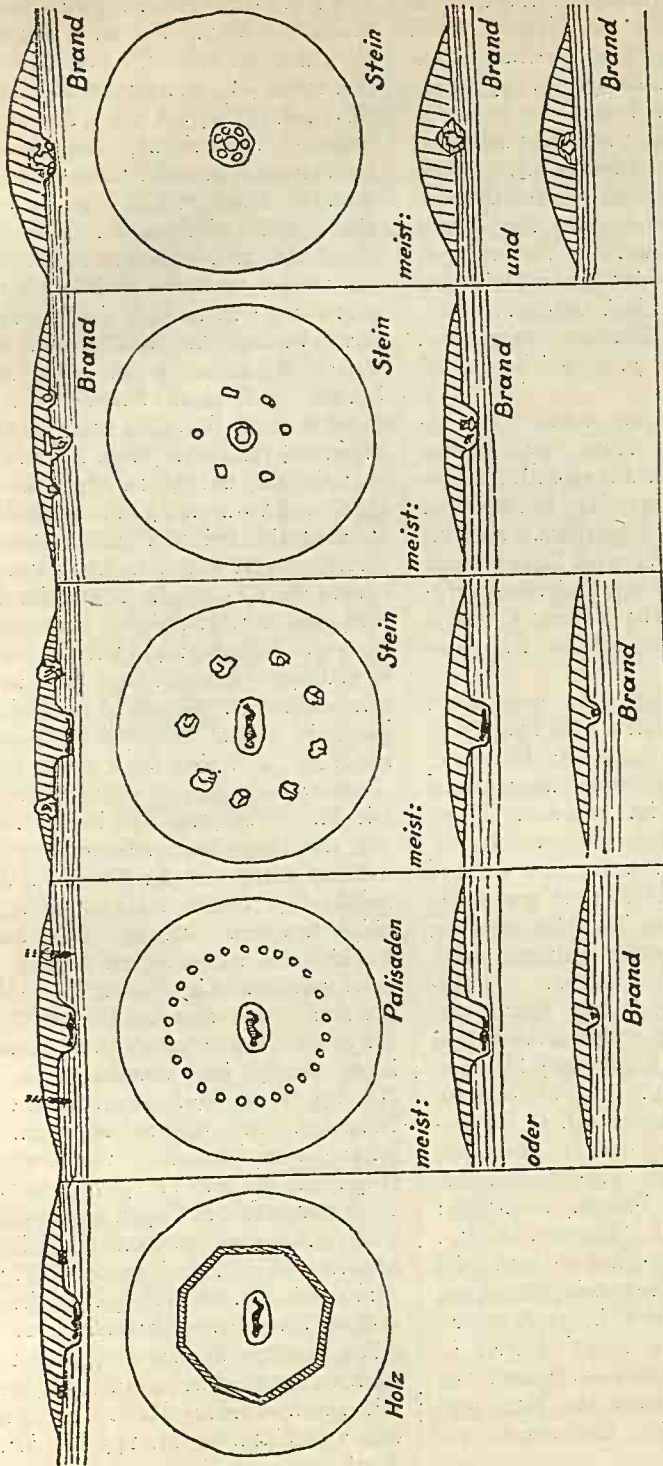
§ 1 c. Die Felder sind äußerst zahlreich. Über 80 sind auf der Karte Tf. 153 eingezeichnet; es werden aber weit mehr, wenn man die kleineren mitrechnet. Sie haben noch heute von 20 oder 30 bis zu 1000 Hügeln. Die Hügel haben alle möglichen Größen von 3 m Dm und 5 cm H. bis 50 m Dm und 4 m H. In der Art, Größe, Flachheit, Steilheit liegen auch zeitliche Unterschiede.

§ 1 d. Über die Grabanlage der niederrheinischen Hügelgräberkultur unterrichtet Tf. 154. S. a. Band II Tf. 175—177, V Tf. 103 C.

Von den runden Holz- und Palisadeneinbauten (s. Kuppelgrab A; Band V Tf. 103 A, VII Tf. 176—178), die jetzt auch in der Kölner Gegend festgestellt sind — in Altenrath der Rundbau, auf der Iddelfelder Hardt bei

Köln die Palisadenstellungen —, geht man langsam zu Steinsetzungen über, z. T. durch einfaches Ersetzen der Palisaden durch Steine. Hocker und später auch gestreckte Skelette in Zentralgrube — meist ohne Beigaben — finden sich in der BZ, und zwar in einer bis jetzt noch gar nicht feststellbaren Menge, da die Beobachtung dieser Hügel noch im argen liegt und erst aus der besser durchforschten Kölner Gegend sich übersehen läßt, daß am Niederrhein zur BZ durchaus keine Verödung herrschte, wie Schumacher (*Rheinlande I* 69) annimmt. Im Verlaufe der HZ werden die Steinsetzungen immer kleiner, und schließlich ergibt sich der immer wiederkehrende, typische Hallstatthügel. Zu bemerken ist noch, daß gelegentlich das Begräbnis — d. i. der die verbrannten Knochen enthaltende Topf — auch auf dem gewachsenen Boden steht, also ohne Zentralgrube, was je später, je häufiger auftritt. Innerhalb der Grube, die zur Unterbringung des Begräbnisses in den gewachsenen Boden eingeschnitten wurde, ist mehrfach eine kleine, nicht mehr als 30 cm im Dm haltende Feuerstelle beobachtet, die wohl als Opfer- oder Weihefeuer anzusehen ist. Im ganzen ist zu bemerken, daß zur genauen Erforschung unserer Hügel noch sehr viel fehlt.

§ 2 a. Die Grabhügelfelder beginnen mit Hügeln der spätsteinzeitl. Becherkeramik. Es überlagert den ganzen Niederrhein, gemischt mit Schnurkeramik und anderen direkt nord. Dingen, die westeurop. Glockenbecherkultur (s. d. § 35 f., 39 ff.). Diese Mischung ergibt die Charakterisierung unserer Hügelfrühstufe durchaus. Es finden sich die bekannten Becherformen: echte Glockenbecher, aus der Mischung mit der Schnurkeramik entstandene Schnurzonenebecher und endlich echte Schnurbecher. Im N gibt es die tassenförmigen Gefäße der jütländischen Einzelgräberkultur; auch die echte Kardiumtechnik kommt vor. Die Verbreitung der einzelnen Formen zeigt folgendes: Das Typische für unseren ganzen Kreis ist der Schnurzonenebecher (s. d.), der sich überall und sogar häufig findet. Vom Blömkeberge bei Bielefeld (Mannus 5 [1913] S. 35 Kossinna) bis in die Veluwe am Zuidersee (s. Kuppelgrab A), den Rhein aufwärts bis zum



Niederrheinische Hügelgräberkultur

Entwicklung der Hügelbauten aus Holz und Stein.

Tanus und weiter (Hebenkies; s. d.) findet er sich in großer Zahl in den Hügeln. Nicht ganz so häufig ist der Schnurbecher (n. von Bonn bis jetzt nur in der auf Tf. 155 A 1 gezeichneten einfachen Form). Er erscheint sehr zahlreich auf dem Vorgebirge zwischen Bonn und Bergheim (Museum Köln), dann ebenso zahlreich in der Siegburger Gegend. Die gleichen Becher begegnen überall auf den Hügel Feldern, so auf den Testerbergen bei Bruckhausen, auf der Marler Heide bei Dorsten, weiter ö. im Lippe-Gebiet mit Funden im Dortmunder Museum, ebenso von der Maas (De Hamert [s. d.] bei Venlo) bis zur Veluwe.

Am seltensten ist der echte Glockenbecher. Außer den etwas veränderten holl. Formen weiß ich am eigentl. Niederrhein nur den prachtvollen Becher von Fühlingen bei Köln (linksrhein.) zu nennen (Museum Köln; Tf. 159 a). Dazu kommt einer aus der Gegend von Paderborn (Hügel? Band IV Tf. 148 b; Mannus 5 [1913] S. 34). S. von Bonn werden sie dann häufiger.

Die Becher begleiten die bekannten Stücke: Armschutzplatten und Pfeilstrecker (Tf. 155 A 7, 12), facettierte Hämmer, schöne, echt nord. Feuersteinlanzenspitzen (Altenrath-Siebkreis im Museum Bonn) und andere nord. Dinge (Museum Köln). Dann auch Südliches: eine ganze Gruppe von schönen, auf der Oberseite geschliffenen Messern, die man ihrer Bearbeitung nach wohl für Kultgeräte nehmen muß. Tf. 155 A zeigt einige davon. — Vergleichsstücke kenne ich aus Roches-de-Gondand (Dordogne), Südfrankreich und aus dem Pfahlbau vor Champigny (Museen Köln und Weimar). Über diese Steingeräte wie über den nord. Import vgl. C. Rademacher in Mannus Erg.-Bd. IV, dort auch Tf. 8. Solche langen Feuersteinmesser finden sich in den Hügeln mehrfach: Königsforst bei Köln (Museum Köln). Ein großer Feuersteinschaber und die bekannten schönen Feuersteinpfeilspitzen sind noch zu erwähnen (Tf. 155 A 8, 10).

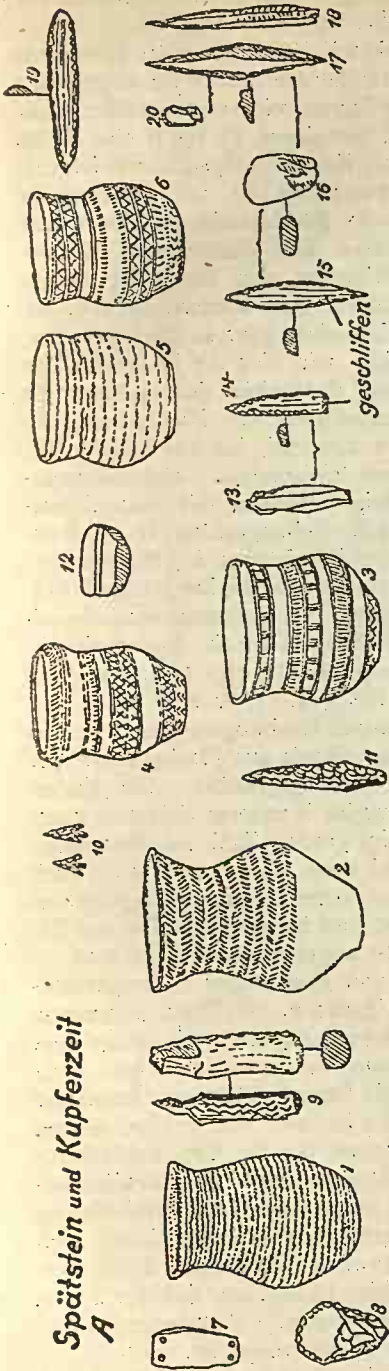
Die Hügel enthalten meist Hocker in Zentralgrube, gelegentlich auch Brand. Die verschiedensten Einbauten aus Holz und Steinen kommen in den Grabhügeln vor (Tf. 154).

§ 2 b. Unmerklich geht diese Kultur in die BZ über. Von einer Einwanderung ist nichts zu spüren. Die Becher formen sich etwas um, wie der von Nymwegen und Kevelaer (Tf. 155 A 5, 6). Sie verlieren die elegante Schweifung, bekommen einen Trichterrand, unterhalb dessen sich die Bauchung in einfach runder Form zu der breiten Standfläche niedersenkt. Der erste befindet sich zu Nymwegen in der Slg. Kam, der zweite, schönere, im Museum Köln. Sie geben uns den Anfang der BZ-Gefäße mit ihrem bekannten Trichterrand. Bei Doorweerth (Holland) ergab ein Hügel einen Becher und einen Bronzedolch (s. Holland B § 15). Bei Köln grub ich Hügel mit liegenden Höckern (Kopf nach N, Gesicht nach O) aus, bei denen einer nur eine Beigabe, und zwar eine 3 mm im Dm haltende Bronzeperle, bei sich hatte. Das sind für die früheste BZ schwache Andeutungen, aber sowohl die BZ- als die Spätsteinzeit-Hügel sind, wie sich allmählich herausstellt, oft ohne alle Beigaben und werden bei weniger sorgfältiger Ausgrabung gar nicht als solche erkannt. Ihre Zahl ist deshalb vorläufig in keiner Weise zu schätzen, aber sicher ist, daß sich ihrer genug finden.

Besser vertreten ist schon die zweite BZ. Die Tf. 155 B zeigt die Hauptformen, so daß eine lange Besprechung überflüssig ist. Äußerst dürtig ist die Keramik. Zwei fast halbkuglige Näpfe mit wenig nach innen eingeschrägtem Rande und schwacher Standfläche, der eine mit frühem Bronzedolch von Urmitz im Bonner Prov.-Museum; der zweite mit dem bekannten Wulstring, der in der Adlerbergstufe (s. d.) Süddeutschlands häufig ist; unterhalb des Randes (Tf. 155 B 3) von Bruckhausen, Kreis Dinslaken, im Kölner Museum. Dieser gehört zum Inventar mehrerer reicher Hügel, die die auf Tf. 155 B 3, 6, 7, 12, 18, 20, 21 dargestellten Typen ergaben. Mehrere Bronzeschwerter, darunter ein Griffzungenschwert. Weiter aus anderen Hügeln bei Andernach, Bonn, Köln u. a. frühe und spätere Randäxte, Absatzäxte, z. T. sehr schön verziert, Messer und Dolche der bekannten Art, Rad-Scheibennadeln und solche mit geschwollenem Halse, eine Fingerspirale von Wahn (s. Tf. 155 B). Dann von Riethoven und Kevelaer die beiden wich-

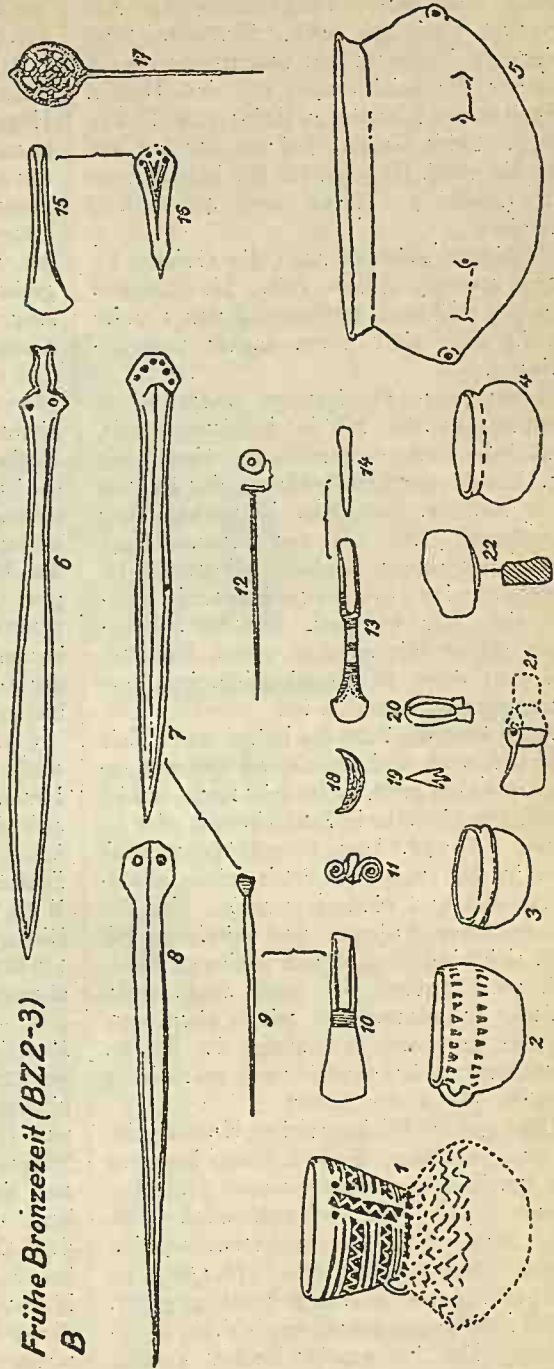
Spätstein und Kupferzeit

A



Frühe Bronzezeit (BZ 2-3)

B



Niederrheinische Hügelgräberkultur

tigsten Gefäße (Tf. 155 B 1, 2), eine Henkeltasse und einen Trichterrandkrug mit Henkel, beide mit reicher Kerbschnittverzierung. Von dem sehr bedeutsamen Krug ist nur der Trichterrand mit dem Henkel erhalten (im Museum zu Köln; s. a. Tf. 159 b, d). Beide Gefäße sind von der Art, die für die südd. Hügelgräber-BZ bezeichnend ist (*AuhV* 5 Tf. 32 und 40 Schumacher).

Vielleicht gehören noch die Gefäße Tf. 155 B 4 und 5 in diese Zeit. Sie stammen aus der steinzeitl. Befestigung von Urmitz (s. d.) und sind kaum anders unterzubringen.

Diese ganze Fundgruppe entspricht so vollkommen der BZ in Süddeutschland, daß jede weitere Bemerkung überflüssig ist. Der Niederrhein gehört in der BZ mit dem mehr s. gelegenen Mittelrhein eng zusammen. Die aus der Zonenkeramik herausentwickelte Kerbschnittkeramik (s. Kerbschnittverzierte Keramik) findet sich hier wie dort, und der Niederrhein gehört mit zu dem weiten Gebiete, auf dem diese so charakteristische Verzierungsweise heimisch ist.

Auch über die Zahl der Hügel dieser Zeit läßt sich noch nicht genügend Sicheres sagen. Sie sind groß, meist sehr flach, haben gestreckte Skelette in Zentralgrube oder — selten — Brand. Diese Brandhügel werden aber in der folgenden Stufe schon alleinherrschend und bleiben es auch. Von der besprochenen früheren und mittleren BZ hebt sich eine Gruppe mit reicherer Keramik ab. Chronol. ist diese Stufe noch schlecht zu umschreiben, wie ja überhaupt die hier gegebene Stufenfolge der BZ zu ihrer besseren Erkenntnis noch sehr vielen weiteren Materiales bedarf.

Diese spätere BZ hat reichen Kerbschnitt an ihren Gefäßen, die sich schon langsam den späteren bauchigen Formen Tf. 156 A nähern. Die der vorhergehenden Zeit entnommenen Trichterrandbecher werden breiter, der Bauch größer (Tf. 156 A 1). Ein ganz spätes derartiges Stück zeigt Tf. 156 B 1, beide von Riethoven (s. d.) in Nordbrabant. Der halbkuglige Becher kommt noch vor. Interessant sind Schalen mit 5 Spitzen (Tf. 156 A 7, Tf. 159 k, 1) von Riethoven (s. d.) und Fühlingen im Kölner

Museum. Diese Lappen kommen schon in der Straubinger Stufe Süddeutschlands vor (Tf. 75 b 21, 22; Straubing).

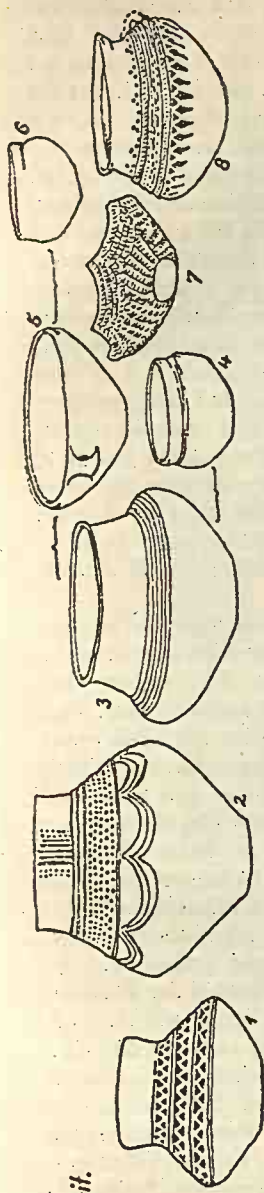
Als direkte Folge dieser Stufe haben wir dann zahlreiche der späten BZ angehörige Hügel mit immer reichem Gefäßinventar anzusehen, von denen Tf. 156 B eine Reihe der schönen Kerbschnittgefäße wiedergibt. Diese Entwicklung ist am Niederrhein anders als in Süddeutschland. Dort hat die um diese Zeit eindringende Urnengräberbevölkerung den Gang der Dinge sehr verändert. Am Niederrhein aber ist deren Einfluß nicht ganz so stark gewesen, und so sehen wir hier die bodenständige Entwicklung deutlicher durchgehen. Es bleibt infolgedessen am Niederrhein der Kerbschnitt dauernd, bis zur frühen HZ, in lebhaftem Gebrauche. Bronzelanzen-spitzen, einige Nadeln mit doppelkonischem Kopf, ein Gehängestück (Tf. 156 B 12, wie Wagner *Fundstätten* I 126, Säckingen). Interessant sind die Deckeldosen (Tf. 156 B 9, 159 h). Sie stammen von schnurkeramischen Vorbildern ab, finden sich in der Adlerbergstufe (Tf. 75 a 1) und reichen bis in die HZ (Tf. 157 A 2, B 5).

§ 3. Diesen Grabhügeln nun stehen einige wenige Funde aus Flachgräbern der Urnenfelderleute gegenüber. Sie finden sich aber nur im S unseres Gebietes, nämlich noch in großer Zahl im Neuwieder Becken, und dann einige, und zwar nach N die letzten, in der Siegburger Gegend, bei Birlinghoven und Niederpleiß. Die auf Tf. 156 B 14—20 abgebildeten Stücke sind — abgesehen von den weiter s. angetroffenen — das ganze n. von Bonn gefundene Material. Dazu kommen noch einige Gegenstände von Vettweiss, zwischen Euskirchen und Düren (Museen Düsseldorf und Düren). Es sind die wohlbekanntesten Villanova-Typen, die die Urnenfelderleute aus dem Alpenvorland mitgebracht haben. Eine gute Karte der Verbreitung der Urnengräberbevölkerung findet sich bei Schumacher *Rheinlande* I Tf. 157. Hieraus ist klar zu ersehen, daß der Strom dieser endbronzezeitl. Wanderung nicht weiter nach N gedungen ist.

Das wäre das, was heute in Kürze über die Frühzeit unserer Hügelfelder zu sagen wäre; in wenigen Worten: Eine Mischung

Mittlere Bronzezeit.
(BZ 3-4)

A

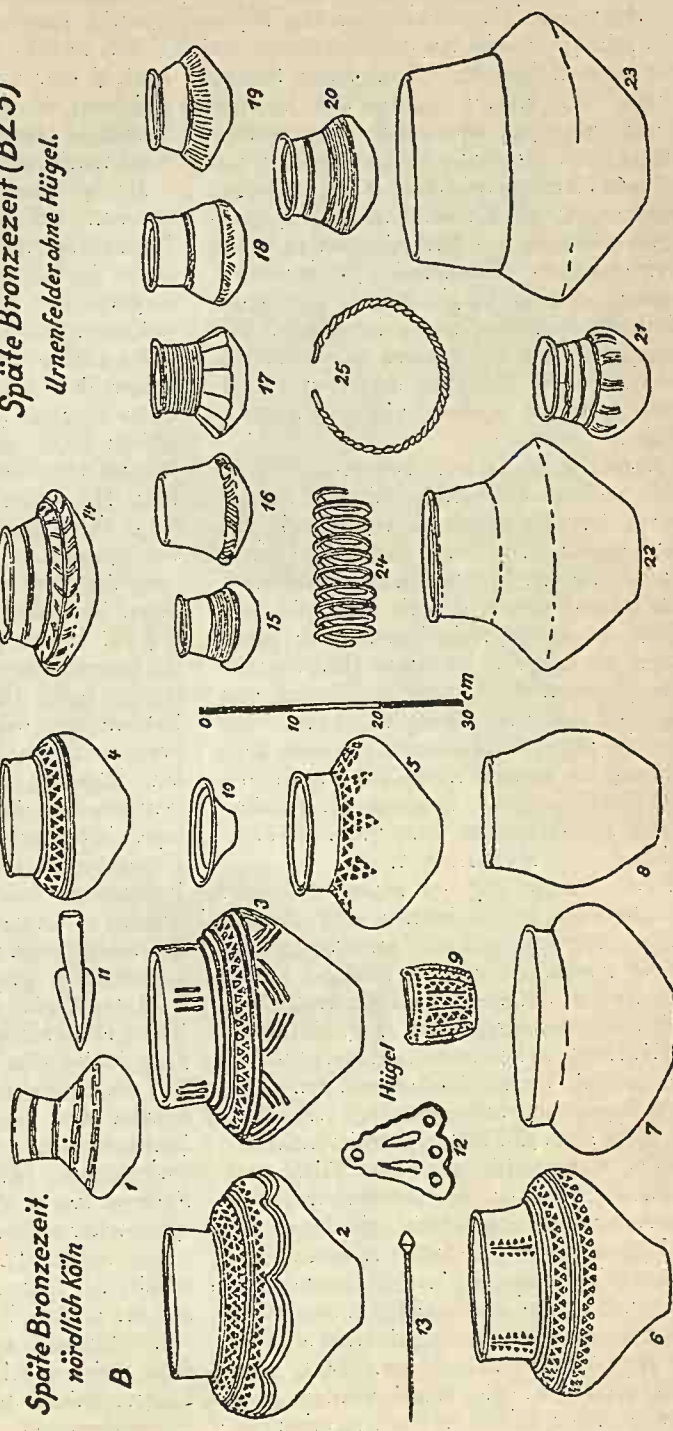


Späte Bronzezeit.
nördlich Köln

B

Nur südlich von Köln.
Späte Bronzezeit (BZ 5)
Urnenfelder ohne Hügel.

zum Teil gleichzeitig



Neiderrheinische Hügelgräberkultur

von Schnurkeramikern und Glockenbecherleuten, die das Hügelbauen aus dem Kreise der Schnurkeramik übernommen haben, sitzen seit dem Ende der StZ am ganzen Niederrhein. Ihre Kultur wandelt sich langsam der BZ entgegen, ohne große Neueinwanderung, denn sämtliche Vorbedingungen zur ruhigen Hineinentwicklung in die BZ waren gegeben. An ein Einwandern der Hügelgräberbevölkerung aus Mitteldeutschland, wie Schumacher (*Rheinlande* I 75) annimmt, vermag ich nicht zu glauben, da sich weder Grabsitte noch Siedlungsweise ändert. Das letztere dürfen und müssen wir schließen, da sich ja die Belegung derselben Hügelfelder fortsetzt, und zwar in ganz gleicher Weise.

Anders steht es mit den wenigen Funden unserer Urnenfelderkultur. Sowohl die in der Siegburger Gegend als die von Wettweiss liegen nicht am Rande der Höhen, sondern mitten in der fruchtbaren Ebene. Das stimmt damit, daß sie nach allg. Ansicht als eifrige Ackerbauer dem guten Boden nachzogen. In diesen Gräbern, die sich als etwa 60—70 cm t. Gruben von rund 50 cm Dm darstellen, haben wir also ein neues Volkselement, dessen Einwirkung im ganzen Rhein-Tal wie in Ost- und Mittelfrankreich in genau der gleichen Weise zu verspüren ist. S. a. Frankreich C und Kelten A 1.

Diese Einwirkung der neuen Volksteile hat nun auch am Niederrhein sich sehr viel weiter erstreckt, als die wenigen Flachgräber reichen. Bis nach Holland hinein geht der Einfluß, der sich auf das deutlichste in den Gefäßformen verrät. In Nordbrabant (s. Riethoven) lieferten die Hügel noch Urnen, die eine Verwandtschaft mit den Villanova-Typen nicht verleugnen (vgl. z. B. Band XI Tf. 24 Abb. 58). Scharf profilierte Schüsselchen, Randprofile, ganz feine Rillen und Kammstrichmuster, vor allem aber die so außerordentlich charakteristische Innenrinne am inneren Rande der Gefäße verraten überall das Wirken des neu ins Land gebrachten Geistes. Und wie in den Gefäßen so spricht sich das neue Bevölkerungselement auch in der Art der Grabhügel aus. Eine neue Mode setzt ein: die Hügel werden ganz klein und flach, so daß sie kaum zu erkennen sind, eine Wirkung der Flachgräber der

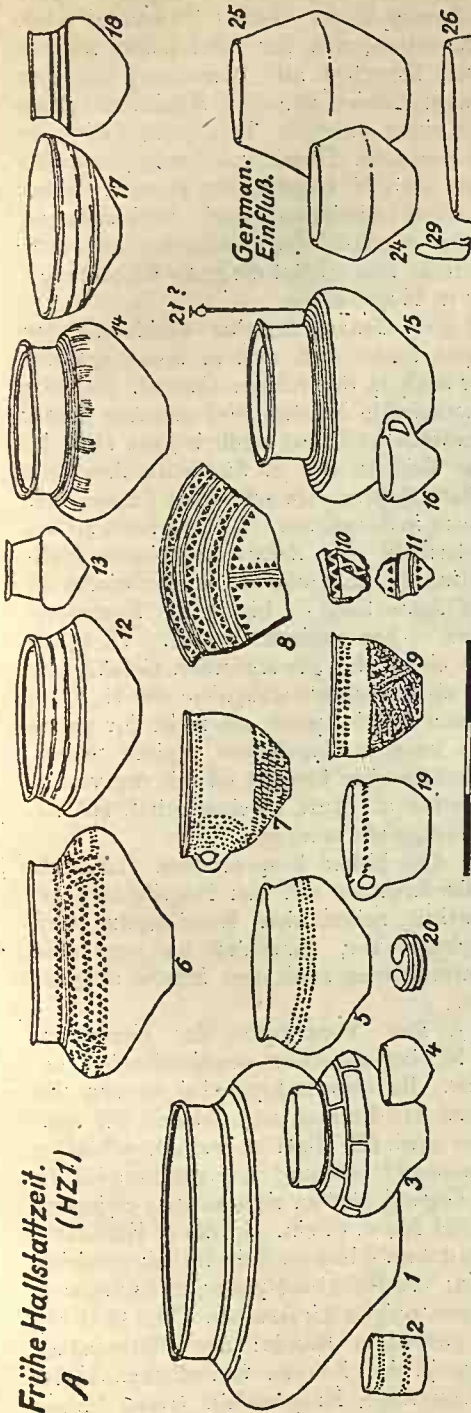
Neuankömmlinge. Im ganzen ist aber deutlich festzustellen, daß der Einfluß von S um so schwächer wird, je weiter man nach N kommt. Von der Vermehrung der Beigaben, die weiter s. mit der Ankunft der Urnenfelderbevölkerung einsetzt, ist am Niederrhein kaum etwas zu verspüren.

Infolge dieser Verhältnisse ist es m. E. chronol. am zweckmäßigsten, die reinen Flachgräber noch in die BZ zu setzen; dagegen die HZ mit den Hügeln zu beginnen, in denen der Einfluß der Urnenfelderleute sich zu entfalten beginnt. Damit wird das von C. Rademacher (Mannus 4 [1912] S. 199) aufgestellte Schema annähernd dem von Schumacher (*Rheinlande* I 88) gegebenen gleich: 1000—900 (H 1) Frühhallstattzeit, jüngere Urnenfeldertypen; 900—700 (H 2) Mittl. HZ, frühe bemalte Gefäße; 700—600 (H 3) Mittl. HZ, Verblässen aller Typen; 600—500 (H 4) Späthallstattzeit, Ausbreitung der Mehrerer Kultur; von N starker germ. Einschlag.

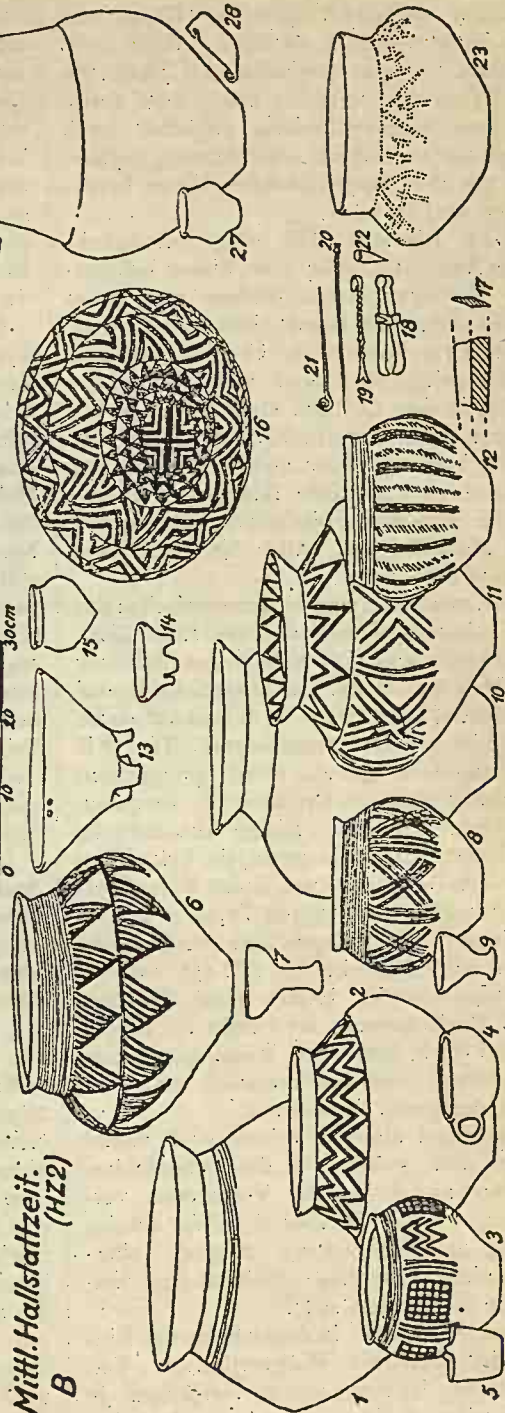
§ 4 a. In der Frühstufe muß ein immerhin bemerkenswerter Bevölkerungszuwachs erfolgt sein, denn mit ihr beginnt eine Neubelegung der alten spätsteinzeitl. und bronzzeitl. Felder, in der Art, daß meist am Süden der ausgedehnten Hügelgruppen eine dichte Anlage von ganz winzigen, in früherer Zeit oft völlig übersehenen Hügelchen anfängt. (Nach mehr zufälligem Beobachten dieses Verhältnisses in Wahn wurden in Altenrath und Iddelfelder Hardt die frühen Hügel an den betreffenden Stellen systematisch gesucht und gefunden).

Tf. 157 A gibt eine Auswahl der Formen. Neben alteinheimischen Typen, wie Tf. 157 A 5, 19, ist bei den meisten Gefäßen der Einfluß der Urnenfelder deutlich. Kammstriche feinsten Art, feine Rillen, Mäandermuster, Becherformen u. a. Die zylindrischen Deckeldosen bleiben. Echte Villanova-Formen lassen den bekannten Hallstattspitzbecher entstehen. Von dem Einheimischen spielt die Hauptrolle der Kerbschnitt der frühen Art. Seine Anwendung auf die großen Schalen ist allerdings neu (Tf. 160 k und 157 A 8). Mit dieser Stufe flaut diese schönste aller Tonverzierungs-techniken bei uns ab, genau wie in Süddeutschland. Einige wenige Funde der mittl. HZ mit Graphitbemalung sind

Frühe Hallstattzeit.
(HZ1)
A



Mittl. Hallstattzeit.
(HZ2)
B



German.
Einfluß.

0 10 20 30cm

Niederrheinische Hügelgräberkultur

dann das Ende. Von den Kerbschnittgefäßen der südd. späteren HZ ist am Niederrhein nichts gefunden. Ganz im N unseres Gebietes beginnen sich jetzt, wie Tf. 157 B 24—29 rechts zeigt, neue germ. Formen einzuschleichen, zunächst noch durchaus in einheimischer Arbeit: Gefäße, die von den doppelkonischen Urnen herzu-leiten sind (s. u.).

§ 4 b. Die mittl. HZ bringt eine erhebliche Änderung. Von allen bisher bekannten Verzierungsarten bleiben nur grobe Rillen unter dem Rande. Neu tritt die Aufmalung von Mustern mit Graphit (s. d.) und später gelegentlich auch mit roter Farbe auf. An den Gefäßen stellt sich der bekannte, charakteristische Schrägrand ein, große, bauchige Formen überwiegen. Die Schalen sind einfache Kumpen, die Beigefäße entweder Spitzbecher oder Kelch- und Henkelbecher. Auch die Deckeldose kommt noch vor.

Die Ornamente sind die geometrischen der HZ. In immer neuen Variationen füllen Zickzackbänder und ihre Ableitungen Schulter und Hals der Gefäße. Vierfüßige Schalen und Schälchen (Tf. 157 B 13, 14) deuten auf uralte Vorbilder aus der Zonenkeramik. Tf. 157 B und 160 1—o geben einen genügenden Überblick über die Ornamentik. Beigaben sind sehr spärlich. Einige Bruchstücke von langen Eisenschwertern, die bekannten Hallstatt-Toiletengeräte, einige Vasenkopfnadeln verbläbten, späten Typus u. ä. Im N dauert das gelegentliche Vorkommen germ. Einfuhrstücke an (Tf. 157 rechts). Urnenformen der letzten nord. BZ mit nord. Rasiermessern erscheinen im Lippe-Tal, bei Goch, Emmerich, Wesel, ganz sicher aber vorerst noch Kultureinfluß, erst Vortoben der germ. Wanderung.

Die Hügel dieser II. Stufe sind wieder höher und größer — die Urnenfelderbevölkerung ist in der Volksmasse versunken, wie sie ja überall in der alteingesessenen Bevölkerung aufging, allerdings nicht ohne diese erheblich zu beeinflussen (s. Kelten A 1).

Ganz deutlich ist in dieser Stufe der Einfluß der oberrhein. Hallstattkultur. Von Wanderung ist nicht viel zu verspüren. Je weiter wir nach N kommen, desto schwächer wird dieser Einfluß. So sind z. B. die in

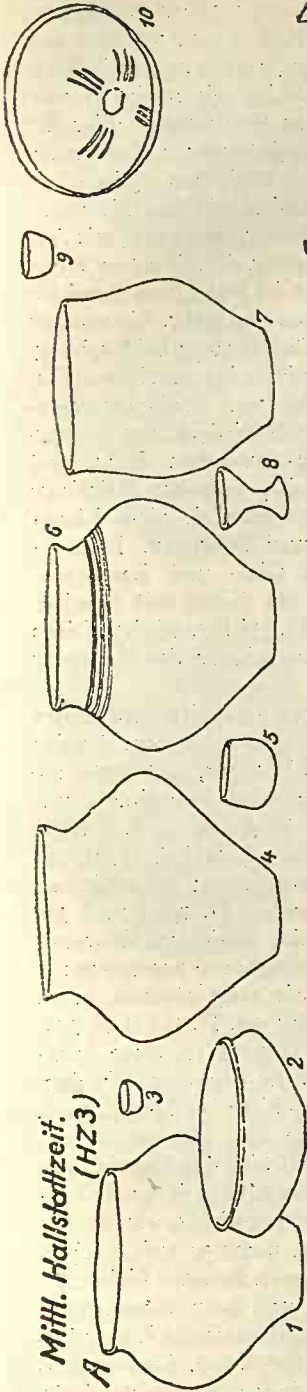
der Kölner Gegend so häufigen Graphitmalereien in der Wedau (Duisburg) schon sehr selten; aus der Eifel kenne ich nur einen Scherben mit Bemalung; aus dem ganzen Gebiet zwischen Rhein und Maas nur einen einzigen Topf von Twisteden bei Kevelaer. Überhaupt werden, je weiter man nach N kommt, die Formen immer uncharakteristischer und verwaschener, immer weniger spürt man den hallstatt. Einfluß. Das erklärt die große Eintönigkeit der n. Hügelfelder.

§ 4 c. Genau dasselbe Verblässen der Typen findet sich nun in etwas späterer Zeit auch in der Kölner Gegend. Der von S kommende Einfluß wird offenbar immer schwächer und hört endlich ganz auf. Zu einer Zeit, in der in Süddeutschland die Hallstattkultur ihre schönsten Erzeugnisse lieferte, in der späten III. Stufe, herrscht am Niederrhein eine derart abgeblaßte Hallstattkultur, daß man sie immer wieder in ganz späte Zeit — bis in die Römerzeit hinein — hat datieren wollen. Tf. 158 A zeigt einige der gewöhnlichen Gefäße, die man als schlechte Erzeugnisse der II. Stufe nehmen würde, wenn sie nicht für große Teile unserer Hügelfelder typisch wären. Jedenfalls aber können sie mit der vorangehenden II. Stufe zu einer mittl. HZ zusammengefaßt werden.

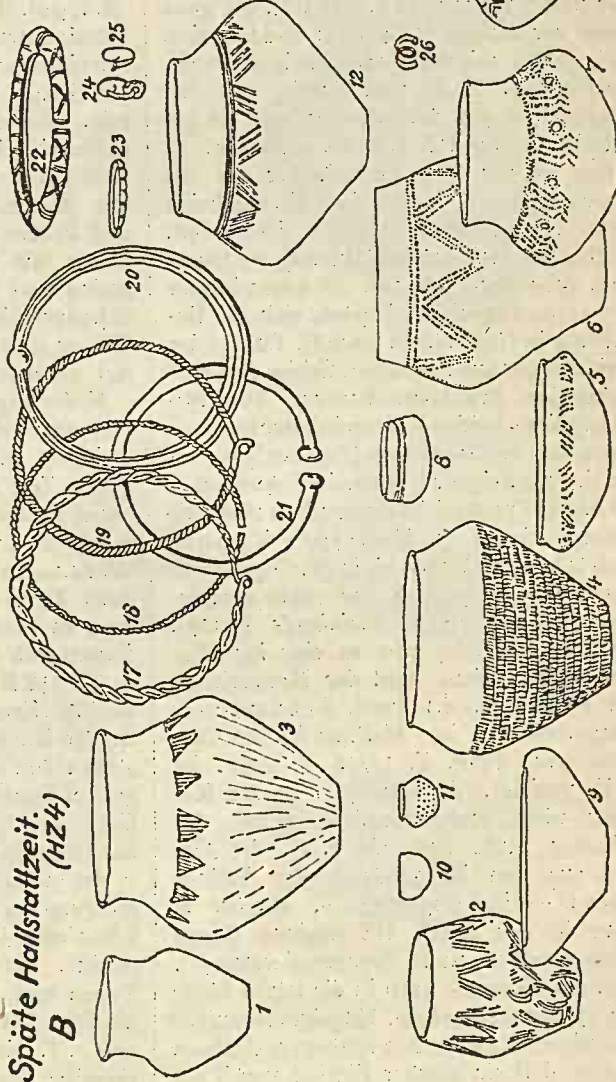
In den bisher besprochenen Hallstattstufen kommen auf den Hügelfeldern gelegentlich neben den Rundhügeln auch Langhügel vor, ohne daß bis jetzt eine Unterscheidung nach dem Inhalte möglich wäre.

§ 5. Das Vordringen der Germanen von NO her ist schon verschiedentlich erwähnt. Im oberen Lippe-Tal werden die ältesten HZ-Formen von solchen der spätesten nord. BZ abgelöst, was sehr schön im Museum zu Dortmund zu beobachten ist. In jene Gegend rücken sie also etwa zwischen 900 und 800 v. C. ein. In die 4. Hallstattstufe drängt schon nach dem Rhein zu vieles hinein: Von Köln bis Nymwegen finden sich die rauhtonigen Eimerurnen (Tf. 158 B 28) mit gewelltem Rande: der Harpstedter Typus (s. d.), Eiserne Gürtelhaken, Hals- und Armringe, Kropfnadeln treten hinzu. Schwere, bronzene gedrehte und Wendelringe (s. d.) erscheinen (Tf. 158 B 17), z. T. mit

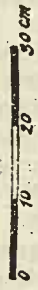
Mittl. Hallstattzeit.
(HZ3)



Späte Hallstattzeit.
(HZ4)



German.
Einfluß.



Niederheinische Hügelgräberkultur

dem dicken, vierkantigen Verschlüßhaken, mit dem diese Typen aus der germ. BZ übernommen sind (Schumacher *Besiedlungsgeschichte des Hunsrückes* Präh. Z. 8 [1916] S. 140). Über die Beeinflussung der letzten Hallstatt-Stufe auch in der Keramik aus dem nord. Kreise fehlt es noch an Untersuchungen, sie ist aber sicher vorhanden. Schon ein Durchblättern der ersten Tf. von Schwantes in Schuchhardt *Urnenfriedhöfe von Niedersachsen 1911* zeigt alle die erwähnten Formen aus der Stufe von Wessenstedt (s. Wessenstedter Typus und Nordischer Kreis C2), die ganz sicher vor unserer HZ 4 liegt; und hier sind auch Gefäße mit mehr oder weniger hohem, geschweiften Halse und Rande, mit den Ornamenten auf der Schulter, wie sie gerade in unserer HZ 4 so oft auftreten.

Das ist der eine Einfluß, der auf die letzte Hallstatt-Stufe des Niederrheins wirkte. Der zweite kam von S. Unter dem Einfluß der Hallstattbevölkerung am Oberrhein (von der Pfalz an), die schon immer ihre Toten begrub, verbreitete sich die Bestattung in Grabhügeln nach N. Das ist der Vorläufer der aus demselben Gebiet sich entwickelnden Frühlatène-Kultur. Die Mischung dieser beiden Kultureinflüsse mit dem Besitz der ortsansässigen Hallstattleute ergab eine ganz eigene Kultur, die Schumacher aus dem O Frankreichs einwandern läßt: die Mehrener Stufe (s. Mehrener Typus). Nach O hin sind Funde bis in die Gegend von Kassel und weiter bis zur Saale vorhanden (Schumacher *Rheinlande I* 105). Im O Frankreichs gibt es eine ihr ähnliche Kultur nicht, und das Heranziehen von Haulzy (s. d.) durch Schumacher (hauptsächlich in *Hallstatt-Kultur am Mittelrhein* Präh. Z. 11/12 S. 166) ist m. E. verfehlt, da Haulzy 1. in der Keramik nicht mehr Ähnlichkeit mit der Mehrener Stufe hat, als z. B. die Gefäße aus den Brandhügeln der Kölner Gegend — im Gegenteil —, Haulzy 2. schon in der mittl. HZ beginnt (lange Eisenschwerter und Bronzerasiermesser), dann der Keramik nach in die letzte Stufe (HZ 4) der niederrhein. Hügelgräberkultur übergeht und mit seinen spätesten Gräbern anzeigt, daß ein starker Einfluß von S her daran ist, die Verbrennung in Bestattung

umzuwandeln. Also ebenso wie in der Kölner Gegend. Weiter kann hier auf diese Frage nicht eingegangen werden.

Diese Mehrener Kultur nun zeichnet sich aus durch Grabhügel, Bestattung, viele Bronzebeigaben, meist Schmuck, in der Hauptsache die bekannten Wendelringe aller Art und Ausführung. Ihr gehören am Niederrhein eine kleine Zahl von typischen Gräbern an: ein Fund von Kessenich bei Bonn mit dünnblättrigem Wendelring, Keramik mit falscher Schnurverzierung, die mit einem Wendelring eingedrückt ist (vgl. hierzu Band IV Tf. 179 d), Armringen und mehr. Ein zweiter Fund stammt von Birlinghoven bei Siegburg, mit einem schweren Halsring mit Knoten (Tf. 158 B 20), Armreifen und ähnlicher Keramik. Ein dritter von Niederkassel (rechtsrheinisch, halbwegs zwischen Köln und Bonn) hat drei große, gedrehte Halsringe mit dickem Hakenverschluß, viele Eisen- und Bronze-Arm- und Fußreifen, Lockenhalter mit blauen Glas- und Bernsteinperlen und wieder ein Gefäß mit falscher Schnurverzierung (Tf. 158 B 7, 161 h). Diese Gräber sind die nördlichsten der Mehrener Art überhaupt.

N. der angegebenen Verbreitzzone der Mehrener Kultur, also schon im Gebiet zwischen Sieg und Wupper, enthalten die dieser Zeit angehörenden Brandhügel unserer Felder eine ähnliche, z. T. gleiche Keramik (in Mannus 4 [1912] S. 187ff. auf Tf. 24 und 25 wiedergegeben; die Beigaben dazu Tf. 28—31, wobei Tf. 29, 1 und 30, 2—3 zu streichen sind, da sie dem Mehrener Skelettgrab von Birlinghoven zugehören; s. a. Tf. 158 B 20). Sie zeigt starken nord. Einfluß (Kropfnadeln; vgl. Tf. 158 B 30, 31). In der Duisburger Gegend ist diese Spätstufe schon nicht mehr vertreten. In dem großen linksrhein. Gebiete bis hinauf nach Goch sind Beigaben fast gar nicht vorhanden, offenbar weil hier der Einfluß von S, der in der Mehrener Kultur die große Vermehrung der Beigaben bewirkte, wieder, wie schon öfter bemerkt, nicht so weit nach N reichte. Hier verblassen die alten Hallstatt-Typen noch weiter, und dazu treten immer häufiger die fingernagelverzerten Eimer-Urnen, z. T. mit gewelltem Rand. Auch rechtsrheinisch kommen sie vor, und in der Duisburger Gegend scheinen sie direkt das



a



b



c



e



d



f



g



h



i



k



l

Niederrheinische Hügelgräberkultur

Spätsteinzeitliche bis spätbronzezeitliche Keramik aus niederrheinischen Grabhügeln (Museum Köln): a. Köln-Fühlingen. $\frac{1}{5}$ n. Gr. — b. Kevelaer. $\frac{1}{6}$ n. Gr. — c. Andernach (Nachbildung). — d. Riethoven, Holland (Nachbildung). $\frac{1}{5}$ n. Gr. — e. Dellbrück. $\frac{1}{6}$ n. Gr. — f—h. Umgegend von Dahlheim. $\frac{1}{6}$ n. Gr. (h und g aus einem Grab). — i. Twisteden bei Kevelaer. $\frac{1}{6}$ n. Gr. — k, l. Köln-Fühlingen. — Nach Photographie.



a b c d e
f g h i
l m



n k o

Niederrheinische Hügelgräberkultur

Keramik der I. und II. Hallstatt-Stufe (Museum Köln): a—i. Wahn bei Troisdorf. — k, l. Köln-Dellbrück. — m, n. Leidenhausen bei Wahn. — o. Wahn. — a—k Stufe HZ_1 , l—o Stufe HZ_2 . — m und n $\frac{1}{10}$, sonst $\frac{1}{8}$ n. Gr. — Nach Photographien.



d

e

f

g



h

Niederrheinische Hügelgräberkultur

Keramik (und Bronzen) der letzten Hallstatt-Stufe (Museum Köln):
 a—g. Siegburg. — h. Niederkassel (Skelettgrab). — a—g $\frac{1}{8}$, h $\frac{1}{3}$ n. Gr.

Anrücken der Germanen zu bedeuten. (Über den Typus dieser Gefäßes. Tf. 158B28; Schumacher *Die Hallstatt-Kultur am Mittelrhein* Präh. Z. 11/12 S. 136; W. Schulz *Urnenfriedhöfe und Grabhügel des letzten Jahrtausends v. C. im nō. Westfalen* Mannus 10 [1918] S. 108.)

Ein früher Halsring mit Endstollen, dick, gegossen, sei von Goch erwähnt (Tf. 158B21), ebenso ein Ösenring von Uedem (Tf. 158B29).

Einige Beziehungen nach Ostfrankreich sind noch zu erwähnen. Die Urnenform Mannus 4 Tf. 24, 6 (hier Tf. 158 B 14, 15 und Tf. 161f) zeigt einen Typus, der sich in den späten Brandhügeln der Kölner Gegend, dann in der Mehrerer Stufe, so Bassenheim (bei Mayen; Prov.-Museum Bonn), findet (vgl. auch Präh. Z. 11/12 S. 164, Abb. 14 Schumacher). Dieselbe Form gibt es nun in Haulzy (s. d.), angeblich viermal, das eine Gefäß ganz in der Art der frühesten LTZ in der Champagne (s. Marne-Kultur), mit Zickzackmustern in weißer Farbe bemalt (Band IV Tf. 69x). Goury *L'enceinte d'Haulzy et sa nécropole* Tf. 4 und 2, 1 zeigt den zugehörigen Halsring, eine Form, die gegen Ende der Mehrerer Kultur auch am Rhein vorkommt (Prov.-Museum Bonn, unter den alten Ausgrabungen aus dem Taunus- und Nahe-Gebiet: Nachbestattungen in BZ-Hügeln). Die Gefäßform, aus der die Latène-Flasche entstanden ist, scheint also vom Rhein in die Champagne gewandert zu sein. Sicher ist das der Fall mit der Form Mannus 4 (1912) Tf. 25, 7. Sie ist ein wohlbekannter keramischer Typus der Marne-Kultur (s. d. und Band IV Tf. 69q).

Zu dem Gesamtbefund am Niederrhein ist noch zu sagen, daß die Zahl der Hügel bedeutend abnimmt. S. von Eifel-Siebengebirge vermehrt sich dagegen die Besiedlung außerordentlich. Da sich die Siedlungsweise nicht verändert — dieselben Grabfelder bleiben in Gebrauch, und auch in der Eifel, Hessen u. a. finden sich zwischen den Hügeln der Mehrerer Kultur überall die älteren Brandhügel (Präh. Z. 11/12 S. 138 Schumacher) —, scheint nur eine Verschiebung nach S und W im Gange.

§ 6. Aus dem Besprochenen geht klar hervor, daß mit manchen Dingen am

Niederrhein überall die echte Latène-Kultur vor der Türe stand. Aber zu dieser Ausbildung kam es nicht. Mit dem zuletzt geschilderten Bestande bricht die gesamte Hügelreihe ab. Späteres gibt es nicht. Erst s. der Linie Andernach-Eschweiler geht die Reihe mit Latène-Hügeln weiter. Auch das ganze linke Rheinufer wird fundleer. Es bleibt nur der Schluß übrig, daß gegen Ende des 6. Jh. v. C. die kelt. Stämme, die unser Gebiet bewohnten, abgezogen sind. Die Erklärung dafür gibt der Druck der Germanen, die dann auch nach Verlauf einer Siedlungslücke in das leere Land nachrückten.

Ein Überblick über die Hügelgräber-Kultur des Niederrheins zeigt zunächst und als Wichtigstes, daß die gesamte Hügelreihe von der Spätsteinzeit an, in der sich am Rhein Schnur- und Zonenkeramiker zu einer Bevölkerung mischten, bis zum Abdrängen dieser im wesentlichen noch erhaltenen Stämme am Ende der HZ ein zusammengehöriges Ganze bildet. Auf allen besser untersuchten Plätzen finden sich allmählich die älteren Stufen. Zugleich nimmt die Zahl der Nachbestattungen in älteren Hügeln immer mehr zu. So gleicht sich in mancher Beziehung der Befund am Niederrhein immer mehr dem des Mittelrheins an, wo sich häufig auch alle diese Zeiten auf den Hügelfeldern zusammenfinden, und wo auch die Nachbestattungen häufig sind. Man betrachte z. B. die Funde von der Nahe und dem Taunus im Bonner Museum, oder die von Muschenheim (Oberhessen), die also immer noch dem niederrhein. Brandhügelkreis angehören. Auch hier Schnur-zonenkeramik, BZ und HZ (Schumacher *Rheinlande* I 92).

Die Bevölkerung gehört zu dem großen s. Kulturkreis, auf dessen Gebiet wir zu geschichtl. Zeit die Kelten vorfinden. Der hervorstechendste Zug der kelt. Kultur ist unstreitig das Hinneigen zum Mittelmeerkreis: das fortwährende Aufnehmen von Kultureinflüssen daraus und deren Verarbeitung. Diese Eigentümlichkeit haftet dem ganzen Kreise an, seitdem in der letzten BZ die Urnenfelderleute in ihm aufgegangen sind. Aus diesem Grunde möchte ich die Leute der Spätsteinzeit und BZ Urkelten

nennen, und erst die Bevölkerung des letzten Jahrtausends Kelten. Dieser Einzug der Urnenfelderleute ist die eine große Wanderung, die innerhalb der besprochenen Zeit unser Gebiet trifft. Dann, nachdem die Urnenfelderleute aufgesogen und die alten Elemente in Grabbau u. a. wieder zum Durchbruch gekommen waren, folgte eine lange Zeit ruhigen Siedelns, meist unter starkem Kultureinfluß von S, aus dem mächtigen Hallstattkreise her. Neue Einwanderung hat es am Niederrhein zunächst nicht gegeben. Schon aber begann sich von N ein Druck geltend zu machen: die Germanen drängten heran. Um 900—800 v. C. waren sie sicher schon w. des Teutoburger Waldes und besetzten das obere Lippe-Tal, um 700—600 v. C. gehörte ihnen das rechte Rheinufer bis in die Duisburger Gegend, um 500 v. C. rückten sie an das Siebengebirge heran, überschritten den Niederrhein und zwangen die dortige kelt. Bevölkerung zum Abzug. Nö. der Linie Andernach—Eschweiler—Antwerpen etwa gibt es dann keine kelt. Funde mehr. In der Mittellatènezeit ziehen auch die Nachkommen der Mehrerer Leute ab.

Diesem Abziehen der Kelten entspricht nicht ganz das Nachrücken der Germanen. Immer scheint eine Siedlungslücke dazwischenzuliegen, was an die bekannte Erzählung von den leer liegenden Grenzen erinnert. Indessen sind zu einem solchen Schluß die Funde noch zu dürftig. Bekannt sind Früh-, Mittel- und Spätlatènefunde aus der Gegend von Wesel bis Koblenz, dann Spätfunde ebendaher und von der Saar sowie aus dem Mainzer Becken. Es folgt Ariovist mit seinen Swaben, und damit befinden wir uns auf geschichtlichem Boden.

Diese Wanderung der Germanen ist die zweite große Völkerbewegung auf unserem Gebiet.

Für die Frühzeit sei noch auf eine Verwandtschaft mit den armorikanischen (s. d.) Gräbern aufmerksam gemacht. Für den Abzug der Kelten läßt sich vielleicht ein Anhalt gewinnen durch die Hügelgräber von Garin in Südfrankreich (s. Hügelgräber der frz. Pyrenäengegend). Danach würde es sich vom Siebengebirge bis Holland um die Stämme der Berybraces, Saefes und Cempsii handeln.

Ein genaues Literaturverzeichnis für den Niederrhein findet sich in C. Rademacher *Chronologie der niederrh. HZ* Mannus 4 (1912) S. 188. Dazu treten noch E. Rademacher *Zur Chronologie der niederrhein. Hügelgräber* Mannus 10 S. 97 und bes. ders. *Niederrheinische Hügelgräberkultur* Mannus 1925 Erg.-Bd. IV 112; Holwerda *Das Gräberfeld von De Hamerij*; dann die erwähnten Arbeiten von Schumacher, hauptsächlich *Siedlungs- und Kulturgeschichte der Rheinlande I* (1921), worin allerdings, dem mehr s. gelegenen Arbeitsgebiete des Verfassers entsprechend, der Niederrhein weniger ausführlich behandelt wird.
E. Rademacher

Niederwil (Gemeinde Gachnang, Kanton Thurgau, Schweiz). § 1. Der steinzeitl. Pfahlbau, entdeckt 1862, liegt im verlandeten Egelsee, der eine kleine Mulde in einem niederen Höhenzuge ausfüllte. Er wurde ausgegraben von dem bekannten schweizerischen Pfahlbaugräber Messikommer in verschiedenen Per., die sich bis in die neunziger Jahre hineinzogen, und war die erste steinzeitl. Niederlassung, die innerhalb des Pfahlbaukulturkreises nicht an einem offenen See, sondern in einem Torfmoor angetroffen wurde. Die Funde aus diesen Ausgrabungen liegen zum größten Teil im Schweizerischen Landesmuseum in Zürich, im Thurgauischen Museum in Frauenfeld und verstreut in vielen Museen der ganzen Welt. Ein größerer Komplex des Pfahlbaues liegt heute noch unberührt unter der Torfdecke.

§ 2. Es befinden sich hier eine ganze Reihe von Wohnböden übereinander. Messikommer glaubte, deren 7 konstatieren zu können. Da dieser Befund bei dem damaligen Stand der Forschung etwas ganz Neues war, fand Messikommer dafür eine Erklärung in der Hypothese von den Packwerkbauten, die indessen heute infolge der Klimaschwankungstheorie für den in Frage stehenden Kulturkreis vielfach aufgegeben worden ist. Die bestuntersuchte Schicht ergab folgendes Bild: Die einzelnen Häuser hatten eine durchschnittliche L. von 6—8 m und eine Br. von 3—6 m. Sie lagen an engen, 60—90 cm br. Gassen. Eine Palisade von 3—4 Pfahlreihen umgab die ganze Siedlung. Die Bodenfugen waren mit Schilfgras verstopft und mit Lehm verstrichen, die Hüttenräume von Bretterwänden eingefast, deren Bretter zwischen senkrechte Pfähle ein-

geklemmt waren, und deren Kanten nach oben standen. Die Dächer schienen mit Stroh und Schilfgras gedeckt zu sein. S. Band V Tf. 34b.

§ 3. Funde: Scherben, meist unverziert, wenige mit Strichverzierung, durchbohrte Griffzapfen, Gewebe, Fäden, Schnüre, Geflechtmuster, Fischernetze, Flachs. Die Steinbeile sind meistens Rechteckbeile; eine schöne nord. Streitaxt (Band X Tf. 124, 4). Unter den Feuersteinwerkzeugen fallen vor allem die Sägen in Eibenholz-Fassungen auf. Tönerne Spinnwirtel. Unter den Holzgeräten sind hervorzuheben: Schüsseln, Axtstiele, Schlegel, Pfeilbogen, Eibenholzmesser, Teile eines größeren Gerätes, von Messikommer als zu einem Webstuhl gehörig gedeutet. Knochenwerkzeuge: Meißel, Dolche und Pfiemen. Hirschhornhacken. 9 cm br., genähter Riemen aus Birkenrinde. Gartenmohn, Sumpflabkraut, Weizen, Gerste, zwei Sorten Äpfel, Haselnüsse. Knochen von Ur, Bison, Hirsch, Reh, Kuh, Schwein, Ziege. Wichtig: Gußlöffel für Kupfer und ein zusammengedrückter, kupferner Ring. Das Schädelfragment eines vierjährigen Kindes und die Unterkiefer zweier etwa gleichaltriger Kinder sind heute nicht mehr zu ermitteln.

§ 4. Der Pfahlbau N. ist offenbar durch die ganze 2. Hälfte der j. StZ bis hart an die Grenze der BZ besiedelt gewesen. S. a. Schweiz B.

Literatur vgl. Keller und Reinerth *Urgeschichte des Thurgaus* 1925 S. 174.

Karl Keller-Tarnuzzer

Niello (Blachmal). A. Europa. Die von Ä. ausgehende Goldschmiedetechnik des Niellierens (Ausfüllen von Vertiefungen in Edelmetallkörpern mit dunkelgrauem Schwefelsilber zur Erzielung von Farbenkontrasten) gelangt auf dem Weg über die alten Kulturländer des Mittelmeergebietes durch röm. Einfluß nach Mittel- und Nordeuropa und wird in einheimischen Werkstätten erst in der Merowingerzeit angewandt.

M. Rosenberg *Geschichte der Goldschmiedekunst auf technischer Grundlage* (2. Abt. Niello) 1908.

Alfred Götz

B. Ägypten. § 1. Unter den aus Ä. erhaltenen Metalleinlagen befindet sich eine Technik, bei der ein metallisches Gemenge mit Hilfe von Schwefel in eine Grube ein-

geschmolzen wird, die vorher in der Metallplatte ausgehoben worden ist. Das metallische Gemenge ist an dem Kästchen der Schepenupet durch Analyse von Berthelot bestimmt worden als Blei, Kupfer- und Zinnoxid, Schwefel und eine ölige Masse (Journal des Savants April—Mai 1901). Plinius (Nat. Hist. XXXIII 131) gibt eine Mischung von einem Teil Kupfer und je drei Teilen Silber und Schwefel an. Das schwärzliche Gemenge wird aufgetragen und eingeschmolzen, nach dem Erkalten konnte es poliert werden.

§ 2. Die ältesten Beispiele aus Ä. für Niello-Einlagen sind aus dem Schatz der Königin Ahhôtep die Beilklinge, eine Dolchklinge und das Schlußstück eines Halskragens, an denen Darstellungen und Inschriften eingelegt sind. Die Arbeiten sind zweifellos von Ä. ausgeführt, aber da sie in älterer Zeit nicht vorkommen, vermutet man, daß die Technik des N. aus dem Ausland eingeführt ist. Dafür spricht, daß auch der Inhalt der in N. ausgeführten Bilder wenigstens teilweise auf kret.-myk. Vorbilder hinweist. Vielleicht ist auch die Technik von dort gekommen (s. Ägäischer Einfluß auf Ägypten). S. a. Band III Tf. 9.

In der Spätzeit ist die Technik in Ä. geschickt gehandhabt worden wie eine einheimische Arbeitsweise. Das Kästchen der Schepenupet (Dyn. 25 aus Theben) in Paris zeigt Schriftzeichen und Figuren von Gold, Silber und dem schwarzen Metallgemenge. Die in Edelmetall vorher zugeschnittenen Stücke sind in das noch weiche Metallgemenge eingedrückt, von dem sie umschlossen sind. In derselben Weise hat man bei Bronzefiguren der Spätzeit die Augen von Göttern und Tieren (vgl. Band II Tf. 78b) hergestellt, z. B. bei menschengestaltigen Gottheiten in Berlin (Berlin Inv. Nr. 203, 2457, 14 943), bei der Königin Karomama (Paris, Dyn. 22: Fondation Piot 4 [1897] Tf. 3 Chassinat). Bei dem hockenden Ibis, Hildesheim Nr. 59, ist ein Goldring zur Angabe der Iris in das dunkle Metallgemenge eingedrückt, das selbst die Pupille bildet.

Blümner *Technol. und Terminol.* IV (1887) S. 267; Vernier *Bijouterie et joaillerie* 1907 S. 28, 130; Georg Möller *Metallkunst* 1925 S. 26 (führt die alte dtsh. Bezeichnung „Blachmal“ wieder ein).

Roeder

Nienburg (a. d. Weser). In den Heiden der Umgegend waren früher Hügelgräber sehr zahlreich. Ausgrabungen des Grafen Münster 1816—1820 (Funde z. T. in Hannover), von Weigel 1891. In den Hügeln Urnen, z. T. mit Beigefäßen; bronzene Kleingeräte. In Sandhügeln Urnenfelder, auch mit Knochenlagern, reich ausgestattet mit bronzenen und eisernen Latènefibeln älteren und mittleren Schemas. Die Hügelgräber fallen z. T. in die ä. EZ, die Urnenhügel mit frühem Latène-Einfluß reichen bis in die III. EZ; die Keramik ist wichtig als Bindeglied der nordd. und rhein.-westfälischen (s. Düstruper Typus, Harpstedter Typus).

J. H. Müller und J. Reimers *Vor- od. frühg. Altertümer Hannover* S. 16; Nachr. ü. D.A. 1892 S. 96 Weigel; Präh. Z. 5 S. 571 Schumacher. R. Beltz

Nienbüttel (Kr. Ülzen, Hannover). Urnenfeld auf einer Bodenerhebung am Fuße eines Heidberges. Grabfeld von sehr bedeutenden Ausmessungen, seit Jahren ausgebeutet, z. T. von Hannover und Lüneburg ausgegraben (Funde in den dortigen Museen und zerstreut). — Die Urnen in geringem Steinschutz, in mäßiger Tiefe, 1—2 m voneinander entfernt, die Bronzeeimer in Pflanzenblätter (Farnkraut u. a.) gehüllt. Nur Männerinventar, ähnlich wie in Rieste (Kr. Ülzen) und Körchow (s. d.). Wichtig besonders durch die große Zahl ital.-kelt. Bronzegefäße. Der späten Latène- und frühesten RKZ angehörend. S. a. Band IX Tf. 166g.

Nachr. ü. D.A. 1897 S. 80 H. Meyer; H. Willers *Neue Untersuchungen* 1907 S. 2; Lüneburger Museumsblätter 9 (1914) S. 25 G. Schwantes. R. Beltz

Nienstedt. 1879 wurde bei N. (Kreis Sangerhausen, Prov. Sachsen) ein großer Grabhügel, genannt Riesenhügel, aufgedeckt, der ein ovales Grabhaus enthielt. Die senkrechten Pfosten waren von außen durch radial gestellte Streben gestützt. Diese waren mit Bohlen abgedeckt und am Fußende durch einen großen Stein beschwert (Band V Tf. 47c). Im Inneren ein Skelettgrab. Die Beigaben (deren genauere Lage nicht bekannt ist) sind folgende: Bruchstück einer säbelförmig gebogenen Bronzenadel, Bronzetrophen, ein kleines Feuersteinmesser, Tongefäßscherben, viele Tierknochen. Nachträglich gefunden: ein goldener Spiralring. S. a. Haus A I § 14.

Sächs. Jahresschr. 7 (1908) S. 85ff. G. Eichhorn; Götze-Höfer-Zschiesche *Thüringen* S. 141ff.; Präh. Z. 11/12 (1919/20) S. 76/7 F. Behn. Behrens

Nierenknaufschwert. Die Schwerter dieser Gruppe sind durch einen nierenförmigen Knauf charakterisiert. Ihre Klingen zeigen schilfblattartige, schmale Form; Griffstange und Heftabschluß wechseln in ihren Ausgestaltungen. Die Verbreitung dieses Schwert-Typus erstreckt sich in Deutschland von der Havelgegend bis zur Weichsel. Ein Exemplar von den 10 bisher bekanntgewordenen, in Frankreich gefunden, ist gewiß dort eingeführt worden. Zeitlich gehört der Typus der V. Per. der nord. BZ an. S. a. Nordischer Kreis B § 12b, Schwert A.

Mannus 9 (1917) S. 172ff. Kossinna.

W. Gaerte

Nierenring s. Nordischer Kreis B § 12b, C 2 § 6.

Nierstein (Rheinhessen). N. gehört, wie Schumacher gezeigt hat, dank seiner bevorzugten geogr. Lage zu den Orten, für welche seit dem Aufkommen des Ackerbaus in neol. Zeit durch alle vorgesch. Per. hindurch und während der röm. (Buconica) und fränk. Zeit bis auf den heutigen Tag Besiedlung bezeugt ist. In der Gewinn Neunmorgen wurden in der Nähe des heutigen Schulhauses neben einem Monolithen eine Anzahl neol. und frühbronzezeitl. Skelettgräber und Hüttenstellen gefunden. Die Keramik der neol. Gräber gehört einer auch sonst in Südwestdeutschland vertretenen Abart des Rössener Typus an, die als Niersteiner Typus (s. d.) bezeichnet wird. Außerdem enthielten die Gräber Schmuck aus Muscheln und Eberzähnen und einen Steinkeil (Mus. Mainz und Köln). Wahrscheinlich stammen auch spiralkeramische Funde, die im Mus. Mainz als in N. gefunden aufbewahrt werden, aus derselben Gegend. Ein Grab mit einem schnurverzierten Zonenbecher ist 1888 w. des genannten Schulhauses zutage gekommen. Die Lage des FO auf einem ins Rheintal vorspringenden Lehmücken entspricht ganz der des Gräberfeldes von Rheindürkheim (s. d.). S. a. Band V Tf. 99, 1.

Westd. Z. 10 (1891) S. 398 L. Lindenschmit; *AuhV* 5 Tf. 31 S. 169ff.; Mainz. Z. 3

(1908) S. 33 f.; ebd. 5 (1911) S. 12 ff. Schumacher; ders. *Materialien zur Besiedlungsgeschichte Deutschlands* Katal. Mainz Nr. 5 (1913) S. 80, 86, 202; ders. *Rheinlande* I 43.

† W. Bremer

Niersteiner Typus. Der N. T. ist eine Untergruppe des Rössener Typus und bezeichnet die Umbildung, die dieser im Saale-Gebiet entstandene Typus im mittleren Rhein-Gebiet durchgemacht hat. (Über die Funde von Nierstein s. Nierstein.) Neben den großen Schalen mit ausladendem Rand spielt im N. T. besonders das aus der Bandkeramik übernommene Bombengefäß mit eingezogenem Rand eine Rolle, das schon in Rössen selbst begegnet. Für die Ornamentik dieser Bombengefäße ist die Fransens- und Troddeldekoration charakteristisch, die von einem um die Schulter gelegten Bande vertikal über den Gefäßbauch herabhängt. Die Verbreitung der Gruppe reicht von dem n. Teile der rhein. Tiefebene und dem Rheingau (Nierstein, Monsheim, Wallertheim bei Oppenheim, Wiesbaden u. a.) rheinabwärts bis zum Vorgebirge bei Köln (bes. Steeten a. d. Lahn, Jägerhaus bei Urmitz, Köln). Kossinna sah daher (s. Rössener Typus A § 3) den Ursprung des N. T. nicht in Thüringen, sondern betrachtete ihn als eine selbständige Parallelentwicklung, deren Wurzeln in Westhannover und im westfäl. Münsterland liegen, und die von hier aus rheinaufwärts gewandert sei. Er ist aber schon selbst von dieser Anschauung wieder abgegangen. An den N. T. knüpft dann auch der Heidelberg-Neuenheimer Typus (s. d.) an.

AuhV 5 S. 514; 8. Ber. röm.-germ. Kom. (1913 —15) S. 56 Schumacher; Präh. Z. 5 (1913) S. 428 W. Bremer; Mannus I (1909) S. 231 Kossinna; ders. *Deutsche Vorgeschichte* 4 S. 33.

† W. Bremer

Nieten. A. Europa. Die Verbindung zweier Körper durch N. ist, wie bei der Einfachheit des Verfahrens nicht anders zu erwarten, allg. üblich gewesen. Seit dem Beginn der Metallzeit läßt es sich in unzähligen Fällen nachweisen. Näheres über Bronzenniete s. Bronzetechnik A § 8.

In der Goldschmiedetechnik bevorzugte man das N. namentlich dann, wenn beim Zusammensetzen von Schmuckstücken auch Teile aus solchen Stoffen montiert

wurden, die nicht der Löhthitze ausgesetzt werden durften. Beispiele seltener vorkommender Nietungen sind N. aus Ton zum Befestigen eines Tondeckels auf einer Ton-Urne von Seddin (s. d.), ferner Eisen-niete oder vielmehr Klammern zur Zusammensetzung von Holzdeckeln für Urnen aus dem Latènegräberfeld von Börnicke (s. d.) und Bleiniete zum Reparieren gesprungener Tongefäße (s. Töpferei A § 18).

Journal für die Chemie, Physik und Mineralogie 4 (1807) S. 351 ff. Klaproth; *Chantre Age du br.* I 85 f.; v. Miske *Velem St. Vid* S. 13. Alfred Götze

B. Ägypten. Die Verbindung zweier Metallplatten ist auch bei den Äg. durch Löten hergestellt, wo diese Technik anwendbar war. In der älteren Zeit hat man das Löten von Platten aus Kupfer oder Bronze vermieden und dadurch ersetzt, daß man die Platten über einem Holzkern aufeinandernagelte. Der älteste Beleg für das Vernieten ist der Kupferkessel aus dem Grabe des Königs Perjebesen (Dyn. 2; Berlin Inv. Nr. 17964), bei dem der obere Rand durch einen innen aufgelegten Kupferstreifen verstärkt worden ist. Auch die Statuengruppe des Königs Pepi und seines Sohnes (Dyn. 6) ist aus einzelnen kupfernen Teilen hergestellt, die auf einem Holzkern festgenagelt wurden, allerdings ohne daß die Plattenränder übereinandergelegt sind (Band VII Tf. 119b). Die Verbindung von Platten aus Kupfer sowie aus Gold und Silber auf kaltem Wege durch Stifte ist in der Folgezeit oft geübt worden.

Blümner *Technol. und Terminol.* IV (1887) S. 229; Vernier *Bijouterie et joaillerie* 1907 S. 66; Georg Möller *Metallkunst* 1925 S. 19. Roeder

Nietleben (bei Halle, Prov. Sachsen). W. von Halle zwischen N. und Passendorf wurde 1826 ein ca. 3 m h. Grabhügel ausgegraben, der ein Steinplattengrab mit zwei Kammern enthielt; der Grundriß war nicht rechteckig, sondern verjüngte sich nach dem nach S weisenden Vorraum. Im Hauptraum sind zwei Bestattungen nachgewiesen, die Gefäße der vorderen Kammer und des Vorraums gehen vielleicht auch auf besondere Bestattungen zurück. In der Mitte des Hauptraums standen 10 Gefäße vom Bernburger Typus (s. d.) auf einer 2 × 3 Fuß großen Holzplatte, die in den Ecken durch viereckige, in sie ein-

gelassene Zapfen mit einer zweiten Platte darüber verbunden war. Die Gefäße standen also zwischen den Platten. Die Bedeutung dieser Holzplatten bleibt unklar, der Ausgräber spricht von einem Sessel; dem widerspricht aber die Zeichnung. Drei weitere Bernburger Gefäße des Hauptraumes scheinen zu der zweiten Bestattung zu gehören. Unter den Gefäßen ist eine Trommel (Vorraum) hervorzuheben, viele durchbohrte Hundezähne, Messer, Säge und querschneidige Pfeilspitzen aus Feuerstein, ein kleines Steinbeil und Bernsteinperlen, davon eine in Beilform. Zwei der Platten zeigen eingehauene Zeichen: Kreuz, Quadrate, Bäumchenmuster, Motive, die auch in der Keramik begegnen. Vier weitere Steinkistengräber sind 1834/5 vor der Dölauer Heide bei N. ausgegraben, von denen zwei schon ausgeraubt waren. Das Hauptgrab wies eine Bestattung der Schnurkeramik (s. d. A.) auf.

F. Kruse *Deutsche Altertümer oder Archiv f. alte u. mittlere Geschichte* Halle 1826ff. II 102ff.; Neue Mitt. hist. antiq. Forschungen d. Thür.-Sächs. Vereins 2 H. I Hartmann; Götze-Höfer-Zschiesche *Thüringen* S. 9f. Über die skulptierten Platten: Globus 75 (1899) S. 37 ff. A. Götze. † W. Bremer

Nil (Tf. 149 b; Band I Tf. 12, 13 b; XI Tf. 16, 65 a). § 1. Name. Die Bezeichnung N. ist als Νεῖλος von den Griechen geschaffen, die von Hesiod ab dieses Wort verwenden, während Homer den Fluß Αἴγυπτος (männlich im Gegensatz zum weiblichen Land) nannte. Der altäg. Name *Hapi* (*h'p̄j*) bezeichnet sowohl den Fluß wie seine Personifikation als Gott; viele der gewöhnlich Nilgötter genannten Personifikationen sind allerdings in Wirklichkeit Landesgötter.

AZ 44 (1907—08) S. 114 Erman; ebd. 45 (1908—09) S. 140 Gardiner; ebd. 47 (1910) S. 163 Dévaud und Sethe; ebd. 54 (1918) S. 138 Sethe.

§ 2. Lauf. Der N. ist, auch wenn man von den Zuflüssen des Victoria-Nyanza absieht, immer noch etwa 5600 km l., also nächst dem Mississippi-Missouri der längste Fluß der Erde. Nebenflüsse nimmt er nur in dem von Sümpfen durchsetzten Steppengebiet des Sudan auf, nicht mehr bei seinem Lauf durch das Wüstengebiet, in welchem er durch Verdunstung und Versickerung viel Wasser einbüßt. N. vom ersten Katarakt beträgt seine Breite in den Gegenden, in

denen viele Kanäle von ihm abzweigt werden, 500—1000 m. Das Delta wird von einem weitverzweigten Netz von Kanälen und Gräben durchzogen, das die größte Wassermenge in sich aufnimmt; nur zwei Arme des Stromes bleiben als bedeutende Mündungen in das Mittelmeer übrig.

Im Altertum werden 7 Mündungen des N. genannt, die sich fächerförmig über das Delta hin ausbreiten; zwei von ihnen leben in den beiden heutigen Mündungen fort, die übrigen sind zu „Kanälen“ oder unbedeutenden Wasserläufen herabgesunken. An den 7 Nilarmen haben die wichtigsten Städte des Deltas gelegen. Der westlichste Nilarm reichte mit der Mündung bei Kanopus in die Gegend des heutigen Alexandria, der östlichste bei Pelusium aber bis in die heute wüste Gegend ö. des Suez-Kanals hinein (Abh. Preuß. Ak. 1859 Parthey).

Von dem Oberlauf haben die Äg. der älteren Zeit nur den Strom gekannt, der gleichmäßig durch das in die Wüste eingeschnittene Tal fließt; von Zuflüssen oder Quellen wußten sie nichts. Auch als sie im NR in den Sudan vordrangen, haben sie wohl den einen oder anderen Nebenfluß gesehen oder von ihm gehört, aber über die Herkunft des Stromes nichts ermittelt. Demgemäß umgeben sie den N. und sein Wasser mit dem Schein der Heiligkeit und verlegen seine Quellen in zwei Berge am Ende der Welt.

§ 3. Bedeutung. Der Sinn des Wortes von Herodot „Ägypten ist ein Geschenk des N.“ liegt zunächst darin, daß das Wüstental, in das der Strom sich sein Bett gewühlt hat, ohne ihn keine Vegetation haben würde, wie ganz Nordostafrika. Quellen und Bäche gibt es dort überhaupt nicht; Regen fast gar nicht, und er kann nicht nutzbar gemacht werden. So ist die Bestellung der Ufer des N. abhängig vom Ausfall der jährlichen Überschwemmung. Das Ansteigen des N. ist die Folge der Dauerregen vom Frühsommer ab in Abessinien; es setzt im Sudan schon Mitte Mai, in Ä. erst Mitte Juni ein und dauert bis zum September. Zur Zeit des Hochstandes überflutet der N. alle tiefliegenden Äcker und lagert auf ihnen den aus Abessinien hergeführten Schlamm ab, auf dem die Fruchtbarkeit des Alluvialbodens beruht. Vom Oktober ab sinkt der Wasserstand

dauernd, die Felder kommen wieder zum Vorschein und werden bestellt, sobald die Oberfläche des zunächst schlammigen Bodens abgetrocknet ist. Im Mai bis zum Juni genügt die Wassermenge des N. nicht für die äg. Landwirtschaft, sodaß man für die Bewässerung in dieser Zeit Staudämme angelegt hat; im Altertum muß der Boden in diesen Monaten wenig ertragreich gewesen sein, für den Getreidebau ergibt sich also etwa November für die Saat, April für die Ernte.

§ 4. Überschwemmung. Die Beobachtung der Nilhöhe im Laufe des Jahres hat der äg. Staat zu allen Zeiten als eine seiner wichtigsten Aufgaben angesehen. Man hat sich dazu vom Altertum bis heute eines „Nilmessers“ bedient, d. h. eines ausgemauerten Schachtes am Ufer neben dem Flußbett oder auf einer Insel (z. B. auf Elephantine im 1. Katarakt und auf Roda bei Kairo), in dem eine Treppe bis zur Sohle hinabführt, um den Wasserstand ablesen zu können. Solche Ablesungen der Nilhöhe sind schon aus der 1. Dyn. erhalten, und zwar auf einem Annalenstein (s. Annalen) der 5. Dyn., in der also die alten Listen über Nilhöhen im Archiv noch vorhanden gewesen sind (s. Stein von Palermo). Andererseits hielt man den Höchststand des N. gelegentlich dadurch fest, daß eine Linie mit Angabe des Regierungsjahres des Königs in die Felswand gemeißelt wurde; derartige Nilstandmarken sind uns aus dem Altertum zahlreich erhalten (Abh. Preuß. Ak. 1906 Borchardt; ÄZ 2 [1864] S. 61, 69, 78 Gensler; ebd. 8 [1870] S. 152 Brugsch).

Die dauernde Ablagerung von Schlamm im Flußbett des N. hat es herbeigeführt, daß dieses sich allmählich gehoben hat, und zwar um etwa 10 cm in einem Jh. Die Ablagerung ist nicht überall gleichmäßig geschehen, sondern an jeder Stelle abhängig von der Strömung und ihrer Richtung; auch hat eine kleine Veränderung des Wasserlaufs ein Wegreißen statt des Ablagerns bewirken können. Für Datierungen sind also die Dicken der Ablagerung des Schlammes im allg. nicht zu verwenden. Aber wohl ist an vielen Stellen festzustellen, daß Ufermauern oder Gebäude, z. B. Tempel, aus dem Altertum, die einst weit über dem höchsten Wasserstande des

N. errichtet sind, jetzt von dem Überschwemmungswasser bespült oder gar überflutet werden. Dadurch, daß die Flutlinie im Altertum tiefer lag als heute, wurde eine geringere Ackerfläche vom Nilwasser erreicht; hochgelegene Äcker, die sich heute leicht bewässern lassen, müssen vor Jht. noch außerhalb der Bewirtschaftung gelegen haben. Das Land hat also früher weniger Menschen ernähren können als jetzt. Dazu steht nicht im Widerspruch, daß es an vielen Stellen Ä. und Nubiens versandete Flächen gibt, die einst bewässert und beackert wurden. S. a. Ägypten B, Bewässerung C.

Charles Palanque *Le Nil à l'époque pharaonique* Bibl. École Hautes Études 144 (1903); Nilfluthöhen: ÄZ 34 (1896) S. 95 Ventre Pacha; ebd. S. 119 Legrain. Roeder

Ninive (Ninua). Hauptstadt des assyr. Reiches, gegenüber von Mossul, zwischen dem 1. Ufer des Tigris und dem hier mündenden Flusse Chöser (antik: Chusur) gelegen, 36° 20' N und 43° 10' OGR. Das Ruinenfeld ist 4,2 km l., 2,1 km br. und umfaßt 6,640 qkm; es enthält zwei große Hügel, Kujundschik und Nebi Junus, und wurde von vielen Reisenden besucht und erforscht, besonders von Jones und Rich. Ausgrabungen veranstalteten Botta, A. H. Layard 1845—47, 1849—51, H. Rassam, W. K. Loftus. Die älteste Geschichte N. liegt noch im Dunkel; es war zur Zeit Tiglatpilesers I., Aschurbelkalas und ihrer Nachfolger Residenz, die im 9. Jh. nach Kalhu (s. d.) verlegt wurde. Hauptstadt wurde es erst wieder seit Sanherib, der die Stadt großartig erneuerte und erweiterte. Sie blieb Residenz bis zum Ende des assyr. Reiches und zur Eroberung der Stadt durch die vereinten Meder und Babylonier im J. 612 — zwei Jahre nach der Eroberung von Assur —, wobei König Sinscharischkun fiel. Die Stadtgottheit war Ninni oder Ištar (s. d.), deren Tempel *E-misch-misch* schon von Hammurapi erwähnt ist. Adadnirari I. (1300) baute einen Tempel des Marduk (s. d.) und des Nabu (s. Nabû). Sanherib vergrößerte den Palast (Südwestpalast), Asarhaddon baute einen Palast im Nebi Junus-Hügel, Assurbanipal den „Nordpalast“ in Kujundschik; in diesem und im Nabu-Tempel richtete er seine

Bibliothek (s. d.) ein. Sanherib berichtet außerdem von dem Bau eines Zeughauses, der Stadtmauern, der „Königsstraße“, einer Chusur-Brücke usw. In den Ruinen fand man eine reiche Ausbeute an Reliefs der Zeit Sanheribs und Assurbanipals (Band II Tf. 201 a, b; III Tf. 43, 95, 98, 148 b, c; IV Tf. 81, 93 a, 128 a; V Tf. 85; VII Tf. 152 a, 160 b; VIII Tf. 111 a, 111^A, 111^B), dessen Jagdreliefs besonders berühmt sind (s. Kunst E). An vereinzelt Skulpturen entdeckte man einen über 3 m h., reliefierten Obelisk (s. d. B; seit 1852 noch unveröffentlicht in London), Bruchstücke eines Basaltobeliskens von Assurnassirpal II. (ebenfalls unveröffentlicht in London), den „Zerbrochenen Obelisk“, wohl von Tiglatpileser I. stammend, die Statue der nackten Göttin Ištar von Aschur-belkala (AO 15 [1914] Abb. 173/4), zwei Stelen Sanheribs von der Königstraße (1. in London vgl. Paterson, 2. in Konstantinopel: Rev. d'Ass. 11 S. 189—192 Scheil), Relieffragment von Asarhaddon in Konstantinopel (Altor. Texte u. Unters. 2, 2/3 S. 21 Abb. 6 E. Unger). Von der Bibliothek Assurbanipals sind über 20000 Tontafeln in London aufbewahrt und von C. Bezold katalogisiert (s. Bibliothek und Band II Tf. 202).

R. Zehnfund *Die Wiederentdeckung Ninives* AO 5, 3 (1903); A. H. Layard *Nineveh and Babylon*; ders. *Nineveh and its Remains* 1848; ders. *The Monuments of Nineveh* London 1849; H. Weissenborn *Ninive und sein Gebiet* I; II Erfurter Programm (1851, 1856); Ruth Buka *Die Topographie Ninives* Diss. Berlin 1917; J. Bonomi *Nineveh and its Palaces* London 1853; A. H. Layard *Discoveries in the Ruins of Nineveh* London 1853; A. Paterson *Assyrian Sculptures*; ders. *Palace of Senacherib* Haag 1915; F. Delitzsch *Die Tore Ninives* Zeitgeist, Universitätsnummer 10. 10. 1910; C. Bezold *Ninive und Babylon* Monogr. z. Weltgesch. 18⁴ (1926); C. Bezold *Catalogue of the Cuneiform Tablets in the Kouyunjuk Collection of the British Museum* 1—V (1889—1899), Supplement: King; C. J. Gadd *The Fall of Nineveh* London 1923.

Eckhard Unger

Ninlil s. Enlil.

Nippur. Altbabyl. Stadt, auf der Stelle des heutigen Ortes Niffer oder Nuffar, ö. des Bahr el Afedsch, 32°06' N und 45°09' OGr., geschrieben *En-lil^{kt}*, einst am Kabaru-Kanal gelegen, der heutzutage trocken und durch den s. verlaufenden Schatt el Kâr ersetzt ist. 1851 schürfte hier A. H. Layard; W. K. Loftus besuchte den

Hügel, ebenso 1885 die Wolfe-Expedition und 1897 E. Sachau. In 4 Abschnitten veranstaltete die amerik. Universität Pennsylvania in Philadelphia Grabungen unter Leitung von R. F. Harper, Haynes, H. V. Hilprecht und Peters in den J. 1888—89, 1889—90, 1893—96, 1898—1900. Die Stadt war durch den Kanal in eine ö. Hälfte mit dem Tempel und seinen Annexen und in eine w. Hälfte mit profanen Gebäuden geteilt. Im Hügel Bint el Amir kam der Tempelturm, *E-Duranki* oder *Imchursag* genannt, zum Vorschein, der zum Tempel *E-kurra* gehörte. Eine Kapelle des Sin, ein *Egigunu* existierten noch daneben. Der Gott von N. war Enlil (s. d.), der Herr der Luft (des Windes), einer der drei obersten Götter Mesopotamiens überhaupt, seine Gemahlin war Ninlil; eine besondere Rolle spielte der „Götterbote“ Nusku (s. d.), der „Schreiber von Nippur“. Die Bedeutung N. liegt in der Zentralstellung des Heiligtums, ein politisches Übergewicht hat N. nicht gehabt, auch sind darum nur wenige Herrscher (Patesis) bekannt, z. B. Ur-Enlil, Namachabzu. Dagegen haben die meisten bedeutenderen Fürsten Mesopotamiens im Tempel ihre Weihgeschenke dargebracht, wodurch sie ihre Hegemonie über ganz Mesopotamien bekundeten, z. B. Entemena und Gudea von Lagasch, Lugalsaggisi von Umma, oder auch am Tempel gebaut, z. B. Naram-Sin und Šar-kali-šarri von Akkad, Hammurapi von Babylon, Assurbanipal von Assur. Bis in die späteste Zeit hinein war N. bedeutungsvoll, ein Handelshaus Muraschu & Sohn hatte hier seinen Sitz, die Parther errichteten auf den Trümmern des Tempelturms und gegenüber zwei Burgen. Die Grabungen haben nur geringe Ausbeute an Skulpturen, die auch ungenügend publiziert sind, um so mehr aber an Tontafeln gebracht, die zu Tempel- und Geschäftsarchiven gehörten (s. Bibliothek). Die Inschriften sind in mehreren Publikationsreihen der Universität von Philadelphia publiziert, ferner 73 Gewichte (s. d. E) des Museums in Konstantinopel und ein interessanter Bronzemaßstab, auf dem Elle und Fuß in Beziehung zueinander abgetragen sind (Tf. 14). Die präh. Funde sind noch nicht veröffentlicht. S. Mesopotamien B § 3.

H. V. Hilprecht *Explorations in Bible Lands Philadelphia 1903*; ders. *Die Ausgrabungen im Bel-Tempel zu Nippur Leipzig 1903*; *The Babylonian expedition of the University of Pennsylvania* hsg. von H. V. Hilprecht; University of Pennsylvania, The Museum, Publications of the Babylonian section; E. Unger *Katalog der Babylonischen und Assyrischen Sammlung III* I Konstantinopel 1918; Publikation der Kaiserlich Osmanischen Museen I (1916) Unger; AO 11,4 (1910) S. 14ff. R. Zehn-pfund; Cl. S. Fisher *Excavations at Nippur I* (1905).

Eckhard Unger

Nipur. Gebirgszug am l. Ufer des Tigris unter ungefähr $37^{\circ} 20' N$ und $42^{\circ} 30' OGr.$, identisch mit dem mod. Dschebel Dschûdi. Im Gebiete des N. lagen in assyr. Zeit Ortschaften wie Kibšu (mod. Gefse), Ušhu (mod. Šab), Atkun (chaldisch Atqana), Qua (ebenso chaldisch) und andere. Salmanassar I. (1300) und Aššurnasirpal II. (Ann. I 70ff.) unterwarfen die Gegend, doch blieb sie nicht dauernd in den Händen der Assyrer und wurde diesen zeitweise mit Erfolg durch die Chalder streitig gemacht. Erst unter Senacherib (Prisma III 66ff.) festigte sich die Herrschaft der Assyrer aufs neue. Seit diesem Herrscher wird auch der bis dahin in Assyrien nicht allzu häufige Fusolinkalk in größerer Menge vom N. gebrochen und in den königlichen Palästen zu Wandverkleidung und Skulpturen verwendet (Meissner-Rost *Bauinschr. Sanheribs* S. 52, 102).

Am N. finden sich auch 6 in Nischen gearbeitete, beschriftete Felsreliefs, welche Senacherib um 698 auf seinem Feldzuge dahin verfertigen ließ. Diese Denkmäler sind von L. W. King und Thompson erforscht worden. S. a. Felsdenkmal § 4.

PSBA 1913 S. 66ff. L. W. King; Forrer *Die Provinzeinteilung des assyr. Reiches* S. 18f., 37; B. Meissner *Babylonien und Assyrien I* 350. F. Schachermeyr

Nisibis s. Nasibina.

Niveauveränderungen (Tf. 162—177).

I. Allgemeines: § 1. Definition, Einteilung. — § 2. Frühere Beobachtungen und Theorien. — § 3. Zur Methodik der Untersuchungen: a. An den Meeresküsten. b. Im Binnenlande. — § 4. Die späteren Theorien über die Ursachen der N.

II. Regionale Übersichten: A. Fennoskandia und Dänemark. § 5. Schweden: a. Die marine Grenze. b. Die N. der schwed. Ostseeküste. c. Die N. der Westküste. d. Die N. des Binnenlandes. e. Chronologie der schwed. N. — § 6. Finnland:

a. Die N. im allg. b. Die N. während der Litorinazeit. — § 7. Norwegen: a. Die marine Grenze. b. Die N. des Oslo-Gebietes. c. Die N. der Atlantikküste. — § 8. Dänemark. — B. Mitteleuropa. § 9. Die deutsche Ostseeküste und die Baltischen Staaten: a. Norddeutschland. b. Ostbaltikum. — § 10. Die Südküste der Nordsee. — § 11. Das Binnenland Mitteleuropas. — C. Westeuropa. § 12. Großbritannien und Irland. — § 13. Frankreich: a. Die Nordküste. b. Die Westküste. — D. Die europäischen Mittelmeerküsten. § 14. Allgemeines. — § 15. Frankreich. — § 16. Italien. — § 17. Adria. — § 18. Griechenland. — E. Kleinasien und Syrien. § 19. Kleinasien. — § 20. Syrien. — F. § 21. Ägypten.

I. Allgemeines. § 1. Mit N. sind im folgenden die senkrechten Veränderungen wie Hebungen oder Senkungen gemeint, denen größere Landmassen oder Teile derselben unterliegen, sowohl die wirklichen Landhebungen und Landsenkungen (d. h. Krustenbewegungen), welche den absoluten Abstand des Landes vom Zentrum der Erde vergrößern oder vermindern, als die nur scheinbaren, die sich an den Küsten des Meeres oder anderer Wassermassen als relative vertikale Veränderung der Höhe des festen Landes zur Wasseroberfläche kundtun. Es ist also im letztgenannten Falle hier nicht die Frage der Veränderungen im Verhältnis zwischen Land und Wasser, welche von Deltabildungen, Anschwemmungen, Abrasion usw. abhängen, zu behandeln.

Großartige Niveauschwankungen von der oben angeführten Art sind aus allen geol. Per. bekannt. Hier ist nur beabsichtigt, die N. zu behandeln, welche arch. Interesse darbieten, d. h. im allg. nur spät- und postglaziale N., und welche Nordeuropa, Mitteleuropa, Westeuropa sowie die europ., kleinasiat. und äg. Mittelmeerküsten berühren.

Die N. können in säkulare und instante N. eingeteilt werden. Die säkularen N. sind langsam fortschreitende Veränderungen, welche in der Regel größere Gebiete umfassen. Über die Ursachen der säkularen Veränderungen ist, wie wir unten sehen werden, unter den Fachgelehrten völlige Einigkeit noch nicht erlangt worden. Die instanten Bewegungen sind dagegen schnell verlaufende Bewegungen, welche von Erdbeben, vulkanischen Ausbrüchen und anderen sich plötzlich auslösenden endogenen Kräften verursacht werden und hauptsächlich nur mehr lokale Gebiete beeinflussen.

Die N. können auch, wie in dem regionalen Abschnitt dieses Artikels geschehen, in litorale und binnenländische N. eingeteilt werden. Diese Einteilung ist aus praktischen Gründen gewählt, weil in regionaler Hinsicht die verschiedenen Untersuchungen auf teilweise verschiedenem methodologischen Grund fußen und oft, da die binnenländischen N. schwieriger festzustellen sind, sehr verschiedenen Wert haben, wenn es einwandfreie, exakte und nicht allg. Ergebnisse zu gewinnen gilt.

Da der Norden das klassische Land der Niveauveränderungs-Untersuchungen ist und beinahe das einzige, wo die Beziehungen zwischen N. und arch. Daten näher studiert sind, werden unten besonders eingehend die N. des Nordens behandelt und die verschiedenen Ansichten der Forscher im allg. ausführlicher referiert. Die N. der übrigen behandelten Länder sind nur in größter Kürze beschrieben, doch sind meist reichhaltige Literaturnachweise beigelegt.

§ 2. Schon vor ca. 250 J. hatte man in Skandinavien eine moderne negative Strandverschiebung beobachtet. Besonders wurden solche Beobachtungen an den Küsten des Bottnischen Meerbusens gemacht, wo die Fahrrinnen durch die Strandverschiebung seicht wurden, Schären erschienen, wo früher offenes Wasser war, und viele andere Anzeichen einer Niveauschwankung sich bemerkbar machten.

Die ersten wissenschaftlichen Ausführungen über die modernen N. stammen aus dem Beginn des 18. Jh. Im J. 1702 erschien von Hjärne eine Zusammenstellung diesbezüglicher Beobachtungen. Er unterscheidet dabei Verseichung durch Verschlammung und wirkliche N.

Nachdem Swedenborg (1719) einige Beweise des früheren höheren Wasserstandes gegeben hatte, wurde die Forschung lebhafter. Die wichtigsten Beiträge zur Kenntnis der nordischen N. wurden von Celsius (1743 und später) und Linné (1741 usw.) geliefert. Celsius, welcher seine Untersuchungen schon 1724 begonnen hatte, ist der erste, dem es gelang, die Schnelligkeit der modernen Strandverschiebung zu bestimmen. Auf Grund reichen Beobachtungsmaterials wird jetzt

die sog. Wasserverminderungs-Theorie aufgestellt. Gestützt auf die Ansicht Newtons über die Mineralisierung des Wassers finden Celsius und Linné die Ursache der negativen N. in der Verminderung der irdischen Wassermasse durch Verdunstung des Wassers, durch den Wasserverbrauch der Pflanzen und durch direkte Mineralisierung. Diese Lehre war lange Zeit die herrschende. Ihr schlossen sich unter anderen Wallerius, De Maillet, Buffon an.

Auch auf die gleichzeitigen historischen Wissenschaften übte diese Lehre einen großen Einfluß aus. Dalin legt sie in seiner „Swea Rikes Historia“ (1747) als seiner Schilderung der ersten Besiedlung Schwedens zugrunde, und diese schwed. Geschichte kann somit als erster Vorläufer der jetzigen geographisch betonten nord. Vorgeschichte angesehen werden. Dalin erweckte damit eine gewaltige Opposition, an der sogar die schwed. Stände beteiligt waren. Besonders die Nachfolger Rudbecks stellten sich der Geschichtsschreibung Dalins abweisend gegenüber.

Eine gegen Dalins Auffassung gerichtete Schrift stammt von Browallius (1755). Dieser unterwirft nämlich das Beobachtungsmaterial, welches den Grund der Wasserverminderungslehre bildet, einer ausführlichen Kritik. Er griff dabei mehrere Tatsachen heraus, welche anders gedeutet werden konnten, und brachte andere bei, die gegen die Richtigkeit der Angabe Celsius' von der Schnelligkeit der Wasserverminderung sprachen.

Diese Arbeit bereitete der Diskussion über die N. auf einige Zeit beinahe ein Ende. 1765 wurde indessen eine Schrift von Runeberg publiziert, die aufs neue die Frage aufnahm und das nord. Phänomen mit ähnlichen Erscheinungen außerhalb des Nordens verband, Erscheinungen, aus denen eine Hebung der Meeresoberfläche in anderen Gebieten im Gegensatz zu den Verhältnissen an den nord. Küsten hervorging. Runeberg zog daraus den Schluß, daß sich die Erdkruste bewegt, was auf einem Streben nach Gleichgewicht beruhe. Hier liegt eine erste Andeutung zur späteren Isostasie-Theorie.

Von anderen Theorien, die in dieser Zeit vorgetragen wurden, mögen die von Frisi und Bertrand erwähnt werden. Der Italiener Frisi nahm an, daß die Drehungsgeschwindigkeit der Erde zunahm, wodurch eine Senkung der Meeresoberfläche in höheren Breiten und eine Erhöhung derselben in niedrigeren hervorgerufen wurden. Der Franzose Bertrand war der Ansicht, daß eine Verschiebung des Schwerpunktes der Erde die N. verursachte.

Aber erst seitdem die plutonische Auffassung Huttons von der Entwicklungsgeschichte der Erde durchgedrungen war, mußte die Wasserverminderungs-Lehre aufgegeben werden. Auf der Huttonschen Auffassung weiterbauend, legte Playfair (1802) eine Ansicht dar, die in vielem der älteren von Runeberg ähnelte. Daß es die Erdkruste ist, die sich bewegt, glaubten auch v. Buch (1810) und Lyell (1835), welche sich dabei auf die Kenntnis der N. stützten, zu der man damals gekommen war. Man wußte nämlich zu dieser Zeit, daß der Betrag der N. in den n. Teilen Fennoskandias größer war als weiter gegen Süden. 1839 glaubte Nilsson sogar konstatieren zu können, daß Schonen im Sinken begriffen war.

Die Untersuchungen, welche in Norwegen in den dreißiger und vierziger J. vorgenommen wurden, vermehrten die Kenntnis von dem Verlauf der Niveauveränderungen. Keilhau (1838) zeigte, daß in Norwegen keine nennenswerte Landhebung seit der Zeit der Felsenzeichnungen (s. d. A.) sich vollzogen hatte. Er meinte weiter, daß die N. nicht kontinuierlich verlaufen wären, sondern von Stillstandsperioden unterbrochen wurden. Es gelang Bravais (1842), eine Neigung der gehobenen Strandlinien im Altenfjord nachzuweisen, die bei den höher liegenden größer als bei den niedrigeren war. Dies wurde so gedeutet, daß die N. als Krustenbewegungen und nicht als Bewegungen der Meeresoberfläche zu betrachten wären.

Darwin (1842) nimmt, durch seine Studien von Korallenriffen veranlaßt, eine Landsenkung in großen Teilen des Stillen Ozeans an und erklärt die N. als Krustenbewegungen. Zu derselben Auffassung kommt Dana (1849).

Obgleich Chambers (1848) die Beobachtungen Bravais' bestätigte, deutet er doch die N. im Norden als eine Senkung der Meeresoberfläche, die als Folgeerscheinung der Senkung der Erdkruste in den äquatorialen Gebieten ihre ursächliche Erklärung fände.

Adhémar (1842) will die N. durch die Annahme von Schwerpunkts-Verschiebungen der Erde erklären. Diese Theorie wird später von Croll (1864) und Blytt (1888) weiterentwickelt.

Mit dem Zusammenbruch der sog. Diluvial- oder Drifttheorie Lyells, nachdem die alpinen und nord. Vereisungen erwiesen waren, wurde die isostatische Niveauveränderungs-Theorie, welche schon Runeberg vorgeahnt hatte, von vielen Geologen angenommen. Sie wurde 1865 von Jamieson aufgestellt und besagt, daß die Erdkruste sich im Gleichgewicht befinde, und daß jede Störung dieses Zustandes ausgeglichen werden müsse. Darum muß in den vereisten Gebieten nach dem Abschmelzen des Eises und der dabei eintretenden Druckverminderung auf die Erdkruste diese sich heben.

Trotz vieler Indizien vertikaler Krustenbewegungen, die mit der Zeit zusammengekommen waren, ist doch Suess (1880 und 1888) noch der Meinung, daß die negativen N. als eustatische Bewegungen, d. h. Bewegungen der Meeresoberfläche, zu erklären sind.

Es wurde jedoch schon zu dieser Zeit durch Untersuchungen an Binnen-Seen und am Bottnischen Meerbusen klargelegt, daß die N. wenigstens nicht allein eustatischen Charakters sein könnten (s. § 4).

C. A. Agardh und C. E. Dahlgren *Inledning till Sveriges fysiska geografi* Carlstad 1857; L. Holmström *Om strandliniens förskjutning å Sveriges kuster* K. Vet. Akad. Handl. 22, 9. Stockholm 1888; A. G. Högbom *Nivåförändringarna i Norden* Göteborg 1920; ders. *Geologiens utveckling under mittonde århundradet* Stockholm 1921; Ch. Lyell *Principles of Geology* 1830—33; J. Playfair *Illustrations to the Huttonian Theory of the Earth* Edinburgh 1802; R. Sieger *Seenschwankungen und Strandverschiebungen in Skandinavien* Ztschr. der Ges. f. Erdkunde. Berlin 1893; Ed. Suess *Das Anlitz der Erde II* (1888); A. Supan *Grundzüge der physischen Erdkunde* 1916; K. A. Zittel *Geschichte der Geologie und Paläontologie* München 1899.

§ 3. Zur Methodik der Untersuchungen. a. Besonders in den 4 letzten Jahrzehnten ist die Technik der Niveauuntersuchungen beträchtlich verbessert. Mehrere Beobachtungen, die früher für Anzeichen moderner N. gehalten wurden, hat man anders deuten müssen; statt dessen ist aber eine Menge neuer Beobachtungen gemacht worden, so daß die jetzige Kenntnis der glazialen und postglazialen N. in einigen Ländern, vor allem im Norden, sehr vertieft worden ist.

Ehe über die verschiedenen Theorien der Ursachen der N. berichtet wird, welche verschiedene Forscher der Jetztzeit aufgestellt haben, werden unten einige Beispiele der Anzeichen für N. sowohl an den Küsten wie im Binnenlande (§ 3b) gegeben.

Diese Anzeichen sind von sehr ungleicher Genauigkeit, wenn es negative oder positive Strandverschiebungen gilt.

Die ersteren sind leichter zu beobachten. Sie bestehen teils aus marinen Ablagerungen, die man jetzt über dem Meeresspiegel findet, teils aus Landformen, welche dem Meere ihre Entstehung verdanken, teils aus menschlichen Produkten.

Besonders deutlich treten an den Küsten des Mittelmeeres großartige Abrasionsterrassen (vgl. Tf. 162a) auf, die das Meer in einer Stillstandsperiode der sonstigen Niveaubewegungen ausgeschnitten hat. Diese Terrassen finden sich auch im Felsgestein, z. B. in Norwegen (Tf. 163a—b). Gewöhnlich sind sie aber im Norden in losen Ablagerungen abradiert. Sind sie in Moränen ausgeschnitten, so können durch Ausschwemmen des feineren Materials wirkliche Blockmeere (Tf. 164a), aus Strandgeröll bestehend, die frühere Uferlinie angeben. Wo Berge von Moränenablagerungen bedeckt sind, können die vormals unter dem Meeresspiegel liegenden Teile durch die Wanderung der Uferlinie während der Landhebung ganz von feinerem Material freigespült werden. Dann vermag man die marine Grenze oft scharf als die Grenze zwischen der waldbewachsenen Moränenkalotte und den waldlosen unteren Teilen abzulesen (Tf. 164b).

Unter die Abrasionszeugen gehören auch Strandgrotten (Tf. 165). Da indessen Grotten auch in anderer Weise entstehen

können, müssen sie, ehe Schlußfolgerungen auf N. gezogen werden dürfen, zuerst genetisch erklärt werden. Hierbei ist zu bemerken, daß eine vom Meere erodierte Höhle gewöhnlich einen ziemlich ebenen und sich einwärts flach erhöhenden Boden besitzt. Die Strandgrotten sind oft für vorgesch. Niederlassungen verwendet worden — sogar in recht später Zeit.

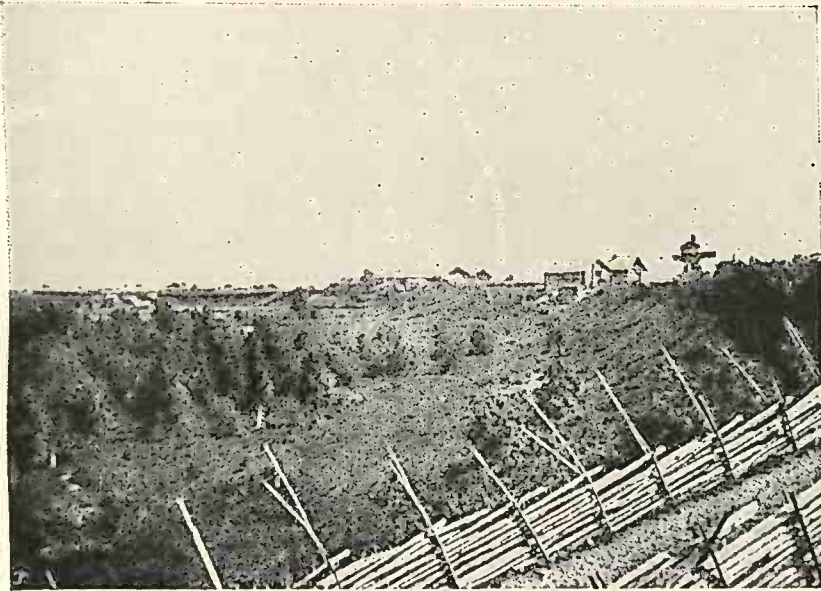
Solche Abrasionszeugen wie die sog. *Raukar* (Tf. 166a, b) können nach Andersson nur während säkularer, negativer Strandverschiebung entstehen. Treten sie also am jetzigen Ufer auf, so beweisen sie eine in später Zeit andauernde Landhebung. Die *Raukar* sind in Schweden von Öland und Gotland bekannt, wo sie auch in höheren Niveaus sich finden, aber sie treten auch mitunter am Strande der Binnen-Seen auf.

Nicht nur Abrasionsformen, sondern auch gehobene Akkumulationsformen deuten Landhebungen an, z. B. Delta-Bildungen, welche jetzt ins Land verschoben sind, vom Meere aufgeworfene Strandwälle (Tf. 167a, b), welche eine ehemalige Küste bezeichnen usw. Liegt ein solcher Strandwall auf einer Landbildung, z. B. einem Moore, ist er gewöhnlich ein Anzeichen einer Landsenkung, der später eine Landhebung gefolgt ist.

Sichere Anzeichen einer negativen Strandverschiebung sind ferner Meeresablagerungen über dem jetzigen Meeresspiegel. Diese können durch ihren Fossilinhalt oft sehr gut zeitlich bestimmt werden. Sie können dem damaligen Wasserspiegel sehr nahe kommen; wie nahe, ist jedoch bis jetzt unsicher.

Ein anderes unzweideutiges Anzeichen einer Landhebung sind die Marken von Meerestieren, wie Bohrmuscheln (das klassische Beispiel der Tempel von Pozzuoli).

Auch Werke der Menschen können als Beweise der Landhebung dienen, so z. B. Hafengebäuden, die jetzt auf dem Lande liegen. Funde von Fahrzeugen, Ankern usw. hoch über dem Meeresspiegel sind oft ohne jede Beweiskraft, da man in der Regel nicht wissen kann, ob sie nicht aus einem Binnensee stammen, als Opfer in einem Moor niedergelegt wurden usw.



a



b

Niveauveränderungen

a. In die Moräne eingegrabene Abrasionsterrassen am WNW-Rande von Peltosenkylä. Nach Bull. Comm. Geol. de Finlande Nr. 7. — b. Die Tapesgrenze in der Nähe von Göteborg als Erosionshaken ausgebildet. Nach Aufnahme von J. Alin.



a



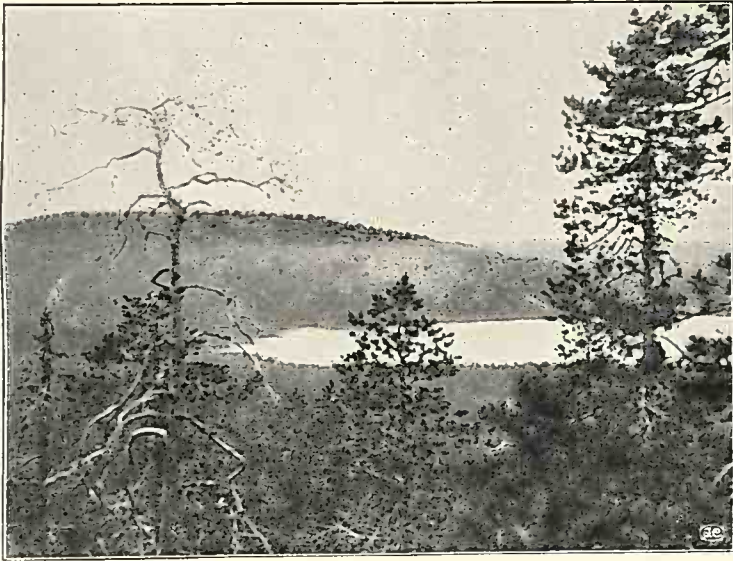
b

Niveauperänderungen

a. Strandlinien im Granit. Havnøy, Tjøtta. — b. dgl. Rokefjord, Rogaland.
Nach Aufnahmen von J. Rekestad.



a



b

Niveauperänderungen

a. Oberster Teil eines 280 m hohen Berges an der bottenischen Küste (Ängermanland) mit freigespültem Gipfel und Ufergeröllen. — b. Marine Grenze am Berge Pullingi, Torne-Tal, durch waldbewachsene Moränenkalotte markiert. Nach A. G. Högborn und O. Sjögren.



Niveauveränderungen
Strandgrotte: Stora Förvar auf Stora Karlsö, Gotland. Nach Aufnahme von K. Gardsten.

Gute Ergebnisse zur Kunde der Landhebung liefern die Studien anderer arch. Daten, vor allem der Uferwohnplätze, vielleicht hauptsächlich deswegen, weil sie sehr gute Möglichkeiten einer genauen Datierung der zugehörigen Strandlinien geben.

Viel schwieriger im einzelnen zu studieren sind die positiven Niveauveränderungen. Anhaltspunkte dafür sind u. a. gewisse Küstenformen, wie die Fördenküsten. Ergebnisse über den Umfang derselben geben die jetzt untergetauchten, durch Fluß-Erosion entstandenen Täler.

Sichere Anzeichen positiver Strandverschiebung sind die Funde alter Waldböden und Moore unter dem Meeresspiegel sowie der gleichfalls unter dem Meere liegenden Wohnplätze. Hierbei können auch gute Zeitbestimmungen gewonnen werden. Doch ist dabei mit gewissen Fehlermöglichkeiten zu rechnen, da die Moore usw. auf einem Boden entstehen können, der schon damals tiefer als der Meeresspiegel lag, aber durch Strandwälle vor dem Einbrechen des Meeres geschützt war. Überdies ist darauf hinzuweisen, daß Moorboden infolge Überlagerung, etwa durch Dünen, sein Wasser verliert und sich erheblich setzt, so daß eine tiefe Lage einer Mooroberfläche allein in keiner Weise beweiskräftig zu sein braucht. Ähnliche Fehlerquellen können auch auftreten, wenn es Werke des Menschen gilt, wie alte Straßen, Hausbauten usw., welche jetzt unter dem Meeresspiegel liegen. Wenn es sich um Bauten handelt, kommt auch oft hinzu, daß man nicht immer feststellen kann, ob man es mit Landbauten oder Wasserbauten zu tun hat.

b. Die Hebungen und Senkungen im Binnenlande bieten viel mehr Schwierigkeiten als die der Küsten. Zwar kann man durch geol. und morphol. Studien gewisse Aufschlüsse über die Niveau-Deformation, welche das Land erlitten hat, erhalten, ob aber diese auf ungleicher Hebung oder Senkung des Landes oder auf gleichzeitigen Hebungen und Senkungen in verschiedenen Gebieten beruht, kann nur durch Präzisionsnivelements bestimmt werden (vgl. § 11).

Die Niveau-Deformationen lassen sich indessen an mehreren Merkmalen erkennen. Hier seien einige Beispiele gegeben.

Im Binnenlande wie an den Meeres-

küsten geben Untersuchungen von morph. Uferlinien deutliche Anzeichen der Krustenbewegungen. Uferterrassen, Erosionseinschnitte (Tf. 168b), Uferwälle, Abspülungshorizonte, Raukbildungen (Tf. 166b) usw., welche einen früheren höheren Wasserstand in den Binnenseen beweisen, können geneigt liegen. Durch solche Untersuchungen wurde zum ersten Male das Vorkommen wirklicher Krustenbewegungen bewiesen. In einigen Fällen sind solche Uferlinien sogar datiert worden. Auch das höchste Vorkommen von Binnensee-Sedimenten, wie Seekreide, Süßwasserlehm usw., können N. andeuten.

Der von v. Post festgestellte sog. limnotelmatische Kontakt, d. h. der Kontakt zwischen dem See- und dem Sumpftorf in Verlandungsmooren, kann wie ein anderes von demselben Forscher nachgewiesenes, stratigraphisches Niveau, die Fichtenpollen-Grenze; durch die Neigung des Niveaus zu Schlüssen über die N. verwertet werden. Da man oft durch Opferfunde in den Mooren die Möglichkeit erhält, diese Grenzen zu datieren, und da diese Datierungen durch die pollenanalytische Methode v. Posts (s. Pollenanalyse) von einem See-System auf ein anderes übertragen werden können, ist die Möglichkeit zu exakten Studien der N. sehr groß.

Auch alte Talböden, Längsterrassen in den Flußtalern usw. können gewisse Anzeichen der Krustenbewegungen im Innern eines Kontinents liefern.

Wenn ein Fluß das Höchststadium (nach Davis) seiner Entwicklung erreicht hat, hat sein Talboden in diesem Gebiete seines Laufes eine sehr unbedeutende Neigung, und der Fluß selbst mäandriert. Findet man bei einem solchen alten Talboden eine größere Böschung, muß sich eine Krustenbewegung ausgewirkt haben. Solche alten Talböden haben besonders im Alpengebiet und im alpinen Vorland, wo sie von Penck und Brückner u. a. studiert worden sind (§ 11), Beweise von Niveauschwankungen geliefert.

Ein Analogon zu den alten Talböden bilden die Längsterrassen der Flüsse. Während und nach einer Krustenbewegung können nämlich die Flüsse ein stärkeres Gefälle erhalten als früher. Dann schneiden

sie sich energischer in die alten Talböden ein als früher, und Längsterrassen entstehen, die, wenn der Fluß wieder den Höhepunkt seiner Entwicklung erreicht hat, eine andere Neigung haben als der neue Talboden. Da aber auch Klimaveränderungen ähnliche Landformen hervorrufen können, müssen solche Beobachtungen immer mit größter Vorsicht verwertet werden.

J. G. Andersson *Om Öländska raukar* K. Vet. Akad. Bih. Stockholm Bd. 21, 2 Nr. 4 (1895); W. H. Bucher *Large Current Ripples as Indicators of Paleogeography* Nat. Acad. Sc. Proc. 3 (1917); W. M. Davis *Die erklärende Beschreibung der Landformen* Leipzig und Berlin 1912; G. de Geer *Om strandlinjens förskjutning i våra insjöar* Geol. För. Förh. Stockholm 15 (1893); J. Girard *La Géographie littorale* Paris 1895; A. G. Högbom *Fennoskandia in Handb. reg. Geol.* Heidelberg 1913; D. W. Johnson *Shore processes and Shoreline development* New York 1919; Em. Kayser *Lehrbuch der Geologie*⁴ Stuttgart 1911—1912; A. de Lapparent *Traité de Géologie* Paris 1900; H. Munthe *Strandgrottor och närliggande geologiska fenomen i Sverige* K. Jordbr. dep. 48. Stockholm 1920; S. Passarge *Die Grundlagen der Landschaftskunde* Hamburg 1919—1920; A. Penck *Morphologie der Erdoberfläche* Stuttgart 1894; L. v. Post *Stratigraphische Studien über einige Torfmoore in Närke* Geol. Förh. Stockholm 32 (1909); W. Ramsay *Geologiens Grunder*² Helsingfors 1912—1913; ders. *Nivåförändringar och stenåldersbösättning i det baltiska området Fennia* 47, 4 (1926); G. Rovereto *Forme della Terra* Mailand 1923; N. S. Shaler *Evidences as to changes of Sealevel* Bull. Geol. Soc. Am. 6 (1895); E. Suess *Das Antlitz der Erde* II (1888); A. Supan *Grundzüge der physischen Erdkunde*⁶ Leipzig 1916.

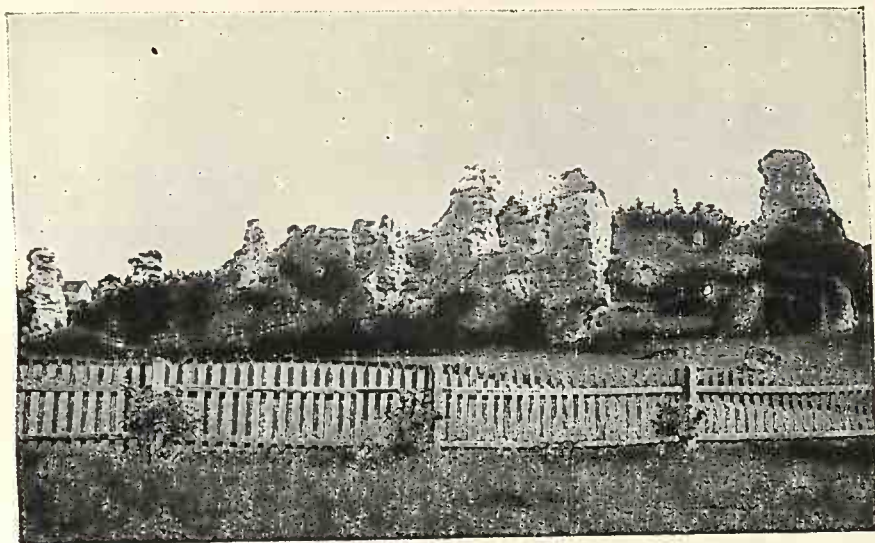
§ 4. Die späteren Theorien über die Ursachen der Niveauveränderungen. Wie in § 2 erwähnt wurde, stellte Jamieson 1865 die Theorie auf, die später in der Ausformung Duttons die Isostasie-Theorie genannt wurde, und welche besagt, daß die Rigidität der Erdkruste nicht größer ist, als daß Veränderungen der Belastung nicht entsprechende Krustenbewegungen verursachen könnten. Diese Theorie errang indessen keinen unmittelbaren Erfolg, da man Beobachtungen vermißte, die nicht in eustatischen Bewegungen ihre Erklärung erhalten konnten.

Mit den Untersuchungen Gilberts von dem Bonneville-See in Nord-Amerika und denen de Geers besonders im Bottnischen Meerbusen erhielt man aber solche Beob-

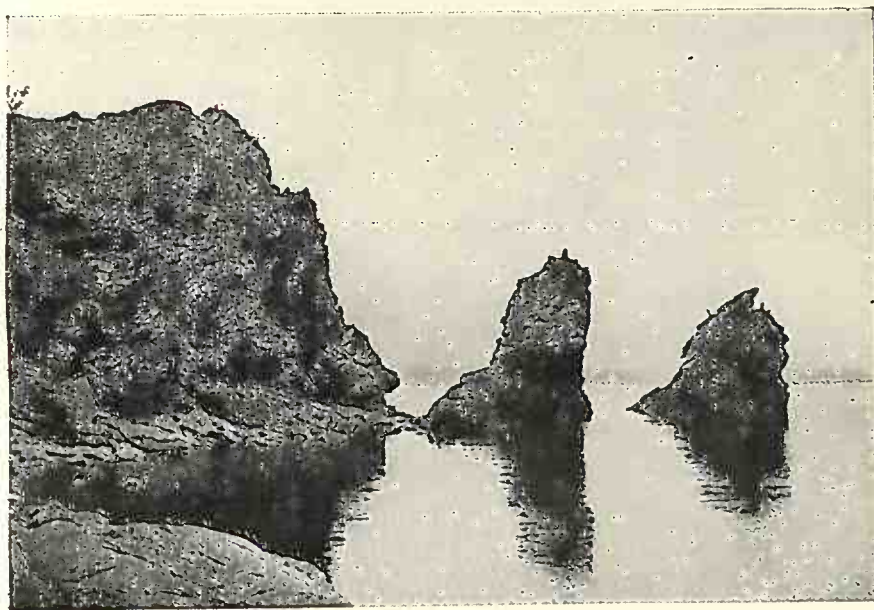
achtungen. Als Resultat dieser Untersuchungen ergab sich nämlich, daß die gehobenen Strandlinien nicht nur schief verliefen, sondern daß sie von einer maximalen Höhenlage heraus in allen Richtungen immer niedriger wurden. Die eustatische Erklärung der vertikalen Bewegungen kann man also in diesen Gebieten nicht aufrechterhalten. So schloß sich auch de Geer betreffs Skandinaviens der Isostasie-Theorie an. Auch Gilbert ist der Ansicht, daß diese Theorie am besten die N. erklärt, die er epeirogenetische Bewegungen nennt, obgleich er auch andere Erklärungsmöglichkeiten erwägt. Wäre aber in Fennoskandia die Entlastung des Landes durch das Abschmelzen des Inlandeises die einzige Ursache von dessen N., so würde wahrscheinlich die Landhebung in den mehr peripherisch gelegenen Teilen einen höheren Betrag erzielen, als dies in Wirklichkeit der Fall ist. De Geer nimmt daher an, daß die Isostasie schon vor Beginn der Eiszeit durch die vulkanischen und orogentischen Vorgänge der Tertiärzeit gestört worden war. Eine ähnliche Meinung spricht auch Machatschek aus.

Die Existenz der epeirogenetischen Bewegungen, d. h. der großen Aufwölbungen und Einsenkungen größerer Landmassen, ist somit durch die Erfahrung bewiesen; deren Erklärung durch die Isostasie-Theorie ist indessen mit einer gewissen Kritik begeben worden. Mehrere andere Erklärungsversuche haben in den letzten Jahrzehnten das Licht erblickt.

Diese Versuche gehen hauptsächlich dahin, die Einwirkung der endogenen Kräfte auf die äußere Gestalt der Erdkruste hervorzuheben. So dachte Sieger (Lit. zu § 2), der seine Ansicht auf einem großen Material aus Skandinavien aufbaute, daß die skandinavische Landhebung von denselben tangentialen Kräften hervorgerufen worden war, die die Gebirgsbildung verursachen, nämlich, wie Nathorst es ausdrückt, „durch das Zusammenziehen der Erde auf Grund ihrer fortdauernden Abkühlung“ (die Kontraktions-Theorie: Elie de Beaumont, Dana). Er dachte also an eine Art von Großfalten, ungefähr wie W. Penck den Begriff faßt. Die Ansichten Pencks über die Ursachen dieser Groß-



a



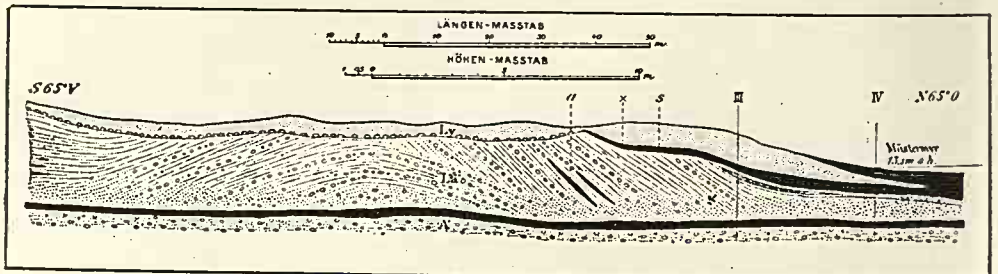
b

Niveauveränderungen

a. Raukar sö. von Ringvide, Ksp. Stenkyrka, Gotland. — b. dgl. in Kallsjö, Jämtland.
Nach Photographien von H. Munthe und G. Frödin.



a



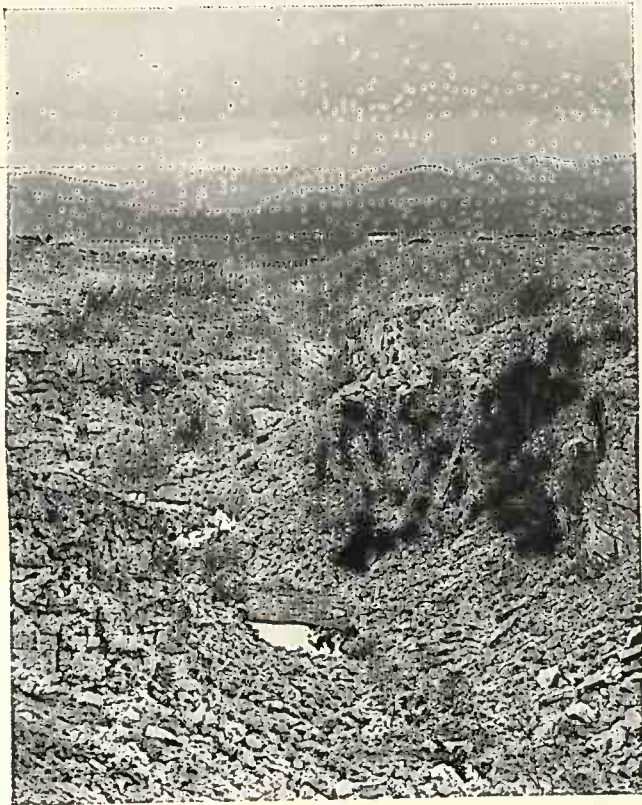
b

Niveauperänderungen

- a. Der Litorina-Grenzwall n. Klåhammarsudd, Gotland. Nach Aufnahme von H. Munthe. —
 b. Profil durch den inneren Teil des Litorina-Walls bei Snoder, Gotland. Nach L. von Post.
 A = Ancylussand und Gerölle, Lå = Älterer Litorinasand, Ly = Jüngerer Litorinasand,
 Schwarz = Torf.



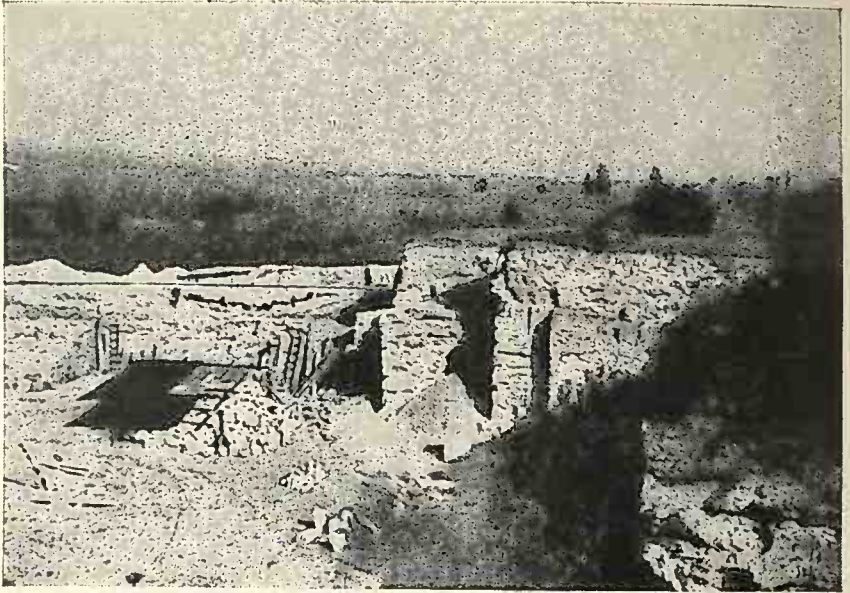
a



b

Niveauveränderungen

a. Hohe Deltaebene: Deltaebene (a) und Distal-Abhang der Sutterhöhe, Värmland. — b. Die große Ablaufravine des Grönklumpeissee, Jämtland.
Nach Aufnahmen von N. G. Hörner und G. Frödin.



a



b

Niveauveränderungen

- a. Tuffbruch von Polling. Nach Aufnahme von R. Nordhagen. —
b. Profil durch die Muschelbank von Kristineberg, Bohuslän. Nach Aufnahme von H. Munthe.

falten stimmen jedoch nicht mit denen der Kontraktions-Theorie überein.

Die Kontraktions-Theorie ist in der letzten Zeit Gegenstand einer allgemeinen Kritik geworden, z. B. von Ampferer, der einen Ersatz in seiner Unterströmungs-Theorie findet. Nach dieser sollen durch Differentiation in einem Magma und durch Entbindung von Gasen in demselben Strömungen im Magma entstehen können. Andréé findet hierdurch die Kontraktions-Theorie widerlegt und erklärt sowohl die orogenetischen wie die epirogenetischen Verschiebungen als von diesen Magma-Strömungen bedingt. Salomon schließt sich diesen Anschauungen an. Da er bei seinen Untersuchungen in Kalabrien nicht ohne großes Bedenken die dortigen N. weder in isostatischer noch in eustatischer Weise deuten kann, scheint ihm die beste Erklärung darin zu liegen, daß magmatische Bewegungen eine aktive Hebung des Landes (wenigstens in diesem Gebiet) verursachen könnten. Diese Magma-Bewegungen sind nach Salomon vom Einsinken umherliegender Krustenschollen hervorgerufen oder von anderen unbekanntem Kräften bedingt. Wie solche Magma-Strömungen entstehen können, sucht Wegener in seiner bekannten Arbeit „Die Entstehung der Kontinente und Ozeane“ auf Grund der reinen Isostasie und Kossmat, einer der schärfsten Gegner Wegeners, auf Grund der Magma-Differentiation darzustellen. Aus radiologischen Gründen kommen besonders mehrere amerikanische Forscher, z. B. Joly, zu Ansichten einer Volumen-Vergrößerung der Erde. Auch Kristallisations-Vorgänge im Magma unter hohem Druck erzeugen nach Untersuchungen Tamman's eine Volumen-Vermehrung, die orogenetische und epirogenetische Endresultate haben könnte.

Eine Volumen-Änderung der Erdkruste kann nach v. Drygalski von klimatischen Temperaturänderungen verursacht werden. Eine Temperaturerhöhung der Erdkruste nach der Eiszeit um nur 3⁰ sollte nach einer Berechnung Badoureaus in Skandinavien eine Landhebung von etwa 230 m zur Folge haben können. Auch Mr. Reade sucht in oberflächlichen Temperaturänderungen die Ursache einiger N.

Er schreibt denselben jedoch nur lokale Bedeutung zu.

Wie früher sind auch jetzt Ansichten geäußert worden, die die N. aus einer Änderung der Form des Erdsphäroids zu erklären versuchen. So sehen v. Böhm und Quiring in der Veränderung der Rotationsgeschwindigkeit der Erde die Ursache der Krustenbewegungen. Simmroth, Köppen u. a. setzen die N. in verschiedener Weise in Verbindung mit einer Verschiebung der Erdpole („Polflucht“), was sich nach Wegener sehr wohl mit der Isostasie vereinigen läßt.

Auch die Erklärungen der N. aus eustatischen Bewegungen haben Fürsprecher gefunden. Die größte Zusammenstellung der verschiedenen Tatsachen, die eustatisch gedeutet werden können, ist die von Fr. E. Suess. Er kann freilich die Krustenbewegungen nicht leugnen, die meisten säkularen Hebungen und Senkungen aber gehören nach ihm zu den Wirkungen der großen marinen Transgressionen. Zu den unverkennbaren Krustenbewegungen rechnet er die Hebungen des Baltischen und des Kanadischen Schildes, die als eine elastische Dehnung durch Entfernung der Eislast, doch als kein eigentlicher isostatischer Vorgang erklärt werden. Im übrigen hält er die Verschiebungen von Teilen der Erdkruste teils für Bewegungen in den orogenetischen Zonen, teils für Bewegungen an Verwerfungen in Schollengebirgen.

Da mehrere Forscher außer den Vereisungsgebieten besonders an den Küsten des Mittelmeeres (s. § 14ff.) die negativen N. mit den Eiszeiten und die positiven mit den Interglazialzeiten parallelisieren wollen, kommen sie zu Ansichten über die ausschlaggebende Bedeutung der eustatischen Faktoren. Unter diesen Forschern sind zu nennen de Lamothé (§ 15), Depéret (§ 15), Rovereto (Lit. zu § 3) und Gnirs (Lit. zu § 14). Négris glaubt sogar eine allgemeine Regression des Meeres in der Quartär-Zeit bis über 1000 m annehmen zu können.

Unter starker Verwahrung im allgemeinen gegen mögliche Beobachtungsfehler und fehlerhafte Deutungen der Beobachtungen findet Philippson es jedenfalls wahrscheinlich, daß mehrere zusammenwirkende

Faktoren die N. verursachen können, daß aber die epirogenetischen Bewegungen — seien sie von dem einen oder dem anderen Charakter — nicht geleugnet werden dürfen. Als Erklärung der N. in Dänemark sucht Madsen die Hauptursache in den epirogenetischen Kräften, die schon im Tertiär und früher Hebungen und Senkungen des Landes erregten, wenn auch rein isostatische Vorgänge zum Endresultat mitgewirkt haben.

Die meisten Forscher scheinen jedoch in den isostatischen Kräften den vornehmsten Faktor zu sehen, der die N. verursachte.

Högbom ist der Ansicht, daß wahrscheinlich der fennoskandische, seit dem Abschmelzen des Eises fortdauernde Hebungsprozeß eine Reaktion nach der Entlastung des Eises ist, wenn auch vielleicht die Litorina-Senkung eine von anderen Faktoren erregte Niveauverschiebung im Meere oder in der Erdkruste sein könnte.

Die Litorina-Senkung und andere hypothetische oder bewiesene Störungen der allgemeinen fennoskand. Hebung haben zur Hypothese eines rhythmischen Schaukelns des Meeres oder der Erdkruste Veranlassung gegeben. So z. B. vertritt H. W. Pearson (Geol. Mag. 1901) die erstgenannte dieser Ansichten. A. Cleve-Euler (Geol. För. Förh. Stockholm 1923) will sogar auf Grund dieser Schaukelbewegungen der Erdkruste die Formel des physikalischen Pendels einführen, was jedoch von seiten mehrerer schwed. Forscher mit entschiedenem Widerstand aufgenommen wurde.

Die verschiedenen Berechnungen darüber, wie groß die Wassermassen seien, die in den Inlandeisen magaziniert wurden, welche von Alb. Penck, v. Drygalski, Nansen, Daly u. a. angestellt worden sind, Berechnungen, die ziemlich ungleiche Werte ergeben haben, sind neuerlich von Ramsay in genialer Weise bearbeitet worden. Er sucht diese Werte mit den wohlbekannten Werten der fennoskand. Hebung zusammenzuarbeiten. Er kombiniert in dieser Weise Isostasie und Eustasie und sucht die Bedeutung dieser beiden Komponenten für die N. zu berechnen. Nach der Zeit des Eisabschmelzens soll das Land immer in Hebung begriffen gewesen sein, so

aber — vielleicht die letzten 4000 oder 5000 Jahre ausgenommen — auch die Meeresoberfläche. In den Perioden der Spät- und Postglazial-Zeit, in denen Regressionen sich vollziehen, hebt sich das Land schneller als das Meer; tritt eine Transgression ein, macht sich ein entgegengesetztes Verhältnis geltend. Eine ähnliche Auffassung haben später Daly und Wright (§ 12) ausgesprochen.

O. Ampferer *Über das Bewegungsbild von Fallengebirgen* Jahrb. k. k. geol. Reichsanst., Wien 1906; K. André *Über die Bedingungen der Gebirgsbildung* Berlin 1914; R. A. Daly *A recent World-wide Sinking of the Ocean-Level* Geol. Mag. 57, London 1920; G. de Geer *Om Skandinavians nivåförändringar under Quartärtiden* Geol. För. Förh., Stockholm 1888 und 1890; ders. *Kontinentale Niveauveränderungen im Norden Europas* Comptes rendus du Congr. géol. int., Stockholm 1910 (1912); Cl. E. Dutton *Some of the great problems of Physical Geography* Bull. Philos. Soc. 11, Washington 1892; G. K. Gilbert *Lake Bonneville* U.S. Geol. Surv. Monogr. No. 1 (1890); A. G. Högbom *Epirogenetische Bewegungen in Salomon Grundzüge der Geologie*; F. Kossmat *Die mediterranen Kettengebirge in ihrer Beziehung zum Gleichgewichtszustande der Erdkruste* Abh. math.-phys. Kl. Sächs. Akad. Wiss. 38 Nr. 2 (1921); F. Machatschek *Über epirogenetische Bewegungen* Festband Albr. Penck, Stuttgart 1918; V. Madсен *De kvartære jordskorpebevægelser i Danmark og deres årsag* Förh. 17. Skand. Naturf.-mötet. Göteborg 1923 (1925); Fr. Nansen *The Strandflat and Isostasy* Vid.-selsk. skr. 1. Mat.-Naturv. Kl. 1921 No. 11, Christiania 1922; A. Penck *Glaziale Krustenbewegungen* SB. Preuß. Akad. 24 (1922); A. Philippson *Grundzüge der allgemeinen Geographie* II 1 (1923); H. Quiring *Über das Problem der Krusten- und Gebirgsbildung* Geol. Rundschau 11 (1921); W. Ramsay *On relations between Crustal movements and variations of Sea-level during the late Quaternary time especially in Fennoscandia* Bull. Com. Géol. Finl. Nr. 66 (1924); W. Salomon *Magmatische Hebungen* SB. Heidelberger Akad. Wiss. math.-naturw. Kl. 1925 Nr. 11; Fr. E. Suess *Zur Deutung der Vertikalbewegungen der Festländer und Meere* Geol. Rundschau 11 (1920—1921).

II. Regionale Übersichten. A. Fennoscandia und Dänemark. § 5. Schweden. a. Als das Inlandeis nach der letzten großen Vereisung sich im Abschmelzen befand, dürfte Schweden mit größter Sicherheit tief eingesenkt gelegen haben, was nach der Isostasie-Theorie auf die große Eisbelastung in der Eiszeit zurückzuführen ist. Die sehr eingehenden Untersuchungen de Geers, Högboms, Munthes, Lidéns und vieler

anderer haben u. a. das Ergebnis geliefert, daß alle Anzeichen für die damalige schnelle Hebung des Landes sprechen. Es ist dies eine Ansicht, in der sich jetzt fast alle Forscher einig sind. Die Hebung in Mittelschweden muß schon begonnen haben, ehe das Meer eindringen konnte. Die höchste Grenze, welche das Meer an den verschiedenen Punkten der Küste erreicht, die marine Grenze (M. G.), dürfte also nicht die ganze spät- und postglaziale Landhebung angeben. Da weiter der Eisrand ca. 5000 J. brauchte, um sich von Schonen bis nach Zentral-Jämtland zurückzuziehen, ist die M. G., welche man an den schwed. Küsten einregistriert findet, auch nicht synchron, und die nach diesem Material gezeichneten Isobasen-Karten bilden eine Synthese der Beobachtungen über verschiedene spätglaziale Epochen. Dazu kommt, daß an gewissen Teilen der Ostseeküste die herausgebildete Grenze nicht die des Meeres ist, sondern die eines gedämmten Eis-Sees (s. u.).

An der schwed. Westküste liegt die M. G. bei Hälsingborg schon wenigstens 40 m ü. d. M., bei Göteborg wird sie mit ca. 90 m beziffert, bei Uddevalla pflegt man sie auf ca. 140 m und im nördlichsten Bohuslän auf ca. 170 m anzugeben. Aber nicht nur in n. Richtung wird die M. G. immer höher, sondern auch landeinwärts bekommt sie immer höhere Werte. Bei Kungsbacka liegt z. B. die M. G. 76 m ü. d. M. und einige 20 km ö. davon schon bei 100 m Höhe ü. d. M.

Bedeutend verwickelter als an der Westküste erscheinen die Verhältnisse an der Ostsee. Diese hatte nämlich während des Rückzuges des Eisrandes in einigen Per. ein ü. d. M. aufgedämmtes Eismeer gebildet. Die höchste Uferlinie kommt daher in gewissen Gebieten höher zu liegen, als es der wirklichen Landhebung entspricht.

Erster Baltischer Eis-See wird das Stadium der Entwicklungsgeschichte der Ostsee genannt, welches von der ersten Befreiung des südlichsten Teils des Ostsee-Beckens bis zu dem Zeitpunkt dauerte, in dem eine bis jetzt hypothetische Verbindung zwischen der Ostsee und dem Weißen Meere entstand, als die Zeit des ersten Eismees begann. In der Zeit des ersten Baltischen Eissees war die Ober-

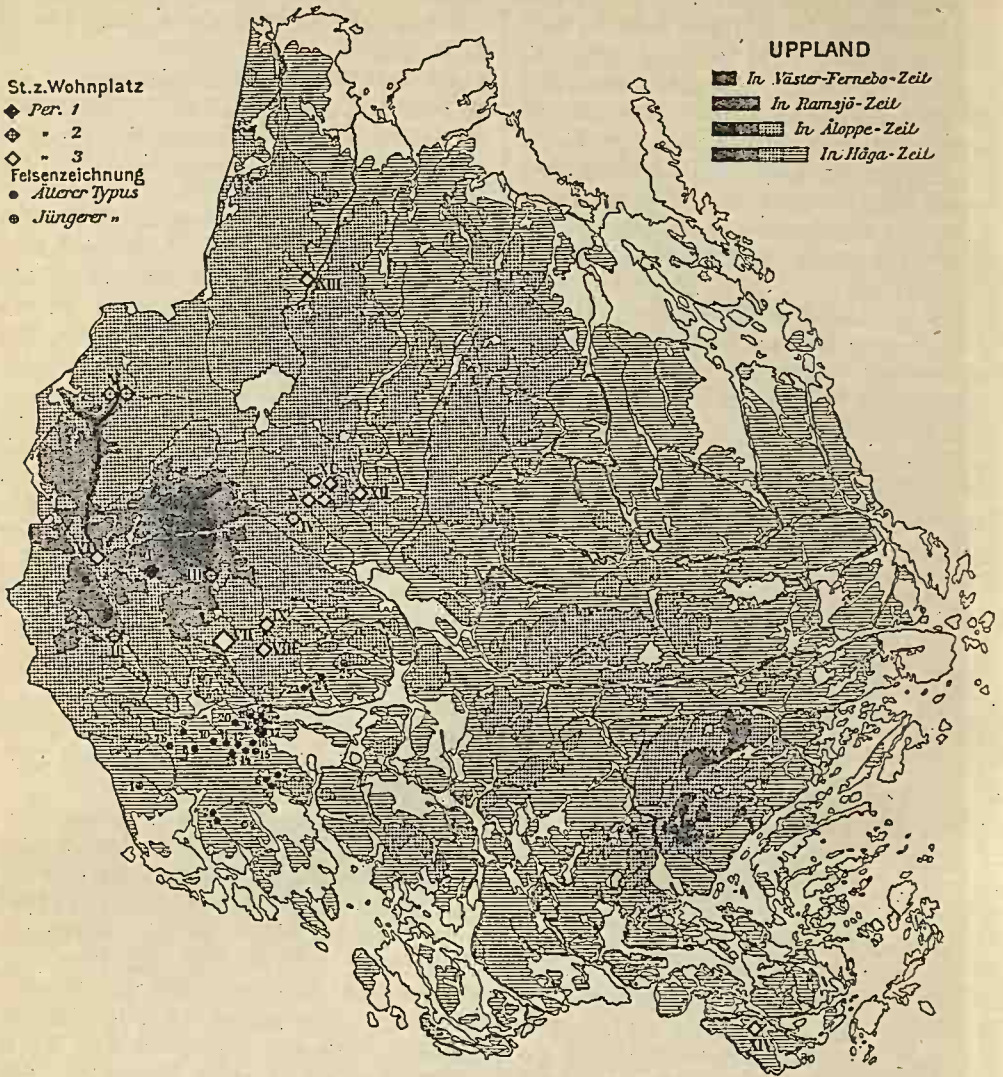
fläche der Ostsee in einem unbekanntem Umfange aufgestaut. Die Strandlinien dieser Zeit finden sich im n. Schonen in 50—60 m H., bei Nybro in Kalmar Län in 85 m H. ü. d. M.

Als der Eisrand den mittleren Teil des Kalmar Län erreichte, dürfte die Zeit des ersten Eismees begonnen haben, und werden, wenn diese Ansicht richtig ist, die Strandlinien in einer freilich sehr kurzen Zeit im Niveau des damaligen Meeresspiegels ausgebildet. Sehr bald wird aber die Verbindung mit dem Weißen Meere abgebrochen, und die Ostsee tritt in ihr zweites Baltisches Eisseestadium ein, das andauert, bis die Entwässerungskatastrophe bei der Nordspitze Billingsens eintritt. Hier findet man nach Lundqvist an der Westseite des Berges die M. G. in 132 m H. und an der Ostseite die Strandlinie des Baltischen Eis-Sees in 149 m H., was einer Senkung des Eis-Sees von 17 m entspricht. Nach Munthe (1924—1925; s. § 5b) soll der Betrag der Senkung sich auf 56 m belaufen. Auch andere Ziffern werden von den verschiedenen Autoren gegeben.

Hiermit beginnt im Ostseebecken die Zeit des Yoldia-Meeres, in der wieder die Strandlinien-Isobasen der West- und Ostküste vereint werden können.

Auch das Yoldia-Meer existiert nur kurze Zeit (s. § 5e). Der Närke-Sund wird durch die Landhebung abgesperrt, und die Zeit des Ancylus-Sees beginnt (s. Ancyluszeit). Daß dieser See ein wirkliches Binnenmeer gewesen war, ist jetzt mit voller Sicherheit anzunehmen, ein Binnenmeer, das einige Zeit ca. 15 m ü. d. M. gehoben worden war (vgl. Geol. För. Förh. Stockholm 1926 S. 110ff. Munthe). Die M. G. an gewissen Teilen der Norrlandsküste dürfte also eine Ancylus-Grenze sein.

Die M. G. beträgt maximal zwischen Härnösand und Örnsköldsvik 284 m nahe der Küste. Landeinwärts fällt die Ziffer. Daß die wirkliche Landhebung landeinwärts jedoch größer gewesen ist als an der Küste, hat Lidén gezeigt. Weiter gegen N am Bottnischen Meerbusen findet man wieder sinkende Werte der M. G. Bei Boden liegt die M. G. z. B. in 220 m H. ü. d. M.



Niveauveränderungen

Karte der Niveauveränderungen in Uppland nach G. Ekholm.
 I—XIV. Steinzeitliche Wohnplätze: I. Lilla Ramsjö. — II. Nyskotten. — III. Dal-
 karlsbo. — IV. Oxsåtra. — V. Åsbo-Kallmossen (2 Wohnplätze). — VI. Ullbo. —
 VII. Åloppe-Mjölbo (9 Wohnplätze). — VIII. Långbacken. — IX. Holmbro. —
 X. Ytterby-Vadbron (2 Wohnplätze). — XI. Sotmyra-Persbo (2 Wohnplätze). —
 XII. Tibble. — XIII. Torslunda. — XIV. Säby.

G. Andersson *Om senglaciala och postglaciala aflagringar i mellersta Norrland* Geol. Förh. Förh. Stockholm 16 (1894); G. de Geer *Om Skandinaviens geografiska utveckling efter istiden* Sv. Geol. Unders. Ser. C Nr. 161 (1896); ders. *Om den senkvartära landhöjningen kring Bottniska viken* Geol. Förh. Förh. Stockholm 20 (1898); ders. *Dal's Ed. Some stationary ice-borders of the last glaciation* ebd. 31 (1909); ders. *Quaternary sea-bottoms of W. Sweden* ebd. 32 (1910); E. Erdmann *Bidrag till frågan om Skånes nivåförändringar* ebd. 1 (1872); A. Hamberg *Öfversikt af Lule älfs geologi* Sv. Geol. Unders. Ser. C Nr. 202 (1906); H. Hedström *Om den senglaciala marina gränsen i Dalarne* Geol. Förh. Förh. Stockholm 15 (1893); A. G. Högbom *Om högsta marina gränsen i norra Sverige* ebd. 18 (1896); ders. *Till frågan om den senglaciala hafsgränsen i Norrland* ebd. 21 (1899); ders. *Nya bidrag till kännedomen om de kvartära nivåförändringarna i norra Sverige* ebd. 26 (1904); ders. *Norrland. Naturbeskrifning* Norrlandskt handbibl. 1 (1906); R. Lidén *Om isausmältningen och den postglaciala landhöjningen i Ångermanland* Geol. Förh. Förh. Stockholm 33 (1911); A. Lindström *Några allmänna upplysningar till öfversigtskarta angående de kvartära hafsaflagringarnas område* Sv. Geol. Unders. Ser. Ba Nr. 5 (1898); G. Lundqvist *Den baltiska issjöns tappning och strandlinjerna vid Billingens nordspets* Geol. Förh. Förh. Stockholm 43 (1921); H. Munthe *Några iakttagelser öfver Yoldia-gränsen inom Norrbotten* ebd. 22 (1900); H. Nelson *Om randdeltan och randåsar i mellersta och södra Sverige* Sv. Geol. Unders. Ser. C Nr. 220 (1910); O. Sjögren *Marina gränsen i Kalix och Tornedalarna* Geol. Förh. Förh. Stockholm 27 (1905); N. Sundius *Om de glacialfluviäla avlagringarna i Grythylletrakten* Sv. Geol. Unders. Ser. C Nr. 308 (1922). S. a. § 5b—e, besonders de Geer, Högbom und Munthe.

b. Als das Yoldia-Meer von der Nordsee durch die Landhebung abgesperrt wurde, entstand ein Binnenmeer, welches allmählich ausgesüßt wurde (der Ancylus-See) und durch die sog. *Svea älv* im Närke-Paß seinen Abfluß nach dem Wener-See hatte (s. § 5a und Ancyluszeit).

Die Landhebung setzte sich im n. Teil des Ostseegebietes fort, wurde aber in den s. Teilen desselben gegen eine Landsenkung vertauscht, welche, als sie sich so weit fortgesetzt hatte, daß die dän. Meerengen geöffnet wurden, den Ancylus-See allmählich in ein salziges Meer, das Litorina-Meer, verwandelte. Vor diesem Ereignis dürfte jedoch der Ancylus-See eine Zeitlang seinen Abfluß vom Närke-Paß in die Gegend von Karlsborg verlegt haben. Über die Diskussion betreffs der Litorina-Grenze (L.-G.) u. a. s. Litorina-Zeit.

Hier werden nur einige Nachträge zu diesem Artikel gebracht.

Im Frühling 1925 publizierte de Geer eine Schrift, in welcher er auf Grund seiner Untersuchungen von Sturmstrand-Linien eine ganz neue Auffassung über den Verlauf der L.-G.-Isobasen im mittl. Schweden vorlegte. Wäre diese Auffassung richtig, so müßte indessen eine vollständige, auch relative Umdatierung der steinzeitl. Uferwohnplätze vorgenommen werden, welche von arch. Seite unmöglich gutgeheißen werden kann. Dazu kommt eine scharfe Kritik, welche v. Post (1925; s. § 5d), Munthe und Ramsay gegen diese Auffassung gerichtet haben.

Ramsay hat neuerlich geltend gemacht, daß auch in der älteren Litorina-Zeit das Land sich in ganz Fennoskandia in Hebung befand, daß aber die Litorina-Transgression auf einer Erhöhung der Meeresoberfläche beruhe, welche auf Grund des Eisabschmelzens durch die ganze spät- und postglaziale Zeit andauerte, und welche in der früheren Litorina-Zeit schneller vor sich ging als die Landhebung. Wie dem ist, kann bis auf weiteres nicht entschieden werden. Auch in diesem Falle ist es aber, wie Ramsay bemerkt, nicht sicher, daß die L.-G. und P. G. im Ostsee-Gebiet und an der Westküste gleichzeitig entstanden sind. Ramsay nimmt an, daß Synchronismus der L.-G. im Ostseegebiet bis zur Isobase für 35 m vorliegt. Auch gegen diese Annahme können jedoch Einwendungen erhoben werden. Ramsay setzt, durch seine Untersuchungen veranlaßt, die L.-G. in einem niedrigeren Niveau an, als gewöhnlich angenommen wird. Hierzu kann noch nicht Stellung genommen werden; dem Verf. scheint es jedoch, als würde durch die von R. berechnete Höhe der L.-G. die Übereinstimmung zwischen den Verhältnissen an der Westküste und an der Ostküste besser. Doch kommt Rudeberg (Lit. zu. § 6b; 1925) für Finnland zu etwas höheren Werten der L.-G. als denen, mit welchen Ramsay rechnet.

Der weitere Verlauf der Landhebung während des letzten Teils der Litorina-Zeit und später, d. h. nachdem die L.-G. herausgebildet worden war, ist teils von de Geer durch Studien an den Sturm-

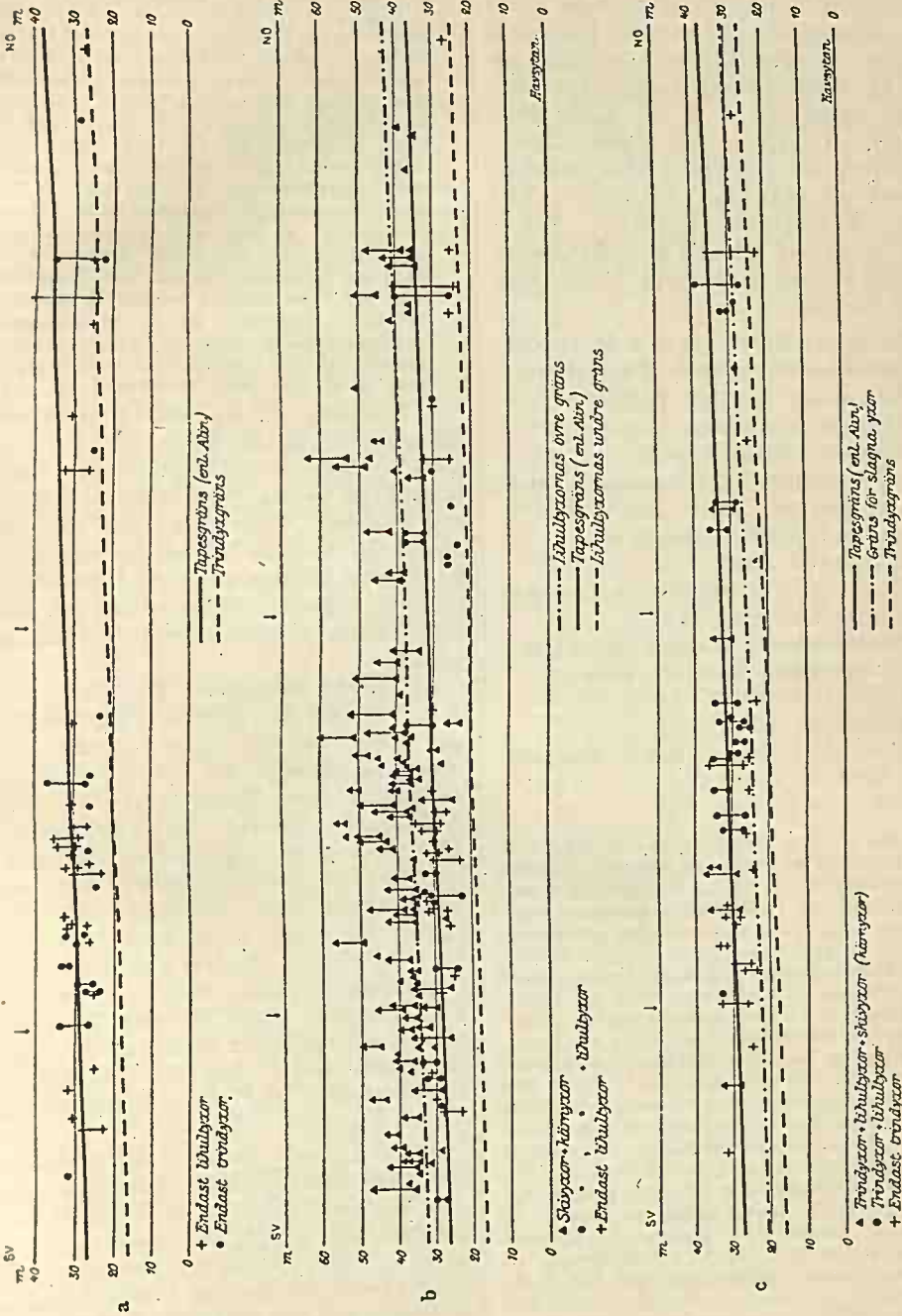
Erklärung zu Tf. 171 (Zusatz zu § 5c):

In einem im Anfang des J. 1927 erschienenen, für die Deutung der Lihult- und Walzenbeilkulturen bez. ihrer geol. Stellung besonders wichtigen Aufsatz von B. Asklund (*Stenåldersfynden och Litorina-Tapes-gränsen* Geol. För. Förh. Stockholm) kommt der Verfasser durch eine Unterscheidung von Wohnplätzen mit reinen Lihult- und Walzenbeilspüden und solchen mit gemischten Funden an der schwed. Westküste zu einer Auffassung von deren gegenseitiger Stellung in chronol. Hinsicht, die ausgezeichnet mit dem übereinstimmt, was man aus chronol. Gründen berechtigt war anzunehmen. Vorher war das Bild in dieser an Wohnplätzen äußerst reichen Gegend bedeutend unklarer.

Asklunds Auffassung wird durch drei Diagramme (Tf. 171 a—c) erläutert. Bei einem Vergleich zwischen Diagramm a und c zeigt sich, daß Funde mit gemischtem Material (Lihult- und Walzenbeile) bereits bei 80—90% der P. G. (Diagramm c) abschließen, während dagegen Funde mit reinem Lihult-Material heruntergehen bis auf ca. 70% der P. G. (Diagramm a). Da diese indessen typol. älter sein müssen als die ersteren, entsteht hier ein Widerspruch. Nimmt man indessen an, daß die genannten Wohnplätze, von denen ein Teil von Meereswellen gerolltes und abgeschliffenes Material enthält, der Zeit vor dem Transgressions-Maximum angehört, so verschwindet diese Unstimmigkeit. Verfasser nimmt in das Diagramm b auch Wohnplätze hinein, die nur Scheibenäxte und Kernäxte aus Feuerstein haben, und solche, wo diese vermischt sind mit Lihult-Äxten.

Das Hauptergebnis ist:

1. Wohnplätze mit ausschließlich Scheiben- und Kernäxten beginnen hoch über der P. G. und setzen sich etwas (ausnahmsweise ca. 8 m unter diese) fort. Während dieser ganzen Zeit Landhebung (Diagramm Tf. 171 b).
2. 5—6 m über P. G. beginnen Lihult-Äxte aufzutreten, zuerst zusammen mit Scheiben- und Kernäxten, später allein oder zusammen mit Scheibenäxten allein, die noch in der Walzenbeilzeit fortleben. Erst Landhebung bis ca. 10 m unter P. G. (vgl. § 5c), darauf Landsenkung, bis zur Erreichung der P. G. (Tapes-Transgression); möglicherweise finden sich Wohnplätze mit solchem Material in einzelnen Fällen noch während der darauffolgenden erneuten Landhebung (Diagramm Tf. 171 b).
3. Mit oder vor der P. G. beginnen Walzenbeile aufzutreten, zuerst zusammen mit Lihult-Äxten, später allein. Die erstere Art von Wohnplätzen gehört dem letzten Landhebungsabschnitt an, bis zur Erreichung von 90—80% der P. G., die letzteren finden sich noch bei 70% der P. G. (Diagramm Tf. 171 c).



Niveauperänderungen

Die steinzeitl. Wohnplätze im Verhältnis zur P. G. auf Orust und Tjörn. — Nach B. Asklund. Erklärung nebenstehend.

strand-Linien (bis jetzt nur vorläufige Mitteilungen), teils von Archäologen auf Grund der Lage ü. d. M. arch. datierbarer Uferwohnplätze untersucht worden. Hierdurch hat man ein gutes Bild der Uferkonfiguration zu verschiedenen Zeitpunkten entwerfen können (s. z. B. die Karte über Uppland; Tf. 170). Aus diesen Untersuchungen, die von Hollender angefangen und von Högbom, Eriksson, Ekholm, Lindqvist, Nerman, Lithberg, Erixon, Olsson u. a. fortgesetzt wurden, können hier einige Daten mitgeteilt werden.

Die Lage der Uferlinie ü. d. M. in verschiedenen arch. Perioden

1. Lihult-Zeit (späterer Teil)
 - Dalarna: Krylbo ca. 70 m
 - Uppland: Ramsjö 64 m
 - Södermanland: Dammstugan > 45 m
 - Östergötland: Emtan 40—35 m
 - Gotland: Vallstena ca. 18 m.
2. Ganggräber-Zeit.
 - Uppland: Vadbron-Åloppe 42—38 m
 - Närke: Körartorp 32 m
 - Södermanland: Rangsta 29—25 m
 - Östergötland: Säter 27—23 m
 - Gotland: Gullrum 10 m
3. Beginn der BZ
 - Mittl. Uppland u. mittl. Västmanland ca. 25 m
 - Mittl. Gotland ca. 6 m.

Außer der im Artikel Litorina-Zeit genannten Literatur sei ferner auf folgende Arbeiten hingewiesen: O. Almgren *De pågående undersökningarna om Sveriges första bebyggelse* Fornvännen 1914; E. Antevs *On the Late-Quaternary History of the Baltic. A reply* Geogr. Review. New York 14 (1924); T. J. Arne *Om det forntida Södermanland* Bidr. Söderm. äldre kulturhist. 14 (1909); G. de Geer *Förhistoriska tidsbestämningar och kulturutvecklingen* Ymer 45 (1925); G. Ekholm *Studier i Upplands bebyggelsehistoria I—II* Uppsala 1915, 1921; ders. *Den svenska stenåldersforskningens nuvarande ståndpunkt* Ber. Nord. Arkeologmötet Stockholm 1922; ders. *Stenåldersbosättning och nivåförändringar i Östverige* Ymer 46 (1926); J. V. Eriksson *Studier över Upplands förhistoriska geografi* Uppl. fornm. tidskr. 29 (1913); S. Erixon *Stenåldern i Blekinge* Fornvännen 1913; B. Halden *Försök till bestämning av Litorinagränsen i Hälsingland* Geol. För. Förh. Stockholm 38 (1916); A. Hollender *Om Sveriges nivåförändringar efter människans invandring* ebd. 23 (1901); A. G. Högbom *Studier över Upplands äldsta bebyggelsehistoria* Ymer

1912; ders. *Eine graphische Darstellung der spätquartären Niveauveränderungen Fennoskandias* Bull. Geol. Inst. Upsala 16 (1918—1919); S. Lindqvist *Från Nerikes sten- och bronsålder* Medd. Örebro läns Mus. 5 (1912); N. Lithberg *Gotlands stenålder* Stockholm 1914; H. Munthe *Studier öfver Gotlands senkvartära historia* Sv. Geol. Unders. Ser. Ca Nr. 4 (1910); ders. *On the Late-Quaternary History of the Baltic* Geol. För. Förh. Stockholm 46, 47 (1924, 1925); ders. *Några anmärkingar till G. De Geers „Förhistoriska tidsbestämningar“* ebd. 48 (1926); B. Nerman *Östergötlands stenålder* Medd. Österg. Fornm. 1911; E. Olsson *Stenåldern i Västmanland, Dalarna och Gästrikland* Ymer 1917; W. Ramsay *Nivåförändringarna och stenåldersbosättningen i det baltiska området Fennia* 47, 4 (1926); U. Sundelin *Om en stenåldersboplats vid litorinagränsen i Östergötland* Rig 1920; ders. *Räbelövsjöns och Nosabykärrrets senkvartära historia* Geol. För. Förh. Stockholm 44 (1922).

c. Nachdem an der schwed. Westküste die nicht synchrone M. G. (s. § 5a) ausgebildet worden war, setzte eine Landhebung ein, welche (nach einigen Forschern mit gewissen Unterbrechungen) bis zum Schluß der Ancyclus-Zeit fort dauerte, da eine bedeutende Transgression, die Tapes-Transgression, begann. Diese setzte sich fort, bis das Tapes-Meer seine größte Ausdehnung erreichte.

Es sind besonders de Geer und Antevs, welche glauben, Landsenkungen schon vor der Tapes-Senkung nachweisen zu können. Auf Grund von Untersuchungen über Muschelbänke ist diese Auffassung aufgebaut. De Geer hat schon 1882 die Ansicht ausgesprochen, daß in der spätglazialen (goti-finiglazialen) Zeit eine Landsenkung sich vollzogen habe. In einigen Gebieten, z. B. nach Sundelin bei Hälsingborg, findet sich auch eine gotiglaziale Uferlinie, welche — wenn sie auch vielleicht nicht als eine Transgressions-Grenze gedeutet werden muß — doch wenigstens zeigt, daß die Landhebung keinen ebenen und einheitlichen Verlauf gehabt hat.

Antevs glaubt Belege dafür zu haben, daß außer dieser Senkung, welche man mit den Zirphaea-Schichten in Dänemark zu parallelisieren pflegt, sich noch eine Senkung in früh-postglazialer Zeit abgespielt habe. Diese Ansicht hat indessen Gegner hervorgerufen, wie Odhner. Munthe vermag in der Göteborg-Gegend keine Anzeichen dieser beiden Senkungen zu finden.

Um so deutlicher sind aber die Anzeichen der Tapes-Transgression. Nachdem das Land sich in der Gegend von Göteborg wenigstens 78 m — vielleicht noch viel mehr — gehoben hatte, so daß der Meeresspiegel höchstens 16—17 m höher als jetzt gelegen hat, trat eine Transgression ein, welche fort dauerte, bis die Tapes-Grenze (P. G.) in dieser Gegend in 25—27 m H. ausgebildet war.

Diese Transgression dürfte in der späten Ancylus-Zeit angefangen und während der frühen Litorina-Zeit fortgedauert haben und scheint die ganze schwed. Westküste umfaßt zu haben. Sie ist bei Hälsingborg (vgl. Sundelin), in Halland (vgl. Halden) sowie in der Gegend von Göteborg (vgl. Munthe) konstatiert. Diese P. G., die am ganzen Küstenstrich ungefähr gleichzeitig sein dürfte, wird allgemein mit der L.-G. der Ostseeküste (s. Litorina-Zeit) parallelisiert. Sie liegt bei Hälsingborg, wo vor der Senkung das Land sogar höher gelegen hat als jetzt, ca. 9 m ü. d. M., bei Styrö in Halland 22,5 m, bei Göteborg 25,5—26 m, bei Starrkärr in Bohuslän 34,4 m ü. d. M. usw.

Nach der Zeit der Maximal-Ausbreitung des Tapes-Meeres hat sich eine allmählich absterbende Landhebung vollzogen.

Von großem arch. Interesse ist die Zusammenstellung der arch. Untersuchungen und der geol. Landhebungsforschung. Besonders gilt dies von der schwed. Westküste, wo die äußerst zahlreichen steinzeitl. Wohnplatzfunde gute, exakte Ergebnisse dieser Art versprechen. Eine Schwierigkeit liegt jedoch in der Tatsache, daß das gute „Leitfossil“, welches bei diesen Untersuchungen die keramischen Funde bilden, in den westschwed. Uferwohnplätzen oft fehlt.

Hier kann nur eine Andeutung über diese Verhältnisse gegeben werden. Die Ertebölle-Wohnplätze bei Hälsingborg kommen von etwas über der P. G. (Wohnplätze, die vielleicht nie am Meeresufer gelegen haben) bis etwas unterhalb derselben vor. Dies hat man so gedeutet, daß während der Ertebölle-Zeit die letzte Landhebung schon begonnen hatte. Über das Verhältnis in der Gegend von Göteborg im weiteren Sinne kommt Alin zu den folgenden allg. Ergebnissen. Die Ertebölle-Lihult-Kultur, die vielleicht schon wäh-

rend der Transgressionszeit des Tapes-Meeres ins Land gekommen war, lebt fort, bis die Ufer sich auf ca. 70% oder sporadisch bis auf 60% der P. G. verschoben haben. Die Wohnplätze der Walzenbeil-Zeit (auch Lihult-Äxte gibt es noch) findet man von einem Niveau zwischen 75—80% der P. G. und niedriger. Die Dolmen entsprechen einem Stadium der Landhebung, in welchem die Ufer bei 69—70% der P. G. lagen. Zu ähnlichen Ergebnissen kommt Enqvist für Orust und Tjörn. Diese Ergebnisse sind jedoch nicht unmittelbar benutzbar, weil die verschiedene Intensität der Landhebung in den n. und s. Teilen des Untersuchungsgebietes nicht genügend berücksichtigt wurde. (S. weiter Tf. 171 mit Erklärung.)

Nach Frödin kann man mit ziemlicher Gewißheit behaupten, daß die Landhebung an der Westküste schon 500 v. C. beendet war.

J. Alin *Götaälvsområdets fornninnen. Stenåldern Göteborgs jubileumspubl. III. Göteborg 1923*; ders. *Stenåldersboplatser och strandlinjer i mellersta Bohuslän* Göteborg und Bohusl. Fornm. Tidskr. 1925; E. Antevs *Postglacial marine shell-beds in Bohuslän* Geol. För. Förh. Stockholm 39 (1917); ders. *Senkvartära nivåförändringar i Norden* ebd. 43 (1921); G. de Geer *Om en postglacial landsänkning i södra och mellersta Sverige* ebd. 8 (1882); ders. *Quaternary sea-bottoms in Western Sweden* ebd. 32 (1910); A. Enqvist *Stenåldersbebyggelsen på Orust och Tjörn* Uppsala 1922; E. Erdmann *Fynd av torv på Kallgatts botten* ebd. 30 (1908); O. Frödin *En svensk kjökkenmödding. Ett bidrag till de postglaciala nivåförändringarnas historia* Ymer 1906; ders. *Tanums härads jasta fornlämningar från stenåldern* Göteborg 1912; B. Halden *Toenne intramarina förbildningar i norra Halland* Sv. Geol. Unders. Ser. C Nr. 310 (1922); O. Lidén *Sydsvenska stenåldersfrågor* Aarb. 1920; H. Munthe, H. E. Johansson und R. Sandegren *Göteborgstraktens geologi* Göteborgs jubileumspubl. II. Göteborg 1923; H. Nelson *Om randdeltan och randåsar i mellersta Sverige* Sv. Geol. Unders. Ser. C Nr. 220 (1910); N. Odhner *Skalbankarna och nivåförändringarna i Bohuslän* Geol. För. Förh. Stockholm 39, 40 (1917, 1918); R. Ser-nander *Bidrag till den västskandinaviska vegetationens historia i relation till nivåförändringarna* ebd. 24 (1902); U. Sundelin *Hälsingborgstraktens geologiska historia in Hälsingborgs hist. Uppsala 1925*; C. Wibling, O. Almgren, K. Kjellmark *Stenåldersfynden i Råå vid Hälsingborg* Fornvännen 1908.

d. Auch durch mehrere Untersuchungen im Binnenlande Schwedens sind ungleich-

formige N. konstatiert. Es sind dies Untersuchungen von Uferlinien vieler Binnengewässer. Diese Uferlinien hat man sogar teilweise datieren können. Bis jetzt sind jedoch die Untersuchungen nicht zahlreich genug, um ein geschlossenes Bild der N. des Binnenlandes entwerfen zu können. Darum werden hier nur einige der wichtigsten Untersuchungen in größter Kürze erwähnt.

Die ganze Deformation des Landes seit spätglazialer Zeit läßt sich in den alten Uferlinien der Eis-Seen studieren. Für Südschweden liegen von Munthe u. a. Untersuchungen des Wetter-Eissees vor. Die alten Uferlinien desselben zeigen eine Deformation, die größer ist, je weiter man nach N kommt, als also die der Zeit der Eissee-Stadien folgende Landhebung von beträchtlicher Intensität war.

Die meisten Eissee-Studien sind in Nordskandinavien vorgenommen, wo in finiglazialer und früh-postglazialer Zeit (die Termini im Sinne de Geers gebraucht) große Seen zwischen dem Eisrand und dem Hochgebirge aufgestaut wurden. Alle diese Untersuchungen geben insofern dieselben Resultate, als aus ihnen hervorgeht, daß die Landhebung gegen O größer war als gegen W.

Frödin zeigt weiter, daß das Land schon während der Eissee-Stadien sich in Hebung befand, denn die höheren Uferlinien weisen schärfere Gradienten auf als die niedrigeren. So hat z. B. die Uferlinie des ältesten Stadiums des großen jämtländischen Eissee (Tävla-Eissees) einen Gradienten von $1,43\%$, während die Uferlinien eines jüngeren Stadiums (Kall-Eissees) einen Gradienten von nur $0,83\%$ haben. Die ältere Auffassung Högboms von der unbedeutenden Deformation der Uferlinien mußte also aufgegeben werden.

Gavelin fand für den Frostvik-Eissee eine mehr als 50 m höhere Landhebung im SO als im NW. Am Torneträsk, von Sjögren untersucht, war die Niveau-Deformation zwar schwierig festzustellen. Auch hier ergab sich aber eine kleinere Deformation im NW als im SO. Gegen SO scheinen die Gradienten kleiner zu sein, was auch Frödin in Jämtland fand, und

was schon 1904 Högbom aus theoretischen Gründen ausgesprochen hatte.

Auch von dem Zeitpunkt ab, als das Land sich so weit gehoben hatte, daß Binnen-Seen vom Meere abgeschnürt wurden, kann man an den Ufern derselben die weitere Niveau-Deformation feststellen. So berechnete de Geer bei dem See Stora Lee eine beträchtliche Verlagerung des Wassers gegen S. Hier hatte, seitdem noch 57% der ganzen Landhebung übrig waren, das Land sich 47 km n. des Südendes von Stora Lee wenigstens 11,7 m mehr gehoben als dort.

In Småland hat Sundelin in mehreren Seen die Entwicklung der limnotelmatischen Kontakte (s. § 3) studiert. Er findet dabei, daß je höher man über den Meeresspiegel kommt, um so steiler fallen die ältesten Kontakte nach S und SO ab. Weiter sind die Gradienten der älteren Kontakte größer als die der jüngeren. Ein nicht unbedeutender Gradient der Fichtepollen-Grenze zeigt, daß die Fichte hier eingewandert ist, ehe die Landhebung zum Abschluß gekommen war.

In dem Hornborga-See, von mehreren Forschern beschrieben, wurde die letzte, sehr eingehende Untersuchung von Sandegren gemacht. Er gibt die Entwicklungsgeschichte des Sees vom Beginn der borealen Zeit bis heute. Das Nordende des damaligen Sees hat sich bis jetzt ungefähr 10 m höher gehoben als das Südende. Der Beginn der atlantischen Zeit wird von einer entsprechenden Zahl von ca. 5,5 m repräsentiert. In der atlantischen Zeit trat aber die Litorina-Senkung ein, die größer im N als im S war. Dadurch wurde der See etwas nach N zurückgekippt. Danach trat wieder Landhebung ein. Die noch übrige Landhebung beträgt im N des Untersuchungsgebiets in subborealer Zeit, als die Fichte einwanderte — arch. bestimmt etwa in der Übergangsstufe von der Steinkistenzeit zur BZ —, ca. 3 m mehr als im S. Seit Beginn der subatlant. Per. scheint kaum eine weitere Landhebung sich vollzogen zu haben.

G. de Geer *Om strandinjens förskjutning vid våra insjöar* Geol. För. Förh. Stockholm 15 (1893); ders. *Dal's Ed. Some stationary Ice-*

borders of the last Glaciation ebd. 31 (1909); G. Frödin *Bidrag till västra Fämlands sen-glaciala geologi* Sv. Geol. Unders. Ser. C Nr. 246 (1913); ders. *Studien über die Eisscheide in Zentral-skandinavien* Bull. Geol. Inst. Upsala 19 (1925); A. Gavelin und A. G. Högbom *Norra Sveriges issjöar* Sv. Geol. Unders. Ser. Ca Nr. 7 (1910); A. G. Högbom *Fämlands län*² ebd. Ser. C Nr. 140 (1920); H. Munthe *Studies in the Late-Quaternary history of Southern Sweden* Geol. För. Stockholm 32 (1910); L. v. Post *Vänerfrågans nuvarande läge* ebd. 47 (1925); R. Sandegren *Hornborgasjön* Sv. Geol. Unders. Ser. Ca Nr. 14 (1916); R. Ser-nander *Hornborgasjöns nivåförändringar och våra högmossars bildningssätt* Geol. För. Förh. Stockholm 31 (1909); O. Sjögren *Geografiska och glacialgeologiska studier vid Torne träsk* Sv. Geol. Unders. Ser. C Nr. 219 (1909); U. Sundelin *Fornsjöstudier inom Stångåns och Svartåns vattenområden* ebd. Ser. Ca Nr. 16 (1917).

e. Vor allem durch die genialen Untersuchungen de Geers über die Jahresschichten des während des Eisabschmelzens abgesetzten Tones und die Studien anderer Forscher, welche dadurch angeregt wurden, sowie durch die Ergebnisse, welche die pollenanalytische Methode Lagerheims und v. Posts geliefert hat, ist ein festes Gerüst auch für die Chronologie der N. gewonnen worden.

Es ist eigentlich nur gegen die berechnete Dauer der finiglazialen Per. Einspruch erhoben worden (vgl. Sauramo). Dabei handelt es sich aber nur um einen ev. Fehler von vielleicht 200 J.

Da man ferner die N. mit arch. Daten in Beziehung setzen kann, sind auch die chronol. Arbeiten von Montelius von größter Bedeutung für die Chronologie der N.

Das Grenzjahr zwischen der finiglazialen und der postglazialen Zeit als bester Ausgangspunkt für geochronol. Bestimmungen wird auch hier gewählt. Dabei bezeichnet

- Anzahl der Jahre vor diesem Zeitpunkt,
- + nach demselben.
- 5000 Der Eisrand im n. Schonen. Landhebung.
- 2540 Der Eisrand bei Väsby, Småland.
- 1074 Die Entwässerungskatastrophe bei Billingen. Die Zeit des Yoldia-Meeress beginnt.
- ca. 700 Der Ancylus-See wird vom Meere abgeschnürt.

— ca. 400 Die überhaupt höchste konstatierte M. G. (284 m) wird am Bottnischen Meerbusen ausgebildet.

- + 0 Die Bipartation der Eisscheide.
- + ca. 500 Die Kiefer, die früher im N einwanderte, tritt im mittl. Norrland auf. Die Landhebung dauert in Norrland fort; in Südschweden dürfte die Tapes-Litorina-Transgression schon angefangen haben.
- + ca. 2000 Das Tapes-Litorina-Maximum.
- + 3700 Der Ragunda-See mit Sedimenten ausgefüllt.
- + ca. 3900 Dolmenzeit. Die Meeresoberfläche in Uppland bei 40—35 m, im n. Bohuslän 34—20 m = 3000 v. C.
- + ca. 4900 Ende der Litorinazeit. 25% der Landhebung übrig auf Gotland.
- + ca. 5100 Beginn der BZ. Die Küstenlinie in Uppland ca. 25—24 m ü. d. M. = ca. 1800 v. C.
- + ca. 6300 Die Klimaverschlechterung = ca. 600 v. C.
- + 6900 Geburt Christi.
- + ca. 8800 Die Jetztzeit.

Die ganze Zeit von der Eisrandlage im n. Schonen bis jetzt beträgt also ca. 13800 J.

C. Chaldenius *Ragundasjöns stratigrafi och geokronologi* Sv. Geol. Unders. Ser. Ca Nr. 12 (1924); G. de Geer *Geochronologie der letzten 12000 Jahre* Geol. Rundschau 3 (1912); ders. *Om den definitiva förbindelsen mellan den svenska tidsskalans sen-glaciala och post-glaciala del* Geol. För. Förh. Stockholm 26 (1904); ders. *Förhistoriska tidsbestämningar och kulturutvecklingen* Ymer 45 (1925); A. G. Högbom *Nivåförändringarna i Norden* Göteborg 1920; ders. u. a. *Kronologiska översikter till Europas förhistoria* Uppsala 1916; R. Lidén *Geokronologiska studier öfver det finiglaciala skedet i Angermanland* Sv. Geol. Unders. Ser. Ca Nr. 9 (1913); O. Montelius *Vorgeschichtliche Chronologie* ZfEthn. 42 (1910); H. Munthe u. a. *Göteborgstraktens geologi* Göteborg. jubileumspubl. II (1923); L. v. Post *Ur de sydsvenska skogarnas regionala historia under postarklisk tid* Geol. För. Förh. Stockholm 46 (1924); R. Sandegren *Ragundatraktens post-glaciala utvecklingshistoria* Sv. Geol. Unders. Ser. Ca Nr. 12 (1924); M. Sauramo *Den sen-glaciala kronologien i Sverige och Finland* Geol. För. Förh. Stockholm 48 (1926).

§ 6. Finnland. a. In Finnland sind wie in Schweden zahlreiche und sorgfältige

Untersuchungen der N. vorgenommen. Ein zusammenfassender Bericht der wichtigsten, vor 1910 gemachten Untersuchungen wird im *Atlas öfver Finland* sowie in den früher genannten Lehrbüchern von Högbom und Ramsay gegeben (Lit. zu §3).

Durch Untersuchungen von Berghell, de Geer, V. Hackman, Hammarström, Herlin, Ramsay, Sauramo, Sederholm, Tanner, Wilkman u. a. ist man zu den folgenden allg. Resultaten gekommen.

Finnland gehört zu den Ländern, die während der Eiszeit tief eingesenkt wurden. Darum findet man die höchste marine Grenze hoch über dem jetzigen Meeresspiegel. Eine bedeutende Landhebung ist also in Finnland vor sich gegangen, welche hier wie in Skandinavien von ungleichmäßiger Größe gewesen ist, so daß die größten Hebungs-Isobasen (250—260 m ü. d. M.) uns in der Kuolajärvi-Gegend im n. Finnland begegnen. Von diesem finn. Hebungszentrum aus senken sich die Zahlen der Isobasen sehr schnell gegen O und gegen NW. Das Abfallen der Uferlinien scheint indessen viel schwächer zu sein als an gewissen Teilen der norw. Küste.

In den finn. und benachbarten Eismeergebietern sind jedoch bis jetzt nicht genügend eingehende Beobachtungen gesammelt, um sichere Linien der Landhebung ziehen zu können. Dies gilt aber nicht für die Kola-Halbinsel und die Küsten des Weißen Meeres, wo die Isobasen, auf Grund eingehender Untersuchungen von Ramsay u. a. gezogen, zu den sichersten überhaupt gehören.

Im sw., s. und sö. Finnland, wo mehrere Forscher an den Untersuchungen beteiligt waren, sind die Beobachtungen im allg. reichhaltiger als in den n. Teilen des Landes. Auch in dieser Richtung sinken die Zahlen der ganzen Landhebung seit der Zeit, in der die Eisrandlage sich in diesen Gegenden befand. Die Gradienten sind aber kleiner als gegen N und O. Der Mindestbetrag der höchsten marinen Grenze im s. Finnland beläuft sich auf 60—70 m (in Karelien).

Daß die auf die Landdepression der Eiszeit folgende Landhebung in Finnland schon während des Rückganges des Eis-

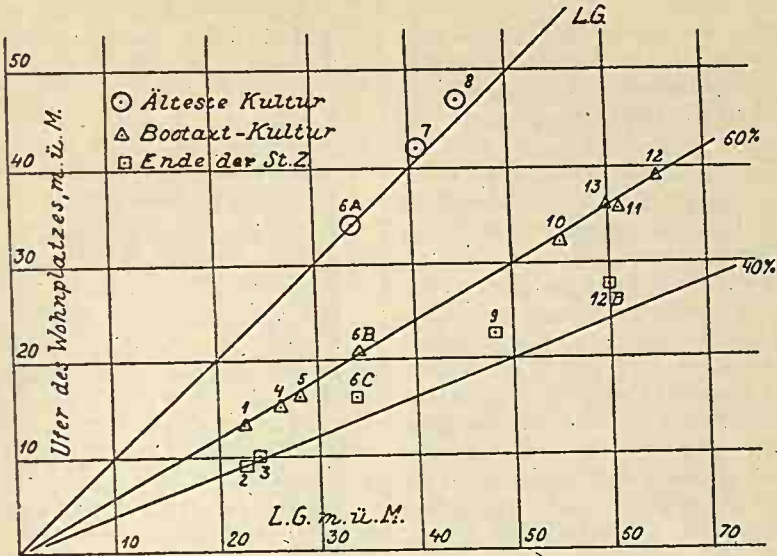
randes angefangen hat, haben Sauramo u. a. mit voller Evidenz gezeigt.

Über den Gang der Landhebung im sö. Finnland kommt Wilkman zu den folgenden Ergebnissen. Die Landhebung war im allg. gleichmäßig, aber von kleineren Oszillationen begleitet. Noch im Anfang der Ancylus-Zeit dauerte die Landhebung fort, ging aber gegen Ende dieser Zeit in wellenförmige Oszillationen über. Die Litorina-Senkung scheint nach Ramsay nur die südlichsten Teile Finnlands betroffen zu haben. Während der Litorina-Zeit hat sich das Land noch weiter gehoben.

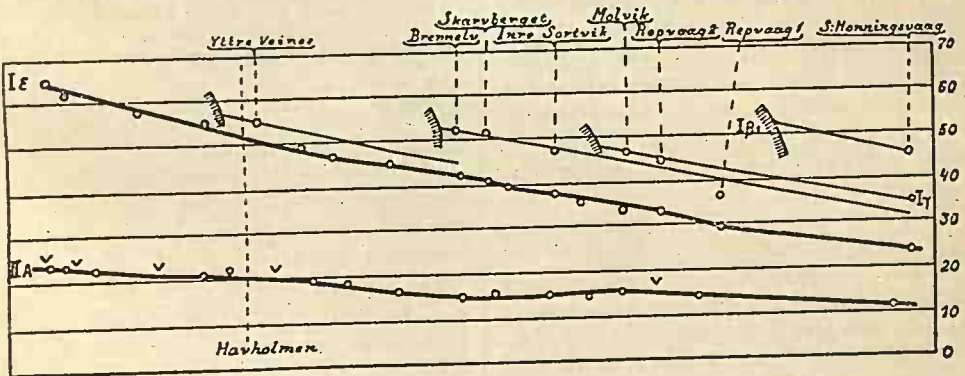
Wie Witting, sich auf kritische Behandlung von Pegelbeobachtungen stützend, gezeigt hat, dauert diese Landhebung noch fort und schwankt zwischen 30 cm pro Jh. im südlichsten Finnland und 1 m in den n. Teilen des Bottnischen Meerbusens.

Atlas öfver Finland 1910 Text I 5, 6a S. 76ff. Sederholm; H. Berghell *Bidrag till kännedom om södra Finlands kvartära nivåförändringar* Fennia 13, 2 (1896); G. de Geer *Om den senkvartära landhöjningen kring Bottniska viken* Geol. För. Förh. Stockholm 20 (1898); V. Hackman *Nya iakttagelser angående Yoldiahavets utbredning i Finland* Fennia 14, 1 (1899); ders. *Om i norra Finland iakttagna senglaciala strandmärken* Fennia 14, 5 (1899); R. Hammarström *Om strandbildningar och marina gränser i södra Österbotten och angränsande trakter* Fennia 18, 5 (1900); R. Herlin *Tavastmons erosionstrasser och strandlinjer* Fennia 12, 7 (1896); W. Ramsay *Über die geologische Entwicklung der Halbinsel Kola* Fennia 16, 1 (1898); ders. *Till frågan om det senglaciala havets utbredning i södra Finland* Bihang 1; V. Hackman *Marina gränser i östra Finland* Bihang 2; J. J. Sederholm *Några iakttagelser rörande Yoldiahavets lägsta strandlinjer* Fennia 12, 5 (1896); M. Sauramo *Studies on the quaternary varve sediments in Southern Finland* Bull. Com. Geol. Finl. Nr. 60 Helsingfors 1923; V. Tanner *Studier öfver kvartärsystemet i Fennoskandias nordliga delar* Fennia 23, 3 und 26, 1 (1906, 1907); W. W. Wilkman *Kvartära nivåförändringar i östra Finland* Bull. Com. Geol. Finl. Nr. 33 Helsingfors 1912; R. Witting *Hafsytan, geoidytan och landhöjningen utmed Baltiska havet och vid Nordsjön* Fennia 39, 5 (1918).

b. Der Teil der Geschichte über die N. in Finnland, welcher das größte arch. Interesse darbietet, ist derjenige der Litorina-Zeit (s. d.). Rein geogr. betrachtet, ist es zwar nicht unmöglich, daß die damaligen Küsten Finnlands schon während der Ancylus-Zeit bewohnt waren. Jedoch



a



b

Niveauveränderungen

a. Die Beziehungen zwischen der L.-G. und den Strandniveaus steinzeitlicher Wohnplätze im s. Finnland. Nach W. Ramsay. — b. Uferlinien am Porsangerfjord. Die „Harken“ bezeichnen verschiedene Lagen des Eisrandes. Nach V. Tanner.

kennt man außer dem chronol. unsicheren Fund von Antrea (s. d.) keine Funde in Finnland, die älter sind als die Litorina-Zeit.

Zahlreiche Untersuchungen (vgl. u. a. Ailio, Hausen; s. a. Finnland A § 1) von Uferwohnplätzen haben reiche, obwohl etwas wechselnde Ergebnisse geliefert, sowohl über den Verlauf der N. wie über die absolute Chronologie der Wohnplätze. Hierbei ist die jetzige Höhe der Wohnplätze ü. d. M. in Relation zu der sog. höchsten Litorina-Grenze (L.-G.) gesetzt.

Da aber, wie oben (§ 6a) gesagt, die südbalt. Litorina-Senkung n. der 30 m-Isobase Finnland wahrscheinlich nicht getroffen hat, hat die L.-G. hier keinen deutlichen Strandwall ausbilden können, wie es der Fall in Südschweden ist. Obwohl man zwar glaubt, eine deutliche Retardation der Landhebung in dieser Zeit konstatieren zu können, ist diese jedoch nicht genügend, um dem Meere die Möglichkeit zu geben, eine so schöne Uferlinie herauszubilden, daß man dieselbe längere Strecken verfolgen kann. Man hat statt einer solchen morphologischen L.-G. mit Lindberg die sog. Clypeus-Grenze (Cl.-G.) wählen müssen (s. Litorina-Zeit § 5). Die in dieser Weise erhaltenen Werte der Schnelligkeit der Landhebung während und nach der Litorina-Zeit unterscheiden sich beträchtlich von den schwed. Werten, die auf Untersuchungen Munthes u. a. fußen. Über die Frage der Cl.-G. und L.-G. s. Litorina-Zeit § 5.

Ramsay, der eine Zusammenstellung einer Reihe steinzeitlicher Wohnplätze mit der Cl.-G. in denselben Gegenden gemacht hat, hat auf Grund derselben ein Diagramm gezogen, daß hier mitgeteilt wird (Tf. 172a). Er erhält hier z. B. für den Schluß der StZ eine Zahl von 40%, welche die noch übrige Hebung in % der Cl.-G. wiedergibt. Dies ist eine Ziffer, die wenig mit der entsprechenden für Uppland, 34% der L.-G., übereinstimmt. Es ist zu hoffen, daß die ausführliche, kritische Behandlung, die A. Europæus, Ramsay u. a. finnl. Forscher besonders den Uferwohnplätzen mit Kammkeramik und Schnurkeramik widmen, auch die Fragen lösen wird, inwieweit die Cl.-G. Wert als isochrone Ufer-

linie besitzt, und welches deren Verhältnis zur L.-G., so wie Munthe diese definiert hat (s. Litorina-Zeit), ist. Vgl. a. § 5b.

Atlas öfver Finland 1910 Text II 49, 50 und 51; J. Ailio und A. Hackman *Förhistoriska fynd; J. Ailio Über Strandbildungen des Litorina-meeres auf der Insel Mantschinsaari* Fennia 14, 2 (1899); ders. *Die geographische Entwicklung des Ladogasees in postglazialer Zeit* Fennia 38, 3 (1915); ders. *Die steinzeitlichen Wohnplatzfunde in Finland* I 98ff. (1909); A. Bonsdorff *Über die Hebung der Küste Finlands und den mittleren Wasserstand der Ostsee* Fennia 21, 3 (1904); H. Hausen *De gamla strandbildningarna på Åland och deras förhållande till stenåldersboplatserna* Fennia 28, 3 (1910); H. Lindberg *Resultaten av de fytopaleontologiska undersökningarna i Lojo härad* Finska mosskulturför. årsbok 14 (1910) S. 318ff; ders. *Resultaten av de fytopaleontologiska undersökningarna i Raseborgs härad* ebd. 17 (1913) S. 404ff; ders. *Resultaten av de fytopaleontologiska undersökningarna i Helsinge härad* ebd. 18 (1914) S. 314ff; ders. *Vilka villnesbörd lämnar fytopaleontologien om vårt lands och dess floras utvecklingshistoria?* Öfvers. Finska Vet.-Soc. Förh. 58 Afd. C Nr. 2 (1916); E. Nilsson *Den postglaciala transgressionsgränsen på Åland* Geol. För. Förh. Stockholm 47 (1925) S. 446ff; W. Ramsay *Litorinagränsen i sydliga Finland* Geol. För. Förh. Stockholm 42 (1920) S. 243ff; ders. *Nivåförändringarna och stenåldersbosättningen i det baltiska området* Fennia 47, 4 (1926); G. Rudeberg *Om höjden för neolithhavet och vissa diatomcéers utbildning* Geol. För. Förh. Stockholm 47 (1925); ders. *Om nivåförändringarna i sydvästra Finland* Geogr. Annaler Stockholm 7 (1925).

§ 7. Norwegen. Auch Norwegen war, wie das übrige Fennoskandia, während der Eiszeit tief eingesenkt.

a. Schon Keilhau nahm Untersuchungen hochliegender Uferlinien vor und faßte das Niveauveränderungs-Phänomen als eine wirkliche Landhebung auf. Erst seitdem Bravais den Beweis für diese Auffassung gab, welcher in der schiefen Lage der Uferlinien liegt, und seine Beobachtungen von Chambers bestätigt worden waren, wurden die Studien der alten Uferlinien in Norwegen zahlreicher.

An den Studien der marinen Grenze (M. G.) in Norwegen sind Brøgger, Danielsen, de Geer, Grønlic, Hansen, Helland, Hoel, Holmsen, Holtedahl, Kaldhol, Kolderup, Nansen, Rekstad, Tanner, Vogt, Werenskiold und Øyen beteiligt. Eine Zusammenfassung dieser Studien ist im J. 1922 von Rekstad geliefert worden.

Weil das Hauptzentrum der Landhebung in Fennoskandia bei dem Bottnischen Meerbusen liegt, können wir für die norw. Küste keine gegen N immer steigenden Werte der M. G. erwarten, wie es bei der schwed. Ostseeküste der Fall war. Folgen wir der norw. Küste, finden wir die M. G. bei Oslo in einer H. von 220 m ü. d. M., bei Lindesnes schon bei 10 m H. Die 25 m-Isobase folgt nahe der norw. Westküste, bis diese nach NO abbiegt, wo wir wieder steigende Werte der M. G. erhalten. Außen im Küstenstrich der Trondhjem-Gegend steigt die M. G. bis über 100 m. Weiter nach N verlaufen die Isobasen wieder parallel der Küste. Niedrige Werte finden sich darum nur in Gegenden, wo, wie z. B. bei den Lofoten, die äußersten Küstenlinien sich nochmals von den zentralen Teilen des Hebungsbereiches entfernen. So wird die M. G. an den äußersten Lofoten-Inseln schon bei 16 m ü. d. M. gefunden.

Es gibt nur selten Gegenden, in welchen das Abfallen der Uferlinien, der Gradient der ungleichförmigen Schnelligkeit der Landhebung, so schön studiert werden kann wie in den norw. Fjorden. Von deren Mündungen einwärts geben die Untersuchungen immer steigende Werte der M. G.; so z. B. liegt die M. G. an einer Insel vor der Mündung des Hardanger-Fjords bei 46 m H. und in dessen innersten Teilen schon bei 124 m. Der kleinste gemessene Gradient der Uferlinien beträgt 0,10 m pro km (in Østfold) und der größte beinahe 2 m (in Nordmore).

Brøgger tritt für die Auffassung ein, daß die Landhebung erst in der Zeit, nachdem der Eisrand sich zurückgezogen hatte, angefangen hat, ja, daß sogar in der Zwischenzeit eine Landsenkung sich vollzog. Diese Auffassung erhält eine gewisse Stütze durch die Untersuchungen Holmsens von eisgedämmten Seen in Østerdalen. Dieser Forscher findet nämlich, daß der Gradient der Uferlinien für die höher liegenden Eisseen kleiner ist als für die niedriger liegenden. Über diese Frage sind für die norw. Küste die Beobachtungen jedoch nicht so eindeutig, wie es zu wünschen wäre; vgl. z. B. Holtedahl, der nachweist, daß in der Zeit, in der die Raer ausgebildet wurden, das Land in Hebung begriffen war.

In niedrigeren Niveaus als die der M. G. gibt es eine Reihe jüngerer Terrassen, welche Øyen durch ihren Fossil-Inhalt charakterisiert. Er teilt nach den Terrassen die spät- und postglaziale Zeit in verschiedene Per. ein, die er folgenderweise mit den Blyttschen Klimaperioden vergleicht:

Mytilus-Niveau = arktisch
 Portlandia-Niveau = subglazial
 Litorina-Niveau = subarktisch
 Pholas-Niveau = infraboreal
 Mactra-Niveau = boreal
 Tapes-Niveau } = atlantisch
 Trivia-Niveau }
 Ostrea-Niveau I = subboreal
 Ostrea-Niveau II = rezent

Die für das Tapes-Niveau und die nächstfolgenden Niveaus hauptsächlich von den Archäologen gebrauchte Bezeichnung Tapes-Zeit entspricht der Litorina-Zeit der Ostsee (s. Litorina-Zeit).

Die wechselnden N. des norw. steinzeitlichen Meeres werden unten beschrieben. Dabei wird aus praktischen Gründen über den Oslo-Fjord (§ 7b) und über die norw. Atlantik-Küste (§ 7c) für sich berichtet.

D. Danielsen *Kvartærgeologiske streiftog paa Østlandet* Nyt Mag. f. Naturv. 50 (1912); G. de Geer *Om Skandinaviens nivåförändringar under kvartärperioden* Sv. Geol. Unders. Ser. C Nr. 98 (1890); O. T. Grönlie *Kvartærgeologiske undersøkelser i Tromsø Amt I—III* Tromsø Mus. Aarsh. 34, 36, 38, 39; A. Hansen *Strandlinjestudier* Arch. f. Mat. og Naturv. 14—15 (1890—1891); ders. *Skandinaviens stigning* N. Geol. Unders. Nr. 28 (1900); A. Helland *Strandliniernes fald* N. Geol. Unders. Nr. 28 (1900); G. Holmsen *Brøddamte sjøer i Nordre Østerdalen* N. Geol. Unders. Nr. 73 (1915); O. Holtedahl *Studier over isrand-terassene syd for de store østlandske sjøer* Vid.-selsk. Skr. I. Mat.-naturv. Kl. 1924 Nr. 14; H. Kaldhol *Bidrag til Romsdals amts kvartærgeologi* Kgl. N. Vid. Selsk. skr. 1915 Nr. 7 Trondhjem 1916; Fr. Nansen *The Strandflat and Isostasy* Vid.-selsk. Skr. I. Mat.-naturv. Kl. 1921 Nr. 11; P. A. Øyen *Glacialgeologiske studier langs stranden av Kristianiafjordens indre del* Arch. Mat. og Naturv. 28 Kristiania 1907; ders. *Kvartærgeologiske streiftog omkring den indre del av Bundefjorden* ebd. 30 (1908); ders. *A brief summary of the evidence furnished by Glacial phenomena and Fossiliferous Deposits in Norway as to Late-Quaternary climate in Die Veränderungen des Klimas seit dem Maximum der letzten Eiszeit* Stockholm 1910; ders. *Kvartærstudier i Trondhjemfjellet* III Kgl. N. Vid.-selsk. skr. 1914 Nr. 6 Trondhjem 1915; J. Rekstad *Geologiske iakt-*

tagelser fra ytre del av Saltenfjord N. Geol. Unders. Aarb. 1910 Nr. 3; ders. *Norges heving efter istiden* N. Geol. Unders. Nr. 96 (1922); V. Tanner *Kvartärsystemet i Fennoskandias nordliga delar* Fennia 23, 3 und 26, 1 (1906, 1907).

b. Wie die Sache sich auch in der Zeit der Entstehung der norw. Raer verhält, so vollzog sich jedenfalls eine Landhebung in den Umgebungen des Oslo-Fjords, seitdem der Eisrand sich bis zum Südende Mjøsens verschoben hatte. Sich auf seine sehr eingehenden Untersuchungen der Molluskenfauna des Oslo-Fjords stützend, meint Brøgger, über die Entwicklung dieses Gebietes das folgende Bild zeichnen zu können.

Als beinahe die halbe Landhebung vollendet war, scheint sie gegen eine Transgression des Meeres vertauscht worden zu sein. Diese fiel in die postglaziale Wärmezeit, und die damalige Uferlinie wird dadurch gekennzeichnet, daß bis zu diesem Niveau Ablagerungen mit dem wärmeliebenden *Tapes decussatus* vorkommen.

Diese Transgression scheint an keiner Stelle des Gebietes sich auf mehr als einige Meter, höchstens aber 10 m, zu belaufen. Sie scheint nur sehr kurze Zeit gedauert zu haben; dann setzte die Landhebung wieder ein.

Die höchste Grenze der Tapes-Senkung findet man im Gebiet des Oslo-Fjords ein wenig n. Oslo in 75 m H. ü. d. M., bei der Mündung des Fjords ca. 40—45 m ü. d. M. Weiter nach SW wird sie immer weniger beziffert, bis an der Südküste die Uferlinien der Tapes-Senkung bei 8—10 m ü. d. M. mit der M. G. zusammenfallen.

Brøgger hat einen Vergleich zwischen steinzeitl. Axttypen und der topographischen Lage der Funde im Verhältnis zum Tapes-Niveau gezogen. Als Beispiel mag angeführt werden, daß in der Zeit des Walzenbeils (s. d.) die Uferlinie bei Oslo zwischen 67—55 m ü. d. M. gelegen hat, in der Zeit der spitznackigen und dünnackigen Äxte in 55—23 m H., in der Zeit der dicknackigen Axt und der Axt mit Schaftloch in 23—14 m H.

Die Schnelligkeit der Landhebung betrug nach Brøgger in diesen Zeiten bzw. 1,20 m, 2,20—2,10 m und 1,80 m pro Jh. Die darauf folgende fortgesetzte Landhebung hat weiter retardiert und beträgt in der BZ ca. 1,0 m pro Jh.

W. C. Brøgger *Om de sen glaciale og postglaciale niveauforandringer i Kristianiafjeldet* N. Geol. Unders. 31 (1900—01); ders. *Strandliniens beliggenhed under stenalderen i det sydøstlige Norge* N. Geol. Unders. 41 (1905); P. A. Øyen *Stenalderens fund ved bunden av Kristianiafjorden Oldtiden* 9 (1922).

c. Wie das sö. Norwegen und s. Schweden ist auch die Süd- und Westküste Norwegens nach der spätglazialen und frühpostglazialen Landhebung einer Senkung ausgesetzt gewesen, welche hier im großen gleichzeitig mit der Tapes-Senkung am Skagerak und Kattegatt und der Litorina-Transgression (s. Litorina-Zeit) im Baltischen Meere war.

Die Anzeichen dieses postglazialen Untertauchens der Küste sind sehr deutlich auf Jæderen, wo sie durch Strandwälle von Rollsteinen, die in ca. 10 m H. ü. d. M. liegen, gebildet werden.

Kurz vor dieser Senkung scheint das Meeresufer im südlichsten Norwegen noch niedriger gelegen zu haben als jetzt. So gibt es auf Lista ein Moor, das nunmehr u. d. M. liegt (Holmboe). S. a. Ancycluszeit.

Weiter nach N liegen die Uferlinien des Tapes-Meeres höher. So findet man die Tapes-Terrasse bei Trondhjem in beinahe 70 m H. Die Uferlinien der Tapes-Grenze verlaufen wie die der M. G. schief, doch haben sie kleinere Gradienten (vgl. Grønlie).

Die Tapes-Grenze hat für die Archäologie des norw. Westlandes nicht dieselbe große Bedeutung wie im Østland, in Schweden und Finnland (s. Litorina-Zeit). Dies hängt damit zusammen, daß die Ufer hier oft so steil sind, daß auch eine große vertikale Veränderung die Ufer nicht auf weitere Strecken hin in horizontaler Richtung zu verschieben vermag. Darum wird die topographische Niveauschärfe der Wohnplätze verringert. Dazu kommt, daß teilweise aus derselben Ursache die norw. steinzeitl. Wohnplätze oft keine typischen Strandwohnplätze sind, sondern andere geogr. Verhältnisse, wie Felsenvorsprünge, Grotten usw., die Wahl des Platzes als Niederlassung bedingt haben.

Indessen zeigt sich in einigen Gegenden eine gute Übereinstimmung zwischen dem Alter der Wohnplätze und den Niveauverhältnissen; so weist z. B. Nummedal

nach, daß die Flintplatz-Kultur der älteren norw. StZ in Glasvær bei Bergen einer H. von 20—30 m entspricht, während die Wohnplätze der jüngeren StZ 8—10 m ü. d. M. liegen.

In späterer Zeit (während der j. StZ) scheint, wenigstens in gewissen s. Teilen des Landes, die seit der Tapes-Zeit noch fortdauernde Landhebung durch eine neue Landsenkung unterbrochen zu sein. Dies geht daraus hervor, daß einige späte steinzeitl. Wohnplätze (z. B. auf Bømlo; vgl. Shetelig 1922 S. 162) nunmehr u. d. M. liegen.

A. Bjørn *Stenaldersstudier* Vid.-selsk. skr. Hist. Fil. Kl. 1924 Nr. 5 Oslo; H. Gjessing *Rogalands stenalder* Stavanger 1920; O. T. Grønlie *Strandlinjer, moræner og skjælføremster i den sydlige del av Troms fylke* N. Geol. Unders. Nr. 94 (1922); J. Holmboe *Om en postglacial sænkning av Norges sydvestlige kyst* Nyt Mag. f. Naturv. 39 (1901); ders. *En undersjøisk torvmyr ved Nordhavet paa Lister* Naturen Bergen 1909; A. Nummedal *Arkeologiske undersøkelser paa Sotra* Bergens Mus. Aarb. 1917—18 Hist.-Antikv. række Nr. 4; H. Reusch *Den formodede Litorinasenkning i Norge* N. Geol. Unders. Aarb. 1915, 4; H. Shetelig *En landsenkning under yngre stenalder* Naturen 1920; ders. *Primitiv tider i Norge* Bergen 1922; P. A. Øyen *Tapesniveaulet på Jæderen* Vid.-selsk. forh. Kristiania 1906 Nr. 1.

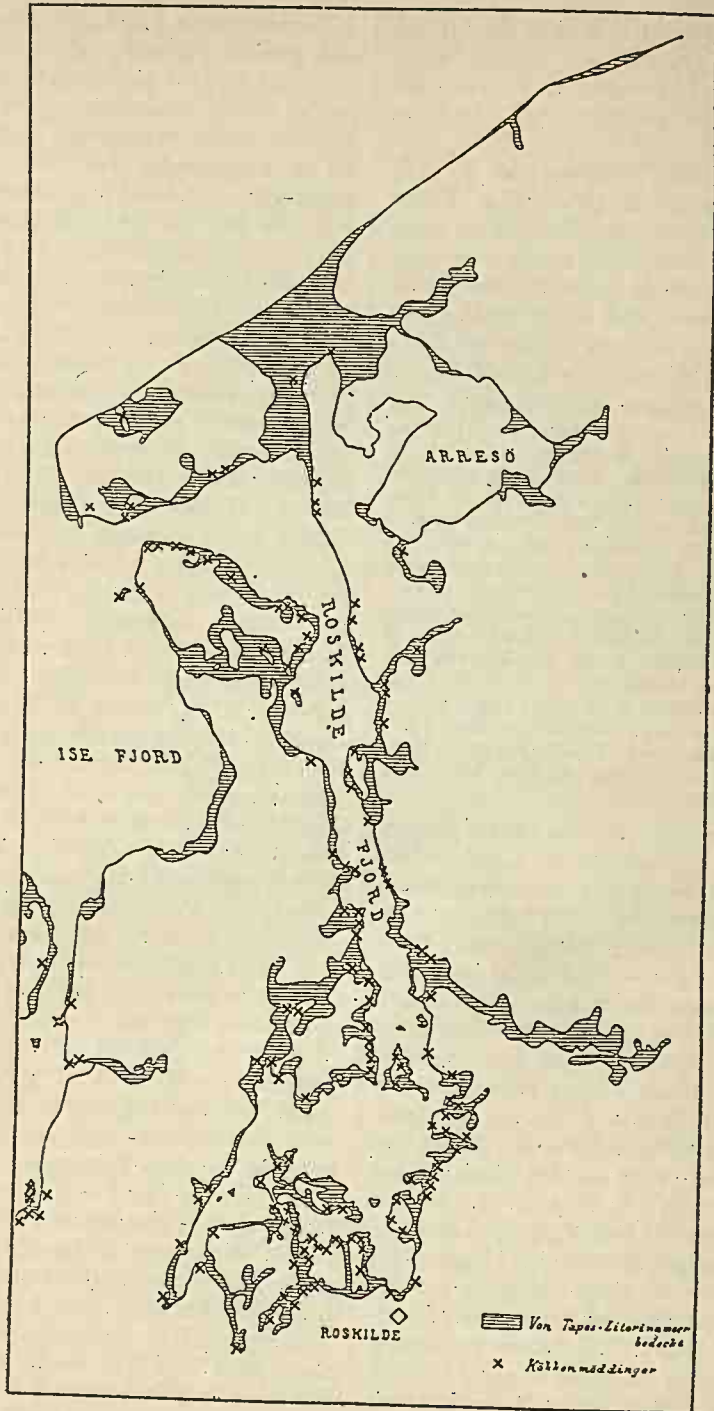
§ 8. Dänemark. Als das Eis bei seinem Abschmelzen das unbedeckte Land verließ — oder, wie einige dän. Geologen annehmen scheinen, bei einer spätglazialen Senkung, die dem Rückzuge des Eises unmittelbar folgte —, bildete das Meer eine Reihe von Strandlinien heraus, die heute in großen Teilen Dänemarks über den jetzigen Meeresspiegel gehoben worden sind. Diese marine Grenze trifft man bei Frederikshavn 60 m ü. d. M., auf der Insel Anholt ca. 30 m, in den inneren Teilen des Lim-Fjords 10—20 m und bei Mariager auf Jütland schon in 5 m H. ü. d. M. Weiter nach S dürften die damaligen Strandlinien unter dem jetzigen Meeresspiegel liegen, und dort haben die sämtlichen Niveauveränderungen seit spätglazialer Zeit in einer Landsenkung resultiert. Die oben gegebenen Zahlen bedeuten die ganze ungleichförmige Landhebung, welche die n. Teile Jütlands seit der Eiszeit durchgemacht haben. Diese Landhebung ist jedoch keineswegs als eine gleichmäßige, unabgebrochene negative Uferverschiebung vor sich gegangen.

Nachdem das Land sich beinahe bis zu dem jetzigen Niveau gehoben hatte (wenigstens gilt dies für die nördlichsten Teile Jütlands), wurde diese Hebung, wie A. Jessen konstatiert hat, wenigstens im n. Vendsyssel in finiglazialer Zeit von einer kurzdauernden Landsenkung unterbrochen — von der sog. *Zirphaea-Schicht* repräsentiert —, die mindestens 12—13 m betrug. Die Mitteltemperatur des Meeres war schon 4—6 Grad Celsius.

In der Ancyclus-Zeit wird die Landhebung fortgesetzt — sie ist wahrscheinlich in den größeren Teilen des Hebungsgbietes nie unterbrochen, sondern nur vielleicht verzögert worden. Wie weit nach S diese Landhebung reichte, läßt sich nicht bestimmen. Die s. Teile vom Öresund und den Belten waren indessen bei dieser Hebung mit einbegriffen. Das Land wurde dadurch so sehr gehoben, daß das Wasser der Ostsee ausgesüßt werden konnte. In der Frage, ob die Landhebung eine feste Landverbindung zwischen Jütland und Schonen schuf, waren die Meinungen der Geologen bis vor kurzem geteilt (s. Ancycluszeit). Jetzt muß man diese Landverbindung als bewiesen ansehen. In der Ancycluszeit wurde das Land so sehr gehoben, daß sich der damalige Meeresspiegel im n. Vendsyssel etwa in der jetzigen Höhe befand; im s. Vendsyssel lag das Land wenigstens 6—7 m höher als jetzt (submariner Torf in entsprechender Tiefe). Für Süd-jütland rechnet man mit einer Höhenlage des Landes von mindestens 20 m über der jetzigen. Im Öresund hat man submarinen Torf in 13 m T. u. d. M. gefunden.

Die Landhebung wurde indessen nochmals unterbrochen und von der Landsenkung der Litorina-Zeit abgelöst, die n. einer Linie Nissum-Fjord — Vejle — Nordspitze Langelands — Nordküste Falsters von der darauf einsetzenden Landhebung ausgeglichen oder übertroffen wurde. S. dieser Linie hat entweder die Landhebung der vorhergehenden Senkung nicht entsprochen, oder (vgl. § 9) die Landsenkung hat sich auch in dem letzten Teil der Litorina-Zeit und später noch fortgesetzt.

Das Litorina-Maximum (für den größeren Teil Dänemarks gleich dem Tapes-Maximum zu setzen) wird bei Kopenhagen 3,5 m, bei



Niveauperänderungen

Die Verbreitung der Kökkenmöddinger am Roskilde-Fjord.
Maßstab 1:300 000. Nach V. Milthers.

Randers 3,5—5 m, bei Aalborg 6—7 m und bei Frederikshavn 13—15 m ü. d. M. angetroffen.

Funde von steinzeitl. Geräten, welche eine Landsenkung nach der Litorina-Zeit beweisen, sind im südlichsten Dänemark wie in Deutschland an verschiedenen Plätzen gemacht, so z. B. bei Kolding in 3 m, bei Hadersleben in 2,5 m und bei Nysted in ca. 2,5 m T. unter dem jetzigen Meeresspiegel.

Ob die N. nunmehr beendet sind, ist unsicher. Man glaubt indessen konstatiert zu haben, daß sich z. B. bei Vust in V. Hanherred eine Landhebung von ca. 1 m seit der BZ vollzogen hat.

Beschreibungen d. dän. Geol. Karte (1: 100000)
 Danm. Geol. Unders. I. Raekke K. A. Grönvall und V. Milthers Nr. 13 (1916); A. Jessen Nr. 4 (1897), Nr. 10 (1905), Nr. 12 (1907), Nr. 14 (1922); V. Madsen Nr. 5 (1897) Nr. 7 (1900), Nr. 9 (1902); V. Milthers Nr. 11 (1908); K. Rørdam Nr. 6 (1899); ders. und V. Milthers Nr. 8 (1900); N. V. Ussing und V. Madsen Nr. 2 (1897); A. Jessen *Marsken ved Ribe* Danm. Geol. Unders. II. R. Nr. 27 (1916); ders. *Stenalderhavets Udbredelse i det nordlige Fylland* ebd. II. R. Nr. 35 (1920); ders. *Vendsyssels Geologie* ebd. V. R. Nr. 2 (1918); K. Jessen *En undersjøisk Mose i Rungsted Havn og de sen-glaciale Niveauforandringer i Øresund* ebd. IV. R. Nr. 18 (1923); V. Madsen *De kvartære jordskorpebevægelser i Danmark og deres årsag* Förh. 17. Skand. Naturf. mødet i Göteborg 1923 (1926); E. L. Mertz *Oversigt over de sen- og postglaciale Niveauforandringer i Danmark* Danm. Geol. Unders. II. R. Nr. 41 (1924); V. Milthers *Nordostsjællands Geologie* ebd. V. R. Nr. 3 (1922); V. Nordmann *Dosinialagene* Medd. Dansk. Geol. For. 10 (1904); ders. *Østersens Udbredelse i Nutiden og Fortiden i Havet omkring Danmark* ebd. 9 (1903); C. G. J. Petersen *De skalbærende Molluskers Udbredningsforhold* Kopenhagen 1888; K. Rørdam *Saltvandsalluviet i det nordøstlige Sjælland* Danm. Geol. Unders. II. R. Nr. 2 (1892); N. V. Ussing *Dänemark in Handb. d. reg. Geol.* Heidelberg 1910.

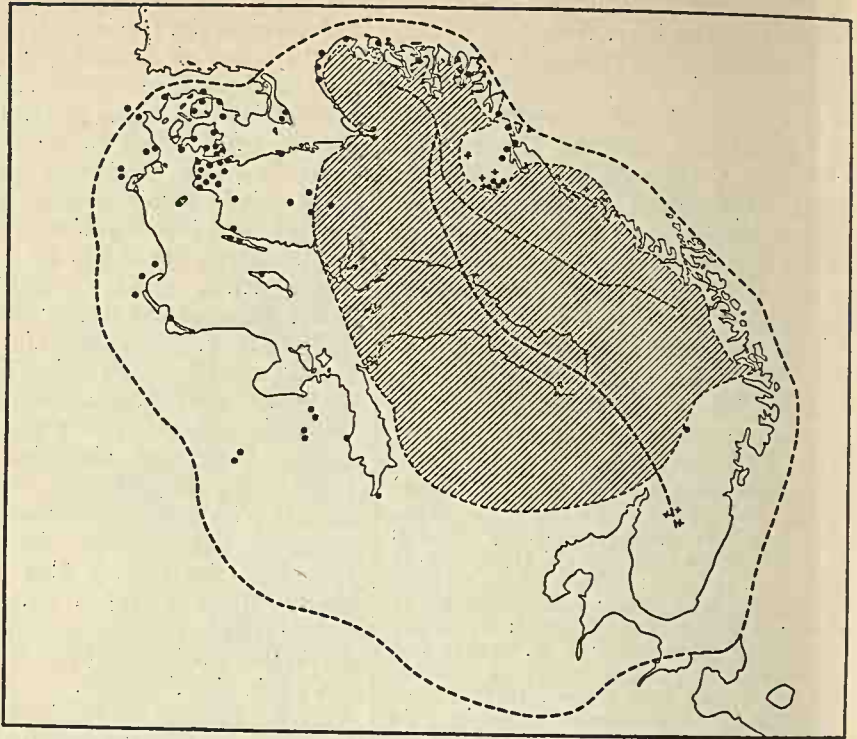
§ 9. Die deutsche Ostseeküste und die der baltischen Staaten. a. Bei dem Rückzuge des Eises nach der letzten Eiszeit (über die Ausbreitung des vereisten Gebietes in dieser und über die Funde der Lyngby-Kultur [s. d.]s. die Karte Tf. 174 und Nordischer Kreis A I § 1) lag das norddeutsche Flachland nicht unbedeutend höher, wahrscheinlich hier in den peripherischen Teilen des vereisten Gebietes und unmittelbar außerhalb desselben als Folge der großen Niederpressung in den zen-

tralen Teilen des Gebietes. Über die Frage, wieviel höher als heutzutage das Land damals lag, können nur wenige Anhaltspunkte durch Untersuchungen in Deutschland gewonnen werden, weil die damaligen Küsten unter die jetzige Oberfläche der Ostsee gesunken sind. Durch Studien in Schweden gewinnt man jedoch gewisse Ziffern für den Mindestbetrag der dtsh. N.

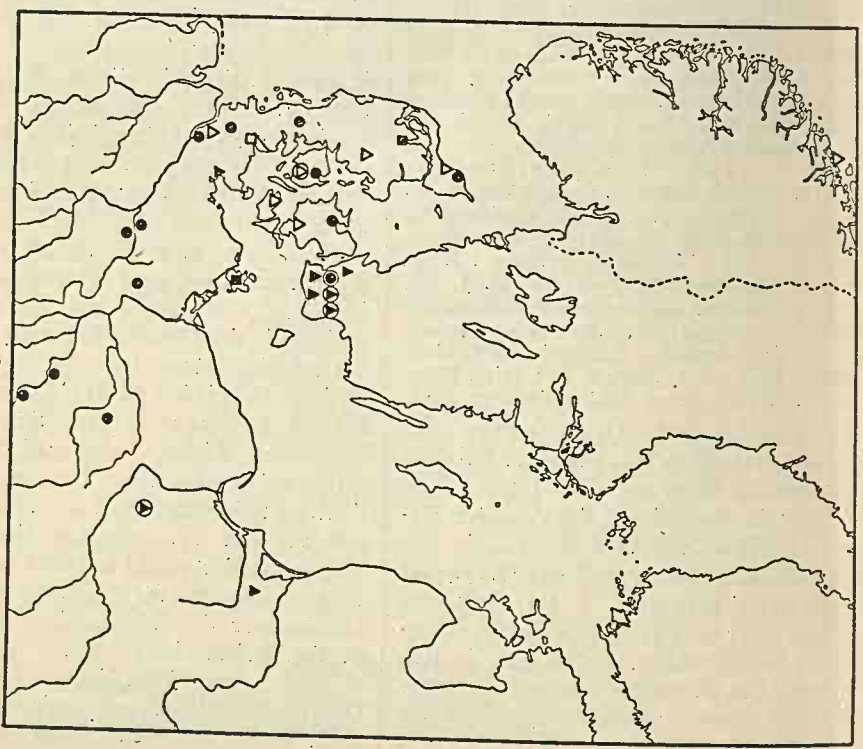
Wie schon (§ 5a) gesagt, war die Ostsee während des Rückganges des Eises durch das s. Schweden ein über dem Meeresspiegel liegender Eisse, dessen Oberfläche zu zwei Zeitpunkten durch Entwässerung gegen O und gegen W gesenkt wurde. Dabei hat also eine scheinbare Landhebung stattgefunden, während vielleicht in Wirklichkeit eine sinkende Krustenbewegung sich vollzog. Als Betrag der Höhenlage des Landes über der jetzigen nimmt Munthe 125 m an. Friedrich und Heiden meinen, daß die Mündung der Trave wenigstens 55 m höher gelegen hat als in der Jetztzeit.

Als der Eisrand die Nordspitze Billings erreichte, sank die Oberfläche des balt. Eissees wahrscheinlich um wenigstens 17 m (s. § 5a). Das bedeutet, daß die Darsser Gegend, da die Darsser Schwelle nunmehr in 18 m T. liegt, in diesem Zeitpunkt (ca. 8000 J. v. C.; Chronologie de Geers) wenigstens 35 m höher als jetzt gelegen hat.

Ob in der Ancyluszeit (s. d.) eine Landhebung die dtsh. Ostseeküste betroffen hat, kann nicht mit Sicherheit entschieden werden. Gagel z. B. verhält sich gegen diese Annahme ganz ablehnend. Sicher ist jedoch, daß das Land, ehe die Landsenkung in der Litorina-Zeit sich fortsetzte, beträchtlich höher lag. So werden z. B. nach Friedrich und Heiden unter dem Priwall bei 24 m T. im Süßwasserkalk Reste von Kiefer, Eiche und Süßwasserpflanzen angetroffen. Dies muß so gedeutet werden, daß das Land in der Eichenzeit vor der Transgression des Litorina-Meeres mindestens 25 m höher lag als jetzt. Andere Beweise für die höhere Lage des Landes vor der Litorina-Zeit finden sich in den submarinen Mooren und in den steinzeitl. Artefakten, die unter der jetzigen Oberfläche der Ostsee gefunden worden sind. Einen weiteren Beweis der Litorina-



a



b

Niveauveränderungen

a. Karte der größten Ausdehnung der letzten Eiszeit bei Beginn der finnglazialen Epoche (● FO fossiler arktischer Pflanzen; + Moräne spätglazialer, lokaler Gletscher). Nach Fr. Enquist. — b. Karte des ersten Auftretens des Menschen im Ostseegebiet. (Vgl. die Karte Band VII Tf. 214.)
 Nach G. Ekholm.

Senkung sieht Wahnschaffe auch in der Fördenküste Schleswig-Holsteins. Die Förden sind nämlich nach ihm gesenkte Seen. Eine andere Ansicht über die Entstehung der Förden vertreten dagegen Werth und Gagel. Spethmann gibt eine Zusammenstellung der nordd. Litorina-Bildungen.

Unter den zahlreichen Funden von submarinen Torfschichten und unter der Oberfläche der Ostsee gefundenen steinzeitl. Geräten können genannt werden:

Kieler Förde: Süßwassertorf und darunter zahlreiche Artefakte der ält. neol. Per. in 8—9 m T. (s. a. Ellerbek).

Lübeck (s. d.): Artefakte der Kjökkenmöddinger Kultur in 6—10 m T., Bruchwaldtorf in 7,5 m T.

Rostock (nach Stahl): Bruchwaldtorf in 7,5 m T.

Warnemünde: Waldboden mit wurzelnden Eichenstämmen als Liegendes der Litorina-Ablagerungen.

Stralsund: 1,25 km n. des Festlandes Torf in 7 m T.

Eckernförder Bucht: Nach einer Mitt. im Nachrichtenblatt Ges. dtsh. Vorg. I (1925) S. 5 sind hier submarine Funde von einem Torfmoor und steinzeitl. Hirschgeweihgeräte in einer bis jetzt noch nicht angegebenen Tiefe gemacht worden.

Ob die Landhebung in der späteren Litorina-Zeit und danach auch die dtsh. Ostseeküste erreichte, ist fraglich. Im großen scheinen jedoch in der Jetztzeit die säkularen Krustenbewegungen zum Stillstand gekommen zu sein, obschon sowohl Hebungen als Senkungen an verschiedenen Teilen der nordd. Flachlandküste durch Pegelbeobachtungen festgestellt sind.

W. Deecke *Geologie von Pommern* Berlin 1907; P. Friedrich und H. Heiden *Die Lübeckischen Litorina-Bildungen* Mitt. Geogr. Ges. Lübeck 2. R. 20 (1905); C. Gagel *Zur Geologie Schleswig-Holsteins* Jahrb. Preuß. Geol. Landesanst. 30, 2 (1909); ders. *Die sogenannte Ancylushebung und die Litorinosenkung an der deutschen Ostseeküste* ebd. 31, 1 (1910); E. Geinitz *Die geologischen Aufschlüsse (Litorina-Ablagerungen) des neuen Warnemünder Hafensbaues* Mitt. Großh. Meckl. Geol. Landesanst. 14 (1902); ders. *Der Litorina-Ton im Wismarschen Hafen* Meckl. Arch. 57 (1903); ders. *Die spätglaziale Senkung Norddeutschlands* Sitz.-Ber. u. Abh. Naturf. Ges. Rostock 4 (1912); ders. *Das Diluvium Deutschlands* Stuttgart 1920; H. Klose

Die alten Stromtäler Vorpommerns 9. Jahresber. Geogr. Ges. Greifswald 1905; H. Menzel *Zur Entwicklung und Gliederung der Quartärbildungen des nördlichen Deutschlands* Naturw. Wochenschr. NF 16 (1917); J. Schumann *Über Hebung und Senkung der südlichen Küste des Baltischen Meeres* Preuß. Provinzbl. 3. Folge 9 Königsberg 1864; H. Spethmann *Ancylussee und Litorinae* in *südwestlichen Ostseebecken* Mitt. Geogr. Ges. Lübeck 2. R. 21 (1906); F. Wahnschaffe *Anzeichen für die Veränderungen des Klimas seit der letzten Eiszeit im norddeutschen Flachlande* Ztschr. Dtsch. Geol. Ges. 62 (1910); ders. *Über die Entstehung der Förden Schleswig-Holsteins* Jahrb. Preuß. Geol. Landesanst. 33, 1 (1912); C. A. Weber *Über Litorina- und Prä-litorinabildungen der Kieler Förde* Englers Bot. Jahrb. 35 (1904); ders. und J. Mestorf *Wohnstätten der älteren neol. Periode in der Kieler Förde* 43. Ber. Mus. Vaterl. Altertümer Univ. Kiel 1904; H. Werth *Zur Entstehung der Förden* Ztschr. Dtsch. Geol. Ges. 1909 Monatsber. 8/10.

b. Zahlreiche quartärgeol. Untersuchungen sind im Ostbaltikum von Fr. Schmidt ausgeführt worden. Darunter findet sich auch eine große Zahl von Untersuchungen der spätquartären N., größtenteils in russ. Sprache von der russ. geol. Kommission publiziert. Ferner haben de Geer und Hausen Untersuchungen von Uferlinien vorgenommen. Noch bleiben jedoch mehrere wichtige Fragen über die N. unbeantwortet. Durch die Arbeit hauptsächlich der genannten Forscher ist das Bild der spätquartären Geschichte des Ostbaltikums wenigstens in seinen Hauptzügen geklärt.

Nördlich einer Linie, die das Ostbaltikum im n. Teil des Kurischen Haffs trifft, findet man gehobene Strandlinien eines spätglazialen Eissees. Schon bei ihrer Entstehung lagen diese Uferlinien über dem Meere erhöht, weil sie von dem ersten balt. Eissee herrühren (s. § 5a). Diese Uferlinien finden sich in den s. Teilen des Gebietes in niedrigerer Höhe als weiter gegen Norden. So wird diese Eissee-Grenze nö. von Polangen 11 m, bei Blaurberge, Dondangen 38 m, bei Kurtenhof, sö. von Riga, 13 m, am Westende des Fellinschen Tales ca. 30 m, bei Turmberg, Dagö Gipfel, ca. 68 m ü. d. M. angetroffen. Weiter gegen O sind die Werte dieser Grenze wieder niedriger, z. B. bei Jamberg 20 m.

Nach der Ausbildung der genannten Strandlinien fand eine Regression statt, aber von welcher Größe sie war, ist un-

sicher. Hausen nimmt mit Munthe an, daß das Land wenigstens in gewissen südlicheren Teilen des Hebungsgebietes sogar höher als jetzt lag.

Eine Transgression des Meeres in der Ancyclus-Zeit ist aller Wahrscheinlichkeit nach sicher konstatiert, doch bis jetzt nicht ö. von Wainopäh an der Nordküste. Wie weit nach SW diese Transgression sich erstreckt hat, ist nicht bekannt, da aus Kurland keine Beobachtungen vorliegen. Der Ancyclus-Wall liegt bei Piersal 32 m, auf Ösel 24 m und bei der Kurischen Aa 8 m ü. d. M.

In der jüngeren Ancyclus-Zeit und in den nördlichsten Teilen des Gebietes auch in der älteren Litorina-Zeit hat sich die Landhebung fortgesetzt, bis sie von der Litorina-Senkung unterbrochen wurde. Über die Litorina-Grenze (s. Litorina-Zeit), die im ganzen Ostbaltikum als eine wirkliche Transgressions-Grenze aufzutreten scheint, liegen reichhaltige Beobachtungen vor. Sie wird in den folgenden Höhen angetroffen: Kurische Aa 2 m, St. Irben (Kurland) ca. 13 m, Kergel, Ösel, 19 m, Krodi (ö. Reval) ca. 20 m, Krasnaja Gorka 9 m, Leningrad 5 m.

S. der O-Isobase (der Litorina-Senkung) hat das Land mutmaßlich dieselben N. durchgemacht wie das nordd. Flachland (s. § 9a). Daß das Land hier und wenigstens auch ein wenig n. dieser Isobase vor der Litorina-Senkung höher als jetzt gelegen hat, beweisen Torfschichten, die überlagert von Sand, in 2,3 m T. u. d. M. an der unteren Kurischen Aa von Gottfriedt untersucht worden sind. Einen Mindestbetrag der letzten Landsenkung von 23 m berechnete schon Berendt bei der Mündung des Kurischen Haffs. Bis zu dieser Tiefe soll nämlich die fluviatile Erosion der Memel gereicht haben.

Hausen nimmt an, daß die letzte Hebung, die vor der Jetztzeit ihren Abschluß fand, vermutlich ohne besondere Stagnation verlief. Diese Landhebung ist nicht auf ihre Schnelligkeit hin untersucht worden.

Es gibt nur vereinzelte Zusammenstellungen der arch. Daten mit den N., außer dem Ladoga-Gebiet, wo mehrere Untersuchungen dieser Art vorliegen (s. Ladoga-Transgression). Vgl. Tallgren.

M. Berendt *Geologie des Kurischen Haffs* Ph. Ö. Schr. 9, 2 (1868); A. Bonsdorff *Die säkulare Hebung der Küste bei Reval, Libau und Ust-Dvinsk* Fennia 12 Nr. 6 (1896); G. de Geer *Kvartära nivåförändringar i Finska viken* Geol. För. Stockholm 16 (1894); B. Doß *Die postglaziale Hebung des Rigaer Strandes* Korr.-Blatt. Naturf. Ver. Riga 40 (1896); Sitz.-Ber. Corr.-Bl. Naturf. Ver. Riga 22 Nr. 6 S. 91 (1877) M. Gottfriedt; H. Hausen *Über die Entwicklung der Oberflächenformen in den russischen Ostseeländern* Fennia 34 Nr. 3 (1913); Fr. Schmidt *Einige Mitteilungen über die gegenwärtige Kenntnis der glacialen und postglacialen Bildungen im silurischen Gebiet von Estland, Ösel und Ingermanland* Ztschr. Dtsch. Geol. Ges. 1884; A. M. Tallgren *Zur Archäologie Estis I* Acta et Comm. Univ. Dorpat. 3, 6 (1922); E. Wahl und K. R. Kupfer *Das Quartär in Baltische Landeskunde* Riga 1911.

§ 10. Die Südküste der Nordsee.

Durch eine Reihe von Bruchlinien, die hauptsächlich in den Richtungen WSW—ONO und NNW—SSO verlaufen, sind die mitteleurop. Nordseeländer in eine Menge von Schollen aufgeteilt, die immerfort vertikale Bewegungen aufweisen. Diese Bewegungen sind von sehr ungleicher Größe. So z. B. ist durch Präzisions-Nivellement eine Senkung der belg. Küste von 1 m in 25 J. (im 19. Jh.) in ungefähr derselben Zeit konstatiert, in der an anderen Küstenstrichen sogar kleine Hebungen vor sich gegangen waren. Darum sind die säkularen Niveauschwankungen im einzelnen schwer zu verfolgen. Nur im großen werden sie daher hier geschildert.

In der Eiszeit erreichte das Eis bei seinem Maximum eine so weite Ausbreitung nach SW, daß ungefähr zwei Drittel der Niederlande eisbedeckt waren. Welches die Höhe des Landes zu Beginn der Eiszeit war, ist unmöglich zu präzisieren. In der Eiszeit scheinen jedoch die Niederlande und die dtsh. Nordseeküste in der Senkung begriffen zu sein, die aber zeitweilig unterbrochen wurde. Diese Senkungsperiode dauerte bis zur letzten Eiszeit, in der die Niederlande aller Wahrscheinlichkeit nach nicht vereist waren. Im späteren Teil der letzten Eiszeit, vielleicht aber schon früher, scheint das Meer sich zurückgezogen zu haben. Noch in postglazialer Zeit haben große Teile der jetzigen Nordsee trocken gelegen, was aus der Entdeckung von Mooren und Wäldern, die jetzt in einer Tiefe von 24 m (und weni-

ger) angetroffen werden, hervorgeht. In der Zeit, in welcher diese Wälder noch leben — sie fällt wahrscheinlich in die Ancylus-Zeit und den ersten Teil der Litorina-Zeit —, wurde Norwegen nur durch eine verhältnismäßig unbedeutende Meeresenge von dem mitteleurop. Kontinent geschieden. Submarine Wälder bis zu einer T. von 24 m sind durch Funde neol. Geräte in das Neol. datiert worden (vgl. § 12).

Im Neol. und später sind indessen der Nordseeboden und die südlich anschließenden Gebietsteile vom Meere überschwemmt worden. Der Mindestbetrag dieser Landenkung wird sowohl bei der Doggerbank, an der engl. Küste, im SO und in der Gegend von Amsterdam mit ca. 24 m beziffert (es ist dies ungefähr dieselbe Ziffer wie für die Senkung bei Lübeck seit Beginn der Litorina-Zeit; s. § 9a). Die Senkung hat in hist. Zeit fortgedauert und geht, wie oben gesagt, wenigstens an gewissen w. Küstenstrichen immer noch weiter.

In Belgien scheint zwischen der neol. Senkung und der Senkung der hist. Zeit eine Per. der Landhebung zu stehen.

J. M. van Bemmelen *Aantekening omtrent de daling van den Nederlandschen bodem* Verh. Kon. Akad. Wet. 18 (1909); R. Blanchard *La Flandre. Étude géographique de la plaine flamande* Paris 1906; J. Lorient *Le diluvium de l'Escaut* Mém. Soc. Belge Géol. 24 (1910); ders. *Contributions à la Géologie des Pays-Bas. 5: Les Dunes intérieures, les Tourbières basses et les Oscillations du Sol* Arch. Teyler, Sér. 2, 3 Haarlem 1890; J. Martin *Beitrag zur Frage der säkularen Senkung der Nordseeküste* Jahrb. Gesch. Old. 17 (1909); G. A. F. Molengraaff und W. A. J. M. van Waterschoot van der Gracht *Niederlande in Handb. reg. Geol.* Heidelberg 1913; A. Norlind *Die geographische Entwicklung des Rheindeltas bis um das Jahr 1500* Diss. Lund und Amsterdam 1912; C. Reid *Submerged Forests* The Cambridge Man. of Sc. and Lit. 1913; A. Rutot *Sur les antiquités découvertes dans la partie belge de la plaine maritime* Mém. Soc. d'anthr. Bruxelles 21 (1903); Salfeld *Hochmoore auf dem früheren Weserdelta* Ztschr. Ges. f. Erdk. Berlin 1881; M. Schmidt *Neuzeitliche Erdkrustenbewegungen in Frankreich* SB. Bayer. Ak. Math.-phys. Kl. 1922; F. Schucht *Über die säkulare Senkung der deutschen Nordseeküste* Hannover 1910; H. Schütte *Neuzeitliche Senkungserscheinungen an unserer Nordseeküste* Jahrb. Gesch. Old. 16 (1908).

§ II. Das Binnenland Mitteleuropas. Auch im Innern Mitteleuropas sind

seit langem relative N. bedeutender Größe konstatiert worden, und zwar in einigen Gebieten Landhebungen, in anderen Landenkungen. Soergel glaubt in Mitteldeutschland periodische Krustenschwingungen konstatieren zu können, welche er mit den verschiedenen Eiszeiten zusammenstellt.

Schon Heim wies auf Landsenkungen an den alpinen Randseen hin, Senkungen, welche er mit späten Faltungsbewegungen in Zusammenhang setzte. Ampferer hat im Alpengebiet diluv. Krustenbewegungen nachgewiesen. Er erklärte z. B. die Inntal-Terrassen für tektonisch und von Krustenbewegungen bedingt. Es soll sich im Diluvium das Land erst gesenkt und dann wieder gehoben haben.

Penck hat eine Menge morphologischer Züge sowohl in der alpinen Landschaft wie außer derselben nachgewiesen, welche N. andeuten. Durch Studien an dem älteren Deckenschotter hat er zusammen mit Brückner Landsenkungsbewegungen festgestellt, welche er z. B. am Rhein zwischen Eglisau und Kaiserstuhl als anscheinend tektonische Bewegungen erklärt. In den Alpen dagegen läßt sich eine Hebung erkennen. Zu diesem Ergebnis kommen die beiden Forscher auf Grund von Untersuchungen über Terrassen an den Flanken der Alpentäler. Diese Hebung soll auch seit der vorletzten Interglazial-Zeit im Gang gewesen sein.

Auch in der Gipfflur der Alpen können wir nach Penck Nachweise der alpinen Krustenbewegungen, und zwar Aufwölbungen, finden.

Gams und Nordhagen wiesen bei dem Ammer-See schiefe Uferlinien nach. Hier liegt die obere Grenze des ehemaligen Seespiegels am Nordende bei 560 m H. ü. d. M. und am Südennde bei 600 m Höhe.

Als allg. Ergebnis der alpinen und voralpinen Untersuchungen finden wir eine fortgesetzte Hebung der Alpen und gleichzeitig eine andauernde Senkung des alpinen Vorlandes. Kommt man weiter nach Norden, findet man in Mitteldeutschland nach zahlreichen Untersuchungen (vgl. die Zusammenfassung bei Soergel) ein Gebiet der Landhebung, das allmählich in das nordd.

Landsenkungsgebiet übergeht. Hierbei ist jedoch nicht gesagt, daß nicht in demselben Gebiete wechselnde N. sich vollzogen haben können, nur daß die genannten Krustenbewegungen in der Überzahl waren.

Daß die oben beschriebenen N. wenigstens in gewissen Gebieten immer noch fort dauern, weisen eine Anzahl von Präzisions-Nivellierungen nach. So z. B. zeigt ein Präzisions-Nivellement von Schmidt eine Senkung des Alpenvorlandes bis 83 mm in 45 J. (vgl. die Karte Tf. 176 b).

Daß es sich hier nicht nur um rein isostatische Bewegungen handelt, sondern daß auch orogenetische Vorgänge mit spielen, scheint sehr wahrscheinlich zu sein.

O. Ampferer *Über die Entstehung der Innal-Terrassen* Ztschr. f. Gletscherkunde 3 (1908); H. Gams und B. Nordhagen *Postglaziale Klimaänderungen und Erdkrustenbewegungen in Mitteleuropa* Landesk. Forsch. 25 (1923); A. Heim *Die Entstehung der alpinen Randsseen* Vierteljahrsschr. naturf. Ges. Zürich 1894; W. Kranz *Nachweis neuerzeitlicher relativer Senkungen in Bayern* Naturw. Wochenschr. NF 19, 18 (1920); A. Penck und E. Brückner *Die Alpen im Eiszeitalter* 1909; A. Penck *Die Gipfelfur der Alpen* SB. Preuß. Ak. 17 (1919); ders. *Ablagerungen und Schichtenstörungen der letzten Interglazialzeit in den nördlichen Alpen* ebd. 20 (1922); ders. *Die letzten Krustenbewegungen in den Alpen* Geol. För. Förh. Stockholm 44 (1922); C. Regelmann *Neuzeitliche Schollenverschiebungen der Erdkruste im Bodenseegebiet Oberrhein*. Geol. 40 (1907); A. Rothpletz *Die Osterseen u. d. Isar-Vorlandgletscher* Landesk. Forsch. 24 (1917); W. Schmidle *Die Geologie des Bodenseebeckens* Gesch. Bodensee 50 (1922); M. Schmidt *Untersuchung von Höhen- und Lageänderung von Messungspunkten im Oberbayerischen Alpenvorland* SB. Bayer. Ak. Math.-phys. Kl. 1918; W. Soergel *Diluviale Flußverlegungen und Krustenbewegungen* Fortschr. d. Geol. u. Palaeont. 5 (1923); E. Werth *Die Uferterrassen des Bodensees und ihre Beziehungen zu den Magdalenen-Kulturstätten im Gebiete des ehemaligen Rheingletschers* Branca-Festschrift Leipzig 1914.

C. Westeuropa. § 12. Großbritannien und Irland. In der Eiszeit war nur der südlichste Teil Englands eisfrei. In dieser Zeit herrschte dort eine reiche paläol. Kultur von derselben Art wie die im N Frankreichs, mit dem England damals nach einigen Forschern durch einen Isthmus Landverbindung hatte.

Wahrscheinlich als Folge des Abschmelzens des Landeises begann auf den brit. Inseln eine Reihe von N., die infolge der

verschiedenen Eisbelastung während der Eiszeit in verschiedenen Teilen des Gebietes von wechselnder Art und Intensität waren.

Man hat auf den brit. Inseln die Niveauschwankungen hauptsächlich durch Untersuchungen an gehobenen Uferlinien (*raised Beaches*) und ertrunkenen Wäldern (*submerged Forests*) studiert. Nur vereinzelte und ungenügende Vergleiche sind zwischen der epipaläol. und neol. Uferbesiedlung und den Strandlinien angestellt.

In bezug auf die geographische Verteilung der gehobenen Uferlinien und der unter dem Meeresspiegel versunkenen Wälder zeigen die Untersuchungen, daß von den ersteren keine von spät- und postglazialen Alter an den Küsten von England und Wales sicher konstatiert sind, dagegen aber in Schottland und im n. Irland; versunkene Wälder sind aus Schottland nicht n. Aberdeen und auch nicht von den nördlicheren Küstenstrichen Irlands bekannt.

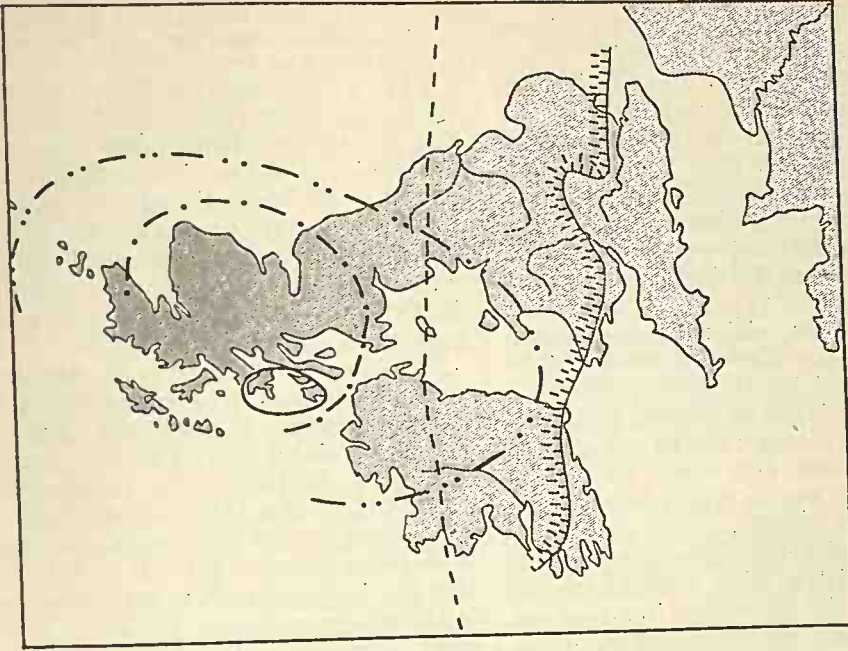
Im großen haben sich nach der Eiszeit die nördlicheren, im Diluvium am meisten vereisten Teile des Landes gehoben, während das Verhältnis bei den weniger vereisten oder gar nicht eisbedeckten Gebieten wegen des hier geringeren Druckes des Eises ein gegenteiliges gewesen ist.

Eine sichere Chronologie der Uferlinien gibt es nicht. Man hat jedoch (z. B. Wright) eine Datierung einiger Uferlinien sowohl auf Grund ihrer geol.-topogr. Lage wie durch arch. Funde von Uferwohnplätzen versucht.

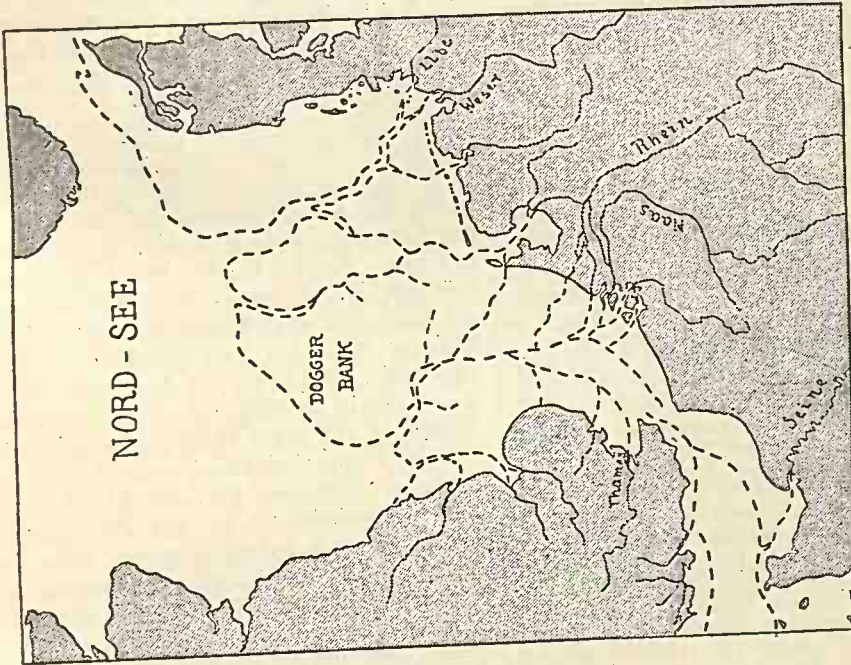
In gewissen Teilen Westschottlands (Beispiele bei Applecross) trifft man eine höchste Uferlinie bei ca. 30 m ü. d. M. Auf Grund ihrer Lage im Verhältnis zu Moränenvorkommnissen muß sie gleichzeitig oder älter als dieselben sein. Eine zweite Uferlinie liegt in 15 m H. und muß jünger sein als die vorige, was u. a. daraus hervorgeht, daß sie in den Fjorden weiter einwärts geht als jene. Die bis jetzt genannten Uferlinien scheinen spätglazialen Alters zu sein.

Eine dritte Uferlinie, *the 25-foot beach* genannt, muß für jünger als die versunkenen Wälder (Neol.) angesehen werden.

Wir finden für die n. Teile der brit. Inseln die folgenden Niveauschwankungen: Nach



b



a

Niveauperänderungen

a. Die größte Ausdehnung des Landes in postglazialer Zeit. Nach C. Reid. — b. Die Ausbreitung der gehobenen Strandlinien in Großbritannien und Irland. Nach W. B. Wright. ——— Nordgrenze der präglazialen Strandlinien in England und Irland, ——— Gebiet der präglazialen Strandlinien im w. Schottland, - - - - - Gebiet der „100-foot raised beach“, Gebiet der „55-foot raised beach“ (neol. Strandlinie).

der spätglazialen Zeit hat sich eine Landhebung vollzogen, welche, ev. mit vereinzelt Unterbrechungen, bis die Zeit vor oder während des Frühneol. gedauert hat. In neol. Zeit wurde die Landhebung gegen eine Landsenkung vertauscht, welche dauerte, bis das Meer die 25-foot beach ausbilden konnte. Auf diese Senkung folgte eine neue Landhebung, welche sich fortsetzte, bis die jetzigen Verhältnisse erreicht wurden. Daß diese Landhebung ungleichmäßig war, geht daraus hervor, daß die sog. 25-foot beach zwischen 0 m und 12 m ü. d. M. schwankt.

Es ist gelungen, einige der versunkenen Wälder an den s. Küsten Großbritanniens (s. d. B § 2) und Irlands durch Funde neol. Geräte in die j. StZ zu datieren (vgl. z. B. die genannten Arbeiten von Brooks, Reid u. a.). Vor dieser Zeit haben die s. Teile der brit. Inseln 18—24 m über dem jetzigen Meeresspiegel gelegen, um später zu sinken, so daß der Meeresspiegel ca. 9—10 m höher lag als jetzt. Diese Senkung scheint in der Zeit, in der Stonehenge (s. d.) gebaut wurde, ihr Ende gehabt zu haben, denn damals reichte wohl ein Meeresarm weit ins Avon-Tal hinauf. Dasselbe scheint daraus hervorzugehen, daß nur neol. Geräte, auch in den höchstliegenden der versunkenen Wälder, gefunden worden sind.

Wann die darauffolgende Landhebung beendet war, ist unsicher. Nach Christi Geburt scheinen jedoch keine N. mehr stattgefunden zu haben.

G. Barrow *The geology of north Cleveland* Mem. Geol. Surv. 1888; C. E. P. Brooks *The evolution of Climate* London 1922; A. Bulleid und H. St. G. Gray *The Glastonbury Lake Village I* London 1911; H. W. Crossky und D. Robertson *Posttertiary Beds of Scotland* Geol. Mag. 1868; J. V. Danes *Pleistocene Changes of Sea-Level and the Distribution of Man* Scot. Geogr. Mag. 1925; J. V. Evans u. a. *The British Isles in Handb. d. reg. Geol.* Heidelberg 1917; J. Geikie *The great Ice Age and its relation to the Antiquity of Man* 1894; E. Hull *Investigations regarding the Submerged Terraces and River Valleys bordering the British Isles* Trans. Vict. Inst. 30 (1898); Th. F. Jamieson *On the History of the Last Geol. Changes in Scotland* Quart. Journ. 21 (1865); C. Reid *Submerged Forests* Cambridge Man. of Sc. and Lit. 62 (1913); J. W. Stather *Shelly Clay dredged from the Dogger Bank* Quart. Journ. 68 (1912); A. Strahan *On submerged Land-surfaces at Barry, Glamorganshire* Quart. Journ. 52 (1896); D. Woolacott *The origin and influence of the chief physical features of North-*

umberland and Durham Geogr. Journ. 30 (1907); ders. *On the 60-ft Raised Beach at Easington, Co. Durham* Geol. Mag. 59 (1922); W. B. Wright *The quaternary Ice Age* 1914; ders. *Three short Papers on Isostasy* Geol. Mag. 62 (1925).

§ 13. Frankreich. a. Man hat auch in Frankreich oszillierende N. in der Quartär-Zeit konstatiert. Diese haben jedoch im Verhältnis zu denen der vorhergehenden geol. Per. eine kleine Erweiterung erfahren.

Die Nordküste Frankreichs hat im großen dieselben Oszillationen durchgemacht wie das südlichste England. Die Intensität der Bewegung scheint im N und O größer gewesen zu sein als im W und S.

Wenigstens gab es, nach den Ansichten mehrerer Forscher, in gewissen Zeiten des Paläol. zwischen England und dem nördl. Frankreich eine Landverbindung. Damals dürfte also das Land höher gelegen haben als jetzt. Dasselbe scheint aus der Tatsache hervorzugehen, daß man versunkene paläol. Wohnplätze gefunden hat, z. B. bei le Havre. Man hat indessen auch mehrere Terrassen in Höhenlagen zwischen 30—100 m untersucht, Terrassen, welche vielleicht mit auf denselben gemachten paläol. Funden in Verbindung gesetzt werden können. Pontier hat Untersuchungen solcher Terrassen im Aas-Tal in der Umgebung von Saint-Omer vorgenommen, die die folgenden Ergebnisse geliefert haben:

Terrasse	72—90	m steril
"	61—65	" Chelléen
"	53—56, 44—46	" steril
"	33—37	" Acheuléen
"	28—32	" Acheulo-Moustérien.

Die N., die Nordfrankreich im Paläol. durchgemacht hat, sind also noch wenig bekannt. Etwas besser kennt man die späteren N. In einer Zeit, die man als synchron mit dem Yoldia-Meer des europ. Nordens hält, hat sich eine Landsenkung abgespielt. Uferlinien aus dieser Zeit findet man z. B. in der Bretagne maximal einige 10 m ü. M. (14 m bei Mont St.-Michel, 10 m bei Brest, 6 m bei Dinant usw.).

Darauf tritt eine Per. der Landhebung ein (wahrscheinlich in der Ancycluszeit; s. d.). Damals scheinen große Teile des Ärmelkanales trockengelegt gewesen zu sein. So ist man der Ansicht, daß die Seine damals ihre Mündung im Atlantischen Meere erst außerhalb der jetzigen Nordküste der Bretagne gehabt hat.

Die Landhebung wird aber von einer Landsenkung abgelöst. Diese geht aus der Entdeckung versunkener Wälder und Moore hervor, von denen die am tiefsten liegenden eine Tiefe von 6—7 m u. d. M. erreichen. Diese Senkung scheint im Gegensatz zu den Verhältnissen in England, aber in Übereinstimmung mit den Verhältnissen in Belgien und den Niederlanden noch in hist. Zeit fortgedauert zu haben. Man hat z. B. in der Nähe von Tréport Depotfunde von Keramik aus dem 3. und 4. Jh. n. C. gemacht, die von marinem Sand bedeckt waren. In der Jetztzeit vollzieht sich indessen an der Nordküste Frankreichs eine Landhebung (Schmidt).

Auf den Kanal-Inseln sind auch N. beobachtet; so sind bei Jersey versunkene Wälder (z. B. Forêt de la Bequette in St. Owens Bay) angetroffen. Auch hochliegende Uferlinien sind untersucht (Dunlop).

b. An der Westküste Frankreichs hat man die N. nicht im einzelnen studieren können.

Die hochliegenden Strandlinien, welche es hier gibt, scheinen tertiären Alters zu sein. Die einzigen Uferlinien, die sicher quartär sind, liegen unmittelbar über dem jetzigen Meeresspiegel. Die Lage der Reste von versunkenen Wäldern, die man gefunden hat, werden durch die Abrasion des Meeres erklärt. Daß die Resultate der Niveau-Untersuchungen hier von geringem positiven Wert sind, hängt damit zusammen, daß die Brandungen des Meeres die Küstenlinie weit einwärts zu verschieben vermochte.

Jedoch hat man festzustellen geglaubt, daß eine unaufhörliche Senkung des Landes in bezug auf den Meeresspiegel stattgefunden hat, die, im Neol. beginnend, sich noch nach der gallo-röm. Zeit fortgesetzt hat.

Vor dieser Senkung haben wenigstens gewisse Teile der frz. Westküste wiederholte N. durchgemacht (z. B. le marais Poitevin). Diese N. sind jedoch nicht datiert, und sie werden daher hier nicht näher behandelt.

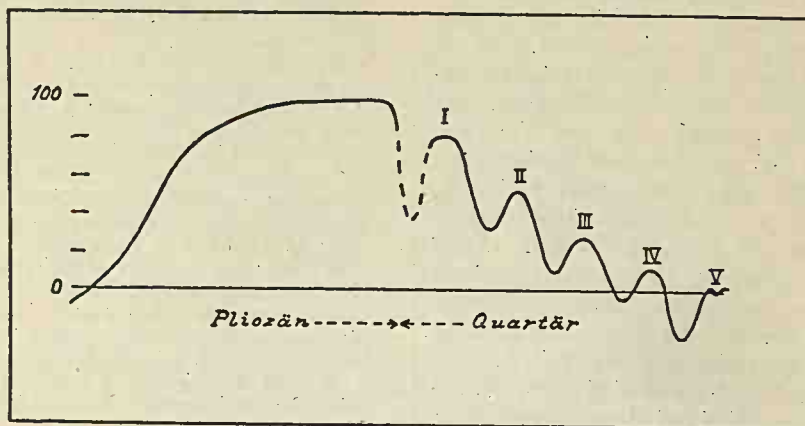
Über die frz. Mittelmeerküste s. § 15.

Atgier *L'île de Ré et les côtes voisines aux temps préhistoriques, protohistoriques et à l'époque gallo-romaine* Congr. préh. de France, Beauvais

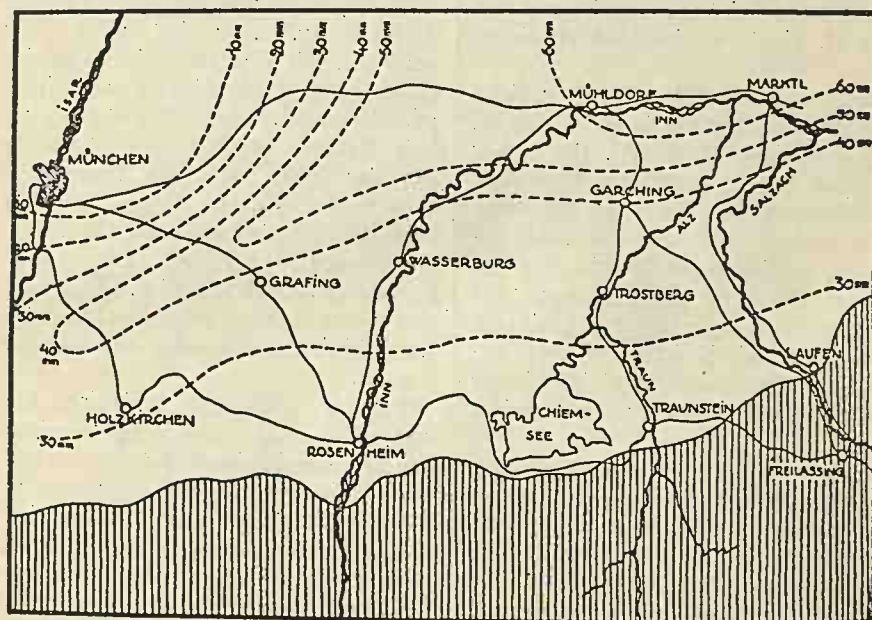
1909, Paris (1910); G. Denizot *Contributions à l'étude du Quaternaire de France* Bull. Soc. Géol. de France 4. Sér. 23 (1923); G. Dubois *Recherches sur les terrains quaternaires du Nord de la France* Lille 1924; A. Dunlop *On Raised Beaches and Rolled Stones at High Levels in Jersey* Quart. Journ. 49 (1893); E. Gadeceau *Les forêts submergées de Belle-Isle-en-Mer* Bull. de l'Institut océanogr. 1916; J. Gosselet *Esquisse géologique du Nord de la France et des contrées voisines* Lille 1903; G. Lalanne *Constitution géologique du littoral océanique du Bas-Médoc dans ses rapports avec la présence de l'homme préhistorique* Bull. Soc. Géogr. commerc. Bordeaux 1910; L. de Launay *Géologie de la France* Paris 1921; G. Pontier *Préhistorique de la région andomaroise* Assoc. fr. Avance. Sc. 45, Congr. Rouen 1921, Paris (1922); M. Schmidt *Neuzeitliche Erdkrustenbewegungen in Frankreich* SB. Bayer. Ak. Math.-phys. Kl. 1922; J. Welsch *Les lignites du littoral et les forêts submergées du ouest de la France* L'Anthrop. 28 (1917).

D. Die europäischen Mittelmeerküsten. § 14. Allgemeines. Überall an den Mittelmeerküsten finden sich deutliche Uferterrassen von teilweise großartiger Ausbreitung. Man hat viele Versuche gemacht, die Terrassen in verschiedenen Ländern zu parallelisieren und ihr Alter zu bestimmen. Man findet nämlich wiederholt Reihen von parallelen Strandlinien, die der Höhe nach so ziemlich übereinstimmen. Untersuchungen darüber sind besonders von de Lamothe (Bull. Soc. Géol. de France 1911) und Gignoux vorgenommen. De Lamothe, Depéret, Rovereto u. a. sind der Ansicht, daß diese Strandlinien eustatische Bewegungen andeuten.

Supan gibt eine tabellarische Zusammenstellung einer Menge Beobachtungen an verschiedenen Küstenstrichen, aus welcher hervorgeht, daß die angenommene Übereinstimmung sehr unsicher ist. Da weiter die Terrassen derselben Ordnungsfolge nach Lemoine sich oft nicht entsprechen, können die N. wenigstens nicht allein eustatischer Natur sein. Große tektonische Bewegungen sind ja auch an einigen Küsten erwiesen. Daher schreibt auch Philippson: „Doch sprechen gerade im Mittelmeergebiet zahlreiche Tatsachen, wie besonders die große und so verschiedene Höhenlage der jungtertiären Schichten dafür, daß Bewegungen in der festen Erdkruste selbst, wenn nicht aus-



a



b

Niveauperänderungen

a. Niveauperänderungen an der Mündung der Loire. Nach G. Denizot. — b. Senkungsvorgänge im Oberbayerischen Alpenvorland. Nach M. Schmidt. Strichlinien: Isobasen der Senkung von 1887—1906 in mm.

schließlich, so doch jedenfalls ganz überwiegend die Verschiebungen der Küstenlinie bewirkt haben.“

Bei den mittelmeerländischen Untersuchungen sind nach Philippson die Forscher vielen Täuschungen ausgesetzt. Oft werden Kjökkenmöddinger für Meeresablagerungen gehalten, Bauten im Wasser, welche vielleicht alte Hafenbauten sind, als Beweise von Landsenkungen erwähnt, usw.

Aus diesen Gründen kann hier kein allg. Bild der N. entworfen werden. Unten werden daher nur einige Gebiete ausgewählt und die N. dieser Gebiete trotz einer mitunter großen Unsicherheit der Ergebnisse beschrieben. Da weiter die Datierung der N. sehr unsicher ist, ist es unmöglich, die Schilderungen der N. auf die Quartärzeit zu begrenzen; es werden daher mitunter auch spättertiäre Bewegungen mit behandelt.

J. J. Bianconi *Se il mare abbia in tempi antichi occupato le pianure d'Italia, Grecia, dell'Asia Minore etc.* Nuovi Ann. Sc. Nat. 9 (1848); Th. Fischer *Küstenveränderungen im Mittelmeer* Ztschr. d. Ges. f. Erdk. Berlin 1878; M. Gignoux *Résultats généraux d'une étude des anciens rivages dans la Méditerranée occidentale* Travaux du Laboratoire de Géol. de l'Univ. Grenoble 1911—1912 (1912); A. Gnirs *Beobachtungen über die Fortschritte einer säkularen Niveauschwankung des Meeres während der letzten zwei Jahrtausende* Mitt. d. k. k. Geogr. Ges. in Wien 51 (1908); P. Lemoine *Les anciennes lignes de rivage de l'Algérie* La Géographie 25 (1912); A. Philippson *Das Mittelmeergebiet* 1922; ders. *Grundzüge der allg. Geogr.* II 1 Leipzig 1923; G. Rovereto *Forme della Terra I* Milano 1923; A. Supan *Grundzüge der phys. Erdkunde* Leipzig 1916.

§ 15. Frankreich. An der Mittelmeerküste Frankreichs finden sich ziemlich regelmäßig alte Uferterrassen in verschiedenen Niveaus über dem jetzigen Meeresspiegel verteilt. Die am deutlichsten hervortretenden dieser Terrassen werden gewöhnlich als 1. die 85 m-Terrasse, 2. die in 55—60 m H., 3. in 28—30 m und 4. in 13 m H. ü. d. M. angegeben. Die genannten Terrassen werden jedoch nicht in solchen konstanten Höhen gefunden. Im Gegenteil lenkt Denizot die Aufmerksamkeit darauf, daß die erste Terrasse mehrmals niedriger als 85 m liegt, daß die zweite Terrasse zwischen 50—65 m ü. d. M. schwankt usw.

Depéret nahm früher an, daß die zwei höher liegenden Terrassen pliozänen Alters seien, die dritte dem älteren Quartär angehöre und die letzte eine neuerliche, positive Strandverschiebung repräsentiere. Die jetzt am meisten vertretene Ansicht über das Alter der Terrassen besagt aber, daß die drei älteren in je einer Zwischeneiszeit gebildet worden sind, vgl. z. B. Denizot.

De Lamothe u. a. sind der Ansicht, daß die N. als eustatische Bewegungen zu deuten sind, welche durch plötzliche Einbrüche des Meeresbodens und nachherige langsame Ausfüllung mit Sedimenten hervorgerufen sind.

Wie dem auch sei, die Beobachtungen über den Verlauf der N. der frz. Mittelmeerküste lassen im großen ganzen eine klare Deutung zu.

Im frühen Quartär (erste Zwischeneiszeit) lag der Meeresspiegel viel höher als jetzt, die „85 m-Terrasse“ wird herausgebildet. Danach hat sich der Meeresspiegel zurückgezogen, besonders in den Eiszeiten. Die Zwischeneiszeiten sind Ruheperioden oder sogar Transgressionsperioden.

Nach der Herausbildung der dritten Terrasse dauerte die negative Strandverschiebung von unbekanntem Umfange fort; hiernach kam eine positive Bewegung, bis der Meeresspiegel 13 m höher als jetzt stand, dann wurde nochmals das Land im Verhältnis zur See gehoben.

Diese letzten N., die hier konstatiert sind, können vielleicht den arch. Hiatus erklären, welcher sich an der frz. Mittelmeerküste zwischen dem Paläol. und dem jüngeren Neol. vorfindet.

M. Boule *Les Grottes de Grimaldi* 1906; E. Caziot und E. Maury *Nouveaux gisements pleistocènes marins de la côte des Alpes-Maritimes et géologie du cap d'Aggio* Bull. Soc. Géol. de France 4. Sér. 4 (1904); L. Collet *Pliocène et Quaternaire de la région du Bas-Rhône* ebd. 4 (1904); G. Denizot *Contributions à l'Étude du Quaternaire de France* ebd. 23 (1923); Ch. Depéret *Les Anciennes Lignes de rivage de la côte française de la Méditerranée* ebd. 6 (1906); ders. und E. Caziot *Note sur les gisements pliocènes et quaternaires marins des environs de Nice* ebd. 3 (1903); Gignoux s. Lit. zu § 14; L. de Lamothe *Note sur les relations stratigraphiques qui paraissent exister entre les anciennes Lignes de rivage de la côte algérienne et celles signalées sur la côte niçoise* ebd. 4 (1904); ders. *Note sur les anciennes nappes alluviales et les terrasses du*

Rhône et de l'Isère dans la région de Valence ebd. 15 (1915); ders. *Les Terrasses de la Vallée du Rhône en aval de Lyon* Compte rendu Paris 1906.

§ 16. Italien. Die N. Italiens sind in den meisten Teilen des Landes nur wenig bekannt. Gründlichere und zahlreichere Untersuchungen sind eigentlich nur in Calabrien vorgenommen worden. Nach Cortese und den meisten anderen Forschern sind die deutlichen und große Höhen erreichenden Terrassen, welche hier so sehr in die Augen fallen, nacheinander gebildete Abrasionsterrassen, die bei der von Stillstandsperioden unterbrochenen Hebung des Landes entstanden sind. Auch diese relative Altersbestimmung ist jedoch nicht unwidersprochen geblieben. Nach Gignoux und später auch Philippson kann man sich sehr wohl denken, daß es ursprünglich nur eine einzige Küstenterrasse gab, ob vom Meere abradiert oder nicht, die nachträglich durch treppenförmige Verwerfungen parallel zur Küste in verschiedene Stufen zerlegt wurde.

In Berücksichtigung dieser Unentschiedenheit über die Bildungsweise der Küstenterrassen, und da ferner keine Untersuchungen über die Beziehungen der arch. Daten zu den N. vorliegen, können hier nicht die verschiedenen Ansichten vorgetragen werden, die über das Niveauveränderungs-Problem in Italien geäußert sind. Hier wird deshalb nur von dem gehandelt, was man hauptsächlich nach Cortese, de Lorenzo und Gignoux über die südital. N. weiß.

Die oben genannten Terrassen bilden 4 (oder vielleicht 5) verschiedene Gruppen: 1. 0—50 m ü. d. M., 2. 150—200 m, 3. 200—300 m, 4. 340—410 m ü. d. M. Die Terrassen verlaufen wie die nord. gehobenen Strandlinien schief. Die drei höher liegenden Terrassengruppen sollen spät-tertiären Alters sein, obgleich keine marinen Fossilien aufgefunden sind, aus denen man eine nähere Datierung erhalten kann. Wie dem auch sei, zeigen doch die Terrassen, daß eine beträchtliche Landhebung in später Zeit stattgefunden hat, die wenigstens nicht nur von eustatischen Ursachen bedingt ist, sondern vielleicht, wie Wepfer und Salomon annehmen, als magmatische Hebung anzusehen ist.

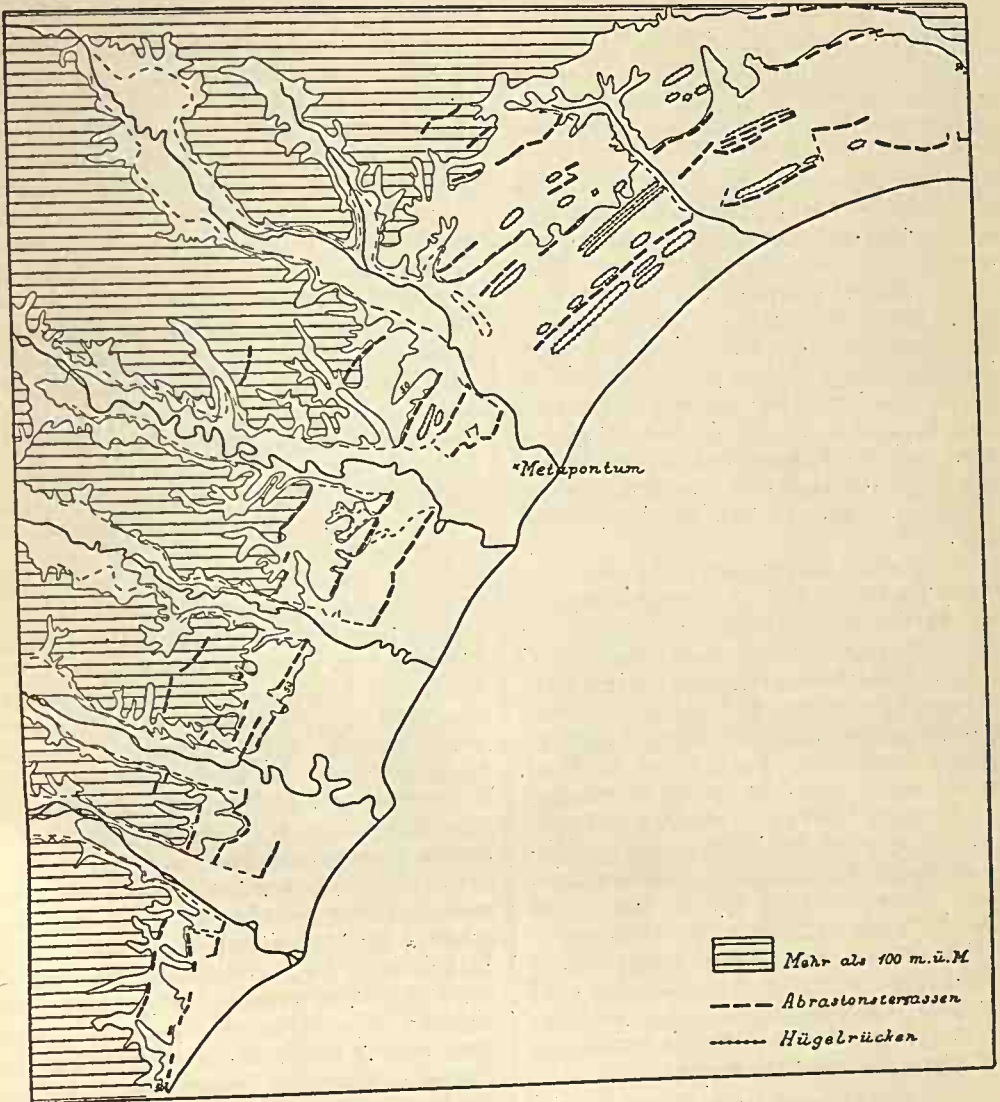
In Niveaus unter 100 m H. sind indessen quartäre marine Ablagerungen gefunden, an denen man nach Gignoux die quartären N. ablesen kann. Tone mit marinen Fossilien der Sizilien-Stufe (s. Diluvialgeologie § 9) finden sich z. B. bei Tarent, das als typisches Beispiel gewählt werden kann, bis 70—80 m ü. d. M. Auf diesen Schichten ruhen die jüngeren sog. Strombuß-Schichten bis 35 m Meereshöhe. Danach kommen Tone bis 15 m ü. d. M. Diese letzten Tone scheinen eine Senkung anzudeuten, die einzige, die während einer langen präquartären und quartären Hebungperiode nachgewiesen worden ist.

Noch später und sogar in hist. Zeit haben sich Niveauschwankungen von verschiedener Größe und Richtung im s. Italien vollzogen.

Durch Untersuchungen von Günther sind die jüngsten N. des Golfes von Neapel gut bekannt. Nach ihm lag das Land im sw. Italien in der Zeit der Magna Graecia 6 m höher als jetzt. In die Römerzeit und später fiel eine Periode der Senkung, so daß das Land im Mittelalter bis 6 m tiefer als jetzt lag. Danach folgte eine neue Landhebung, die nochmals mit einer Landsenkung vertauscht wurde, welche noch anzudauern scheint.

Die N. in Italien sind in verschiedenen Teilen des Landes von sehr ungleichmäßiger Größe. Eine vielleicht annehmbare Erklärung dieser Tatsache ist die, daß sich parallel der adriat. Küste eine Großfalte in Ausbildung befindet, was von langsam verlaufenden Verwerfungen begleitet wird. Zu einer gleichen Ansicht scheint man auch für Griechenland (§ 18) und Kleinasien (§ 19) berechtigt.

Bellini *Alcuni appunti per la geologia dell'isola di Capri* Boll. Soc. geol. it. 12 (1902); E. Cortese *Descrizione geologica della Calabria* R. Ufficio geol. Mem. descr. della Carta geol. d'Italia Bd. 9 Rom 1895; G. de Lorenzo *Geologia e Geografia fisica dell'Italia meridionale* 1904; M. Gignoux *La Calabre* Ann. de Géogr. 18 (1909); ders. Lit. zu § 14; ders. *Les formations marines pliocènes et quaternaires de l'Italie du Sud et de la Sicile* Ann. de l'Univ. Lyon. N. S. 1, 36 (1913); R. T. Günther *Earth movements in the bay of Naples* Geogr. Journ. 22 (1903); A. Issel *Relazione degli studi fatti per un rilievo delle masse ofiolitiche della Riviera di Levante* Boll. R. Com. Geol. 7—8 (1881); Kranz *Hohe Strandlinien auf Capri* 13. Jahresber. geogr.



Niveauveränderungen

Gehobene Strandterrassen am Busen von Tarent. Nach *Carta d'Italia del Touring Club Italiano*.
Maßstab 1:400 000.

Ges. Greifswald 1911—1912; A. Philippson *Das fernste Italien* Leipzig 1925; F. Sacco *L'Appennino meridionale* Boll. Soc. geol. it. 19 (1910); F. Salmojraghi *Terrazzi quaternari sul littorale tirreno della Calabria Citra* Boll. R. Com. Geol. d'Italia 17 (1886); W. Salomon *Magmatische Hebungen. Mit bes. Berücksichtigung von Calabrien* SB. Heidelberger Ak. Math.-phys. Kl. 1925 Nr. 11; Ed. Suess *Das Anlitz der Erde II* (1888); K. Wepfer *Beiträge zur geol. Geschichte der südlichen Apenninhalbinsel seit dem Pliozän* N. Jahrb. f. Min., Geol. 46 (1922).

§ 17. *Adria*. Das Adriatische Meer bildet ein junges (tertiäres) Einmündungsgebiet, welches den Aufwölbungsgebieten des dinarischen Gebirges und der Apenninhalbinsel entspricht. Früher deutete Schneider die istr. Küste als durch einen Bruch entstanden. Die dortigen Einsenkungen scheinen sich jedoch durch die ganze Quartärzeit fortzusetzen und werden von Koßmat als ein langsames Sinken einer Geosynklinale angesehen. Der Spiegel der *Adria* soll nach Grund seit der frühen Quartärzeit um etwa 90 m gehoben worden sein.

Es ist diese Einsenkung des Bodens der *Adria* ein Parallellfall zu den Verhältnissen im Tyrrhenischen Meere, wo auch andauernde Einsenkungen sich vollziehen.

Nach Untersuchungen von Gnirs zeigt das ganze adriatische Gebiet nicht nur eine frühere, sondern auch eine moderne positive Strandverschiebung, die z. B. an der Insel Brione 1,5 m seit dem ersten christlichen Jh. beträgt. Gnirs hält sie für eine eustatische Bewegung, welche er im ganzen Mittelmeergebiet konstatieren zu können glaubt. Diese Annahme wird jedoch von vielen Forschern als irrtümlich bestritten.

Das Gebiet der späten Einsenkungen in der *Adria* erstreckt sich, nach den submarinen Süßwasserquellen zu urteilen, im n. Teil des Meeres südwärts wenigstens bis gegen Ancona (Schneider).

A. Gnirs Lit. zu § 14; A. Grund *Die Entstehung und Geschichte des Adriatischen Meeres* Geogr. Jahresber. aus Österreich 6; V. Hilbert *Geologische Küstenforschungen zwischen Grado und Pola am Adriatischen Meere* SB. Wien. Ak. Math.-phys. Kl. 98 Abt. 1 (1889); F. Koßmat *Die Beziehungen des südosteuropäischen Gebirgsbaues zur Alpentektonik* Geol. Rundschau 15 (1924); N. Krebs *Die Halbinsel Istrien* Leipzig 1907; K. Schneider *Über die Küstenformen der Halbinsel Istrien* Mitt. k. k. Geogr. Ges. Wien 1905.

§ 18. *Griechenland*. In Griechenland wie im s. Italien hat während pliozäner und pleistozäner Zeit eine intensive, wenn auch von Stillstandsperioden unterbrochene, regressive Küstenverschiebung sich abgespielt. Inwieweit diese, von isostatischen Kräften verursacht, als magmatische Hebung des Landes zu deuten, als Nachwirkung orogenetischer Bewegungen anzusehen ist oder vielleicht noch andere Ursachen hat, ist durchaus nicht entschieden. Négris nimmt an, daß wir es mit eustatischen Vorgängen zu tun haben. Daß indessen nicht allein solche Faktoren sich geltend gemacht haben, geht deutlich besonders aus den Untersuchungen Philippsons hervor. Es erweist sich nämlich, daß gleichaltrige (?) Terrassen in sehr ungleicher Höhe in verschiedenen Teilen des Landes liegen, und weiter, daß sogar Landhebungen in einigen Gebieten Land-senkungen in anderen entsprechen (besonders gilt dies für die jüngsten, sicher konstatierten N.).

In spätterter und frühquartärer Zeit hat der größte Teil Griechenlands eine intensive Landhebung erfahren. Diese wurde indessen von Verwerfungen begleitet, wodurch das Land in mehrere kleinere Hebungsbereiche aufgeteilt wurde, die durch Senkungsfelder getrennt wurden. Solche Hebungsbereiche in dieser Zeit sind der Peloponnes, die Halbinsel Messenien usw. Als Beispiel der Senkungsfelder kann Attika genannt werden.

Die obigen Hebungen scheinen in den meisten Teilen Griechenlands während der späteren Quartärzeit im Gegensatz zu den Verhältnissen im s. Italien von Senkungen abgelöst worden zu sein. Doch gibt es noch Gebiete, die Hebungen aufweisen, und zwar sowohl solche Gebiete, die früher in Senkung begriffen waren, wie solche, die auch im Jungtertiär und dem ältesten Quartär gehoben wurden. So scheint Attika in der Quartärzeit sich gehoben zu haben.

Ob das Land in hist. Zeit Hebungen und Senkungen ausgesetzt war, kann man nicht mit voller Sicherheit beurteilen. Es ist aber sehr wahrscheinlich, daß dieses Erdbebenzentrum nicht volle Ruhe erlangt hat, sondern daß sich säkulare N. voll-

ziehen, und zwar hauptsächlich Senkungen. Auf solche deuten nämlich vielleicht die submarinen Bauten, die entdeckt worden sind. Diese Bauten sind zwar hauptsächlich Hafengebäuden; sie liegen aber jetzt so tief, daß sie nach Négris eine Transgression in späterer Zeit beweisen. Da aber keine gründlicheren Untersuchungen gemacht sind, dürfen auch vorläufig keine verallgemeinernden Schlüsse gezogen werden. Die einzigen Zusammenstellungen über die alten Hafengebäuden sind m. W. unter geschichtlichem Gesichtswinkel (Lehmann-Hartleben) geschrieben.

Bianconi Lit. zu § 14; C. Gold *Küstenveränderungen im Archipel* Diss. Marburg 1886; A. Lehmann-Hartleben *Die antiken Hafenanlagen des Mittelmeeres* Leipzig 1923; R. Lepsius *Geologie von Attika* Berlin 1893; O. Maull *Beiträge zur Morphologie des Peloponnes und des südlichen Mittelgriechenlands* Geogr. Abh. Penck 10, 3 (1921); Ph. Négris *Étude concernant la dernière régression de la mer* Bull. Soc. Géol. de France 4. Sér. 4 (1904); ders. *Contributions à l'étude des dernières régressions* ebd. 6 (1906); ders. *Les Terrasses du nord du Péloponnèse et la régression quaternaire* Athen 1909; ders. *La régression quaternaire* Athen 1912; A. Philippson *Der Peloponnes* Berlin 1891—1892; ders. *La tectonique de l'Égide* Ann. de Géogr. 7 (1898).

E. Kleinasien und Syrien. § 19. Kleinasien. Kleinasien ist, wie seit langem bekannt, N. ausgesetzt. Hier scheinen in vorgesch. und hist. Zeit eine langsame Aufwölbung des Innern der Halbinsel und eine entsprechende Senkung der Küsten stattgefunden zu haben, Niveauschwankungen, die an der Verjüngung der Talbildung im Innern und an der Überflutung einer Reihe von Flußbrinnen an den Küsten festgestellt sind.

Die nähere Geschichte der Binnenlande kennt man natürlich nicht so genau wie die Veränderungen an der Küste.

Wahrscheinlich als Nachfolge der tertiären orogenetischen Vorgänge fand im frühen Quartär eine Vergrößerung des Meeresbeckens durch vertikale Senkung der Küstenstriche statt. Nachdem nämlich die Ausbildung des damaligen Küstenrandes abgeschlossen war und die Flüsse ihre Talsohlen bis zum Meeresspiegel vertieft hatten, folgte eine Landsenkung, wodurch die unteren Teile der Flußtäler überflutet wurden. Jetzt entstand die

Verbindung zwischen dem Mittelmeer und dem Schwarzen Meer durch Bosphorus und Hellespont (früheres Flußtal).

Später ist indessen eine Landhebung gefolgt, die an den Küsten des Schwarzen Meeres, der Meerengen und von Zypern konstatiert worden ist.

Die bisher genannten N. haben wahrscheinlich in vorgesch. Zeit sich vollzogen. Aber auch in hist. Zeit sind Niveauschwankungen festgestellt, und zwar Landsenkungen, die an verschiedenen Punkten der Küste von ungleicher Größe sind.

Es ist vielleicht nicht sicher, daß die oben genannte Transgression des Meeres von Erdkrustenbewegungen bedingt ist. Als mitwirkende Ursache kann man auch an eustatische Vorgänge denken, was neuerlich von Ramsay hervorgehoben wurde (vgl. § 21).

J. J. Bianconi *Se il mare abbia in tempi antichi occupato le pianure d'Italia, Grecia, dell'Asia Minore etc.* Nuovi Ann. Sc. Nat. 9 (1848); F. Calvert *Über die asiatische Küste am Hellespont* Abh. Berliner Akad. 1879 Abt. 3 (1880); C. Gold *Küstenveränderungen im Archipel* Diss. Marburg 1886; W. Dörpfeld *Zur Geographie der unteren Kaikos-Ebene* Athen. Mitt. 25; Th. Fischer *Küstenveränderungen im Mittelmeer* Ztschr. f. Erdk. Berlin 1878; A. Gnirs *Beobachtungen über den Fortschritt einer säkularen Niveauschwankung des Meeres während der letzten zwei Jahrtausende* Mitt. k. k. geogr. Ges. Wien 51 (1908); H. Kiepert *Veränderungen im Mündungsgebiete des Flusses Hermos in Kleinasien* Globus 51 (1887); A. Philippson *Reisen und Forschungen im westlichen Kleinasien* Peterm. Mitt. Erg.-H. 167, 172, 177, 180, 183 (1910—1915); ders. *Kleinasien in Handb. d. reg. Geol.* Heidelberg 1918; P. de Tschihatscheff *Asie Mineure* Paris 1866—69.

§ 20. Syrien. Die Küsten Syriens waren ebenfalls N. ausgesetzt, und zwar hauptsächlich Hebungen. Hier finden sich zwei hochliegende, quartäre Uferterrassen, welche mit der IV. Mediterran-Stufe zusammengestellt werden. Noch jüngere gehobene littorale Bildungen sind die parallel der Küste verlaufenden Hügelrücken. Daß diese negative Strandverschiebung nicht nur von eustatischen Bewegungen bedingt ist, zeigt u. a. die Uferterrasse der V. Mediterran-Stufe, deren Höhe in Mittel- und Nordsyrien zwischen 3 und 10 m schwankt.

M. Blanckenhorn *Neues zur Geologie Palästinas und des ägyptischen Niltals* Ztschr. Dtsch. geol. Ges. 62 (1910); ders. *Syrien, Arabien und*

Mesopotamien in *Handb. reg. Geol.* Heidelberg 1914; E. Hull *Memoir on the Geology and Geography of Arabia* usw. Surv. of Western Palestine 1889; Th. Fischer *Küstenveränderungen im Mittelmeer* Ztschr. d. Ges. f. Erdk. Berlin 1878; E. Suess *Das Antlitz der Erde* 1885—1909.

F. Ägypten. § 21. An den Küsten des Roten Meeres gibt es teils horizontale, teils geneigte ältere, quartäre Strandbildungen, die während einer Zeit der Landhebung entstanden sind. Sie finden sich an der Westseite dieses Meeres 4—7 km von der Küste entfernt. Auch jüngere Strandbildungen, aus Korallenriffen bestehend, werden jetzt in einer Meereshöhe von 10—25 m angetroffen.

Für die Gegend von Suez — Südspitze des Sinai hat Walther noch eine Land-senkung konstatiert, die jünger ist als die obengenannten N.

Eine Datierung dieser Niveauschwankungen hat man nicht geben können.

In einer Stufe der Eiszeit Nordeuropas (Pluvialzeit dieser Gebiete) haben sich die äg. Mittelmeerküsten im Verhältnis zum Meere erhöht. In dieser Zeit hat der damals sehr wasserreiche Nil allmählich sein Bett vertieft. Nach dem Ende der Eiszeit, unsicher wann, ist wieder eine positive Strandverschiebung vor sich gegangen. Dadurch wurde die Erosionsbasis erhöht, und die Nilebene entstand als alluviale Ablagerung des schlammführenden Nilstromes.

Sind die obigen Niveauschwankungen wirkliche Krustenbewegungen oder können sie anders erklärt werden? Blanckenhorn u. a. beschreiben die N. als wirkliche Hebungen und Senkungen des Landes. Viele andere Forscher halten die eustatischen Bewegungen für wahrscheinlicher. Neuerlich hat Ramsay diesen Gedanken-gang aufgenommen und glaubt, auch die letzte beträchtliche Transgression genauer datieren zu können.

Die nach Studien der Gräberfelder Ä. von Flinders Petrie aufgestellten *sequence dates* (s. Ägypten B § 29; Staffeldatierung) beginnen mit der Stufe 30, die schon eine hoch entwickelte steinkupferzeitl. Kultur zeigt. Die früheren Kulturstufen müssen unter dem Nilschlamm begraben sein. Über die steinzeitl. Kulturen s. Ägypten A und B § 31ff., Vase C.

Ramsay meint, daß auf Grund der großen Eisbildung auf den Kontinenten in der Eiszeit die Meeresoberfläche beträchtlich sank. Bei dem Abschmelzen des Eises stieg die Meeresoberfläche wieder. Die Verschiebungen in den Wassermassen wurden bei Beginn der *sequence* 30 abgeschlossen.

Daß aber gleichzeitig auch Erdkrustenbewegungen vor sich gingen, scheint aus jungen Bruchlinien hervorzugehen.

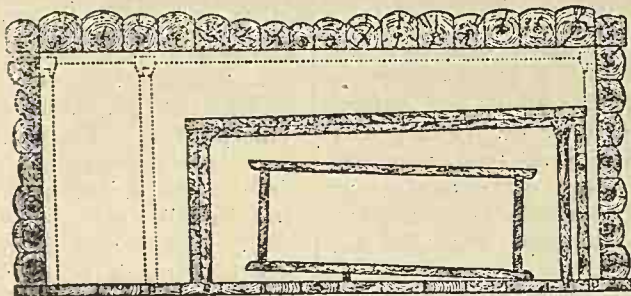
J. Ball *The Geography and Geology of South-Eastern Egypt* Cairo 1912; J. Bayer *Europa, die Urheimat der Kultur* MAGW 1918; M. Blanckenhorn *Die Geschichte des Nilstroms in der Tertiär- und Quartärperiode sowie des pal. Menschen in Ägypten* Ztschr. Ges. f. Erdk. Berlin 1902; ders. *Neues zur Geologie Palästinas u. des ägyptischen Niltals* Ztschr. Dtsch. geol. Ges. 62 (1910); ders. *Ägypten in Handb. d. reg. Geol.* Heidelberg 1921; ders. *Die Steinzeit Palästina-Syriens und Nordafrikas* Das Land der Bibel 3, 4 (1921); *The Cambridge Ancient History* I (1923); E. Fraas *Geognost. Profil vom Nil zum Roten Meer* Ztschr. Dtsch. geol. Ges. (1900); C. B. Klunzinger *Bilder aus Oberägypten, der Wüste und dem Roten Meere* Stuttgart 1877; R. B. Newton *Pleistocene shells from the raised Beach Deposits of the Red Sea* Geol. Mag. 1900; L. Petrie *Prehistoric Egypt* London 1925; W. Ramsay *Eustatische nivåförändringar och neolithicum* Ymer 1925; A. Rutot *La géologie de la vallée du Nil et les nouvelles découvertes éolithiques et paléolithiques ...* Bull. Soc. Belge de Géol., Pal. et d'Hydrol. 19 (1905); J. Walther *Die Korallenriffe der Sinaihalbinsel, geol. und biolog. Beobachtungen* Abh. sächs. Ges. Wiss. 14 Nr. 10 (1888).

Hjalmar Larsen

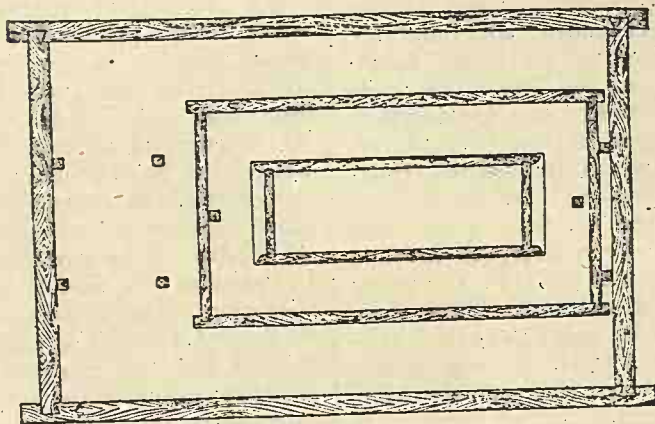
Noin Ula (Mongolei; Tf. 178—181).

§ 1. In der n. Mongolei, s. des Baikal-Sees, 100 km n. von Ulan-Bator-Choto, der Hauptstadt des Landes (früher Urga), 10 km ö. der Straße Kjachta-Urga, wurden im J. 1924/25 eine Anzahl Grabhügel mit überraschend reichen Funden geöffnet, die für die fernasiat. wie für die skytho-sibir. Altertumskunde und die Frage nach den Auswirkungen der antiken Kultur von weittragender Bedeutung sein werden. Zur Zeit liegen darüber nur vorläufige kurze Berichte vor.

§ 2. Die Tumuli, deren Gesamtzahl auf über 200 geschätzt wird, verteilen sich auf drei Gruppen, in den Waldtälern um den Berg N.-U. Die größte Gruppe befindet sich im Suczuke-Tal; von hier stammen auch die wichtigsten Funde. Schon 1912 hatte hier der Ingenieur Ballod



a



b

Noin Ula

a, b. Querschnitt durch die beiden Holzkammern und den Sarg eines Grabes sowie Grundriß derselben. Nach dem Bericht der Expedition Kozlov 1925 Abb. 7 und 8 (hinter S. 22).

Grabungen vorgenommen (die meisten Hügel waren schon seit langem ausgeraubt), deren Ergebnisse z. T. in das Museum in Irkutsk kamen, z. T. durch die Expedition Kozlov (von der Witwe Ballods) angekauft wurden.

Diese begann im März 1924 mit den Untersuchungen von 6 größeren und 4 kleineren Hügeln, im Oktober und Anfang November wurde unter der Leitung von G. J. Borovka und S. A. Teplouchov ein weiterer großer Hügel ausgegraben und im Januar und Februar die Untersuchung schon früher angeschnittener Hügel von der Expedition beendet.

Die Untersuchungen hatten unter großen äußeren Schwierigkeiten zu leiden (Auftreten von Grundwasser bei 6,50 m T., Schneestürme und strenge Kälte im Herbst). Man begnügte sich mit senkrechten Schächten, um die innere Anlage der meist gestörten Gräber aufzudecken und die noch vorhandenen Fundstücke zu bergen.

§ 3. Bei den größeren Kurganen hat man einen 8—14 m t., viereckigen Schacht in den Boden getrieben und von S einen sich langsam senkenden, am Ende abgestuften Dromos an die Grube herangeführt, durch den der Tote in die Tiefe hinabgebracht wurde. Der kastenartige, hölzerne Sarg stand in einer Holzkammer, die wiederum von einer zweiten Holzkammer umgeben war. Ihr Dach ruhte auf den Querlagen der Seitenwände, war aber noch durch 6 in Kapitälern endende Holzsäulen abgestützt (Tf. 178). Der streng orientierte Hügel hatte die Form eines Pyramidenstumpfes von 10—25 m Seitenlänge und 1,5—2,5 m H. und war an den Rändern mit Steinen eingefast, die auch im Aufschutt lagen.

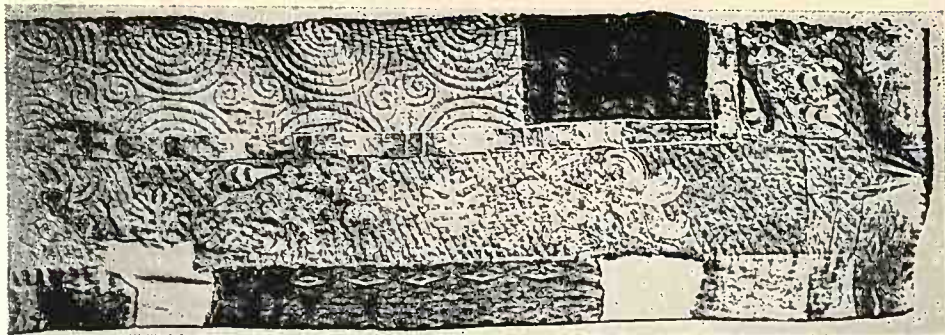
Die Tätigkeit der Grabräuber war erkennbar an den typischen Trichtern im Erdboden, an den durch die Holzkammern gebrochenen Löchern und der Zerstörung, die sie an und bei den Toten angerichtet hatten. Es kam ihnen offenbar nur auf Gold an, so daß Stücke aus diesem Metall in den Noin Ula-Gräbern selten sind. Man fand nur einige wenige Stücke: Beschläge, Plattchen und einige Schmuckstücke (Stierkopf in eingeleger Arbeit).

§ 4. Unter den Metallgegenständen werden bronzene Stangenköpfe, Glöckchen, der Reif eines hölzernen Wagens, ein Stück von einem chines. Spiegel der Han-Zeit (206 v. C. bis 220 n. C.), der Fuß eines skyth. Bronzekessels u. a. genannt. Eisen

ist selten (dreikantige Pfeilspitzen grober Arbeit, Trensen). Holz hatte sich durch das Eindringen des Wassers gut gehalten (Holztäfelchen und Holzstab zur Feuererzeugung). Chronol. besonders wichtig sind chines. Lackarbeiten (vgl. Kratkije otčety Tf. 1 unten; schwarze Schale mit rot aufgemaltem Muster und den Hieroglyphen: „Schan Lin“ und „Kaiserlicher Hof“). Die auf der Scheibe hergestellte einheimische Keramik, in allen Gräbern gefunden, soll mit anderer in Transbaikalien gefundener übereinstimmen. Neben Perlen und Schmuckstücken aus Serdolik, Nephrit (Platte in durchbrochener Arbeit: Kratkije otčety Abb. 15 [neben S. 41]) und Bernstein (zusammengekrümmtes Tier und Bär, beide im skythosibir. Stil) ist merkwürdig die Mitgabe von Haaren (Totenopfer?); auch Zöpfe aus Menschenhaaren wurden gehoben, die z. T. in seidenen Futteralen steckten; ein Grab allein lieferte 17 solcher Zöpfe.

§ 5. Das Hauptinteresse, soweit wir bisher sehen, an den Noin Ula-Funden bieten aber die in den Gräbern angetroffenen, erstaunlich gut erhaltenen Textilien. Hier und da gelang es, vollständige Kleidungsstücke zu heben, so einen seidenen Mantel mit Pelzverbrämung und eine seidene Mütze. In einem Falle war sogar die ganze Kleidung (Oberkleider aus Wollstoff; skyth. Ärmeljacke und Pluderhose, sowie Unterkleider aus Seide) noch zu retten. Hier kann darauf nicht näher eingegangen werden. Als Arbeiten einheimischer Produktion sind nach Borovka zwei Teppiche (Tf. 179a; Filzunterlage, aufgesteppert oder aufgenähter purpurner Wollenstoff) mit Friesen von Tierkampfszenen (Elch und Jak mit Fabeltieren) anzusehen, die im Stil (Tf. 179b, c) völlig mit den bekannten sibir. Goldplaketten (s. Goldfunde E) übereinstimmen (vgl. z. B. Kondakov-Tolstoi *Antiq. Russie Mérid.* S. 392 Abb 353 S. 393 Abb. 354) und uns die engen Wechselbeziehungen, die hier zwischen Textil- und Juwelierkunst bestanden, an auserlesenen Beispielen erkennen lassen. Die Teppichränder dagegen schmückten Streifen chinesischen Seidenstoffes.

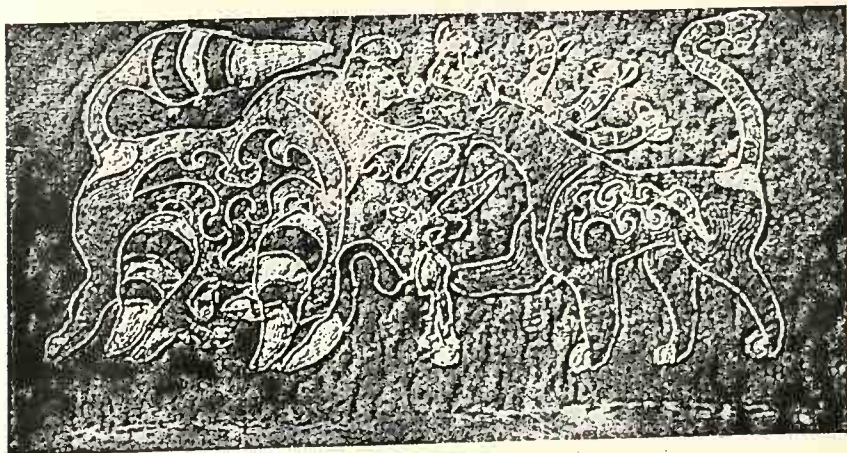
Noch überraschender ist das Auftreten antiker Gewebe (Tf. 180, 181), die sicher-



a



b



c

Noin Ula

a. Teppich. — b, c. Details zu a: Tierkampszenen im skytho-sibirischen Stile.
 Nach dem Bericht der Expedition Kozlov 1925 Abb. 1-3 (hinter S. 40).

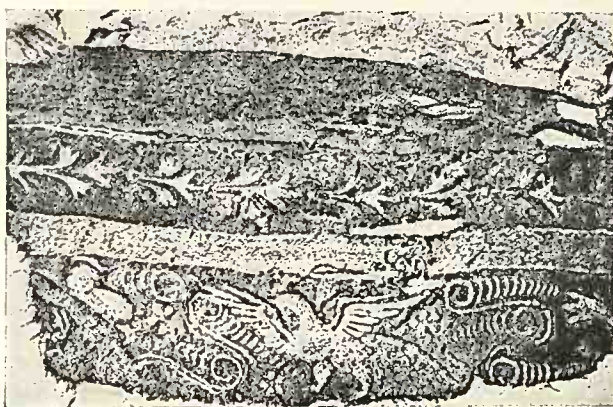


Noin Ula

Griechische Wollstickerei mit der Darstellung berittener Skythen. H. 70 cm, Br. 45 cm.
Nach dem Bericht der Expedition Kozlov 1925 Abb. 9 (hinter S. 40).



a



b



c

Noin Ula

a—c. Griechische Wollstickereien. Nach dem Bericht der Expedition Kozlov 1925.
Abb. 7 und 8 (hinter S. 40) und Tf. 4.

lich aus den griech. Kolonialstädten am Pontus stammen, von dem bisher Textilfunde nur in kümmerlichen Resten erhalten sind (s. Sieben Brüder), im Baikargebiet, das den Hellenen nicht einmal dem Namen nach bekannt war.

Von besonderem Reiz ist die Darstellung berittener Skythen mit äußerst lebendig gezeichneten Pferden (4) in ihrer kennzeichnenden Tracht (Tf. 180). Man kann sich nicht leicht schlagendere Beweisstücke für den Einfluß, den das griech. Kunstgewerbe auf die fernsten Randgebiete des skytho-sibir. Kulturkreises und darüber hinaus bis China ausübt, denken als diese Textilien. — Eine umfassende Publikation der Funde wird von der Eremitage, Leningrad, geplant.

Akademie der Wissenschaften Leningrad: *Kratkije otčety ekspedicii po issledovaniju severnoj Mongolii v svjazi s Mongolo-Tibetskoj Ekspedicii* P. K. Kozlova. Leningrad 1925; Arch. Anz. 1927 S. 341ff. Borovka. M. Ebert

Nola. Campan. Stadt, eine „Neustadt“, dem Namen nach, in osk. Zeit so genannt und doch auch wohl erst entstanden (schon Hekataios fragm. 28 nennt sie eine ausonische Stadt), zu der die Altstadt vielleicht das zwar durch Münzen mit griech. und osk. Aufschriften, aber bis jetzt noch nicht durch identifizierbare Überreste bezeugte Hyrina gewesen ist. N. ist arch. besonders bekannt als FO att. Vasen, die auf glänzend schwarzem Grund rotfigurige Malerei vornehmer, schöner Art zeigen. Amphoren und schlanke Kannen dieser Art werden in der älteren Literatur gern mit der zuerst zu Ende des 18. Jh. von den ital. Antiquaren geprägten Bezeichnung „nolanisch“ benannt. Doch ist dieselbe durchaus nicht exklusiv zu bewerten; denn N. hat schon korinthische und chalkidische Vasen, alsdann alle Arten sf. Vasen sowie einige streng rf., auch mit Meisternamen, geliefert, wie auch lax rf. und spätere nicht fehlen. N. frühes Auftreten als Vasenfundort ist einerseits durch günstige örtliche und persönliche Verhältnisse bedingt gewesen, andererseits durch die starke Nachfrage aus Neapel, wo es in erster Linie der brit. Gesandte Hamilton war, der durch Grabungen und Anlegung zweier bedeutender Sammlungen und deren Veröffentlichung ein Beispiel gab, das unge-

mein anregend wirkte und andere Slg., zuletzt auch die königliche neapolitanische, ins Leben rief (O. Jahn *Einleit. in die Vasenkunde* 1854 S. X—XI; LII—LIX). Die frühe und ganz auf Interessen des Kunsthandels eingestellte Ausbeutung N. hat leider die wissenschaftliche Kenntnis der Nekropolen schwer beeinträchtigt. 1829 galt N. schon eigentlich als erschöpft (Bull. Ist. 1829 S. 18—21 Panofka); die paar Abbildungen Nolaner Gräber in Millins *Vases peints* (Einl.) blieben vereinzelt; die mageren amtlichen Berichte bei Ruggiero (*Scavi di Antich. nell' antico Regno di Napoli* 1888 S. 378—85) sind für die Frühzeit ganz unergiebig; auch über später gefundene osk. Gräber mit Wandmalereien blieb Dunkel gebreitet (Arch. Jahrb. 24 [1909] S. 101 Weege); nur ganz vereinzelt verliert sich einmal in die Notizie eine Nachricht über Gräberfunde in N. (so Notizie 1900 S. 106—110 Patroni über einige Gräber des 6. und 5. Jh.). So ist es denn wichtig, daß aus handschriftlichen Aufzeichnungen des Hauptausgräbers Vivencio zu Anfang des 19. Jh. durch das Verdienst Raiolas kürzlich etwas mehr Licht namentlich auch über Frühgräber gekommen ist, die von den drei Schichten Vivencios die unterste eingenommen hätten. Es wären dies im Urboden angelegte Gruben (*fosse*), in welchen die Toten ohne weiteren Schutz gelegen hätten, hier wie oftmals anderswo wohl so zu verstehen, daß Holzsärgе, die übliche ältere umbrosabellische Bestattungsform, von den Ausgräbern Vivencios nicht mehr beobachtet sind. Schwarze Vasen ohne jede Bemalung hätten die Leichen als Beigaben gehabt, d. h. Tongefäße einheimischer, handgemachter Herstellung, wie sie uns das vorige Kyme (s. d.), Capua (s. d.), Suessula (s. d.) und die Gräber der Sarno-Ebene (v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 549—556) in Menge geliefert haben. Gräber der typisch japygischen Art (Nissen *Landeskunde* II 757) sind nicht gefunden.

Raiola *L'Origine di Nola*² 1919; v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 548—49. v. Duhn

Nomad. S. a. Jagd A § 6, Siedlung, Wirtschaft. — Noch das vergangene Geschlecht fand sich einfach mit der Aufstellung eines Nomadentums, d. h. eines völlig oder zum überwiegenden Teile auf

eine Hirtenwirtschaft gegründeten Zustandes der älteren Menschheit; ab, obgleich Alexander v. Humboldt, dreier Generationen Zeitgenosse, schon in den *Ansichten der Natur* seine sehr gewichtigen Gründe gegen eine solche Möglichkeit erhoben hatte und sie in der Beschreibung seiner Reisen und im *Kosmos* immer mit derselben Kraft und demselben Nachdruck vorbrachte. Schon 1810 machte dann der erste wissenschaftliche Reisende, der Mekka und Medina betrat, Johann Ludwig Burkhardt, für einen Hauptstamm des geschichtlichen Nomadentums geltend, daß die Beduinen Arabiens gar nicht ausschließlich von ihren Herden leben, sondern starker Kornzufuhr bedürfen. Aber beide sonst so geachteten Männer hatten zu ihrer Zeit hierin keinen oder geringen Erfolg. Erst als ich von 1890 an die Gründe Humboldts und Burkhardts wiederholte, hatte ich mehr Glück damit. Diese gehen darauf hinaus: Für die amerik. Kulturen, die doch in Peru und Mexiko im Ackerbau sehr weit gekommen sind, läßt sich durchaus nichts wie eine Hirtenwirtschaft nachweisen; in beiden Ländern hat man auch niemals an etwas wie den Milchgenuß gedacht, den auch das große Kulturvolk der Chinesen seit der ältesten Zeit ablehnte. Man darf daher vor dem Ackerbau nicht überall und immer eine Hirtenwirtschaft als Vorstufe setzen. Die Beduinen aber nähren sich, wie das auch einer ihrer ältesten Vertreter nach der Beschreibung in der Bibel tat, in der Hauptsache nicht von Milch und Fleisch, sondern von Brot- und Breigetreide, die sie sich im Austausch für die Erzeugnisse ihrer Herden verschaffen, wie Burkhardt ausführte.

Nun änderten sich die Ansichten, wozu auch die zahlreichen Getreidefunde aus vorgesch. Zeit beitrugen. Als von der Goltz in seiner *Geschichte der deutschen Landwirtschaft* noch einmal die alte Ansicht mit unvorsichtiger Bestimmtheit aussprach: „Vor den Römern könne von Ackerbau in

Deutschland nicht die Rede sein“, da setzte sich die gegenteilige Meinung erst recht durch (s. Gerste, Hafer, Roggen). Seitdem hat man, wie das übrigens schon Anton (*Geschichte des Ackerbaues bei den alten Deutschen*) annahm, öfter auch gemeint, die Germanen selbst hätten ihre eigene Viehwirtschaft so gesteigert, daß sie sich dadurch in gewisser Weise dem Nomadentum oder besser der Hirtenwirtschaft genähert hätten.

Die große Schwierigkeit liegt ja geschichtlich in dem merkwürdigen Bilde, das uns die Zeit der sog. Völkerwanderung zeigt. Wenn damals, wie man früher annahm, ganze Völker ihre geschichtlich gegebenen Gebiete verlassen und völlig neue Länder in entfernteren Zonen aufgesucht hatten, so waren diese Zustände natürlich sehr viel leichter zu verstehen, wenn man an eine mit ihren Herden wandernde Bevölkerung dachte. Es wird wohl noch lange eine offene Frage bleiben, wie diese eigentümliche Erscheinung der germ. Völkerwanderung zu erklären ist. Wir sind doch jetzt zumeist der Anschauung, daß für die BZ und die EZ eine lange Spanne ruhiger Entwicklung und Seßhaftigkeit angenommen werden muß; freilich haben wir ja in der letzten Zeit gerade aus der Vertiefung der Kenntnis unserer Vorgeschichte die Gewißheit großer Wanderungen auf der einen Seite, auf der anderen Seite aber einen viel häufigeren und viel wirksameren Verkehr auch sehr entfernter Völker ohne solche Wanderungen annehmen müssen. Wir haben dann aber auch an den durchgreifenden Einfluß einer wenig zahlreichen, dafür geistig um so kräftigeren, ethnischen Schicht zu denken. Aber an eine durch ihre Hirtenwirtschaft an sich auf das Wandern angewiesene Bevölkerung auf dem Boden Europas glauben wir nicht mehr. Ed. Hahn

Noppenring s. Aunjetitzer Kultur § 11, Böhmen-Mähren D § 37, Nordischer Kreis B § 1.

VERIFICAT
2017

VERIFICAT
1987



VERIFICAT
2007